Allgemeine Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage
unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Zwölfter Band.

Das Zeitalter der unumschränkten Fürstenmacht im 17. und 18. Jahrhundert.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1887.

Allgemeine Weltgeschichte.

Zwölfter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Zwölfter Band.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1887.

Das Zeitalter

der

unbeschränkten Fürstenmacht

im

siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1887.

Inhaltsverzeichnis.

A. Frankreich nach Heinrichs IV. Tod.

Litteratur. Die in Bd. X, 2 und Bd. XI, 367 aufgeführten größeren Bücher über die Geschichte Frankreichs im sechzehnten Jahrhundert erstrecken sich guten Teils auch über das siebzehnte Jahrhundert. So die Werke von Henri Martin, Jul. Michelet, M. C. Dareste, E. A. Schmidt, L. v. Ranke, Fr. v. Raumer, Häusser-Oncken, die Monographien von Guizot über die franz. Geschichte u. a. — Für die Periode, die in dem nachstehenden Abschnitt zur Darstellung kommt, sind neben den Memoiren von d'Estrées, Bassompierre, Montresor, Pontchartrain, Rohan, Duc d'Orleans u. a. von besonderer Wichtigkeit: Grammondi historiarum Galliae ab excessu Henr. IV. libri XVIII. Tolosae 1643. fol.; Hist. de Louis XIII par Dupleix (Par. 1643) und par Bernard (Par. 1646), beide in Fol.; Le Vassor, Hist. de Louis XIII. ed. 3. Amst. 1701. 10 voll. 8.; Hist. du regne de Louis XIII. par M. de Bury. Par. 1768. 4 voll. 12.; Bazin, Hist. de Fr. sous L. XIII. Par. 1838. 8. Armand Baschet, Le Roi chez la Reine ou Histoire secrète du mariage de Louis XIII et d'Anne d'Autriche. Paris 1864. — Vie de Marie de Medicis. 1774. 3 voll.; Lottin v. Laval, Maria v. Med. D. v. A. Schäfer. Heid. 1835. 2 voll.; Histoire de la mère et du fils par F. E. de Mézéray (oder richtiger von Richelieu selbst). Amst. 1730. 2 voll. und dazu:

Über Richelieu: Mémoires (Journal) du Card. de Richelieu in der Collect. de Petitot. Par. 1823. t. X ff. Aubery, Histoire du Card. Duc de Rich. Paris 1650. fol. und dazu von demselben Autor: Mémoires pour l'hist. du Card. Duc de Rich. (1635—1642.) Par. 1660. 2 voll.; Le Clerc, Vie du Card. de R. Amst. 1753. 5 voll. 12.; Jay, Hist. de Rich. 1816. 2 voll.; Avenel, Lettres, instr. cet. du Card. de R. Par. 1853. 3 voll.; Parmentier, Étude sur un supplément inédit des Mémoires de Richelieu. Paris 1878; Capefigue, H. de Rich. 1835 ff.; Martineau (Aimé), Le card. de Rich. Par. 1870. — Über die Hugenotten die in Bd. XI. S. 367 f. angeführten Schriften, besonders die Hist. de l'Edit de Nantes von Benoit. Dazu noch: Soulier, Hist. du Calvinisme cat. Paris 1686. 4.; Bentivoglio, Relazioni cet. Colon. 1630; (Chabans) Hist. de la guerre des Hug. cet. Paris 1634. 4.; (Rhulières) Eclaircissements historiques sur les causes de la revocat. de l'Edit de Nantes cet. 1788. 2 voll. 8.; J. Quick, Synodicon in Gallia reform. etc. Lond. 1692. 2 voll. f.; Puyot (Abbé), Louis XIII. et le Béarn cet. Par. 1872; Perrens, L'église et l'état en France sous Henri IV. et Marie de Med. Par. 1873. 2 voll. — Über die Zeit der Fronde und Ludwigs XIV. minderjährige Regierung: (Mailly) L'Esprit de la Fronde cet. Paris 1772. 5 voll. 12.; St. Aulaire, H. des guerres de la Fronde. Par. 1827. 3 voll. Auch Deutsch: Leipzig 1827. Chéruel, Histoire de France pendant la minorité de Louis XIV, 4 voll. Paris 1879—80; Derselbe, Histoire de France sous le ministère de Mazarin. 3 voll. Paris 1883; Derselbe, Lettres du cardinal Mazarin pendant son ministère, 1. u. 2. vol. Paris 1872 u. 79. — Zahlreiche Memoiren der in die Begebenheiten und Intrigen verflochtenen Persönlichkeiten wie Retz, Joly, Larochefoucauld, Herzogin von Nemours (Longueville), Talon (Parlamentsrat), Montglat, Herzog von Bouillon, Tavannes, Rochefort, Madame de Motteville (Neue Aus-

gabe 1814—1816) u. a. m. Freer, The regency of Anne of Austr. Lond. 1866. 2 voll.; Gal. Gualdo Priorato, Hist. du ministère du Card. Mazarin. à la Haye 1681. 2 voll.; Chantelauze, Le cardinal Retz et l'affaire du chapeau, 2 Bde. Paris 1878; Derselbe, Louis XIV et Marie Mancini d'après de nouveaux documents 1 Bd. Paris 1880; Coste, Hist. de L. de Bourb. II. prince de Condé. La Haye 1738. 2 voll. 4.; Desormeaux, Hist. de L. de Bourb. Pr. de Condé. Par. 1766—1768. 4 voll. 4.; Ramsay, Hist. du Vicomte de Turenne. Par. 1735 2 voll. 8.; Raguenet, Hist. du Vicomte de Tur. à la Haye 1738. 2 voll. u. a. W.

I. Die Regentschaft Marias von Medici.

1. Neue Parteiungen.

Veränderte Politik. Dem ersten bourbonischen König war die große Mission zugefallen, das unter den Valois der Auflösung nahe gebrachte französische Reich durch die Idee der Erbmonarchie, des legitimen Königtums aufzurichten, zu stärken und zur europäischen Großmacht zu erheben. Seine Aufgabe mußte es daher sein, im Innern die einander widerstrebenden Elemente zu versöhnen und ihre Thätigkeit zu einem gemeinsamen Ziel zu vereinigen, nach außen der spanisch-österreichischen Weltmacht einen Gegensatz zu schaffen, kräftig genug, das politische Übergewicht der Habsburger in gewissen Schranken zu halten. Zu dem Ende hatte Heinrich IV. die Calvinisten durch das Edikt von Nantes in ihren religiösen und politischen Rechten sichergestellt, hatte er den Adel durch Gunst oder Strenge zur Anerkennung der königlichen Autorität und zum Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit genötigt, hatte er durch Sparsamkeit und geordneten Staatshaushalt der Krone eine feste materielle Unterlage gegeben, hatte er Schritte gethan, der spanisch-österreichischen Übermacht mit den Waffen entgegenzutreten, hatte er gegenüber dem aggressiven Vorgehen der jesuitisch-hierarchischen Eroberungspolitik des Romanismus die Fahne der Gewissensfreiheit und Toleranz aufgepflanzt. Alle diese Ideen und Tendenzen waren in Thätigkeit, waren in dem stetigen Gang zur Verwirklichung begriffen; um sie aber sicher hinauszuführen, ihnen die organische Vollendung zu geben, dazu hätte es des kräftigen Armes und des starken Willens, die sie ins Werk gesetzt, noch auf eine lange Reihe von Jahren bedurft. Mit Heinrichs IV. Leben wurden auch seine Schöpfungen zerschnitten. Das Hervortreten aller dieser Faktoren und Elemente zu eigenwilliger Entfaltung, der Widerstreit der aus ihrer bisherigen Gebundenheit sich befreienden Kräfte der Opposition untereinander und wider das noch kaum befestigte Königtum bildet das geschichtliche Leben in den nächsten Jahren nach Heinrichs IV. Ermordung. Sein Sohn Ludwig stand erst im zehnten Jahre seines Alters, es mußte daher eine Regentschaft bestellt werden.

Die Regentschaft Marias von Medici. Wie uns aus der Geschichte der Söhne Heinrichs II. bekannt, waren die nächsten Agnaten der Königsfamilie nach Gesetz und Herkommen berechtigt, das interimistische Herrscheramt in die Hand zu nehmen; aber wie bei dem Tod Franz' II. Katharina von Medici sich die vormundschaftliche Re-

gierung anzueignen wußte, so bewirkten jetzt die Mitglieder des Konseils und mehrere einflußreiche Adelshäupter, vor allen die Minister Jeannin und Villeroi, die Herzöge von Epernon und Guise, gestützt auf den Vorgang bei Karls IX. Thronbesteigung, daß das Parlament auf den Wunsch des jungen Königs seiner Mutter Maria von Medici die Regentschaft und Vormundschaft bis zur Volljährigkeit Ludwigs XIII. übertrug. Als der Prinz von Condé von Mailand herbeikam, um seine Ansprüche geltend zu machen (IX, 486), fand er das neue Regiment bereits eingerichtet. Es blieb ihm und seinem Oheim, dem Grafen von Soissons, nichts übrig, als durch revolutionäre Umtriebe, wie jener sie schon in Brüssel begonnen, der Regierung Opposition zu machen und sie nicht zu einem kräftigen gesicherten Dasein kommen zu lassen. Zwar die Gültigkeit der Ehe Marias von Medici und die legitime Thronberechtigung Ludwigs wagte der Prinz nicht länger zu bestreiten, da er von Rom aus belehrt worden war, daß die Ehe unter der Sanktion der Kirche abgeschlossen worden und ihre Gültigkeit über jeden Zweifel erhaben sei, aber er wollte die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in seiner Hand haben, im Staatsrat das gebietende Wort sprechen, die Königin-Regentin nötigen, sich nach seinem Willen zu richten, seiner Politik und seiner unbegrenzten Ehrsucht zu dienen. Er mochte hoffen, die spanische Regierung, die sich ihm in Brüssel so entgegenkommend gezeigt, die seine Gemahlin trotz der Drohungen des leidenschaftlich verliebten Königs Heinrich IV. wie gegen ihren eignen Willen und den Wunsch ihres Vaters in den Niederlanden zurückgehalten, würde auch ferner auf seiner Seite stehen; allein Philipp III. fand eine Familienverbindung, wie Maria von Medici sie im Auge hatte, den habsburgischen Interessen mehr zusagend; ohne den ehrgeizigen Absichten des Prinzen geradezu feindselig entgegenzutreten, begünstigte der Madrider Hof doch in erster Linie die Heiratspolitik der französischen Regentin. Es wurde verabredet, daß der junge König mit der ältesten Infantin Donna Anna, seine älteste Schwester, Elisabeth de France mit Don Philipp, Prinzen von Spanien, vermählt werden sollte, eine Doppelehe, die für die dynastischen und politisch-religiösen Tendenzen der habsburgischen Großmacht sehr fördersam werden konnte.

Allein mochte dem Prinzen von Condé auch der spanische Beistand abgehen, er fand in Frankreich selbst noch Elemente des Widerstands genug vor, an die sich sein unruhiger Ehrgeiz anlehnen konnte. Zur Zeit der Ligue war das französische Königtum der Auflösung nahe gebracht worden, die feudalen Gewalten hatten sich von der monarchischen Autorität fast ganz unabhängig gemacht; die alten Zeiten dynastischer Selbstherrlichkeit schienen zurückgekehrt. Nur einem so kraftvollen und zugleich so volkstümlichen König wie Heinrich IV. konnte es gelingen, den unbotmäßigen Herrenstand zu bändigen oder zu versöhnen, der Krone Macht und Souveränität zurückzugeben. Wir wissen an dem Beispiel von Biron (IX, 481), daß der König selbst zu Hinrichtungen schreiten mußte. Bis

Opposition der Adelshäupter.

1*

an sein Lebensende war die Aufrichtung der königlichen Autorität sein wichtigstes Anliegen gewesen. Mit seinem Tod zerrissen die Bande, durch die er mit fester Hand die widerstrebenden Geister zusammengehalten hatte; die alten Unabhängigkeitsgelüste regten sich wieder bei den Adelsgeschlechtern; die Magnaten, insbesondere die fürstlichen Häupter alter herrschaftlicher Häuser, die auch meistens die Gouverneurstellen der Provinzen innehatten, wünschten für Frankreich ähnliche Zustände wie sie in Deutschland herrschten: selbständige Landesfürsten, die das Reichsoberhaupt wählten und dessen Gewalt durch Verträge in enge Grenzen einschlossen; eine fürstliche Autonomie, wie sie zur Zeit der Ligue so manchen Großen vor der Seele stand, war auch jetzt noch das Ziel der Sehnsucht ehrsüchtiger Feudalherren. Nicht nur die Prinzen von Geblüt, die Condé, Soissons u. a., auch die Glieder des Guiseschen Hauses, mächtig durch ihre Schätze und durch einflußreiche Familienverbindungen, auch die Herzöge von Bouillon, von Nevers, von Epernon suchten die zerfahrenen Zustände unter der schwachen weiblichen Regentschaft zu ihrem Vorteil zu benutzen, durch Trotz und aufrührerische Umtriebe ihre Machtstellung und ihre Einkünfte zu mehren, oder auch ihren Haß und ihre Rachsucht zu befriedigen. Kam es doch vor, daß der Chevalier de Guise einen ehemaligen Anhänger des Hauses, den Baron de Luz, der die Partei gewechselt, mit den Waffen anfiel und tötete, ohne daß man gewagt hätte, ihn zur Strafe zu ziehen.

Die hugenottische Union. Und auch die Hugenotten, deren Führer ja der hohen Aristokratie angehörten, trachteten bewußt und unbewußt nach demselben Ziel. Durch das Edikt von Nantes mit großen Freiheiten und Privilegien ausgestattet, im Besitz eigner Festungen und Sicherheitsorte, eigner Vertreter am Hof und bei der Regierung, bildeten die Reformierten Frankreichs eine Art Staat im Staate. Mit der dem Calvinismus eigentümlichen Organisationsgabe hatten sie Einrichtungen geschaffen, worin religiöse, kirchliche und politische Elemente geschickt verflochten waren. Während sie auf Grund der Genfer Kirchenverfassung (X, 639) für ihre inneren Angelegenheiten, für ihr kirchliches und religiöses Leben regelmäßige Versammlungen anordneten, die von der Gemeindesession oder dem Konsistorium, durch Kolloquien (Presbyterien) oder Kreisversammlungen zu den Provinzialsynoden und endlich zur Generalsynode in gesetzmäßiger Gliederung aufstiegen, richteten sie zugleich für ihre Beziehungen zum Staat und zur Regierung eine in ähnlicher Stufenfolge gegliederte Vertretung der hugenottischen Gesamtheit ein, von den Familienvätern in den Gemeinde- und Provinzialräten durch die Kreisversammlung zur Generalversammlung fortschreitend. Hier wurde Beratung gepflogen über alle Anliegen kirchenpolitischer Natur; hier wurde die Namensliste aufgestellt, aus welcher der König die zwei reformierten Bevollmächtigten ernannte, die am Hof die Interessen der hugenottischen Konföderation wahrten; hier wurden über alle Verhältnisse und Beziehungen zum Staat und zur katholischen Kirche Beschlüsse gefaßt, eine Art Nebenregierung mit Landtagen, durch Vertragsgesetze geregelt und festgestellt. Nach Art der römisch-katholischen Kirchenprovinzen hatten sie eine Kreiseinteilung für das reformierte Frankreich entworfen, damit die zerstreuten Glieder der Religionsgenossenschaft gemeindlich und kirchlich zusammengefaßt und mit der Gesamtheit in Verbindung gehalten würden. Die Bedürfnisse für ihre Geistlichen und Kirchen, deren Zahl sich etwa auf 750 belief, für ihre Schulen, Kollegien und

Akademien, sowie für die Unterhaltung der Festungen und Garnisonen mußten sie größtenteils aus eignen Mitteln bestreiten, doch erhielten sie nicht unbeträchtliche gesetzlich normierte Zuschüsse von der Regierung. Der Kern der hugenottischen Bevölkerung wohnte in den südwestlichen und südlichen Provinzen; La Rochelle war gewissermaßen die Hauptstadt und das Bollwerk der calvinischen Konfessionsgemeinschaft, in Montauban, Nimes, Saumur bestanden höhere Anstalten für geistliche und weltliche Studien; aber auch im Norden, im Herzogtum Bouillon bildeten die Reformierten eine kompakte Masse, zu der die herzogliche Familie gehörte (XI, 462, 482); die Hauptstadt Sedan besaß eine reformierte Akademie, eine Pflanzschule protestantischen Glaubens in den benachbarten Landschaften. Dieser festgeordneten kirchlichen und politischen Organisation entsprach die innere Lebenskraft der hugenottischen Bevölkerung, ihre gesellschaftlichen Zustände, ihre sittlich-religiöse Bildung, ihre wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit. Die Versorgung und Verpflegung der Armen und Kranken wurde mit Umsicht und christlicher Liebe ausgeübt: Fleiß, häusliche Zucht und Sparsamkeit waren von jeher hervorragende Tugenden der reformierten Religionsverwandten; der dadurch erzeugte Wohlstand, die bürgerliche Ordnung in Haus und Gemeinde waren der Gegenstand des Neides der Katholischen; von der calvinischen Litteratur wurde schon früher gesprochen (X, 709 ff.); auch die theologischen Studien fanden Pflege: von Duplessis Mornay ist mehrfach die Rede gewesen; in seinem Hause als Lehrer seiner Enkel lebte einige Zeit Daillé, später reformierter Prediger in Paris, dessen Buch „über den Gebrauch der Kirchenväter" sowohl wegen seiner inneren Gediegenheit als wegen des schönen lateinischen Stils allgemeine Anerkennung fand; die Familie Banage aus der Normandie hat drei Generationen hindurch kräftige Streiter ihres Glaubens in Schrift und Rede geliefert und der feingebildete, redegewandte Jean Claude war eine Zierde und eine Säule des calvinischen Gemeinwesens, als schon die Wetter der Trübsal und Verfolgung über die Bekenner der „sogenannten reformierten Kirche" hereinbrachen.

Auch der Herzog von Sully blieb bis zu seinem Tod dem Glauben seiner Jugend treu. Wie oft er sich auch mit den Eiferern der Synode herumstritt, die ihm vorwarfen, daß er die Interessen des Königs höher stelle als die der Religion, er hielt an dem katholischen Hof bei der kirchlichen Fahne fest, unter der er seinem König solange gedient. Jetzt trat aber eine Wendung in seiner Lebensstellung ein. Wir wissen, daß durch seine Steuerreformen und seine weise Staatshaushaltung die Finanzen des Reichs in blühenden Zustand gebracht worden; auch König Heinrich IV. war ein guter Haushalter gewesen. Die Regentin fand daher bei ihrem Regierungsantritt eine gefüllte Staatskasse. Aber wie bald änderte sich das! Maria von Medici teilte nicht die bürgerlichen Neigungen ihres Gemahls: sie liebte Glanz und Pracht; auf öffentlichen Aufzügen und in den Prunkgemächern des Schlosses überstrahlte sie alles mit ihren Juwelen, mit ihrem Schmuck und ihren vornehmen Gewändern; das Vergnügen war ihr Feld, die Pflege ihrer Schönheit ihre Hauptsorge; mit ihrer Verwandten, der früheren Königin Katharina von Medici, hatte sie den Familienstolz, die Herrschsucht, den Hang zu Intrigen gemein, auch fehlte es ihr nicht an Verstand und in der Liebe zur Kunst und zu feiner Hofbildung huldigte sie der Richtung und den Traditionen ihres Hauses; aber sie besaß nicht die glühende

Sully und der neue Hof.

Leidenschaftlichkeit und Ränkesucht ihrer Vorgängerin. Während Katharina ihre Umgebung beherrschte oder forttrieb, stand Maria unter dem Einfluß einer willenskräftigen Hofdame von geringer Herkunft, Leonore Galigai, die von Jugend auf um sie gewesen und ihre Gebieterin, der sie von Florenz nach Frankreich gefolgt war, wie mit Zauberbanden an sich gefesselt hielt. Durch die Galigai erlangte auch ihr Gemahl Concino Concini, der aus einer angesehenen toscanischen Bürgerfamilie stammend nach einer wildverlebten Jugend bei der Überfahrt auf derselben Galeere ihre Hand erworben, hohe Gunst bei Hof, die er zu seiner Bereicherung und zu seinem Vorteil zu nutzen wußte. Als er sah, wie die französischen Edelleute sich ihre Dienste oder ihren guten Willen durch Jahrgelder, Würden und Ämter bezahlen ließen, wie Epernon, der die Proklamation Marias als Regentin dem Parlament durch Drohungen abgetrotzt hatte, mit der Befehlshaberstelle von Metz belohnt ward, der Graf von Soissons, damit er sich ruhig verhalte, eine Summe von 200,000 Ecus und eine Pension von 50,000 nebst dem Gouvernement der Normandie empfing, wie die Königin dem Herzog von Guise 100,000 Ecus zur Bezahlung seiner Schulden gewährte und ihm die Hand der reichen Witwe des Herzogs von Montpensier verschaffte, wie der hohe Adel ein wahres Treibjagen anstellte nach Jahrgeldern, Staatsämtern, Titeln und Ehrenstellen: da blieb auch Concini nicht zurück. Er kaufte sich mit dem Geld der Königin die Markgrafschaft d'Ancre in der Pikardie, er beutete die unbegrenzte Gunst, die Maria seiner Gemahlin und ihm selbst erwies, in so reichlichem Maße aus, daß er an Aufwand und vornehmen Leben in kunstgeschmückten Palästen keinem der eingebornen fürstlichen Herren nachstand; er erwarb sich später den Rang eines Marschall von Frankreich, obwohl er nie im Krieg gewesen war, und die Würde eines Gouverneurs von Amiens. Diese Verschleuderung der Staatsgelder und Staatswürden ging dem Minister Sully zu Herzen; er sah ein, daß sein Regiment vorüber sei, daß das bourbonische Königtum, dessen Aufrichtung und Befestigung das einzige Ziel seines Lebens gewesen, wieder aus den Fugen gehe, daß sein Verwaltungs- und Finanzsystem keine Geltung mehr bei Hof und Regierung finden würde. Gehaßt von den Edlen und Günstlingen, die in ihm den Hauptgegner ihrer selbstsüchtigen Pläne erblickten, bedroht von seinen Feinden, besonders von Soissons, Bouillon, Concini, bei der Regentin ohne Einfluß, als Hugenotte von der päpstlichen Kamarilla am Hof übel angesehen, wie sollte er der herrschenden Strömung widerstehen? Er nahm in einem kurzen stolzen Schreiben an die Königin Abschied von dem „Tempel der Göttin Moneta", verließ Arsenal und Bastille und
Jan. 1611. zog sich auf seine Besitzungen in Poitou zurück.

Konfessionelle Parteirichtungen. Mit Sullys Ausscheiden und mit den spanischen Heiratsverträgen ging der Pariser Hof zu einer andern Politik über, als die von Heinrich IV. ergriffene. Die Verbindungen mit den protestantischen Höfen und Regierungen (XI, 783) wurden aufgegeben, die Armee trennte sich nach der Einnahme von Jülich von dem branden-

burgisch-holländischen Heer und kehrte nach Paris zurück; der spanisch-österreichischen Weltherrschaft wurde freie Hand gelassen; die ultramontanen Tendenzen, wie sie zur Zeit der Ligue durch die jesuitisch-spanische Propaganda genährt worden, traten wieder offen und angriffsweise hervor. Die Idee von der Allgewalt des Papstes wurde nicht nur gegen die Reformierten, sondern auch gegen den Gallikanismus verfochten, der bei der Sorbonne und im Parlament seine Anhänger hatte. Je mehr durch die Jesuiten Mariana, Bellarmin u. a. (XI, 31, 32) die Lehre von der päpstlichen Autorität auf die Spitze gestellt ward, desto schärfer betonte die Sorbonne, besonders ihr damaliges Haupt, der redegewandte charakterfeste Edm. Richer, die royalistisch-gallikanischen Prinzipien und schrieb die höchste Macht in kirchlichen Dingen nicht dem Papst, sondern der Kirche selbst in ihren großen hierarchischen Ordnungen zu; nicht dem sichtbaren Oberhaupt und Vorsteher der Kirche, sondern den allgemeinen Konzilien wohne die Infallibilität bei. Maria von Medici war dem Kirchenfürsten in Rom, der ihre Ehe geheiligt, in voller Hingebung zugethan. Der päpstliche Nunzius, der spanische Gesandte und Pater Cotton, Heinrichs IV. Beichtvater, bildeten mit Epernon und Concini den kleinen intimen Rat, der die Entschlüsse und Handlungen der Regentin bestimmte. Die Anträge und Beschwerden, welche die Hugenotten auf einer allgemeinen Versammlung zu Saumur unter dem Vorsitz von Duplessis Mornay an die Regierung richteten: Beseitigung einiger dem Edikt von Nantes bei der Verifikation hinzugefügten Beschränkungen, Gleichstellung ihrer Geistlichkeit und Schulen mit den katholischen, Weglassung des Zusatzes „sogenannt" (pretendue) vor „reformierte Kirche", direkte Wahl der Generaldeputierten durch die Versammlung u. a. fanden keine günstige Aufnahme. Man suchte durch einige unbestimmte Zusagen zu beruhigen und gewährte nur, was nicht wohl zu umgehen war. Wenn man das Edikt von Nantes noch nicht anzugreifen wagte, so geschah es nur aus Furcht vor der durch ihre kirchliche und politische Verbrüderung geschlossenen Macht der reformierten Konfessionsgenossenschaft. Ihr entschiedenes Auftreten zu gunsten des Herzogs von Sully und seines Schwiegersohnes, des Herzogs von Rohan, hielt die Regierung ab, in ihren feindseligen Maßregeln gegen diese protestantischen Edelleute weiter vorzugehen. Sully wurde in seiner Zurückgezogenheit rücksichtsvoll behandelt und Rohan blieb Oberbefehlshaber von St.-Jean d'Angely, einem der bedeutendsten Sicherheitsplätze der Hugenotten. Heinrich von Rohan verband einen unternehmenden Geist und energischen Charakter mit Sittenstrenge, Bildung und ausgebreiteten durch große Reisen erweiterten Kenntnissen. Er war zugleich Staatsmann und Feldherr. Im Gegensatz zu Bouillon und Lesdiguières, welche ihren Einfluß bei den Glaubensverwandten häufig im eignen Interesse, zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Absichten zu verwerten suchten, handelte Rohan nach dem Spruch: Einigkeit macht stark, und arbeitete unermüdlich an der Erhaltung und Befestigung des hugenottischen Glaubensbundes. Die Reformierten sahen in ihm einen zweiten Coligny. Seinem festen Auftreten gegenüber dem Herzog von Bouillon, einem persönlichen Gegner von Sully, hatte es die Partei, als sie auf einer Versammlung der südwestlichen Provinzen in Larochelle ihre Forderungen Sept. 1612. wiederholte, zu verdanken, daß die Regierung in einigen Stücken nachgab. Aber der Riß, der seitdem durch die reformierte Konföderation zog und sie in eine strengere und gemäßigtere Partei spaltete, brach ihre einheitliche Kraft.

Condés Umtriebe.

Wenn die Regentin glaubte, durch ihre unbesonnene Freigebigkeit sich eine ruhige Regierung zu verschaffen, so sollte sie bald enttäuscht werden: sie vergeudete ihre Hilfsmittel und vermochte doch die Habgier und den Ehrgeiz der Großen nicht zu stillen. Man sagte richtig, sie suche das Feuer zu löschen mit Öl.

Sie sollte bald gewahr werden, wie wenig Dank sie sich erworben. Als der
22 Juli 1610. Prinz von Condé im Juli aus Italien zurückkehrte, wurde er wie im Triumph empfangen. Auch er verschmähte es nicht, sich eine Pension von 200,000 Franken und einen Palast in Paris zuteilen zu lassen, ohne darum seine ehrgeizigen Pläne aufzugeben. Bald stellte er die Forderung an Maria, daß sie ohne seine Teilnahme nichts von Wichtigkeit vornehme oder berate; in seinem Gouvernement Guienne wollte er keine königliche von ihm unabhängige Besatzung dulden; als erster Prinz von Geblüt wollte er an dem Regiment teilnehmen. Er warb Freunde und Anhänger unter dem Adel, er trachtete nach Popularität bei dem Volk, er näherte sich den Hugenotten. Gehörte er auch selbst bereits der katholischen Kirche an, so war doch der Name seines Geschlechts mit der Geschichte des reformierten Frankreich aufs innigste verflochten. Bald war der Prinz das Haupt aller Unzufriedenen; alle neuerungssüchtigen, ehrgeizigen, unruhigen Geister schlossen sich an ihn an; das anarchische Treiben von ehedem drohte wiederzukehren und den von Heinrich IV. mühsam geschaffenen Einheitsstaat
Nov. 1612. aufs neue aufzulösen. Der Tod seines Oheims, des Grafen von Soissons, der sich leicht zu seinem Rivalen aufwerfen konnte, erhöhte seine Macht und seine Ansprüche; der achtjährige Erbe des Namens stand ihm nicht im Wege. Die Anmaßung Concinis, welcher der Königin immer neue Gnadenerweisungen abzuringen verstand, und der Mißbrauch, den die Galigai von ihrer Stellung zur Aufhäufung von Schätzen machte, kamen den Unzufriedenen zu statten. Wie unter Karl IX. schrieb man alles Ungemach, alle Verwirrung und Schädigung der nationalen Interessen der Mediceerin und ihren italienischen Günstlingen zu. Durch sie werde der französische Staat nach innen und außen geschädigt.

Die Adelskoalition. So kam es dazu, daß im Anfang des Jahres 1614 die angesehensten
Jan. 1614. fürstlichen Häupter, der Prinz von Condé, die Herzöge von Bouillon, Mayenne, Nevers, Longueville, Vendome sich in Mezières zu gemeinsamer Aktion vereinigten und Rüstungen vornahmen. Aber auch hier sucht man vergebens nach höheren politischen oder nationalen Zwecken: den Hauptinhalt der Beschwerdeschrift, die sie als Herausforderung an die Regentin richteten, bilden die Vorwürfe, daß man nicht sie, sondern andre in den geheimen Rat und in die hohen Ämter und Befehlshaberstellen berufen; dadurch sei alles Unheil über die Nation gekommen. Sie forderten die Einberufung der Reichsversammlung, durch welche die Mißstände beseitigt, die notwendigen Reformen getroffen, die Wunden des
27. Febr. kranken Staats geheilt werden sollten. Die Regentin erließ ein Gegenmanifest, worin die Beschwerden der Prinzen und Edelleute zurückgewiesen und das selbstsüchtige und ehrgeizige Trachten derselben als Hauptquelle ihres anarchischen Treibens dargestellt wurde; anstatt aber, wie Jeannin und Villeroi rieten, die Entscheidung der Waffen zu suchen, trat sie, der Ansicht des Kanzlers Sillery und der Galigai folgend, mit den Aufständischen in Unterhandlung. In dem
Mai 1614. Vertrag von St.-Ménehould wurden dem Prinzen und seinen Verbündeten

einige Forderungen bewilligt, ihr Auftreten, als im Dienste des Königs ohne böse Absichten unternommen, verziehen und die Einberufung der Generalstände zugesagt.

Die letzten Generalstände. 1614.

a. Parteistellung.

Die Generalstände traten denn auch, nachdem im Parlament Ludwig XIII. für volljährig erklärt worden, im Oktober im Augustinerkloster zu Paris zusammen, um, wie es in den Einberufungsschreiben hieß, für die gute Leitung der Geschäfte in der Verwaltung, in der Justiz und im Staatshaushalt Sorge tragen und Mittel und Wege zur Erleichterung des Volks finden zu helfen. Schon aus der Zusammensetzung der Versammlung konnte man erkennen, wie wenig die Nation von diesen Vertretern der drei Stände erwarten durfte; unter den 464 Bevollmächtigten waren 140 Geistliche, 132 Adlige und 192 Mitglieder des dritten Standes, fast lauter Justiz- und Finanzbeamten. In den Reihen der Geistlichen sah man einen jungen Kleriker, Jean Armand Duplessis von Richelieu (geb. 5. September 1585), Sohn eines royalistisch gesinnten Edelmanns aus Poitou, der auf seiten der Könige Heinrich III. und Heinrich IV. gegen die Ligue gestanden. Vor dem kanonischen Alter zum Bischof von Luçon in Niederpoitou ernannt, wußte er trotz seiner Jugend sich bald bemerklich zu machen. Die Regierung hatte nicht gerade viele Freunde; verschiedene Flugschriften, welche während der Wahlen veröffentlicht worden, hatten das politische und kirchliche System, das die Regierung seit vier Jahren befolgt, in seiner Schädlichkeit dargestellt und Reformen vorgeschlagen; aber jeder der drei Stände hatte seine eignen Interessen im Auge, die oft nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gingen; wie sollte man da zu einer Verständigung, zu einem gemeinsamen Resultate kommen? Wohl waren die meisten von dem Gefühl durchdrungen, daß man sowohl im Steuerwesen, wie in den politischen und kirchlichen Zeitfragen wieder zu den Prinzipien zurückgreifen müsse, die unter Heinrich IV. in Anwendung gekommen: man müsse im Innern die Lasten des Volks erleichtern und eingerissene Mißbräuche abstellen, nach außen die nationalen Rechte und die Macht und Souveränität des legitimen Königtums gegen die klerikalen Übergriffe und papistischen Brandschriften verteidigen. Aber über die Mittel und Wege war keine Vereinigung zu erzielen: Wenn der Adel auf Abschaffung der Paulette (XI, 480) und des Ämterverkaufs drang, wodurch die wichtigsten Richter- und Verwaltungsstellen, vor allem die Sitze in den Parlamenten, in die Hände der reicheren Bürgerfamilien kamen, so verlangte dieser als Entgelt für jenes große Opfer, daß die hohen Jahrgelder, Gehalte und Ehrengeschenke, wodurch der Hof sich die Gewogenheit und Treue des Adels und der Großen zu erkaufen suchte, eingestellt und die Ersparnisse zur Verminderung der Taille und andrer Abgaben verwendet werden sollten, eine Forderung, die natürlich bei den vornehmen Herren wenig Gnade fand. Welchen Eindruck mußte es auf die Edlen machen, als Jean Savaron, der gelehrte und charakterfeste Deputierte von Clermont in der Auvergne, ausführte, daß sechs Millionen durch Pensionen und Gnadenbewilligungen verschlungen würden, während man in Guienne und der Auvergne das Volk Gras essen sehe! Und auch mit dem Klerus geriet der dritte Stand in Hader. Die Abneigung gegen die Jesuiten, welche die unbedingte Geltung aller Dekrete des Tridentiner Konzils in Frankreich durchzuführen sich anstrengten, hatte in den bürgerlichen Kreisen tiefe Wurzeln geschlagen; die Ermordung des geliebten Königs Heinrich IV. wurde ihrer Einwirkung zugeschrieben. Um nun den staatsgefährlichen Doktrinen, die sich immer offner hervorwagten, Schranken zu setzen, stellten die Pariser Deputierten in Übereinstimmung mit der Universität und dem Parlament den Antrag, es möchte durch die Reichsstände als unveräußerliches Staatsgrundgesetz festgestellt werden, daß der König in seinem Staat sou-

veränsei und seine Krone nur von Gott habe, und daß es keiner Macht auf Erden, weder geistlicher noch weltlicher zustehe, ihn seiner heiligen Rechte zu berauben oder seine Unterthanen aus irgend einem Grund vom Eid der Treue zu entbinden. Diese Lehre sollte fortan als Fundamentalgesetz gelten, von allen Beamten und Pfründenbesitzern vor dem Antritt ihrer Stellen feierlich beschworen, die entgegengesetzte Ansicht als gottlos, verabscheuungswürdig und den Grundrechten Frankreichs widerstrebend erklärt werden. Wer solche Doktrinen lehre, verbreite oder annehme, sei als Verletzer der Reichsgesetze und als Majestätsverbrecher zu behandeln. Die Geistlichkeit meinte, ein solcher Antrag sei nicht geeignet vor den Ständen verhandelt zu werden, er würde nur Spaltung unter den Katholiken erzeugen. Fragen über Glauben, Lehre und Autorität der Kirche gehörten vor ein Konzil, nicht vor eine größtenteils aus Laien zusammengesetzte Reichsversammlung. Der Kardinal Duperron suchte in einer dreistündigen Rede darzuthun, wie unzweifelhaft es auch sei, daß der König von Frankreich seine Krone von Gott habe und in allen weltlichen Dingen in voller Souveränität handle, so könnte es doch Fälle geben, wenn z. B. ein Monarch gegen seinen Krönungseid von der christlichen Religion abfalle und dem Gewissen seiner Unterthanen Zwang anthue, wo das Oberhaupt der Kirche, um die Seelen vor dem ewigen Verderben zu retten, die Unterthanen von dem Eid der Treue loszusprechen berechtigt sei. Es mochten unter dem geistlichen Stand manche sein, die mit den neuen jesuitischen Doktrinen nicht einverstanden waren, sondern wie die Sorbonne und das Parlament den altgallikanischen Kirchenlehren anhingen; allein sie waren nicht im stande, gegenüber der jesuitisch-papistischen Zeitströmung dem alten Kirchenrecht und der religiösen Anschauung früherer Zeiten Anerkennung zu verschaffen. Und selbst wenn der Klerus mit den weltlichen Ständen sich zu einem Beschluß im gallikanisch-royalistischen Sinn hätte vereinigen können, würde er von der Krone unterstützt worden sein? Die Volljährigkeit Ludwigs XIII. hatte keine Änderung in der Regierung zur Folge. Der schwache talentlose König überließ die Staatsgeschäfte seiner Mutter, der er den Vorsitz im Konseil übertragen, und wir wissen ja, mit welcher Hingebung diese dem heiligen Vater zugethan war. Von klerikaler Seite wurde ihr stets zu Gemüt geführt, daß die Legitimität ihrer Ehe und das Thronrecht ihres Sohnes nach kanonischen Gesetzen anfechtbar sei, daß nur die Machtvollkommenheit des Papstes sie und den König in ihrer hohen Stellung gegen die Widersacher zu halten vermöchte. Stützte doch auch Condé seine Hoffnungen und Pläne auf die zweifelhafte Gültigkeit der königlichen Ehe.

b. Divergirende Tendenzen. So geschah es, daß Klerus und Adel gegen den dritten Stand sich vereinigten und daß kein gemeinsamer Beschluß als Ausdruck des Gesamtwillens der Nation zustandegebracht werden konnte. Es wurden manche bittere Worte gewechselt. Als im dritten Stand einst geäußert ward: die Geistlichkeit hätte das Recht der Erstgeburt davongetragen, die Edelleute seien die nächstgebornen, sie selbst die jüngsten Brüder, aber alle seien Söhne Frankreichs, ihrer gemeinschaftlichen Mutter, da fanden es die Edelleute sehr anmaßend, daß Bürger, Kaufleute, Handwerker und Beamte, die der Lehnshoheit und der Gerichtsbarkeit der beiden obern Stände unterworfen seien, sich als die jüngsten Brüder bezeichneten, das würde dasselbe Blut und dieselbe Tugend mit dem Adel voraussetzen. Dem sei aber nicht so; nicht als ihre Brüder sondern als ihre Untergebenen müßten jene angesehen werden. Nicht minder schroff verhielt sich die Geistlichkeit gegen den dritten Stand. Nach vielen aufregenden Verhandlungen, mit Anwendung geistlicher und weltlicher Mittel und Überredungskünste, setzte sie es endlich bei dem König und der Königin durch, daß der kirchenrechtliche Antrag trotz seines royalistischen und nationalen Inhalts niedergeschlagen ward, und brachte es dahin, daß der Adel mit der Geistlichkeit vereinigt die Publikation der vollständigen

Tridentiner Konzilsbeschlüsse empfahl. Nur die reformierten Glieder des Standes erhoben Protest gegen die Veröffentlichung der Dekrete, wobei zwar die gallikanischen Freiheiten, nicht aber die den calvinischen Glaubensverwandten zugesagten Rechte vorbehalten waren. Am 23. Febr. wurden in einer königlichen Sitzung die „Cahiers" der drei Stände dem jungen Monarchen überreicht. (23. Febr. 1615.) Der Bischof von Luçon, Armand Duplessis de Richelieu, welcher von dem geistlichen Stand als Sprecher aufgestellt war, entwarf in seiner Ansprache, die neben prunkender Gelehrsamkeit glänzende Funken eines kräftigen scharfsinnigen Geistes enthielt, ein Gemälde Frankreichs in alten und neuen Zeiten. Einst sei die Geistlichkeit in Macht und Ansehen gestanden und zur Teilnahme und Mitwirkung bei den hohen Reichsämtern berufen worden; jetzt sei sie in ihren Freiheiten, in ihren Gerechtsamen, in ihrer Jurisdiktion beschränkt. Er empfahl die Annahme und Bestätigung der in dem Cahier des Klerus aufgeführten Anträge, „denn das Heil des Staats hänge von der Schätzung ab, die den heiligen Dingen gewidmet werde". Obwohl er nur im Auftrag und nach dem Sinn der Geistlichkeit sprach, so erkannte man doch aus der Emphase seines Ausdrucks, „wie sehr der Ehrgeiz des Standes zugleich sein persönlicher war". Das vom Adel überreichte Schriftstück stimmte im wesentlichen mit dem des Klerus überein. Die beiden bevorzugten Stände hatten die Gemeinsamkeit ihrer Interessen erkannt. Im schneidenden Gegensatz zu den Kundgebungen des Ehrgeizes und Standesgefühls der Geistlichkeit und der Nobilität schilderte die Rede des Sprechers des dritten Standes, des Deputierten Robert Miron von Paris, die traurige Lage des Volks gegenüber den Privilegien und Anmaßungen der beiden ersten Stände. Indem er die Mißbräuche und Ungerechtigkeiten rügte, die sich bei der Besetzung der geistlichen und weltlichen Ämter und Würden eingeschlichen, die Gewaltthätigkeiten, die Fehdesucht, die Habgier und Erpressung des turbulenten Adels als Hauptquelle des unheilvollen Zustandes des Reichs darstellte und auf Abschaffung der Pensionen, auf Verminderung der Gehalte und hohen Ämter, auf Beseitigung der Binnenzölle antrug, deutete er an, daß die Nation aus der unerträglichen Lage nur durch das enge Bündnis der Krone mit dem Volk gelöst werden könne. Leicht könnten die Armen und Geplagten einmal zu der Erkenntnis kommen, daß der Krieger nichts andres sei, als ein Bauer in Waffen, und der Amboß zum Hammer werden. Zwei Zeitalter hören wir ihre Stimmen erheben, bemerkt Ranke, „neben der hierarchischen Vergangenheit das Brausen einer demokratischen Zukunft. Zwischen ihnen schwankt die damalige Gegenwart".

Der König versprach die Cahiers zu prüfen, und soviel in seinen Kräften stehe (c. Ausgang.) die Wünsche und Anträge zu erfüllen. Vier Wochen später wurden die drei Stände (24. März 1615.) nach dem Louvre entboten und verabschiedet mit der Zusage, daß die Verkäuflichkeit der Ämter und die Jahrgelder abgeschafft und durch eine Untersuchung den Unterschleifen bei der Finanzverwaltung Einhalt gethan werden sollte. Aber selbst diese Vertröstungen gingen nicht in Erfüllung. So endete der letzte Reichstag des alten Frankreich ohne irgend ein namhaftes Resultat. Er gab nur Zeugnis, daß die Zeit krank sei, daß aber den bestehenden Gewalten die Kräfte zur Abhilfe fehlten. Als man nach 174 Jahren wieder nach der alten Institution griff, ging aus ihr ein neues Frankreich hervor.

2. Ankämpfen gegen die Herrschaft der Günstlinge.

Die Hoffnung des Prinzen von Condé, durch die Reichsstände in seinen ehrgeizigen Bestrebungen unterstützt zu werden, war gescheitert; sein Einfluß auf den dritten Stand war weit unter seinen Erwartungen geblieben. Doch stand (Aristokratie u. Hugenotten im Aufstand. 1615.)

er darum von seiner Opposition gegen den Hof und die fremden Günstlinge der Königin nicht ab. Der Übermut, mit dem Concini gegen die Großen, gegen die Minister, ja selbst gegen den jungen König auftrat, die allgemeine Abneigung gegen die spanischen Heiraten, die im Herbst desselben Jahres vollzogen werden sollten, schienen sein Vorhaben zu begünstigen. Was der Fürst nicht durch den Reichstag zu erlangen vermochte, suchte er auf andern Wegen zu erzielen. Auf seine Anregung lud das Pariser Parlament die Prinzen, Pairs und hohen Kronbeamten, die es als seine Mitglieder ansah, zu einer Beratung über gewisse Vorschläge ein, welche für den Dienst des Königs, die Erleichterung der Unterthanen und das Wohl des Staats gemacht werden sollten. Allein die Regierung untersagte ein solches Vorgehen, zu dem das Parlament nicht befugt sei. Doch konnte sie nicht verhindern, daß die Korporation in einer schriftlichen Vorstellung die wesentlichsten Forderungen wiederholte, die der dritte Stand gestellt hatte: der König möge für Wahrung der Souveränität der Krone Sorge tragen, die von seinem Vater eingegangenen Bündnisse zu erhalten suchen und bei den Staatsgeschäften den Nachkommen der alten Adelshäuser den gebührenden Anteil geben, Fremde von den hohen geistlichen und weltlichen Stellen fern halten u. a. Am Hof wurde dieses Auftreten des Parlaments mit dem größten Unwillen vernommen; es erfolgte ein scharfer Verweis und die Körperschaft sah sich endlich zu der Erklärung genötigt, sie habe nur den Dienst des Königs bezweckt, keineswegs in dessen Autorität eingreifen wollen. Diese Zurückweisung schreckte jedoch den Prinzen nicht ab. Er schloß mit andern mächtigen Adelshäuptern, mit Bouillon, Mayenne, Longueville, St.-Pol einen Bund, um die Reform des Staats und die Entfernung der schlimmen Ratgeber zu erzwingen; auch Rohan trat der Koalition bei und suchte die Hugenotten, die gerade damals eine Hauptversammlung in Grenoble abhielten, ebenfalls zum Beitritt zu bewegen. Es verdroß ihn, daß die Regierung ihm die Nachfolge im Gouvernement Poitou verweigerte, die ihm sein Schwiegervater zugedacht. Vergebens warnte der alte Mornay vor einem Bund mit den aufständischen Edlen: es sei nicht ratsam, den König im Anfang seiner Volljährigkeit zu reizen, ihre Sache an die malkontenten Großen zu knüpfen, die nur ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgten; Bouillon, Rohan und Soubise erlangten die Oberhand; aus Besorgnis vor Lesdiguières, der in der Dauphinee alles vermochte und auf seiten des Hofes stand, verlegten sie eigenmächtig ihre Versammlung nach Nimes und schlossen, ungeachtet der Hof ihnen von Poitiers und Bordeaux aus die Abstellung ihrer
27. Nov. 1615. Beschwerden versprach, mit Condé ein Bündnis zu gemeinschaftlichem Kampf für die Reform des Staats und die gegenseitige Sicherheit. Dieser hatte bereits die Fahne der Empörung gegen die Regierung aufgepflanzt und war, von seinen Verbündeten unterstützt, mit beträchtlichen Streitkräften über die Loire gesetzt, das königliche Heer unter Boisdauphin bis nach St.-Jean d'Angely drängend. Der Anschluß der Hugenotten unter Rohan und Soubise verschaffte den Insur-

genten vollends das Übergewicht im Feld. So entbrannte denn aufs neue der Bürgerkrieg. Aber es war kein Kampf um höhere Ziele, es war nur ein frevelhaftes Waffenspiel zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke, zur Befriedigung der Leidenschaften einiger Großen. In der Verwüstung der Länder, in den Leiden und Drangsalen des Volks trat die ernste und trübe Seite des feindseligen Treibens zu Tage. Niemand hatte ein Herz bei der Sache. Der Bund der Adelshäupter lockerte sich, seitdem der König den Prinzen von Condé und seine Anhänger für Rebellen und Majestätsverbrecher erklärt hatte; die Hugenotten erkannten allmählich, daß sie durch ihren Anschluß an die Aufständischen ihre Lage und Zukunft nicht sicherer gestellt hätten, und viele Glieder der Union hielten sich fern. Und als die spanischen Heiraten, die man zu hindern gehofft hatte, in Bordeaux und Burgos gleichzeitig vollzogen wurden, und der neuvermählte König mit dem Hof nach Paris zurückkehrte, war da denn nicht Aussicht, durch Verständigung und Kompromiß mehr zu erlangen als mit den Waffen? Auch in Paris wünschte man die Flitterwochen ruhig und vergnügt zu verbringen, die Festlichkeiten nicht durch aufregende Kriegsbotschaften gestört zu sehen. 25. Nov. 1615.

So kam denn nach langen Unterhandlungen, deren Ernst durch die Anwesenheit und Teilnahme vornehmer Damen aus den Hof- und Aristokratenkreisen erheitert und belebt ward, der Vertrag von Loudun zu stande, durch welchen der König versprach, die von dem dritten Stand des Reichstags und von dem Parlament gestellten Forderungen mit Zuziehung der Prinzen, der Kronbeamten und einiger Glieder des Herrenstands und des Parlaments in Beratung zu ziehen und soweit als möglich in Ausführung zu bringen. Die Sicherheit der Krone und die Freiheiten der gallikanischen Kirche sollten gewahrt und die Tridentiner Konzilsbeschlüsse nie in der von dem Klerus begehrten Ausdehnung promulgiert werden, die Reformierten im Fortbesitz aller der Gnaden und Zugeständnisse bleiben, die ihnen von dem vorigen König gewährt worden. In der Regierung und insbesondere in der Finanzverwaltung wurden die gewünschten Reformen in Aussicht gestellt. Condé und seine Anhänger und Verbündeten wurden von aller Schuld entbunden und der königlichen Gnade und Verzeihung versichert und sowohl der Prinz selbst als seine adligen Genossen aufs neue mit Jahrgeldern und Gratifikationen bedacht. Vertrag von Loudun 1616. 6. Mai 1616.

Der Vertrag von Loudun war ein Sieg der nationalen Partei über die Hofkamarilla und die jesuitisch-päpstliche Richtung im Klerus. Dies trat in unverkennbaren Zügen zu Tage, als Condé aus dem Gouvernement Berry, das er gegen Guienne eingetauscht, nach Paris zog und die seinem Rang gebührende Stellung bei der Regierung in Anspruch nahm. Bald war er der erste Mann, sein Palast wurde eifriger gesucht als der Louvre; alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Er galt als das Haupt der patriotischen Gegenpartei, welche das italienische Regiment zu Fall zu bringen trachtete. Und dies war auch sein nächstes, wenngleich nicht sein letztes Ziel. Concini hatte sich eine Machtstellung angemaßt, welche den Neid und Haß des französischen Adels herausfordern mußte: die Königin wurde von ihm und Galigai völlig beherrscht; in das Ministerium brachte er Leute, die ihm ganz zu Willen waren, wie der General- Condé und d'Ancre.

kontrolleur Barbin, wie der Staatssekretär Mangot. Auch Richelieu, der uns bekannte Bischof von Luçon, den sein Freund Barbin der Königin zum Almosenier und Staatsrat empfahl, gehörte zu seiner Partei. Das Vermögen Concinis soll sich auf mehr denn sechs Millionen Livres belaufen haben; die Pracht seiner Paläste, die Menge seiner Dienerschaft, die Feste und Gastmähler, gaben Zeugnis von seinen Reichtümern, wie die Gemälde, womit er die Säle ausschmückte, von seinem Kunstsinn, den er aus seiner florentinischen Heimat mitgebracht. Er besaß die Manieren eines Kavaliers, aber auch die Arroganz eines Emporkömmlings. Selbst dem König begegnete er mit wenig Ehrerbietung.

Condé in der Bastille. Wie mußte es den Prinzen verdrießen, als er wahrnahm, daß alle wichtigen Staatsgeschäfte nicht wie er verlangte durch seine Hand gingen, sondern nach wie vor in dem Kabinett der Königin durch Concini und seine Geschöpfe entschieden wurden! Diesem unerträglichen Zustand sollte ein Ende gemacht werden durch eine neue Schilderhebung. (Neue Schilderhebung. 1616.) Die Königin und ihre Vertrauten sollten vom Hof entfernt und das Regiment den eingebornen Aristokratenhäuptern in die Hände gegeben werden. Als man am Hof vernahm, daß der Prinz mit Bouillon, Mayenne und andern Großen lebhafte Beratungen hielt, drang der Marschall auf energisches Vorgehen. Man solle durch Verhaftung der Hauptführer dem neuen Aufstand vorbeugen. Die Königin ging nach einigen Bedenken auf den Vorschlag ein. Condé wurde im Louvre festgenommen und in die Bastille geführt; dagegen fanden die übrigen Zeit zu entkommen. In Paris ging der Gewaltstreich gegen den Prinzen ohne große Unruhe vorüber, nur daß ein von der Mutter des Verhafteten aufgeregter Volkshaufen den kunstgeschmückten Palast des Italieners zerstörte. — Bouillon und Mayenne eilten nach Soissons, wo sich bald auch andre Genossen einstellten, Guise, Chevreuse, Longueville, Vendome, Coeuvres. Auch Nevers trat auf ihre Seite. Sie rüsteten zum Krieg, um, wie sie einander gelobten, den König von den unwürdigen Schlingen zu befreien, in denen ihn die Fremden gefangen hielten, und ihn in die Lage zu setzen, die legitimen Häupter der Nation in seinen Rat zu ziehen. Auch die Regierung rief ihre Truppen unter die Waffen; Concini, jetzt mächtiger als je, sagte, er müsse die höchste Gewalt gegen die Anschläge einer meuterischen Aristokratie verteidigen. Beide Teile bedienten sich des königlichen Namens für ihre Zwecke; ein neuer Bürgerkrieg war im Anbrechen. Der Sieg mußte sich auf die Seite neigen, wo der König stand. Und anfangs hatte es den Anschein, als sollte das bisherige System fortdauern. Ludwig XIII. erklärte im Parlament, daß die Verhaftung des Prinzen zum Wohle des Staats nötig gewesen, daß sich derselbe der Regierung habe bemächtigen und ihn selbst und die Königin-Mutter in seine Gewalt bringen wollen; er forderte die verbündeten Edelleute auf, die Waffen niederzulegen, sonst werde er sie als Majestätsverbrecher nach der Strenge des Gesetzes behandeln.

Die Krisis. Das Jahr ging unter Kriegslärm zu Ende; die Gemüter waren in Auf-

regung, die Zukunft unsicher, Flugschriften voll leidenschaftlicher Ausfälle gegen die fremden Unheilstifter liefen durch die Hände des Volks. Die Späher Concinis hatten viel zu thun, die öffentliche Stimmung auszuforschen und die Mißvergnügten, die sich zu äußern wagten, zur Anzeige zu bringen. Dennoch kam es zu keiner größeren Aktion: die Königin hatte den Herzog von Guise von den übrigen Großen zu trennen gewußt und ihm und dem aus der Bastille befreiten Grafen von Auvergne (XI, 481) den Oberbefehl über die Regierungstruppen übertragen; unter königlicher Fahne bedrängten sie die aufständischen Großen, die gleichfalls den königlichen Namen auf ihr Banner geschrieben, in Mezières und Soissons; und schon bildete sich eine dritte Partei, Lesdiguières, Montmorency, Epernon, Bellegarde an der Spitze, die gleichfalls im Namen des Königs eine vermittelnde Friedensstiftung versuchten. Da drang die Kunde von d'Ancres Fall in die Welt, wodurch die ganze Sachlage und Parteistellung sich änderte.

Ludwig XIII. war jetzt sechzehn Jahre alt geworden, ohne daß er noch jemals selbständig an der Regierung teilgenommen. Man behandelte ihn wie einen Unmündigen, hielt ihn absichtlich von allen ernsten Dingen fern und freute sich, wenn er im Tuileriengarten sich mit der Vogeljagd beschäftigte, oder Erde zusammenfahren ließ, um sie mit Rasen zu bedecken. Ein junger Edelmann aus Mornas in der Grafschaft Avignon, Charles Albert de Luynes, den man dem jungen König zum Gespielen und Gesellschafter gegeben, gewann durch seine Geschicklichkeit im Abrichten von Falken und Sperbern die Neigung seines Herrn. Er war sein steter Begleiter. Ohne hervorragende Eigenschaften besaß Luynes doch einen brennenden Ehrgeiz; er hielt sich für befähigt, die Stelle Concinis einzunehmen. Fähigere und kühnere Männer wie der frühere Minister Villeroy, wie Déageant, ein schlauer intriganter Finanzbeamter, nährten seine ehrgeizigen Gedanken. Der König hatte, wie unbedeutend er immer war, ein lebhaftes Bewußtsein von seiner Würde; er fühlte, daß er vernachlässigt werde, er haßte den Günstling seiner Mutter, der selbst ihm gegenüber mit solcher Arroganz auftrat. Dies hatte Luynes erkannt und er unterließ nichts, dieses Gefühl aufzustacheln und zugleich Furcht und Mißtrauen in der Seele des jungen Monarchen zu wecken. Er reizte dessen Stolz, indem er ihm vorstellte, daß er nur ein Figurant am eignen Hofe sei; man ängstigte ihn mit der Schilderung von den zerrütteten Zuständen, in denen der Staat sich befinde, von der Unzufriedenheit des Adels und Volks, von den Gefahren, die ihm selbst und dem Reich von dem verwegenen Ehrgeiz des Marschalls drohten. Das Komplott gelang. Der König gab seine Einwilligung, daß der Mann, der soviel Unheil angestiftet habe und mit so verderblichen Plänen umgehe, aus der Welt geschafft werden möchte. Der Marschall wollte nach der Normandie ziehen, um den aufständischen Edelleuten mit den Waffen entgegenzutreten. Vor seiner Abreise begab er sich nach dem Louvre, um Abschied zu nehmen. Auf der Schloßbrücke trat ihm Vitry, Haupt-

Concinis Ermordung. 1617.

mann der Leibgarde, mit einigen Begleitern in den Weg. Mit den Worten: mein Herr, ich verhafte Euch im Namen des Königs, faßte er ihn am Arm, und als der Marschall erschrocken zurückwich, schoß er ihn mit einer Pistole, die er unter seinem Mantel verborgen gehalten, vor die Stirn; einen zweiten Schuß empfing der Verwundete von hinten durch Vitrys Bruder Hallier. Mit einem 24. April 1617. Ausruf des Schreckens stürzte Concini tot auf der Brücke nieder.

Umwandlung des Hofes und Galigais Ende. Als Ludwig XIII. hörte, daß der Günstling seiner Mutter tot sei, soll er selbstzufrieden ausgerufen haben: „Jetzt bin ich der König!" Die Pariser Bevölkerung gab ihre Freude, daß sie nunmehr von der Tyrannei und dem Spionenwesen des Fremdlings befreit sei, durch Jubelgeschrei und Szenen roher Rachsucht zu erkennen. Die Häuser des Ermordeten wurden ausgeplündert, der Leichnam, den man bereits beerdigt hatte, am folgenden Tage von der wütenden Menge ausgegraben, mit Hohngeschrei durch die Stadt geschleppt und vor dem Palast des Marschalls an einem Galgen aufgeknüpft. Galigai, die stolze Frau, wurde barfuß in den Kerker geschleppt, verfolgt von dem Wutgeschrei des Pöbels. Mit ihren Reichtümern und Ämtern wurden die Urheber des Komplotts belohnt: Luynes erhielt die Würde eines Kammerherrn und Gouverneurs von der Normandie, die Concini bekleidet hatte, aus der Hand des Königs, Vitry wurde zum Marschall von Frankreich erhoben. Die alten Minister Jeannin, Villeroy, Sillery, übernahmen die Geschäfte wieder, die einst Heinrich IV. ihren Händen anvertraut, aber die Fäden der Politik lenkte Luynes' Vertrauter Déageant. Die Königin-Mutter, von ihrem Sohn und den neuen Günstlingen mit Härte und Geringschätzung behandelt, bat um die Erlaubnis, sich nach Blois zurückziehen zu dürfen. Ihr Begleiter in das Exil war Richelieu, der ebenfalls aus dem Staatsdienst scheiden mußte und sich während seiner unfreiwilligen Muße mit der Abfassung einer „Unterweisung für Christen" beschäftigte. Die Aristokraten, welche die Waffen gegen die Regierung ergriffen hatten, söhnten sich mit ihren Gegnern aus und feierten die Befreiung des Landes und des Königs mit fröhlichen Gastmählern. Sie eilten nach Paris, um dem Monarchen, der so energisch die Ketten zerrissen, ihre Huldigungen darzubringen. Ludwig nahm ihre Beteuerungen, daß sie nur gegen die italienische Kamarilla unter die Waffen getreten, gläubig auf, erklärte sie für gute und loyale Unterthanen und versicherte sie seiner Gnade. Der Prinz von Condé blieb jedoch noch ferner unter Aufsicht, nur daß er die Bastille mit den gesünderen Räumen von Vincennes vertauschen und in der leichteren Haft sich der Gesellschaft seiner Gemahlin erfreuen durfte. Das tragischste Los brachte die Katastrophe über Leonore Galigai. Sie wurde vor dem Parlament der Zauberei angeklagt und des Frevels gegen göttliche und menschliche Majestät. Sie verteidigte sich mit Würde und Ruhe. Als man sie fragte, durch welche Zauberkünste sie die Königin an sich gefesselt, gab sie zur Antwort: Meine Zaubermittel waren die Macht einer starken Seele über eine Schwachsinnige. Der Gerichtshof war charakterlos genug, sich als Werkzeug der

Volkswut gebrauchen zu lassen. Trotz ihrer standhaften Beteuerung, keines einzigen der Verbrechen, deren man sie bezichtigte, schuldig zu sein, wurde sie zum Tode verurteilt. Ein Zug von Mitleid durchzuckte die Seelen der den Richtplatz umstehenden Menge, als das Schwert ihr Haupt vom Nacken trennte. Ihr Juli 1617. Leichnam ward verbrannt, die Asche vom Hauche des Himmels verweht. Sie war nicht schlimmer, als ihre Umgebung, die grausame Ungerechtigkeit ihrer Gegner versöhnte einigermaßen mit ihren Fehlern.

Bald zeigte es sich, daß der Staatsstreich nur andre Personen in die Höhe Das neue Regiment. gebracht, nicht aber das Regierungssystem geändert habe, daß der König, den das Volk „den Gerechten" nannte, weil er einen übermütigen Emporkömmling ohne Gericht und Verhör der Hand eines Mörders preisgegeben, weder die Kraft noch den Willen besaß, im Geist seines Vaters zu regieren. Daher fiel es dem neuen Günstling Luynes nicht schwer, an d'Ancres Stelle zu treten und seinen Einfluß ebenso eigennützig auszubeuten wie der Italiener. Er stieg zum Herzog, später zum Connetable empor, er fügte zu seinem Gouvernement Normandie noch Calais und Boulogne hinzu; er vermählte sich mit der schönen Marie de Rohan aus einem mit dem königlichen Hause verwandten Geschlecht, die durch seinen Einfluß zur Oberhofmeisterin Annas erhoben ward. Die junge bewegliche, mit allen Gaben der Gefallsucht ausgestattete Dame, die in der Folge als Herzogin von Chevreuse eine hervorragende Rolle in der Parteigeschichte der Zeit spielte, wußte sich bei der Königin ebenso sehr in Gunst zu setzen wie Luynes selbst bei dem König. Auch seine Brüder verheiratete er mit reichen Erbinnen und verschaffte ihnen den Herzogstitel. Sein Ehrgeiz war unersättlich. Die Großen merkten bald, daß sie bei dem Tausch nichts gewonnen. Auf einer Notablenversammlung in Rouen setzte der König die Gründe aus- Dez. 1617. einander, warum das Regiment in den bisherigen Formen fortgeführt werden müsse und die hohen Adelshäupter nicht zu allen Geschäften des Kabinetts herangezogen werden könnten. Auch die Ersparungen und Reformen, die der Versammlung vorgelegt wurden, Verminderung der Jahrgelder und der Garnisonen, Beseitigung des Ämterkaufs und der Paulette waren keineswegs nach dem Sinn der adligen und bürgerlichen Herren und erzeugten große Unzufriedenheit. Sollten sie allein Opfer bringen, während der neue Günstling und seine Kreaturen in die alten Wege einschlugen? Luynes, ebenso selbstsüchtig und noch unfähiger als Concini, nahm bei dem König dieselbe Stellung ein, wie der Italiener einst bei dessen Mutter; Ehren und Ämter wurden nicht nach Würdigkeit vergeben, sondern solchen verliehen, die dem Falkenjäger aus der Provence huldigten. Mit ängstlicher Sorgfalt überwachte er die Person Ludwigs, damit kein Unberufener ihm nahe und ihm die Augen öffne.

Bald stand die Aristokratie dem neuen Regiment ebenso feindselig gegen- Neue Koalition. Flucht der Königin. 1619. über, wie dem früheren. An die Stelle des gefangenen Condé trat der reiche und mächtige Herzog von Epernon, der einst zu den „Mignons" Heinrichs III.

gehört hatte und noch in Kleidung, Sitten und Lebensgewohnheiten die alte Eleganz der Valois bewahrte. Und nun erlebte man das wundersame Schauspiel, daß dieselben Edelleute, die vor kurzem die Waffen gegen das Regiment der Maria von Medici erhoben hatten, sich mit dieser gegen den Sohn und die neue Kamarilla verbanden. Die Königin-Mutter, in Blois in strenger Aufsicht gehalten und scharf überwacht, sehnte sich nach Befreiung. Sie wandte sich durch den Italiener Rucellai, der einst zu Concinis Vertrauten gehört hatte, an Epernon und flehte um dessen ritterliche Beihilfe. Der Herzog traf

22. Febr. 1619. Anstalten, ihr die Flucht zu ermöglichen. In einer Nacht wurde die Witwe Heinrichs IV. mittels einer Strickleiter aus ihrem Schloßzimmer in Blois entführt und in einer bereitstehenden Kutsche nach Angouleme gebracht, wo der Herzog Statthalter war. Ein Manifest rechtfertigte die Flucht durch die Aufzählung aller Übelthaten, deren sich die am Hof herrschende Faktion schuldig gemacht. Es war eine Wiederholung der Vorwürfe, die einst Marias dermalige Freunde gegen sie selbst gerichtet. Im Bund mit der Königin-Mutter hofften jetzt die Aristokratenhäupter größeren Einfluß auf die Regierung gewinnen zu können. Von beiden Seiten wurde zum Krieg gerüstet. Eine Zusammenkunft Ludwigs mit seiner Mutter in Tours führte zu keiner Versöhnung. Zwei Höfe, der eine in Paris, der andre in Angers, und zwei Faktionen standen einander drohend gegenüber.

Verhältnisse der Hugenotten. Die papistisch gesinnte Königin trug kein Bedenken selbst mit den Hugenotten durch Bouillon und Rohan Verbindungen anzuknüpfen. Diese waren gerade in großer Aufregung über ein königliches Edikt, das die Jesuitenpartei bei Luynes durchgesetzt hatte. In Bearn, der Heimat Heinrichs IV., waren bei der durch Johanna d'Albret eingeführten Reformation die Kirchengüter mit Zustimmung der Landstände säkularisiert und teils zum neuen Kultus teils zu Schul- und Wohlthätigkeitszwecken verwendet worden. Bei seinem Übertritt hatte dann der bourbonische König zugegeben, daß die zwei Bistümer des Landes samt dem katholischen Kultus wieder aufgerichtet und die geistlichen Güter zurückerstattet würden. Um aber seine alten Glaubensgenossen und Landsleute nicht zu verletzen, übernahm Heinrich IV. bei der Restauration die Unterhaltungskosten auf die königliche Kasse und ließ den reformierten Instituten das Kirchenvermögen, das sie seit fünfzig Jahren besessen. Auch die Regentschaft drang nicht auf Zurückgabe. Die papistisch-jesuitische Partei war damit nicht zufrieden; sie glaubte, daß zur Ehre und Selbständigkeit der Kirche eigner Besitz erforderlich sei. Wir wissen ja, mit welchem Eifer um dieselbe Zeit die Restitution der säkularisierten geistlichen Güter von den Klerikalen in Deutschland betrieben ward. Man hatte daher den königlichen Befehl ausgewirkt, daß die ehemaligen geistlichen Güter in Bearn der katholischen Kirche gegen eine Vergütung aus der Staatskasse zurückgegeben werden mußten. Eine Beschwerdeschrift, welche die in Loudun versammelten Abgeordneten wegen dieser und andrer Angelegenheiten an den König gerichtet hatten, war ausweichend beschieden worden. Nun ließ Maria die Reformierten ihrer Teilnahme versichern und versprach ihnen Abstellung ihrer Klagen und Beschwerden.

Vermittelung 1620. So standen neue kriegerische Bewegungen in naher Aussicht. Die Gouverneure der meisten Provinzen im Süden und Westen hielten zu der Königin

gegen die verhaßte Günstlingsherrschaft in Paris. Luynes und seine Genossen erkannten das Gefährliche ihrer Lage: wenn die Häupter des Adels, wenn die Hugenotten, wenn selbst der spanische Hof, mit dem die Mediceerin gleichfalls in Unterhandlung getreten war, sich auf die gegnerische Seite wandten, wie sollten sie diesen vereinten Kräften widerstehen? Da kam der Günstling auf den Gedanken, sich in dem Prinzen Condé, der noch immer das Schloß von Vincennes als Gefangener bewohnte, eine Stütze zu verschaffen. Wenn es ihm glückte, den mächtigsten Verwandten des Königs, der gegen die Urheberin seiner Haft bittern Groll im Herzen trug, zum Verbündeten zu erhalten, so hatte er ein bedeutendes Gegengewicht in die Wagschale zu legen. Die Adelskoalition konnte dann leicht gespalten und die öffentliche Meinung, die dem turbulenten Gebahren der Großen ohnedies nicht günstig war, für die königliche Sache gewonnen werden. Unter den verbindlichsten Formen wurde der Okt. 1619.
Prinz in Freiheit gesetzt. An seiner Seite zog im nächsten Sommer der König selbst in die Normandie und brachte die Provinz samt der Festung Caen zur Unterwerfung. Mit Condé vereinigt rückte sodann Luynes an die Loire; die Streitkräfte der Königin unter Epernon und Mayenne wären stark genug gewesen, einen kräftigen Widerstand zu leisten, aber den Führern fehlte das gute Gewissen und der rechte Ernst; nach einem kleinen Gefecht bei Pont-de-Cé ließen sie sich auf Unterhandlungen ein. Man erleichterte ihnen die Umkehr. Ihre Unterwerfung wurde mit der Zusicherung der Straflosigkeit erkauft. Auch der Königin wurden annehmbare Bedingungen gewährt und ihr die Rückkehr nach Paris gestattet. Zu diesem versöhnlichen Ausgang hatte Richelieu Aug. 1620.
wesentlich beigetragen. Die royalistische Gesinnung als Erbteil seiner Familie im Herzen bewahrend, der Königin-Mutter, zu der er aus Avignon, seinem bisherigen Aufenthaltsort, zurückgekehrt war, durch mancherlei Dienste angenehm, von Luynes, der seine Talente längst erkannt hatte, wohl gelitten, war der Bischof von Luçon ein geschickter Vermittler. Durch den Frieden von Pont-de-Cé erwarb er sich die Rückkehr in den Staatsdienst und die Aussicht auf den Kardinalshut.

Wie sehr hatten es jetzt die Reformierten zu bereuen, daß sie sich abermals in die Hugenottenkrieg 1620. 1621.
politische Opposition der Großen eingelassen! Zunächst sollte Bearn für seinen Widerstand büßen; der päpstliche Nunzius Bentivoglio drang auf Ausführung des Restitutionsedikts. Die abgehärteten Bearner, militärisch organisiert und im Besitze der Festung Navarreins, wären wohl im stande gewesen, den Truppen, die der König und Luynes jetzt gegen sie heranführten, einen energischen Widerstand entgegenzusetzen, allein durch die Zwietracht der eingebornen Edelleute war die rechtzeitige Bewaffnung unterblieben. Ohne auf Widerstand zu stoßen drang Ludwig von Guienne aus in das Gebirgsland ein; am 15. Oktober hielt er seinen Einzug in Pau, zwang das Parla- 15. Okt. 1620.
ment das Edikt in die Amtsregister einzutragen und nahm, nachdem er sich der Festung Navarreins bemächtigt und einen katholischen Gouverneur eingesetzt, eine Umbildung der Verfassung vor, welche den bisherigen protestantisch-provinziellen Charakter vernichtete. Die Vereinigung von Niedernavarra und Bearn mit der Krone Frankreich

wurde feierlich ausgesprochen, die französische Sprache zur Gerichts- und Amtssprache gemacht, die Kathedrale in Pau dem katholischen Kultus eingeräumt, den Jesuiten die Niederlassung gestattet. Schon auf der Versammlung zu Loudun hatte der Bearner Lescun dargethan, daß die Sache seines Vaterlandes die ganze hugenottische Genossenschaft berühre, und ihre Hilfe in Anspruch genommen. Wenn man erwägt, welche Anstrengungen damals die jesuitisch-papistische Reaktion machte, um mit Hilfe der spanisch-österreichischen Waffen die von Rom Abgefallenen in ganz Europa zur katholischen Kirche zurückzuführen, wie gewaltig vor und bei Beginn des großen deutschen Kriegs der Geist der katholischen Restauration über die Erde hinging, so wird man nicht an der Richtigkeit dieser Darlegung zweifeln dürfen: Bearn war das erste Bollwerk der calvinistischen Union; mit seinem Fall war der Weg zum Angriff des ganzen politisch-religiösen Organismus betreten. Die klerikale Partei am Hof, zu der auch Condé aus Haß gegen einige hugenottische Häupter gehörte, unterließ kein Mittel, die Regierung zu weiteren Schritten in dieser Richtung anzutreiben: jetzt sei der günstige Zeitpunkt gekommen, die ketzerische Union, die einen republikanischen Staatenbund gleich den Holländern in Frankreich zu begründen trachte, mit der Wurzel auszurotten, die Autorität des katholischen Königtums in Staat und Kirche fester zu begründen. Bei solcher Lage und Stimmung war es für die Reformierten ein bedenkliches Unternehmen, den Hof in herausfordernder Weise zu drängen, den Bearnern ihre kirchlichen und politischen Rechte zurückzugeben und ihre Beschwerden in betreff einiger Sicherheitsplätze und Rechtsverkürzungen abzustellen. Vergebens warnten Duplessis Mornay und andre Gemäßigte, den Bogen zu scharf zu spannen: einige Hitzköpfe wie der Deputierte Favas, der die Stelle des katholisch gewordenen Befehlshabers von Lectoure zu erlangen gehofft hatte, reizten die Leidenschaften. Sie hatten, gestützt auf einen früheren Bescheid des Herzogs von Luynes, eigenmächtig eine Versammlung in Larochelle angeordnet; als der König das untersagte, stellten sie die Behauptung auf, daß sie dazu berechtigt seien, und hielten ihre Sitzungen. Damit war die Losung zu neuen Kämpfen gegeben. Als die Rüstungen der Regierung einen baldigen Feldzug voraussehen ließen, handelte die Versammlung im Geiste der holländischen Generalstaaten: sie nahm eine neue Kreiseinteilung vor, traf Anordnungen zu Truppenaushebung und Besteuerung unter den Religionsverwandten, ließ ein Siegel anfertigen, dessen Umschrift: „Für Christus und den König" an den Geusenbund erinnerte. Dem Manifest des Königs, worin es hieß, daß nur die Ungehorsamen bestraft werden, alle andern aber, die ruhig und treu bleiben würden, ihre freie Religionsübung und alle Zugeständnisse behalten sollten, setzte die Versammlung zwei Ausschreiben entgegen an die Konfessionsverwandten in Frankreich und an die protestantischen Regierungen des Auslandes. Darin suchten sie ihrerseits darzuthun, daß sie dem König und Vaterland treu und ergeben seien, daß sie sich aber gezwungen sähen, zum Schutz ihrer durch das Edikt von Nantes gewährleisteten Rechte, welche eine fanatische Hofpartei unter dem Einfluß der Jesuiten ihnen zu rauben gedächte, die Waffen zu ergreifen. Im Besitz von mehr als zweihundert befestigten Orten, mit Besatzungen und Geschütz wohl versehen, hätten die Hugenotten kräftigen Widerstand leisten können, wäre der Mut, die Eintracht und der Religionseifer noch so lebendig gewesen, wie zur Zeit der Väter und hätten sie einen Coligny zum Führer gehabt. Aber die meisten Edelleute lehnten den Oberbefehl ab: Lesdiguières, der alte Hugenottenstreiter, der durch eigne Kraft von niederem Stande sich zur Würde eines Herzogs und Marschalls emporgeschwungen, hatte sich mehr und mehr von den Konfessionsgenossen getrennt und dem Hof genähert, der an seinem regellosen Lebenswandel weniger Anstoß nahm, als das Konsistorium. Nun zog er im Dienst des Königs sein Schwert gegen die Brüder. Selbst die getäuschte Hoffnung,

Versammlung von Larochelle.

mit dem Range eines Connetable belohnt zu werden, brachte ihn nicht davon ab. Der König übertrug diese höchste Kriegswürde seinem Günstling Luynes, dem Falkenjäger der Provence, der noch nie ein Schlachtfeld gesehen.

So begann denn ein Krieg, dessen Entscheidung sich leicht voraussehen ließ. Guienne und Poitou. Mochten auch Laforce und die Brüder Rohan und Soubise die Fahne des Glaubens und der kirchlichen Freiheit in Guienne und Poitou festhalten, die Streitkräfte der Hugenotten waren nicht hinreichend, um die festen Orte auf die Dauer zu verteidigen. In den Provinzen, wo sie in geringerer Zahl zerstreut lebten, wurden sie durch die Gouverneure entwaffnet; und als im Mai der König selbst nach Süden vordrang, Mai 1621. stieß er auf geringen Widerstand. Eine Stadt nach der andern öffnete ihre Thore und leistete Gehorsam; Saumur wurde dem alten Duplessis Mornay entrissen, der es Saumur. dreißig Jahre lang treu verwaltet hatte. Er hatte redlich für den Frieden gearbeitet und doch keinen Dank verdient. Selbst St.-Jean d'Angely, neben Larochelle das St.-Jean d'Angely. Hauptbollwerk der reformierten Konföderation, geschützt durch seine hohe Lage und mit allem Kriegsbedarf wohl versehen, mußte nach tapferer Gegenwehr von dem Befehlshaber Soubise den königlichen Feldherren übergeben werden und verlor seine Festungswerke und seine städtischen Freiheiten. Auch Sancerre, wie St.-Jean d'Angely in Sancerre. früheren Zeiten durch Kriegsmut ausgezeichnet, leistete keinen Widerstand. Innere Zwietracht und Spaltungen hatten allenthalben die Kräfte gelähmt; neben dem Eisen wurde auch Gold mit Erfolg angewendet. Es schien als ob das reformierte Gemeinwesen, das mit so großen Anstrengungen gegründet worden war, einem ruhmlosen Ende zueile. Schon frohlockten die Fanatiker, daß die Ketzerei nun bald aus der Welt verschwunden sein werde. Aber gerade dieses vorzeitige Triumphgeschrei der Romanisten schärfte auch in den reformierten Kreisen das religiöse Bewußtsein: sie sahen ein, daß sie ihre Kräfte zusammenraffen müßten, wenn sie noch ferner ihres Glaubens leben wollten. Rohan sagte, „seine Häuser und seine Güter seien ihm genommen, er habe nichts als seinen Degen, mit diesem aber wolle er seine Religion verteidigen". Von solcher Gesinnung war auch die Bürgerschaft und Besatzung der Hugenottenstadt Montauban erfüllt, zu deren Belagerung der König mit dem gesamten Heer im Belagerung von Montauban. August auszog. Vergebens wurde die Stadt drittehalb Monate lang beschossen und August — bedrängt; nach großen Verlusten mußte das Heer unverrichteter Dinge abziehen. Nov. 1621. Unter den Gefallenen war der Herzog von Mayenne, der Sohn des Liguistenhauptes. Am Abend vor dem Aufbruch hörten die Wächter auf der Mauer in den Laufgräben von einem Glaubensgenossen den 68. Psalm blasen, der die nahe Rettung ankündigte: „Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreut werden, und die ihn hassen vor ihm fliehen."

Auf Luynes fiel der Vorwurf des verfehlten Unternehmens. Von der Luynes Tod. Zeit an war sein Stern im Erbleichen. Der König wurde mißtrauisch gegen den Günstling, den er selbst so übermäßig erhöht, dem er noch kürzlich bei dem Tod des Großsiegelbewahrers Du Vair das Siegel des Reichs anvertraut hatte. Sein Fall ließ sich voraussehen; aber das Schicksal ersparte ihm die Katastrophe. Eine akute Krankheit stürzte ihn bei der Belagerung von Monheur in Guienne plötzlich ins Grab. 14. Dez. 1621. Seine Umgebung plünderte sein Zelt aus; die Führer seiner Leiche spielten Würfel an seinem Sarg, der Italiener Rucellai ließ ihn auf eigne Kosten bestatten. So endigte Luynes, der Sohn des Glücks, der über vier Jahre alle Macht Frankreichs in seiner Hand gehabt. Seine Gemahlin, Marie

de Rohan, reichte einige Zeit nachher ihre Hand dem Sohn des in Blois ermordeten Heinrich von Guise, Herzog von Chevreuse, wodurch sie mit dem Hause Lothringen in verwandtschaftliche Verbindung trat. Wir werden der feurigen ehrgeizigen Dame, die durch ihre Reize auf alle Männer eine unwiderstehliche Anziehungskraft übte, im Laufe der Jahre noch öfters begegnen.

Ausgang des Hugenottenkriegs. Nun kehrte die Königin-Mutter nach Paris zurück, in ihrem Gefolge der zum Kardinal erhobene Richelieu. Während des Winters ruhten meist die Waffen und die Hugenotten fanden Zeit sich einigermaßen zu erholen. Durch den Oberfeldherrn Laforce und die Brüder Rohan und Soubise wurden wieder einige Orte in Poitou und Guienne dem reformierten Gemeinwesen zurückgewonnen und in Verteidigungsstand gesetzt, der Marquis von Chatillon, der königliche Gouverneur von Niederlanguedoc, wurde durch die Kreisversammlung von Nimes seiner Würde entsetzt. In der Umgebung des Königs rieten manche zum Frieden; allein der Prinz von Condé bestand auf der Fortsetzung des Ostern 1622. Kriegs. Seine Ansicht trug im Konseil den Sieg davon. Um Ostern zog ein neues königliches Heer ins Feld. Am Flüßchen Vie, im schlammigen Lande der Vendee, hatte Soubise eine gedeckte Stellung genommen, wo er den Feind in nachlässiger Sicherheit erwartete. Dies sollte ihm schlimme Früchte tragen. Durch einen nächtlichen Angriff überrascht wurde das ganze Hugenottenheer vernichtet. Über zweitausend starben auf dem kleinen insularisch abgeschlossenen Raum, der ihnen bisher zum Lager gedient; andre wurden von den Bauern auf der Flucht erschlagen oder auf die Galeeren abgeliefert. Soubise selbst rettete sich zur See, aber mit seinem Kriegsruhm war es vorbei. Er begab sich von Larochelle nach England, um dort Hilfe zu suchen. Allein für Unterthanen, welche gegen die geheiligte Majestät des Königs in Waffen standen, empfand Jakob I. keine Sympathien, auch wenn sie seines Glaubens waren. Ohne Widerstand drang Ludwig XIII. abermals in Guienne ein; Laforce unterwarf sich um den Preis eines Marschallstabes, bis tief in Languedoc hinein ergab sich eine Stadt nach der andern. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob der große deutsche Krieg, der damals in der Pfalz sich abspielte, seine Flammen auch nach Frankreich werfen würde, indem Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig in Lothringen eindrangen (XI, 833). Beide kriegführende Teile richteten ihre Blicke auf sie; aber auch diese Wolken zerstreuten sich, als die deutschen Scharenführer nach den Niederlanden abzogen. Die Bemühungen Lesdiguières, der, obwohl zur katholischen Kirche übergetreten und jetzt mit der Würde eines Connetable belohnt, für seine ehemaligen Glaubensgenossen noch ein Herz hatte und ihnen einen annehmbaren Frieden verschaffen wollte, wurden lange durch Condé vereitelt. Dieser drang auf die Belagerung von Montpellier. Als aber die starke Hugenottenstadt unter Rohans Oberbefehl energischen Widerstand leistete, fürchtete der König einen ähnlichen Ausgang zu erleben, wie im vorhergehenden Jahr vor Montauban und willigte

ein, daß Lesdiguières mit dem Hugenottenführer Unterhandlungen anknüpfte. Daraus ging der Frieden von Montpellier hervor, der die Reformierten im 19. Okt. 1622. Besitz der durch das Edikt von Nantes gewährleisteten religiösen Rechte und Freiheiten beließ, aber die Zahl ihrer festen Sicherheitsplätze verminderte. Versammlungen sollten künftig nur mit königlicher Bewilligung abgehalten werden dürfen. Verstimmt über diesen Ausgang verließ Condé Frankreich — um eine Wallfahrt nach Loretto zu unternehmen.

Mit dem Frieden von Montpellier lenkte die französische Regierung wieder in die Politik Heinrichs IV. ein: Friede im Innern, um die Kräfte Frankreichs gegen die wachsende Übermacht des spanisch österreichischen Hauses richten zu können. Lesdiguières war jetzt der erste Fahnenträger dieses Systems. Die Königin-Mutter, welche früher die spanische Freundschaft so eifrig gepflegt, ward eine entschiedene Gegnerin der Habsburger. Seit ihrer Rückkehr in den Louvre wieder zu Einfluß und Ansehen gelangt, bewirkte sie bei dem König, daß dem Kanzler Brulart de Sillery, der die bisherige Friedenspolitik mit dem Madrider Hof beizubehalten suchte, das Amt entzogen und dem Marquis de la Vieuville übertragen ward, einem Mann von geringen Fähigkeiten, der bald durch einen bedeutenderen Geist ersetzt werden sollte, durch Richelieu, den vieljährigen Freund und Begünstigten Marias von Medici. Wie freute sich die Königin, als der Günstling des englischen Hofes, Buckingham, durch den die spanische Heirat vereitelt ward, um die Hand Henriettens von Frankreich für den Prinzen von Wales werben ließ! Mit dieser Verbindung trat der französische Hof vollends aus der Atmosphäre heraus, in der er sich seit dem Tod Heinrichs IV. bewegt hatte.

Veränderte Politik.

II. Ludwig XIII. und Kardinal Richelieu.

1. Erhöhung der Königsmacht. Ausgang der Hugenottenkriege.

Im April 1624 wurde Richelieu durch die Bemühungen der Königin-Mutter von Vieuville in den Staatsrat berufen. Die Veränderung der äußern Politik war bereits angebahnt: die englische Heirat beschlossen, mit den Holländern das Bündnis erneuert, in Italien Stellung gegen Spanien genommen. Aber Vieuville war nicht der Mann, das französische Staatsschiff durch die stürmischen Wogen, die drohend herannahten, sicher in den Hafen zu leiten; sein Geist war ohne Schwung und noch in den bisherigen Verhältnissen befangen. Er gedachte Richelieu in untergeordneter Stellung zu halten und sich seiner Thätigkeit und Fähigkeit zum eignen Ruhm zu bedienen; aber nach wenigen Monaten traf ihn die Ungnade des Königs. Nach einer kurzen Haft Aug. 1624. in der Bastille trat Vieuville von dem politischen Schauplatz ab und Kardinal Richelieu wurde das Haupt des Konseils.

Vieuville u. Richelieu.

Mag die Staatsschrift, die unter dem Titel „Politisches Testament" in der Folge veröffentlicht ward, vielleicht nicht von dem Herzog-Kardinal selbst her-

Richelieus politische Ziele.

rühren, mögen die darin aufgestellten Grundsätze nur die Summe der politischen Anschauungen sein, die während seiner mehr als achtzehnjährigen Staatsverwaltung durch seine Handlungen in die Wirklichkeit traten, jedenfalls schwebten ihm von Anfang an zwei Prinzipien vor der Seele: die Hebung und Kräftigung der Königsgewalt nach innen und die Machtstellung Frankreichs nach außen. Als Richelieu die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, betrugen sich die Adelshäupter und Gouverneure, als ob sie selbständige Fürsten wären, die Parlamentsräte und Finanzbeamten, die ihre Stellen durch die Paulette oder durch Kauf erworben, suchten dieselben für sich und ihre Familien als eine Quelle der Ehre und des Einkommens zu verwerten, nicht immer auf redliche Weise; die Hugenotten waren zu einem kirchlich-politischen Gemeinwesen vereinigt, das nach eignen vertragsmäßigen Rechten und Gesetzen sein öffentliches Leben führte. Die Allianzen, die Heinrich IV. geschlossen, waren zerrissen, die spanisch-österreichische Hauspolitik auf dem Weg, die weltbeherrschenden Ideen Philipps II. zu verwirklichen und wie in den Tagen der Ligue den verwandten französischen Hof unter Leitung oder Zucht zu halten. So war dem leitenden Staatsmann der nationalen Monarchie seine Stellung vorgezeichnet: die widerstrebenden Elemente und zentrifugalen Kräfte im Innern mußten zusammengefaßt und den gemeinsamen Interessen dienstbar gemacht werden. Hand in Hand mit diesen innern Tendenzen sollte der habsburgischen Vergrößerungspolitik, welche durch Erwerbung der Pässe und festen Standorte in Graubünden und Veltlin eine Verbindungslinie zwischen den italienischen und deutschen Besitzungen schaffen wollte, Einhalt gethan und der französischen Herrschaft der Weg nach dem Rhein geöffnet werden. Richelieus Ziel ging somit dahin, den König, der fremder Leitung bedürftig war, aber gerade deshalb um so eifersüchtiger und mißtrauischer den Schein der Selbständigkeit zu wahren suchte, so in seinen politischen Gesichtskreis zu ziehen, daß er wie mit Zauberbanden gefesselt war, und dann mittels der königlichen Autorität die verschiedenen Faktoren des Staats in die Schranken des Gehorsams, des Gesetzes, des nationalen Gemeinsinnes zu bannen. Der königliche Name diente ihm als Schild, um den fehdelustigen Geist des Adels gegen den äußern Feind zu richten; seine geistliche Würde erleichterte ihm die Aufgabe, die römische Hierarchie in den Schranken der Mäßigung zu halten und die Kurie an Übergriffen in das Rechtsgebiet des Staats zu hindern, und seine religiöse Milde und Duldsamkeit setzte ihn in die Lage, die politische Ausnahmestellung der hugenottischen Union zu brechen, ohne in die Rechte und Freiheiten des Gewissens und der Religion einzugreifen. Es war ein zerfahrenes und gewaltthätiges Zeitalter, und so mußte auch Richelieu eiserne Mittel gebrauchen. Was Machiavelli in seinem „Principe" lehrte, wurde durch den französischen Staatsmann in selbstbewußter That und mit rücksichtsloser Energie in Anwendung gebracht. Richelieus Staatsleitung war ein Meisterstück von Energie, aber auch zugleich ein System von Grausamkeit, Treulosigkeit und uner-

bittlichem Despotismus. Die Humanität fand keine Stätte. Einen treuen Verbündeten und klugen Unterhändler und Beobachter hatte der Kardinal an Franz Leclerc du Tremblay, bekannt unter dem Namen Pater Joseph. Dem Kapuzinerorden angehörend, verbarg dieser unter der unscheinbaren Mönchskutte einen feinen Verstand und diplomatische Gewandtheit. Der Kardinal zog ihn in das engere Konseil und bediente sich seines Rates und seines Beistandes bei allen wichtigen Angelegenheiten.

Wir haben die Stellung Frankreichs während des Dreißigjährigen Kriegs im elften Band dieses Werks kennen gelernt. Aus engherzigem Religionseifer hatte die französische Regierung bisher ruhig zugesehen, wie in Deutschland die evangelische Union und die Rheinpfalz von der österreichisch-ligistischen Übermacht niedergedrückt wurden, wie der Mailänder Gouverneur und der Erzherzog Leopold von Tirol das wichtige Bergland Valtellin an der oberen Adda, das den Zugang von Italien nach Süddeutschland vermittelte, von Graubünden losrissen, indem sie die katholischen Einwohner von Poschiavo, Tirano, Bormio und allen Orten bis nach Chiavenna gegen die reformierte Bevölkerung der drei vereinigten Bünde Hohenrätiens zum Aufstand reizten. Nach manchen greuelvollen Szenen des religiösen Fanatismus erreichte die spanisch-habsburgische Politik ihr Ziel: das Veltlin wurde von den Spaniern, das Engadin, wo einst Vergerius die Reformation siegreich durchgeführt hatte, von dem Erzherzog besetzt. Die protestantischen Kantone der Schweiz wurden durch die Drohungen der Waldstätte abgehalten, den Glaubensgenossen in den Gebirgsthälern zu Hilfe zu kommen. Nun wandte sich Venedig, das sich plötzlich von der Schweiz und von Deutschland abgeschnitten sah, an Frankreich. Aber gerade damals lag König Ludwig XIII. gegen die Hugenotten zu Feld: es fiel daher den ultramontanen Zwischenträgern nicht schwer, die religiöse Seite in den Vordergrund zu stellen und eine Unterstützung der ketzerischen Bündner zu hintertreiben. So konnte die österreichisch-spanische Okkupation sich befestigen und ausdehnen. Um den Franzosen jeden Vorwand zur Einmischung zu nehmen, traf man mit dem Vatikan eine Übereinkunft, daß päpstliche Truppen das Thal besetzen sollten; dadurch wurde der Schein einer Eroberung vermieden und doch der freie Durchzug erhalten. Aber nicht sobald hatte Richelieu die Zügel in der Hand, als er mit Venedig und Savoyen einen Vertrag schloß, mit der Schweiz den alten Kriegsbund erneuerte und die Rückgabe des Valtellin und des Engadin an die Eidgenossen der drei Bünde verlangte. Eine aus Franzosen und Schweizern zusammengesetzte Armee, welche Coeuvres, General und Gesandter, an die Grenze führte, gab der Forderung Nachdruck. Die päpstlichen Besatzungen zogen ab, die Valtelliner wurden, mit Sicherstellung ihrer Glaubensfreiheit, wieder mit Graubünden vereinigt, der Durchgang durch die Alpenpässe den Franzosen eingeräumt.

Veltlin.

Dies war der erste Schritt, die spanische Übermacht in Italien zu brechen, den kleineren Staaten zur Autonomie zu verhelfen und mit deren Hilfe und Ergebenheit den verlornen Einfluß Frankreichs wieder herzustellen. Schon damals lieh Lesdiguières dem Herzog von Savoyen seinen Arm, als dieser den Versuch machte, die Republik Genua zur Unterwerfung zu bringen. Durch den Widerstand der Genuesen und die Hilfe des spanischen Gouverneurs von Mailand, des Herzogs von Feria, wurde für diesmal der Anschlag vereitelt; aber Europa erkannte, daß die alte Rivalität der beiden Großmächte um die Hegemonie in der Apenninischen Halbinsel wieder entbrannt sei und daß die politischen Interessen nicht länger durch die religiösen Rücksichten und Sympathien beherrscht würden. Was im Veltlin und vor Genua begonnen war, wurde einige Jahre nachher im mantuanischen Erbfolgestreit vollendet.

Religiöse Opposition.

Solange aber in Frankreich selbst die Wunden offen waren, konnte die auswärtige Politik zu keiner rechten Kraftentfaltung sich emporschwingen. Wie sollte die französische Krone nach außen Macht und Ansehen gewinnen, solange im Innern die Autorität des Königs bekämpft und gelähmt ward? Die fürstlichen Adelshäupter, welche die Günstlingsherrschaft eines Concini und Luynes zu stürzen gesucht, um die ihrem Range und ihrem Geburtsrechte gebührende Stellung im Staat für sich zu erringen, waren nicht gesonnen, sich ruhig und unthätig unter das neue Joch zu beugen, das der geistliche Würdenträger ihnen auferlegen wollte. Vor allem waren es die kirchlichen Gegensätze, an die sie ihre eignen selbstsüchtigen Interessen anklammerten. In den ultramontanen Kreisen nahm man es sehr übel auf, daß in einem Augenblick, da in Deutschland der vernichtende Schlag gegen die Ketzerei geführt werde, ein katholischer König und ein Kardinal der Kirche eine katholische Landschaft zwangen, sich einer größtenteils protestantischen Regierung zu unterwerfen, ja päpstliche Garnisonen zum Abzug nötigten. Es gab heftige Szenen mit dem Botschafter des stolzen Barberini, der damals auf dem Stuhl Petri saß. Und als nun gar die Pariser Regierung mit den Niederländern und mit England Bündnisse abschloß, um die spanisch-österreichische Macht in ihrem siegreichen Weltkampf gegen die Feinde Roms zu hemmen, da erhob sich mancher heftige Widerspruch gegen ein so gottloses Regierungssystem. Die jesuitischen Zwischenträger schürten die Flamme, um die Rückkehr zur bisherigen Politik zu erzielen. Und nicht minder unzufrieden waren die Hugenotten. Von der Zerfahrenheit und Leidenschaftlichkeit der Geister jener Tage zeugt die Haltung der Konfessionen und Regierungen in den großen Kämpfen der Zeit. Denn während Richelieu einerseits von den strengen Katholiken angefeindet und verdammt ward, hatten auch die Reformierten Frankreichs Ursache zu Mißtrauen und Unzufriedenheit und griffen wieder zur Waffe der Selbstverteidigung; und während sie sich insgeheim von Spanien aufreizen und auf Hilfe vertrösten ließen, mehrte die französische Regierung ihre Flotte mit englischen und holländischen Schiffen.

Erster Hugenottenkrieg 1625.

Der Friede von Montpellier hatte zu keiner aufrichtigen Versöhnung geführt. Man hegte in den Kreisen der Hugenotten den Verdacht, daß in Paris

die Absicht herrsche, sie allmählich mit List oder Gewalt aus ihren Sicherheitsplätzen zu verdrängen: In Montpellier wurde eine Citadelle errichtet und der bisher calvinistische Stadtrat zur Hälfte mit Andersgläubigen besetzt; bei Larochelle war in drohender Nähe der Stadt ein nach dem König benanntes Fort erbaut worden, das auch nach dem Frieden fortbestand und von einer starken Garnison gehütet ward. Die einflußreichen Stimmen, die bei früheren Gelegenheiten für Erhaltung des Friedens gewirkt, waren meistens verstummt; Duplessis Mornay und der Herzog von Bouillon waren beide im Jahr 1623 aus dem Leben geschieden. So herrschten denn die Brüder Rohan und Soubise ausschließlich im Rat des Gemeinwesens. Mit Besorgnis gewahrten die Einwohner von Larochelle, daß im Hafen von Blavet bei Lorient in der Bretagne ein Geschwader ausgerüstet ward; sie fürchteten, es möchte auf einen Überfall ihrer Stadt von der Land- und Seeseite abgesehen sein. Da faßte Soubise den Plan, die Flottille zu überfallen. Es war ein verwegenes Unternehmen, das aber schließlich doch glückte. Er entführte die Schiffe aus dem Hafen nach den Inseln Ré und Oléron und nahm dort, gehoben durch den Erfolg und auf die Mitwirkung der Städte Jan. 1625.
Castres und Montauban unter Rohan vertrauend, eine kriegerische Haltung an. In Paris geriet man bei dieser unerwarteten Nachricht in große Aufregung: die einen waren der Meinung, man solle sich rasch mit den Hugenotten vergleichen, die andern wünschten die Erneuerung des alten Friedens- und Freundschaftsbundes mit Spanien. Auf einer Notablenversammlung zu Fontainebleau, die 29. Sept. 1625.
wie ein erweiterter Staatsrat das Konseil umgab und in wichtigen Fragen der Regierung die Direktive erteilte, wurde die Sache in Anwesenheit des Königs und der Königin-Mutter in Erwägung gezogen. Da setzte Richelieu den Beschluß durch, daß man vor allen Dingen die Hugenotten zur Unterwerfung unter die königliche Gewalt bringen müsse. So begann denn ein neuer Krieg im südlichen Frankreich zu Wasser und zu Land. Aber er wurde mit wenig Energie geführt: mit Hilfe der englischen und niederländischen Fahrzeuge, die zum Teil mit französischen Seesoldaten bemannt waren, behielt die Regierung die Oberhand auf dem Meer, während die Landarmee wider Rohan und die ungehorsamen Städte zu Felde lag. Die Ackerfluren und Weingärten trugen noch lange die Spuren der Verwüstung, und manche tapfere Kriegsthat wurde im ungleichen Kampf ausgeführt. Rohan vergleicht in seinen Denkwürdigkeiten den Widerstand, den sieben hugenottische Jünglinge in einem Passe bei Carlat dem Marschall Themines entgegenstellten, den rühmlichsten Thaten des Altertums. Richelieu wünschte zu einer baldigen Verständigung zu kommen; denn noch war er nicht in der Lage, verschiedenen Feinden zu gleicher Zeit die Stirn zu bieten. Deswegen gingen Unterhandlungen neben dem Kriege her. Die Zureden englischer und niederländischer Abgesandten, die ihren Glaubensgenossen zu einem friedlichen Ausgleich rieten und als Vermittler dienten, trugen wesentlich zu einer Verständigung bei. Als es dem französischen Admiral Mont-

morency gelang, den Herzog von Soubise bei der Insel Ré zu überwinden, seine Schiffe zu erbeuten und die Mannschaft, die sich auf das Eiland gerettet hatte, gefangen zu nehmen, sahen die Reformierten ein, daß sie durch längeren Widerstand ihre Lage verschlimmern würden. Sie liehen daher den englischen Friedensermahnungen Gehör, zumal als man ihnen unter der Hand die Versicherung gab, daß das Fort Louis in geeigneter Zeit geschleift werden sollte. Es fehlte in Paris nicht an Stimmen, welche die Ansicht aussprachen, König Ludwig solle gegen die Hugenotten verfahren, wie Kaiser Ferdinand II. gegen die Protestanten in Böhmen; denn solange Larochelle eine „Citadelle der Rebellion" sei, werde das Reich nicht zur Ruhe kommen; der Klerus bot eine reichliche Beisteuer zur Fortsetzung des Kriegs. Aber Richelieu wollte die Hände frei haben, um in dem großen Kampfe, der damals ganz Europa in Bewegung hielt, jede für Frankreich vorteilhafte Situation im rechten Moment benutzen zu können.

Friedensverträge. 5. Febr. 1626. So wurde denn den Hugenotten eine neue Friedenspause gewährt. Das Edikt von Nantes sollte nach wie vor in Geltung bleiben, die Beleidigungen vergeben und vergessen sein und einige zwischen beiden Konfessionen obwaltenden Streithändel auf gütliche Weise ausgeglichen werden. Die übrigen Punkte waren zum Vorteil der römischen Kirche und der königlichen Autorität. Dennoch waren die Ultramontanen, besonders ihre zelotischen Wortführer Pater Berulle und Michel Marillac, unzufrieden. Sie verdammten die Zugeständnisse an die Hugenotten und an die Graubündner als eine schwere Schädigung der katholischen Sache gerade in dem Augenblick, da dieselbe anderwärts glänzende Triumphe feiere. Um nun diese immerhin mächtige Partei nicht allzutief zu verletzen, willigte Richelieu bald darauf in ein Abkommen mit Spanien, das zwar Valtellin bei Graubünden ließ, aber zugleich Spanien vor weiteren Feindseligkeiten von seiten Frankreichs sicherstellte. Die katholische Religion sollte in dem Alpenthal fortbestehen, die Festungen sollten geschleift und das Bündnis mit Venedig
10. Mai 1626. und Savoyen gelöst werden. So bestimmte der am 10. Mai in Barcellona abgeschlossene Vertrag, früher als Friede von Monçon bezeichnet.

Komplott gegen Richelieu 1626. Richelieu würde weder mit den Hugenotten noch mit den Spaniern vor Austrag der Sache Frieden geschlossen haben, hätte er nicht bemerkt, daß sich über seinem Haupt schwere Gewitterwolken zusammenzogen. Alle die unzufriedenen und unbotmäßigen Elemente, welche seit Jahren gegen die Regierung angekämpft, vereinigten sich aufs neue zu einem Ansturm gegen das mächtige Haupt des Staatsrats. Um der Opposition das Gepräge der Loyalität zu geben, traten Glieder der königlichen Familie an die Spitze oder gestatteten, daß sich andre ihres Namens bedienten. Unter ihnen befand sich wieder der Prinz von Condé; aber er spielte diesmal nicht die erste Rolle; er und sein Vetter, der junge Graf von Soissons, Epernon und sein Sohn, hielten sich mehr im Hintergrund, sie wollten die Früchte des großartig angelegten Komplotts genießen, aber nicht die Gefahren teilen. Als Haupt der Verschwörung wurde der Bruder des Königs, Gaston, ein achtzehnjähriger Jüngling von mehr Ehrgeiz als Talent ausersehen; ihm zur Seite standen seine beiden natürlichen Brüder, der Herzog von Vendome, Gouverneur der Bretagne und der Großprior von Vendome. Aber

die Seele des ganzen weitverzweigten Unternehmens war der Marschall Ornano, ein Korse von Geburt, „der die äußere Ruhe und Feinheit eines Italieners mit dem Ehrgeiz eines melancholischen von südlicher Glut erfüllten Temperaments vereinigte“. Da der König noch keinen Leibeserben hatte und seine schwächliche Konstitution keine lange Lebensdauer erwarten ließ, so suchte Ornano den „Monsieur“, dessen Gouverneur er war, an die Spitze des Staatsrats zu bringen, um dann bei demselben die Stelle einzunehmen, die einst Concini bei der Regentin Maria von Medici erworben hatte. Sie brachten noch Henry de Talleyrand, Graf von Chalais, auf ihre Seite, der als Großmeister der Garderobe unmittelbaren Zutritt zu den König hatte. Marie de Rohan, Witwe von Luynes, damals Herzogin von Chevreuse, eine Dame von großer Schönheit und verführerischem Wesen, hatte dem Grafen mit Liebesnetzen bestrickt und ihm ihren Haß gegen den Kardinal eingeflößt. Seine Mutter hatte einst ihr ganzes Vermögen aufgewendet, um dem Sohn die einträgliche Hofstelle zu kaufen. Ja selbst nach auswärtigen Alliierten sahen sich die Verbündeten um. Es war der Wunsch des Hofes und des Kardinals, den Prinzen Gaston mit der schönen Herzogin von Montpensier, der reichsten Erbin Frankreichs, zu vermählen; Ornano aber suchte eine Vermählung desselben mit der Enkelin Karl Emanuels von Savoyen zu bewirken. Denn seit dem Frieden mit Spanien hegte der alte Herzog tiefen Groll gegen Richelieu und arbeitete an seinem Sturz. Zunächst suchte der Marschall den König zu bestimmen, dem Bruder die seinem Rang entsprechende Stellung an der Spitze des geheimen Rats einzuräumen; als der Minister den Plan zu hintertreiben wußte, wurden abenteuerliche und verbrecherische Entwürfe beraten; Gaston sollte entfliehen, Söldnertruppen werben und unterstützt von einer gleichzeitigen Volksbewegung, die man im Innern zu seinen gunsten erregen wollte, den König nötigen, den Kardinal zu entfernen und die Staatsgeschäfte in die Hände des Bruders zu legen; selbst von einer Ermordung Richelieus ja sogar des Königs wurde gesprochen. Chalais soll von Ornano und der Herzogin von Chevreuse derartige Anweisungen empfangen haben. Dem Kardinal waren die Umtriebe seiner Widersacher nicht fremd geblieben, und er zerriß das Komplott mit kräftiger Hand. Ornano und Chalais wurden plötzlich verhaftet und des Hochverrats angeklagt. Der letztere mußte seine Unbesonnenheit, zu der ihn Leichtgläubigkeit und Liebestaumel fortgerissen, auf dem Schafott büßen, 19. Aug. 1626.
der ehrgeizige Marschall starb einige Wochen nachher im Gefängnis zu 2. Sept.
Vincennes. Auch die beiden Vendomes wurden in Gewahrsam gebracht, andre hochgestellte Mitschuldige vom Hofe verwiesen. Der Kardinal war mächtiger als zuvor. Gaston, seiner Ratgeber und Verführer beraubt und durch die Katastrophe seiner Freunde eingeschüchtert, fügte sich dem Willen des Hofes. Er schloß die Ehe, die ihn zum reichsten Edelmann machte, und wurde zum Lohn für seinen Gehorsam zum Herzog von Orleans erhoben.

Am Hofe war Richelieus Ansehen jetzt fester denn je. Auf sein Entlassungs-

Richelieu und die Notablenversammlung. 1626. gesuch, das er während der Intrigen seiner Widersacher eingereicht, hatte Ludwig geantwortet, er könne seiner Dienste nicht entbehren, und ihm zugleich zugesagt, er wolle auf keine Verleumdung hören und ihm diejenigen nennen, die feindselige Gesinnungen wider ihn äußern würden. Um seiner Politik mehr Nachdruck zu geben, stützte sich der Kardinal, wo es anging, auf die legitimen Gewalten. So bediente er sich der Parlamente und der Sorbonne, um die übertriebenen Machtansprüche zurückzuweisen, womit damals die jesuitischen Vorfechter der päpstlichen Allgewalt gegenüber der weltlichen Autorität so anmaßend hervortraten, und die erbliche legitime Souveränität der Krone Frankreichs als fundamentales Staatsrecht festzustellen. So bediente er sich der Notablen, um die Übertragung gewisser hoher Ämter und Gewalten, die dem Inhaber zu viel Macht und Einfluß verliehen, auf den König oder die Regierung zu erzielen. Die Spitzen des Adels, der Geistlichkeit, des Bürger- und Beamtenstandes, die Dez. 1626 bis Febr. 1627. der Kardinal am Ende des Jahres 1626 in Paris versammelte, waren ganz mit ihm einverstanden, daß die durch den Tod Lesdiguières in Erledigung gekommene Würde eines Connetable nicht wieder besetzt werde; daß die Festungen im Innern des Landes, die nicht zur Verteidigung gegen den Feind dienten, wohl aber zu Stützpunkten der Rebellen und Unruhstifter, geschleift würden; daß der Minister-Kardinal zum Großmeister und Oberintendanten der Marine ernannt werde, damit er die Seemacht und den Handel Frankreichs heben und dem Piratenwesen kräftiger steuern möge; daß man durch Verminderung der Jahrgelder und hohen Ämter, durch Vereinfachung der Hofhaltung Ersparnisse mache und diese auf bessere Ausrüstung und Verstärkung des Heeres und der Flotte verwende; daß jede bewaffnete Erhebung gegen Gesetz und Obrigkeit als Verbrechen wider König und Reich angesehen und mit Verlust von Amt, Gut ja Leben bestraft werden solle. Seitdem man die Generalstände nicht mehr einberief, waren die Notablen und die souveränen Gewalten der Parlamente die legitimen Vertreter der Nation. Ihre Zustimmung war somit für Richelieu eine Aufmunterung, auf der eingeschlagenen Bahn fortzufahren. In Beziehung auf die Bestrafung der Ungehorsamen und Ruhestörer ging die Versammlung in ihren Beschlüssen noch über die Anträge des Kardinals hinaus.

Kriegerische Verwickelungen mit England. 1627. Es war hohe Zeit, daß man in Frankreich auf Verstärkung der Seemacht und des Heeres dachte, denn schon drohte ein neuer Krieg im Innern und von außen. In Holland und England hatte es große Unzufriedenheit erregt, daß die Regierung zur Bekämpfung der Hugenotten behilflich gewesen; die öffentliche Stimme hatte eine Politik verdammt, welche die weltlichen Interessen über die religiösen stellte in einem Augenblick, da der Romanismus die katholische Restauration mit Blut und Eisen durchzuführen sich anschickte. Am meisten war das englische Volk ungehalten, daß am Hofe die katholischen Sympathien durch die Königin und ihren französischen Hofstaat so offen und mit einer gewissen Ostentation zur Schau getragen wurden, während Karls I. Schwager und Schwester,

durch die papistische Liga von Land und Leuten getrieben, heimatlos umherirrten. Noch immer galten Spanien und Frankreich als die Nationalfeinde des englischen Volks. Wenn die spanische Brautwerbung früher so böses Blut gemacht hatte, was war denn jetzt durch den Tausch gewonnen? Mit Mißtrauen blickte das englische Volk, bei dem die puritanisch-protestantischen Ideen mehr und mehr Boden gewannen, auf das Stuartsche Herrscherhaus, mit Haß auf den Günstling Buckingham, der die französische Heirat und Allianz am eifrigsten betrieben. Die Unzufriedenheit nahm zu, als man in London von reformierten Abgeordneten und Flüchtlingen erfuhr, daß die Friedensartikel, welche die englischen Gesandten vermittelt, für deren Erfüllung somit der König selbst eine gewisse Garantie übernommen, von der Pariser Regierung sehr lässig und unvollkommen ausgeführt würden, daß das Fort Louis mit seiner starken Besatzung nach wie vor die Stadt Larochelle bedrohe, daß die Inseln Ré und Oléron mit Befestigungen und königlichen Truppen versehen seien, daß der Handel und die Privilegien der Stadt beeinträchtigt würden, daß man auch die religiösen Versammlungen beschränkt habe. Selbst in den Regierungskreisen fühlte man Mißmut und Verstimmung. Der Hofhalt der Königin, der die katholischen Interessen so geflissentlich zu beleben bemüht war, wurde fortgeschickt. Ein Ausgleichsversuch, durch den Marschall Bassompierre betrieben, hatte geringen Erfolg. Auch in Paris konnte man bald einen Gesinnungswechsel wahrnehmen. Als Buckingham, der erste Kavalier seiner Zeit, der einst im Louvre eine so glänzende Rolle gespielt, bei der alten und jungen Königin so gern gelitten war, aufs neue als Botschafter sich nach der französischen Hauptstadt begeben wollte, bewirkte Richelieu, der dem hoffärtigen anmaßenden Günstling zweier Könige abhold war, daß sich der Pariser Hof die diplomatische Mission desselben verbat. Man sagte dem leichtfertigen Höfling, der so begierig nach dem Umgang vornehmer Damen strebte, nach, er habe sich einst in beleidigender Zudringlichkeit der Königin Anna zu nähern gesucht. Dies gab den Anstoß zu kriegerischem Vorgehen. Buckingham dürstete nach Rache; er traf Verabredungen mit Rohan und Soubise; er rühmte sich, er werde den Besuch, den man abgewiesen, bald ohne Einladung im Louvre abstatten. Im Juli erschien er mit hundert Segeln in den Gewässern der Bretagne, fing fran- Juli 1627.
zösische Schiffe weg und besetzte die Insel Ré. Ein Manifest verkündete, er wolle den Reformierten und insbesondere der Stadt Larochelle zu dem Frieden verhelfen, der ihnen unter Gewährleistung Englands zugesichert worden. Er traf sofort Anstalten zur Belagerung des Fort St.-Martin, fand aber in dem Kommandanten, dem Marschall Toiras, einen tapfern Gegner. Dieser hielt die Feinde so lange auf, bis durch Richelieus Thätigkeit auf kleinen für jene Gewässer besonders geeigneten Fahrzeugen und Booten Hilfsmannschaft und Vorräte zugeführt wurden. Dadurch sah sich Buckingham, als die ungünstige Jahreszeit heranrückte, zu einem verlustvollen Abzug nach England genötigt, wo er mit Schmähungen und Vorwürfen überschüttet ward.

Belagerung und Eroberung von Larochelle. 1627. 1628. Mittlerweile hatten auch die Hugenotten in Languedoc und in den Sevennen unter Rohans Führung zu den Waffen gegriffen und Larochelle durch Soubise sich zum Beitritt bereden lassen. Dadurch gewann der Krieg einen religiösen Charakter: Frankreich im Bund mit Spanien gegen England und die verbündeten Hugenotten. Der große Religionskrieg, der damals in Norddeutschland und an der Küste der Ostsee sich abspielte, schien im Westen an den Gestaden und in den Fluten des Ozeans sich zu wiederholen. Da wie dort bethätigte sich der protestantische Geist und die überzeugungstreue Gesinnung in ganzer Stärke bei der mutigen und standhaften Bürgerschaft einer Seestadt; an der Ostsee in der lutherischen Seeburg Stralsund, im westlichen Meer in der Hugenottenstadt Larochelle. Während des Kampfes auf der Insel Ré war König Ludwig XIII. lebensgefährlich erkrankt; alle Geister waren in Spannung, die Opposition gegen den Kardinal in voller Aufregung und Thätigkeit; der Religionskampf im Süden schien sich zum Schlachtfeld für alle Richtungen, Bestrebungen und Leidenschaften zu gestalten. Nach der Wiedergenesung des Monarchen wurde im Konseil nach ernstlicher Beratung der Beschluß gefaßt, Larochelle durch einen Belagerungskrieg zur Unterwerfung zu bringen und dem hugenottischen Gemeinwesen ein Ende zu machen. Denn solange die reformierte Union mit ihrem festen Bollwerk unabhängig dastehe und jedem innern und auswärtigen Feind die Hand reichen könne, sei der König nicht wahrer Souverän von Frankreich. Es war noch nicht vergessen, daß einst Guienne und Poitou unter englischer Herrschaft gestanden; konnte nicht jetzt die religiöse Übereinstimmung ein neues Band
1627. flechten? So wurde denn im Spätherbst die Belagerung von Larochelle in Angriff genommen, eine Begebenheit, die den denkwürdigsten Thaten des Jahrhunderts an die Seite gestellt werden darf. Buckingham hatte bei seiner Abfahrt versprochen, bald wiederzukommen; in dieser Aussicht nahmen die Hugenotten in Larochelle den ungleichen Kampf an. Die Belagerung der festen Hafenstadt wurde mit allen Mitteln der damaligen Kriegskunst ins Werk gesetzt, und zwar gleichzeitig zu Wasser und zu Land. Denn es war auf eine enge Blockade abgesehen, um jede auswärtige Hilfe abzuhalten. Durch Hunger wollte man der Festung Meister werden. Während daher die Landseite, soweit nicht Moräste und Niederungen eine natürliche Schutzwehr bildeten, durch eine Reihe von Forts umgeben und mit Truppen unter den Marschällen Schomberg und Bassompierre besetzt wurde, sperrte man den Hafen durch einen Palissadenring, der von dem Pariser Architekten Metezeau und dem Steinmetzen Tiriot ausgeführt als ein Wunderwerk der Kriegsbaukunst jener Tage galt. Von beiden vorspringenden Ufern wurde mittels versenkter Schiffe aus Pfahlwerk, Quadersteinen, Holzblöcken ein Damm aufgeführt, der jede Einfahrt in den Hafen unmöglich machte, ein Werk, das an die Belagerung von Tyrus durch Alexander erinnerte. Kriegsschiffe vor dem Eingang und Forts an den Ufern vollendeten die Einschließung. Den ganzen Winter über wurden die Belagerungsarbeiten unter den Augen des

Königs und des Kardinals selbst emsig betrieben; als im Februar Ludwig nach Paris heimkehrte, blieb Richelieu allein im Lager zurück, obwohl er neue Intrigen von seiten seiner zahlreichen Feinde fürchten mußte. Er erkannte richtig, daß seine ganze Zukunft auf dem Gelingen der Kriegsoperationen vor Larochelle beruhte. Diesmal hatte er auch die Ultramontanen für sich. Im Lager wimmelte es von Geistlichen und Mönchen; der Klerus bewilligte eine beträchtliche Beisteuer. Aber auch die Bürger von Larochelle begriffen die ganze Wichtigkeit ihrer Lage: es handelte sich um ihre munizipalen Rechte, um ihre merkantile Weltstellung, um ihre Religion, und sie waren entschlossen, diese hohen Güter heldenmütig zu verteidigen. „Ich nehme die Würde eines Anführers nur mit der Bedingung an," soll der entschlossene Bürgermeister Guiton gesagt haben, „daß ich dem ersten, der von Übergabe spricht, den Dolch ins Herz bohre; wenn ich selbst je daran denke zu kapitulieren, so mag man ihn gegen mich kehren." Es war derselbe Heldengeist, den einst die Leidener gegen die Spanier bewiesen. Aber der Ausgang war nicht mit solchem Erfolg gekrönt. Man hatte einen großen Teil der Vorräte den Engländern auf der Insel Ré zugewendet; daher geriet die Stadt bald in harte Bedrängnis. Mit Sehnsucht erwartete man von England die versprochene Hilfe; aber die Schiffe, die im Mai auf der Höhe vor Mai 1628.
Larochelle in Sicht kamen, kehrten, ohne einen Angriff zu wagen, unverrichteter Dinge heim. Die Aufregung, die deshalb die Gemüter in England ergriff, hat sich in der Ermordung des Herzogs von Buckingham Luft gemacht. Ein zweites englisches Geschwader, das im September den Kanal durchschiffte, um den Glaubensgenossen Hilfe zu bringen, hatte ebensowenig Erfolg. So blieb denn der von Hungersnot und Krankheit furchtbar heimgesuchten Stadt, nachdem sie ein Jahr lang alle Leiden standhaft ertragen, nichts übrig als Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Am Allerheiligentage hielten der König und der Kardinal 1. Nov. 1682.
ihren Einzug in die entvölkerte Stadt und ließen unter die Einwohner, die halbverhungert in den Straßen umherschlichen, Lebensmittel verteilen. Darauf folgte ein schweres Strafgericht. Die Privilegien und munizipalen Rechte wurden aufgehoben, die Mauern und Festungswerke abgetragen, die Kathedralkirche den Katholiken eingeräumt und der römische Kultus mit einem bischöflichen Kapitel feierlich aufgerichtet.

Mit der Übergabe von Larochelle war die Kraft des reformierten Gemeinwesens in Frankreich gebrochen; daher ging der Krieg, der zu gleicher Zeit in Languedoc, von der Garonne bis zur Rhone, in den Bergen der Sevennen und im Vivarais mit länderverwüstender Wut geführt worden war, der Erschöpfung entgegen. Die katholische Restauration schien auch in Frankreich siegen zu sollen. Aber zum Glück für die französischen Reformierten war Richelieu ein Staatsmann von weiteren Gesichtskreisen als Kaiser Ferdinand und Herzog Maximilian. Hätte er es auf Vernichtung des protestantischen Glaubens und Gottesdienstes abgesehen, so stand ein Kampf auf Leben und Tod bevor, welcher die Kräfte Frankreichs auf eine Reihe von Jahren in Anspruch genommen und die auswärtige Politik gelähmt haben würde. Und konnte denn nicht

Ausgang des Hugenottenkriegs und das Gnadenedikt von Nîmes. 1629.

Spanien, trotz seines katholischen Eifers aus politischen Rücksichten den französischen Reformierten Hilfe bieten? Sowenig lag ein solcher Fall außer dem Bereich der Möglichkeit, daß Olivarez bereits mit Rohan in Unterhandlung wegen eines Bündnisses getreten war. Die Hugenotten sollten Subsidiengelder erhalten, dafür aber sich verpflichten, die Bekenner der katholischen Religion nicht zu schädigen. Die Streitigkeiten, die bereits wegen der Erbfolge in Mantua und Montferrat zwischen dem Pariser und Madrider Hof ausgebrochen waren, ließen bald neue kriegerische Verwickelungen erwarten. Schon war ein französisches Heer über die Alpen gerückt, um Casale zu besetzen; Ludwig selbst unternahm trotz der winterlichen Jahreszeit den beschwerlichen Feldzug. Darum suchte Richelieu vor allem, den Frieden im Innern herzustellen. Indem er allen, die sich freiwillig unterwerfen würden, Verzeihung und Gnade, den Widerspenstigen dagegen strenge Bestrafung in Aussicht stellte, kam er rasch zum Ziel. Das Beispiel
Mai 1629. von Privas, das für seinen hartnäckigen Widerstand nach der Eroberung Plünderung und Hinrichtungen erleiden mußte, flößte den andern Mutlosigkeit und Schrecken ein. Auch Rohan erkannte die Unmöglichkeit, den ungleichen Kampf fortzusetzen. Von England, das mit Frankreich Frieden geschlossen, war keine Hilfe zu erwarten: ein Bündnis mit Spanien war unnatürlich und brachte die Hugenotten in eine falsche Stellung zu der ganzen übrigen protestantischen Welt. So suchte er denn zu einer Verständigung zu kommen und wenigstens die Gewissensfreiheit zu retten. Denn die politische Stellung, welche die reformierte Genossenschaft Frankreichs bisher behauptet, widerstrebte den Ideen und Lebensformen, die in der Nation die Herrschaft zu erlangen suchten. Und Richelieu erleichterte dem Herzog und seinen Glaubensgenossen durch versöhnliches Entgegenkommen den schweren Schritt der Unterwerfung. Der große Staatsmann folgte nicht dem Beispiel der katholischen Fürsten Österreichs und Bayerns: es genügte ihm, den Hugenotten ihre politische Macht, ihre Festungen und ihre selbständige republikanische Stellung inmitten des monarchischen Staats zu entreißen, aber die religiöse Freiheit und die staatsbürgerlichen Rechte sollten nicht angetastet werden. Der König hatte in einem Manifest verkündigt, daß er die Bekenner der „sogenannten" reformierten Religion, sofern sie seine Gnade anrufen würden, nicht in der Ausübung ihres Gottesdienstes verhindern und sie gleich seinen katholischen Unterthanen behandeln werde. Und diese Zusage wurde gehalten. Als auch Nimes und Montauban, die am längsten im Widerstand beharrten, die Hand zum Frieden boten, wurde zu Alais ein Vertrag
27. Juni 1629. abgeschlossen und als „Gnadenedikt von Nimes" bekannt gemacht.

Dieses gewährte den Reformierten die volle Amnestie und den Fortgenuß der kirchlichen und bürgerlichen Rechte, die ihnen in dem Edikt von Nantes zugestanden worden, nahm ihnen aber die Sicherheitsorte und ihre politische Selbständigkeit und Sonderstellung. Die Festungswerke wurden geschleift, die politischen Versammlungen untersagt, die Synoden unter die Aufsicht eines königlichen Bevollmächtigten gestellt und auf religiöse Angelegenheiten beschränkt. Die Ultramontanen waren mit dieser Übereinkunft keineswegs zufrieden; sie verlangten, daß die Ausübung des reformierten Ritus verboten werde. Das Parlament von Toulouse konnte nur durch den ausdrücklichen Befehl Richelieus zur Verifikation des Edikts gebracht werden.

Richelieu und die reformierten Glaubensverwandten. Wenn der Kardinal den religiösen Eifer der katholischen Vorkämpfer in Schranken hielt, so geschah es nicht aus Hinneigung zu den Ideen der Toleranz, sondern nur aus politischer Berechnung. Der Friede im Innern und die Unterstützung der deutschen Protestanten, die er vorhatte, vertrug sich nicht mit religiösen Verfolgungen. Dagegen leistete er der Verbreitung des Katholizismus

in den von der Ketzerei angesteckten Orten und Landschaften allen möglichen Vorschub. Die Jesuiten durften sich überall niederlassen und ihre Bekehrungen betreiben; und wo es ohne Aufsehen geschehen konnte, verkürzte man die Reformierten in ihren bürgerlichen Rechten. Selten ließ man sie zu höheren Ämtern emporsteigen. Der Ehrgeiz sollte ein Sporn sein zum Übertritt in die Staatskirche. Von der Zeit an wurden die Konversionen systematisch betrieben und führten bei dem Adel zu glänzenden Erfolgen. Je mehr der Kultus des Royalismus Wurzel faßte, desto mehr kam in den Hofkreisen und bei der Aristokratie die Ansicht zur Geltung, daß es mit der Loyalität eines Unterthanen unvereinbar sei, einer andern Religionsform anzugehören, als der König, oder gar die Lehre, zu der sich die geheiligte Majestät bekenne, für irrtümlich zu halten. Die Ausdrucksweise „sogenannte reformierte Kirche", die nun selbst amtlich in Gebrauch kam, war ein Ausfluß dieser Anschauung.

Rohan, mit Richelieu ausgesöhnt, übernahm einige Zeit nachher das Kommando der französischen Besatzungstruppen, welche für die Graubündner die Pässe von Valtellin bewachten, und leistete dann als Kriegsoberster im Elsaß und am Oberrhein der Politik des Kardinals gegenüber der österreichisch-spanischen Macht wichtige Dienste. Im Heer Bernhards von Weimar erhielt er vor Rheinfelden die Todeswunde und 13. April 1638. wurde auf dem Friedhof in Genf beigesetzt (XI, 936. 966).

2. Richelieu und die aristokratische Opposition.

Zwei Triumphe hatte der Kardinal errungen: durch die Entwaffnung der Auswärtige Politik. Hugenotten hatte er den unruhigen und ehrsüchtigen Großen ihren stärksten Rückhalt genommen und zugleich den Klerikalen zu Gefallen gelebt; durch die Einmischung in die italienischen Angelegenheiten hatte er der spanisch-österreichischen Vergrößerungssucht Schranken gesetzt und zur Erneuerung der alten französischen Allianzen und Sympathien bei den Fürsten und Staaten der Halbinsel den Boden bereitet. Als er selbst vom König mit der obersten Heerführung betraut, an der Spitze bedeutender Streitkräfte die Alpen überstieg, durch die Eroberung von Pignerolo den wichtigen Alpenpaß für Frankreich sicherte, den zweideutigen Herzog Karl Emanuel von Savoyen nötigte, das spanisch-österreichische Bündnis aufzugeben, da erkannte Europa, daß eine neue Ära in der französischen Geschichte im Anbruch sei.

Wir kennen die Ursachen, welche im mantuanischen Successionskrieg der französischen Politik den vollständigen Sieg verschafften (XI, 907). Es schien ein Widerspruch zu der allgemeinen Zeitströmung, daß eine katholische Regierung, bei welcher ein Kardinal und ein Mönch den Ausschlag gaben, mit einem nordischen König sich verband, der die Erhaltung des protestantischen Lehrbegriffs und die Beschützung der evangelischen Reichsfürsten gegen die jesuitisch-kaiserliche Vergewaltigung auf seine Fahne schrieb. Wenn man sich aber erinnert, wie einst die ersten Valois gehandelt hatten, was der erste Bourbon kurz vor seiner Ermordung im Schilde geführt, so wird man leicht erkennen, daß Richelieu und sein Agent in der Mönchskutte auch in diesen Kombinationen

nur auf die alten politischen Traditionen zurückgingen: die habsburgische Übermacht zu brechen und zu dem Zweck alle Gegner derselben ohne Rücksicht auf Religion zu unterstützen. Die kurzsichtige Politik und der engherzige Fanatismus, die damals in Wien die Handlungen und Entschließungen des Kaisers und seiner Ratgeber bestimmten und lenkten, arbeiteten dem klugen französischen Staatsmann in die Hände. Das Regensburger Restitutionsedikt (XI, 899) war ein mächtiger Hebel zu Frankreichs Emporkommen und Suprematie in der europäischen Völkerfamilie.

Maria von Medici und Richelieu. Um dieselbe Zeit jedoch, da Richelieu in Italien die Macht Frankreichs herstellte, da er Mantua dem französischen Prätendenten zuwandte, mit dem neuen Herzog von Savoyen Viktor Amadeus, der mit einer Schwester Ludwigs XIII. vermählt war, ein vorteilhaftes Bündnis schloß, den französischen Heeren den Einmarsch über den Alpenpaß von Pignerolo sicherte, zog sich ein neuer Sturm am Hof über seinem Haupt zusammen. Seit der Aussöhnung mit ihrem Sohn hatte die Königin-Mutter in gutem Einvernehmen mit Richelieu gestanden. Ihm hatte sie es hauptsächlich zu danken, daß sie an den Hof zurückkehren durfte, daß sie im geheimen Rat Sitz und Stimme erhielt und auf die Regierung einwirken konnte. Zum Dank dafür hatte sie ihm in Rom die Kardinalswürde verschafft. Dieses Verhältnis erfuhr jetzt eine Störung. Maria hatte eine große Hinneigung zu religiöser Devotion; sie versäumte keine Messe, sie pilgerte zu gefeierten Wallfahrtsorten; sie lieh ihrem Beichtvater und den Jesuiten willig Gehör; Pater Berulle hatte bis zu seinem Tod großen Einfluß bei ihr; die Gunst, die sich einst Galigai erworben, beruhte zum Teil auf den religiösen Sympathien. Darum empfand sie großen Unwillen, daß der Minister sich mit den ketzerischen Feinden des spanisch-österreichischen Hauses in Verbindungen einließ, daß er gegen ihren Schwiegersohn Philipp IV., für den sie stets Vorliebe empfand, zu Felde gezogen. Die ganze klerikale Partei teilte ihre Meinung; es wurde wie eine Versündigung gegen die rechtgläubige Religion angesehen, daß Frankreich die Schirmherren des Katholizismus befehdete. Auch die Gemahlin Ludwigs XIII., Philipps IV. Schwester, in der Geschichte bekannt unter dem Namen Anna von Österreich, war dem Kardinal, dem Feind ihres Hauses, abgeneigt, weniger aus religiösen Motiven, als weil ihr ehrgeiziges herrschsüchtiges Gemüt es schwer ertrug, daß sie durch ihn von den Staatsgeschäften fern gehalten ward. Ja der König selbst war seinem Minister nie gewogen. Als Ludwig im September des Jahres 1630 abermals von einer schweren Krankheit befallen ward, ließ er sich von seiner Umgebung zu dem Versprechen fortreißen, daß er Richelieu entlassen wolle, sobald der spanische Krieg zu Ende sei. Dem Kardinal war die Gesinnung seines Königs kein Geheimnis: schon während des Hugenottenkriegs sagte er einmal, er habe gegen drei Könige zu kämpfen, gegen den englischen, den spanischen und den französischen. Aber so mächtig und überwältigend war der Geist des Mannes, daß Ludwig nach seiner Wiedergenesung nicht wagte, die Zügel der Regierung in andre Hände zu legen. Eines Tages kam es zu einer höchst merkwürdigen Szene. Es war im Palais Luxembourg,

wo Maria den König in einem Zwiegespräch von den verderblichen Absichten des Kardinals zu überzeugen suchte, ohne sich durch den plötzlichen Eintritt desselben stören zu lassen. Sie wünschte, daß die Leitung der Staatsgeschäfte den Brüdern Marillac, dem Großsiegelbewahrer und dem Marschall übertragen würde. Jedermann erwartete den Sturz des Ministers; er selbst erwog bereits, wohin er sich zurückziehen solle. Und dennoch blieb ihm der Sieg. Eine Zusammenkunft mit dem Monarchen in Versailles genügte, um die Intrigen seiner Gegner zu zerreißen. Die Marillacs wurden unter Aufsicht gestellt und das Reichssiegel in andre Hände gegeben. So endigte der „Tag der Dupierten", wie 11. Nov. 1630. man spottend den unerwarteten Ausgang bezeichnete, mit einem vollständigen Triumph Richelieus und seines Systems. Der König ließ sich überzeugen, daß es seine Pflicht sei, den Staat groß und stark zu machen, die öffentliche Ordnung zu erhalten, die Gewaltsamkeiten der Großen zu verhindern, böse Anschläge zu unterdrücken.

Maria von Medici war um so ungehaltener über diese Wendung, je sicherer Komplott Marias und Gastons von Orleans. 1631. sie und ihre Umgebung den Sturz Richelieus erwartet hatte. In ihrem Innern wühlten die dämonischen Mächte des Stolzes, der Herrschsucht, des Zornes über den Undank des Mannes, den sie aus dem Staub erhoben. Selbst gegen den Sohn kehrte sich ihre Abneigung, sie begegnete ihm mit sichtlicher Zurückhaltung und mied seine Gegenwart. Wohl gab es Stunden, in welchen sie an eine Aussöhnung, an eine Wiederherstellung des alten Verhältnisses dachte, und weder der König noch der Minister ließen es an Versuchen fehlen, ihr grollendes Gemüt zu beruhigen; dann erwachte aber wieder das Gefühl des gekränkten Stolzes und der Zurücksetzung in aller Stärke. Und so faßte sie den Plan, ihren jüngern Sohn, Gaston von Orleans, zum Werkzeug ihrer Rache gegen den Kardinal zu machen, ihn dem königlichen Bruder entgegenzustellen. Noch hatte Ludwig XIII. keinen Leibeserben, der Herzog galt somit als Thronfolger. Wir wissen, daß er schon früher sich in ein weitverzweigtes Komplott hatte hineinziehen lassen; seitdem war sein Verhältnis zu Richelieu ein besseres geworden. Nun aber kamen mehrere Ursachen zusammen, die ihn mit Mißtrauen gegen den Minister erfüllten und den aufreizenden Reden der Mutter sein Ohr öffneten. Er kündigte laut und offen dem Kardinal die Freundschaft auf und verließ den Hof. Orleans, 31. Januar 1631. wo er seinen Aufenthalt nahm, wurde bald der Mittelpunkt weitverzweigter Konspirationen, die in Paris, im Louvre ihre Mitwisser und Förderer hatten. Der König begab sich nach Compiègne, begleitet von Richelieu, aber auch von Maria, die in diesem kritischen Moment den Sohn nicht aus den Augen lassen wollte. Hier reichte der Minister ein Gutachten ein, in welchem er ausführte, daß ein kräftiges Regiment und eine folgerichtige Politik unmöglich sei, solange die Königin fort und fort Kabalen gegen ihn anlege und ihm entgegenwirke, die malkontenten Adelshäupter wider ihn aufreize, selbst die verwandten Höfe in Spanien, in Savoyen, in Lothringen in ihr Interesse zu ziehen suche, um

seine Entwürfe scheitern zu machen. Er forderte seine Entlassung, wenn der König nicht entscheidende Maßregeln zur Abstellung der Übel ergreife und erreichte seinen Zweck. Der König reiste plötzlich mit seiner Gemahlin ab und
23. Febr. 1631. untersagte seiner Mutter, ihm an den Hof zu folgen. Sie sollte unter der Ehrenwache des Marschalls d'Estrées in Compiègne zurückbleiben; die Damen ihres Vertrauens, vor allen die Prinzessin von Conti, Schwester des Herzogs von Guise, und die Herzogin von Elboeuf, Ludwigs XIII. natürliche Schwester, wurden vom Hof entfernt. Marschall Bassompierre, Oberst der Schweizergarde, mußte in die Bastille wandern, wo er bis zum Tod des Kardinals festgehalten ward. Der Herzog von Orleans wurde zur Rückkehr an den Hof eingeladen; aber er fürchtete ebenfalls unter Aufsicht gestellt zu werden und beschloß, als der König mit Truppen gegen die Loire zog, das Reich zu verlassen. Er flüchtete sich nach Lothringen, begleitet von seinen Hauptratgebern und Aufstiftern Le Coigneux und Puylaurens, um von dort aus sein unruhiges Treiben mit mehr Nachdruck fortzusetzen. Denn wie wir wissen (XI, 952) stand der Hof von Nancy in den freundschaftlichsten Beziehungen zu der Königin Maria; und die Verbindung des Herzogs mit der spanischen Regierung in Brüssel und mit den malkontenten Großen in Frankreich konnten in dem Grenzland fortgesponnen und zu einem Umsturz des Regiments benutzt werden. Auch die Königin-Mutter ersah sich eine günstige Gelegenheit, da man ihr freiere Bewegung gestattete, um nach den Niederlanden zu entfliehen.

Königtum und Parlament.

Die Katastrophe von Compiègne machte in Frankreich das größte Aufsehen: eine Menge Flugschriften von beiden Parteien gab Zeugnis von der leidenschaftlichen Erregung der Gemüter. Als der König mehrere Genossen des Komplotts, die Herzöge von Elboeuf, Roannez, Bellegarde, den Grafen von Moret, einen unechten Sohn Heinrichs IV., die Herren von Coigneux und Puylaurens als Majestätsverbrecher erklären ließ, erhob das Pariser Parlament, wo der Kardinal manche Gegner hatte, Bedenken gegen die Verifikation des Edikts. Da bedeutete ihm Ludwig XIII., daß weder das Parlament noch irgend eine Gewalt das Recht habe, königliche Entscheidungen einer Diskussion zu unterwerfen. Der König sei von Gott zur Herrschaft berufen und für seine Regierungshandlungen nur ihm verantwortlich. Das Protokoll über die Verhandlungen mußte
12. Mai 1631. gelöscht und das Edikt in der amtlichen Fassung eingetragen werden. Es war das Wehen des neuen Zeitgeistes, dem Richelieu durch Wort und That Geltung verschaffte. Ein besonderer Gerichtshof, aus rechtskundigen Gliedern des Staatsrats gebildet, führte die Untersuchung gegen die Angeklagten und fällte das Urteil. Auch gegen diese Neuerung erhob das Parlament Beschwerde und bestritt die Rechtsgültigkeit des außerordentlichen Gerichts: aber der Großsiegelbewahrer gab den Abgeordneten die Erklärung, der französische Staat sei monarchisch; alles hänge darin von dem Willen des Königs ab, der nach seinem Belieben Richter bestimmen und Gelderhebungen nach Verhältnis der Staatsbedürfnisse machen

könne. Als der König der Parlamentsdeputation diesen Bescheid erteilte, war die Opposition, die in Lothringen ihren Sitz aufgeschlagen, bereits zersprengt; in Metz, das zum Herd der Agitationen und Verschwörungen ausersehen war, empfing sie die Antwort.

Richelieu sah es gar nicht ungern, daß Lothringen von seinen Gegnern als Stützpunkt für ihre aggressiven Pläne auserkoren ward: der unruhige, vielgeschäftige Herzog Karl IV. war in die spanisch-österreichisch-katholische Politik, die damals am Rhein sich abspielte, tief verflochten; er sollte die religiöse Reaktion gegenüber den Schweden und Prostetanten durchführen helfen. Wenn nun Richelieu, der jetzt im geheimen Rat unbedingt das entscheidende Wort führte, den König bewog, mit einem Heer gegen Lothringen zu ziehen, so diente er zugleich seinen Verbündeten in Deutschland, trat den Plänen seiner Feinde entgegen und förderte das Interesse Frankreichs. Lothringen.

Es machte den Kardinal nicht irre, daß ein großer Teil des Adels, der Beamtenwelt, des Volks mit den Gegnern sympathisierte; je mehr diese ihre Blicke auf Spanien richteten, desto entschiedener verfolgte er seine eignen politischen Ziele. Der Herzog von Orleans, schon seit einigen Jahren Witwer, hatte sich mit Margarete, der jüngsten Schwester des Herzogs von Lothringen, vermählt und war dann zu seiner Mutter nach Brüssel gegangen, wo Isabella beiden eine huldvolle Aufnahme bereitete. Noch immer war ja Gaston der Thronfolger; wenn er und seine Mutter in die Stellung zurückkehrten, wozu sie durch Rang und Geburt berechtigt waren, welche Vorteile konnte dann Spanien von ihrer Dankbarkeit erwarten! Wie zur Zeit der Ligue mochte dann Frankreich seine Direktiven von Madrid empfangen. Durch den herzoglichen Hof von Lothringen hatten die Schützlinge der spanischen Regierung in Brüssel Fühlung mit den nördlichen Provinzen; durch den Herzog Karl von Guise, Gouverneur der Provence und Befehlshaber der französischen Flotte des Mittelmeers, und durch Heinrich II. von Montmorency, der als Gemahl der Felicia Orsini aus dem florentinischen Fürstenhaus mit der Königin-Mutter in verwandschaftlichen Beziehungen stand und als Gouverneur von Languedoc eine wichtige Stellung einnahm, konnte der spanische Einfluß im Süden geltend gemacht werden. Denn gerade in diesen Landschaften, die vor alters zu der Krone Frankreich in einem sehr losen Verband gestanden, wo noch vor kurzem die Föderation der Reformierten der Regierungsgewalt Schranken gesetzt hatte, war man wenig geneigt, einem Absolutismus zu huldigen, wie ihn der Kardinal zu begründen trachtete. Montmorency, der Sohn Damvilles, des Streitgefährten Heinrichs IV., „eine ritterlich fürstliche Natur, freigebig und glänzend, tapfer und hochstrebend", besaß in Languedoc eine große Popularität als Erbteil seines Hauses durch mehrere Generationen: durch ihn wurden die Stände zu der Erklärung angeregt, daß sie die alten Rechte ihrer Provinz gegenüber den Neuerungen der Regierung und der Amtsgewalt der von ihr eingesetzten königlichen Kommissionen verteidigen wollten. Eine gewaltige Bewegung war im Anzug: spanische Galeeren kreuzten im Mittelmeer, da und dort sammelten sich Kriegshaufen an der Grenze, im Verzweigung des Komplotts. 1631. 1632.

Luxemburgischen war ein Werbelager für den Herzog von Orleans aufgeschlagen; in den lothringischen Festungen lagen starke Garnisonen; alle Unzufriedenen im Königreich waren bereit, die Rechte der Königin-Mutter und des Thronerben gegen die despotische Gewalt des ersten Ministers zu verteidigen. Man rechnete darauf, daß Epernon in Guienne, daß Créqui in der Dauphinee sich für Gaston erklären würden. Der Kardinal verlor jedoch keinen Augenblick den Mut. Er wußte, daß seine Feinde ohne Plan und klares Einverständnis handelten, jeder auf eigne Hand, während er nach allen Seiten einen sichern Schlag führen könne. Auch hatten sich einzelne Adelshäupter, die früher gegen die Regierung die Waffen geführt, mit dem Kardinal versöhnt und liehen ihm ihren Arm. So der Prinz von Condé, den Richelieu durch Zuwendung von Einnahmen, für die sein Herz sehr empfänglich war, auf seine Seite zu ziehen gewußt. Condé wurde in die Provence gesandt, um dem Herzog Karl von Guise entgegenzuarbeiten. Von dem König zur Rechenschaft vorgeladen, verlor dieser den Mut; er bat um die Erlaubnis, zur Erfüllung eines Gelübdes eine Pilgerfahrt nach Loretto an-
August 1631. treten zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt unter der Bedingung, daß er nach seiner Rückkehr der Ladung Folge leiste. Guise ist nie zurückgekommen.

Marschall Marillac. Als die Rüstungen im Luxemburgischen einen Einfall der Orleanisten in Frankreich erwarten ließen, beschloß der Kardinal, durch ein energisches Strafgericht vor jedem Anschluß abzuschrecken. Schon seit einigen Jahren befand sich der Marschall Marillac in der Bastille. Jetzt wurde er der Erpressung und der Veruntreuung öffentlicher Gelder vor einem Sondergericht unter dem Vorsitz des Siegelbewahrers angeklagt und von demselben zum Tode verurteilt. Das Parlament hatte umsonst geltend gemacht, daß der Prozeß vor sein Forum gehöre; es mußte sich in die Staatsräson finden. Der
8. Mai 1632. eigentliche Grund der Hinrichtung des Marschalls war seine Verflechtung in das frühere Komplott der Königin. Die zu seinen gunsten laut gewordenen Stimmen wurden als Einschüchterungsversuche gedeutet, darum könne auch der König keine Gnade ergehen lassen.

Niederlage der Insurgenten. Montmorencys Ausgang. 1632. Und als nun Gaston mit einer Reiterschar, die er in den wallonischen und niederländischen Provinzen geworben, über Lothringen in Burgund einfiel, um, wie ein Manifest verkündete, den Kardinal Richelieu, den Feind des Königs und des königlichen Hauses, den Verderber des Staats, zu bekriegen, da bewirkte der Minister, daß das Parlament sowohl den Herzog von Orleans als seinen Bundesgenossen Montmorency für Rebellen erklärte. Willig unterstützte Condé dabei die Regierung, obwohl Montmorency sein Schwager war. Dieses Urteil schreckte viele Magnaten und Städte, wenn sie auch innerlich dem gewaltthätigen Staatsmann abgeneigt waren, von einem offnen Anschluß an die Opposition ab: Epernon verhielt sich ruhig und selbst in Niederlanguedoc vermochte der kriegsmutige Montmorency die Bevölkerung nicht zu einer Erhebung wider die Regierung zu bewegen. Nur einige Reiterfähnlein standen ihm zur Seite, entschlossen dem ritterlichen Heerführer in Kampf und Tod zu folgen. Unter solchen Umständen war der Ausgang der Schilderhebung vorauszusehen.

Als König Ludwig selbst rasch in Lothringen eindrang und Nancy bedrohte, sah sich Herzog Karl zu einem neuen Vertrag genötigt, durch den er sich zur Kriegs- 26. Juni 1632.
hilfe wider jeden Feind verpflichtete und zwei seiner wichtigsten Festungen auf vier Jahre in des Königs Hand gab. Mittlerweile war Gaston mit seinem Heerhaufen nach dem Süden gezogen, um mit Montmorency verbunden an der Spitze des languedocschen Adels und im Vertrauen auf spanische Hilfe einen Hauptschlag zu wagen. Trotz der Abmahnung des erfahrenen Grafen von Rieux 1. Sept.
ließ sich Montmorency durch seinen ungestümen Schlachtenmut hinreißen, das königliche Heer unter Marschall Schomberg, das zwar schwach aber durch einen Graben geschützt war, bei Castelnaudary anzugreifen; aber die kleine Reiterschar, die dem tapfern Führer über den Graben folgte, wurde zurückgeschlagen; der Herzog selbst stürzte verwundet von seinem mit bunten Federn geschmückten Streitroß und wurde gefangen. Sein Bundesgenosse Gaston wollte den Kampf fortsetzen; aber das ganze Land erklärte so rasch seine Unterwerfung, daß er verlassen und hilflos auf Ergebung denken mußte. In Beziers unterzeichnete er den Vertrag, worin er des Königs Gnade anrief, allen Verbindungen mit Spa- 29. Sept.
nien, mit Lothringen und mit seiner Mutter entsagte und in allem sich nach dem Willen des Bruders zu richten versprach. Dafür wurden ihm seine Güter und Einkünfte zurückgegeben und Verzeihung gewährt. Die Gnade ward auf seine Bitte auch auf seine Freunde und Verbündeten ausgedehnt, nur der Name Montmorency fehlte in der Zahl. Der hochgestellte Herr mußte der Staatsräson zum Opfer fallen. Die frühere Freundschaft mit dem Minister trug ihm keine Früchte, Richelieu wollte zeigen, daß es für Aufrührer gegen die neue Staatslehre von der Allmacht des Königs und der Gesetze keine Gnade gebe. Wie viele Fürbitten und Verwendungen für den fürstlichen leutseligen Mann an höchster Stelle versucht wurden, Ludwig XIII., damals mehr als jemals unter dem geistigen Bann des Kardinals, wies sie alle zurück. Von dem Parlament zu Toulouse wegen Empörung und Majestätsbeleidigung zum Tode verurteilt, starb der letzte 30. Okt. 1632.
Sprößling des erlauchten Hauses der Montmorency im Stadthause zu Toulouse auf dem Schafott. Die eingezogenen Güter des kinderlosen Herzogs gingen größtenteils auf seinen Schwager Condé über, der dafür dem Kardinal Dank und Ergebenheit zollte. Ehrgeizige Ansprüche, die nicht erfüllt worden, Hoffnungen auf glänzende Belohnungen, persönliche Beziehungen und Familienrücksichten hatten den hochgestellten Edelmann auf die Seite der Königin und des Orleans geführt. In ihm wurde die ganze Partei getroffen. Montmorency ertrug sein tragisches Schicksal mit großer Fassung. Die Erinnerung an das edle Geschlecht, das ein Jahrhundert lang mit dem geschichtlichen Leben der Languedoc verflochten war, lebte noch lange fort im Herzen der Bevölkerung. Die Verwaltung der Provinz wurde in sichere Hände gegeben, die Verfassung und Besteuerung nach einem neuen System eingerichtet, die Stelle eines Gouverneur dem Marschall Schomberg, dem Sieger von Castelnaudary übertragen, nach

dessen baldigem Tod sie an den Sohn überging. Unter solchen Verhältnissen konnten die Provinzialstände als historische Reliquie fortbestehen.

Richelieus Machtstellung und Thätigkeit. Auch in andern Landschaften traten eingreifende Veränderungen in Personen und Instituten ins Leben. Die Provence ward dem noch immer abwesenden Guise, der erbliche Ansprüche geltend machen konnte, für immer entrissen und dem entschlossenen Gardehauptmann Vitry übergeben, durch dessen Kugel einst d'Ancre gefallen war; in Burgund, in der Pikardie, in Calais, in Limousin u. a. O. wurden die Gouverneure und Befehlshaber gewechselt; die niederen Beamten der Provinzen wurden unter die Aufsicht der Intendanten der Justiz gestellt, die vom Ministerium unmittelbar eingesetzt die wichtigsten Verwaltungsgeschäfte, insbesondere das Steuer- und Finanzwesen unter ihre Obhut nahmen. Requetenmeister durchzogen die Provinzen und Städte, um alle, die für die Partei Monsieurs und der Königin-Mutter sich mit Sympathien hervorgewagt, durch ein rasches außerordentliches Gerichtsverfahren zu bestrafen. Die Scharfrichter hatten damals viel zu thun. Selbst in die Hofkreise reichte der Arm des Kardinals: die Herzogin von Chevreuse, die vertrauteste Ehrendame der Königin Anna, wurde nach Tours verwiesen; ihr Freund, der Großsiegelbewahrer l'Aubespine de Febr. 1633. Chateauneuf, der während einer Krankheit des Ministers mit ihr und der Königin von England neue Intrigen angeknüpft hatte, verlor seine Stelle. Allmächtig war der Wille des gewaltigen Mannes: nach allen Seiten war sein Blick gerichtet, alle Lebensthätigkeiten mußten seinen Zwecken dienen: wir wissen, welche Erfolge die französische Kriegspolitik in Deutschland errang; zugleich wendete er die größte Sorgfalt auf Mehrung der Marine und der Kriegsflotte, auf Handel und Kolonisation. Die Ansiedelungen in Kanada, unter Heinrich IV. begonnen, wurden durch Handelsgesellschaften und Einwanderungen erweitert, der Grund zu Quebeck gelegt. Und neben den eingreifenden Neugestaltungen in der Verwaltung, im Gerichtswesen, in den königlichen Regierungsorganen verlor er auch das geistige Leben nicht aus dem Auge. Um diese Zeit geschah es, daß er aus einer litterarischen Privatgesellschaft die französische Akademie schuf, einen obersten Gerichtshof des Geschmacks, bestimmt die moderne klassische Litteratur zu heben und die französische Sprache zu korrekter Ausbildung zu führen, daß er die Wochenschrift „Gazette de France" gründete, um die öffentliche Meinung im Sinne der Regierung zu bilden. Bei seinem ganzen Thun hatte er nur den einzigen politischen Zweck im Auge, das monarchische Prinzip über jeden Einzelwillen zu heben und Frankreichs Machtstellung nach außen zu erhöhen. Die religiösen Motive, sonst allenthalben in erster Linie wirksam, traten bei Richelieu zurück; in der Armee, in der Litteratur, selbst in Staatsämtern wies er geeignete protestantische Kräfte nicht von sich.

Ausdehnung der französischen Herrschaft. Die Triumphe in Frankreich hatte Richelieu zum guten Teil doch auch seinen auswärtigen Verbindungen mit den Schweden und den deutschen Protestanten zu danken; denn dadurch war Spanien gehindert, der Königin und ihrem Sohn nachdrücklich die Hand zu reichen. Als Gustav Adolf bei Lützen seinen Tod gefunden, wuchs der Einfluß im Deutschen Reich. Nicht nur die Heilbronner Bundesverwandten, auch die katholischen Fürsten am Rhein richteten ihre Blicke nach Paris. Wir wissen bereits (XI, 924), daß der kriegerische Erzbischof von Trier, Philipp von Sötern, zugleich Bischof von Speier, mit Frankreich einen Bundesvertrag abschloß, wodurch die Festung Ehren-Lothringen besetzt. breitstein in französische Hände kam. Und bald sollten noch nähere Erwerbungen gemacht werden. Gaston hatte sich, erbittert, daß seine Verwendung für den Bundesgenossen Montmorency keinen Erfolg gehabt, und besorgt, daß man seine ohne des Königs Wissen und Willen eingegangene Ehe mit der lothringischen Fürstentochter anfechten

würde, abermals nach Brüssel geflüchtet, von wo aus er im Verein mit seiner Mutter neue Komplotte in Frankreich anzulegen suchte. Da beredete Richelieu den König zu energischerem Vorgehen und in erster Linie zu dem Entschluß, durch Besetzung des Herzogtums Lothringen den Feuerherd zu zertreten, von dem alle Flammen ausgingen und ihre Nahrung erhielten. Zu dem Ende rückte der König selbst, begleitet von dem Kardinal und dem Marschall Laforce vor Nancy und zwang den Herzog zur Übergabe dieser wichtigen Festung. Sie sollte ihm zurückerstattet werden, wenn er durch sein Betragen bewiesen haben würde, daß Frankreich nichts mehr von ihm zu fürchten habe. Die Hoffnung, bei der Gelegenheit sich auch der Prinzessin Margarete zu bemächtigen, wurde vereitelt. Die junge Frau, ebenso mutig und unternehmend als schön, entfloh als Reiter verkleidet durch die waldigen Landschaften von Thionville und Luxemburg und kam nach manchen Gefahren und Abenteuern in Brüssel an, wo sie von der Königin-Mutter und der Statthalterin Isabella mit Gewogenheit aufgenommen ward. In Mecheln wurde darauf die Vermählung öffentlich vollzogen. — Die Besetzung der Hauptstadt und der festen Orte war der erste Schritt zur Einverleibung des Herzogtums Lothringen. Der staatsrechtliche Verband mit dem Deutschen Reich machte dem Kardinal wenig Bedenken. Er sagte dem Herzog Karl, als derselbe dieses Verhältnisses Erwähnung that, „die Oberhoheit des Kaisers über Lothringen sei eine alte Usurpation gegenüber der Krone Frankreich; der König beabsichtige seine Monarchie in ihrer ursprünglichen Größe wieder herzustellen“. Es mochte ihm der Gedanke einer Vereinigung des ehemaligen Austrasien mit dem westlichen Reich, die Ausdehnung der Grenzen bis an den Rhein vor der Seele schweben. In diesem Sinn wurde auf Grund eines schon früher gefaßten Beschlusses ein Parlament in Metz installiert und damit die schwachen Bande, welche die drei Bistümer noch immer mit dem Deutschen Reich verbunden hielten (X, 802 f.), vor allem der Rekurs an das Kammergericht, vollends gelöst. Die Reichsadler, die bisher noch in Metz angeschlagen waren, wurden durch die Lilien verdrängt.

[Margin: August 1633. — 20. Sept. 1633. — 26. Aug. 1633.]

Wenn wir uns die Weltlage vergegenwärtigen, welche der Ermordung Wallensteins unmittelbar vorausging, was war damals nicht einem so klugen und unternehmenden Staatsmann wie Richelieu möglich? In Trier und Speier ein befreundeter Kurfürst; im Elsaß die französischen Heere im Besitz mehrerer Festungen; das württembergische Mömpelgard unter der Schutzherrschaft Frankreichs. Kein Wunder, daß Spanien, wo Graf Olivarez der leitende Minister war, alle Kräfte zusammennahm, um so gewaltigen Expansionen der rivalisierenden Großmacht entgegenzuwirken. In Brüssel, wo nach dem Tod Isabellas im Jahr 1633 der Kardinal-Infant Ferdinand, Philipps IV. Bruder, die Statthalterwürde antrat, kam durch ihn eine neue große Liga zu stande. Mit der Königin-Mutter und dem Herzog von Orleans wurde ein neues Bündnis vereinbart, kraft dessen die spanische Regierung dem Bruder des Königs zur Rückkehr in sein Vaterland verhelfen und das alte Übergewicht wieder erlangen sollte. Man rechnete auf die Mitwirkung der zahlreichen malkontenten Großen in allen Teilen des Landes, die bei der geringsten Aussicht auf Erfolg gegen den despotischen Minister sich erklären würden, auf den Beistand des Herzogs von Lothringen, der, um in seinen Kriegsplänen nicht durch politische Rücksichten gehindert zu sein, die Regierung in Lothringen an seinen Bruder, den Kardinal Franz,

[Margin: Französische und spanische Kriegspolitik. — Mai 1634.]

Bischof von Toul, abgetreten und sein sämtliches Kriegsvolk in die spanischen Niederlande geführt hatte, auf die Sympathien der katholischen Fürsten Deutschlands.

Ausgang Marias von Medici. Richelieu begegnete dem Sturm mit seiner gewöhnlichen Umsicht und Energie. Er machte zuerst Versuche, die Königin und den Sohn zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Bei Gaston fanden die günstigen Anträge des Ministers Gehör: um den Preis eines friedlichen Verhaltens wurde ihm abermals Versöhnung und der Fortbesitz seiner Güter und Einkünfte zugesichert. Auf Zureden seines Vertrauten Puylaurens, der auf des Prinzen Haltung und Entschlüsse den größten Einfluß übte und den der Kardinal durch Versprechungen auf seine Seite gebracht hatte, ging Monsieur, mit seiner Mutter und mit dem Brüsseler Hof entzweit, auf die Ausgleichungsvorschläge ein. Unter dem Vorwand einer Jagd
8. Okt. 1634. entfernte er sich aus Brüssel und kehrte in sein Vaterland zurück. Sein Günstling Puylaurens erhielt den ihm versprochenen Lohn für seine Dienste: da man aber am Pariser Hof dem ehrgeizigen und intriganten Mann nicht traute, so
Febr. 1635. wurde er einige Monate nachher im Schloß Vincennes in Sicherheit gebracht. Dort ist er bald darauf gestorben. Um so standhafter wies die Königin-Mutter alle Anträge eines Ausgleichs zurück, die nicht die völlige Restitution in ihre frühere Stellung zum Ziel hätten. Da nun Richelieu sie nicht mehr an den Hof und in die Umgebung des Königs lassen wollte, sie selbst aber jeden andern Aufenthalt als eine Beeinträchtigung ihrer Ehre zurückwies, so kam es zu keiner Versöhnung. Maria von Medici blieb noch einige Jahre in Brüssel, wo sie mit ihren Anhängern in Frankreich und mit ihrer Tochter in London am leichtesten den Verkehr zu unterhalten vermochte; und solange sie den spanischen Interessen durch ihren Namen und ihre Verbindungen nützlich sein konnte, wurde sie mit aller ihrem Stande gebührenden Rücksicht behandelt. Mit der Zeit aber ward sie dem Brüsseler Hof lästig; in Frankreich fing man an, sie zu vergessen, sie als eine Fremde zu betrachten; in England störten und erschwerten die bürgerlichen Unruhen und kirchliche Parteiungen die Verbindung des Hofes mit den katholischen Fürsten des Festlandes. Da hielt es Maria von Medici für zeitgemäß, die Niederlande zu verlassen. Nach einem kurzen Aufenthalt in England, wo sie vergebliche Versuche machte, Richelieus Einwilligung zur Rückkehr nach Frankreich zu erhalten, nahm sie ihren Wohnsitz in Köln, dem Mittelpunkt des Katholizismus und der Hierarchie in ihrem äußern Glanz. Dort ist sie einige
3. Juli 1642. Jahre nachher verlassen und in Dürftigkeit gestorben.

Der Palast Luxemburg. Welcher Kontrast zwischen Anfang und Ende! Einst als sie in voller Herrlichkeit im Louvre waltete, faßte sie den Entschluß auf der linken Seite der Seine ein Denkmal zu errichten, das ihren Namen und ihre Thaten auf die Nachwelt bringen und schon in der Bauart, worin toscanischer und französischer Stil zu einem harmonischen Ganzen vereinigt ward, ein symbolischer Ausdruck ihrer doppelten Nationalität sein sollte. So entstand der herrliche Palast Luxemburg mit seinen Pavillons, Gartenanlagen, Fontänen, wo sie durch Rubens und seinen Schüler Jordaens in farbenreichen Wandge-

mälden die wichtigsten Momente ihres Lebens, die Überwindung der den Staat bedrohenden dämonischen Mächte während ihrer Regentschaft darstellen ließ, Bildnisse und Allegorien vereinigt, eine „Epopöe ihres Lebens in prächtigen Schildereien". Für die gelungenste Darstellung gilt die Geburt Ludwigs XIII., desselben Sohnes, durch den sie in die Fremde getrieben worden. In Köln soll sie in dem nämlichen Hause gestorben sein, in welchem einst ihr Lieblingsmaler Rubens das Licht der Welt erblickt; und noch jetzt zeigt man in der Rheinstadt ein vergoldetes Kreuz, das sie der deutschen Stadt geschenkt, ein Symbol ihrer devoten Geistesrichtung, die unter allen Wechselfällen ein hervortretender Charakterzug der zweiten Mediceerin auf dem Throne Frankreichs geblieben ist.

3. Richelieus Erfolge und Ausgang.

Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob die spanisch-österreichische Sache neue Triumphe erringen sollte: ein lothringischer Oberst überfiel Trier und führte den Kurfürsten, den Schutzbefohlenen Frankreichs, als Gefangenen weg; in Deutschland nahmen die Dinge durch die Schlacht bei Nördlingen eine Wendung zu gunsten der Kaiserlichen; in Lothringen pflanzte der neue Herzog Franz, der sich trotz seines geistlichen Standes mit einer erbberechtigten Verwandten vermählt hatte, die kaiserliche Fahne auf. Auch als ein französischer Wappenkönig in Brüssel den Krieg an Spanien erklärte und Frankreich nun offen in den großen Weltkampf eintrat, drohten noch mancherlei Wechselfälle. Wir wissen bereits aus dem vorigen Band (S. 960 f.), welchen Schrecken das spanische Heer und der Name Johanns v. Werth in Paris hervorrief. Aber es waren vorübergehende Wolken.

[Kriegsereignisse. — März 1635. — Sept. 1634. — 19. Mai 1635.]

Denn unermüdlich arbeitete der Minister daran, die feindliche Macht zu schwächen. Mit den Generalstaaten wurde ein Vertrag geschlossen, kraft dessen die flandrischen und brabantischen Provinzen von der spanischen Herrschaft losgerissen und gleich den holländischen Nachbarn zu einem Körper freier Staaten vereinigt, oder, falls die Einwohner diesem Plane nicht zustimmten, zwischen den beiden Staaten geteilt werden sollten. Luxemburg, Namur, Hennegau und Flandern sollten dann an Frankreich, Antwerpen, Brabant, Limburg an Holland fallen. Lothringen wurde unter französische Verwaltung genommen, das herzogliche Bruderpaar zur Flucht genötigt, das spanisch-belgische Land von Süden durch die Franzosen, von Norden durch die Holländer bedrängt, den mit der spanischen Herrschaft Unzufriedenen in Flandern und Brabant die Hand gereicht und Hilfe versprochen. Auch in Italien suchte Pater Joseph die Fürsten und Staaten zu bereden, daß sie die Gelegenheit benutzen sollten, um mit Frankreichs Hilfe die spanische Herrschaft abzuschütteln und ihre Selbständigkeit und Freiheit zurückzugewinnen. Am Rhein und im südlichen Deutschland bahnte das Bündnis mit der schwedisch-protestantischen Kriegsmacht den Franzosen den Weg zu folgenreichen Erwerbungen. Es zeigte sich jedoch bald, daß den französischen Truppen die kriegerische Erfahrung mangelte, welche sich ihre Gegner in dem langjährigen Kampf erworben hatten; in Flandern und Brabant, wo die gehofften innern Aufstände nicht erfolgten, sahen sich die Heerführer zum Rückzug genötigt, als der Kardinal-Infant und Johann von Werth mit ihren abgehärteten fremden Kriegsmannschaften im Felde erschienen und in die Pikardie vordrangen; wir wissen, wie bald sich nun der Schrecken, der anfangs in Brüssel geherrscht, nach Paris verbreitete (XI., 960 f.). Der Kardinal

[Febr. 1635. — 1636.]

geriet in Unruhe, denn auf seine Person, auf den Bundesgenossen der Ketzer, hatten es die Feinde abgesehen. Aber seine energische Thätigkeit führte bald einen Umschwung herbei. Auch zeigte es sich jetzt, wie sehr durch das politische System des Ministers das französische Nationalgefühl gewachsen war: während früher bei so manchem Neigungen hervortraten, sich in Umtriebe zum Sturz des verhaßten Staatsmannes einzulassen, waren jetzt alle Stände mit der Regierung einverstanden, die äußern und innern Feinde zurückzuweisen. Die Magistrate und die hohen Körperschaften boten ihre Mitwirkung zur Beschaffung hinreichender Kriegsmannschaften an. In Paris wurde Marschall Laforce, ein alter Hugenotte, der den Ruf eines rechtschaffenen Mannes und erfahrenen Militärs hatte, mit der Verteidigung der Hauptstadt betraut. Nie war Richelieu so populär als in diesen Tagen, da er Frankreich gegen den Erbfeind unter die Waffen gerufen. Die Sympathien der Nation ruhten auf ihm. Die Wirkungen der patriotischen Erhebung, verbunden mit der klugen Kriegspolitik des Ministers, änderten rasch die Lage. Indes der König selbst gegen die spanisch-österreichischen Heere ins Feld rückte, und sie zum Abzug aus der Pikardie drängte, leistete Bernhard von Weimar, Richelieus Verbündeter, dem Herzog Karl von Lothringen im Osten des Reichs erfolgreichen Widerstand. So blieb Frankreich von den Leiden und Verwüstungen verschont, womit dieser schreckliche Krieg die deutschen Länder heimsuchte. Es zog aus jener Völkerplage nur Gewinn. Selbst ein neuer Versuch des königlichen Bruders, die nach Abwendung der Gefahr durch den vermehrten Abgabendruck und Ämterhandel wieder erzeugte Unzufriedenheit des Volks und der Beamten zu benutzen, um mit Hilfe des Grafen von Soissons und einiger andern Edlen den Kardinal zu stürzen und einen Frieden mit Spanien herbeizuführen, wurde durch die Gewandtheit und Mäßigung des Ministers und des Pater Joseph im Keime erstickt. Noch einmal erhielt Monsieur Verzeihung und Bestätigung seiner Ehe mit Margarete von Lothringen. Und als zur großen Freude des Kardinals und der ganzen Nation am 5. September des Jahres 1638 dem König ein Sohn geboren ward, da zerrann mit der Hoffnung auf die Thronfolge auch die Bedeutung und der Einfluß des Herzogs von Orleans. Denn nicht durch seine Persönlichkeit, sondern durch seinen Rang war er zu der wichtigen Parteistellung emporgestiegen. Auch der Graf von Soissons erhielt Verzeihung. Er durfte seinen Aufenthalt in Sedan nehmen, ohne im Genuß seiner Würden und Einkünfte gehindert zu werden. Dies gab dem hochgestellten Edelmann, der seinen Groll gegen Richelieu niemals fahren ließ, Gelegenheit, im Bund mit dem jüngern Herzog von Bouillon und mit andern malkontenten Großen fort und fort neue Komplotte zum Sturz des Kardinals zu schmieden.

Okt. — Nov. 1636. *Neue Umtriebe.*

Frankreich im Wachsen.

Die Geburt des Dauphin, der dem königlichen Namen Ludwig den höchsten Glanz verleihen sollte, bezeichnete nicht nur für das Königshaus, sondern für das gesamte französische Reich eine neue Epoche; sie fiel in eine Zeit, da Frankreich den ersten entscheidenden Schritt zu der vorherrschenden Machtstellung that, welche es über ein Jahrhundert in der europäischen Staatenfamilie behauptete. Wir kennen aus den früheren Blättern dieses Werks die Kriegsthaten, die Bernhard von Weimar, auf die Festung Breisach gestützt, am Oberrhein mit französischer Hilfe ausführte. Alle Früchte seiner Siege und Anstrengungen fielen durch seinen unerwarteten Tod in voller Manneskraft den Franzosen mühelos in den Schoß. Auf dem Sterbelager erfreute sich Pater Joseph dieses Triumphes einer Politik, zu deren Gelingen er so erfolgreich mitgewirkt. Bald darauf er-

langte Frankreich auch ein gebieterisches Ansehen im Südosten, an den Alpen und der Meeresküste. Viktor Amadeo, Ludwigs XIII. Schwager, war im Jahr 1637 aus dem Leben gegangen, seine Witwe Christine übernahm die vormundschaftliche Regierung für den unmündigen Thronerben Karl Emanuel II. Sie hätte gern eine ruhige Herrschaft geführt, unbeteiligt an den großen Welthändeln; aber Richelieu nötigte sie, die Politik des Verstorbenen fortzusetzen, dem Bund mit Frankreich treu zu bleiben. Darum wurde ihr Schwager, Prinz Thomas, der ihre Vormundschaft nicht anerkannte und selbst nach der Regentschaft strebte, von dem spanischen Statthalter in Mailand unterstützt. Bald war ganz Piemont mit Turin und Nizza in den Händen des Prinzen und des Gouverneurs; die Herzogin suchte Hilfe in ihrem Geburtsland; in Grenoble hatte sie eine Zusammenkunft mit ihrem Bruder und dem Kardinal. Man wollte sie bereden, mit dem Thronerben sich nach Paris zu begeben und Savoyen nebst der Festung Montmelian den Franzosen einzuräumen. Aber die mutige Fürstin weigerte sich standhaft „den letzten heiligen Anker" des Herzogtums und damit ihre eigne und ihres Sohnes ganze Zukunft in andre Hände zu legen. Sie fürchtete das Schicksal von Lothringen über ihr Land zu bringen. Zudem war es jedermann einleuchtend, daß die französische Regierung um ihrer eignen Ehre und Sicherheit willen das ob seiner Lage so wichtige Herzogtum in Schutz nehmen mußte. Wagte doch der Mailänder Gouverneur bereits einen Angriff auf Casale und rühmte sich, daß er in kurzem alles französische Wesen in der Halbinsel vertilgen werde. Aber auch hier nahmen die Dinge rasch eine andre Wendung, als Richelieu den ihm befreundeten kriegskundigen Grafen Harcourt mit ansehnlichen Streitkräften in das Alpenland schickte. Der spanische Feldherr wurde vor Casale geschlagen, Piemont zurückerobert und die Regentschaft Christinens befestigt. Im November 1640 hielt die Herzogin ihren Einzug in Turin, geehrt von dem Volk Nov. 1640.
wegen ihres standhaften Muts. Prinz Thomas selbst trat auf die Seite Frankreichs. Im Vertrauen auf die Nähe der französischen Armee vertrieb im folgenden Jahr der Fürst Grimaldi von Monaco mit Hilfe befreiter Galeerensklaven 1641.
die spanische Besatzung, deren Joch er seit dreißig Jahren getragen, und stellte sich unter Frankreichs Schutzherrschaft. Denn schon hatten die Franzosen auch zur See in einer hitzigen Schlacht im Ligurischen Meer, im Angesicht von Genua den Spaniern sich überlegen gezeigt und die Eilande S. Marguerite und S. Honorat in ihre Gewalt gebracht. Die Sorgfalt, die Richelieu der Marine zugewandt, trug ihre Früchte. Und während die französischen Galeeren im Mittelmeer den Spaniern die Verbindung mit Neapel und dem übrigen Italien erschwerten, verlegte ihnen die Flotte der verbündeten Holländer den Weg nach Flandern und fügte ihnen manchen empfindlichen Schlag zu. So war allenthalben der Stern Frankreichs im Aufgang, während die spanische Monarchie mehr und mehr zu einem Staat zweiten Ranges herabsank. Wir werden erfahren, welche Erschütterungen die Krone von Kastilien um dieselbe Zeit im eignen

Land erfuhr, als die Katalonier ihre alten Privilegien gegen die nivellierenden Tendenzen des Grafen von Olivarez verfochten und in Portugal die nationale Adelspartei sich gegen das spanische Regiment empörte und den Grafen von Braganza zum König ausrief. Beiden Erhebungen war Richelieu nicht fremd, sowenig auch der landschaftliche Partikularismus der Katalonier zu seiner eignen innern Politik stimmte. Dem Schutz und Rat der französischen Regierung hatten es die beiden Küstenländer der Pyrenäischen Halbinsel zu danken, daß das eine dauernd, das andre vorübergehend seine Unabhängigkeit von Kastilien erkämpfte. In Schottland hatte man den alten Bund mit Frankreich nicht vergessen. Als der Krieg mit England ausbrach, richteten viele schottische Edelleute ihre Blicke und Hoffnungen nach Frankreich, und Richelieu trug sowenig Bedenken mit den Puritanern des Inselreichs Fühlung zu unterhalten wie mit den lutherischen Fürsten Deutschlands.

Konspiratorische Umtriebe und Erhöhung der Königsmacht.

Während die französischen Heere auf allen Seiten der spanisch-österreichischen Macht entgegentraten, in den Pyrenäen bei Fuentarabia, in den Alpen, am Rhein, in den Niederlanden, stand Richelieu im Innern fort und fort auf glühendem Boden. Sein Regierungssystem war zu gewaltsam, als daß nicht in allen Schichten der Staatsgesellschaft offene oder geheime Widersacher ihm hätten entgegenwirken sollen. In der Normandie erzeugte der Steuerdruck, den die fortwährenden Kriege nötig machten, den Volksaufstand der „Nacktfüßler", der besonders in der Hauptstadt Rouen ungesetzliche Auftritte zur Folge hatte; am Hof unterhielt die Königin Anna einen geheimen Briefwechsel mit ihrem Oheim, dem Kardinal-Infanten in Brüssel, und arbeitete überall dem Minister entgegen; sie übernahm gewissermaßen die Rolle der Maria von Medici. Selbst der Jesuit Caussin, der königliche Beichtvater, und zwei Hofdamen der Königin, Fräulein de Hautefort und Louise von Lafayette, denen Ludwig XIII. besondere Aufmerksamkeit zuwendete, arbeiteten an dem Sturz Richelieus. Die versöhnlichere Gesinnung, welche einst die von dem äußern Feind drohende Gefahr erweckt hatte, war bald wieder zerronnen, der hohe Adel haßte in dem Minister den Feind seiner Privilegien, die Parlamente und die ganze Beamtenwelt den Unterdrücker ihrer erworbenen oder usurpierten Rechte und Befugnisse. Aber sein energischer und umsichtiger Geist überwand jeden Widerstand. Die Niederwerfung der Empörung gab ihm Gelegenheit, die Autorität der Gesetze und Obrigkeiten zu erhöhen; die ehrsüchtige Königin, welche im Jahr 1640 ihren zweiten Sohn gebar, wurde zu ihrem großen Verdruß von den Staatsangelegenheiten fern gehalten; der Beichtvater mußte den Hof verlassen und sein Nachfolger versprechen, sich nicht in die Politik zu mischen; die Hautefort wurde vom Hof entfernt und die Lafayette zu dem Entschluß bewogen, den Schleier zu nehmen. Die Konspirationen wurden zur Vermehrung der besonderen Gerichtshöfe benutzt; den Parlamenten wurde klar gemacht, daß der König souverän und nur Gott, von dessen Gnade er seine Krone erhalten, verantwortlich sei: seine Edikte könnten

also nicht erst durch die Verifikation der Parlamente Gültigkeit erlangen, ihnen stehe nur zu, dieselben auszuführen; und wie Richelieu durch die außerordentlichen Untersuchungsgerichte das richterliche Forum jener alten Körperschaften begrenzte, so durch die Aufstellung eigner Regierungsbeamten, der sogenannten Intendanten, ihre Autorität in dem Verwaltungs- und Steuerwesen.

Trotz alledem hatte der Kardinal bis an sein Ende mit den aristokratischen Faktionen zu kämpfen. Seit vier Jahren weilte der Graf von Soissons in Sedan (S. 46), im Verein mit Bouillon, dem Besitzer der Stadt und des Schlosses, gegen den Minister Böses sinnend. Zu ihnen gesellte sich im Jahr 1641 ein andres erlauchtes Haupt, Heinrich von Guise, Erzbischof von Reims und Inhaber vieler einträglichen Pfründen. Durch den Tod des nach Italien ausgewanderten Herzogs Karl und seines ältesten Sohnes an die Spitze des Hauses gestellt, entsagte er dem geistlichen Stand und vermählte sich. Aber mit Richelieu wegen Verteilung seiner Pfründen in Zwist geraten, sann er auf Rache und begab sich nach Sedan. Wie freute man sich in Brüssel, als ein Prinz von Geblüt und zwei Häupter der hohen Aristokratie Eröffnungen zum Abschluß eines Kriegsbundes machten. Man wurde bald einig. Der kaiserliche General Lamboy erschien mit einer Heerabteilung an der Maas und rückte, mit den Fähnlein der Edelleute verstärkt, über die Grenzen der Champagne. Bei einem Zusammentreffen mit königlichen Truppen auf der Höhe von Marfée schien sich der Vorteil auf jene Seite zu wenden, als der Graf von Soissons, tapfer in die dichten Reihen der Feinde vordringend, von einem französischen Reiter im Handgemenge erschossen ward. Dieser Unfall benahm den Mitverschwornen den Mut; Guise wandte sich nach Brüssel, das Parlament von Paris sprach das Todesurteil über den Abwesenden aus; der Herzog von Bouillon, für die Unabhängigkeit seines Territoriums besorgt, bat um Verzeihung und Frieden.

Adelsfaktionen.

6. Juli 1641.

Doch ging auch jetzt noch keine Sinnesänderung in dem Innern des Herzogs vor. Es dauerte nicht gar lange, so wurde in der Umgebung des Hofes ein neuer Anschlag zum Sturz des Kardinals gefaßt, bedrohlicher als alle vorhergehenden, und auch in dieses Komplott ließ sich Bouillon hineinziehen. Es gehörte zu den politischen Kunstgriffen Richelieus, den König mit Personen zu umgeben, die ganz von ihm abhängig ihre Stellung in seinem Interesse gebrauchen sollten. Denn es war bekannt, daß Ludwig XIII. sich nur mit Widerstreben dem Regiment seines Ministers beugte, daß er oft klagte, wie ihn derselbe gleichsam unter Vormundschaft halte. So war ihm jetzt von dem Kardinal ein junger Edelmann von gefälligem Äußern und angenehmen Manieren, Henry d'Effiat Marquis von Cinqmars, zum Gesellschafter empfohlen. Wie einst Luynes erwarb sich auch Cinqmars die Gunst seines Gebieters durch die Willfährigkeit, womit er an dessen Liebhaberei für Jagen und Vogelstellen und andre leere Unterhaltung teilnahm. Mit der Gewogenheit des Monarchen stieg jedoch auch der Ehrgeiz des Günstlings: es genügte ihm nicht, daß der König ihm die Würde

Verschwörung des Marquis v. Cinqmars.

eines Oberstallmeisters übertrug; er wollte Herzog und Pair sein, Anführer eines Heeres werden, sich mit der Prinzessin Marie aus dem Hause Gonzaga vermählen. Richelieu wies ihn mit seinen Ansprüchen scharf und nicht ohne Bitterkeit und Spott zurück. Darüber faßte Cinqmars einen heftigen Groll gegen jenen, und da er oft genug gehört hatte, wie neidisch und eifersüchtig Ludwig selbst das gebieterische Auftreten seines Ministers ertrug und wie häufig er den Wunsch ausgesprochen, von der ihm lästigen Herrschaft befreit zu sein, so ließ er sich mit andern Feinden seines bisherigen Gönners in ein weitverzweigtes Komplott ein. In den gegnerischen Kreisen fürchtete man, der herrschsüchtige Staatsmann möchte sich auch über die Lebzeiten des Königs hinaus das Regiment sichern, er möchte den Monarchen, dessen zarte Gesundheit und häufige Krankheitsanfälle stets zu Besorgnissen für sein Leben Veranlassung gaben, bereden, durch letztwillige Verfügung die Vormundschaft in Richelieus Hände zu legen. Dies sollte auf alle Weise verhindert werden. Besonders hegte Königin Anna, deren stolze Seele schon längst die untergeordnete Stellung, in die sie sich gewiesen sah, mit leidenschaftlicher Erbitterung empfunden, die Besorgnis, daß sie auch nach dem Hinscheiden des Gemahls nicht die ersehnte Macht erlangen möchte. Aber auch der Herzog von Orleans machte sich als erster Prinz von Geblüt auf die künftige Regentschaft Hoffnung. Mit beiden verbunden waren einige dem Kardinal und seiner absolutistischen Politik feindlich gesinnte Männer, die teils durch ihren Rang, teils durch ihren Verstand eine angesehene Stellung einnahmen. Der bedeutendste darunter war Franz August de Thou, Sohn des berühmten Geschichtschreibers, ein durch Geist, Kenntnisse und Charakter hervorragendes Mitglied der Magistratur, der Abkömmling einer Familie, in welcher sich die Gesetzeskunde und das altfranzösische Staatsrecht als Erbteil und Tradition des Hauses durch mehrere Geschlechter erhalten und fortgepflanzt hatte. De Thou erfreute sich des Vertrauens der Königin und Monsieurs und durch ihn wurde auch Bouillon dem Komplott, das ja nur eine Fortsetzung oder ein Seitenstück des vorigen war, zugeführt. Welche Tragweite erlangten nun die konspiratorischen Pläne, als der Günstling und Gesellschafter des Königs Cinqmars in den Kreis eintrat! Die verwegensten Entwürfe wurden erwogen: man sprach von der Ermordung des Ministers; es schien bei der Stimmung Ludwigs nicht unmöglich, eine Katastrophe herbeizuführen, wie bei d'Ancre und Luynes. Der Marquis von Fontrailles, der Freund des Oberstallmeisters, begab sich in aller Stille nach Madrid, um zwischen Olivarez und Orleans einen Bundesvertrag zum Abschluß zu bringen, der den Verschwornen die Hilfe Spaniens sichern sollte. Die Reise des Hofes und des Kardinals nach dem Süden, um dem Kriegsschauplatz bei Perpignan näher zu sein, war dem Vorhaben günstig. Der Sturz Richelieus schien unvermeidlich; in Paris sah man ihn als sicher an. Aber es kam anders. Die Erwartung des bevorstehenden Triumphes machte die Verschwornen unvorsichtig. Der Minister erhielt Kunde von dem Vertrag mit

Juni 1642.

Olivarez und machte dem König Mitteilung. Für die Zusage von Geld und Mannschaft hatten jene sich zur Rückgabe aller Eroberungen an Spanien verpflichtet. Ludwig XIII. geriet über das landesverräterische Treiben in Unwillen, und wie hoch auch immer Cinqmars in seiner Gunst stehen mochte, er ließ sich von dem überlegenen Geist des Kardinals bestimmen, die Sache einem Sondergericht, bestehend aus Staatsräten und Parlamentsmitgliedern, zur Untersuchung und Urteilsprechung zu überweisen. Darauf wurden Cinqmars und de Thou, die einzigen, deren man habhaft werden konnte, in Haft genommen und durch ein unregelmäßiges Justizverfahren zum Tode verurteilt. Beide verteidigten sich mit großem Mut und stellten jede verräterische Verbindung in Abrede. Aber Richelieu wollte ihren Untergang, und so starben beide hochgestellte Männer in Lyon durch die Hand des Scharfrichters, tief betrauert von dem Volk. 12. Sept. 1642.

Gern hätte der Kardinal auch Bouillon in die Anklage verflochten, aber es stand zu befürchten, daß dann Sedan den Spaniern in die Hände geliefert würde. So ließ man sich denn auf einen Vertrag ein, in welchem der Herzog als Preis für sein Leben und seine Freiheit die feste Grenzstadt Sedan gegen Entschädigung an Frankreich abtrat. Der Herzog von Orleans entfloh nach Savoyen und mußte eine nochmalige Verzeihung mit dem Verzicht seiner Ansprüche auf alle Rechte und amtliche Stellungen, wozu er durch Rang und Geburt sich für berechtigt halten möchte, erkaufen. Vendome und sein Sohn, Graf Beaufort, suchten Zuflucht bei ihrer Verwandten, der Königin von England.

Dies geschah zu einer Zeit, da Richelieu, an allen Gliedmaßen gelähmt, sich in einer Sänfte von Ort zu Ort tragen lassen und den Besuch des gleichfalls kranken Königs, der ihm mit Thränen der Reue seine Teilnahme über den Vorfall bezeugte, im Bett entgegennehmen mußte. Leidend und dem Tod nahe wurde er von Narbonne nach Paris gebracht, wo er am 4. Dezember desselben Jahres starb, nachdem er noch Anordnung für den königlichen Haushalt getroffen und seinem Herrn in einer persönlichen Zusammenkunft den Kardinal Mazarin, der seit Jahren zu seinen Vertrauten gehörte und seine Politik teilte, zum Vorsitzenden des geheimen Rats empfohlen hatte. „Da ist ein großer Politiker gestorben", sagte Ludwig XIII., als man ihm die Nachricht von dem Tod des Ministers brachte, ohne dabei eine persönliche Gemütserregung kund zu geben. Richelieus Tod. 4. Dez. 1642.

Als der Geistliche den sterbenden Kardinal aufforderte, seinen Feinden zu verzeihen, gab er zur Antwort: Ich habe nie andre Feinde gehabt, als die Feinde des Staats und des Königs. Und in der That hatte Richelieu von Anfang seines politischen Lebens seine eigne Person mit dem öffentlichen Wesen und mit dem Königtum in die innigste Verbindung gebracht. Auch wo er seine persönlichen Interessen förderte, hatte er stets das Hauptziel seiner Politik: Erhebung der Monarchie über jeden besonderen Willen und Ausbreitung der Autorität Frankreichs über Europa, im Auge. Sein Auftreten war nicht frei von Ostentation, er liebte es, sich in seiner Macht zu zeigen: im Besitz der höchsten Staatsämter, geschmückt mit dem Purpur der Kirche, umgab er sich mit einem Richelieus Charakter und geschichtliche Stellung.

Nimbus, der sein hohes Selbstgefühl ankündigte; er sprach den Rang vor den Prinzen von Geblüt an; wenn er in den Staatsrat oder an den Hof sich begab, war er von einer aus der aristokratischen Jugend gebildeten Ehrengarde begleitet, die seine Sänfte trugen, sein Gefolge bildeten; in Ruel, wo er sich einen weitläufigen Palast mit Parkanlagen, Gärten und Wasserkünsten erbaut, hielt er einen Hof, der den des Königs in Schatten stellte; dort empfing er fremde Gesandte, dort hörte er die Vorträge seiner Untergebenen an, dort erteilte er den Scharen von Supplikanten Audienz, die ihre Anliegen in demütiger Haltung vorbrachten. Seine Dienerschaft, seine Mahlzeiten, sein Marstall, seine mit Kunstwerken ausgestatteten Wohnzimmer, seine reichgeschmückte Schloßkapelle, wo die geschicktesten Musiker und Sänger sich hören ließen, alles verriet den hochgestellten und reichen Mann, der die Geschicke der Nation und des Staats in seiner Hand hielt. Auch in der Hauptstadt hatte er mehrere große Paläste. Der ansehnlichste derselben, das „Palais du Cardinal" ging nach seiner Bestimmung bei seinem Tod an die Krone über und führte seitdem den Namen „Palais Royal". Für Wissenschaft und Kunst, besonders für die dramatische Poesie, zeigte er stets großes Interesse; er liebte die Unterhaltung geistreicher und gebildeter Männer; seine Bibliothek, für deren Erhaltung und Vermehrung er ein Legat aussetzte, war zu bestimmten Tagesstunden den Gelehrten und Litteraten geöffnet. Doch lag bei diesem anspruchsvollen Auftreten nicht bloß Selbstsucht, bloß persönliche Hoffahrt zu Grunde, er wollte zugleich der Macht und Autorität Frankreichs einen imponierenden Ausdruck geben, dem Königshof im Louvre, für dessen Glanz und Prachtentfaltung Ludwig XIII. nicht in würdiger Weise zu sorgen verstand, ergänzend zur Seite treten. Auch in der Versorgung und Erhebung seiner Verwandten hatte er neben den Familienrücksichten politische Zwecke im Auge: er wollte zuverlässige und ergebene Leute in einflußreiche Stellungen bringen. So setzte er den Marquis de Pontcourley, den Sohn seiner ältesten Schwester, dessen Kinder den Namen Richelieu fortgepflanzt haben, an die Spitze der Kriegsmarine; der Gemahl seiner jüngeren Schwester, Marquis de Brézé, war Marschall in der Landarmee und wurde als Vizekönig nach Barcelona geschickt, als die Katalonier sich unter Frankreichs Schutzherrschaft stellten; eine Tochter desselben verheiratete der Kardinal mit dem Sohne des Prinzen von Condé, dem Herzog von Enghien, in der Folge berühmt als der „große Condé"; auch Fronsac, der Sohn des Marschalls, erwarb sich bald eine hervorragende Stellung. Der Herzog von Meilleraye, Bruderssohn von Richelieus Mutter, war Großmeister der Artillerie und Befehlshaber von Perpignan, ein andrer Vetter, Cäsar de Cambout, war Oberst der Schweizergarde und Schwager jenes Harcourt, der in Italien sich so sehr hervorgethan hatte. Neben seinen Verwandten zählte Richelieu seine talentvollsten und ergebensten Diener unter der Geistlichkeit: von dem Pater Joseph ist schon öfters die Rede gewesen; man weiß nicht soll man mehr die Fruchtbarkeit seines Talents in der Entdeckung von Aus-

wegen, in der Schaffung von Hilfsmitteln, in der Lösung verwickelter Verhältnisse bewundern, oder die rücksichtslose Durchführung der Entwürfe, das unbedenkliche Ergreifen aller Mittel und Wege, die ihm zweckdienlich schienen. Auf niemand konnte der Kardinal sicherer bauen als auf diesen Diplomaten im Mönchsgewand. In Rom war man gegen den mächtigen Staatsmann mitunter mißtrauisch und zurückhaltend: denn obwohl dem geistlichen Stand angehörig und als Kardinal zu den höchsten Würdenträgern der Hierarchie zählend, hat er doch den französischen Staat höher gestellt als die Interessen der Kurie, hat er durch sein schonendes Verfahren gegen die Hugenotten, durch seine Verbindungen mit den akatholischen Fürsten und Heerführern den klerikalen Eiferern manches Ärgernis gegeben, hat er durch seine Verteidigung der gallikanischen Kirche, durch die Aufrechterhaltung der alten Rechtsstellung Frankreichs gegenüber den Ansprüchen des Pontifikats und der ultramontanen Vorfechter päpstlicher Weltherrschaft und Allgewalt sich viele Gegner im priesterlichen Heerlager gemacht. Es geschah auf seine Anregung, daß die Sorbonne die jesuitischen Doktrinen von der unbegrenzten Obmacht des kirchlichen Oberhauptes über alle weltlichen Herrscher zurückwies. Darum konnte er auch in Rom nicht die Ernennung zum Legaten des päpstlichen Stuhls für Frankreich erlangen, nach der ihn so sehr gelüstete. Eine solche Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Macht wäre ganz nach seinem Sinn gewesen; sie hätte ihm Gelegenheit zur Errichtung eines französischen „Patriarchats“ geben können, wodurch auch das kirchliche Frankreich mehr unter die Herrschaft der Krone gekommen wäre. Denn oft genug hatte er den geistlichen Herren zu verstehen gegeben, daß sie ihre Güter und Einkünfte vom Staat besäßen, daß sie verpflichtet seien, den Bedürfnissen des Königs nicht nur durch Gebete, sondern auch durch materielle Hilfeleistung entgegenzukommen, oft genug hatten sie mit Seufzen und Protesten die Geldforderungen bewilligen müssen, die er ihnen ansann. Die strengkirchliche Partei war so wenig mit der Heranziehung des Klerus zu den Zwecken des Staats als mit der religiös-konfessionellen Haltung des geistlichen Staatsministers zufrieden und bewirkte ihm manche Zurückweisung im Vatikan. Allein dennoch wußte er sich auch in Rom eine einflußreiche Partei zu verschaffen, welche die Interessen Frankreichs gegenüber den spanisch-österreichischen Tendenzen vertrat. An ihrer Spitze stand der jüngere Nepote Urbans VIII., Antonio Barberini, während sein älterer Bruder zu Spanien neigte. Dieser französischen Partei in Rom gehörte der Kardinal Julius Mazarin an, der dem französischen Kabinett zuerst während der italienischen Kriege durch geschickte Unterhandlungen und diplomatische Vermittelungen wesentliche Dienste geleistet hatte und dann von Richelieu in den geheimen Rat gezogen worden war, wo er neben dem Kanzler Seguier und dem Staatssekretär Chavigny sich des höchsten Vertrauens seines Gönners erfreute und demselben sich stets ebenso nützlich als treu und ergeben bewies. Geboren im Jahr 1602 zu Piscina in den Abruzzen, stand er bei dem Tod Richelieus im

besten Mannesalter. Im Dienst eines Königs, der sich fast willenlos dem höhern Geist seines Ministers beugte und, wenn auch öfters mit innerer Abneigung, alles that, was derselbe vorschlug, umgeben und unterstützt von zuverlässigen begabten Staatsmännern und Heerführern, die von ihm ihre Weisungen und Direktiven empfingen und mit Umsicht und Konsequenz zur Ausführung brachten, hat Richelieu, begünstigt durch die Zeitlage der bourbonischen Monarchie ihre innere Festigkeit und äußere Weltstellung gegeben, auf welchen Ludwigs XIII. Sohn seinen absoluten Königsthron aufrichtete. Die mittelalterliche Monarchie Frankreichs ruhte auf konstitutiven Gewalten, welche die Lebensfunktionen der Krone in engen Schranken hielten und einer kräftigen Machtentfaltung hemmend im Weg standen: das partikulare und korporative Interesse überwog darin das nationale, so in den ständischen Versammlungen, so bei dem Lehnsadel, so bei der Magistratur oder „Aristokratie der Robe", so bei der Union der Reformierten, so bei den gelehrten Körperschaften. Diese durch alte Gesetze und Rechtsinstitute geordneten Sondergewalten hat Richelieu zu brechen oder zu schwächen und das Königtum zum Träger der nationalen Idee zu erheben gesucht. So fanden die Generalstände, die als Gesamtvertreter der Nation gelten wollten und mit der Krone das Vorrecht der Souveränität ansprachen, im Staatsleben keine Verwendung mehr; die Provinzialstände, soweit man sie fortbestehen ließ, wurden auf Angelegenheiten örtlicher oder landschaftlicher Natur beschränkt und nur in bestimmten Fällen zu Rate gezogen; die Notablenversammlungen, ein Ersatz für die Reichsstände, wurden durch Verstärkung des bürgerlichen Elements ihres scharf-oppositionellen Charakters gegenüber der Regierung entkleidet. Je seltener nun die Nation in die Lage kam, bei den öffentlichen Dingen mitzuwirken, desto stärker traten die andern Faktoren der monarchischen Verfassung, die sich gleichfalls auf angeborne Rechte und alte Privilegien berufen konnten, der Adelstand und die Magistratur, in Gegensatz zu der königlichen Allgewalt. Richelieu wußte jedoch auch diesen Mächten Schranken zu setzen: die großen Adelshäupter, welche als Gouverneure die einzelnen Provinzen fast mit königlicher Machtvollkommenheit verwalteten und manchmal vergaßen, daß sie nur eine übertragene Gewalt auszuüben hatten, wurden dadurch in gewissen Schranken gehalten, daß die Regierung die festen Plätze ihrer Autorität entzog und unter eigne Befehlshaber mit Besatzungsmannschaften stellte, damit aber eine Rivalität schuf, die ein gemeinsames Handeln sehr erschwerte. Und kam es dennoch zu Koalitionen unter den Magnaten, so war der Minister stark genug, die Komplotte zu vereiteln und die schuldigen Häupter, sofern sie nicht durch ihren Rang für die Strafgesetze unerreichbar waren, durch Ausnahmsgerichte verurteilen zu lassen. So wurden Marillac, Montmorency, de Thou, Cinqmars u. a. mit unbarmherziger Strenge dem Schafott übergeben. Die Ausnahmsgerichte waren zugleich eine schneidige Waffe gegen die „Aristokratie der Robe". Das Pariser Parlament, das an der Spitze der gesamten rechtskundigen Beamtenhierarchie stand,

erblickte in der Aufstellung von besonderen richterlichen Kommissionen einen Eingriff in seine eignen Gerechtsame, eine Verminderung seiner Amtsbefugnisse, eine Herabsetzung der Stellen, welche die Räte um hohe Summen erworben und mittels einer jährlichen Abgabe, Paulette genannt, ihren Familien als erbliches Besitztum hinterließen; allein wie sehr sie gegen die Eingriffe in ihre wichtigsten Rechte protestierten, sie mußten nicht nur die Schmälerung ihres Gerichtsforums erdulden, die wichtigsten Fälle der Kriminaljustiz sich entreißen lassen, es wurde ihnen auch bedeutet, daß die gesamte Magistratur nur ein Organ der Regierung, nur ein Ausfluß der königlichen Autorität sei, daß Edikte und Verordnungen, die im Namen des Königs erlassen würden, nicht erst der Verifikation der Parlamente zu ihrer Gültigkeit bedürften, daß die Weigerung, solche Verfügungen und Erlasse, die sie für nachteilig oder den bestehenden Rechten für zu nahe tretend hielten, in ihre Gesetzesregister einzutragen und dadurch ihre Vollziehung zu gestatten, eine usurpierte Machtbefugnis sei. In einer feierlichen Sitzung in Gegenwart des Königs (Lit de justice), wo altem Herkommen gemäß jeder Widerspruch verstummen mußte, wurde das Edikt eingetragen, kraft dessen den Parlamenten jede politische Berechtigung abgesprochen und die Befugnis der Einsprache und der Vorstellungen gegen königliche Erlasse in die engsten Grenzen eingeschlossen war. Eine gleiche Verminderung der Amtsrechte erfuhren die Steuer- und Verwaltungsbehörden, die als Säckelmeister (Tresoriers) und Erwählte (Elus) unter der Kontrolle des Oberrechnungshofes in den Provinzen und Städten die Steuern und Abgaben erhoben und verwalteten. Auch diese ausgedehnte Beamtenwelt, die gleichfalls ihre Stellen als erkauftes Erbgut besaß, wurde durch Anstellung von Regierungsbeamten, Intendanten, in ihrem bisherigen Berufskreise eingeschränkt. Diese ohne Geldzahlung von der Regierung ernannten Generalintendanten waren ganz vom Ministerium abhängig und dienten den absolutistischen Tendenzen des Kardinals als willige Werkzeuge. Es kümmerte ihn nicht viel, daß Tausende von Familien des höhern Bürgerstandes, welche diese Stellen erworben hatten, daß Tausende von andern, die mit ihnen zusammenhingen über diese Verminderung ihres Vermögensstandes grollten; er wollte diese „Aristokratie der Robe", diese in das soziale Leben tief eingreifende Beamtenhierarchie in ähnlicher Weise durchbrechen und der monarchischen Autorität dienstbar machen, wie er den Herrenstand, die Aristokratie des Schwertes unter die Botmäßigkeit des Staates, in den Gehorsam der Gesetze zu beugen suchte. Der Mißbrauch, welchen beide Stände von ihrer Stellung machten, erleichterte sein aggressives Vorgehen, und rechtfertigte manche Willkürhandlung und Gewaltthat. „Richelieu machte aus allen bösen Bestrebungen und Thorheiten der Parteien in Frankreich, aus der Schwäche des Deutschen Reichs und der Unfähigkeit Spaniens gleichsam ein Kapital, das er zu den Zwecken der königlichen Unumschränktheit gebrauchte. Er war ein Absolutist ganz nach Machiavellis Sinn, dessen persönliche Leidenschaften sich mit denen für das Staats-

interesse verschmolzen, dem man seine grausame Härte verzieh, weil er dem Staat nach außen eine nie besessene Macht gab, dessen Bestrebungen, wie sie dem Staat förderlich und in rücksichtsloser Konsequenz verfolgt worden, von stets treuem Glück begleitet waren.“ Seine Verwaltung war eine revolutionäre Übergangsperiode aus der mittelalterlichen Feudalherrschaft zum royalistischen Absolutismus. Auch auf dem geistigen Gebiet trat Richelieu als Gesetzgeber auf: aber hier machte er bald die Erfahrung, daß im Reich der Wissenschaft und der Kunst der monarchische Wille weniger vermag als in der Politik. Peter Corneille wollte seine tragische Muse nicht unter die Gesetze des Kunstgeschmacks beugen, welche die unter der Ägide des Kardinals errichtete Akademie aufstellte. Doch hat Richelieus Interesse für Sprache und Bildung und insbesondere für dramatische Poesie und Theater das klassische Zeitalter Ludwigs XIV. angebahnt. Auch ließen es, wie wir gesehen haben (X, 708 f.), die Dichter der Zeit nicht an Huldigungen fehlen.

III. Die Regentschaft der Königin Anna und Ludwigs XIV. Anfänge.

1. Anna von Österreich und der Minister Mazarin.

a. Kampf der konstitutiven Gewalten gegen die Königsmacht.

Ludwigs XIII. letzte Regierungszeit und Testament.

Kardinal Richelieu war aus dem Leben gegangen, die Geißel der Großen, der Unterdrücker aller Bevorrechteten. Man erwartete nun allgemein, Ludwig XIII. würde seinen Beinamen „der Gerechte“ dadurch bewähren, daß er das Regierungssystem ändere und den Verfolgten seine Gnade zuwende. Allein Richelieus Geist hielt den Monarchen auch jetzt noch gefesselt: dieselben Männer blieben im Ministerrat, an die Stelle des Verstorbenen trat der Erbe seiner Politik und seiner Grundsätze — Mazarin. Nur insoweit gab sich eine Minderung kund, daß den Flüchtigen und Verbannten die Rückkehr gestattet, den Gefangenen die Thore der Bastille geöffnet wurden. Vendome und Beaufort, die Verwandten des königlichen Hauses betraten wieder den heimatlichen Boden, die Marschälle Vitry und Bassompierre durften die Kerkerräume verlassen. Die zunehmende Schwäche des Königs ließ jedoch eine bedeutendere Veränderung in Bälde voraussehen. Daher mußte man Vorsorge treffen, wie es nach dem Hinscheiden Ludwigs XIII. während einer minderjährigen Regierung gehalten werden sollte. Richelieu hatte bereits einen Entwurf gemacht. Danach sollte Gaston von Orleans der Regentschaft ganz fern bleiben, die Königin Anna zugelassen aber zugleich zur Beibehaltung des bisherigen politischen Systems genötigt werden. Dieser Entwurf erfuhr auf Mazarins Rat einige Milderung. Die Königin sollte den Titel einer Regentin führen, und auch der Herzog von Orleans als Generalstatthalter in die seinem Rang gebührende Stelle eingesetzt werden; aber damit die Regierung in dem bisherigen Gang fortgeführt würde, sollte ein Regentschaftsrat unter dem Vorsitz von Mazarin die Leitung der öffent-

lichen Dinge in die Hand nehmen und die Königin sich verpflichten, ohne dessen Beirat und Zustimmung nichts von Belang zu unternehmen. Neben Mazarin sollten darin der Kanzler Seguier, Chavigny und sein Vater, sowie die Prinzen von Geblüt, Orleans und Condé, Sitz und Stimme erhalten. Diese Anordnung wurde in einer Deklaration zusammengestellt, in Gegenwart des Königs von allen Anwesenden unterzeichnet und beschworen und von dem Parlamente veri- 19. April 1643.
fiziert. Es war jedoch vorherzusehen, daß eine Bestimmung, wodurch Richelieus Geist auch noch über das Grab hinaus Frankreich regieren sollte, manche Anfechtung erleiden würde. Die Königin legte bei einem Notar Protest ein wider eine Unterschrift, zu der sie sich aus Gehorsam gegen den König habe zwingen lassen. Schon jetzt war die Unsicherheit so groß, daß Anna es für nötig erachtete, ihre Kinder unter die Obhut des Herzogs von Beaufort zu stellen. Und kaum hatten die Parteien Zeit gefunden, ihre Streitkräfte zu sammeln, als der Tod des Monarchen sie auf den Kampfplatz rief.

Am 14. Mai 1643 starb Ludwig XIII., ein Fürst ohne hervorleuchtende Tod und Charakter des Königs. 1643.
Tugenden und ohne große Laster, nicht ohne Güte des Herzens, aber abhängig von jedem, der sich seine Liebe und sein Vertrauen zu erwerben oder sich ihm furchtbar zu machen wußte, ein Spielball in Richelieus Hand, aus dessen Herrschaft er nicht den Mut und nicht die Kraft hatte sich emporzuringen, unempfänglich für jede große Leidenschaft und voll Mißtrauens gegen jedermann. Der Sohn eines kraftvollen ritterlichen Vaters und einer stolzen prachtliebenden Mutter besaß er doch keine von diesen Eigenschaften. Wie sehr kontrastierte der melancholische Hang seines Wesens mit der lebensfrohen Natur Heinrichs IV., das bescheidene fast ärmliche Jagdschloß in Versailles mit dem Prachtbau des Luxembourg. In dem schwächlichen oft von Krankheiten heimgesuchten Körper und in dem fast schüchternen und zaghaften Auftreten konnte man keine zum Herrschen geschaffene Persönlichkeit gewahren, und wenn seine Neigung für die Jagd und das Militärwesen eine männliche Anlage zu bekunden schien, so war er dagegen in allen wichtigen Staatshandlungen ohne eignen Willen, der Verkündiger und Vollstrecker fremder Eingebungen. Es fiel ihm schwer, in königlichen Sitzungen die Parlamentsräte zur Eintragung von Edikten zu zwingen. Er stotterte, wenn er zu sprechen anfing, und wurde einst bei einem Lit de justice, wobei es sich um eine wichtige prinzipielle Frage handelte, vor Aufregung vom Fieber ergriffen. Von der Pracht und Herrlichkeit, durch welche der Pariser Hof vorher und später so glänzend hervorragte, war unter Ludwig XIII. keine Spur. Seine Wohnzimmer und Mahlzeiten waren ohne allen Luxus; sein Marstall dürftig, sein Jagdschloß unscheinbar. Nicht bloß in der Machtentfaltung, auch in fürstlicher Hofhaltung überstrahlte der Minister den König. Noch von einer andern Seite bildete der Hof zu Ludwigs XIII. Zeiten eine Ausnahme: von den sittlichen Ausschweifungen und der laxen Moral, die vor und nach ihm im Louvre herrschend waren, hielt sich dieser König frei. Wenn er hier und da einer Hof-

dame einiges Wohlgefallen erwies, so war es unschuldig. Er besang wohl die schöne Hautefort in Liebeselegien, aber im persönlichen Umgang wußte er sie nur „von Hunden, Vögeln und der Jagd“ zu unterhalten. Die Zuneigung zu Mademoiselle de Lafayette hatte nur die Wirkung, die religiöse Andacht und Devotion, wofür beider Gemüt so empfänglich war, zu stärken. Der Staatssekretär des Noyers stieg darum so hoch in des Königs Gunst, weil er dessen Vorliebe für geistliche Übungen teilte. Öfters schlossen sie sich miteinander ein, um das Breviarium abzubeten, und man hörte sie ganze Stunden lang zusammen psalmodieren. Als er unter den Edelleuten, die sein Sterbelager umstanden, den Marschall von Chatillon, einen Enkel Colignys, bemerkte, befahl er ihm das Zimmer zu verlassen, damit nicht die Gegenwart eines Hugenotten seine Seligkeit gefährde.

Anna zur Regentin erklärt.

Solange der König lebte, wurde die Regierung nach der letztwilligen Anordnung geführt. Aber Anna, die Tochter des angesehensten Herrscherhauses Europas, die Schwester Philipps IV. von Spanien, war keineswegs gemeint, sich mit einer geringeren Stellung zu begnügen, als die beiden Mediceerinnen behauptet hatten, die doch an Geburt weit nachgestanden. Sie kam daher unter der Hand mit Orleans und Condé und mit einigen Parlamentsräten überein, daß die vormundschaftliche Regierung nach den herkömmlichen Rechten und Gebräuchen eingerichtet werde. Die Prinzen willigten ein, daß die Königin im Namen ihres Sohnes die absolute und unbeschränkte Administration der Geschäfte und den Vorsitz im Regentschaftsrat führe und daß sie selbst und alle Glieder des Konseils unter der Autorität Annas stehen sollten. In diesem Sinne

18. Mai 1643.

wurde in einem Lit de justice das neue Grundgesetz vom Parlament eingetragen. Mit Freuden gaben die Männer von der Robe ihre Bestätigung zu einem Akt, der mit den alten Gewohnheiten übereinstimmte und in dem sie den ersten Schritt zur Restauration ihrer eignen erschütterten Rechtsstellung erblickten. Alles erwartete von der Königin, die Richelieu so unwürdig behandelt, die er von allem Einfluß auf die Regierung fern gehalten, die er mit Kundschaftern umgeben, deren Briefe und Gespräche er ausgespäht hatte, einen Umschwung der bisherigen Politik und Regierungsweise, eine Veränderung in den Persönlichkeiten, die am Hof und im Konseil den Ton angaben, ein aus den Feinden und Widersachern des verstorbenen Kardinals zusammengesetztes Regiment. Die Königin Anna mit den großen ausdrucksvollen Augen und dem reichen braunen Haar, die ihr Wohlwollen auf so huldvolle Weise kund gab, die durch weibliche Anmut, feine Sitte und edle Tugend in den gebildeten heitern Gesellschaftskreisen glänzte, welche sie um sich zu versammeln liebte, war bisher der Stern gewesen, auf den die Blicke der hohen Aristokratie sich gerichtet hatten; von ihr hoffte auch die Magistratur, hofften alle Privilegierten ihre zerronnene Macht, ihre gebrochene Autorität zurückzuerhalten.

Die Importans und andre Gegner Richelieus.

Und in der That ließen sich anfangs die Dinge so an, als ob mit dem Leichnam des Königs das bisherige System in die Erde gesenkt, die bisherigen

Leiter der Politik und der Regierung völlig vom Schauplatz verschwinden würden. Chavigny, der als das Haupt der „Kardinalisten", als der eigentliche Träger des Systems galt, wurde mit einigen seiner unbedingten Anhänger aus dem Kabinett entlassen; die Verfolgten und Verbannten, vor allen die Herzogin von Chevreuse, die erklärteste Feindin Richelieus, Vendome mit seinen Söhnen, die Freunde des Orleans und so manche andre, wurden am Hof freundlich empfangen; Beaufort, der die Wache im Schloß und über die königliche Familie hatte, galt als der künftige Günstling Annas; an ihn schloß sich der junge Adel an, um durch seine Protektion in die Höhe zu kommen, man bezeichnete sie bereits als die „Wichtigen" (Importans); die Klerikalen und alle Freunde Spaniens erwarteten, daß sogleich Friede geschlossen, der alte Bund erneuert werde; sollte denn die Königin gegen das habsburgische Haus, dem sie selbst durch ihre Geburt angehörte, noch ferner die Waffen führen? Ihr Almosenpfleger Augustin Potier, Bischof von Beauvais, der Führer der klerikalen Opposition gegen den verstorbenen Minister, machte sich Hoffnung auf dessen Stelle. Alle, die durch Richelieu zu Schaden gekommen, in ihren Einkünften, Stellen und Rechten verkürzt worden, erwarteten Restauration und Entschädigungen; Vendome forderte die Bretagne, Epernon das Gouvernement von Guienne, Bouillon seine Hauptstadt Sedan zurück. Man müsse dem drückenden Finanzsystem ein Ende machen, hörte man sagen, „man müsse die Schwämme auspressen, die sich von dem Mark des Volks vollgesogen". Die Erben des Kardinals besorgten, man möchte sich an dessen Nachlaß, der auf achtzig Millionen geschätzt ward, vergreifen, und dachten bereits auf Mittel der Verteidigung.

Mazarin zum Minister erhoben.

Auch Mazarin erwartete in Ungnade entlassen zu werden; wendete doch die Herzogin von Chevreuse, die Meisterin in der politischen Intrige, die Gönnerin der Importans, ihre Pfeile auch gegen ihn; er ging bereits mit dem Gedanken um, sich nach Rom zurückzuziehen. Aber es geschah das Unerwartete. Die Königin bestätigte ihn in seiner Stellung an der Spitze des geheimen Rats und wendete ihm ihr ganzes Vertrauen zu. Anna hatte ihre Sympathien für Spanien hinter sich gelassen, sie fühlte und handelte nur als französische Königin, als Mutter Ludwigs XIV.; sie zeigte sich nicht gewillt, die Schranken der Königsmacht, welche Richelieu niedergerissen, wieder aufzurichten, die Zeiten der Feudalität und der ständischen Unbotmäßigkeit zurückzuführen. Und da glaubte sie in dem lebensklugen, geschmeidigen und ehrgeizigen Italiener, der allein in dem Labyrinth der allgemeinen europäischen Geschäfte den leitenden Faden zu besitzen schien, den rechten Mann gefunden zu haben. Eingeweiht in Richelieus Grundsätze und politisches System, durch seine ausländische Herkunft den einheimischen Familienverbindungen und ihren ehrsüchtigen Rivalitäten fremd, war der geistliche Staatsmann ganz geschaffen, in dem Geist des Vorgängers das Regiment fortzuführen, nur in schonenderen Formen und mit voller Hingebung an den Dienst seiner Gönnerin. So vereinigten sich zwei durch Geburt und Abstam-

mung der französischen Nation nicht angehörige Persönlichkeiten zu einer Regierungsweise, die ausschließlich die Größe und Machtstellung Frankreichs und seines Königs im Auge hatte und dieses patriotische Ziel mit ungebeugter Folgerichtigkeit durchführte, ohne sich durch die Stürme und Klippen, die von allen Seiten das Staatsschiff bedrohten, von dem Weg ablenken zu lassen. „Das ist ohnehin die Regel, daß Fremde die Interessen des Landes, dem sie sich angeschlossen haben, mit noch größerem Eifer verfechten als selbst die Eingebornen, die ihre Ergebenheit nicht zu beweisen brauchen.“ Es war ein günstiges Geschick für das neue Regiment, das in den Tagen, da Ludwig XIII. aus dem Leben schied, der Duc d'Enghien, der Gemahl einer Nichte Richelieus, den glorreichen Aug. 1643. Sieg von Rocroy davon trug und einige Monate nach der Schlacht, in welcher der spanische Feldherr Lafuente in der Mitte seiner Krieger das Waffenfeld deckte, die feste Grenzstadt Thionville eroberte (XI, 980). Für den Feldherrn, den man bald als den „großen Condé“ bezeichnete, wie für die Königin und ihren Minister war dieses Ereignis ein Sporn, in der auswärtigen und innern Politik die bisherigen Wege weiter zu verfolgen.

Die Gegner Mazarins entfernt. Mazarin ließ es nicht an Versuchen fehlen, die einflußreichsten Gegner zu versöhnen: aber da persönliche und gesellschaftliche Leidenschaften sich mit den politischen Interessen vereinigten, da alle Feinde des neuen Systems zu einer festgeschlossenen Phalanx verbunden waren, die ihr Ziel nur in dem Sturz des Ministeriums erblickten, so war ein entscheidender Bruch unvermeidlich. Wie schwer es der Königin fiel, ihre alten Freunde, die für sie gestritten und gelitten, fallen zu lassen, die Staatsräson siegte über die Sympathien des Herzens: die Herzogin von Chevreuse mußte Paris verlassen und flüchtete sich nach England, Beaufort, der blondgelockte Liebling der Damen, der dem Kardinal nach dem Leben trachtete, wurde nach Vincennes in Haft gebracht, sein Bruder und sein Vater wanderten abermals in die Verbannung, der Bischof von Beauvais und Sept. 1643. der Herzog von Guise wurden aus der Hauptstadt verwiesen. Richelieu war tot, aber sein Geist herrschte von neuem im Louvre. Als die Königin einige Zeit nachher durch die Räume des Schlosses von Ruel ging, blieb sie vor dem Bildnis des Kardinals stehen und betrachtete es lange mit ernstem Schweigen; dann sagte sie: „Wenn dieser Mann noch lebte, würde er jetzt mächtiger sein als jemals.“

Auswärtige Erfolge. Mazarin befestigte sich mehr und mehr in seiner Stellung. Seine Weltkenntnis und geschmeidige Klugheit ließen ihn die rechten Mittel und Menschen zur Erreichung seiner Zwecke finden. Den Prinzen von Condé, den schon Richelieu zum reichen Mann gemacht, bedachte er mit neuen Gaben, seinen Sohn, dem Ruhm und Ehre über Geld gingen, stellte er an die Spitze der Heere. Den Herzog von Orleans setzte er zum Gouverneur von Languedoc ein und dessen Ratgeber und allmächtigen Günstling, La Rivière, gewann er durch mancherlei Gnadenerweisungen. Von ganz besonderem Vorteil für sein Ansehen waren die Erfolge, welche die französischen Armeen im Felde, am Ober- und Mittelrhein

errangen. Wir kennen die Waffenthaten, welche im Jahr 1644 die beiden großen Heerführer Enghien-Condé und Turenne gegen den bayrischen General Mercy ausführten, die mörderische Schlacht von Freiburg, die Besetzung von Philippsburg und Mainz (XI, 982). Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vikomte de Turenne war der Sohn des ältern Herzogs von Bouillon, den wir als Verbündeten der Hugenotten, der Bruder des jüngern, den wir als einen der eifrigsten Widersacher Richelieus kennen gelernt haben. Im alten Schlosse von Sedan hatte er seine Jugend verlebt, wie sein Vater dem reformierten Glaubensbekenntnis ergeben. Später folgte er dem Strom der Zeit und ließ sich von Bossuet überzeugen, daß nur die katholische Religion zur Seligkeit führe. Unter der Leitung dieser ausgezeichneten Feldherren erlangten die Franzosen im Bund mit dem schwedisch-deutschen Heer jene Machtstellung im Felde, die wir im vorigen Band kennen gelernt haben. Dank der kriegerischen und politischen Zeitlage und der allgemeinen Sehnsucht der deutschen Stände nach Beendigung des unheilvollsten aller Kriege erhielt die Regentschaft im Westfälischen Frieden eine Territorialerweiterung, wie sie noch keiner der früheren Regierungen zu teil geworden. Zugleich war Frankreich gegen Spanien im Vorteil. Im Bund mit Holland, dessen Admiral Tromp den Kanal beherrschte, drangen die französischen Heere in Flandern vor. Enghien eroberte Dünkirchen, den Hauptsitz der spanischen Seemacht und der Piraterie; der kühne Feldhauptmann Gassion richtete bereits seine Gedanken auf Antwerpen; in den Pyrenäen faßten die französischen Armeen immer mehr Boden; in Italien schwand der Einfluß und die Übermacht des spanischen Hofes dahin, seitdem die französische Marine nach der ruhmvollen wenn auch erfolglosen Schlacht bei Orbitello und dem glorreichen Tod des Admirals Brézé im Mittelmeer mächtig wurde, auf der Insel Elba und an der Küstenstadt Piombino sich feste Stationen erkämpfte und den Aufständischen in Neapel Unterstützung gewährte. In dem Herzog von Modena hatte der Pariser Hof einen ergebenen Bundesgenossen, mit dem er den Kirchenstaat und das Mailändische bedrohen konnte.

Diese auswärtigen Erfolge hielten die unzufriedenen Elemente im Innern einige Zeit danieder; aber die Geister waren zu aufgeregt, als daß nicht alle malkontenten Fraktionen einen Wechsel im Regierungssystem hätten anstreben, sich zu einer gemeinschaftlichen Opposition gegen Mazarin vereinigen sollen. Alle Gewaltthätigkeiten, über die man sich unter Richelieu beklagt hatte, dauerten fort, ja der Steuerdruck erreichte eine noch viel größere Höhe. Wir wissen, daß die unerträgliche Last schon früher in der Normandie Bauernaufstände erzeugt hatte; in manchen Provinzen war das Elend so groß, daß der Hunger die Menschen zur Verzweiflung trieb, daß die Bauern aus Mangel an Zugpferden sich unter das Joch des Pfluges spannten, von Gras und Wurzeln lebten; es wurde in den Ständen die Klage laut, daß die Erheber der Taille den Armen selbst Betten und Kleider wegnähmen, daß ganze Dörfer verödet und verlassen seien. Und

Innere Gärung.

Steuerdruck.

doch hatten seitdem die Bedürfnisse für den Krieg die Abgaben um das Doppelte gesteigert; im Jahr 1644 mußten 120 Millionen Livres aufgebracht werden. Die Härte, womit der Oberintendant der Finanzen, Emery, ein habgieriger schwelgerischer Italiener, der behauptete, Ehrlichkeit gezieme sich nur für Kaufleute, die Einnahmen zu beschaffen und zu mehren suchte, erregte eine solche Gärung unter dem Volk, daß in verschiedenen Provinzen königliche Truppen aufgestellt werden mußten, um aufrührerische Bewegungen niederzuhalten. Die Besteuerung, schon an sich für die Zeitverhältnisse sehr hoch, wurde durch die Art der Einbringung überaus drückend, indem den sogenannten Partisans, welche der Regierung die nötigen Geldsummen vorstreckten, die dafür verpfändeten Gefälle und Steuern zur eignen Erhebung überlassen waren, ein Verfahren, wodurch Land und Volk aufs unbarmherzigste ausgesogen und übervorteilt wurde. Denn ein großer Teil des Ertrags floß in die Taschen der Geldbesitzer und der Erheber. Man sagte ihnen nach, daß sie fünfmal soviel von den Steuerpflichtigen eintrieben als sie an die Staatskassen ablieferten. Im letzten Jahr des Kriegs machten die militärischen Anstrengungen neue Ausgaben notwendig. Die Regierung versuchte durch verschiedene Mittel, durch Auflagen auf Lebensbedürfnisse, durch Einführung neuer käuflicher Ämter, durch Taxen, die man den Häuserbesitzern auflegte, die Einnahmen zu vermehren, stieß aber bei dem Pariser Parlament auf scharfen Widerstand. Die Landleute müßten auf Stroh schlafen, ließ sich der Generaladvokat Talon vernehmen, von Kleie und Hafer sich ernähren, ihre bewegliche Habe wegführen sehen, der Schlachtenruhm bringe kein Brot, Palmen und Lorbeeren seien keine Fruchtbäume. Die Dienste, die das Parlament bei der Einsetzung der Regentschaft der Königin erwiesen, hatten die Körperschaft mit neuem Selbstgefühl erfüllt, sie wollte sich aus der Erniedrigung, die sie durch Richelieu erfahren, wieder aufrichten. Seitdem die Einberufung der Reichsstände außer Übung gekommen, sahen sich die Parlamentskammern in ihrer Gesamtheit als die Vertreter der Nation an. Sie erneuerten daher mit großem Nachdruck den von Richelieu nicht anerkannten Anspruch, daß keine Regierungsverordnung, insbesondere kein Steuer- oder Finanzedikt gültig sein und zum Vollzug gebracht werden könne, ohne vorhergegangene Verifikation und Protokollierung seitens der obersten Magistratur. Selbst das Mittel eines feierlichen Lit de justice, zu welchem die Regentin schritt, um jeden Widerstand niederzuschlagen, versagte seine Dienste. Der Präsident erklärte, daß die legislative Zwangsform einer Throngerichtssitzung unter einem minderjährigen König keine Anwendung finden könne. Ausdrücklich wurde der Grundsatz aufgestellt und als Fundamentalgesetz der Reichsverfassung erklärt, daß kein Steueredikt, das bloß auf königlicher Ordonnanz beruhe und nicht regelmäßig in die Gesetzregister eingetragen sei, zum Vollzug gebracht werden dürfe. Die Regierung drohte mit der Aufhebung der Paulette, die nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren zugestanden damals gerade einer Erneuerung bedurfte, eine Maßregel, durch welche einer großen An-

Opposition des Parlaments.

15. Jan. 1648.

zahl der angesehensten Bürgerfamilien bedeutende Vermögensverluste zugefügt worden wären. Diese gemeinsame Gefahr schärfte das Gemeingefühl. Gegen das Verbot der Regierung traten alle Sektionen oder Beamtenhöfe des Hauses zu einer Beratung im Saal St.-Louis zusammen, deren Ergebnis der Beschluß war, an den alten Rechten und Gewohnheiten festzuhalten, auf der nationalen Mitwirkung bei der Gesetzgebung und Besteuerung und auf der Beseitigung der von Richelieu eingeführten Neuerungen in der Verwaltung und im Gerichtswesen zu bestehen. Die gesamte Aristokratie der Robe vereinigte sich in der Opposition gegen die Regentschaft. „Die gerichtlichen und administrativen Beamten, durch Kauf oder Erbe zu ihren Ämtern gelangt, suchten die gesetzgebende Gewalt unabhängig in ihre Hände zu nehmen. Die jüngeren Mitglieder der Beamtenhöfe, noch frisch von den klassischen Studien der Schule, sahen sich als eine Art von römischem Senat an." Das monarchische Prinzip, daß die Magistratur nur ein Ausfluß des Königtums sei, welches unter Ludwig XIII. so nachdrücklich dargelegt und aufrecht erhalten worden, schien unter den neuen Anschauungen und Doktrinen zu zerrinnen. Die Vorgänge in England, wo der Parlamentarismus über die Krone siegte, die Auflehnung der populären Elemente gegen den spanischen Absolutismus in Katalonien und Neapel stärkten auch in Paris den Mut und die Kraft der Opposition. Die Ausgleichungsvorschläge Mazarins wurden zurückgewiesen.

Verhaftung zweier Parlamentsräte. Die Deklaration vom 24. Okt. 1648.

Der Regierung war dieser häusliche Streit höchst widerwärtig; sie fürchtete eine nachteilige Rückwirkung auf die Friedensverhandlungen in Münster. Die Königin benutzte daher den Eindruck, den die Erfolge der französischen Waffen in Italien und den Niederlanden, vor allem der glänzende Sieg des Prinzen von Condé über die spanische Armee bei **Lens** in den Gemütern erzeugte, zu einem Staatsstreich im Geiste Richelieus: sie ließ zwei Mitglieder des Parlaments, den Präsidenten Blancmesnil und den Rat Broussel in Haft nehmen, um sie wegen Widersetzlichkeit strafen zu lassen. Die Verhafteten waren keineswegs die einflußreichsten Männer der Versammlung oder die Führer der Opposition, aber sie galten als wackere und eifrige Fürsprecher des Volks gegenüber dem drückenden Besteuerungssystem, und Broussel insbesondere war eine in den bürgerlichen Kreisen sehr geachtete Persönlichkeit. Die Kunde ihrer Wegführung erzeugte daher eine große Aufregung; die Bürgerschaft von Paris trat unter die Waffen und errichtete Barrikaden. Erschrocken floh Anna mit dem jungen König nach Ruel. Zu einem Aufruhr wollte es jedoch auch die Magistratur nicht treiben. Es wurden Unterhandlungen eingeleitet, die mit einem Kompromiß endigten. Durch die Deklaration vom 24. Oktober wurden nicht nur die beiden Parlamentsräte in Freiheit gesetzt und in den Steuererhebungen einige Erleichterungen gewährt, die Königin gab auch ihre Einwilligung zu einem Artikel, der, wenn er gleich nicht volle Sicherheit der Person gegen willkürliche Verhaftung, Verbannung und Ausnahmsgerichte garantierte, doch beruhigende Zusagen in betreff

20. Aug. 1648.

persönlichen Schutzes machte. Zwei Staatsräte, Chavigny und Chateauneuf, die als Feinde Mazarins ebenfalls in Gefangenschaft geführt worden waren, wurden entlassen, Emery aus seinem Amt entfernt, die Gewalt der Intendanten eingeschränkt. Mazarin, von gefälligeren Formen als sein Vorgänger, verstand es durch entgegenkommendes, vertrauliches Wesen die Männer des Rechts und des strengen Prinzips nachgiebig und geschmeidig zu machen. Während Richelieu seine Gegner erbarmungslos aus dem Weg räumte, trachtete er, sie durch Unterhandeln zu gewinnen. Aber er besaß auch nicht die durchgreifende Energie, durch die sich der verstorbene Staatsmann Gehorsam und Unterwürfigkeit zu verschaffen wußte. Nach der Übereinkunft vom 24. Oktober, die durch den gleichzeitigen Abschluß des Westfälischen Friedens einen Zeitpunkt innerer und äußerer Ruhe
30. Okt. 1648. zu begründen schien, kehrte der Hof mit dem Minister nach Paris zurück.

b. Mazarin und die Kriege der Fronde.

Charakter der Fronde. Allein die Geister waren in zu großer Erregung, als daß die öffentlichen Angelegenheiten sofort wieder in den regelmäßigen Gang hätten gebracht werden können. Alle Unzufriedenen reichten sich die Hände, um den Sturz des Ministers zu bewirken. Man bezeichnet die nun ausbrechenden Bewegungen als **Krieg der Fronde**, vielleicht nach einem Witzwort, daß man wie Schleuderer aus der Ferne mit unscheinbaren Waffen den Riesen (Mazarin) erlegen wolle, ein Name, mit welchem seitdem alles faktiöse Treiben belegt ward, dem keine höheren Prinzipien, keine edleren Motive zu Grunde liegen. „In dem Krieg der Fronde war nichts mehr zu finden von dem rasch lodernden Parteifeuer der früheren Zeiten, nichts mehr von den Bewegungen um ein großes geistiges, staatliches oder auch nur körperschaftliches Interesse. Alles war ein Spiel kleiner Hofränke gegen die Minister.“ Nicht Liebe zur Freiheit, nicht Haß gegen die Monarchie war es, was die Gegner des Hofes zusammenführte; ohne gemeinsames Ziel, ohne Sinn für das Gesamtwohl der Nation kämpften die Faktionen mehr als je nur für die Erhaltung alter Standes- und Sonderrechte, überlieferter Privilegien, ererbter oder erworbener Vorteile. Eigennutz und persönliche Triebfedern bestimmten die Rollen, welche die Handelnden wählten und nach den Umständen wechselten oder unter Truggeweben listig verhüllten; galante Verhältnisse und Intrigen, Liebschaften mit weitgehenden Lizenzen, Neid und Eifersucht, die Leidenschaften und boshaften Ränke eines verfeinerten Gesellschaftslebens übten großen Einfluß auf den Gang der bürgerlichen Kämpfe, der blutigen Ereignisse, der revolutionären Auftritte; die Staatskunst stand nicht selten im Dienst fürstlicher Frauen von freien Sitten, die ihre Buhlkünste in politischem Interesse ausübten; an das Wohl und Wehe des Volks, an die Ehre und Freiheit der Nation wurde wenig gedacht, wenngleich alle Teilnehmer und Mitspieler des geschichtlichen Dramas ihre persönlichen Interessen mit höhern und edlern Motiven zu verdecken bemüht waren. Kein Wunder, daß das französische Volk sich zuletzt

von den Demagogen der vornehmen privilegierten Stände abwandte und lieber die volle Staatsgewalt in den Händen eines einzigen als vieler Herren sah. Die zahlreichen Memoiren der Zeit, vor allen die des Kardinal von Retz, des Herzogs von Larochefoucault, der Madame de Longueville u. a. m. sind zum Teil Muster psychologischer Darstellungskunst, und lassen tiefe Blicke thun in das soziale Leben von Paris, in das bewegliche, ränkevolle Treiben einer gärenden Übergangszeit, in die wühlerische Thätigkeit erregter Gesellschaftskreise voll heftiger Affekte.

Paul Gondi von Retz und andre Häupter der Fronde.

Die Seele des agitatorischen Treibens war ein ebenso geistreicher als sittenloser Mann, den Familieninteresse in den geistlichen Stand geführt — Paul von Gondi, Koadjutor seines Oheims, des Erzbischofs von Paris und in der Folge Kardinal. Hervorgegangen aus einer vornehmen florentinischen Familie, die unter den mediceischen Königinnen in Frankreich Rang und Reichtümer erworben, ihre Herrschaft Retz an der untern Loire zu einem Herzogtum erhoben und den bischöflichen Stuhl in Paris fast in erblicher Succession in ihren Besitz gebracht hatte, stand Gondi in der Mitte der hohen Adelskreise und war zugleich durch seinen priesterlichen Charakter der Geistlichkeit und den bürgerlichen Klassen der Pariser Bevölkerung nahe gestellt; und was ihm in dieser bewegten Zeit eine besondere Bedeutung verlieh, war seine demagogische Anlage und Neigung, von der seine durch künstlerische Darstellung wie durch ihren Inhalt gleich anziehenden Denkwürdigkeiten Zeugnis geben. Schon in der Bearbeitung der „Verschwörung des Fiesco" von Mascardi hatte Retz in einigen Zusätzen und Bemerkungen gezeigt, daß er in Sachen der Politik wie Machiavelli urteile. Er hielt alle Mittel für erlaubt, die zum Ziel führen. Seine Stellung als Koadjutor seines wenig befähigten arbeitscheuen Oheims setzte ihn in die Lage, sich der Geistlichkeit von Paris anzunehmen und dadurch ihre Gunst zu erwerben, durch seine Wohlthätigkeit brachte er die ärmeren Volksklassen auf seine Seite; seine verwandtschaftlichen Verbindungen mit der hohen Aristokratie führten ihn in die höchsten Kreise, denen er auch durch sein weltliches Leben, durch die seinem Stand so widersprechenden Vergnügungen und Ausschweifungen angehörte. Weniger aus Prinzip als aus Verdruß über eine von der Königin erfahrene Unterschätzung seiner Dienste bei dem Barrikadenkampf wurde er in die Opposition gegen die Regierung geführt. Er selbst berichtet uns, wie er zuerst versucht habe, Condé zum Haupt der Koalition zu machen, der Prinz aber sich durch die verlockenden Aussichten auf eine politische Machtstellung, wie sie die Parteiführer der Ligue besessen, nicht habe gewinnen lassen. Dagegen trat dessen jüngerer Bruder, Conti, und seine von Anbetern umworbene ebenso schöne als geistreiche und intrigante Schwester, die Herzogin de Longueville, zu der Fronde über.

Der Hof in St.-Germain und die Koalition in Paris. 1649.

Bald kamen die Wirkungen der Umtriebe des Koadjutors und seiner Genossen zum Vorschein. Die Parlamentshöfe erneuerten ihre Proteste gegen die Steueredikte und Finanzoperationen der Regierung; der Pariser Stadtrat und

die Bürgerschaft liehen den aufwieglerischen Reden Gondis Gehör; in den Straßen zeigten sich tumultuarische Bewegungen; man verlangte, daß ein altes Gesetz, kraft dessen kein Fremder in die Regierungsgeschäfte Frankreichs sich einmischen solle, gegen Mazarin in Anwendung gebracht werde. Königin Anna fürchtete für ihre und ihres Sohnes Sicherheit. Da wurde im tiefsten Geheimnis der Plan gefaßt, den Hof nach St.-Germain zu verlegen. Um Mitternacht am
6. Jan. 1649. Dreikönigstage kam unter dem Beistand der Prinzen von Orleans und Condé die fluchtähnliche Entfernung aus der Hauptstadt glücklich zu stande. Mit dieser Begebenheit nehmen die revolutionären Bewegungen größere Dimensionen an: das Parlament, anstatt der Verweisung Folge zu leisten, die der Hof aussprach, erklärte den Minister für einen Feind des Königs und des Staats, erkannte die Acht über ihn und zog seine Güter und Einkünfte ein; die Pariser Bürger traten unter die Waffen, um im Bund mit den Männern des Rechts, welche auf die Erträge der Steuern und Abgaben Beschlag legten, und unter der Führung des Koadjutors und der malkontenten Adelshäupter Paris gegen die Regierungstruppen zu verteidigen, welche Condé im Namen der Königin und des Ministers führte. Wie unnatürlich und gezwungen die Union so verschiedenartiger Elemente erscheinen mochte, der Haß gegen den Absolutismus hielt sie zusammen. Als Madame de Condé-Longueville ihrer Entbindung entgegenging, bezog sie die Räume des Rathauses. Die Herzöge von Bouillon, von Beaufort, von Elbeuf, von Longueville, der Prinz von Conti, der Vikomte von Turenne schwuren, daß sie das Parlament und die Bürgerschaft gegen die ministerielle Tyrannei beschützen wollten. Die Räte der gesetzgebenden Körperschaft, unter denen der Präsident Matthieu Molé durch Rechtskenntnis, wie durch politische Einsicht und durch Charakterfestigkeit hervorragte, fühlten sich in ihrer Opposition gehoben und gestärkt durch den Beistand der hohen Aristokratie. In den Sälen des Stadthauses begegneten sich die Adelsführer und die Häupter der Magistratur zu geselligem Verkehr.

Bürgerkrieg und Kompromiß. Über zwei Monate dauerte der Krieg vor den Mauern von Paris; und wenn auch nur kleine Scharmützel vorfielen, so brachten doch die Verwüstungen und die Unterbrechung alles Handels und Verkehrs Not genug über die Stadt, zumal seitdem die Königlichen durch Condés Sieg bei Charenton den Lauf der
8. Febr. 1649. Seine beherrschten. Bei dem Parlament und der Munizipalität legte sich daher auch bald der revolutionäre Geist; man konnte sich nicht verhehlen, daß die Opposition ihre gesetzlichen Befugnisse überschreite, wenn sie die Königin zwingen wolle, ihren Minister zu entlassen. Und auch in St.-Germain war man einem Ausgleich nicht entgegen, zumal man in Erfahrung brachte, daß einzelne Adelshäupter mit dem spanisch-niederländischen Hof in Brüssel Unterhandlungen an-
11. März 1649. geknüpft hatten. So kam es im Palast Ruel zu Konferenzen zwischen der Regierung und den Bevollmächtigten des Parlaments und der Munizipalität. Die Generale der Fronde und der Koadjutor wiesen die Unterhandlungen mit Mazarin

zurück und reizten die untern Volksklassen gegen Molé und seine Genossen auf. Aber sie waren unter sich uneinig. Beaufort und die alten Importans wollten vor allem Mazarin stürzen, um selbst das Regiment zu erlangen und wenn auch Retz, wie er behauptet, eine Reform der Staatsverfassung anstrebte, kraft deren der Absolutismus durch die gesetzmäßigen Gewalten „temperiert" werden sollte, so flößte doch sein Hang zu Intrigen, zu politischen Wühlereien und Umtrieben, sein haltloses und unsittliches Leben zu wenig Vertrauen ein. Die Vorgänge in England, wo am Tage nach dem Treffen von Charenton König Karl Stuart auf dem Blutgerüst starb, hatten die Wirkung, daß der Hof den Bogen nicht zu stramm anzog. Die anfangs gestellte Forderung, daß die allgemeinen Versammlungen sämtlicher Parlamentskammern für die nächsten drei Jahre, d. h. bis zur Volljährigkeit des Königs unterbleiben sollten, gab Mazarin auf; nur während des laufenden Jahres sollten keine Sitzungen der Art mehr gehalten werden. Dafür nahm das Parlament die seit der Entfernung des Hofes gefaßten Beschlüsse, insbesondere das Ächtungsdekret gegen den Minister zurück. In Paris wurde diese Übereinkunft übel aufgenommen: die Herren der Fronde wollten nichts von einem Vertrag hören, der ohne sie abgeschlossen sei und Mazarin im Amt ließe. Tumultuierende Volkshaufen bedrohten den Präsidenten Molé nach seiner Rückkehr auf der Straße, aber der „großherzige" Mann mit dem langen Bart ging festen Schrittes durch die insultierende Masse. Bald beruhigten sich indessen die Häupter der Fronde, als sie vernahmen, daß die Königin geneigt sei, ihnen Amnestie und die Bestätigung der Deklaration zu bewilligen und sogar mehreren Parteiführern die von ihnen erhobenen Ansprüche im Weg der Gnade zu gewähren.

So war der Friede äußerlich hergestellt; der Hof zog wieder in Paris ein. Malkontente Stimmungen. Aber die „Notwendigkeit der Ohnmacht", die den Frieden geschaffen, war nicht stark genug, ihn zu erhalten. Bald erhoben die Faktionen von neuem drohend ihr Haupt. An den Grenzen hatte der Krieg gegen Spanien seinen Fortgang, aber wie sollten bei der innern Unsicherheit große Erfolge im Feld errungen werden, zumal als die namhaftesten Generale, Condé und Turenne im entgegengesetzten Heerlager in die innern Parteikämpfe verstrickt waren? Nicht einmal Cambrai vermochte Mazarin zu erobern; daß er im Krieg scheiterte, freute seine innern Gegner nicht weniger als die Spanier. Zu diesen Gegnern des Ministers gehörte nun auch der „große Condé". Wir wissen, welche Vorteile dem Vater die Der Prinz von Condé. Freundschaft mit Richelieu eingetragen; bei seinem Tod (1646) war seine Familie im Besitz unermeßlicher Reichtümer und der einflußreichsten Staatsämter. Es hatte zunächst den Anschein, als ob der Sohn dieselbe Politik gegenüber dem Nachfolger Richelieus ergreifen würde: er hatte die Sache des Hofes gegen die Hauptstadt und die Fronde mit Erfolg geführt; und wie hoch auch der Preis war, den er für seine Dienste heischte, die Königin und Mazarin glaubten sich verpflichtet, alle seine Ansprüche zu befriedigen; sie räumten ihm eine Stellung

5*

ein, die einer Mitregentschaft nicht unähnlich war. Dennoch konnten sie seine herrschsüchtige Natur nicht befriedigen; je mehr sie seinen Wünschen und Forderungen nachgaben, um so mehr reizten sie seine Begier nach neuen Auszeichnungen. Am Hof und in der Regierung sollte alles nach seinem Willen geschehen; er rühmte sich, daß er es gewesen, durch den der König in die Hauptstadt zurückgeführt worden sei; er ließ Mazarin den Abstand ihrer Geburt und gesellschaftlichen Stellung empfinden. Als der Italiener sich durch die Verheiratung einer seiner Nichten mit Mercoeur, dem Erben der Vendomes, einen Anhang in der französischen Aristokratie zu verschaffen suchte, wußte der Prinz die Heirat zu hintertreiben. Es war eine doppelte Natur in dem Manne: als Feldherr an der Spitze der Heere war er ebenso unternehmend und feurig als sicher und fest, ein Wetter in der Schlacht und dabei gegen die Waffenbrüder ein „guter Kamerad", hingebend, rücksichtsvoll und teilnehmend. „Wer ihn in der Schlacht sah," heißt es bei Ranke nach französischen Berichten, „eine schlanke Gestalt, mit dem Ausdruck des Adlers im Auge, kaltblütig zwischen den verbeisausenden oder um ihn her niederschlagenden Kugeln, sein Antlitz fleischlos, die Hand, welche das Schwert führte, mit Feindesblut bespritzt, der meinte den Kriegsgott zu erblicken." Dagegen war er in politischen Dingen ohne tieferes Urteil, für Staatsgeschäfte oder für Verhandlungen in Kollegien und Versammlungen ohne Talent und Geschick und im Leben herrisch und anmaßend. „Er verstand es besser Schlachten zu gewinnen, als Herzen" heißt es in den Memoiren eines Zeitgenossen. Als erster Prinz von Geblüt, als berühmtester Feldherr der Zeit fühlte er sich so erhaben über alle Standesgenossen, so berufen die erste Rolle am Hofe, in der Gesellschaft, in allen öffentlichen Angelegenheiten zu spielen, daß er sich gegen jedermann hochfahrend und rücksichtslos benahm, ihm jeder Widerspruch unerträglich war. Ein ausgesprochener Feind bürgerlicher Freiheit, begünstigte er doch den monarchischen Absolutismus nur insoweit, als er in dem König das Haupt der Aristokratie erblickte.

Koalition des Hofes und der Frondeurs.

Selbst der Königin Anna wurde das übermütige Betragen des Prinzen unausstehlich. Sie überlegte mit ihrem Minister, auf welche Weise man sich der lästigen Autorität des herrschsüchtigen Mannes entziehen möchte, und dieser riet zu einer Zersetzung der bisherigen Parteistellung. Der Hof solle sich mit den Führern der Fronde vergleichen und gestützt auf die neue Bundesgenossenschaft den Prinzen und die Condésche Faktion in Gewahrsam bringen. Anna ging auf den neuen Staatsstreich ein. So verhaßt war ihr der hochfahrende Mann geworden, daß sie ihre Abneigung gegen die Frondeurs überwand und Gondi zu einer geheimen Unterredung im Schlosse einlud. Wie freute sich die Herzogin von Chevreuse, daß sie von ihrer ehemaligen Gönnerin wieder als Vermittlerin verwendet ward und ihrem alten Groll gegen die buhlerische Condé-

Verhaftung der Prinzen.

Longueville Luft machen konnte! Ein Jahr und wenige Tage waren verflossen, seitdem Condé dem Hof auf seiner nächtlichen Fahrt nach St.-Germain gefolgt

war, und nun wurde er selbst bei Gelegenheit einer Sitzung im Palais Royal mit seinem Bruder, Conti, und seinem Schwager, Longueville, verhaftet und sofort nach Vincennes geführt. Dasselbe Schicksal war auch dem Herzog von Bouillon, dem geistreichen Freund der Longueville, Marsillac, Herzog von Larochefoucauld, und andern Gliedern und Anhängern der Condéschen Partei zugedacht, aber sie fanden Zeit und Gelegenheit zur Flucht. In Paris ging die Sache ohne Tumulte vorüber. Vielmehr feierte man am Abend die Begebenheit mit Freudenfeuer und Hochrufe auf den König. Die Bewohner der Hauptstadt hatten dem Prinzen die Verwüstung ihrer Landhäuser und Gärten im vorigen Jahre nicht vergessen, und die Popularität des Koadjutors, den man auf seiten des Hofes sah, erzeugte bei dem Volk eine günstige Stimmung. 18. Jan. 1650.

Condé hatte es seinen Gegnern von der Fronde stets zum Vorwurf gemacht, daß sie mit Spanien konspirierten; jetzt erlebte er dasselbe von seinen eignen Parteigenossen. Seine Schwester, an stolzem und herrischem Sinn dem Bruder ähnlich, war auf Umwegen nach Lothringen entflohen, wo sie das feste Städtchen Stenay an der Maas zur Basis ihres Widerstandes machte. Durch Turenne, den sie an ihre Seite rief, gewann sie militärische Hilfe und Führung. Sie wandte sich an die spanische Regierung in Brüssel um Unterstützung, und diese ging nach einigem Bedenken mit der Herzogin und Turenne einen Vertrag ein, wonach sie mit gemeinschaftlichen Kräften die Befreiung der gefangenen Prinzen und einen gerechten und sichern Frieden erzielen wollten. Würde das Erste gelingen und Condé statt Mazarin an die Spitze der Regierung treten, so schien das Letzte von selbst folgen zu müssen. Ähnliche Verhandlungen wurden zu gleicher Zeit von Bordeaux aus, wohin sich Condés Gemahlin mit ihrem Söhnchen und die Herzöge von Bouillon und Larochefoucauld begeben hatten, mit dem spanischen Hof in Madrid angeknüpft. Die mächtige Seestadt, schon lange in heftigem Kampf mit dem jüngern Epernon, Gouverneur in Guienne, hatte den Condéschen Parteihäuptern um so bereitwilliger ein Asyl gewährt, als Epernon die Gunst des Hofes und des Ministers genoß. Die spanische Regierung aber trug kein Bedenken, dem Beispiel Richelieus in Katalonien und Portugal folgend die revolutionären Elemente im Nachbarreich zu unterstützen. So schienen denn die Tage der Ligue wiederkehren zu wollen. Aber wie schon bemerkt, den Handelnden fehlten die höheren ethischen Momente, dem Volk die tiefern Leidenschaften und Interessen früherer Tage. Die Erbitterung gegen die „Mazariner" und eine Regung von Mitleid und Großmut erwarben der hohen Frau, welche „den einzigen Prinzen aus dem königlichen Hause, der nicht in der Gewalt des fremden Machthabers, des öffentlichen Feindes sei", unter die Obhut der Stadt zu stellen erklärte, die Herzen und Sympathien des südfranzösischen Volks; sowohl die Prinzessin als die beiden Herzöge, die Führer der „neuen Fronde", wurden in die Stadt aufgenommen und durften eine spanische Gesandtschaft empfangen: als aber Mazarin mit der Königin und dem jungen König in Guienne erschien und

Die „neue Fronde" im Bund mit Spanien.

8. Juli 1650.

die Seestadt mit einer Belagerung bedrängte, erhielt der besonnenere Teil der
1. Okt. Bevölkerung die Oberhand. Es wurde ein Ausgleich verabredet, kraft dessen von seiten der Regentin die Abberufung des Herzogs von Epernon und der sichere Aufenthalt der Prinzessin und ihres Sohnes auf einem ihrer Güter, von seiten der Stadt Gehorsam und Unterwerfung zugesagt ward. Damit war der Süden gegen eine spanische Invasion gedeckt und Mazarin konnte sich gegen die von Norden drohende Kriegsgefahr wenden. Denn schon hatten spanische Truppen Stenay mit Ausnahme der Citadelle besetzt, schon war Turenne an der Spitze einer kleinen Armee nach der Champagne vorgedrungen in der Absicht Vincennes zu erobern und die Gefangenen zu befreien. An seiner Seite stritt der junge Graf von Bouttevillle, später Marschall und Herzog von Luxemburg, dessen Vater einst wegen Übertretung der Duellgesetze auf Befehl Richelieus enthauptet worden war. Aber auch hier erzeugte die Ankunft Mazarins raschen Wandel. Nachdem er die gefangenen Prinzen von Vincennes nach Schloß Marcoussis hatte schaffen lassen, von wo sie bald darauf nach Havre de Grace verbracht wurden, begab er
14. Dez. 1650. sich zu der königlichen Armee unter dem tüchtigen Feldhauptmann Duplessis, entriß den Spaniern die von ihnen eroberte Stadt Réthel an der Marne und fügte dem zum Entsatz heranrückenden Turenne eine Niederlage bei. Unter den Kriegsgefangenen war Boutteville.

Die alte und die neue Fronde im Bunde. In Paris erregte die Kunde von diesen Erfolgen des Ministers großen Schrecken. Denn dort hatte sich während seiner Abwesenheit eine neue verstärkte Opposition gebildet. Einige Zeit waren die Herren der alten Fronde mit Mazarin Hand in Hand gegangen, in der Hoffnung durch ihn zu Macht und Einfluß zu gelangen. Selbst das Pariser Parlament erhob keine Einsprache gegen die Haftnahme der Prinzen, obwohl es nicht leugnen konnte, daß dadurch die Deklaration vom 24. Oktober, betreffend die persönliche Sicherheit, verletzt worden sei. Bald aber erwachte der alte Groll wieder; die Erwartungen der Parteihäupter waren getäuscht worden; sie erkannten mit Verdruß, daß der verhaßte Minister auf ihren Schultern zu höherem Ansehen emporgestiegen. Einflußreiche Frauen, vor allem die betagte Mutter Condés, die thätige Ränkespinnerin Chevreuse, die geistreiche, leichtfertige Pfalzgräfin Anna von Gonzaga, Tochter des Herzogs von Mantua und Nevers, arbeiteten an einer Aussöhnung der alten und neuen Fronde. Auch Larochefoucauld, der aus persönlicher Feindschaft wider den Koadjutor am längsten zu Mazarin hielt, ließ sich zum Beitritt in die Koalition bewegen. Der Prinz sollte befreit werden und an die Spitze der Staatsgeschäfte treten, die Genossen mit Ämtern und Würden belohnt werden, Condi zum Rang eines Kardinals emporsteigen. Auch das Parlament schloß sich dem Bund an. Der erste
20. Jan. 1651. Präsident Molé hielt der Königin einen Vortrag, der sie sehr verletzte. Die Prinzen seien geborene Räte der Krone und die Stützen des Thrones. Ihre Gefangenhaltung verstoße gegen Recht und Gesetz und gegen die frühere Übereinkunft. Annas Verdruß mehrte sich, als sie vernahm, daß auch ihr Schwager, der Herzog

von Orleans, welcher der Königin solange in guten und bösen Zeiten treu zur Seite gestanden, sich von ihr abgewendet habe. Seine Gemahlin Margarete von Lothringen, die mit den Condéschen Frauen in gutem Einvernehmen stand, hatte den schwachen wankelmütigen Eheherrn gegen den Nachfolger Richelieus mißtrauisch gemacht. Solange Mazarin an der Spitze des Konseils stehe, ließ er sich vernehmen, werde er keine Sitzung mehr besuchen.

Königin Anna konnte sich nicht entschließen, den Kardinal aus ihren Dien- Mazarin verbannt. 1651.
sten zu entlassen. Sie glaubte, Karl I. von England habe deshalb Reich und Leben verloren, weil er so schwach gewesen sei, Strafford seinen Gegnern preiszugeben. Eines solchen Fehlers wollte sie sich nicht schuldig machen. Sie suchte Zeit zu gewinnen, indem sie dem Parlament den Bescheid gab: sie wolle die Gefangenen 3. Febr. 1651.
in Freiheit setzen, sobald die Herzogin von Longueville und Turenne ihrem Bündnis mit Spanien entsagt, die Waffen niedergelegt und Gehorsam gelobt haben würden. Allein durch die agitatorische Thätigkeit der Frondeurs war eine tiefgehende Bewegung in der ganzen Nation erzeugt worden. Das Parlament forderte nicht bloß die Freilassung des Prinzen, sondern auch die Entfernung des Kardinals. Von allen Seiten wurden Adressen in demselben Sinn an den Hof gerichtet; in Maueranschlägen und Flugschriften ward Mazarins Name dem Haß und der Verachtung preisgegeben. Da glaubte die Regentin und der Minister selbst, daß es geraten sei, dem Strom der öffentlichen Meinung sich zu fügen. In der Nacht vom 6. auf den 7. Februar verließ der Kardinal die Hauptstadt; 7. Febr. 1651.
in Havre de Grace kündigte er selbst den gefangenen Prinzen die Freilassung an und begab sich dann nach Köln an den Hof des ihm befreundeten Kurfürsten Maximilian Heinrich von Bayern, in dessen Lustschloß Brühl er und sein stattliches Gefolge eine ehrenvolle Aufnahme und aufmerksame Behandlung fanden. Das Pariser Parlament sprach in heftigen Ausdrücken seine Verbannung aus, ordnete eine gerichtliche Untersuchung über seine Verwaltung an und nahm seinen Palast mit allen Schätzen der Kunst und Wissenschaft in Beschlag. Wenige Tage nachher kehrten die Prinzen und ihre Freunde nach Paris zurück. Wie im vorhergehenden Jahre ihre Gefangensetzung, so wurde jetzt ihre Befreiung von dem Volk jubelnd mit Freudenfeuern begrüßt.

Mazarin besaß die unwandelbare Gunst der Königin, die auch durch die Anarchische Zustände.
Trennung nicht gemindert ward. Durch seine Ratschläge beherrschte er jetzt von Köln aus den französischen Hof ebenso unumschränkt, wie vorher in Paris, und Anna von Österreich ward nicht müde, für die Rückkehr des Günstlings zu wirken. So auffallend war diese standhafte Zuneigung der Regentin in jener Zeit galanter Buhlkünste, daß man von einem geheimen Ehebund sprach. Als der Königin das Gerücht zu Ohren kam, lachte sie darüber, indem sie sagte, Mazarin habe eine andre Leidenschaft als Frauenliebe. „Sie meinte, er sei der italienischen Verirrung der Sinnlichkeit ergeben.“ Es war nur zu natürlich, daß sich die Regentin an die Ratschläge des Mannes hielt, von dessen Treue und Anhänglichkeit

sie fest überzeugt war; denn in Paris selbst bewegte sie sich in einer unheimlichen Atmosphäre. Sie hatte zu niemand Vertrauen und niemand traute ihr. Orleanssche Garden bewachten das Schloß, damit sie nicht etwa, wie man sich ins Ohr raunte, mit dem König aus dem Reich fliehe; so groß war der Argwohn, daß sie einst einige Wächter in die innern Gemächer, wo der königliche Knabe schlief, führen mußte, damit sie sich von dessen Anwesenheit überzeugen könnten. Alles was durch Richelieu und Mazarin für die Hebung der monarchischen Autorität erzielt worden, schien wieder dem Untergang entgegenzugehen: aus ganz Frankreich waren Edelleute herbeigeströmt, um eine Adresse für die Entfernung des Kardinals einzureichen; als sie ihren Zweck erlangt hatten, blieben sie vereinigt, um Staatsreformen zu gunsten ihrer Standesinteressen zu beraten; der Klerus, der gleichfalls seine regelmäßigen Versammlungen um diese Zeit abhielt, ging von den religiösen Fragen auf die politischen und kirchenrechtlichen über. Beide stellten den Antrag, daß man die Generalstände wieder einberufe. Condé und Orleans wagten nicht, die Forderung unbedingt zurückzuweisen, wie wenig sie immer geneigt waren, darauf einzugehen. Voll gegenseitigen Mißtrauens aufeinander fürchtete jeder, der andre möchte durch Volksgunst zu steigen suchen. Auch das Parlament wollte nichts von Reformen hören; es zog vor, seine Macht und Autorität mit dem Thron zu teilen, statt von den Beschlüssen eines Reichstags abhängig zu sein. Die größte Uneinigkeit aber herrschte unter den Häuptern der Fronde. Wie sollte der stolze Prinz und seine Geschwister und Verwandten mit den demagogischen Persönlichkeiten, welche die Haupturheber ihrer Gefangenschaft gewesen, einen Bruderbund schließen? Bald standen die Faktionen einander so feindselig gegenüber wie zuvor; auch der Herzog von Orleans ließ sich durch Gondis Ränke auf die Seite der alten Frondeurs ziehen. In kurzem war die Parteistellung eine ähnliche wie vor der Verhaftung der Prinzen; die Königin grollte dem hochfahrenden Adelshaupte noch mehr als zuvor; Flugschriften und Plakate beschuldigten ihn verräterischer Pläne: er wolle das Regiment an sich reißen, den jungen König unter Vormundschaft halten, die beiden Gouvernements Guienne und Provence sich aneignen, um dann von seinen Anhängern in Languedoc, im westlichen Frankreich und in andern Provinzen unterstützt und mit Spanien im Bund, eine diktatorische Gewalt aufzurichten, wie einst Heinrich von Guise unter dem letzten Valois. Condé mußte eines neuen Gewaltaktes auf seine Freiheit und sein Leben gewärtig sein. Er zog sich auf sein Landgut St.-Maur zurück und erklärte, daß er den Sitzungen des Konseil nicht eher anwohnen werde, bis die Räte, durch welche Mazarin von Brühl aus Frankreich regiere, entlassen würden. Wenn er in Paris erschien, verdunkelte er durch die Pracht seiner Karosse, durch den Glanz und die Menge seiner Dienerschaft den königlichen Hof. Sollte die Regentin aber ruhig zusehen, daß ein übermütiger Unterthan ihr und dem König öffentlich Trotz bot, sie in der Freiheit ihrer Handlungen, in der Wahl ihrer Räte beschränkte? Das ertrug ihr stolzes

Herz nicht. Sie näherte sich abermals den Häuptern der Fronde. Wiederum empfing sie den Koadjutor in einer geheimen Audienz und schloß mit ihm und seinen Gefährten ein Bündnis. Sie machte ihnen gewisse Zusicherungen, die ihren Ehrgeiz und ihre Selbstsucht befriedigten, und empfing dafür von ihnen die Zusage, daß sie der Rückberufung Mazarins nichts in den Weg legen wollten. Damit wurde eine neue Wendung in der Geschichte der Fronde eingeleitet, Raum für neue Parteistellungen geschaffen, das Parlament, welches auf seinem Verbannungsdekret beharrte, von den bisherigen Genossen getrennt. Drei Fraktionen, die Condésche Gruppe, Retz und seine Genossen und das Parlament mit der gesamten Magistratur im Gefolge, machten einander das Terrain streitig, wo die Sonderinteressen mit dem Königtum um Herrschaft und Sieg rangen. Es war einst nahe daran, daß die Räume des Justizpalastes mit blutigen Auftritten entweiht wurden, als der Prinz mit bewaffnetem Gefolge vor den Schranken erschien, um sich gegen die Anklage der Regentin zu verteidigen und der Koadjutor mit königlichem Kriegsvolk die Sache des Hofes führte. 21. Aug. 1651.

„Dies ist die Epoche," bemerkt Ranke, „in welcher die so lange Zeit durch eine starke und durchgreifende Gewalt gebundenen Geister, da eine solche fehlte, sich wieder unabhängig nebeneinander bewegten, so daß das Allgemeine nichts weiter zu sein schien als die gemeinschaftliche Angelegenheit der Einzelnen, die die hohen Stellungen einnahmen, der Staat nichts als ein Tummelplatz ihrer Verbindungen und ihrer Feindschaften untereinander, in welcher dann geistreiche und ehrgeizige Frauen, buhlerisch von Natur und durch die Lizenz des Jahrhunderts — ihre Gunst mit Politik verbindend, wenn nicht dafür preisgebend, — entzweit oder verbündet oder vermittelnd Einfluß gewannen, eine Rolle spielten und eine noch größere zu spielen meinten; wer hätte freien Sinn genug behalten, um die ineinander laufenden mannigfaltigen Interessen, die Verknüpfungen und Lösungen, die Truggewebe, die man spann, diesen verwickelten Kampf von Verschlagenheit und Leidenschaft in ihrem Geheimnis zu beobachten und der Nachwelt zu überliefern? Und wer wollte noch heute alle diese Fäden verfolgen und entwirren?"

2. Ludwig XIV. unter Mazarins Leitung.

Bald nach den drohenden Auftritten im Justizpalast wurde Ludwig XIV., der am 5. September in sein vierzehntes Jahr eingetreten war, in einer feierlichen Sitzung von dem Parlament nach altem Königsrecht für volljährig erklärt. Dadurch war die Regentin der Notwendigkeit enthoben, die beiden nächsten Agnaten, den Herzog von Orleans und den Prinzen von Condé zur Ausübung der höchsten Gewalt beizuziehen. Die Veränderungen im Ministerium, die sie sofort vornahm, ließen erkennen, daß sie nunmehr entschiedener als zuvor ihre eignen Wege zu gehen gedenke. Die Anhänger Condés, insbesondere Chavigny wurden entlassen und durch Männer der Fronde und des Parlaments ersetzt: Chateauneuf trat an die Spitze des Konseils und Matthieu Molé erhielt das Reichssiegel. Damit schnitt die Königin zwischen dem Hof und dem Prinzen vollends

Condés revolutionäre Umtriebe und Mazarins Rückkehr. 7. Sept. 1651.

das Tafeltuch entzwei. Seine Opposition hatte alle Schranken überstiegen, trotzig war er sogar der Großjährigkeitserklärung seines Souveräns fern geblieben. Diese Stellung war nicht länger haltbar, er mußte einlenken oder zur bewaffneten Selbsthilfe vorschreiten. Manche seiner Freunde und Verwandten, wie Longueville, Larochefoucauld, suchten ihn zurückzuhalten; aber sein Stolz und sein Vertrauen auf die Macht seines Namens und seiner Person rissen ihn fort. Er zählte auf seinen Anhang bei der Armee und unter dem Adel, auf den Beistand seiner Freunde in Lothringen, in Guienne, in allen Provinzen des Reichs, auf den Kriegsruhm, von dem er selbst und der Bundesgenosse seiner Schwester, Turenne, umstrahlt waren, auf die oppositionellen und malkontenten Elemente in der Monarchie, welche die altnationalen Institutionen nicht durch den königlichen Absolutismus verdrängen lassen wollten, auf die Höfe in Madrid und Brüssel, mit denen man übereingekommen war, einen Frieden herbeizuführen, welcher beiden Nationen gerecht und billig wäre. Selbst an einen Anschluß an die Hugenotten und an ein Bündnis mit Cromwell wurde gedacht. Condés Name war den reformierten Kreisen noch eine teure Erinnerung; ein Abgesandter des englischen Protektors kam nach Guienne, um die Stimmung zu erforschen. Wie drohend indessen die Macht des Prinzen erscheinen mochte, als er von Bordeaux aus seine Getreuen aufbot und von allen Seiten mächtige Edelleute und Feldherren wie La Tremouille, Laforce, Marsin Daugnon sich unter seine Fahne stellten, dennoch hätte das illoyale Vorgehen, das eine königliche Deklaration als
8. Okt. 1651. Majestätsverbrechen erklärte, bald in sich zusammenfallen müssen, hätte nicht Königin Anna durch die Rückberufung Mazarins die Flamme heller angefacht. Auf den Minister hatte sich der ganze Volkshaß entladen, er war als Verräter und Landesfeind proskribiert worden und die Königin selbst hatte seine Verbannung bestätigt. Und nun verbreitete sich die Kunde, der verhaßte Staatsmann treffe Anstalten, an der Spitze eines Heeres nach Frankreich zurückzukehren. Eine
29. Dez. 1651. große Aufregung bemächtigte sich aller Gemüter. Das Parlament setzte einen Preis auf seinen Kopf und bestimmte, daß derselbe aus dem Erlös seiner Bibliothek bezahlt werden sollte; der Herzog von Orleans wurde durch seine kriegerische Tochter, Mademoiselle de Montpensier, aus seiner schwankenden Haltung gerissen und in die Reihen der Opposition gedrängt. Er hoffte seinem Schwager Karl von Lothringen mit spanischer Hilfe wieder sein Herzogtum zu verschaffen. Nie waren die Siegesaussichten des Prinzen von Condé glänzender, als im ersten
30. Jan. 1652. Monat des neuen Jahres, da Mazarin bei dem in Poitiers befindlichen Hof eintraf und mit großen Ehren empfangen ward. Als Flüchtling war er weggezogen, mit einem Heer, das er auf eigne Kosten geworben, kam er zurück; obwohl geächtet von dem obersten Gerichtshof, nahm er wieder die Leitung der Staatsgeschäfte in die Hand. Selbst sein ehemaliger Widersacher, der Siegelbewahrer Molé, stellte sich ihm zu Diensten.

Bürgerkrieg. Es mochte Mazarin bange werden, als er vernahm, daß Condé, nachdem

er für die Verteidigung Guiennes gesorgt, mit kriegerischem Gefolge sich nach der Loire in Bewegung gesetzt, um sich mit den lothringischen und niederländischen Heerabteilungen zu vereinigen, welche Karl von Nemours aus dem Hause Savoyen-Lothringen und der Erzherzog Leopold Wilhelm von Cambrai aus herbeiführten, und daß die Hauptstadt Paris, durch Reden und Flugschriften hitziger Demagogen aufgereizt, sich für die Prinzen erklärt habe und die Thore verschlossen halte. Der Minister verlor jedoch den Mut nicht. Er baute auf den royalistischen Sinn der königlichen Truppen und hatte einen Feldherrn zur Verfügung, der dem Prinzen das Gleichgewicht hielt. Es war ihm gelungen, den Vikomte von Turenne von der Condéschen Partei abzuziehen und für den Dienst des Königs zu gewinnen. Auch dessen Bruder, der Herzog von Bouillon, trat auf die Seite des Hofes. So ging denn der versteckte Krieg in einen offnen über; von Intrigen schritt man zu den Waffen. Im Heerlager an der Loire erweckte die plötzliche Erscheinung des Prinzen Mut und Begeisterung; der Marsch war ein Meisterstück strategischer Kunst. Seine Anhänger erwarteten eine schnelle siegreiche Entscheidung: Condé werde das königliche Heer schlagen, Mutter und Sohn in seine Gewalt bringen, im Namen des letzteren das Regiment führen und mit seinen Freunden teilen. Aber der Erfolg entsprach nicht diesen zuversichtlichen Hoffnungen. Die Vorteile, die Condé bei Bleneau durch rasches Vorgehen über einen Teil der königlichen Truppen davontrug, wurden ausgeglichen durch die feste Haltung Turennes mit der Hauptarmee bei Montargis. Der Prinz gab den weitern Angriff auf und eilte nach Paris, um in der aufgeregten Hauptstadt, wo die kriegsmutige Tochter des Herzogs von Orleans die Bürgerschaft gegen den Hof und den Minister unter die Waffen gerufen hatte, einen energischen Widerstand zu organisieren. Das Parlament zeigte zwar wenig Begeisterung für den Mann, dessen Hände mit Bürgerblut befleckt waren, und der mit Spanien im Bunde stand, desto größer war die Gunst des untern Volks. Als sich der Kampf in der Nähe von Paris zusammenzog, erhoben sich in der Stadt selbst revolutionäre Szenen, welche an die Tage der Ligue erinnerten. Beaufort, zum Straßendemagogen herabgesunken, führte mit einer aus der Hefe des Volks auserlesenen Bande ein Schreckensregiment gegen die Männer des Rechts, welche sich nicht von dem Prinzen und dem von seiner Tochter beherrschten Herzog von Orleans als Werkzeuge der Rache gebrauchen lassen wollten, und gegen die Bürgerwehr, die dem Parlament schützend zur Seite stand.

Turenne für den Hof.

7. April 1652.

Condé in Paris.

So dauerten die innern Parteikämpfe, begleitet von einzelnen Waffengängen im Feld, mehrere Monate fort: aber der Prinz, der gegen den auswärtigen Feind stets siegreich gewesen, hatte im Bürgerkrieg wenig Erfolg. Bei Etampes erlitten seine französisch-niederländischen Truppen durch Turenne schwere Verluste, und als er, geschwächt durch den Abzug des Herzogs von Lothringen, den der Hof zu gewinnen gewußt, bei Charenton eine feste Position nehmen wollte, kam er durch die königliche Reiterei so sehr ins Gedränge, daß er sich eilig nach der

Schlacht in der Vorstadt St.-Antoine.

Vorstadt St.-Antoine zurückziehen mußte. Auf ausdrücklichen Befehl des Hofes, der seine Residenz in St.-Germain aufgeschlagen, entschloß sich Turenne den Gegner in seinen geschützten Positionen anzugreifen, ehe er sich in der Hauptstadt vollends festzusetzen vermöchte. So kam es denn zu dem berühmten Treffen in der Antoniusvorstadt. Nie hat der Prinz so todesmutige Tapferkeit gezeigt als bei dieser Gelegenheit: mit Staub und Blut bedeckt, zwei Pistolen in den Händen, drang er gegen den siegreich vordringenden Feind vor, schrecklich anzusehen. Sein Freund Larochefoucauld sank schwer verwundet neben ihm nieder. Condé schien verloren, da bewirkte die Prinzessin von Montpensier, die für den ritterlichen Mann leidenschaftliche Bewunderung und Zuneigung im Herzen hegte, bei ihrem Vater und dem Magistrat den Befehl, daß man den Zurückweichenden die Stadtthore öffnete. Unter den Kanonen der Bastille, die sie selbst gegen die königliche Armee richten ließ, zogen sie in die inneren Teile, von wo aus Condé die spanischen Hilfstruppen zum schleunigen Marsch antrieb, um den Kampf zu erneuern. Während der Schlacht war die Königin Anna auf den Knieen vor dem Altar gelegen, um den Beistand des Himmels anzuflehen, indes der junge König in Turennes Heerlager auf den Höhen von Charonne dem Gefecht zuschaute.

2. Juli 1652.

Parteiung in der Hauptstadt.

Damit war Paris den Aufständischen in die Hände geliefert worden, und wie wenig immer Munizipalität und Parlament geneigt waren, so entschieden gegen die Regierung Partei zu nehmen, für den Augenblick war die Stadt in der Gewalt des Prinzen und seiner Freunde. Er selbst war Befehlshaber der Truppen, der Herzog von Orleans Generalstatthalter, Broussel Prévot des Marchands; Beaufort, zum Gouverneur der Stadt erhoben, bewirkte durch seine Demagogenkünste und seine Bande, daß der Name Mazarin bei der untern Volksklasse stets ein Gegenstand des Hasses und Abscheus blieb. Auf dem Rathaus wurde die Union der Stadtbehörden, des Parlaments und der Prinzen vollzogen. Die Renten und das städtische Vermögen kamen in die Hände der revolutionären Gewalthaber. So herrschte denn mehrere Monate lang in Paris ein Zustand wie zur Zeit der Ligue, nur mit weniger Leidenschaftlichkeit und ohne die Glut des Fanatismus. Aber wie sollte ein Parteikampf auf die Dauer bestehen, dem jede höhere Idee, jedes einheitliche nationale Interesse abging, dessen Führer so verschieden an Charakter und Gesinnung waren? Der Prinz besaß keine der demagogischen Eigenschaften, durch die einst die Guisen über das Volk geboten: durch und durch Militär, verachtete er die städtische Menge, die wie eine Wetterfahne sich hin und her bewegte; der Verkehr mit den Ratsherren, welche mit Akten und Rechtsurkunden statt mit Waffen fochten, war seiner Natur zuwider. Der Herzog von Orleans hatte nie einen eignen Willen gezeigt, einen Entschluß festgehalten; Beaufort, „der König der Hallen", besaß nur Einfluß bei der großen Masse, die durch das Schlagwort „Mazariner" sich in Wut und Bewegung bringen ließen. So kam es denn, daß in dem höhern und mittlern Bürgerstand allmählich die royalistische Gesinnung die Oberhand gewann. Es bildete sich eine

Partei, die heimlich mit dem Hof in St.-Germain in Verbindung trat und einen Kriegsplan verabredete. Mazarin willigte ein, sich aus der Nähe des Hofes zu entfernen; er begab sich nach Reims, dann nach Sedan. Seine Verbindung mit St.-Germain wurde dadurch sowenig unterbrochen wie zur Zeit seines Aufenthalts in Brühl; aber die Royalisten in Paris konnten nun rühmen, daß der Hof aus Friedensliebe dem Volk das große Zugeständnis gemacht habe; jetzt verlor der Name die Bedeutung eines Schlachtrufes. Und als auf den Rat des Ministers der König allen denen, die zum Gehorsam zurückkehren würden, eine Amnestie verhieß, so wuchs die Zahl der Versöhnungsmänner mehr und mehr; sie machten sich einander kenntlich durch ein Abzeichen; bei Wahlen in den Stadtrat hielten sie zusammen, sie verweigerten die Steuern und suchten auch andre von der Zahlung abzuhalten. Die fortdauernde Verbindung des Prinzen mit Spanien, dem Landesfeind, entfremdete ihm mehr und mehr alle patriotischen Bürger.

Die Folgen machten sich bald bemerkbar. Als der Hof das Parlament Rückkehr des Hofes nach
nach Pontoise verlegte, folgte die Mehrzahl der Räte der Ladung; und während dem Louvre. 1. August
die spanische Hilfsarmee, mit deren Beistand der Prinz das königliche Belage- 1652.
rungsheer zurückzudrängen hoffte, durch äußere Schwierigkeiten vom Vorrücken abgehalten ward, sandte die Pariser Bürgerschaft, die unter den Kriegsbeschwerden unsäglich zu leiden hatte, eine Deputation nach St.-Germain, um den König zu ersuchen, seine Residenz wieder nach der alten Hauptstadt zu verlegen. Da hielt sich Condé nicht mehr sicher in Paris. Mit der Drohung, daß die Stadt den gewünschten Frieden noch nicht so bald erhalten werde, zog er ab, um an der 11. Okt.
Spitze seiner Truppen, denen sich auch der wetterwendische Herzog von Lothringen wieder anschloß, das spanische Heer an der niederländischen Grenze zu erreichen Bald darauf traf der Hof seine Anstalten zur Rückkehr. Mit Jubel empfing die Pariser Bürgerschaft den jugendlichen König, der an der Spitze seiner Garde nach dem Louvre ritt. Der Herzog von Orleans übersandte ihm die Schlüssel 21. Okt.
des Luxembourg, wo die bisherige Regierung ihren Sitz gehabt hatte, und folgte ohne Weigerung dem Befehl, die Hauptstadt zu meiden und in Blois seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Beaufort und andre Häupter der Fronde unterwarfen sich zu rechter Zeit und erlangten Verzeihung; nur der Koadjutor, der kurz zuvor den Kardinalshut empfangen und unter dem Schutz seiner geistlichen Würde seine Demagogenkünste noch fortsetzte, schien ein zu gefährliches Haupt, als daß man ihn straflos lassen dürfte. Bei einem Besuch im Louvre wurde er verhaftet und 19. Dez. 1652.
nach Vincennes gebracht.

Am Anfang des neuen Jahres schien die Ruhe und Ordnung in der Haupt- Mazarins Einzug in
stadt soweit hergestellt, daß der Hof an die Rückberufung Mazarins denken Paris, Erlöschen der
konnte. Wie ein Triumphierender nahte sich der einst so Gehaßte und Geschmähte Fronde.
dem Sitz der Herrschaft. An den Thoren von Paris empfing ihn der König an der Spitze des französischen Adels und führte ihn in seinem eignen Wagen nach 3. Febr. 1653.

der Stadt. Sein feierlicher Einzug und seine Einsetzung in sein früheres Amt war das Signal, daß die absolute Königsmacht über alle ständischen und korporativen Autoritäten gesiegt habe. Zwar wurde die Condé'sche Fronde mit Hilfe Spaniens, das sich mit der Sache der Prinzen eng verbunden hatte, noch einige Zeit in Bewegung gehalten; als aber in Guienne, wo die Familie den stärksten Rückhalt hatte, Prinz Conti sich von dem ältern Bruder und von der Schwester Longueville trennte und durch seine Vermählung mit einer der Nichten des Kardinals die Zukunft des Hauses an die neue Ordnung knüpfte, ging der Stern Condés im Süden dem Niedergang zu. Noch im Herbst des Jahres 1653
Aug. 1653. nahmen die königlichen Truppen Besitz von Bordeaux, während Condés Gemahlin sich nach Spanien flüchtete, die Herzogin von Longueville eine andre Zufluchtsstätte suchte.

Condé bei den Spaniern. Fortgang des Kriegs.

Länger und energischer war der Widerstand, den der Prinz selbst im Norden leistete; allein wie sehr er immer seinen Kriegsmut und sein militärisches Talent entfalten mochte, er konnte nicht verhindern, daß die schwer bedrängte Stadt Arras durch den Heldenmut der Garnison dem französischen Reich erhalten blieb und daß Stenay dem König übergeben ward, der kurz zuvor in Reims
7. Juni 1654. seine prachtvolle Krönung gefeiert hatte. Die Uneinigkeit zwischen dem Erzherzog Leopold Wilhelm und dem Prinzen hinderte den Fortgang der Waffen. Der spanische Oberstatthalter wollte den französischen Flüchtling, der in Paris wegen Felonie seines Ranges, seiner Güter und Würden verlustig erklärt worden war, nicht als Oberbefehlshaber des Gesamtheeres anerkennen. Bald sah sich der Erzherzog zum Rückzug genötigt. In seinem Quartier nahm einige Zeit nachher der sechzehnjährige Ludwig XIV. sein Nachtlager, „von einem Vorgefühl kriegerischer Größe angehaucht". Auch als der Graf Harcourt aus dem Haus Lothringen, der dem Hof lange wichtige Dienste im Feld geleistet, dann aber aus gekränktem Ehrgeiz sich von Mazarin abgewendet hatte, den Versuch machte, mit spanischer und kaiserlicher Hilfe den Elsaß an sich zu bringen und als Reichsfürst darin die Anerkennung zu erlangen, scheiterte er an der Treue der französischen Besatzungstruppen von Philippsburg, die dem König mehr Ergebenheit zeigten als dem General. Harcourt mußte froh sein, von Mazarin leidliche Bedingungen als Preis seiner Unterwerfung zu erlangen.

Sieg des Royalismus.

Bei solcher Hingebung des Heeres und der Nation an das neugefestigte Königtum war es dem Hof besonders widerwärtig, daß das Parlament immer noch bei manchen Gelegenheiten seinen störrischen Sinn kund gab. Es nahm sich der städtischen Rentner an, als die Regierung ihnen ein Quartal der Bezüge zurückhalten wollte; es bestritt nachträglich die Gültigkeit eines Stempelsteueredikts, dessen Eintragung Mazarin durch ein Lit de justice erzwungen hatte; es widersetzte sich wie unter der Regentschaft allen finanziellen Übergriffen. Da
13. April 1655. soll nun Ludwig XIV., von Vincennes zurückkehrend in Reisekleid und Stiefeln, einen grauen Hut auf dem Kopf und die Reitgerte in der Hand, in dem

Sitzungssaal erschienen und die Vollziehung des Edikts ohne weitere Diskussionen befohlen haben. Hat er nun auch das oft berühmt gewordene Wort, wie jetzt feststeht, nicht gesprochen, so wurde doch die Opposition des Parlaments durch seine bloße Erklärung dagegen gebrochen, der Sieg der absoluten Monarchie war entschieden, und Ludwig XIV. konnte in der That den Grundsatz zur Geltung bringen: „Der Staat bin ich" (l'état c'est moi). „Im Gegensatz mit den Verkündigungen der Fronde kam nunmehr die Doktrin von dem leidenden Gehorsam auf, nach welcher es dem Volk, auch wenn es von seinem Fürsten Unrecht leidet, darum doch nicht frei steht, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, weil dies noch viel größere Übelstände hervorbringen würde; einen Fürsten dürfe man nicht nach den Regeln des Privatlebens richten; man werde einen Strom nicht trocken legen wollen, weil er sich zuweilen über seine Ufer ergieße."

Der Kardinal von Retz.

Gegen den Kardinal von Retz trug Mazarin fortwährend Groll im Herzen. Als nach dem Tod des Oheims das Kapital den Gefangenen als dessen rechtmäßigen Nachfolger anerkannte, ließ er ihn von Vincennes nach Nantes verbringen und bewirkte, das die erzbischöflichen Rechte von Vikaren versehen wurden. Retz entkam durch glückliche Flucht nach Italien und legte Einsprache gegen das ungesetzliche Verfahren ein. Er richtete jedoch wenig aus: trotz aller Verwendungen von seiten des Klerus wurde er von Amt und Vaterland fern gehalten und mußte endlich gegen anderweitige Entschädigung seinen Ansprüchen auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris entsagen. Erst im Jahr 1662 durfte er nach Frankreich zurückkehren. Er starb 1679.

Mazarins auswärtige Politik.

Nicht minder erfolgreich und durchgreifend war Mazarins auswärtige Politik. Wurde auch ein Angriff Turennes und Lafertés auf die Festung Valenciennes durch die vereinten Anstrengungen des Prinzen Condé und des neuen Gouverneurs Don Juan, eines natürlichen Sohnes Philipps IV., mit glänzendem Erfolg zurückgeschlagen, so gewann dagegen der französische Minister solchen Ein- Juli 1656.
fluß bei den deutschen Fürsten, daß er bei dem Tod Ferdinands III. auf den Ge- 2. April 1657.
danken kommen konnte, ob es nicht möglich wäre, die Kaiserkrone dem Könjg Ludwig XIV. zuzuwenden; und wenn er auch den Plan als unausführbar bald aufgab, setzte er es doch durch, daß die geistlichen Kurfürsten, der Pfalzgraf und mehrere andre deutsche Fürsten mit Frankreich und Schweden eine „rheinische Allianz" schlossen zur Erhaltung aller in Münster festgesetzten Bestimmungen, und daß dem neuen Kaiser Leopold in der Wahlkapitulation die Bedingung ge- 18. Juli 1658.
stellt ward, er dürfe keinem Feind Frankreichs Vorschub geben und insonderheit den Spaniern in Flandern keine Kriegshilfe leisten. Einen noch größern Erfolg errang die Politik des französischen Ministers durch einen Kriegsbund mit Eng- März 1657.
land. Freilich vermochte er die Freundschaft Cromwells nur durch schwere Zugeständnisse zu erlangen: er mußte die Stuarts, die Verwandten der Bourbons und ihre Begleiter aus dem Reich weisen, mußte dem Protektor versprechen, daß die den französischen Reformierten gewährten Friedensbedingungen gehalten

würden, und mußte einwilligen, daß die Seestadt Dünkirchen, wenn sie mit vereinten Kräften den Spaniern entrissen sein würde, der englischen Republik unterworfen werden sollte. Dafür hatte er den Triumph, daß durch die geschickte Kriegführung Turennes und die Tapferkeit des englischen Hilfsheeres nicht nur Juni 1658. Dünkirchen für England, sondern auch Gräbelingen, Oudenarde, Ypern und eine Reihe andrer Orte für Frankreich erobert wurden. Nun wünschte Spanien Frieden zu schließen, und Mazarin teilte den Wunsch. Er wußte, wie sehr die Klerikalen in Frankreich ihm zürnten, daß er die katholische Stadt Dünkirchen an den protestantischen Protektor abgetreten; wie schwer der französische Adel es ertrug, daß der Prinz von Condé, der auch im feindlichen Heerlager die alte Tapferkeit und Kriegskunst so glänzend bewährte, durch den fremden Emporkömmling von der Heimat und den Freunden fern gehalten ward. Noch hatte der bourbonische Prinz viele mächtige Anhänger; ein Erfolg im Feld konnte sie leicht wieder unter die Waffen führen, den schlummernden Geist der Fronde aufs neue wecken. Und wie dann, wenn es der englische Protektor vorteilhafter finden sollte, die Bundesgenossenschaft, von der die Entscheidung des Kriegs wesentlich abhing, zu wechseln! Hätte man sich in Madrid entschließen können, in Beziehung auf religiöse Toleranz in der spanischen Monarchie und auf freien Handel mit den Staaten der Neuen Welt der englischen Republik Zugeständnisse zu machen, so würde Cromwell kein Bedenken getragen haben, eine andre nationale Politik zu ergreifen. Denn es lag nicht im Interesse Englands, den aufstrebenden Nachbarstaat „mit den Spolien von Spanien zu verstärken". Nur der Weigerung des Madrider Kabinetts, in diesen beiden Hauptfragen von der Tradition abzuweichen, war es zuzuschreiben, daß das englisch-französische Bündnis fortbestand. Der spanische Gesandte soll erklärt haben, „das heiße soviel, als die beiden Augen seines Königs fordern".

Der Pyrenäische Friede. Unter solchen Umständen glaubte Mazarin im Interesse des Staats zu handeln, wenn er mit Spanien einen Frieden herbeiführe. Der Tod Cromwells am 3. September 1658 erleichterte sein Vorhaben. Nun konnte er ohne Rücksicht auf einen mächtigen Verbündeten mit dem Madrider Hof direkte Verhandlungen anknüpfen. Sein Hauptziel war, dem französischen Reich nach außen eine Grenzerweiterung, nach innen Ruhe und Ordnung, der herrschenden Dynastie eine gesicherte und hoffnungsreiche Zukunft zu verschaffen. Schon längst trug er sich mit dem Gedanken, durch eine Vermählung des jungen Königs mit der Infantin Maria Theresia, der Tochter Philipps IV. eine nähere Verbindung zwischen den Nachbarreichen zu begründen, den Frieden der beiden Nationen durch dynastische Allianzen zu befestigen. Es gereicht ihm zum Ruhm, daß er dabei den Vorteil Frankreichs seinen persönlichen Interessen vorzog. Der junge König nämlich hatte sein Herz der Nichte Mazarins, Maria Mancini, zugewendet; er wechselte feurige Liebesbriefe mit ihr und sie hielt es nicht für unmöglich, des Königs Ehegemahl zu werden, wie sehr auch Anna von Österreich dagegen arbeitete. Aber der Mi-

nister bekämpfte die Neigung. Er entfernte die junge Dame nach Larochelle und indem er dem Monarchen zu Gemüte führte, Gott habe die Könige eingesetzt um für die Wohlfahrt, die Sicherheit und die Ruhe der Unterthanen zu leben, bewirkte er durch seine Ermahnungen und Vorstellungen, daß der königliche Jüngling seine Neigung dem Staatswohl zum Opfer brachte. Nachdem diese Hauptschwierigkeit überwunden war, kam der Friede, den beide Völker mit Sehnsucht verlangten, bald zu Stande. Er wurde auf einer kleinen Insel des Flüßchens Bidassoa, von der nicht ausgemacht war, zu welchem von beiden Reichen sie gehöre, unter großem Gepränge und einer merkwürdigen Entfaltung von Pracht und Etikette zwischen dem Kardinal und dem spanischen Minister Don Luis de Haro abgeschlossen. Durch diesen „Pyrenäischen Frieden" erhielt 7. Nov. 1659.
Frankreich im Norden Artois mit der wichtigen Stadt Arras, mehrere Plätze in Flandern und Luxemburg, besonders Thionville und Avesne, und in Lothringen, welches dem unruhigen Herzog Karl IV. zurückgegeben ward, Stadt und Schloß Stenay und mehrere andre Plätze. Auch sollten die Festungswerke von Nancy geschleift und nie wieder aufgebaut werden; im Süden blieb Frankreich im Besitz von Roussillon mit Cerdagne und Conflans und dem ganzen Landstrich bis auf die Höhe der Pyrenäen; im Südosten von der vielumstrittenen Alpenfestung Pignerol, dem Schlüssel zu Italien. Dafür versprach Mazarin, den Portugiesen keinen Beistand mehr zu leisten und dem Prinzen von Condé seinen Rang, seine Würden im Staat und am Hof und das Gouvernement Burgund zurückzugeben. Lange sträubte sich der Kardinal in den Ehekontrakt die Verzichtleistung der Infantin auf die Erbfolge in allen zur spanischen Monarchie gehörigen Ländern aufzunehmen; aber in Madrid war ohne diese Bedingung die Vermählung und der Friede nicht zu erzielen. Doch wußten die Franzosen in den Vertrag eine Klausel einzubringen, welche für künftige Ansprüche eine Thür offen hielt: die Gültigkeit der Verzichtleistung nämlich wurde an die pünktliche Auszahlung der bedungenen Mitgift von 500,000 Goldthalern in drei Terminen geknüpft. Und wenn der Habsburger Mannesstamm in Spanien erlöschen sollte, konnten dann nicht unter veränderten Verhältnissen Rechte der Blutsverwandtschaft erhoben und bei der Nation geltend gemacht werden? So trug die Vermählung Ludwigs XIV. mit der Infantin Maria Theresia, die nach einer mit der ganzen Etikette jener Zeit abgehaltenen Zusammenkunft der beiden Höfe in St.-Jean de 9. Juni 1660.
Luz gefeiert wurde, den Samen neuer Weltkämpfe im Schoß.

Der Pyrenäische Friede war Mazarins letztes Werk, der Abschluß seiner Mazarins Ausgang 1661.
erfolgreichen politischen Thätigkeit. Seine ehemaligen Gegner beugten sich vor ihm. Condé, der ihm zehn Jahre lang widerstanden hatte, suchte durch seine Vermittelung und Fürsprache die Gunst des Königs zu erlangen; Beaufort trug als Preis seiner Huldigung die Würde eines Admirals davon; und wie Condés Bruder, der Prinz von Conti, sich mit einer Nichte des Kardinals vermählt hatte, so warb der jüngere Sohn der Vendomes, Herzog von Mercoeur um die Hand

einer andern Schwestertochter; eine dritte, Olympia Mancini, schloß eine Ehe mit dem Prinzen von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons, und wurde die Mutter tapferer Söhne, unter denen der jüngste, Prinz Eugen, den größten Ruhm erzielte. Lange bei dem König in hoher Gunst, viel sie später in Ungnade und nahm ihren Aufenthalt in Brüssel. Olympias Schwester, die schöne Hortensia, nach deren Hand einst Karl II. von England zur Zeit seiner Verbannung gestrebt, um sich dadurch den Beistand des Ministerpräsidenten zur Wiedererlangung seines väterlichen Throns zu verschaffen, war die Gemahlin des Marquis La Meillerage geworden, auf den der Name und das Wappen des Oheims überging. So wurden die Töchter der beiden an geringe italienische Edelleute verheirateten Schwestern Mazarins von den ersten Adelshäuptern, ja von Angehörigen des königlichen Hauses in die Ehe begehrt und mit den Reichtümern Frankreichs ausgestattet, und sein Einfluß war mächtig genug, diesen Verwandten die höchsten und einträglichsten Staatsämter zuzuwenden. Conti erhielt die Würde eines Gouverneurs in Languedoc, Mercoeur in der Provence, Soissons in der Champagne; La Meillerage war zum Nachfolger seines Vaters, des Marschalls, in der Bretagne und in der Großmeisterschaft der Artillerie bestimmt. Seinen Neffen, den Marquis Mancini, setzte der Kardinal zum Erben des Herzogtums Nevers ein. Wie in der Politik, so hatte Mazarin auch in dem Streben nach hohen Familienverbindungen und im Sammeln von Reichtümern und von Schätzen der Kunst und Wissenschaft sich seinen Vorgänger Richelieu zum Vorbild genommen und ihn noch überboten. Und wie dieser genoß auch er des größten Ansehens nach außen und im Innern; sein Auftreten in den Staatsgeschäften wie im Privatleben glich dem eines fürstlichen Herrschers. „Noch in seinen letzten Jahren erschien er als ein stattlicher Mann von braunem, lockigem Haupthaar, breiter und hoher Stirn, sorgfältig in seinem Äußern, von jener Milde des Ausdrucks, die man an gebildeten Italienern bemerkt, gewinnend und durch eigne Ruhe die andern beruhigend.“ Wie selten ein Sterblicher war Mazarin vom Glück begünstigt; er hat über alle seine Widersacher triumphiert, ohne daß er, wie sein Vorgänger zu blutigen Maßregeln hätte schreiten müssen. In den aufgeregtesten bürgerlichen Unruhen wurde kein Schafott aufgerichtet. Alles war ihm zum Glück ausgeschlagen. „Auch darin, daß Mazarin in vollem Genuß von Würde, Macht, Reichtum und Ansehen hinging, sahen die Menschen eine Fortsetzung desselben Glücks, das ihn von Anfang an begleitet hatte.“ Denn sein Tod trat in dem Augenblick ein, als Ludwig seiner überdrüssig zu werden anfing und sich sehnte, die Zügel der Herrschaft in die eigne starke Hand zu nehmen. Mazarin selbst scheint eine Ahnung davon gehabt zu haben; als der Sohn des Ministers Brienne den Kranken einst mit den Worten trösten wollte, daß niemand in Frankreich seinen Tod wünsche, erhielt er zur Antwort: Einer wünscht ihn. Im sechzigsten Jahr seines Lebens starb Mazarin mit Hinterlassung eines unermeßlichen Vermögens, wertvoller Bücher und Kunstwerke, an denen er wie Richelieu Ge-

9. März 1661.

fallen hatte, und herrlicher Paläste und Gärten. Seine Bibliothek vermachte er dem von ihm gegründeten und reich dotierten „Kollegium der vier Nationen", wo junge Edelleute aus den in den beiden Friedensschlüssen abgetretenen Landschaften erzogen und zu Franzosen gebildet werden sollten.

B. Das britische Reich unter den ersten Stuarts und als Republik.

Litteratur. Außer den schon mehrfach angeführten Werken über die Gesamtgeschichte Englands von Rapin de Thoyras, Hume, Lingard, Mackintosh, Hallam, Ranke, den Sammelwerken von Strype, Wilkins, Rymer u. a. (X, 574. XI, 489) kommen für die Stuartsche Zeit der ersten Periode besonders in Betracht: 1. Die älteren Werke: The annals of King. James I. and Charles I. (1612—1642) Lond. 1681 fol.; A. Wilsons, History of Great-Br. being the life and reign of King. James I. Lond. 1653 fol.; The history of the Rebellion and civil wars in England (from 1641 to 1660) by Edw. Hyde Earl of Clarendon. Oxf. 1702—1704. 3 voll. fol. (vgl. darüber Ranke in den Analekten zur Englischen Geschichte Bd. 7) und damit zusammenhängend: Ed. Clarendon Staate-Papers. voll. 1—3. Oxf. 1767—1786. fol.; Whitelock, Memorials of the English affairs from the beginning of the reign of Charles I. to Charles II. his restoration. Lond. 1732 fol.; Rushworth, Historical collections, beginnig from 1618 to 1644. Lond. 1680—1692. 6 voll. in fol.; J. Thurloe, A collection of state-papers (1638—1660) Lond. 1742. 7 voll. fol.; Memoirs of Lieut. Gen. Ludlow. Vevay 1699; M. Noble's memoirs of the Protect. of Cromwell. Birmingh. 1784. 2 voll. — 2. Die neueren: Guizot, Collection des mémoires relatifs à l'histoire d'Angleterre Par. 1823 ff. 26 voll. und die Darstellungen desselben Histoire de la revolution d'Angleterre Par. 1824. 1828. 2 voll.; Études biographiques sur la révolution d'Angleterre, 1851; Hist. de la républ. d'Angl. et de Cromwell (1649—1658) Brux. 1854. 2 voll.; Monk, Chute de la républ. et rétablissement de la monarchie en Angl. Brux. 1851; Hist. du protect. de Rich. Cromw. 1856; H. Cary, Memorials of the great civil war in Engld. from 1646—1652. Lond. 1842. 2. voll.; Letters and journals of Rob. Baillie (1637—1662) ed. Dav. Laing. Edinb. 1841. 1842. 3 voll. 4⁰.; Robert Vaughan, The protectorate of Oliver Cromwell and the state of Europe during the early part of reign of Louis XIV. London 1839. 2 vol. (Brief- und Aktensammlung zur Geschichte der Verbindung Cromwells mit den Waldensern und evangelischen Eidgenossen); Thom. Carlyle, Oliver Cromwell. Letters and speeches with elucidations; 2. edit. Lond. 1845. 3 voll.; The Fairfax Correspondence; memoirs of the reign of Charles I. Lond. 1848. 2 voll. 8⁰.; Rob. Bell, Memorials of the civil war, comprising the corresp. of the Fairfax family. Lond. 1849. 2 voll.; Clemens Markham, A life of the great Lord Fairfax. London 1870; El. Warburton, Mem. of prince Rupert and the Cavaliers. Lond. 1849. 3 voll.; Memoirs of the life of Colonel Hutchinson, 5. edit. London 1846; John Forster, Historical and biographical essays. 1858. voll. und Statesmen of the Commonwealth of England, New York 1846; John Eliot. 2. ed. 1872. 2 voll.; John Langton Sanford. Studies and Illustrations of the great rebellion Lond. 1858. — Ferner: Cobbet, Parliamentary history Lond. 1803—1811. 20 voll.; Brody, Hist.

of the Brit. empire (1625—1660) 1822. 4 voll.; W. Godwin, Hist. of the commonwealth of E. 1824—1828. 4 voll. (beide Anhänger der Revolution); Spalding, The history of the troubles and memorable transactions in Scotland and England from 1624—1645. Edinb. 1828. 1829. 2 voll. 4⁰.; Sirmonds d'Ewes, Autobiogr. and corresp. during the reigns of James I. and Charles I. ed. Halliwell. Lond. 1845. 2 voll.— Grundlegend und unparteiisch sind folgende Werke von Samuel Rawson Gardiner: History of England from the accession of James I. to the disgrave of chief-justice Cook, 1863. 2 voll.; Prince Charles and the Spanish marriage, 1869. 2 voll.; A history of England under the duke of Buckingham and Charles I. Lond. 1875. 2 voll.; The personal government of Charles I. 1628—1637. 1877. 2 voll. Zusammenfassend derselbe: The first two Stuarts and the puritan revolution in der Sammlung Epochs of modern history. London 1876. — Von Gardiner, Bruce u. a. auch wertvolle Aktensammlungen in den Bänden der Camden-Society (z. B. von G. die Hamilton Papers 1638—1650, publ. 1880, von B. die Briefe Karls I. an seine Gemahlin Marie Henriette, 1856). — Überholt sind die Biographien Cromwells von Villemain (Paris 1819. 2 voll. Deutsch von Berly. Leipzig 1830), von Merle d'Aubigné (»Le Protecteur«, Paris und Genf 1849), von Moritz Carriere (Hist. Tasch. Leipzig 1851); Dahlmanns Gesch. der engl. Revolution. 5. Aufl. Leipzig 1853, seiner Zeit durch Stil und Tendenz von größter politischer Wirkung, hat heute auch nur noch historiographisches Interesse. Eine Zusammenfassung der neuen Forschungen giebt A. Stern in der Geschichte der Revolution in England (in Onckens Allgem. Gesch. in Einzeldarstellungen. Berlin 1881). — Über die kirchengeschichtliche Litteratur findet man die vollständigen Nachweisungen in der Einleitung zu dem Buch von Herm. Weingarten: Die Revolutionskirchen Englands. Leipzig 1868 (dazu noch die Abhandlung vom Jahre 1861: Independentismus und Quäkertum) und für die ältere Periode in dem Aufsatze: „Englische Historiographie über Reformation und Kirche" in G. Weber: Zur Gesch. des Reformations-Zeitalt. Leipzig 1874; neuerdings J. Waddington, Congregational history 1567—1700. Lond. 1874; Robert Barclay, The inner life of the religions societys of the commonwealth. London 1877; von Th. B. Macaulays hist. of England Lond. 1849 ff. 3. Edit. 5 voll. (auch in deutscher Übersetzung v. W. Beseler, Steger u. a.) behandelt nur das erste einleitende Kapitel die Periode bis 1660. Von monographischen Abhandlungen wurden benutzt: die „Essays" von demselben Macaulay (Hamden, Bunyan, Bacon, Milton u. a.); R. Pauli, Aufsätze zur engl. Geschichte. Leipzig 1869 („Kavaliere und Rundköpfe", „Oliver Cromwell"); A. Stern, Briefe engl. Flüchtl. in der Schweiz. Gött. 1874. — Bei der englischen Litteratur- und Kulturgeschichte dieser Periode wurden außer den schon IX. 291 f. angeführten Schriften zu Grunde gelegt: über Bacon und Hobbes: Kuno Fischer, Franz Bacon von Verulam. Die Realphil. und ihr Zeitalter. Leipzig 1874. 2. Aufl. Über Milton: die Prosaschriften, herausgegeben von J. A. St. John. Lond. 1848. 3 voll. (nach ihrer hist.-polit. Bedeutung beurteilt in dem erwähnten Buch von G. Weber: Zur Gesch. des Ref.-Zeitalt. „John Milton und die engl. Revolutionszeit 2c.); Poetical works of J. Milton Lond. 1838. Das Verl. Parad. D. von Eitner. Hildburgh. 1867.; Wiese, Milt. Verl. Parad. Berl. 1863. Das Fundamentalwerk über Milton ist David Masson, The life of John Milton, 1859—1880. 7 voll. Selbständig und wertvoll A. Stern, John Milton u. seine Zeit. Vgl. ferner die Artikel über M. von Treitschke in „Hist. und polit. Aufsätze". 4. Aufl. Leipzig. 1871 und von R. Pauli, in den erwähnten Aufsätzen. S. Butlers Hudibras in der Sammlung Engl. Poeten von Johnson; auch mehrfach ins Deutsche übersetzt von Soltau, Gruber, Eiselein u. a.

I. Die Regierung König Jakobs I.

1. Nationale und kirchliche Opposition. Die Pulververschwörung.

Maria Stuart hatte sich ihr ganzes Leben hindurch angestrengt, ihr Erbrecht auf den englischen Thron zur Anerkennung und Geltung zu bringen; als sie im Schloß Fotheringay den Todesstreich empfing, war es mehr als je unsicher, wer der kinderlosen Königin Elisabeth in dem Herrscheramt folgen würde. Wir wissen aus früheren Blättern, wie viele Mühe sich Marias Sohn Jakob gegeben hat, die englische Monarchin zu bewegen, das große Staatsgeheimnis zu enthüllen und die Ungewißheit, in welcher er selbst und die gesamte britische Nation schwebte, zu zerstreuen. Umsonst. Elisabeth beharrte bei ihrem Schweigen; es regten sich sogar Zweifel, ob sie wirklich den um ihr Sterbelager versammelten Räten den schottischen König in bestimmten klaren Worten als ihren Nachfolger bezeichnet habe. Man wußte nur, daß sie in vertrauten Kreisen sich mehrfach in diesem Sinne ausgesprochen. Dennoch ging die Thronbesteigung des Stuart ohne Widerstand und Störung vor sich. Die einflußreichsten Mitglieder des geheimen Rats, in erster Linie Robert Cecil, die Häupter des Adels, die katholische Partei, das anglikanische Volk, alle bezeugten ihre Freude und Zufriedenheit, als am Todestag Elisabeths die Herolde Jakob Stuart, König von Schottland, als König von England und Irland ausriefen. Auch Arabella Stuart, Darnleys Bruderstochter, die unter Elisabeths Regierung so oft als künftige Thronfolgerin genannt worden war, erhob keine Ansprüche, und niemand machte einen Versuch, sie als Kronprätendentin dem Vetter entgegenzustellen. So ging das große Ereignis, das fast ein halbes Jahrhundert die Gemüter in tiefster Erregung gehalten hatte, ruhig und ohne alle Gewaltsamkeit vorüber. Versöhnt nahm Jakob von dem in der Kirche versammelten Volk von Edinburg Abschied, um von der neuen Herrschaft Besitz zu ergreifen; mit freudigen Kundgebungen wurde er bei seinem Einzug in England, in dem reichen Lande Gosen, wie er es nannte, allenthalben empfangen. Schon in Berwick soll er den Gedanken ausgesprochen haben, fortan als König von Großbritannien und Irland über das ganze Inselreich zu herrschen. Eine neue Ära des Friedens sollte mit seiner Thronbesteigung anbrechen. Er fügte dem geheimen Rat einige schottische Mitglieder bei und suchte bei allen Parteien das Vertrauen zu erwecken, daß er alle mit gleicher Gerechtigkeit behandeln werde. Er war erfüllt von dem Gedanken, die verschiedenen Völkerstämme der beiden Königreiche zu einem einzigen großen Ganzen mit politischer und religiöser Uniformität zu vereinigen.

Jakobs Regierungsantritt.

24. März 1603.

Aber zur Verwirklichung einer solchen Idee hätte es eines ganz andern Mannes bedurft, als der erste Stuart war. Nicht nur daß die verschiedenen Völkerschaften, welche im Lauf der Jahre äußerlich zu der britischen Nation verbunden worden, weit entfernt waren, auch innerlich sich als Brüder und Genossen

König Jakob I. 1603.–1625. Charakter und Eigenschaften.

desselben Volks zu fühlen, daß die keltischen, angelsächsischen, normännischen Elemente immer noch ein lebendiges Stammesgefühl in sich trugen: viel zu tief waren die religiösen Gegensätze gewurzelt und gefestigt, als daß sie sich den einförmigen Unifizierungsversuchen widerstandslos hätten beugen sollen. Und am wenigsten besaß Jakob I. die Eigenschaften, ein solches Werk der nationalen und religiösen Uniformität zu begründen. Wir haben den Sohn der Maria Stuart, der von der Anmut und Genialität seiner Mutter keine Spur in sich trug, in den frühern Blättern hinreichend kennen gelernt (XI, 538 ff.). Er war von der Natur körperlich und geistig verkürzt worden. Mit häßlicher Gestalt, ungraziösem Wesen und Vernachlässigung aller feinern Umgangsformen verband er einen beschränkten Verstand, einen unbegrenzten Hochmut und eine verschrobene Bildung. Über Theorien sinnend war er in den Staats- und Verwaltungsgeschäften weder gewandt noch erfahren und oft ohne Teilnahme und Interesse dafür. Für die altenglische Verfassung hatte er wenig Achtung und Verständnis. Aufgewachsen unter dem Gezänk der presbyterianischen Prediger seiner schottischen Heimat war er besonders mit theologischer Gelehrsamkeit ausgerüstet und befaßte sich gern mit kirchlichen Streitfragen. Bei Disputationen stand er in biblischen Beweisführungen keinem Geistlichen nach. Die weitschichtigen Werke des Jesuiten Bellarmin hat er mehr als einmal durchgearbeitet und die Kirchenväter und Konzilsakten gründlich studiert. Aber sein Geist hatte eine einseitige pedantische Richtung genommen; während er in Rede und Schrift mit seiner Schulgelehrsamkeit prunkte, war er als Staatsmann und Herrscher in kurzsichtiger Verblendung und in Vorurteilen befangen. Von der Königsmacht hegte er die übertriebensten Vorstellungen; er war fest überzeugt, daß sie unmittelbar von Gott herrühre und unumschränkt sei, und suchte die Beweise dafür im Alten Testament. Noch ehe er den Thron von England bestieg, hatte er eine Schrift „das wahre Gesetz freier Monarchien" in diesem Sinne verfaßt. Das Erbkönigtum galt ihm als göttliche Anordnung; unbedingter Gehorsam der Unterthanen als heiligste Pflicht. Darum war ihm die presbyterianische Kirche Schottlands, in der er erzogen worden, in der Seele verhaßt. Er meinte, die presbyterianische Kirchenform vertrage sich mit einer Monarchie sowenig als Gott mit dem Teufel. Auch dem Katholizismus, der Religion, für die Maria Stuart gekämpft und geblutet hatte, war der Sohn nicht gewogen. Um so mehr war die englische Episkopalkirche, wonach der König als Quelle aller geistlichen Macht und Autorität erschien, nach seinem Sinne, und die anglikanischen Bischöfe trugen durch ihre Schmeichelei und Devotion nicht wenig bei, den eiteln Monarchen in dieser Auffassung zu bestärken. Sie priesen ihn als „zweiten Salomo" und verehrten seine Worte als höhere Aussprüche.

Die Kirchenversammlung in Hamptoncourt Dez. 1604.

Schon auf der Kirchenversammlung zu Hamptoncourt, die er im ersten Jahr nach seiner Thronbesteigung einberief und zu welcher auch einige Häupter der puritanischen Richtung beigezogen wurden, erklärte Jakob, daß er die kirchliche Uniformität, wie sie

unter seiner Vorgängerin gesetzlich begründet worden, festhalten werde. Wie der Moderator einer schottischen Synode leitete er den Gang der Verhandlungen und führte den Vorsitz. Nie werde er zugeben, versicherte er, daß in dem Glaubensbekenntnis, in den Formen des Gottesdienstes oder der Kirchenverfassung eine Änderung vorgenommen werde. Gegen die Puritaner äußerte er, nimmermehr werde er eine presbyterianische Kirchenordnung gestatten, nach welcher Jack und Tom und Will und Dick in den Sitzungen den König und den geheimen Rat und all ihr Thun einem Rügegericht zu unterziehen wagten. Schon bei dieser Gelegenheit sprach Jakob den Grundsatz aus „kein Bischof, kein König". Bald darauf wurde das Commonprayerbook mit einigen unwesentlichen Veränderungen neu herausgegeben und als allgemeine gottesdienstliche Ordnung aufgestellt, und den kirchlichen Gesetzen, wie sie aus den Beratungen der Konvokation hervorgegangen waren, für das ganze Reich unbedingte Geltung zugesprochen. In denselben war der königliche Supremat über die Kirche in den schärfsten Ausdrücken hervorgehoben. Damit war die Losung zum religiösen Kampf gegeben. Jakob begann damit, daß er in England die puritanischen Geistlichen zur Ableistung des Suprematseides auffordern ließ; wer sich weigerte, wurde seiner Stelle entsetzt. In Schottland wurde die bereits begonnene Errichtung des Episkopats (XI, 566) weiter geführt, indem der König dreizehn Predigern den Bischofstitel beilegte, sie zu Vorsitzern der Synoden und Presbyterien machte und ihnen durch englische Bischöfe die Weihe erteilen ließ. Vergebens widersetzte sich die schottische Geistlichkeit, insbesondere der charakterfeste Andreas Melville, dieser Neuerung aus allen Kräften. Jakob nötigte die einflußreichsten Häupter der Opposition zur Flucht ins Ausland, von wo sie in heftigen, tiefwirkenden Flugschriften den Kampf fortsetzten. Bald erhielten die Bischöfe auch höheren Gehalt; und als Jakob mit der Zeit es durchsetzte, daß das schottische Parlament denselben geistliche Gerichtsbarkeit zuteilte und das Gesetz aufstellte, daß die Prediger dem König den Suprematseid zu leisten und den Bischöfen Gehorsam zu schwören hätten, da schien in Schottland das Episkopalsystem für immer die populär-puritanische Kirche des strengen Knox überwunden zu haben. John Spottiswood, der Kirchenhistoriker, ein sanfter ruhiger Mann, aber überzeugt von den Vorzügen des Episkopalsystems, erhielt den erzbischöflichen Stuhl von St. Andrews.

Hochkirchliche Tendenzen.

Der Eifer des Königs für die kirchliche Uniformität ward bald genug auf harte Proben gestellt. Wie entgegenkommend immer das erste Parlament, das Jakob im März 1604 um sich versammelte, sich dem neuen Regiment zeigte, indem es sofort das Successionsrecht des schottischen Königs anerkannte und ihm das „Tonnen- und Pfundgeld" d. h. die Einnahme der Zölle wie seinen Vorfahren auf Lebenszeit bewilligte, so konnte man doch einige Vorzeichen künftiger Stürme gewahren. Indem Jakob seine Beredsamkeit anstrengte, das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das ihrige. Die puritanische Sache hatte manche offene oder geheime Vertreter, die sich mehr und mehr geltend machten; und bei einigen Fragen konnte man die Absicht gewahren, der gesetzgebenden Macht die Rechte zurückzuerobern, welche unter den Plantagenets bestanden und von den Tudors vielfach verletzt und geschwächt worden. Bei der Prüfung der Wahlen stellte das Unterhaus den Grundsatz auf, daß die Regierung nicht berechtigt sei, einen Abgeordneten, dessen Wahl beanstandet werde, zurückzuweisen, sondern daß der Versammlung selbst das Urteil über die Gültigkeit zustehe. Auch der neue Titel „König von Großbritannien und Irland" fand

Das erste Parlament. März 1604.

keine Zustimmung. Die Proklamation, welche die Nation damit bekannt machen sollte, mußte zurückgehalten werden. Dem dynastischen Plan des Königs, die Bevölkerung beider Länder als eine einzige gleichberechtigte Nation unter seinem Zepter zu vereinigen, stellte das Parlament den Satz entgegen, „daß die beiden Kronen getrennte Souveränitäten und die Gesetzgebungen beider Länder unvereinbar seien". Selbst die gewichtige Autorität des Lordkanzlers Bacon vermochte das Haus nicht umzustimmen. Auch die Gerichte sprachen sich für diese Auffassung aus.

Äußere Politik. Noch weniger erfreute sich die äußere Politik des neuen Königs der allgemeinen Zustimmung. Wenn Jakob eine Regierung des Friedens in Aussicht stellte und damit zu erkennen gab, daß er andre Wege zu wandeln gesonnen sei, als Elisabeth, so war dies keineswegs im Sinn der englischen Nation. Denn wie schwer auch die Herrscherhand der jungfräulichen Königin hier und da auf dem Volk lasten mochte, ihre Regierung galt doch als ein Zeitalter des Ruhmes, der Ehre, des nationalen Aufschwungs. Es erregte also keine angenehmen Gefühle, daß König Jakob nichts Eiligeres zu thun wußte, als mit Spanien, das man solange als den heftigsten Feind Englands gehaßt und bekämpft hatte, Frieden zu schließen. Damit war ein Aufgeben der vereinigten Niederländer verbunden, mit denen Elisabeth in Bündnis und Freundschaft gestanden, die aber Jakob als Rebellen gegen ihren legitimen Oberherrn betrachtete; der überseeische Handel, der gerade im Kampf mit jener Macht in die Höhe gekommen, wurde in seiner Kraft gelähmt; die einträgliche Freibeuterei, welche kühne Seemänner und Piraten auf eigne Hand in den transatlantischen Gewässern trieben, mußte aufhören; mit Heinrich IV. von Frankreich, der seinen ersten Minister, Bethune, Herzog von Sully, zur Begrüßung des neuen Königs über den Kanal sandte, konnte kein aufrichtiges Bündnis fortbestehen, da dieser hochstrebende Monarch auch nach dem Frieden von Vervins im schärfsten Gegensatz zu Spanien stand und die Bekämpfung der Habsburger Präponderanz als seine wichtigste Lebensaufgabe ansah. Zudem war es kein Geheimnis, daß unter den Quellen der Friedensliebe des Stuart auch seine Furchtsamkeit war. Es fehlte ihm aller Sinn für militärisches Verdienst; Männer von kühnem Unternehmungsgeist waren ihm unheimlich. Ein Fürst, den der Anblick eines bloßen Schwertes zittern machte, konnte einer ritterlichen Nation keine hohe Meinung von Mut und Mannhaftigkeit einflößen. Während auf dem Kontinent großartige Kämpfe im Entstehen waren, mußten die Engländer müßig zuschauen, wie die Holländer, ihre früheren Verbündeten, durch Waffenthaten und Schiffahrt zu einer Weltmacht emporstiegen und wie in Deutschland ihre Glaubensgenossen, ja sogar die Tochter des eignen Insellandes durch dasselbe spanisch-österreichische Haus, mit dem der König in Frieden leben wollte, niedergeworfen wurden. Dafür hatte denn freilich Jakob den Triumph, sein legitimes Thronrecht auch von der ersten katholischen Macht anerkannt zu sehen.

Es dauerte nicht lange, so gab sich die Mißstimmung in konspiratorischen Umtrieben kund, wie sie in den letzten Regierungsjahren der Königin Elisabeth die Gemüter so oft in Unruhe und Aufregung gesetzt hatten. Das rätselhafte Komplott, als dessen Urheber oder Teilnehmer der als Geschichtschreiber, Seefahrer und Staatsmann berühmte Sir Walter Raleigh bezeichnet ward, hatte wahrscheinlich einen ähnlichen Zweck wie einst das Unternehmen des Grafen Essex, nämlich den König zu nötigen, seine Räte, insbesondere Robert Cecil, zu entfernen und ein andres Regierungssystem in Anwendung zu bringen, vielleicht auch die Krone auf ein andres Haupt zu setzen. Arabella Stuart, schon unter Elisabeth der Gegenstand des Argwohns und so vieler ehrgeizigen Pläne und Bewerbungen, lebte noch unvermählt in London, vom Hofe zurückgesetzt. Man sagte Raleigh nach, er habe im geheimen für ihre Thronerhebung gewirkt. Mehrere Männer von Rang, Markham, Brook, die Lords Cobham und Grey, deren ehrsüchtige Erwartungen und Ansprüche nicht in Erfüllung gegangen waren, wurden als Rädelsführer genannt. Ihr Vorhaben ward verraten. Nach einem hastigen Gerichtsverfahren, wie die Geschichte Englands in jener Zeit der Gärung viele aufzuweisen hat, wurden die Angeklagten für schuldig erkannt und zum Tode verurteilt. Brook und mehrere andre starben von der Hand des Nachrichters; Grey und Walter Raleigh wurden auf dem Schafott durch den König begnadigt und in den Tower eingeschlossen, Markham in die Verbannung geschickt. Raleigh hatte seine Verteidigung so überzeugend geführt, daß man nicht an seine Schuld glaubte. Dennoch mußte er vierzehn Jahre im Gefängnis schmachten, bürgerlich tot, aber geistig voll Leben und Thätigkeit.

Konspiratorische Umtriebe. Sir Walter Raleigh.

Schon in dieses Komplott waren mehrere katholische Priester verflochten und mußten mit dem Leben büßen. Es war aber nur das Vorspiel zu dem großen Ereignis, das unter dem Namen der „Pulververschwörung“ in der englischen Geschichte bekannt ist. Wir wissen, daß Jakob als König von Schottland stets den Katholiken zugethan war, soweit es der Argwohn der presbyterianischen Geistlichen ihm gestattete. In noch höherem Grade teilte die Königin diese Richtung: sie hegte Sympathien für das Papsttum, stand mit dem Nunzius in Paris in Verbindung, vermied sogar, wo sie konnte, den protestantischen Gottesdienst. Es war daher natürlich, daß die Katholiken Englands von der neuen Regierung Freiheit des Gewissens und bürgerliche Rechtsgleichheit erwarteten. Auch wurde bereits erwähnt, daß Jakob, solange noch seine Thronfolge in England unsicher war, ihnen Versprechungen gemacht, Duldung oder doch Befreiung von den Strafgesetzen in Aussicht gestellt hatte. Sobald aber die Krone fest auf seinem Haupt saß, und er des katholischen Beistandes nicht mehr bedurfte, gedachte er nicht weiter dieser Zusagen. So blieben denn die Strafgesetze gegen alle Nonkonformisten und Rekusanten, wenngleich mit einigen Erleichterungen, in Wirksamkeit. Wie unter der Königin Elisabeth wurden auch jetzt von den katholischen „Nichtübereinstimmern“ Strafgelder erhoben, katholische Priester, die den Supre-

Die Pulververschwörung. 1605.

matseid weigerten, ins Gefängnis geworfen. Darüber gerieten die getäuschten Katholiken in Wut, und da sie weder von Spanien, seitdem diese Macht mit dem König Frieden geschlossen und ihn für eine Allianz zu gewinnen suchte, noch von dem Papst, welcher von den katholisierenden Tendenzen der Herrscherfamilie die Herstellung seiner Autorität erhoffte, irgend eine Hilfe zu erwarten hatten, so beschlossen sie auf gewaltsamem Wege einen Umsturz zu bewirken. Einige angesehene Männer von Rang und Vermögen, wie die Tresham und Catesby in Northampton und ihre Verwandten, die Winters in Huddington, welche durch die Strafgesetze besonders hart getroffen wurden, wie Thomas Percy, ein Verwandter des Herzogs von Northumberland, welcher einst die Verbindung des Königs von Schottland mit den englischen Katholiken vermittelt hatte und nun erbittert war, daß die Versprechungen, die er in dessen Namen seinen Glaubensgenossen gemacht, nicht erfüllt worden, wie John und Christopher Wright, zwei verwegene kampflustige Brüder aus einer von York stammenden Familie, bildeten im Einverständnis mit einigen Jesuitenmissionären, insbesondere dem Superior Henry Garnet, ein Komplott von so wilder und grausamer Natur, daß es den schwärzesten Unthaten des Fanatismus, die wir in dem vorigen Band kennen gelernt haben, an die Seite gesetzt werden darf. Ein Mordanschlag gegen den König, wie er einige Jahre später in Frankreich ausgeführt wurde, war ihnen nicht genügend; mit dem König sollten zugleich seine höchsten Hof- und Staatsbeamten samt dem Thronerben, sollten zugleich die Mitglieder des Parlaments, Lords wie Gemeine, dem Untergang geweiht werden. Nach langen geheimen Beratungen kamen sie überein, bei der Wiedereröffnung des Parlaments, wenn die Häupter der Regierung und die Mitglieder der gesetzgebenden Gewalt in feierlicher Sitzung versammelt sein würden, das Haus durch eine Pulverexplosion in die Luft zu sprengen. Die Ermordung Darnleys durch Bothwell im einsamen Klostergebäude bei Edinburg, womit das Unglück der Maria Stuart und der beiden Reiche begonnen, hatte sich der Phantasie des Volks mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt. Schon unter Elisabeth war einmal ein ähnlicher Plan aufgetaucht, aber nicht zur Ausführung gekommen. Jetzt sollte der Sohn dasselbe Schicksal erleiden, dem einst der Vater erlegen. Zuerst erwarb Percy ein an das Parlamentsgebäude stoßendes Haus, um nach Durchbrechung der Zwischenmauer das Vorhaben auszuführen. Aber bald bot sich den Verschwornen ein geeigneterer Plan dar. Das unter dem Parlamentshaus befindliche Kellergewölbe war gerade zum Vermieten ausgeboten; sie brachten es an sich und schafften eine große Menge Pulver hinein. In der Verwirrung, die dem Schlag folgen würde, gedachten sie die Regierung in der Art zu ändern, daß während der Minderjährigkeit des jüngeren Sohnes oder der Tochter Jakobs eine Regentschaft mit einem Protektor aus ihrer Mitte errichtet werden sollte. Ihr Vertrauen setzten sie auf ein englisches Regiment, das in Flandern diente und ganz unter der Leitung jesuitischer Priester war. Baldwin, ein englischer Fanatiker des Ordens, und

Owen, ein Kriegsmann gleicher Gesinnung, standen mit den Verschwornen in Verbindung und wußten um den Anschlag. Ein entschlossener Offizier des Regiments, Guy Fawkes, setzte über den Kanal, um bei der Ausführung mitzuwirken. Als die Zeit herannahte, da das Parlament eröffnet werden sollte, stiegen in einigen der Teilnehmer Bedenken darüber auf, daß dabei auch mancher katholisch gesinnte Mann seinen Tod finden sollte; nicht alle waren von so bitterem Groll erfüllt wie Catesby, der da meinte, die Lords seien Memmen und Atheisten, es sei besser, daß kräftigere Männer an ihre Stelle träten. Kurz vor dem entscheidenden Tag erhielt Lord Mounteagle, ein katholischer Edelmann, einen anonymen Brief, der in geheimnisvollen Ausdrücken ihm den Rat gab, sich von der Eröffnung des Parlaments fern zu halten. Dieser teilte das Schreiben dem leitenden Minister mit, der dann die Sache vor den König und den geheimen Rat brachte. Jakob selbst rühmte sich, „durch göttliche Erleuchtung" den wahren Sinn des dunklen Ausdrucks von einem „furchtbaren Schlag", der das Parlament treffen werde, erraten zu haben; und da auch bereits von Paris aus der Regierung Warnungen zugegangen waren vor dem Vorhaben einiger „desperaten Heuchler", so wurden Nachforschungen angestellt, welche zur Entdeckung führten. Guy Fawkes ward über den Vorbereitungen ergriffen. Ohne Zurückhaltung gestand er sein Vorhaben ein, in dessen Erfüllung er eine religiöse Pflicht erblickte. Er starb auf dem Schafott. Die andern Teilnehmer, etwa hundert an der Zahl, entflohen nach Wales, um unter den katholischen Einwohnern dieses Gebirgslandes einen Aufstand zu erregen. Aber ihr Unternehmen schlug fehl. Mehrere der Führer, wie Percy, Catesby, die beiden Whrigts suchten und fanden ihren Tod in vereintem Widerstand gegen die bewaffnete Macht, welche der Sheriff der Grafschaft Worcester ins Feld führte, andre, darunter Thomas Winter, wurden gefangen und büßten ihr frevelhaftes Beginnen mit dem Tod. Auch Garnet starb infolge gerichtlichen Urteils auf dem Schafott. Noch bis zur Stunde feiert das englische Volk das Andenken an die Pulverschwörung und Guy Fawkes durch höhnende Aufzüge und Mummereien.

Als im Januar des folgenden Jahres das Parlament zusammentrat, wurden scharfe Gesetze gegen alle katholischen Rekusanten Englands erlassen: nicht nur, daß sie den alten Geldstrafen unterworfen und von allen öffentlichen Ämtern und Richterstellen ausgeschlossen sein sollten, es wurde ihnen auch ein „Eid der Treue" auferlegt, in dem sie geloben mußten, sich durch keine Gebote oder Exkommunikationen des päpstlichen Stuhles zur Untreue gegen den König verführen zu lassen. Sie sollten der Lehre absagen, „daß ein Papst durch kirchliche Autorität das Recht habe, einen König abzusetzen, seine Unterthanen von dem Treueid loszusprechen", und sollten die Behauptung, „daß Fürsten, die der Papst exkommuniziert habe, von ihren Unterthanen beseitigt und getötet werden könnten", als gottlos und ketzerisch verdammen. Auch sollte jeder, der in fremde Dienste gehe, vor seiner Abreise den Suprematseid ablegen und versprechen, sich nicht

Eid der Treue.
Jan. 1606.

mit dem Papsttum auszusöhnen. Gegen diese Eidleistung erhob der strenge Kirchenfürst Paul V. Einsprache. Als er vernahm, daß der Erzpriester Blackwall sich dazu bereit zeigte und auch andre in diesem Sinn ermahnte, erklärte er, daß der Eid vieles enthalte, was dem Glauben widerspreche und ohne Gefährdung des Seelenheils von keinem gläubigen Katholiken abgelegt werden dürfe. Darüber entstand ein Streit, in welchem Jakob selbst zur Verteidigung seiner Rechte gegen die jesuitischen und ultramontanen Anfechtungen die Feder ergriff. Wider seine Neigung und seine friedfertigen Absichten sah er sich durch die öffentliche Stimme und um seiner Selbsterhaltung willen zum Kampf gegen die Katholiken und Papisten fortgerissen.

Irland. In Irland erhob Hugh O'Neill, Graf von Tyrone (XI, 572), der bei der Nachricht von dem Tod der Elisabeth seine Unterwerfung bereute und ohne Zweifel geheime Kunde von dem katholischen Komplott erhalten hatte, abermals die Fahne der
1607. Empörung. Im Bund mit Rory O'Donnell und andern Gesinnungsgenossen gedachte er sich des Kastells von Dublin zu bemächtigen und sich so lange zu halten, bis der Papst den „Kämpen des katholischen Glaubens“ Hilfe von dem Festland erwirkt haben würde. Aber das Unternehmen mißlang. Die Verschwornen ergriffen die Flucht. Nach langem Umherirren an der Küste entkamen sie auf einem Schiff nach Frankreich. Hugh O'Neill begab sich nach Rom, wo er neun Jahre später starb, ein mehr als siebzigjähriger Greis, des Augenlichts beraubt, arm, verlassen, ein nutzloser entbehrlicher Kostgänger des päpstlichen Stuhles. Ein erneuerter Aufstand seines Verbündeten O'Dogherty hatte ebensowenig Erfolg. Jakob zog die Güter der O'Neills, O'Donnells und der andern Insurgenten ein und war von der Zeit an bedacht, das wehrlose, verwüstete und ausgehungerte Inselland der britischen Regierung fügsamer zu machen. Indem er das englische Gerichtswesen einführte, die konfiszierten Güter der in die Verschwörung verflochtenen Häuptlinge als verfallene Kronlehen an sich nahm und an englische Kolonisten verkaufte, schwächte er die Macht des irischen Adels und brachte Geld in seine Kasse. So kamen die meisten Ländereien in Ulster und an der Küste von Dublin bis Waterford an englische protestantische Grundherren, die als Fremdlinge und als Feinde des katholischen Glaubens von dem irischen Volk mit Wut und grollendem Herzen aufgenommen wurden.

2. Stellung zum Ausland. Der spanische Heiratsplan.

England und Spanien. Auch in Spanien empfand man Verdruß, daß König Jakob sich so entschieden der antipäpstlichen Richtung zuwandte und das Bekenntnis der römisch-katholischen Religion, dessen Verteidigung die spanische Regierung und Nation von jeher als ihre wichtigste politische Mission angesehen, mit Strafgesetzen belegte. Man erinnerte sich, daß Maria Stuart für den Fall, daß ihr Sohn sich nicht zum alten Glauben bekehre, ihr Reich und ihr Recht auf den spanischen Monarchen übertragen hatte. Doch hielt man in Madrid mit diesen Gefühlen und Hintergedanken zurück, um bei der herrschenden Aufregung in Deutschland und dem Streit über die jülich-klevesche Erbfolge (XI. 782 f.) den englischen König nicht in die Arme Frankreichs zu drängen. Vielmehr geschah es ebenso

gut aus Rücksicht für den Stuart wie für den Bourbon, daß sich die spanische Regierung zu der zwölfjährigen Kriegseinstellung mit den vereinigten Nieder- 1609. landen herbeiließ (XI. 656). Aber wenngleich zwischen den Höfen von Eskorial und Greenwich äußerlich ein freundschaftliches Verhältnis obzuwalten schien, so nahm darum die alte Abneigung der englischen Nation gegen Spanien, den Erbfeind ihrer Religion und ihres Staates nicht ab; vielmehr war die Antipathie gegen die katholische Vormacht durch die Pulververschwörung gesteigert worden; und als Heinrich IV., von dem Robert Cecil sagte, „er sei wie die Vorhut gegen die Konspirationen gewesen," dem Dolch eines papistischen Fanatikers erlag, war es der Wunsch Englands, daß Jakob an dessen Stelle die Führung der antikatholischen Partei in Europa übernehmen möchte. Besonders war Robert Cecil, jetzt zum Grafen von Salisbury erhoben, der Fürsprecher dieser Politik, die er gleichsam als Familienerbe von seinem Vater William überkommen hatte. Soviel vermochte das hohe Ansehen des kleinen verwachsenen Mannes mit dem geistvollen Angesicht der durch die Überlegenheit seines Verstandes und seiner Erfahrung im geheimen Rat den ersten Platz einnahm und dem sein unermeßliches Vermögen eine unabhängige Stellung gab, daß der König, für dessen Geldbedürfnisse er als Großschatzmeister und Vorsteher des Pupillenhofes freigebig zu sorgen wußte, eine Zeitlang mit den Niederländern und den evangelischen Fürsten Deutschlands ging, ja daß er seine Tochter Elisabeth mit dem jungen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz vermählte (XI, 777). Bald nachher starb Cecil, wenig be- 24. Mai 1612. trauert von dem Monarchen, und nun gewannen andre Einflüsse und Stimmungen die Oberhand. Die spanisch-französische Doppelheirat führte den Madrider Hof zu dem Gedanken, durch ein gleiches Familienband auch England in das habsburgische Interesse zu ziehen. Der spanische Gesandte machte in London die vertrauliche Mitteilung, daß man in Madrid einer Vermählung des Prinzen von Wales mit einer Infantin nicht entgegen sein würde. Was konnte dem stolzen Stuart erwünschter sein, als wenn eine Fürstin ersten Ranges die Gemahlin seines Sohnes würde? und wie schmeichelte der Königin die Idee einer Familienverbindung mit dem erlauchtesten Hause der katholischen Christenheit! Aber der Erstgeborne, Heinrich, der damalige Erbe der Krone, hatte einen andern Heinrich Prinz v. Wales † 1612. Sinn. Ihm schwebte das Beispiel der Königin Elisabeth vor Augen: in Übereinstimmung mit dem Genius des Volks wollte er England zu der ersten Macht des protestantischen Europa erheben, durch Waffengewalt und Schiffahrt sein Land groß machen, was nur im Gegensatz zu Spanien geschehen konnte. Er begünstigte die Kolonisation im nördlichen Amerika und bewirkte, daß sein Vater der westindischen Gesellschaft ausgedehnte Freibriefe erteilte, wodurch die Ansiedelungen in Virginien und andern Orten wesentlich gefördert wurden. Er dachte an eine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs von Savoyen, der sich den deutschen Unionsfürsten genähert hatte und der spanischen Politik feindlich gesinnt war. Aber zum großen Schmerz des englischen Volks starb der hoff-

nungsvolle Königssohn, „die Blüte seines Hauses", vor der Zeit, und sein jüngerer 17 Nov. 1612. Bruder Karl, der mehr des Vaters Sinn und Natur besaß, wurde Prinz von Wales, ein Fürst von weniger Selbständigkeit und Charakterfestigkeit als der Erstgeborne und in seinem dynastischen Stolz gleichgültig gegen die Gunst und die Meinung des Volks. Bald nachher starb auch Arabella Stuart im Tower, ein Opfer grausamer Staatsräson. Sie hatte sich der gebotenen Ehelosigkeit durch heimliche Vermählung mit Will. Seymour, einem Verwandten, zu entziehen gesucht, war aber auf der Flucht nach Frankreich ergriffen und auf Lebenszeit in Haft gehalten worden.

Günstlinge. Von der Zeit an gingen die Wege der Regierung und der englischen Nation immer weiter auseinander. Wir werden bald in einem andern Zusammenhang von der zunehmenden Entzweiung zwischen Krone und Parlament erfahren. Nicht wenig trugen dazu die Günstlinge bei, die bei Hof mehr und mehr Einfluß gewannen. Wir wissen, welches Wohlgefallen Jakob Stuart an jungen Männern von schöner Gestalt und hingebendem Wesen empfand; schon in Schottland hatte er solche in seiner Nähe gehabt und ihnen großen Einfluß auf seine Regierung Somerset und die Howards. gestattet (XI, 528). So gewann nun auch ein schottischer Edelmann, Robert Carr Lord Rochester, sein ganzes Zutrauen; der König erhob ihn zum Earl von Somerset, überschüttete ihn mit Ehren und Reichtümern und gab ihm eine Stellung, wie sie Robert Cecil besessen. Auf den Landhäusern, auf denen Jakob so gern verweilte, um der Falkenjagd und seinen gelehrten Studien ungestört sich widmen zu können, genoß Somerset des höchsten Vertrauens und griff entscheidend in den Gang der Regierung ein. Und wie wenig war der Günstling einer solchen Bevorzugung würdig! Nicht nur, daß er den König zu einer politischen Haltung antrieb, die ihn immer weiter von der öffentlichen Meinung abführte; er gab auch durch seinen Lebenswandel Anstoß. Er strebte, sei es aus Ehrgeiz, sei es aus brennender Leidenschaft, nach der Hand der Franziska Howard, der Gemahlin des jungen Grafen Essex, und brachte es dahin, daß die Ehe getrennt und die Geliebte ihm vermählt wurde. Die Howards waren von jeher bei dem englischen Volk verhaßt; und nun sah man diese Familie neue Macht und neues Ansehen gewinnen. Sie teilte mit dem Günstling den höchsten Einfluß bei Hof und in der Regierung. Henry Howard, Graf von Northampton, der Großschatzmeister Thomas Howard, Graf von Suffolk, Vater der Franziska, und Robert Carr wurden als „die Triumvirn von England" bezeichnet. Der Groll, den die Anhänger des Grafen Essex gegen den hoffärtigen Emporkömmling und seine Parteigenossen hegten, trug sich auf den König und den Hof über. Und der Ausgang der frevelhaft geschlossenen Ehe war ganz geschaffen, diesen Groll zu rechtfertigen und in weitere Kreise zu tragen. Franziska Howard, schön, verführerisch und von leidenschaftlichen Trieben nach Lebensgenuß und hohem Rang in der Gesellschaft beherrscht, überschritt alle Schranken der Sitte und des Rechts. Es wurde ihr nachgesagt, sie habe schon zuvor den Kronprinzen Heinrich in ihre

Netze zu ziehen gesucht, und sogar magische Mittel angewendet, die den frühen Tod dieses geliebten Fürsten herbeigeführt hätten. Nach ihrer Verbindung mit dem Günstling benutzte sie dessen Stellung zu verbrecherischen Handlungen. Sie wußte, daß Overbury, ein Vertrauter Somersets, die Vermählung widerraten und ihr schlimme Dinge nachgesagt hatte. Dafür schwur sie demselben Rache. Sie bewirkte, daß er in den Tower eingeschlossen wurde, und ließ ihn durch Gift aus der Welt schaffen. Mit der Zeit kam durch einen Zufall das Verbrechen zu Tag; und nun vereinigten sich alle Feinde zum Sturz des lasterhaften Ehepaares. Der König, dem der Günstling durch seinen Übermut und sein insolentes Betragen, sogar gegen ihn selbst, lästig geworden war, ließ die Gerichte einschreiten. Diese sprachen das Schuldig aus. Der König erließ den Verurteilten die Todesstrafe, doch mußten sie fern von der Welt ein zurückgezogenes Leben führen. Nun verwandelte sich die Liebe in Haß, so daß sie, obwohl in demselben Hause wohnend, vollständig getrennt blieben und einander nie mehr sahen. Mit der Macht der Howards war es seitdem vorbei: Henry war gestorben, Thomas, dessen Gemahlin eines verderblichen und feilen Einflusses auf die Geschäfte beschuldigt wurde, verlor sein Amt.

Buckingham, geb. 20. Aug. 1592.

An die Stelle des gestürzten Günstlings trat jedoch bald ein andrer. George Villiers von Brookesby aus Leicestershire, ein junger Edelmann von schöner Gestalt und einnehmendem Wesen, den seine weltkluge und ehrgeizige Mutter nach dem frühen Tod ihres Mannes nach Frankreich geschickt und in allen Schuldisziplinen und ritterlichen Künsten hatte unterrichten lassen, zog bei der ersten Vorstellung am Hof die Aufmerksamkeit des sonderbaren, für momentane Eindrücke lebhaft empfänglichen Monarchen in solchem Grade auf sich, daß er ihm schnell seine ganze Gunst und Zuneigung zuwandte. Wie viele junge Männer bisher dem König nahe getreten waren und sich seines Vertrauens zu erfreuen hatten, keiner wußte so tief und so dauerhaft sich in sein Herz einzubürgern als der gewandte Edelmann und Kavalier, der als Herzog von Buckingham in Englands Hof- und Staatsgeschichte eine so bedeutsame Stellung gewinnen sollte. Wohlmeinender und von besserer Natur als Somerset hatte er weniger Neider und Feinde; in kurzem gelang es ihm, nicht nur selbst die Admiralswürde und andre hohe Stellen zu vereinigen, sondern auch die meisten Hof- und Staatsämter in die Hände seiner Freunde und Anhänger zu bringen; an der Spitze des öffentlichen Lebens stehend, verfügte er in fürstlicher Machtfülle über die Ämter, Ehren und Einkünfte des Staats.

Jakobs Haltung zum spanischen Hof.

Somerset hatte auch dadurch die Gefühle des englischen Volks verletzt, daß er spanisch gesinnt war und den König bei der Verbindung mit dem Madrider Hof festzuhalten gesucht hatte. Man sagte der Herzogin nach, sie habe Jahrgelder aus Spanien bezogen. Sein Sturz erfüllte das Land mit der Hoffnung, Jakob werde nun eine andre Politik einschlagen. Und auch der spanische Ge-

sandte in London erwartete eine solche Wandlung; zumal als Sir Walter Raleigh, der nach dem Fall des Günstlings, seines erbitterten Feindes, nach zwölfjähriger Haft aus dem Tower befreit worden war, dem König den Vorschlag machte, das „Goldland" Eldorado, das nach einer Sage die Abkömmlinge der Inkas nach der Zerstörung ihres Reichs Peru zwischen dem Amazonenstrom und dem Orinoko gegründet haben sollten, für die englische Krone zu erobern. Allein ein feindseliges Auftreten gegen das erlauchte Habsburger Herrscherhaus lag dem Sinn Jakobs fern. Zwar ging er auf den Vorschlag des unternehmenden Mannes ein, der in jenen fernen Regionen die Macht und das Ansehen Englands zu mehren und zugleich der anglikanischen Kirche Bekenner zu erwecken versprach; Raleigh erhielt eine kleine Flottille, mit welcher er im Juli 1617 nach Guyana segelte, um von dort aus in das fabelhafte Goldreich einzudringen, zugleich wurde ihm aber zur Pflicht gemacht, jedes feindliche Zusammentreffen mit den spanischen Kolonien zu vermeiden. Dies war jedoch nicht möglich, wenn Raleigh sein Ziel erreichen wollte, da die Spanier ihre Besitzungen an der Küste und im Innern sehr erweitert hatten. Bei dem Durchzug durch spanisches Gebiet kam es bei St. Thomas zu einem hitzigen Treffen, in welchem die Engländer unterlagen. Der junge Raleigh, dem der kranke Vater den Oberbefehl übertragen, fand dabei seinen Tod; sein Gefährte, der tapfere Hauptmann Keymis tötete sich mit eigner Hand. Nach schweren Verlusten mußte Raleigh den Rückzug antreten; die Mannschaft entzweite sich mit dem Führer, von dem sie sich betrogen glaubte, die Flotte löste sich auf; wie ein verschlagener Abenteurer kam der alte Seefahrer in die Heimat zurück. Jakob faßte einen heftigen Groll gegen den Mann, welchen er ohnedies nie leiden konnte, sowohl wegen des Schadens, den er der englischen Ehre und Marine zugefügt, als weil er das friedliche Verhältnis zu Spanien gestört hatte, und er war ungroßmütig genug dafür blutige Rache zu nehmen. Bei seiner Befreiung aus dem Tower hatte es Raleigh unterlassen, das gerichtliche Verdammungsurteil, das noch über ihm schwebte, aufheben zu lassen. Er glaubte, seine loyale Gesinnung und die Erfolge, auf die er in seinem kühnen Geist sicherlich zählte, würden die vergangene Schuld, die ja ohnedies unerwiesen und zweifelhaft war, in Vergessenheit bringen. Aber der Erfolg war eben ausgeblieben, und so wurde Raleigh wieder in Haft genommen und auf Grund

Walter Raleighs Hinrichtung. 26. Okt. 1618.

des alten Todesurteils enthauptet, ein hervorragender Genius im Reich der Gedanken und des Wissens. Es ist eine scharfe Arznei, sagte er lächelnd, als er das Richtbeil berührte, aber ein sicheres Heilmittel gegen alle Leiden. Das tragische Geschick des ritterlichen Mannes erregte große Teilnahme bei der Nation. Man betrachtete ihn als ein Opfer der zweideutigen, hinterhaltigen Politik des Königs. Selbst die Königin Anna hatte sich für seine Rettung verwendet. Die Aufregung über den blutigen Ausgang verschlimmerte die Krankheit, die sie bereits ergriffen

1. März 1619.

hatte. Einige Monate nachher war auch sie eine Leiche. Die frühere Weltlust, die sie an rauschenden Vergnügungen, an prunkenden Festlichkeiten, an Maske-

raden und Tafelgenüssen Gefallen finden ließ, war längst verschwunden und hatte einer ernsteren Lebensanschauung Raum gemacht.

Die Pfälzer Frage und die spanische Heirat.

Durch die Hinrichtung des alten Seehelden suchte Jakob das Mißtrauen des spanischen Hofes zu zerstreuen und das alte gute Einvernehmen wieder neu zu beleben. Ja er brachte dieser Friedenspolitik noch ein weit größeres Opfer. Es ist uns bekannt, daß die Böhmen vom Hause Habsburg abfielen und den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, Jakobs Schwiegersohn, zum König wählten. Die ganze protestantische Welt erwartete, daß der englische Monarch mit seiner Macht für die Tochter und deren Gemahl einstehen würde. Er hatte die Annahme der böhmischen Krone zwar nicht geraten, doch auch nicht verhindert; und wenn er es nach seinen Ansichten von legitimer Autorität nicht gutheißen konnte, daß Unterthanen um der Religion willen eigenmächtig die Regierung änderten, so schmeichelte es doch auch wieder seinem dynastischen Stolz, daß seine Tochter und seine Enkel königlichen Rang erhalten sollten. Und was ihn besonders hätte bestimmen können, sich der protestantischen Sache anzunehmen, war die öffentliche Meinung in England selbst. Der Konflikt mit dem Parlament wäre minder scharf hervorgetreten, hätte sich leichter ausgleichen lassen, wäre Jakob auf die Sympathien der Nation eingegangen. Aber er konnte es nicht über sich gewinnen, in einen feindlichen Gegensatz zu Spanien zu kommen. Anfangs mochte er sich mit dem Gedanken schmeicheln, er könnte die Stelle eines Vermittlers und Schiedsrichters behaupten, über den Frieden der Welt bestimmen; mit der Zeit aber ließ er sich mehr und mehr in die spanische Atmosphäre hineinziehen; der Gedanke einer Vermählung des Prinzen von Wales mit der Tochter Philipps III. wurde von neuem aufgegriffen. Was bei Heinrich durch den Tod vereitelt worden war, sollte bei Karl zur Ausführung kommen. Der Herzog von Lerma begünstigte den Plan, aber die englische Nation, insbesondere die ganze Schule Robert Cecils, verabscheute die Idee einer katholischen Heirat. Man hätte lieber gesehen, daß der Thronfolger eine Gemahlin aus den adligen Geschlechtern des eignen Landes oder aus einem deutschen evangelischen Fürstenhaus, etwa die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, gewählt hätte. Statt dessen wurden mit dem Hofe von Madrid Verhandlungen über ein Ehebündnis eingeleitet, welche wegen der vielen Bedenken und Schwierigkeiten, die zuvor gehoben werden mußten, jahrelang fortdauerten. Unterdessen besetzten spanische Truppen die Pfalz. Die Hoffnung, daß sich der König der Union anschließen würde, hatte den Kurfürsten und seine feurige Gemahlin hauptsächlich bewogen, die Hand nach der Krone von Böhmen auszustrecken, und nun sahen sie sich von Land und Leuten vertrieben, ohne daß Jakob sich ihrer angenommen hätte. Die Grafen von Essex und Oxford, die ein englisches Regiment nach der Rheinpfalz führten, hatten Befehl, keine Feindseligkeiten gegen die Spanier zu begehen. Die kriegslustigen Truppen, bei denen sich viele junge Männer aus vornehmen Häusern befanden, mußten sich mit der Besetzung einiger Städte begnügen. Der friedliebende König traute der

spanischen Gleisnerei und ließ sich durch die trügerische Aussicht auf eine friedliche Lösung der Pfälzer Sache hinhalten; und während das Parlament immer mehr auf eine entschiedene Haltung in den großen religiösen Kämpfen des Kontinents drang und nur für den Fall seine Subsidien bewilligen wollte, daß der König zur Verteidigung seines Schwiegersohnes und der Union das Schwert ergreife, wurden die Unterhandlungen wegen der spanischen Vermählung fortgesetzt.

Und zu welchen Zugeständnissen ließ sich Jakob bewegen, um zu bewirken, daß der päpstliche Stuhl die zur Eheschließung erforderlichen Dispensationen erteile und der spanische Hof in seiner europäischen Politik nicht gehindert werde! Nicht nur, daß er seinen Schwiegersohn beredete, seine Feldherren Mansfeld und Christian von Braunschweig aus seinen Diensten zu entlassen, wodurch die Pfalz gänzlich in die Hände der Feinde geriet, daß die englischen Besatzungen abziehen mußten und die Kurwürde an Maximilian von Bayern übertragen werden konnte (XI, 833 f.), er gab auch in Beziehung auf die bestehenden Religionsgesetze Zusagen, welche, obwohl manche davon geheim blieben, den Argwohn und den kirchlichen Eifer des Parlaments erregen mußten; die künftige Königin und ihr Gefolge sollten freie Religionsübung haben, die Kinder bis in ihr zehntes Jahr unter den Augen ihrer Mutter erzogen werden und falls sie in dem katholischen Glauben beharren würden, dadurch ihren Thronfolgerechten kein Hindernis entstehen; ja der König versprach die gegen die Katholiken verhängten Strafbestimmungen nicht mehr zu vollziehen, die Räte zu deren Abschaffung eidlich zu verpflichten und den Privatgottesdienst der katholischen Rekusanten nicht zu verhindern.

Die Brautfahrt des Prinzen von Wales. Noch war nichts entschieden, da beredete der eitle Buckingham den Prinzen Karl zu einer Reise nach Madrid, und König Jakob, der in seiner Jugend seine dänische Braut auf ähnliche Weise überrascht hatte und stets mit großer Selbstgefälligkeit auf diese romantische That zurückblickte, begünstigte das Unternehmen. Wie einst der Vater seine Braut aus dem eisigen Norden, von Bergen in Norwegen heimgeführt (XI, 563), so sollte der Sohn die seinige aus dem Süden
1623. persönlich abholen. Unter fremden Namen kamen beide in Madrid an und wurden, als man sie erkannte, mit großer Auszeichnung behandelt. „Wie oft ist dem Prinzen ein Viva unter seinen Fenstern erschollen; Lope de Vega hat ihm einige glückliche Stanzen gewidmet; prächtige Spiele sind ihm zu Ehren veranstaltet worden.“ Die dynastische Verbindung, womit eine Änderung des kirchlich-politischen Systems in England bedingt war, schien nicht ausbleiben zu können. Schon wurden Priester und Rekusanten aus der Haft entlassen und in volle Freiheit gesetzt; Universitäten und Geistliche erhielten die Weisung, sich aller Invektiven gegen das Papsttum zu enthalten, man erlebte, daß einzelne Prediger, die dawider verstießen, in die leer gewordenen Gefängnisse eingeschlossen wurden; heimliche Katholiken traten mit ihrem Bekenntnis wieder offen hervor. In der protestantischen Bevölkerung zeigte sich Aufregung, man fürchtete Gefahr für den Glauben der Väter, für die Religion des Landes. Alles drängte sich zum Gebet, um Hilfe bei Gott zu suchen; der Erzbischof von York machte dem König Vorstellungen und führte ihm zu Gemüt, daß er durch seine beabsichtigte Toleranz Lehren befördere, die er selbst in seinen Schriften für abergläubisch und götzen-

dienerisch erklärt habe. Die Befürchtung der Engländer über die spanische Heirat sollte jedoch bald verschwinden: es trat eine Wendung ein, welche die Verbindung in dem Augenblick scheitern machte, da alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt schienen. Persönliche und politische Motive wirkten zusammen, um den Familienbund vor der Abschließung zu lösen und die alte Feindschaft zwischen den beiden Nationen in ihrer ganzen Stärke wieder aufleben zu lassen. Buckinghams leichtfertiges, übermütiges Benehmen erregte Anstoß bei dem auf strenge Etikette haltenden spanischen Hof. Wie erstaunte man in der hohen Gesellschaft über die Vertraulichkeit, womit der Diener dem Herrn begegnete, über die unschicklichen Freiheiten, die er sich in dessen Gegenwart erlaubte. Diplomatische Verwickelungen bei Abschließung der Eheverträge erhöhten die Spannung. Der Prinz von Wales bestand auf der Herstellung seines Schwagers in sein Kurfürstentum; aber die habsburgische Familienpolitik behauptete schließlich am Hofe von Madrid den Sieg; der mächtige Günstling Philipps IV., Graf Olivarez, war der Leiter dieser auf die Traditionen Karls V. und Philipps II. zurückgehenden Politik. Buckingham und Karl erfüllten sich selbst mit Argwohn und Widerwillen gegen die hinterhaltige und hochfahrende Art der Spanier und fuhren, ohne doch die Verhandlungen sofort abzubrechen, nach England zurück. Mit welch ängstlicher Sorge blickte man in England auf die von den Herbststürmen erregte See, welche die englische Flotte, die den Prinzen und seine Begleiter heimbringen sollte, lange in Santander zurückhielt, und wie mächtig loderten die Freudenfeuer bei Guildhall und an so vielen andern Orten, als endlich am 5. Oktober nach achtmonatlicher Abwesenheit der ersehnte Thronfolger zurückkehrte, ohne die spanische Braut und treu dem väterlichen Glauben! Noch blieben die Unterhandlungen einige Zeit in der Schwebe; keiner der beiden Höfe wollte den Anstoß zu einem vollständigen Bruch geben. Aber bei den widerstreitenden Interessen, die jenseits der Pyrenäen und über dem Kanal schärfer als je hervortraten, die Spanien zu der engen Allianz mit Österreich und der Liga, England zur Unterstützung der protestantischen Sache hindrängten, waren die friedfertigen und freundschaftlichen Beziehungen, die man geflissentlich mit einer gewissen Ostentation noch aufrecht zu erhalten sich die Miene gab, nur Schein und heuchlerisches Spiel.

Denn schon waren andre Vermählungspläne aufgetaucht. Auf der Rückreise hatte sich der Prinz einige Tage in Paris aufgehalten und unerkannt die Schwester Ludwigs XIII., die Prinzessin Henriette Marie von Frankreich, beim Tanze gesehen. Er fand Wohlgefallen an ihr, und Buckingham, der aufs eifrigste beflissen war, die Verbindung mit Spanien zu zerreißen, bestärkte ihn und den König in dem Gedanken, statt der Infantin die Tochter Heinrichs IV. zur Prinzessin von Wales zu erheben. Wir wissen, wie sehr Maria von Medici, die damals noch eine einflußreiche Stimme am Hof hatte, und der Minister Richelieu den Plan begünstigten. Buckingham fand mit seinem Vorschlag in Paris eine Französische Vermählung.

huldvolle Aufnahme. Aber in England selbst, sogar im königlichen Rat waren mehrere spanisch gesinnte Männer, welche an der bisherigen Politik und an der Verbindung mit dem Hof von Madrid festhielten. Diesen wäre es ganz recht gewesen, wenn bei der Gelegenheit der eigenmächtige Günstling gestürzt und durch einen andern ersetzt worden wäre. Buckingham hatte jedoch ein Mittel, die Absichten seiner Gegner zu hintertreiben: er riet dem König, wieder ein Parlament einzuberufen, und demselben die Gründe vorzutragen, warum man dem Bündnis mit Spanien entsagt und die Vermählung mit der Infantin aufgegeben habe. Der Herzog kannte die Stimmung des Landes; die Opposition war ja hauptsächlich gegen die unentschiedene Haltung der Regierung in dem großen europäischen Parteikampf gerichtet gewesen; und wenn auch die Nation es lieber gesehen hätte, daß der Thronfolger eine protestantische Fürstentochter als Braut heimführte, so war doch eine Vermählung mit einer Tochter des ehemaligen Hugenotten Heinrich IV. viel weniger anstößig und verhaßt als eine spanische Heirat. Zudem stand die französische Regierung bereits im Begriff, sich der protestantischen Partei in Deutschland anzunehmen. Buckingham erreichte seine Zwecke. Das Unterhaus sprach die Bitte aus, der König möge die Unterhandlungen mit Spanien sowohl in Sachen der Verehelichung als der Restitution der Pfalz abbrechen. Es war für Jakob ein schwerer Entschluß, eine Politik aufzugeben, in der bisher seine Grundgedanken wurzelten, ein System zu ergreifen, das ihn zur Teilnahme
12. Dez. 1624. an dem großen deutschen Krieg nötigen mußte. Aber Buckingham brachte es dahin. Jakob unterzeichnete den Ehevertrag mit Frankreich und traf bereits Anstalten zur Wiedereroberung der Pfalz.

Auch der französischen Königstochter mußten in bezug auf ihre Religion ähnliche Zugeständnisse gemacht werden wie früher der spanischen, wenn der Papst seine Einwilligung geben sollte: der Tochter Frankreichs und ihrer katholischen Umgebung wurde vom König freie Religionsübung zugesagt; die Erziehung der Kinder sollte bis zum dreizehnten Jahr ihrer Obhut anvertraut bleiben, doch das Successionsrecht an das Bekenntnis zur Landeskirche gebunden sein. Der französischen Regierung gab Jakob das Versprechen, die englischen Katholiken fernerhin nicht mehr zu Geldstrafen anzuhalten, noch ihre Hausandacht zu hindern.

3. Krone und Parlament.

Divergierende Ansichten vom Staat. War schon in den ersten Jahren ein tiefer prinzipieller Zwiespalt zwischen Krone und Parlament hervorgetreten, so nahm derselbe mit der Zeit immer größere Dimensionen an. Wir wissen, in welcher Unterwürfigkeit die Tudors die Vertreter des Volks gehalten, wie sehr sie das Parlament zu einem fügsamen Werkzeug gemacht hatten. In dieses Verhältnis gedachte auch Jakob einzutreten. Durchdrungen von der Allmacht und Majestät seiner von Gott stammenden Königswürde, war er weit entfernt der Reichsversammlung größere Gewalt und Befugnisse zuzuerkennen, als seine Vorgänger gethan. Nach seinen patriarchalischen Vorstellungen vom Königtum hoffte er Gehorsam und williges Ent-

gegenkommen zu finden. Aber er konnte bald bemerken, daß eine andre Luft wehte, daß die Nation unter den schweren Kämpfen der Vergangenheit zum Selbstbewußtsein gelangt war. Seine Regierung war ein fortwährender Streit der Prärogative der Krone gegen die Rechte oder Ansprüche der Nation. Jakob besaß aber weder die Klugheit und Herrscherkraft der Elisabeth, um den aufstrebenden Widerstand zu bändigen, noch konnte er wie sie durch den Glanz und Ruhm seiner Regierung den Despotismus verhüllen; und während der sparsame Staatshaushalt der kargen Königin sie in den Stand setzte, selten die Hilfe des Parlaments ansprechen zu müssen, war ihr verschwenderischer Nachfolger, der für die glänzende Hofhaltung, für prunkvolle Feste und schwelgerische Mahlzeiten, für seine ungemessene Freigebigkeit gegen Günstlinge großer Geldsummen bedurfte, stets in Not und von Schulden gedrückt. Der Plan Robert Cecils, das Parlament zu vermögen, dem König ein bestimmtes jährliches Einkommen zu bewilligen und die Schulden zu übernehmen, wogegen Jakob sich zur Abstellung aller gerechten Beschwerden als Gegenleistung (Retribution) verstehen sollte, kam nicht zur Ausführung: der König trug Bedenken, auf Bedingungen einzugehen, welche die Prärogative seiner Krone beschränken könnten, und das Parlament hatte kein Vertrauen, daß Jakob zu seinem Worte halten und sich durch Verträge binden lassen würde. Wurde doch in seiner Umgebung die Ansicht geäußert: „Bande, von den Unterthanen dem Fürsten angelegt, seien nur Spinneweben, er dürfe sie jeden Augenblick zerreißen." Noch weniger kam es nach Cecils Tod zu einer Verständigung. Je kärglicher aber die Bewilligungen der Reichsversammlung ausfielen, desto dringender wurden die Geldbedürfnisse des Hofes. Um dem Mangel abzuhelfen, schlug Jakob verschiedene Wege ein: er bediente sich des aus den Lehnsverhältnissen erwachsenen Rechts, welches dem König die Vormundschaft über die Unmündigen vom Adel zuwies, zum eignen Vorteil mittels des „Pupillenhofes"; er nötigte die Großen und die Geistlichkeit zu freiwilligen oder gezwungenen Beiträgen, zu Darlehen und Gaben, an deren Rückbezahlung er nie dachte; er verkaufte Monopolrechte, die dem gesamten Handelsstand beschwerlich fielen, und schuf einen niedern Adel, Baronets, zu dem man das Patent oder den Adelsbrief erkaufen konnte; und als nun dies alles nicht zureichte, und die Subsidien der Reichsstände immer schwieriger zu erlangen waren, beschwerte er, ohne die Einwilligung des Parlaments nachzusuchen, die Ein- und Ausfuhr aller Waren mit willkürlichen Taxen. Man berechnete, daß im Jahr 1614 die Zölle um mehr als das Zwanzigfache gesteigert worden seien. Umsonst erklärten die Stände diese eigenmächtige Zollerhöhung und jede willkürliche Besteuerung für eine Verletzung der Reichsverfassung; Jakob behauptete, „dem Fürsten stehe nach göttlichen und menschlichen Rechten die gesetzgebende Gewalt zu, er übe sie unter Teilnahme seiner Unterthanen aus und bleibe immer über dem Gesetz erhaben". Aber diese Auffassung fand wenig Anklang bei der Nation. Man erwiderte ihm, auch das Volk habe Rechte, die ewig und un-

wandelbar seien, und den Lords und Gemeinen liege es ob, rechtzeitig über dieselben zu wachen. Umsonst drohte der König, löste das Parlament wiederholt im Zorne auf, ließ die kühnsten Redner in Haft nehmen; jede neue Versammlung führte dieselbe Sprache. Zu dieser Zeit wurden in Frankreich die Generalstände verabschiedet, um nie wieder einberufen zu werden, die Ära des Absolutismus war dort im Anbrechen. Sollte nicht in England ein gleicher Versuch gewagt werden können? Aber gerade deshalb waren die Repräsentanten um so mehr auf ihrer Hut. Immer gereizter wurden die Auseinandersetzungen über die Grenzen der königlichen Prärogative und der Freiheiten des Landes.

Coke und Bacon von Verulam. Auch in der Litteratur wurde die Frage besprochen: Edward Coke, der gründlichste Kenner der englischen Gesetze, bestritt das königliche Privilegium der Pfründenverleihung und des Eingriffs in die Rechtssprüche des höchsten Gerichtshofes; Francis Bacon dagegen betrieb die Ausbildung der monarchischen Verfassung im Sinne der unbeschränkten Fürstengewalt. Dafür wurde er zum Lordkanzler erhoben, Coke dagegen aus den königlichen Diensten entlassen, eine Ungnade, die sein Ansehen im Parlament steigerte. Wie Richelieu sah auch der englische Staatsmann und Philosoph das Heil des Staates in der erhöhten Königsmacht. Allein er war für das monarchische Prinzip eine gebrechliche Stütze. Ein Mann von hohem Geist aber schwachem Charakter, hat er durch sein eignes Thun die Macht des Unterhauses erhöht. Um seinen ungemessenen Aufwand zu bestreiten, seinen Ehrgeiz und seine Eitelkeit zu befriedigen, lud der oberste Richter, der Lordkanzler von England, den Makel der Käuflichkeit auf sich. Seine Widersacher, an ihrer Spitze Coke, wiesen ihm nach, daß er von den Parteien Geschenke angenommen und sich bei dem Verkauf von Monopolen bereichert habe. Von dem Haus der Gemeinen der Veruntreuung angeklagt, wurde er von den Lords
1621. dazu verurteilt, daß er niemals wieder ein öffentliches Amt bekleiden noch in dem Parlament sitzen dürfe und daß er aus der Nähe des Hofes verbannt sein solle. Weder der König noch der mächtige Günstling wagte es, sich des Verurteilten anzunehmen. Eigne Schuld und Amtsmißbrauch, Parteihaß und Rachsucht von seiten seiner Gegner und Intrigen egoistischer Natur aus der Umgebung Buckinghams wirkten zusammen, um den Lordkanzler zu Fall zu bringen. Er wurde von dem Peershof zu einer Geldbuße von 40,000 Pfund Sterling, zur Gefangenschaft im Tower, solange es dem König beliebe, zum Verlust der Staatsämter, des Sitzes im Parlament, des Aufenthalts bei Hofe verurteilt. Der König setzte ihn nach einer Haft von zwei Tagen in Freiheit, erließ ihm die Geldstrafe und gewährte ihm eine Pension; aber seine Wirksamkeit als Staatsmann war seitdem dahin. Er blieb ein gebrochener Mann, für das öffentliche Leben verloren, von bescholtenem Charakter, wenn auch von der Nachwelt als einer der ersten Denker anerkannt. Fünf Jahre später ist Bacon von
9. Apr. 1626. Verulam gestorben mit der Weissagung, daß der Blitz bald nach höhern Regionen treffen werde.

Wachsende Opposition. 1621. Die Entzweiung zwischen der Regierung und dem Parlament wurde durch den Gang der englischen Politik bei den großen Fragen des Tages erweitert. Die Räte der Nation äußerten auch unverhohlen ihr Mißfallen über die spanische Brautwerbung und die Preisgebung des protestantischen Kurfürsten. Der König klagte, daß durch ihr Verhalten seine Prärogative verletzt würde: das Parlament wolle über seine Bündnisse mit andern Fürsten bestimmen und ihm für seine

Kriegführung Maß geben; Religion und Staat, die Vermählung seines Sohnes ziehe es in Berathung: was bleibe da von der Souveränität noch übrig? Er verwies ihnen die Einmischung in Dinge, die weit über das Begriffsvermögen und die Befugnisse des Hauses gingen, und erklärte, die Rechte, auf die sie sich beriefen, seien nur Privilegien, die sie der Gnade seiner Vorfahren und seiner eignen zu verdanken hätten. Da gaben die Glieder des Unterhauses einen Protest zu Protokoll, worin sie die Freiheiten des Parlaments für das unzweifelhafte Geburtsrecht und Erbteil der Unterthanen von England erklärten, nicht nur Gesetzgebung und Steuerbewilligung ansprachen, sondern auch die Befugnis, in schwierigen und dringenden Geschäften ihren Rat zu geben und Beschwerden einzureichen; dabei nahmen sie volle Freiheit der Rede und Sicherheit der Person gegen willkürliche Haft für alle Parlamentsglieder in Anspruch. Wütend über solche Vermessenheit riß der König eigenhändig das Blatt aus dem Protokollbuch, löste das Parlament auf und ließ eine Anzahl von Mitgliedern, die ihm besonders widerwärtig waren, in Haft nehmen. Mehrere Jahre vergingen, ohne daß eine Reichsversammlung getagt hätte. Erst als die Unterhandlungen mit Spanien abgebrochen waren und ein wirksames Eingreifen in den deutschen Krieg zur Rettung der Pfalz durch Ehre und Religion geboten schien, bewog Buckingham den König, seine Abneigung zu überwinden und ein neues Parlament einzuberufen. Er stellte dem Monarchen vor, daß er bei der beabsichtigten Veränderung der auswärtigen Politik auf die Zustimmung der Nation und des höchsten Reichskörpers sicher zählen könne.

Jakobs letztes Parlament und Ausgang. Febr. 1624.

Und diese Voraussetzung schien einzutreffen. Die Versammlung, die am 19. Februar 1624 eröffnet wurde, obschon größtenteils aus Gliedern der alten Oppositionspartei bestehend, erwies sich, als Buckingham die Versicherung gab, daß alle Unterhandlungen mit Spanien abgebrochen seien und der König sich seines Schwiegersohns annehmen würde, in ihren Geldbewilligungen freigebiger als zuvor und gab ihre freudige Stimmung über die Wandlung zu erkennen. Der Minister ging mit dem Parlament Hand in Hand, denn er bedurfte dessen Beistand gegen seine zahlreichen Widersacher. Er versprach dem Hause, daß die Verwendung der bewilligten Geldmittel der Kontrolle des Parlaments unterstellt werden sollte; ohne Bedenken trat er in Verhandlungen ein über die allgemeinen Anliegen des Reichs, über Krieg und Frieden, über die Vorgänge in der königlichen Familie; die Monopole, gegen welche früher vergebens so viele Beschwerden erhoben worden, sollten abgestellt, die Strafgesetze gegen die Katholiken erneuert werden. Buckingham erreichte seinen Zweck. Noch niemals waren Regierung und Reichsvertretung in so gutem Einvernehmen; das Haupt der spanisch-gesinnten Partei, der Lordschatzmeister Cranfield, Graf von Middlesex, Buckinghams bedeutendster und mächtigster Widersacher, wurde auf ähnliche Weise wie Francis Bacon durch ein Gerichtsverfahren aus seinem Amt entfernt, obwohl seine Schuld weder erwiesen noch eingestanden war, und durch Männer von entgegengesetzter Richtung ersetzt.

Jedermann erwartete eine Kriegserklärung gegen Spanien, einen Feldzug nach der Pfalz. In dieser Haltung ging Buckingham weit über die Grenzlinien hinaus, welche Jakob einzuhalten gesonnen war. Noch niemals befand sich König Jakob in solcher Unruhe, in solcher peinlichen Unschlüssigkeit und Ratlosigkeit als in diesen letzten Lebenstagen. Er hätte sich gern von Buckingham losgemacht, allein der gewandte Günstling, mit dem Thronfolger im engsten Einvernehmen, war bereits zu mächtig geworden; er hielt den König mit starken Banden gefesselt und beherrschte und ängstigte ihn mit Berufung auf den Volkswillen und das Parlament. Mit innerm Widerstreben „der Not gehorchend nicht dem eignen Trieb" nahm Jakob eine kriegerische Haltung an; es wurden Rüstungen gemacht, Marine und Flotte, auf welche Buckingham von jeher die größte Sorgfalt verwendet, vermehrt und in gute Verfassung gebracht, Verbindungen mit protestantischen Fürsten angeknüpft, Mansfeld durch Geldbeiträge in den Stand gesetzt, neue Truppen zur Wiedereroberung der Pfalz zu werben. Auch der erwähnte Heiratsvertrag mit Frankreich, der kurz vor Weihnachten zum Abschluß kam, konnte als Kundgebung kriegerischer Tendenzen gegen die Habsburger Reiche angesehen werden. Aber von den umfassenden Plänen Buckinghams kam wenig zur Ausführung. Das Korps Mansfelds ging noch in Holland fast zu Grunde, der Vertrag mit Frankreich mit seinen katholischen Klauseln entsprach lange nicht den protestantischen Ansprüchen der Nation. Das Schicksal ersparte Jakob eine abermalige Enttäuschung vor dem Parlament. Bevor es von neuem zusammengetreten und die Vermählung seines Sohnes mit Henriette von Frankreich vollzogen war, während noch die Kriegswage in der Schwebe gehalten ward, schied
27. März (8. April) 1625. König Jakob, der erste Stuart auf Englands Thron, aus dem Leben, treu der anglikanischen Religionsform, nach deren Ritus er vor seinem Ende das Abendmahl empfing, und treu seinen politischen Anschauungen, zu denen er sich in seinem Leben und in seinen Schriften bekannt und die er in der letzten Stunde den um ihn Versammelten ausgesprochen hatte. Diese Anschauungen standen in schroffem Gegensatz zu den Tendenzen der Nation; und wenngleich der Zwiespalt der Meinungen zwischen Krone und Parlament am Schluß seines Lebens weniger offen und scharf hervorgetreten war, so war doch gewiß geworden, daß das persönliche Regiment, das Königtum von Gottes Gnaden, das Jakob allein für berechtigt hielt, keinen Bestand haben werde. Ein banges Gefühl von bevorstehenden innern Kämpfen durchzog die Seele des Königs und verdüsterte seine letzten Stunden. Und daß diese Befürchtungen nicht ungegründet waren, trat bald zu Tage, als sein vielgeliebter Sohn Karl I. den Thron bestieg.

II. König Karl I. und die englische Thronumwälzung.

1. Karls I. Regierung bis zu Buckinghams Ermordung.

Regierungsantritt und Vermählung.

In einem monarchischen Staat ist ein Thronwechsel stets ein bedeutungsvoller Moment im öffentlichen Leben; das Volk sieht mit gespannten Erwartungen auf die ersten Regierungshandlungen, um daraus einen Schluß auf die kommenden Dinge, auf die Ansichten und Absichten des neuen Regenten zu ziehen. Und in welchem andern Lande hätten diese Erwartungen allgemeiner und aufregender sein können als in dem Reich, wo der König im Augenblick großer Entscheidungen aus dem Leben gegangen war? Wird der neue König auf den angebahnten Wegen weiter wandeln und die von Buckingham eingeleitete Politik in Ausführung bringen, oder wird er andre Tendenzen verfolgen, vielleicht wieder in das Friedenssystem des Vaters einlenken? Daß der letztere Fall nicht eintreten würde, kam bald klar zu Tage. Der Eifer, womit die Vermählung mit der französischen Verlobten betrieben wurde, konnte als Beweis dienen, daß der neue König gründlich mit dem Habsburger Herrscherhaus zu brechen gedenke. Weder die Trauer um den verstorbenen Monarchen noch die in London herrschende Epidemie hielt Karl ab, die Tochter der Maria von Medici durch eine feierliche Gesandtschaft abholen zu lassen und nach der persönlichen Trauung in der Kathedrale von Canterbury auf dem schönen Schloß Hamptoncourt das frohe Ereignis mit glänzenden Festlichkeiten zu feiern.

König Karl I.

Die „Honigmonate" sollten jedoch nicht lange dauern; die Zeiten waren zu ernst, als daß nicht Staatsangelegenheiten sofort die ganze Thätigkeit des Königs in Anspruch genommen hätten. Die Lage der öffentlichen Dinge war nicht ungünstig. Buckingham, welcher Karls Vertrauen und Gnade noch in höherem Maße besaß, als in der letzten Zeit die des Vaters, hatte durch sein Einlenken in die nationale Politik, durch sein entgegenkommendes Verhalten zu den Forderungen des Parlaments die ungünstigen Vorurteile, welche der übermächtige und übermütige Günstling früher auf sich geladen, abgeschwächt und verwischt: es unterlag keinem Zweifel, daß sein Vorhaben, für die Sache der Evangelischen auf dem Kontinent einzutreten und der spanisch-österreichischen Reaktionspolitik entgegenzuwirken, im Sinn des englischen Volks war. Und sollte nicht der König, der fünfundzwanzig Jahre alt in der Blüte seines Lebens stand, der an häuslichen Tugenden, reinen Sitten und ritterlichem Wesen wie an edlem Kunstsinn und manchen königlichen Eigenschaften den Vater weit übertraf, bei allen Ständen mehr Zuneigung und Vertrauen finden, als der eigensinnige, rechthaberische, pedantisch-eitle Vorgänger? Er war mit seinen Ansichten offener und aufrichtiger hervorgetreten, hatte dem spanischen Hof gegenüber mehr Charakterfestigkeit und Entschlossenheit gezeigt und zuletzt mit Eifer die Sache seines Pfälzer Schwagers verfochten. Daß er seinem Vater an gelehrten Kenntnissen

und Geläufigkeit der Rede nachstand, gereichte ihm im Urteil der Welt nicht zum Nachteil, zumal da er ein praktisches Verständnis und eine rasche Auffassung für politische und kirchliche Fragen besaß. Auf seinem bisherigen Leben lastete kein Vorwurf, kein sittlicher Makel; und auch im Verlauf seiner Regierung bewährte er in Haus und Familie dieselbe Reinheit der Sitten. Freilich hatte er mehr von dem Vater geerbt, als das Volk gewahrte: er teilte dessen Vorliebe für unbeschränkte Herrschergewalt, er hegte im Grunde dieselben Ansichten von der Königsmacht, der Prärogative der Krone, er war von demselben Stolz und eigenmächtigen Sinn erfüllt; er hatte dasselbe Bedürfnis, sein Vertrauen Günstlingen zuzuwenden; zu Jagd, Festlichkeiten und Lebensgenüssen war er nicht minder geneigt und auch der Hang zu Zweideutigkeit und Verstellung lag in seiner Seele. Die energische Lebendigkeit und das populäre Wesen, die seinem ältern Bruder Heinrich die Zuneigung des Volks verschafft, waren ihm fremd. Doch trat dies alles erst im Lauf seiner Regierung zu Tage. Bei seiner Thronbesteigung schien zwischen König und Nation Einverständnis und Harmonie zu bestehen. Das Erste und Notwendigste, woran die Regierung zu denken hatte, waren neue Parlamentswahlen. Handelte es sich doch um die Bewilligung der notwendigen Subsidien zur Durchführung des bereits beschlossenen Kriegs und zur Deckung der von Jakob hinterlassenen und durch die glänzende Vermählungsfeier gemehrten Schulden.

Kirchliche Differenzen. Aber wie bald sollte Karl aus dieser Täuschung gerissen werden. Das Parlament, das um die Mitte Juni sich in Westminster versammelte, verkannte zwar nicht seine Verpflichtung, der Regierung die Mittel zu dem bereits begonnenen Krieg zu bewilligen, aber es verlangte zugleich, daß der König nunmehr auch seinerseits die politischen und kirchlichen Grundsätze in Ausführung bringe, deren Innehaltung Buckingham im vorigen Jahr in Aussicht gestellt und die er selbst als Erbe der Krone gebilligt habe. Es war kein Geheimnis, wohin das Haus zielte: man hatte in Erfahrung gebracht, daß dem französischen Hof bei dem Ehevertrag in betreff der katholischen Religionsübung in England weitgehende Zugeständnisse gemacht worden. Der Papst und die ultramontane Partei hegten die kühne Hoffnung, daß dies den Anstoß zu einer Bekehrung des Inselreichs geben könnte. Um nun diese Hoffnungen gründlich niederzuschlagen, trug das Parlament darauf an, daß die Strafgesetze gegen die Rekusanten in Ausführung gebracht werden sollten, daß der neue König zu dem kirchlichen System Elisabeths zurückkehre. Aber wie konnte Karl zu solchen rigorosen Maßregeln schreiten? Konnte er der Königin, ihrem Hofhalte, den französischen Gästen die Messe untersagen oder ihnen verwehren, englische Freunde und Glaubensgenossen daran teilnehmen zu lassen? Was würde der französische Hof, mit dem doch der Krieg gegen Spanien gemeinschaftlich geführt werden sollte, zu einem solchen vertragswidrigen Verfahren gesagt haben? Allein sowenig der König zu den Maximen der Elisabethschen Zeit zurückgehen konnte und wollte, so fest beharrte das Parlament auf seinen Forderungen. Die englische Nation

hatte mit Unruhe die katholisierenden Richtungen der Stuartschen Familie beobachtet; sie fürchtete aller Früchte der Reformation, für welche die Väter so viele Opfer gebracht, verlustig zu gehen. Und wenn schon bisher Papisten und Jesuiten mit konspiratorischen Umtrieben und Umsturzversuchen umgegangen waren, was stand erst zu erwarten, als der katholisch-reaktionäre Fanatismus auf dem Kontinent den gesamten Protestantismus mit Ausrottung bedrohte?

Es wurde erwähnt, daß im Gegensatz zu der hochkirchlichen Richtung des Hofes und des Episkopats die puritanischen Ansichten immer weiter in die bürgerlichen Kreise eindrangen, daß schon unter Jakob eine kirchlich-politische Opposition hervorgetreten war, welche die ganze Anschauungsweise der herrschende Kreise im Prinzip bekämpfte. Es wäre Unrecht, diese Opposition allein auf protestantischen Eifer zurückzuführen; sie wurzelte in der Verschiedenheit der Anschauungen von Staat und Kirche zwischen der Hoftheologie und der bürgerlichen Laienwelt. Dr. Montague, einer der königlichen Kapläne, hatte in einer Streitschrift mit einem Missionar darzuthun gesucht, daß die anglikanische Kirche von den Doktrinen Calvins weiter entfernt sei als von den katholischen Kirchenlehren, jene mit großer Gehässigkeit, diese mit Schonung und Anerkennung behandelt. Mit einer Klage bedroht, appellierte er an den König, als Oberhaupt der englischen Kirche. Auf den Rat einiger geistlichen Würdenträger zog Karl die Sache vor sein eignes Gericht. Die Puritaner argwohnten, daß Montague die in den Hofkreisen herrschenden Ansichten ausgesprochen habe, und das Abgeordnetenhaus wollte den von den Tudors erhobenen Anspruch, daß es zu der Prärogative der Krone gehöre in kirchlichen Angelegenheiten von parlamentarischen Gesetzen zu dispensieren, nicht ferner gelten lassen. Unter den einzelnen Streitfragen lagen weitgehende Prinzipien verborgen; es handelte sich im Grunde immer wieder darum, ob die königliche Autorität oder das Parlament die höchste Macht in England sein sollte.

Und nicht bloß in Sachen der Religion und Kirche trat dieser Gegensatz hervor: je mehr die Stuarts die monarchische Gewalt über Gesetz und Herkommen zu stellen suchten, desto mehr war das Parlament bedacht, die nationalen Rechte mit Garantien zu schützen, zu klarer Geltung und erweiterter Macht zu erheben, dem gebildeten Mittelstand Teilnahme am Staatsleben und an den höchsten nationalen Gütern zu erwerben. Das Unterhaus wollte daher die Geldbedürfnisse des Königs zur Sicherstellung der Landesrechte benutzen. Nicht nur daß es in seiner Bewilligung der für den Krieg geforderten Subsidien weit unter den Anträgen blieb, es ging sogar in der Überweisung des Tonnen- und Pfundgeldes, der herkömmlichen Zölle für ein- und ausgehende Waren, von der Gewohnheit ab, indem es die Erhebung derselben nicht, wie bisher üblich gewesen, auf die ganze Regierungszeit zugestand, sondern nur auf ein Jahr, nach dessen Ablauf eine neue Bewilligung nachgesucht werden sollte. Was zu allen Zeiten von den Königen als ein Recht der Krone angesehen worden war, dessen Bestätigung nur um der Form willen bei den Reichsboten nachgesucht werde, wurde nun als ein Recht der nationalen Vertretung hingestellt. Karl wurde durch diese Haltung des Parlaments mit großem Unwillen erfüllt; nicht allein daß ihn dasselbe in dem Krieg, den es doch selbst gebilligt, nicht hinlänglich unterstützte, er sollte auch jahrein, jahraus von dem guten Willen des Unterhauses abhängig

Der König u. sein erstes Parlament. 1625.

sein und in religiösen Dingen sich die Hände binden lassen. Diese Verstimmung wurde durch Buckingham vermehrt. Der eitle, herrschsüchtige und selbstgefällige Mann hatte sich im vorigen Jahr nur deshalb dem Parlament so sehr genähert und die konstitutionellen Tendenzen gefördert, um mit dessen Hilfe die spanisch gesinnte Gegenpartei zu sprengen und zu stürzen. In seinem Innern teilte er ganz die Stuartschen Ansichten, die Abneigung gegen puritanische Kirchenformen, den Widerwillen gegen jedes populäre Mitregiment. „Er sah die parlamentarische Verfassung aus dem Standpunkte eines Gewalthabers an, der sich ihrer zu dem vorliegenden Zweck bedienen will, ohne sich von ihr gebunden zu achten, sobald sie ihm unbequem wird. Ihm lag alles an dem nächsten Succeß, für den ihm jedes Mittel recht war.“ Weit entfernt sich der öffentlichen Meinung, wie sie sich in der gesetzgebenden Körperschaft kund gab, zu beugen, bewog er den König, sich über die Opposition hinwegzusetzen. Die in London herrschende Pest wurde als Grund benutzt, die Sitzungen nach der hochkirchlich-konservativen Universitätsstadt Oxford zu verlegen. Der Großsiegelbewahrer Williams, welcher dem Hause die Zusage gegeben hatte, daß die Gesetze gegen die katholischen Priester vollzogen werden sollten, wurde seines Amtes enthoben und eine königliche Amnestie gegen sechs Angeschuldigte erlassen; und als das Parlament eine
Aug. 1625. neue Subsidienbewilligung zurückwies, erfolgte die Auflösung. Durch Wahlbeherrschung und persönliche Einwirkung hoffte der herrschsüchtige Minister, der im geheimen Rat das gebietende Wort führte, eine fügsamere Versammlung zu erhalten. Mehrere hervorragende Glieder der Opposition wurden zu Sherifs ernannt, damit sie nicht wieder gewählt werden könnten.

Das zweite Parlament. Febr. – Juni 1626. Das zweite Parlament, das Karl bald nach seiner Krönung in Westminster versammelte, war von demselben Geist erfüllt wie das erste. Buckingham hatte vor zwei Jahren, als er nach Volksgunst strebte, versprochen, daß über die Verwendung der bewilligten Gelder der Versammlung Rechenschaft abgelegt und nach ihrem Rat und Willen dabei verfahren werden sollte. Darauf kam nun das Parlament zurück. Der König weigerte sich, eine solche parlamentarische Kontrolle, die einer Minister-Verantwortlichkeit gleich kam, über seine Verwaltung ergehen zu lassen, das widerstrebe der Prärogative seiner Krone. Dem Kriegsrat wurde untersagt, diesem Verlangen Folge zu leisten. Zugleich wurde mit der Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes auch nach Ablauf des Termins fortgefahren, ohne daß eine neue Bewilligung nachgesucht worden wäre. Die Entzweiung zwischen der Regierung und der gesetzgebenden Macht wurde immer stärker. Der ganze Haß richtete sich gegen Buckingham, den man beschuldigte, daß er ein absolutes Königtum begründen wolle, wie Richelieu in Frankreich, wie Olivarez in Spanien. Man verlangte, daß er zur Verantwortung gezogen werde. Von beiden Häusern wurden Klagen gegen den schlimmen Ratgeber der Krone eingereicht. In diesem Vorgehen erblickte Karl eine Verletzung seiner königlichen Ehre
15. Juni 1626. und Vorrechte und schritt abermals zur Auflösung.

Dies geschah in einem Augenblick, da die auswärtige Politik Englands große Unzufriedenheit im Volk erregte. Was unter Jakob vorbereitet worden, kam unter seinem Sohn zur Ausführung: Karl trat in den spanisch-österreichischen Krieg ein. So sehr dieser Schritt im Sinn der Nation war, so entsprach doch die Art, wie derselbe ins Werk gesetzt und betrieben wurde, keineswegs den Wünschen und Erwartungen des Landes. Eine Expedition gegen Cadiz unter Lord Wimbledon wurde so ungeschickt ausgeführt, daß die Flotte mit Schaden und Schande zurückkehrte; und anstatt mit den protestantischen Fürsten Deutschlands und mit Dänemark sich zu gemeinsamem energischen Vorgehen zu vereinigen, ließ sich Buckingham von dem französischen Hof zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchen. Wir wissen, daß Richelieu nur durch die Mitwirkung englisch-holländischer Schiffe über die seemächtigen Hugenotten des Südens Vorteile zu erringen vermochte (S. 30). Schon dort wurde erwähnt, welche Erbitterung diese Unterstützung einer katholischen Macht gegen Glaubensverwandte in beiden Staaten erzeugte. Dazu wurden durch diese Unternehmungen die Geldmittel so sehr erschöpft, daß den Mannschaften der Sold nicht bezahlt, daß König Christian IV. von Dänemark und die protestantischen Heerführer an der Elbe nicht unterstützt werden konnten und die Liga und Österreich das Feld behaupteten. Und bald kam es auch noch zu Feindseligkeiten mit Frankreich. Es ist uns aus den früheren Blättern bekannt, zu welchen Verwickelungen die Haltung Karls und Buckinghams gegenüber dem Pariser Hof und den Hugenotten führte; das demonstrative Auftreten der Königin und ihrer französischen und katholischen Umgebung gegen die ketzerischen Engländer bewog den König, einen Teil des Hofhaltes seiner Gemahlin nach Frankreich zu entlassen. In Paris erblickte man darin einen Bruch des Heiratsvertrags. Richelieu ließ durch einen eignen Gesandten Vorstellungen machen. Die Entzweiung wurde noch größer, als sich dann der englische Hof der Hugenotten annahm. So sehr diese veränderte Politik der öffentlichen Meinung in England entgegenkam, so vermochte sie doch keine Versöhnung zu bewirken. Man gab dem Minister schuld, daß er zu diesem Krieg ebenso sehr durch persönliche Motive, durch den Wunsch nach Rache wegen erfahrener Beleidigungen geleitet worden sei, wie bei dem spanischen; und der klägliche Ausgang des Unternehmens gegen die Insel Ré, wobei englisches Blut und englische Ehre schmachvoll geopfert wurde, ohne daß den Glaubensgenossen in Larochelle irgend eine Erleichterung zu teil ward, war nicht geeignet, die verbitterte Stimmung zu mindern.

Auswärtige Politik.

Dez. 1625.

Mit diesen Mißerfolgen nach außen war eine fortwährende Verletzung der Verfassung verbunden. Da die spätern Bewilligungen des Parlaments die Ausgaben nicht deckten, so suchte der König auf anderm Wege sich Geld zu verschaffen: er fuhr fort das Tonnen- und Pfundgeld ohne ständische Bewilligung zu erheben; er machte Zwangsanlehen, er verkaufte Domänen und Monopole. Steuererheber durchzogen die Grafschaften, um die gezwungene Anleihe einzutreiben; wer

Absolutistische Tendenzen.

die Zahlung weigerte, wurde in Haft genommen. Ein anglikanischer Geistlicher, Dr. Sibthorpe, suchte in einer zu Northampton gehaltenen Predigt zu beweisen, daß dem König die Fülle der gesetzgebenden Gewalt innewohne und daß man seinen Befehlen, sofern sie nicht mit Gottes Wort in Widerspruch ständen, unbedingten Gehorsam zu leisten habe. Der König verlangte, daß die Predigt mit erzbischöflicher Autorität gedruckt und verbreitet würde, um die Legalität der Zwangsanleihe darzuthun. Der parlamentarisch gesinnte Erzbischof Abbot verweigerte jedoch die Lizenz. Er wurde mit der königlichen Ungnade bestraft und aus der hohen Kommission gestoßen, die Rede aber unter der Gutheißung Lauds, damals Bischof von London, in die Öffentlichkeit gebracht.

Petition of Right. Nov. 1627. Alle diese Mittel erwiesen sich jedoch als unzureichend. Bei der Rückkehr der Flotte aus dem Biscayischen Meer war der königliche Schatz so erschöpft, daß kaum die Kosten der Hofhaltung bestritten werden konnten; die Hugenotten in Larochelle waren in der größten Bedrängnis, Karls Oheim Christian IV. von Dänemark, sein Schwager, Friedrich von der Pfalz, die deutschen Protestanten wurden nicht unterstützt; Englands Ehre und Ansehen war im Schwinden. Nur eine Verständigung mit dem Parlament konnte die Schädigung heilen. Und es fehlte nicht an Stimmen, welche dazu rieten. Eine Anzahl gelehrter und freisinniger Männer, wie Ed. Coke, John Selden, Robert Cotton, John Glanville, waren eifrig bemüht, ein Gleichgewicht zwischen der Prärogative der Krone und dem parlamentarischen Recht zustandezubringen; der Dänenkönig suchte den Neffen zur Nachgiebigkeit gegen die gemeinsame Stimme der Stände zu bewegen. Es kam dem König schwer an, den ersten Schritt zu thun; sein dynastisches Selbstgefühl, sein Widerwille gegen jede Kontrolle und Beschränkung ließen ihn in den Forderungen des Parlaments unbefugte Eingriffe in seine monarchischen Hoheitsrechte erblicken. Man hörte einmal die harte Äußerung, „es sei ehrenvoller für den König, von den Feinden des Landes in Not gebracht, als von seinen Unterthanen verachtet zu werden“. Die bedrängte Lage zwang ihn jedoch, es noch ein-
22. März 1628. mal mit den Ständen seines Reichs zu versuchen. Im März versammelte er zum drittenmal das Parlament in Westminster, um die Mittel zu einer neuen kräftigeren Kriegführung zu erlangen. Er zeigte sich in manchen Streitpunkten nachgiebiger als früher: die gezwungenen Anleihen ohne die Mitwirkung der Gesetzgebung sollten unterbleiben, Person und Eigentum gesichert sein, Abbot in seine frühere Stellung wieder eingesetzt werden. Auch das Parlament war nicht abgeneigt, durch größere Bewilligungen der Not des Königs abzuhelfen. Aber die Mehrheit der Vertreter war zugleich entschlossen, die Fundamentalrechte gegen alle künftigen Eingriffe und Willkürlichkeiten zu schützen, Bürgschaften zu verlangen, daß die von den Vorfahren überkommenen Rechte, Freiheiten und Gesetze geachtet würden und keine absolute Königsgewalt wie in Frankreich ins Leben trete. Zu dem Ende entwarf das Unterhaus die „Bitte um Recht“ (petition of right), worin der König ersucht ward, die alten Gesetze in bezug auf Eigentum und per-

sönliche Freiheit, die in den vergangenen Jahren vielfach verletzt worden, wieder herzustellen. Es sollte niemand ohne Angabe des Grundes verhaftet, niemand zu einer Steuer oder Leistung, die nicht vom Parlament genehmigt worden, gezwungen werden dürfen. Nur unter dieser Bedingung wurden fünf Subsidien bewilligt. Karl trug Bedenken, diese seine souveräne Gewalt so stark beschränkenden Forderungen zu bestätigen. War es in seinen Augen schon eine ungerechtfertigte Neuerung, daß Steuerbewilligungen an Bedingungen geknüpft wurden, wie sollte für die Sicherheit des Staats und des Königs gesorgt, wie künftigen Verschwörungen vorgebeugt werden, wenn keine Verhaftungen ohne Angabe der Ursache, ohne Beobachtung der juridischen Formen vorgenommen werden sollten, wenn die Regierung nicht mehr befugt sein sollte, aus Staatsgründen sich verdächtiger Personen zu bemächtigen, verräterische Umtriebe durch rasches geheimes Einschreiten zu vereiteln! In keinem andern Land bestand zu jener Zeit ein solches Gesetz. Selbst im Hause der Lords stieß die Vorlage auf Widerspruch; man wollte ihren Wortlaut durch eine Klausel zu gunsten der königlichen Gewalt mindern. Der König hielt mit seiner Bestätigung zurück; er suchte die Versammlung durch die mündliche Versicherung zu beschwichtigen, daß er über die Freiheiten und Rechte des Landes mit derselben Fürsorge wachen werde wie über seine Prärogative, daß die Gesetze beobachtet, die Unterthanen nicht unterdrückt werden sollten; man wollte aber festere Garantien als allgemeine Versprechungen. Karl zog insgeheim die Häupter der Justiz zu Rate und veranlaßte sie zu richterlicher Gutachtung, ob er durch Annahme der Petition auf immer dem Recht entsage, Verhaftungen ohne Angabe der Ursache vorzunehmen. Die Antwort war reserviert, ließ jedoch die Möglichkeit offen, daß die königliche Gewalt in einzelnen Fällen sich über den Wortlaut der Bill wegsetzen könne. 26. Mai 1628.

Aber auch mit diesem Bescheid konnte sich der König immer noch nicht zur Bestätigung entschließen. Dieses Zaudern schrieb man den Eingebungen Buckinghams zu, der in dem Zwiespalt zwischen Krone und Ständen seinen Vorteil sehe. Er nähre den despotischen Sinn des Monarchen und sei die Wurzel alles bisherigen Unheils. Die ganze Opposition richtete sich jetzt gegen den Günstling, der sich durch seinen verderblichen Einfluß auf die Staatsgeschäfte allgemein verhaßt, durch seine Eitelkeit und Frivolität verächtlich gemacht hatte. Die rigorose Lebensanschauung, die durch den Puritanismus mehr und mehr in die Bürgerklassen eindrang, nahm Ärgernis an dem unsittlichen ausschweifenden Lebenswandel des hochgestellten Mannes, an seiner Weltlust, seinem auffallenden Bestreben, die Schönheit seiner Person durch weibischen Putz, durch Kleiderpracht und künstlichen Schmuck zu erhöhen, um in den vornehmen Damenkreisen zu glänzen. Die Beweglichkeit seines Geistes, die unruhige Geschäftigkeit, die zeitweise mit körperlicher Erschlaffung abwechselte, die Wandelbarkeit seiner Natur, die unberechenbar von einem Entschluß zum andern übersprang, die selbstsüchtige Rücksichtslosigkeit bei Behandlung der öffentlichen Dinge erweckten die Besorgnis, Der Herzog v. Buckingham.

daß unter seiner Leitung in die Regierung und in das gemeine Wesen nie ein fester Plan, nie eine gesicherte Rechtsordnung eindringen werde. So reifte denn nach aufregenden Debatten im Unterhause der Gedanke, den Herzog wegen Verletzung der Verfassung in Anklagestand zu versetzen. Diese Wendung war für den König ein Dolchstoß. Sollte er seinen Liebling, seinen Vertrauten und Berater den Angriffen seiner Feinde preisgeben? Sollte er den ihm so widerwärtigen Grundsatz der Ministerverantwortlichkeit Platz greifen lassen? Nimmermehr konnte er sich zu einer solchen Demütigung entschließen. Nachdem er mit sich selbst und mit seinem geheimen Rat die Lage der Dinge erwogen, beschloß er, um die dem Günstling drohende Gefahr abzuwenden, die Bitte um Recht anzunehmen.
7. Juni 1628. In einer feierlichen Sitzung beider Häuser wurde in Gegenwart des Monarchen das Schriftstück verlesen und von diesem durch die alte Formel: „es geschehe Recht, wie begehrt wird,“ bestätigt, ein Ereignis, das von der Versammlung wie von der ganzen Nation mit Freudenbezeugungen begrüßt ward. Glockengeläute und festliche Feuersäulen gaben in Stadt und Land die Stimmung der Gemüter kund.

Vertagung des Parlaments. Und doch trat keine aufrichtige Versöhnung ein. Aus der Rede des Königs konnte man entnehmen, daß er keineswegs gewillt sei, seiner Prärogative etwas zu vergeben, daß er nur dem Druck der Zeitumstände gewichen, keineswegs aber seine Ansichten über die souveräne Gewalt der Krone geändert habe. Daß man auch im Parlament diese Gesinnung durchfühlte und keineswegs vertrauensselig einem Regiment sich hingab, dessen Zügel noch immer in den Händen eines Buckingham ruhten, ging aus dem Verlauf der weitern Verhandlungen hervor. Man erhob Beschwerden über eine Menge von Thatsachen, durch welche die Religion und die Staatsverfassung des Landes gefährdet werde, über die mangelhafte Ausführung der Rekusantengesetze, wodurch in Irland und England die ultramontanen Hinneigungen gefördert würden, über den schmachvollen Kriegszug, wodurch der Vorteil und die Ehre des Landes geschädigt sei, über die Mißachtung der nationalen Rechte. An allen diesen Übeln sei der Herzog von Buckingham schuld; der König möge daher zur Beruhigung des Volks diesen Mann von den Regierungsgeschäften entfernen. Es war keine Anklage, es war nur eine „Remonstration“, eine Bitte und Vorstellung. Dennoch war der König sehr ungehalten. Mit Vorwürfen empfing er die Deputation: das Haus zeige wenig Einsicht in Staatsangelegenheiten, sagte er. Die alte Verstimmung und Entzweiung kehrte zurück. Das Unterhaus brachte von neuem die unberechtigte Erhebung der Zölle zur Diskussion. Der König erklärte kurz und bestimmt, daß das Pfund- und Tonnengeld der Krone gehöre, und sprach mit Zeichen der Ungnade
26. Juni 1628. die Vertagung des Hauses aus.

Buckinghams Ausgang. Gerade damals war die Expedition zur Befreiung Larochelles im Gang, die uns aus früheren Blättern bekannt ist (S. 32 f.). Sobald nun der Herzog durch die Vertagung des Parlaments freie Hand erhielt, begab er sich nach Ports-

mouth, um die Abfahrt der Flotte mit mehr Eifer zu betreiben. Er trug sich mit hochfliegenden Plänen: England sollte in die kriegerischen Angelegenheiten der Zeit energischer eingreifen, sich der Protestanten auf dem Kontinent entschiedener annehmen; durch auswärtige Erfolge und glorreiche Kriegsthaten hoffte er die innere Gärung niederzuwerfen, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen, die Machtstellung des Königs zu befestigen. Es war ihm bereits gelungen in die parlamentarische Opposition eine Bresche zu schlagen, indem er zwei ihrer fähigsten und beredtesten Vorkämpfer, Sir John Savile und Sir Thomas Wentworth, auf seine Seite brachte. Zu Baronets erhoben traten beide in die Dienste des Königs und widmeten ihm ihre Talente. Aber der revolutionäre Geist war schon zu mächtig geworden; die „Remonstration" des Parlaments gegen den Minister war in die Nation gedrungen und hatte eine Aufregung und Erbitterung erzeugt, die wie eine zündende Flamme um sich griff. Aufreizende Plakate wurden angeschlagen; Dr. Lamb, ein Lehnsmann und Arzt des Herzogs, wurde auf offener Straße ermordet. Bald sollte dasselbe Schicksal den Lord selbst erreichen. Als er eines Morgens durch die von Menschen gefüllte Vorhalle seines Hauses in Portsmouth schritt, erhielt er einen Dolchstich in die Brust von solcher Wirkung, daß er nach kurzem Todeskampf eine Leiche war. Der Mörder war ein Offizier der königlichen Armee, Namens Felton, der zweimal im Avancement hinter jüngeren Männern zurückgesetzt worden war und darum den Herzog haßte. In seinem Entschluß, sich an demselben zu rächen, wurde er durch die Remonstration des Parlaments und die öffentliche Stimme, die den Minister als den Feind des Landes und der Religion hinstellte, bestärkt. Man fand ein Papier bei ihm, auf welchem die Worte standen: „der Mann ist feig und niederträchtig und unwürdig des Namens eines Gentleman und Soldaten, der nicht bereit ist, sein Leben zu opfern für die Ehre Gottes, seines Königs und seines Vaterlandes". Andre Aufzeichnungen, die man in seiner Wohnung fand, gaben Zeugnis, daß er des festen Glaubens lebte, es sei Pflicht gegen Gott und das Vaterland den Feind des gemeinen Wesens zu töten. Auf die Frage nach Mitschuldigen sagte er, das Verdienst und der Ruhm komme bloß ihm zu. Um den Mord auszuführen, hatte er eine Reise von siebzig englischen Meilen gemacht. Vor Gericht legte er ein offenes Geständnis ab; doch scheint er im Gefängnis zu der Einsicht gebracht worden zu sein, daß er Unrecht gethan habe. Wenigstens sprach er vor seiner Hinrichtung seine Reue aus. Die Anwendung der Folter, um weitere Geständnisse zu erpressen, hatten die Richter verweigert, weil es den englischen Gesetzen zuwider sei. Ein solches Ende nahm der Herzog von Buckingham, der allmächtige Minister und Günstling zweier Könige. Er stand auf dem Gipfel seiner Größe, als er, erst sechsunddreißig Jahre alt, durch Mörderhand weggerafft wurde. Karl vernahm die Botschaft mit ruhiger Miene, seine innere Bewegung beherrschend. Dann schloß er sich zwei Tage ein und überließ sich seinem Schmerz. Er nannte den verstorbenen Günstling einen Märtyrer seines Fürsten, ließ ihn

23. Aug. 1628.

17. Sept. 1628. in der Westminsterkirche beisetzen und ehrte sein Andenken. Wäre der Herzog dem Mordstahl Feltons entgangen, urteilt Lingard, so wäre er wahrscheinlich mit der Zeit unter dem Beil des Henkers gestorben.

Wachsende Opposition und neue Parlaments-auflösung. 1629. Im Januar des folgenden Jahres versammelte Karl das Parlament abermals in seiner Hauptstadt; er mochte glauben, daß das tragische Ende Buckinghams eine versöhnende Wirkung auf die Gemüter hervorgebracht habe. Aber die Abgeordneten kamen unter Eindrücken zusammen, die neue Kämpfe hervorrufen mußten. Wir wissen, wie kläglich der Krieg vor Larochelle ausging; das hugenottische Bollwerk mußte sich dem Kardinal Richelieu unterwerfen, ohne von der englischen Flotte die geringste Hilfe erhalten zu haben, ein schwerer Schlag für die Weltstellung des protestantischen Inselreichs. Mehrere Londoner Kaufleute, welche das von dem Parlament nicht bewilligte Tonnen- und Pfundgeld verweigert hatten, waren gepfändet worden. Man nahm Ärgernis, daß am Hofe die katholisierenden Tendenzen unter dem Einfluß der Königin wieder stark hervortraten, daß Papisten und Jesuiten begünstigt wurden, daß in den hochkirchlichen Kreisen die arminianische Glaubensrichtung, die man als die Brutstätte des Romanismus, bezeichnete, mehr und mehr Eingang fand. Es schien bedenklich, daß in einem neuen Abdruck der Konfession die Klausel beigefügt war: „die Kirche hat Macht, über religiöse Gebräuche und Zeremonien zu bestimmen und die höchste Autorität in Glaubenssachen", eine Klausel, wodurch man die Uniformitätsakte gefährdet glaubte. Montague, der einst die königliche Machtfülle so eifrig gepredigt, war zum Bischof von Chichester erhoben, ein anderer Geistlicher gleicher Richtung, Roger Mainwearing, welcher aus der heil. Schrift bewies, daß der König unbeschränkt sei und das Recht der Besteuerung ihm von niemand bestritten werden könne, von der ihm auferlegten Geldbuße befreit worden. Es stellte sich heraus, daß eine Ausgabe der „Bitte um Recht" im Umlauf sei, welche nicht die Bestätigung des Königs, sondern die erste ausweichende und unbestimmte Erklärung enthielt, eine unwürdige Doppelzüngigkeit, welche alles Vertrauen in die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit des Monarchen zerstören mußte. Unter solchen Umständen nahmen die Parlamentsverhandlungen bald einen stürmischen Charakter an. Der König bestand darauf, daß das Tonnen- und Pfundgeld wie seinen Vorgängern so auch ihm auf Lebenszeit bewilligt werde; er werde es immer als eine Gabe des Volks betrachten, aber es widerstrebe seiner Ehre, daß ihm das Recht der Zollerhebung nur auf kurze Frist zugestanden worden, daß er gleichsam von der Hand in den Mund leben solle; auch sei es für eine geordnete Staatshaushaltung unumgänglich notwendig, daß in den laufenden Einnahmen keine Unterbrechung oder Störung eintrete. Allein schon bei dieser Frage gingen die Ansichten und Ziele so weit auseinander, daß zu einer Verständigung wenig Aussicht war. Während das Parlament auf dem Rechte bestand, die Erhebung der Steuern von seiner Zustimmung abhängig zu machen, die Zollsätze im einzelnen festzustellen, von allen Einnahmen und Aus-

gaben öffentlicher Gelder Kenntnis zu erhalten, erließ der König an die Schatzkammer und an die Zolleinnehmer den Befehl, daß das Tonnen- und Pfundgeld nach wie vor forterhoben und alle, welche die Zahlung weigern würden, in Strafe genommen werden sollten. Als das Parlament verlangte, daß den Londoner 2. März 1629. Kaufleuten die weggenommenen Güter zurückerstattet, die Steuerbeamten in gerichtliche Untersuchung gezogen würden, beschloß Karl, die Sitzungen bis zum 10. März zu vertagen. Der Sprecher John Finch, der von der popularen zur königlichen Partei übergegangen war, verkündete dem Hause den Befehl und wollte sofort die Sitzung schließen. Aber in derselben Stunde hatte John Eliot eine Protestation eingebracht, welche die Männer der Opposition zuvor durchgeführt sehen wollten. Da entstand in der Versammlung eine Szene, wie in den parlamentarischen Annalen noch nichts Ähnliches erlebt worden. Zwei Mitglieder, Hollis und Valentine, legten Hand an den Sprecher und hielten ihn mit Gewalt auf dem Stuhle fest, während unter Tumult und leidenschaftlichen Reden die Protestation verlesen oder vielmehr mündlich vorgetragen ward. Der Sprecher weinte und schrie; man ließ ihn nicht los; schon war der Beamte mit seinem schwarzen Stab in der Vorhalle erschienen, um die Botschaft des Königs zu verkünden; man verschloß die Thür des Saales, um die nötige Zeit zu gewinnen, den Antrag Eliots zur Abstimmung zu bringen. Darin hieß es: jeder solle als Landesverräter und Feind des Königreichs und des gemeinen Wesens angesehen und behandelt werden, der es versuche, Papismus, Arianismus oder andre mit der wahren orthodoxen Kirche nicht übereinstimmende Lehren einzuführen: der die Erhebung von Steuern und Zöllen ohne Bewilligung des Parlaments vollziehe oder anrate, ja sogar derjenige, der solche bezahle. Kaum hatte die Mehrheit des Hauses den Protest angenommen, so wurde der Versuch gemacht, die Thür zu sprengen. Da verließen die Mitglieder den Saal und gingen ihres Weges. Nach solchen Auftritten war ein Zusammengehen des damaligen Parlaments und der Regierung eine Unmöglichkeit. Dies erkannte man auch im geheimen Rat, wo insonderheit der Schatzmeister Richard Weston, der schon wegen seiner Vorliebe für Papisten und Jesuiten bei dem Volk verhaßt war, dem König riet, an seiner Prärogative festzuhalten. Als der Termin der Vertagung abgelaufen war, erschien Karl im Hause der Lords und sprach die Auf- 10. März 1629. lösung des Parlaments aus, ohne das andre Haus hinzuzurufen. Schon vorher hatte er Befehl gegeben, neun Mitglieder der Opposition, darunter Eliot, Hollis, Valentine, Selden, in Haft zu bringen und wegen Ungehorsams gegen König und Obrigkeit in Anklagestand zu setzen. Jetzt ließ er eine Proklamation ausgehen, worin es hieß, er habe genügend gezeigt, daß er keine Abneigung gegen parlamentarische Versammlungen hege; allein die aufrührerische Haltung der Mitglieder des Unterhauses habe ihn wider seinen Willen bewogen, andre Wege zu betreten. Er werde jetzt die Stände des Reichs nicht mehr versammeln und es als Anmaßung ansehen, wenn ihn jemand zu irgend einer Zeit dazu

drängen wolle; das Volk solle erst seine Handlungen und Interessen besser kennen lernen. Berufen, Halten und Auflösen des Parlaments stehe ausschließlich in der Macht und in dem Belieben des Königs. Damit begann eine neue Periode in der Verfassungsgeschichte Englands. Karl I. betrat die Bahn, die in Frankreich Ludwig XIII. mit Richelieus Hilfe seit fünfzehn Jahren glücklich und erfolgreich gewandelt war. Aber die Lage der Dinge war in beiden Ländern eine verschiedene: in Frankreich standen dem absoluten Königtum ständische Gewalten gegenüber, welche ihre Sonderrechte und Partikularinteressen auf Kosten einer einheitlichen kräftigen Regierungsmacht zu erhalten und zu mehren bedacht waren; in England war das Parlament der Ausdruck eines nationalen Gesamtwillens, welcher die in heißen Kämpfen errungenen Rechte und Freiheiten des Volks, die durch den Despotismus der Tudors durchbrochen und verdunkelt worden waren, zurückerobern und freilich dann auch mehren wollte.

2. Die Regierung ohne Parlament.

Die königlichen Räte.

Karl I. wagte den gefährlichen Schritt, die bisherige Staatsordnung Englands auf die Seite zu schieben und ohne Zuziehung der Reichsstände die Regierung zu führen. In diesem Vorhaben wurde er durch einige Mitglieder des geheimen Rats bestärkt, unter denen Thomas Wentworth und Richard Weston die entscheidendste Stimme hatten. Der erstere hatte sich, wie wir sahen, schon zur Zeit Buckinghams durch seinen brennenden Ehrgeiz verleiten lassen, aus den Reihen der Opposition im Unterhause in den königlichen Rat überzutreten. Ein kraftvoller, energischer, rücksichtsloser Mann, war er jetzt vor allem beflissen die Macht der Krone zu heben und zu stärken. Er wollte Unumschränktheit, aber zum Besten des Volks gebraucht. Mit dem Eifer eines Renegaten bekämpfte er jetzt die Ansichten seiner früheren Tage und seine ehemaligen Gesinnungsgenossen; die Stände und die persönliche Freiheit des ganzen Volks sollten der Krone zur Verfügung gestellt werden. Richard Weston war ein großes administratives Talent von unermüdlicher Thätigkeit und fruchtbar in Auffindung von Hilfsmitteln, geschickter in der innern Verwaltung als in diplomatischen Geschäften und in den Angelegenheiten äußerer Politik. Beide erfreuten sich der Gunst und Gnade des Königs und stiegen rasch zu den höchsten Ehrenstellen auf. Wentworth wurde zum Lord-Statthalter von Irland und zum Grafen von Strafford erhoben; Weston erhielt den Rang eines Earl von Portland und trat durch die Vermählung seines Sohnes mit einer Dame aus dem Hause Lennox in Verwandtschaft mit der königlichen Familie. Neben ihnen standen die Grafen von Carlisle und Holland am höchsten im Vertrauen des Königs. Jener war ein Schotte, James Hay, den Jakob mit nach England genommen und in auswärtigen Geschäften vielfach verwendet hatte; der letztere, Henry Rich, war durch Buckingham in die Höhe gekommen und erfreute sich besonders der Gunst der

Königin, bei deren Überführung nach England er einst thätig gewesen. Reich und prachtliebend, gehörte er zu den glänzendsten Erscheinungen in Whitehall. Sie alle und noch mancher andere Staatsmann, wie Graf Arundel aus dem Hause Howard, wie Cottington, ein geheimer Papist, wie Dudley Digges, strebten nach dem „Sonnenschein des Hofes" und nährten die absolutistischen Tendenzen des Monarchen.

Noch stand die englische Regierung mit Frankreich auf dem Kriegsfuß. Frieden mit Frankreich u. Spanien.
Aber was konnte seit dem Fall von Larochelle noch weiter erzielt werden? Bereits hatte Richelieu mit den Hugenotten Unterhandlungen angeknüpft, die bald nachher zu dem Abkommen von Nimes führten (S. 33). Da hielt man es in London für zweckmäßig, sich mit dem Pariser Hof zu verständigen, um ungestört von äußern Sorgen die ganze Aufmerksamkeit den innern Dingen widmen zu können. Schon waren durch die venetianischen Gesandten in beiden Ländern Versuche zu einer Ausgleichung gemacht worden. Diese wurde unter den obwaltenden Umständen bald erzielt. In dem Frieden von Susa gab England jede fernere Unter- 1. Apr. 1629.
stützung der Hugenotten auf und zerriß damit das letzte Band des Zusammenhangs, der seit dem Mittelalter zwischen dem südwestlichen Frankreich und Großbritannien bestanden. Es ist möglich, daß die Vorstellungen von seiten Englands den Kardinal Richelieu bewogen haben, in dem „Gnadenedikt von Nimes" den Hugenotten mäßige Bedingungen zu gewähren, doch wurde in dem Friedensinstrument der englischen Vermittlung keine Erwähnung gethan. Den französischen Reformierten sollte jede Hoffnung auf ein englisches Schutzverhältnis abgeschnitten werden. Dagegen erwies sich der französische Hof nach einer andern Seite nachgiebiger. Er bestand nicht auf der wörtlichen Ausführung der Bestimmungen des Heiratsvertrags, um dem englischen König und seinen Räten keine Schwierigkeiten gegenüber den puritanischen Religionseiferern zu bereiten; der Hofhalt der Königin sollte fortbestehen, wie er vor kurzem eingerichtet worden war. Richelieu, gerade damals mit dem Krieg wider die spanisch-österreichische Macht in Italien beschäftigt (S. 35), hoffte jetzt die englische Regierung zu einem energischen Vorgehen gegen dieselbe Macht in Norddeutschland bewegen zu können. Hatte doch Karl I. von jeher die Absicht ausgesprochen, seinem landesflüchtigen Schwager wieder zu seinem Kurfürstentum zu verhelfen. Eine Vereinigung der protestantischen Mächte im Norden, der Dänen und Schweden, der Holländer, Engländer und Hanseaten, konnte den Wallensteinschen Eroberungsplänen an der Ost- und Nordsee Halt gebieten und das Habsburger Herrscherhaus zur Nachgiebigkeit zwingen. Aber es kam anders. Bei der in England herrschenden Geldverlegenheit war man jedem auswärtigen Krieg abgeneigt. Um in der Bekämpfung des innern Feindes nicht gehemmt zu sein, gab Karl auch die Sache seines Schwagers preis. Die Zurückhaltung Englands bewog den dänischen König auf die Friedensvorschläge des kaiserlichen Feldherrn einzugehen. Wir wissen, daß er im Frieden von Lübeck gegen die Rückgabe seiner schleswig-holsteinischen Besitzungen

jeder weitern Einmischung in die deutschen Angelegenheiten entsagte (XI, 897). In Wien hat man diesen für Dänemark nicht ungünstigen Frieden gerade deshalb zu einem schleunigen Abschluß geführt, um den Bund der nordischen Seestaaten, über den man in Kopenhagen verhandelte, im Entstehen zu brechen. Und bald folgte Karl dem Beispiel seines Oheims. Der Brüsseler Hof leitete durch den Maler P. P. Rubens, der neben seiner Kunst auch diplomatische und politische Geschäfte betrieb, in London Verhandlungen ein, die dann durch Cottington in Madrid und durch Don Carlos Coloma, einen vertrauten Minister der Infantin Isabella, in London weiter geführt wurden und den Frieden vom 5. November zur Folge hatten. In dem Augenblick, da durch die Erscheinung Gustav Adolfs der große Krieg eine neue Wendung nahm und dem Kurfürsten von der Pfalz die Wiedererwerbung seines Landes mehr als je in Aussicht gestellt ward, erneuerte König Karl mit Spanien den Friedensvertrag seines Vaters vom J. 1604. Er begnügte sich mit dem vagen Versprechen Philipps IV., daß ihm in der pfälzischen Sache Genugthuung verschafft werden solle. Wo waren die stolzen Entwürfe seiner Jugend geblieben! Um seine absolutistischen Pläne im eignen Lande durchzuführen, gab er seine Ehre und seine nächsten Verwandten preis.

Karls matte Kriegspolitik. Karls spanisch gesinnter katholischer Unterhändler Cottington ließ sich sogar von dem Madrider Hof zu einem geheimen Vertrag bewegen, worin die Mitwirkung Englands zur Wiedereroberung der vereinigten Niederlande zugesagt war. Dafür sollte Zeeland dem englischen Monarchen zufallen. Schließlich verweigerte Karl doch die Ratifikation des Vertrags und beruhigte die Generalstaaten durch die Zusicherung, daß der Friedensschluß mit Spanien dem Verhältnis zu ihnen keinen Eintrag thun solle. Dann und wann regte sich in seinem Innern noch ein Gefühl für die weltgeschichtliche Aufgabe, die er sich einst gestellt hatte, die aber jetzt unter den innern Zerwürfnissen zurückgetreten war. In einer solchen Anwandlung schrieb er an seine Schwester, daß er mit Frankreich und Holland zur Wiederherstellung des Kurfürsten sich vereinigen werde. Wie weit blieben aber seine Thaten hinter seinen Worten zurück! Als Gustav Adolf in Deutschland einzog, stellte sich James Hamilton mit einigen schottischen und englischen Regimentern bei ihm ein, um der unglücklichen Böhmenkönigin seine ritterliche Hilfe zu widmen; von ihrem Monarchen im Stiche gelassen, wurden die tapfern Männer durch Kämpfe, Strapazen und Entbehrungen größtenteils aufgerieben. Als die Schweden die Pfalz besetzten, schickte Karl einen Gesandten, Henry Vane ab, um den nordischen König zur Restitution des Landes an den rechtmäßigen Fürsten zu bewegen. Aber welchen Eindruck konnte die Intervention eines Monarchen machen, der mit dem Feind in Frieden und Eintracht leben wollte und nur Worte und Fürbitten zu bieten hatte? Und als der unglückliche Kurfürst in Mainz vor der Zeit aus der Welt schied, hatte Karl für die Schwester und den Neffen nur leere Vertröstungen, diplomatische Verwendung und unwirksame Gesandtschaften an den Reichskanzler und an die protestantischen Fürsten. Nie konnte er es über sich gewinnen, in günstigen Momenten durch Absendung einer kleinen Heeresmacht dem Administrator der Pfalz eine nachdrückliche Hilfe zu leisten. Denn ein kriegerisches Eingreifen hätte ihn genötigt, sich an die Nation zu wenden und ein Parlament einzuberufen, und die Teilnahme an Konferenzen und Verhandlungen der evangelischen Bundesverwandten hätte ihn in ine Parteistellung gegen die katholischen Mächte gebracht.

So verlor England allen Einfluß auf die europäische Politik. Unterdessen gründeten die Holländer ihre See- und Kolonialherrschaft in dem Indischen Archipel, und Frankreich that nicht bloß den ersten Schritt zu seiner kontinentalen Machtstellung, sondern vergrößerte auch seine Marine. Als Selden in seinem bekannten Buch nachzuweisen suchte, daß England einen gegründeten Anspruch auf die Oberherrschaft in den benachbarten Meeren habe, war es bereits sehr zweifelhaft, ob das angebliche Recht gegenüber den wirklichen Verhältnissen aufrecht erhalten werden könne. Während Karl seinen Unterthanen gegenüber sich als stolzen Selbstherrscher zeigen wollte, flehte er durch demütige Gesandtschaften nach Wien um gnädige Berücksichtigung der Rechte seines Neffen Karl Ludwig, der ja an dem Majestätsverbrechen seines Vaters unschuldig sei, und ließ sich durch gleisnerische Worte und Verheißungen täuschen! Als vor dem Fürstentag von Regensburg (XI, 961) die kaiserlichen Minister den Kurfürsten Maximilian zur Nachgiebigkeit in Beziehung auf die Restitution der Pfalz an den Neffen Karls zu bewegen suchten und dabei bemerkten, daß die Unterstützung der englischen Marine, die man sich dadurch erwerben würde, der katholisch-österreichischen Partei von großem Nutzen sein werde, wies der Bayer die Anmutung mit der Bemerkung zurück: der König könne seine Flotte nicht lange in See halten, da er sich mit seinen Reichsständen nicht verstehe, ohne deren Bewilligung er doch auf keine dauernde Kontribution rechnen könne. Damit bezeichnete Maximilian die tiefe Wunde, an welcher der englische Staat damals krankte. Über ein Jahrzehnt regierte Karl ohne Parlament; sein Widerwille gegen die trotzigen Volksvertreter nahm mit den Jahren zu, er wollte keinerlei Beschränkungen seiner königlichen Machtvollkommenheit dulden. Auf das Erbrecht der Stuarts sich stützend, das von allen drei Reichen und von allen Religionsparteien gleichmäßig anerkannt sei, erblickte er in den Parlamenten nur untergeordnete Körperschaften von provinzieller Bedeutung, denen auf die Regierung der Gesamtmonarchie nur ein beschränkter Einfluß zustehe. Der König und seine Staatsmänner und Bischöfe sahen in denselben nur „Ratsversammlungen, die man nach Belieben befragen könne oder auch nicht, deren Pflicht es sei, die Krone zu unterstützen, ohne das Recht, ihr etwas vorzuschreiben, oder in ihren Bewegungen hinderlich zu werden". Dieser Anschauung allgemeine Geltung zu verschaffen, war nun das Hauptziel von Karls Regierung in den dreißiger Jahren.

Ohnmacht nach außen und Fürstenstolz im Innern.

Freilich mußte der König während der Zeit auf alle Steuerbewilligungen verzichten, aber seine ergebenen Räte fanden Mittel und Wege den Ausfall zu decken. Eine Zeitlang reichten die von dem Unterhaus bewilligten fünf Subsidien aus; das Tonnen- und Pfundgeld wurde ohne ständische Mitwirkung erhoben, und da seit der Herstellung des Friedens mit Frankreich und Spanien und bei der auf einen großen Teil des Festlandes herrschenden Unsicherheit der englische Handel wieder lebhafter betrieben ward, so flossen die Einnahmen ergiebiger. Manche aus der Fremde eingeführte Lebensbedürfnisse wurden zur

Steuererhebung ohne Parlament.

Versteuerung beigezogen, manche neue Abgabe aufgebracht. Es kam selten mehr vor, daß Ballen von Wollwaren von den Häfen wieder nach den Manufakturorten zurückgingen, weil man den Zoll nicht bezahlen wollte, oder daß fremde Kaufleute ihre Waren nicht ausladen ließen aus Besorgnis, wenn sie die Taxe entrichteten, würden sie von der Bevölkerung Unannehmlichkeiten oder Mißhandlungen erfahren. Niemand war mehr geeignet, Ausgaben und Einnahmen in einem geregelten Gang zu halten, durch Sparsamkeit und umsichtige Verwaltung im Staatshaushalt Ordnung zu schaffen, entstehende Notstände oder Verlegenheiten durch neue Hilfsmittel zu beseitigen, als der Großschatzmeister Weston. Er und seine Gesinnungsgenossen im geheimen Rat spähten in den alten Steuerrollen nach, um verjährte und vergessene Gerechtsame und Ansprüche der Krone wieder geltend zu machen. Da fanden sie denn bald eine Menge von Bestimmungen, die als Einnahmequelle benutzt werden konnten. Nach altem Herkommen und Feudalrecht sollten alle Vasallen bei der Krönung erscheinen, um den Ritterschlag zu empfangen. Dieser veralteten Verpflichtung hatten sich sehr viele entzogen und wurden jetzt für die Versäumnis mit Geldstrafen belegt. Von den Inhabern ehemaliger Domänen und Kirchengüter wurden unter dem Vorwand mangelhafter Besitztitel hohe Summen erpreßt. Oberforstrichter durchzogen die Grafschaften, um alle, die sich innerhalb der Grenzen der alten Königsforsten angebaut hatten, zur Vorzeigung ihrer Rechtsurkunden aufzufordern; wer sich nicht durch Dokumente auszuweisen vermochte, mußte Geldzahlung leisten. König Jakob hatte, um den unaufhörlichen Seuchen, die von der wachsenden Bevölkerung hergeleitet wurden, zu begegnen, durch eine Verordnung die Vergrößerung der Hauptstadt und die Aufführung neuer Häuser verboten; die Gerichte hatten dies für ungesetzlich erklärt und London war daher nach allen Seiten erweitert worden. Nun ließ die Regierung durch Kommissare die Neubauten aufnehmen und die Übertreter der Verordnung zur Strafe ziehen. Ferner wurde von dem Verkauf der Monopole ein für Industrie, Verkehr und Gewerbwesen sehr nachteiliger Gebrauch gemacht; es bildeten sich Vereine zur Erwerbung von Patenten zu ausschließlichem Gewerbebetrieb. Durch solche und andre Mittel wurden der Staatskasse beträchtliche Summen zugeführt, die bei sparsamer, geregelter Haushaltung für die laufenden Ausgaben genügten. Man ging dabei vorsichtig zu Werke.

„Der König," so berichtet nach Ranke der Venetianer Correro, „bewegt sich zwischen den Klippen, von denen er umgeben ist, langsam aber mit Sicherheit. Die Richter legen die Gesetze zu seinem Vorteil aus, da es keine Parlamente gibt, die ihnen widersprechen könnten: die Unterthanen aber wagen alsdann nicht entgegenzutreten. Mit dem Schlüssel der Gesetze sucht er sich die Pforte zur absoluten Gewalt zu eröffnen."

Das Schiffsgeld. Wenn schon diese peinliche Ausbeutung veralteter oder zweifelhafter Hoheitsrechte, die nur gewisse Klassen der Bevölkerung traf, große Unzufriedenheit erregte, welchen Eindruck mußte es erst machen, als auf Grund ehemaliger für ganz andre Verhältnisse berechneter Anordnungen eine Steuer ausgeschrieben

ward, die das ganze Land anging und zu weitgehenden Konsequenzen führen konnte? Es war in frühern Zeiten öfters vorgekommen, daß bei Kriegsnöten zur Verteidigung des Landes das Volk zur Ausrüstung von Schiffen oder zu Geldbeiträgen dafür angehalten worden war. Noch zur Zeit der Armada hatte Elisabeth zu diesem Mittel gegriffen. Aber welche Mißstimmung mußte es hervorbringen, als jetzt, da England sich von allen auswärtigen Kriegshändeln fern hielt und von keiner Seite ein Angriff zur See zu befürchten war, ein Schiffsgeld ausgeschrieben wurde, das von dem ganzen Königreich erhoben zur Mehrung und Ausrüstung der Marine verwendet werden sollte. Man rechnete aus, daß die königliche Einnahme dadurch um 218,500 Pf. St. im Jahr wuchs. Auch Mannschaften zur Bewachung der Küsten gedachte man aufzustellen. Sie sollten den Kern einer stehenden Armee bilden, wodurch alle Bewegungen im Innern niedergeschlagen werden könnten. Als die ungewöhnliche Maßregel großen Widerspruch erfuhr, wurden die Ausleger der Gesetze um ein Urteil angegangen. Da erklärten die Richter, „wenn das Reich in Gefahr sei und der König es für notwendig halte, so stehe ihm das Recht zu, unter dem großen Siegel von England seinen Unterthanen zu gebieten, eine so große Anzahl von Schiffen auszurüsten, als ihm notwendig scheine; im Fall sie sich dessen weigern sollten, sei er den Gesetzen gemäß vollkommen befugt, sie dazu zu nötigen". Nun schritt der König zur Ausführung. Aber die Gerichtshöfe hatten sich schon so oft zu Werkzeugen des Despotismus gebrauchen lassen, daß das Vertrauen in ihre Gerechtigkeit und Unparteilichkeit bereits tief erschüttert war. In den Hofkreisen herrschte große Freude über den Triumph; man überlegte, wie man den Ausspruch im Interesse des Absolutismus noch weiter verwerten könne. „Da der König das Recht hat eine Steuer zur Ausrüstung einer Flotte anzuordnen," schrieb Lord Strafford aus Irland, „so muß es sich mit der Werbung einer Armee ebenso verhalten und derselbe Grund, der ihn berechtigt ein Heer zu werben, um einer Invasion zu widerstehen, wird ihn auch berechtigen, dieses Heer ins Ausland zu führen, um derselben zuvorzukommen. So lange dem König nicht die nämliche Befugnis, die ihm jetzt für die Seemacht zukommt, auch für die Landmacht zugesprochen wird, steht seine Gewalt nur auf einem Fuß. Überdem, was Gesetz in England ist, ist auch Gesetz in Schottland und in Irland. Dieser Richterspruch macht den König absolut zu Hause und furchtbar nach außen. Laßt ihn nur noch wenige Jahre sich des Kriegs enthalten, damit sich seine Unterthanen an die Bezahlung der Steuer gewöhnen, und er wird sich mächtiger und geehrter sehen als irgend einer seiner Vorfahren." Aber nicht alle teilten diese Auffassung. Ein wohlhabender Gutsbesitzer in Buckinghamshire, John Hampden, ein stiller ruhiger Mann von wenig Worten, der aber unter seinem schlichten Gewand ein gesundes Urteil und einen festen beharrlichen Sinn barg, sprach die gerichtliche Entscheidung an, ob er wirklich verpflichtet sei, das Schiffsgeld zu zahlen. Es war ihm nicht um die geringe Summe von 20 Schilling zu thun,

John Hampden 1594—1643.

die er zuvor bei dem Sheriff hinterlegte, sondern um Feststellung des Landrechts. Die Richter der Schatzkammer konnten sein Verlangen nicht zurückweisen und so Nov. 1637. erfolgte denn eine Rechtshandlung, welche das ganze Land in Spannung hielt. Drei Monate dauerte die Beratung; das Ergebnis war, daß sieben Richter sich für die Prärogative des Königs, fünf für Hampden aussprachen. So war wohl nachgewiesen, daß das Schiffsgeld in dem Rechtsherkommen seine Begründung habe, aber Hampdens Argumente gegen die Anwendung in der Gegenwart waren in den Augen des Volks durchschlagend. Seitdem war sein Name in aller Mund. Immer größer wurde das Mißtrauen gegen die Richter und Gesetzeskundigen, die aus der Pflicht des Königs, das Reich zu verteidigen und zu regieren, ein Recht herleiteten, eigenmächtig von den Unterthanen die Mittel dazu zu fordern und zu erzwingen. „Unter dem Obertribunal der Sternkammer wurden die Gerichte terrorisiert und gegen Widerspenstigkeit jeder Art mittels eines polizeilichen Schreckenssystems verfahren.“

Katholisierende Tendenzen. Wie groß übrigens die Unzufriedenheit des Volks über die ungesetzliche Zwangsbesteuerung immerhin sein mochte, sie schnitt nicht so tief ins Fleisch als die Härte, womit der König seine Widersacher behandelte, als der religiöse Druck, den der Hof und die um ihn gescharte hochkirchliche Kamarilla gegen die Bekenner abweichender Doktrinen ausübten. Die Stuarts, sowohl Jakob als Karl, waren rachsüchtiger Natur; nie verziehen sie eine Beleidigung und ihre Widersacher haßten und verfolgten sie aufs Blut. Die verhafteten Parlamentsglieder, die sich weigerten vor Gericht zu erscheinen, wurden so streng behandelt, daß einer von ihnen, Eliot, im Tower starb, und gegen den aufstrebenden Puritanismus wurde mit einer Härte und Verfolgungssucht vorgegangen, die mit der gegen die katholischen Rekusanten geübten Nachsicht einen grellen Kontrast bildete. Von dem Grundsatz ausgehend, daß dem König die höchste Entscheidung in Kirchensachen zustehe und daß es ein Vorrecht der Krone sei, von kirchlichen Gesetzen zu dispensieren, hob Karl die Strafbestimmungen gegen die Katholiken entweder ganz auf oder gestattete ihnen, sich durch eine geringe Abgabe von der Befolgung der Uniformitätsgesetze loszukaufen. An unzähligen Orten wurde katholischer Gottesdienst gehalten; die Königin und die Gesandten der katholischen Höfe feierten in ihren Kapellen, wo englische und fremde Glaubensgenossen Zutritt hatten, die Feste ihrer Kirche mit der größten Pracht, mit allen Zeremonien und höchster Kunstentfaltung; die Seminare des Festlandes, in den Tagen der Elisabeth der Herd des Fanatismus und der Mordanfälle, blühten nach wie vor und entsendeten alljährlich ihre Weltpriester und Ordensleute über den Kanal. Ein päpstlicher Agent, der seinen schottischen Namen Con mit dem italienisierten Cuneo vertauscht hatte, gab sich alle erdenkliche Mühe, den König zur Abschaffung oder doch zur Abänderung des nach der Pulververschwörung von König und Parlament eingeführten „Eides der Treue“ zu bewegen. Er meinte, Karl könne dies

auch ohne Zustimmung des Reichstags kraft seines Dispensationsrechtes vornehmen.

Der päpstliche Agent mochte auch einige Andeutungen fallen lassen, daß der König durch eine Vereinbarung mit Rom an Macht und Ansehen unter den Potentaten Europas gewinnen würde. Dies lag jedoch nicht in der Absicht des Monarchen und seiner geistlichen und weltlichen Ratgeber. Karl war nicht minder als sein Vater von dem lebhaften Gefühl durchdrungen, daß das Königtum ebenso sehr in göttlichem Recht beruhe, ebenso sehr eine göttliche Anordnung sei, wie das Papsttum. Er strebte nicht sowohl nach einer Vereinigung mit der römischen Papstkirche als nach der Entlehnung und Übertragung ihrer Institutionen und ihres hierarchischen Glanzes in die anglikanische Episkopalkirche. Der König und seine Räte „wollten die bischöfliche Verfassung zu einer der vornehmsten Grundlagen der höchsten Gewalt machen".

Erzbischof Laud und die katholische Kamarilla.

Diese hierarchische Anschauungsweise schlug in dem Herzen des Königs um so fester Wurzeln, als er seine politischen Widersacher entgegengesetzten Tendenzen zustreben sah. Viele Mitglieder der Opposition bekannten sich zu den Grundsätzen der Presbyterianer und der vorgeschrittenen puritanischen Richtung, und je mehr ihre politischen Bestrebungen und Ziele im Volk Anklang fanden, desto größere Verbreitung erlangten auch ihre religiösen Ansichten. Beiden Richtungen trat Karl mit Entschiedenheit entgegen; und wie er in Beziehung auf Politik und Staatsverwaltung hauptsächlich sich des Rates und der Mitwirkung des Lord Strafford bediente, so in kirchlichen Dingen des 1633 zum Erzbischof von Canterbury erhobenen William Laud, dessen Grundsätze von dem göttlichen Recht des Königtums und dem leidenden Gehorsam der Unterthanen wie seine Neigung für kirchliche Zeremonien und pomphaften Gottesdienst dem königlichen Willen gleich sehr entsprachen. Mußte nun nicht bei dem wachsenden Einfluß der Königin, in deren Umgebung man nur Katholiken oder Konvertiten sah, die durch Priester und heimliche Jesuiten von verdächtigem Streben mit dem römischen Hof verkehrte und durch ihre französische Herkunft in die papistisch-klerikale Atmosphäre gestellt war, in der protestantischen Nation die Besorgnis erwachen, daß man die Reformation, die in hochkirchlichen Kreisen als Schisma beklagt ward, rückgängig machen, durch Steigerung der katholischen Analogien, der hierarchischen und ritualistischen Elemente in der anglikanischen Kirche die Unterschiede mit der römisch-papistischen Weltkirche allmählich verwischen oder abschwächen wolle, bis die Wiedervereinigung durchgeführt werden könnte? Die anglikanische Episkopalkirche schien vermöge ihrer hierarchischen Verfassung und ihrer liturgischen Gebräuche besonders geeignet, die Brücke zu bilden zur Vereinigung der getrennten Glieder mit der römischen Gesamtkirche. Von vielen hochgestellten Männern, von Arundel, Weston, Cottington, Windebank war es schwer zu sagen, ob sie sich zu dem römischen oder anglikanischen Katholizismus bekannten. Bischof Laud schien der rechte Mann zu sein, diesen Übergang zu vermitteln. Es mag nur eine Nachrede seiner Gegner sein, daß man ihm in Rom den Kardinalshut als Preis seiner Konversion angeboten; aber seine katholisierende Richtung, die er

durch Aufstellung von Altären statt der Kommuniontafeln, durch Restaurierung der Kirchen im altchristlichen Stil und Ausschmückung derselben mit Bildern, Kruzifixen, Ornamenten, durch Mehrung der Zeremonien und ritualistischen Gebräuche im Gottesdienst, durch Empfehlung der Ohrenbeichte, der Kniebeugungen und andrer symbolischer Handlungen an den Tag legte, schienen die Gerüchte von einer beabsichtigten Wiederherstellung des Katholizismus zu bestätigen. Auch schrieb man ihm den erwähnten Zusatz zu den Glaubensartikeln zu, wonach die Autorität der Kirche nicht durch die Uniformitätsakte beschränkt sein sollte. Ein strenger Hierokrat, der das Bischoftum für eine göttliche Institution hielt und jeder Kirche, die keine bischöfliche Verfassung hatte, den Charakter der Christlichkeit absprach, war Laud vor allem willig und bereit, die kirchlichen Strafgesetze, die man den katholischen Rekusanten gegenüber unbeachtet ließ oder nur zum Schein ausführte, in der rigorosesten Weise gegen die puritanischen Nonkonformisten in Anwendung zu bringen. Die einst in der byzantinischen Zeit zur Schmach der Menschheit geübte Unsitte der Ohren- und Nasenverstümmelung lebte wieder auf. Schon als Bischof von London hatte Laud einen Puritaner, Leighton, wegen eines Libells gegen Hof und Hierarchie dieser entehrenden Strafe unterworfen, ehe er ihn in den Tower einschließen ließ. Mit der zunehmenden Reaktion in Staat und Kirche wuchs auch die religiöse Verfolgung und der Gewissenszwang. Zwei „Inquisitionshöfe" aus der terroristischen Zeit der Tudors, die „hohe Kommission", welche kraft der höchsten Gerichtsbarkeit des Königs in Religionssachen alle Übertretungen geistlicher Ordnungen vor ihr Forum zog, und das Tribunal, welches in der „Sternkammer" seine feierlichen Sitzungen in glänzenden Prachtanzügen hielt, verhängten harte und entehrende Strafen über die Gegner des herrschenden Systems. Prynne, ein puritanischer Eiferer, Mitglied von Lincolns-inn, wurde verurteilt, beide Ohren zu verlieren, am Pranger zu stehen und eine schwere Geldbuße und ewige Gefangenschaft zu leiden, weil er in einem ausführlichen Buch, „Geißelung der Histrione", Tanz, Maskenaufzüge und Schauspielwesen, an denen der Hof Gefallen fand, als Werke des Teufels verdammt hatte. Lilburne, ein agitatorisches Talent von radikalen Ansichten, wurde von Fleetprison nach Westminster durch die Straßen gepeitscht und dann in Eisen gelegt.

Religionsverfolgungen.

Weltlust und puritanische Asketik.

Es ist bekannt, mit welchem Zelotismus von jeher die Calvinisten, insonderheit die Presbyterianer, alle Weltlust bekämpften; der „Sabbat" sollte nur mit Gebet und Andachtsübungen verbracht werden, alle rauschenden Vergnügungen, alle Bühnenvorstellungen waren in ihren Augen schwere Versündigungen, unwürdig eines ernsten Christenmenschen in diesem irdischen Jammerthal. In der bischöflichen Kirche war man nachsichtiger. Die Volksbelustigungen wurden erlaubt und begünstigt; im Gegensatz zu der puritanischen Sabbatheiligung wurden an Sonntagen Spiele und heitere Vergnügungen empfohlen; Theater und Schauspiel erfreuten sich der Gunst des Hofes und der vornehmen Gesellschaft; die dramatische Poesie feierte ihre letzte Nachblüte. Auch die andern schönen Künste

wurden von dem König und der Aristokratie gefördert. Alle Galerien Englands liefern Beweise, mit welchem Geschmack und feinem Sinn der englische Fürst, dessen Natur mehr der idealen Gedanken- und Gefühlswelt als dem realen Leben zugewendet war, Kunstwerke aller Art sammelte. Rubens und van Dyk verkehrten in den höchsten Gesellschaftskreisen. Wie mußte sich nun der Herrscherstolz des Stuartschen Monarchen verletzt fühlen, wenn in Schrift und Rede diese Neigung verdammt wurde; wenn puritanische Prediger die Weltlust des Hofes, die Hoffart des Prälatenstandes, die Auswüchse des Papismus in scharfen Worten rügten und als Vorboten und Werkzeuge des irdischen und ewigen Verderbens hinstellten, wenn sie Ben Jonsons Spiele für frivol, die schönen Gemälde bald für götzendienerisch, bald für unschicklich erklärten? Zwei Geistesrichtungen und Seelenzustände durchzogen das Land gleich zwei Naturkräften, die einander entgegenarbeiteten. Noch hatten die absolutistischen und hochkirchlichen Tendenzen die Oberhand, und jemehr die Staatsgewalt zur Unumschränktheit aufstrebte, desto mehr nahm sie den exklusiven Charakter und die strenge Färbung der katholischen Kirchenmacht an. Durch Pranger, Einkerkerung, Gliederverstümmelung und andre entehrende Strafen suchten die geistlichen Gerichte den puritanischen Starrsinn zu brechen. Aber die Verfolgungen erzeugten neue Märtyrer; die Puritaner wurden aus verachteten Sektierern gepriesene Kämpfer für religiöse und politische Freiheit, für die altehrwürdigen Institutionen der Nation. Puritanische Prediger, die von dem zelotischen Hohenpriester in Canterbury unbarmherzig von ihren Stellen vertrieben und dem Elend preisgegeben wurden, zogen im Land umher und reizten durch fanatische Reden die erhitzten Gemüter. In biblischen Vorstellungen und Bildern sich bewegend, wandten sie die Geschichtserzählungen des Alten Testaments, die Sprache und Ausdrucksweise und die Ergüsse der Inbrunst auf die englischen Lebensverhältnisse der Gegenwart an und betrachteten sich und ihre Widersacher im Spiegelbild der heiligen Schrift. In dieser Zeit der Bedrängnis verließen viele Gegner der geistlichen und weltlichen Tyrannei die Heimat und schlugen ihre Zelte in der Wildnis Amerikas auf, um die süße bürgerliche und religiöse Freiheit zu genießen. John Robinson, einer der angesehensten und beredtesten Independenten-Prediger, hatte zuerst den Gedanken der Auswanderung in die gläubigen Herzen gepflanzt, von der Hoffnung erfüllt, „dem Reich Christi den Weg zu bahnen bis an die äußersten Enden der Erde, sollten sie selbst auch nur die Steine sein, über welche andre weiterschreiten würden". Selbst reiche und angesehene Edelleute, wie der Earl of Warwick, wie die Lords Brook, Say, Scale, und zahllose Glieder der landbesitzenden Gentry, fuhren über das Atlantische Meer, um sich an der Massachusettsbay und in andern Gegenden häuslich einzurichten. Jahr für Jahr segelten zahlreiche Schiffe mit Auswanderern über den Ozean, die Vorfahren der angelsächsischen Bevölkerung der jetzigen Vereinigten Staaten. So stark war der Zudrang, daß ein königliches Verbot gegen fernere Auswanderungen erging. Mehrere Vorfechter der nationalen Freiheit,

Auswanderungen nach Nordamerika.

die sich in der Folge in den Reihen der parlamentarischen Opposition einen gefürchteten Namen machten, wurden durch dieses Verbot im Land zurückgehalten. John Pym, der Vorkämpfer gegen Monopole und andre Auswüchse der königlichen Prärogative, hatte bereits in Massachusetts einen Landbesitz erworben.

3. Die Vorgänge in Schottland.

Der schottische Episkopat. König Karl merkte nicht, daß sein Thron auf einem gärenden Vulkan stand, bis die Schotten die Fahne der Empörung gegen den Sohn ihres Landes aufpflanzten. Die kirchliche Konformität, die der König wie sein hochkirchlicher Prälat so eifrig in England zu begründen beflissen war, sollte auch in den andern Staaten des Inselreichs zur Geltung kommen. „Das königliche Supremat über die Kirche sollte durch die engste Verbindung mit den protestantischen Bischöfen zu einem die drei Reiche umspannenden Mittel der höchsten Gewalt gemacht werden.“ Im Jahr 1634 hatte der Lord-Statthalter von Irland, Thomas Wentworth, bewirkt, daß die Verfassung der irisch-protestantischen Kirche, welche einst der Erzbischof James Usher von Armagh eingeführt hatte, von den calvinisch-presbyterianischen Bestandteilen, die man aus Rücksicht für die schottischen Ansiedler der Insel darin aufgenommen, durch das Parlament und die Konvokation von Dublin beseitigt und die vollkommene Übereinstimmung mit der anglikanischen Episkopalkirche hergestellt ward. Ähnliches wurde nun auch in Schottland versucht. Wir wissen, daß schon Jakob I. das Bischoftum in seinem Heimatland wiederhergestellt und Spottiswood zum Erzbischof und Primas eingesetzt hatte. Aber er kannte sein Volk und billigte das gemäßigte Vorgehen dieses Prälaten. Die Generalversammlung übte nach wie vor die legislative Gewalt; man begnügte sich, wenn die presbyterianischen Prediger der strengen Richtung keinen offenen Widerstand erhoben, sondern mit „passivem Gehorsam“ die neuen Einrichtungen duldeten, ohne sie zu befolgen. Man drückte sogar ein Auge zu, als die unter dem Namen der „fünf Artikel von Perth“ bekannten Satzungen, zu
1618. welcher der Primas die Majorität der Versammlung erlangt hatte, von den Eiferern nicht angewendet wurden.

Die Artikel von Perth. Danach sollte das Abendmahl mit Kniebeugung empfangen und die Feier der hohen Festtage eingeführt werden. Gegen beides erhoben die Presbyterianer Widerspruch: jenes sei nicht in den Einsetzungsworten begründet, dieses enthalte Anklänge an das Heidentum. Es ist uns bekannt, daß in der calvinisch-presbyterianischen Kirche nur der Tag des Herrn als heiliger Festtag angesehen ward und daß die strenge „Sabbatfeier“ eine charakteristische Eigentümlichkeit aller puritanischen Religionsgenossenschaften war.

Presbyterianertum und Prälatismus. Aber die Antipathie gegen „Prälatismus“ war den presbyterianischen Predigern zu tief in Fleisch und Blut gedrungen, als daß die Opposition dagegen jemals verstummt wäre. Gerade die begabtesten, gelehrtesten und thatkräftigsten Prediger waren die eifrigsten Antagonisten der bischöflichen Ordnung; nur cha-

rakterschwache unbedeutende Männer, denen der Mut oder die Kraft zum eignen Aufschwung fehlte, griffen nach der fremden Gunst, die ihnen Rang und Auszeichnung ohne Mühe und eignes Ringen zuteilte.

Die bischöfliche Liturgie u. der Volkstumult in Edinburg. 1637.

So bildete sich hier der schärfste Gegensatz zu dem in England herrschenden Kirchensystem aus. Schon im Jahr 1633, als Karl zur Krönung nach Edinburg kam, begleitet von dem Erzbischof Laud, gab er seine Absicht zu erkennen, die von seinem Vater begonnene Uniformierung der schottischen und englischen Kirche in Verfassung und Kultus vollständig durchzuführen. Ein prunkvoller, reichbesoldeter Prälatenstand sollte die presbyterianische Gleichheit brechen; die bischöflichen Gerichtshöfe sollten die Synoden und Presbyterien ersetzen; ein neues geistliches Gesetzbuch sollte der legislativen Macht der Kirchenversammlung ein Ende machen und dem königlichen Supremat Eingang verschaffen, das „Allgemeine Gebetbuch" den freien Predigten und Gebeten Schranken setzen und der anglikanische Ornat und Kirchenschmuck die Erinnerung an die alte Zeit der kirchlichen Freiheit und apostolischen Armut allmählich vertilgen. Bei der Krönungsfeier sah man wieder die Bischöfe in Samt und Seide gekleidet mit altkirchlichem Pomp inmitten des Adels in das Parlament reiten. Eine Reihe von Anordnungen wurde in den nächsten Jahren getroffen, um die beabsichtigte Konformität zu erzielen. Die schottischen Edelleute und Clanhäupter, die durch die Reformation an Reichtum und Gerechtsamen bedeutend gewonnen hatten, sollten zur vertragsmäßigen Abtretung der Zehnten und zur Herausgabe eines Teiles der eingezogenen Kirchengüter angehalten werden, damit die Bistümer reichlicher ausgestattet werden könnten. Die hohe Kommission wurde eingesetzt und ging so streng zu Werke, daß die Schotten behaupteten, das Gericht übertreffe an Härte und Grausamkeit die spanische Inquisition. Die bischöfliche Jurisdiktion erhielt die weiteste Ausdehnung und von der Liturgie, die Laud mit zwei andern Bischöfen in England aufstellte, hieß es, „daß darin dem englischen Ritus, der schon zu viel von dem römisch-katholischen beibehalten habe, noch neue Zeremonien hinzugefügt worden seien von entschieden papistischer Tendenz". Eine große Aufregung erfaßte alle Stände. Wie in den Tagen der Reformation (X, 885 ff.) wurden geheime Versammlungen der Gläubigen abgehalten, zu denen man sich mit Fasten und Gebet vorbereitete. Endlich erfolgte die amtliche Einführung der Kirchengesetze und der Liturgie und fachte die Glut zur lodernden Flamme an. Als am 23. Juli 1637 in der Kathedrale von Edinburg in Gegenwart aller Würdenträger des Staats und der Kirche der Gottesdienst nach dem neuen Ritus abgehalten werden sollte, entstand eine unruhige Bewegung. Um dem religiösen Akt mehr Feierlichkeit zu geben und allen Widerspruch, der sich hier und da hervorgewagt, niederzuschlagen, hatten sich die Bischöfe, voran der Primas Spottiswood, den der König zum Reichskanzler erhoben, sowie die meisten Mitglieder des geheimen Rats, der hohen Gerichtshöfe, der städtischen Obrigkeit eingefunden. Kaum aber hatte der Dechant das Buch geöffnet, so erhob sich aus der Mitte der

Zuhörerschaft ein wilder Tumult gegen die Errichtung des „Baaldienstes". Die Menge schrie: „Papst! Antichrist! steinigt ihn!" Stühle wurden nach dem Geistlichen geworfen. Als man die tobende Schar, bei der sich die Weiber am lautesten vernehmen ließen, aus der Kirche entfernte, konnte die Liturgie und Predigt nur unter fortwährenden Störungen von außen, unter Steinwürfen gegen Fenster und Thüren, unter lärmenden Ausrufen zu Ende geführt werden. Mit Not wurde der Bischof auf dem Heimweg vor den Insulten und Angriffen des Volks gerettet. Die Bewegung war so groß, daß man nicht zur Bestrafung der Ungesetzlichkeiten zu schreiten wagte und bis auf weitere Verhaltungsbefehle von seiten des Königs die neue Liturgie einzustellen beschloß.

Konfessionelle Aufregung. Dies geschah um dieselbe Zeit, da auf dem Kontinent nach der Schlacht von Nördlingen und dem Prager Frieden die Sache des Protestantismus im Niedergang begriffen war und das spanisch-österreichische Haus die größten Anstrengungen machte, der katholischen Religion zum Sieg und zur Herrschaft zu verhelfen. In dem Thun des Stuartschen Königs und seiner bischöflichen und reaktionären Kamarilla sah man ähnliche Tendenzen. Der laute Protest des schottischen Volks gegen die Einführung einer Kirchenform, welche die Mehrheit für papistisch, götzendienerisch und antichristlich hielt, gegen die Versuche, die calvinisch-presbyterianischen Ordnungen, die ihre Väter errungen, an die sie die Freiheit und Selbständigkeit der Nation geknüpft sahen, durch hochkirchliche katholische Institute zu verdrängen, fand daher bei allen Glaubensgenossen Anerkennung und Billigung. In England richteten die gedrückten Puritaner ihre Blicke nach Edinburg und ermunterten in Flugschriften zum standhaften Ausharren; die irischen Presbyterianer erkannten in der Sache der schottischen Konfessionsverwandten ihre eigne; die Niederländer, die auf der Dordrechter Synode den lauteren Calvinismus als die wahre Landesreligion erklärt hatten, widmeten den religiösen Kämpfen des Inselreichs, wo der Arminianismus in den aristokratischen und hochkirchlichen Kreisen so viele Bekenner zählte, das größte Interesse. In Schottland selbst nahm der Widerstand gegen die Episkopalkirche immer
23. Aug. 1637. weitere Dimensionen an. Schon im August reichte eine Anzahl von Geistlichen eine „Petition" bei dem geheimen Rat ein, daß das liturgische Buch, das weder von der Generalversammlung noch vom Parlament bestätigt worden sei, nicht in Gebrauch genommen werde, die Einführung würde die Ruhe der Gewissen, die Eintracht im Lande stören. Viele Edelleute und angesehene Männer aus dem ganzen Land unterstützten das Gesuch. Der hohe Rat möge den König zu bestimmen suchen, daß er von dem Vorhaben abstehe. Viele, die sich der neuen Ordnung günstig gezeigt hatten, traten zu der patriotischen Opposition über.

Der König und die presbyt. „Tafeln." Aber wie sollte der stolze eigenmächtige König einem Widerstand weichen, der so herausfordernd an ihn herantrat! Er wies zwar die Petition nicht gerade zurück, behielt sich aber die endgültige Entscheidung vor. Zuerst müßte Ruhe und Gehorsam hergestellt sein. Dem geheimen Rat nahm er die Vollmacht in

kirchlichen Angelegenheiten ab und verlegte dessen Sitzungen nach Linlithgow, um ihn außer Berührung mit dem aufgeregten Volk zu bringen. An dem Tag, da man den königlichen Bescheid erwartete, es war der 17. Oktober, hatte sich eine große Anzahl von Edelleuten, von Geistlichen und von Männern aller Stände in Edinburg eingefunden. Als ihnen die Antwort bekannt geworden, beschlossen sie, um Zeit zu gewinnen und der Aufrichtung der Episkopalkirche einen Riegel vorzuschieben, die Bischöfe wegen Übertretung der Reichsgesetze bei der höchsten Landesbehörde anzuklagen: „denn die seien die Urheber der beiden Bücher, durch welche die im gesetzlichen Weg eingeführte Lehre und Kirchenverfassung umgestoßen, das Land zu Aberglauben und Götzendienst zurückgeführt werden solle". Zugleich kamen sie überein, falls die hohe Kommission gegen die Unterzeichner der „Petition" gerichtlich vorgehen würde, jede Entscheidung abzulehnen und sich dabei gegenseitig zu unterstützen. Es war der erste Schritt einer Auflehnung gegen die Befehle des Staatsoberhaupts, aber noch verhüllt und auf Nebenwege abgelenkt. Man vermied es, dem König geradezu den Gehorsam aufzusagen, aber man traf Vorkehrungen, der Gewalt zu widerstehen. Man wählte einen Ausschuß aus den vier Ständen des Adels, der Geistlichkeit, der Gentry und des Bürgertums, „Tafeln" genannt, welcher in Edinburg seinen Sitz haben und die Geschäfte leiten sollte. Zugleich war man bemüht, jeden Volkstumult zu verhindern.

Im Dezember traf ein neuer Bescheid des Königs ein. Darin suchte er die religiöse Aufregung zu beschwichtigen, indem er erklärte, „daß er den Aberglauben des Papsttums in tiefer Seele verabscheue und niemals etwas thun werde, was dem Bekenntnis oder den Gesetzen seines Königreichs Schottland entgegenlaufe". Aber er behielt sich die Bestrafung der Ungehorsamen vor und nahm die kirchlichen Verordnungen nicht zurück. In seiner zweideutigen Weise gedachte er durch vage Redensarten der Bewegung Meister zu werden, bis er Zeit und Mittel fände, seinen Plan durchzuführen. An ein offenes Zurückweichen war bei dem hinterhaltigen Fürsten nicht zu denken. Das trat ganz klar in seinem Verhalten gegen Lord Traquair zu Tage, der im Auftrage des geheimen Rats die Anklageschrift gegen die Bischöfe nach London brachte und den König zur Zurücknahme der kirchlichen Anordnungen zu bewegen suchte. Karl erklärte, daß die Bischöfe nur nach seinem Willen gehandelt hätten, daß er die Verantwortlichkeit ihres Thuns auf sich nehme und daß die Religionsbücher, an deren Abfassung er selbst Teil gehabt, echt christliche Satzungen enthielten und zur Einführung kommen müßten. Nur wenn darin Gehorsam geleistet würde, stellte er Verzeihung des Vergangenen in Aussicht.

So befanden sich denn die Schotten in einer ähnlichen Lage wie zu der Zeit, Der Covenant.
als sie sich von dem „papistischen Götzendienst" lossagten (X, 882 ff.), und sie betraten auch ähnliche Wege. Denn die liturgischen Neuerungen Karls galten ihnen als einleitende Schritte zur Restauration des römisch-katholischen Kirchenwesens, gegen das die Väter einst mit ihrem Herzblut gekämpft. Die Verbündeten beschlossen daher in einer neuen Zusammenkunft das Beispiel ihrer Vor- 28. Febr. 1638.
fahren nachzuahmen, den alten „Covenant" zur Beschützung der reinen Religion

und Kirche gegen papistische Irrlehren und Verderbnisse zu erneuern. Auf Grund der alten Urkunden wurde von Alexander Henderson und dem Rechtsgelehrten Archibald Johnston ein den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechendes Aktenstück und Glaubensinstrument aufgestellt und nach Verlesung in den Kirchen in Edinburg und im ganzen Land zur Unterzeichnung dargeboten. Da zeigte sich denn, wie tief die religiöse Begeisterung und Glaubensglut in alle Gemüter eingedrungen war. „Ich war zugegen," erzählt ein alter Presbyterianer, „als in Lanark und an andern Orten nach der Morgenpredigt der Covenant verlesen und beschworen ward, und ich kann versichern, daß ich in meinem Leben nie eine solche vom Geiste Gottes ausgegangene Bewegung gesehen; die ganze Bevölkerung des Ortes strömte aus eignem Antrieb zusammen und ich habe wiederholt bemerkt, wie Tausende von Menschen ihre Hände in die Höhe streckten und dabei Thränen vergossen, so daß im ganzen Reich alles Volk, mit Ausnahme einiger offenkundigen Papisten und der wenigen, die um niedriger Zwecke willen den Bischöfen anhingen, dem Bund Gottes zur Beschützung der Religion wider Prälatentum und Zeremonien beitrat." Die ersten Männer des Landes, voran der Earl von Sutherland, unterzeichneten das Aktenstück, manche mit ihrem Blut. Wenn die heilige Urkunde durch die Straßen der Städte getragen ward, folgte die Volksmenge mit Jauchzen und Freudenthränen.

Haltung des Königs. Noch aber schritt man nicht zum Aufstand; dem König wurde nicht der Gehorsam gekündigt, die Brücke einer Verständigung wurde nicht abgebrochen; noch traten die Vorsteher des Covenants nur als Bittende auf. In einer neuen Petition und Vorstellung verlangten sie die Wiederherstellung der alten Landeskirche, die Zurückerstattung der legislativen Gewalt an die General-Assembly, die Aufhebung der hohen Kommission und die Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung und Bestrafung der Bischöfe. Der König sah in dieser Forderung eine Verhöhnung seiner Majestät. Mußte es nach seiner Idee von der göttlichen Gewalt des Königtums ihm nicht als Abfall und Empörung erscheinen, wenn ein aus eigner Machtvollkommenheit zusammengetretener Volksrat Forderungen an ihn stellte, durch deren Gewährung er sein ganzes bisheriges Regierungssystem verleugnet, seine so mühsam begründete Souveränität zerstört, statt des von Gott stammenden Königrechts eine Volkshoheit, eine von unten ausgehende Staats- und Kirchengewalt anerkannt hätte? Nimmermehr konnte er sich zu einem solchen Entschluß aufschwingen, den Makel einer solchen Sinnesänderung auf sich laden. Bevor er jedoch zur Gewalt schritt, beschloß er noch einmal den Weg der Vermittelung und Ausgleichung zu betreten. Er glaubte, daß die ganze Bewegung von einigen malkontenten Führern ausgehe, daß die Begeisterung für den Covenant weder so tief begründet noch so allgemein verbreitet sei; er wußte, daß viele vom Adel royalistisch gesinnt waren, daß viele Prediger und Laien die legislative Gewalt und Jurisdiktion lieber in der Gemeinschaft der Bischöfe als in der Generalsynode ruhen sahen. Er gab noch nicht alle Hoffnung auf. Wenn er auch

zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter die kirchliche Neuerung vorerst fallen ließ, so brauchte er sich doch darum nicht für alle Zeiten die Hände zu binden, so brauchte er doch darum nicht dem Prinzip zu entsagen, seine bischöflich-royalistischen Ideen aufzugeben.

In diesem Sinne entsandte Karl einen schottischen Edelmann von vornehmer Abkunft, der von Jugend auf mit dem englischen Hof in nahen Beziehungen gestanden, mit einer Nichte Buckinghams vermählt war und des Königs volles Vertrauen besaß, James Hamilton, als Bevollmächtigten nach Edinburg. In dem hochgestellten, verständigen und gemäßigten Mann glaubte Karl den geeigneten Botschafter für eine Mission zu erkennen, welche auf der einen Seite glatte Worte und versöhnliche Zusagen bringen, auf der andern eine heimliche Pforte zu künftigem Entfliehen offen lassen sollte. Der Sprößling des altschottischen Geschlechts, das mit dem königlichen Hause verwandt, in die Geschichte des Landes so tief verflochten war, sollte der Verkündiger und Interpret der wohlwollenden Absichten und Gnadenerweisungen Karls für das Heimatland der Stuarts sein, ohne jedoch die im Grund der Seele verborgen liegenden Gedanken des Königs zu kennen. Hamilton entledigte sich seines Auftrags mit großem Geschick. Er ließ verkündigen, daß der König von den Neuerungen in Kirche und Staat abstehe; daß er den alten Covenant, wodurch sich einst sein Vater zur Fernhaltung aller katholischen und papistischen Tendenzen verpflichtet habe, herstellen und veröffentlichen wolle; daß auf den November ein Parlament und eine Generalversammlung einberufen werden solle; dafür sollte der ohne königliche Autorisation geschlossene Covenant, der die Möglichkeit eines Widerstands durchscheinen ließ, aufgelöst werden. Was Hamilton im Namen des Königs verkündete, waren Zugeständnisse von großer Tragweite; mehr hatten die „Petitionen" nicht verlangt. Und dennoch genügten sie nicht mehr den fortgeschrittenen Ansprüchen; das verhängnisvolle „Zu spät", das so oft bei revolutionären Bewegungen das Zeichen war, daß die bereits in Aktion gesetzte Volkskraft sich ihres unfehlbaren Sieges bewußt sei, übte sein Recht. Wie sehr auch der geheime Rat, einzelne Edelleute, gemäßigte Geistliche die Annahme der von Hamilton dargebotenen Gaben zu erwirken suchten, die Anhänger und Unterzeichner des Covenants bildeten die Mehrheit, beherrschten die öffentliche Meinung, terrorisierten wohl auch die royalistisch und bischöflich Gesinnten. Der neue Bund wurde als das kostbarste Kleinod der Nation, als der Eckstein der kirchlichen Freiheit und Gleichheit gepriesen; eine Seherin erklärte ihn für eine Eingebung Gottes. Nur auf diesem Wege glaubte man der bischöflichen Institution, die wie ein Alp auf dem presbyterianischen Schottland lag, auf immer ledig zu werden.

Hamiltons Mission. — Mai 1638.

Unter solchen Eindrücken wurden die Wahlen zu der Assembly in Glasgow vorgenommen. Sie wurden vollkommen beherrscht von dem Ausschuß des Covenants in Edinburg; kein bischöflich Gesinnter wurde gewählt oder wagte seine Gesinnung laut werden zu lassen. Am 21. Nov. trat die Versammlung in der

Generalsynode von Glasgow. 1638. — 21. Nov. 1638.

Kathedrale der genannten Stadt zusammen und wählte den kühnen energischen Henderson zum Moderator, den rechtskundigen Johnston zum Schriftführer. Die Verhandlungen begannen mit einem heftigen Angriff auf die Bischöfe, die man in Anklagestand versetzen wollte. Jedes Presbyterium hatte einen Ältesten gewählt, so daß das Laienelement sehr stark vertreten war. Es waren lauter Männer von streng presbyterianischer Gesinnung. Die Bischöfe machten geltend, daß die Versammlung keinen geistlichen Charakter trage, folglich nicht über sie richten könne, und reichten ein „Declinatory" ein. Der Lord-Kommissär stimmte ihnen bei, und da die Anwesenden trotzdem in die Verhandlung eintraten, sprach er im Namen des Königs die Auflösung aus, wobei man Thränen in seinen Augen sah. Der Moderator stellte an die Versammlung die Frage, ob sie dem Befehl
28. Nov. 1638. Folge leisten wolle oder nicht. Da wurde die Ansicht ausgesprochen, daß in geistlichen Dingen die Kirche Gottes unabhängig sei von der Staatsgewalt und ihre Rechte durch die Prärogative der Krone nicht aufgehoben werden könnten. Dieser Ansicht trat die ganze Versammlung mit Ausnahme weniger Stimmen bei und beschloß, ihre Beratungen fortzusetzen, zugleich sich als kompetenten Gerichtshof über die Bischöfe erklärend. Vergebens wurde am folgenden Tag auf dem Markt zu Glasgow eine Verkündigung verlesen, welche alle weiteren Zusammenkünfte untersagte und die Beschlüsse der ungesetzlichen Assembly für wirkungslos erklärte; die Covenanters folgten dem Ausspruch: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" und setzten ihre Verhandlungen fort. Mit einem Schlag vernichtete die Generalversammlung alle kirchlichen Schöpfungen der beiden Stuartschen Könige und verlieh dem Presbyterianertum eine Macht, wie dasselbe sie nie zuvor besessen. Die Bischöfe traf Entsetzung und Kirchenbann, die Episkopalverfassung wurde aufgehoben, das Gebetbuch mit seiner Liturgie und seinem zeremonienreichen Kultus nebst dem kanonischen Rechtsbuch und der hohen Kommission für abgeschafft erklärt und der Generalsynode ihre volle autonome Gewalt zurückgegeben. Lange waren die Glieder des geheimen Rats mit dem König gegangen; aber schon bei Gelegenheit der Auflösung der Generalsynode hatte Lord Lorn, Herzog von Argyle, ein ebenso fähiger als ehrgeiziger Edelmann, das erste Zeichen des Abfalls zu der patriotischen Partei gegeben. Seitdem stand sein Name an der Spitze der Covenanters.

Der König rüstet zum Krieg. Man kann die General-Assembly von Glasgow, worin weltliche Mitglieder aller Stände als Laienälteste mit Geistlichen tagten, als eine „konstituierende Nationalversammlung" betrachten. In dieser vom König für illegal erklärten Versammlung sagten die Schotten allem ab, „was an die alte Hierarchie und an ihren Bund mit der Krone erinnerte". Was blieb dem Stuart nun übrig, als das widerspenstige Volk, das seine Autorität abgeworfen, mit den Waffen zum Gehorsam und zur Unterwerfung zu zwingen? Hatte er doch schon dem Friedensvermittler Hamilton, als dieser Bedenken äußerte über den Erfolg seiner Mission, die Versicherung gegeben, daß er im Fall des Mißlingens zu Pferde steigen und

in eigner Person mit englischem Kriegsvolk gegen die Empörer ziehen werde. Jetzt war dieser Augenblick gekommen. Die beiden Männer, in welche Karl das größte Vertrauen setzte, Strafford und Laud, waren der Meinung, daß die Ehre des Königs, die Sicherheit der hierarchisch-royalistischen Ordnungen, die man mit so großer Anstrengung ins Leben gerufen, dem Monarchen die Pflicht auferlege, die Covenanters zu züchtigen. Würden sie für ihr treuloses Thun unbestraft bleiben, wie würden dann ihre Gesinnungsgenossen in England triumphieren, die Feinde der anglikanischen Kirche und der königlichen Machtfülle ihr Haupt erheben! Denn daß in den Reihen der englischen Puritaner wie der schottischen Presbyterianer die Sache beider Länder als eine gemeinschaftliche angesehen ward, konnte man aus einer Menge anonymer Flugschriften erkennen, die da und dort in die weite Welt ausgingen. Auch jetzt noch wollte der König nichts von einer Einberufung des Parlaments hören; er glaubte die hinreichenden Mittel zu besitzen, auf eigne Hand den Krieg unternehmen zu können. Die Staatskasse war leidlich gefüllt. Der lebhafte Seehandel brachte einträgliche Zölle, das Schiffsgeld, so sehr auch dessen Rechtmäßigkeit bestritten ward und zu vielen aufregenden Prozessen Veranlassung gab, wurde jahraus jahrein erhoben und machte es der Regierung möglich, die Marine in gutem Stand zu erhalten; und wenn auch die Landarmee gering war, so hatte doch Wentworth in Irland bereits den Anfang zu einem stehenden Heer gemacht. Man rechnete, und nicht vergebens, auf die Beiträge der Bischöfe und der hochkirchlichen Geistlichkeit, auf die Unterstützung des royalistischen Adels und der Katholiken, auf die freiwilligen Dienste der landbesitzenden Gentry. Die Bewegung in Schottland wurde unterschätzt: man glaubte, daß nur in den Städten und in einigen südlichen Landschaften der presbyterianische Fanatismus Boden gefaßt habe, bei dem Erscheinen eines Heeres würden die nördlichen Clans, wo noch getreue Häuptlinge, wie Graf Huntly und der Earl of Lennox zu der königlichen Sache hielten, unter die Waffen treten, und mit den englischen Truppen vereinigt die Feinde des Thrones und der bischöflichen Kirche mit leichter Mühe zu Paaren treiben.

Die Covenanters u. die Königlichen.

Alle diese Berechnungen sollten sich aber bald als Täuschungen erweisen; die Covenanters waren stark und gerüstet. An dem deutschen Krieg hatten viele Schotten als Freiwillige teilgenommen; Alexander Leßley hatte unter Gustav Adolf im schwedischen Heer mit Auszeichnung gedient, so daß er von Oxenstierna zum Feldmarschall erhoben worden war. Er gehörte einem Clan an, dessen Haupt, Lord Rothes, ein unternehmender populärer Mann, zu den ersten Führern der Covenanters gezählt ward. Dieser kehrte auf die Einladung der Landsleute in sein Vaterland zurück, begleitet von mehreren andern kriegskundigen Kameraden. „Man hatte anfangs gemeint, daß der unscheinbare Mann, von geringer Herkunft, kleiner Gestalt, mit einem Schaden am Fuß und schon in vorgerückten Jahren, bei den stolzen und prächtigen Magnaten wenig Ansehen

erwerben würde. Aber was ist unwiderstehlicher in der Welt als militärische Erfahrung und fesselnder als Feldherrnruhm? Alles fügte sich seinen Ratschlägen." Als James Hamilton mit einer Flotte im Frith einfuhr und der Graf von Arundel ein englisches Landheer, bei welchem sich der König selbst befand, nach der schottischen Grenze führte, konnte sich Leßley mit einer wohlgerüsteten Armee von 20,000 Mann entgegenstellen. Die königlichen Burgen waren bereits erobert worden, die Bewegungen im Norden niedergeschlagen, Huntly im Schlosse Edinburg in Gewahrsam gebracht. Ein Geistlicher, der als Feldprediger mit dem Heere zog, schildert die religiöse Stimmung, von der die ganze schottische Armee beseelt war. „In den Zelten hörte man die Soldaten Psalmen singen, Gebete hersagen, die Heilige Schrift lesen. Prediger mit dem Schwert umgürtet oder den Karabiner tragend, begleiteten die Armee und steigerten die Andacht durch feurige Predigten." Wie ganz anders war der Geist im englischen Feldlager! Der lange Friede hatte die kriegerische Übung gebrochen; für die Verpflegung der Truppen war nicht hinreichend gesorgt; viele Führer und Lords waren mit dem unparlamentarischen Regierungssystem nicht einverstanden und dem Krieg mit dem stammverwandten Nachbarvolk abgeneigt.

Die Pazifikation von Berwick. Aber auch auf seiten der Schotten trug man Scheu, den Arm zum letzten entscheidenden Schlag zu erheben, auch unter den Covenanters konnte sich mancher nicht in den Gedanken finden, dem König auf dem Schlachtfeld entgegenzutreten. Noch gab man sich die Miene, daß man nicht gegen den Monarchen die Waffen ergriffen habe, sondern gegen dessen schlimme Ratgeber und die Bischöfe, daß man keineswegs gemeint sei, die dem König schuldige Treue und Loyalität abzuwerfen, sondern nur die Freiheit und Autonomie zu verteidigen. So wurden denn noch einmal Unterhandlungen behufs einer Verständigung und Ausgleichung eingeleitet. Bevollmächtigte aus beiden Heerlagern traten zu einer Konferenz zusammen, an welcher der König selbst teilnahm. Wirklich kam es auch noch
17. Juni 1639. einmal zu einer Übereinkunft; durch die „Pazifikation von Berwick" wurde die Entscheidung der Waffen für den Augenblick abgewendet, aber die großen Gegensätze, welche die Krisis geschaffen, blieben unausgeglichen. Das monarchische Prinzip, wie es sich in dem Geiste der Stuarts ausgebildet, und die Idee einer populären parlamentarischen Autonomie, wie sie in dem presbyterianischen Staats- und Kirchenwesen ihren Ausdruck gefunden, waren unvereinbar. In den Augen des Königs war die Versammlung von Glasgow ein Akt der Rebellion, den er nimmermehr gutheißen oder bestätigen könne, in den Augen der Covenanters war sie eine berechtigte Handlung der Selbsthilfe, welche die alte Rechtsbasis in Kirche und Staat wieder hergestellt habe; nach dem König war sie ein illegaler Eingriff in die Prärogative der Krone, nach den Covenanters der Anbruch einer neuen Ära der christlichen Freiheit und Gleichheit.

Auswärtige Einflüsse. War schon von diesem Gesichtspunkt aus wenig Aussicht vorhanden, daß die Pazifikation von Berwick den bürgerlich-kirchlichen Irrungen ein Ende machen

werde, so wirkten auch noch äußere Verhältnisse störend ein. Wir wissen, daß die Mutter der Königin, Maria von Medici, sich damals in London aufhielt (S. 44). Auch die intrigante Herzogin von Chevreuse und andre Gegner des Kardinals Richelieu hatten sich daselbst eingefunden. Der französische Gesandte Bellièvre konnte dem Minister Berichte genug einsenden, wie sehr durch den Einfluß dieser hochgestellten Parteiführer die Sympathien für Frankreich zum Sinken, die für Spanien ins Steigen gebracht würden. Selbst die Königin Henriette Marie fühlte sich durch manche Rücksichtslosigkeit von seiten Richelieus verletzt und suchte ihren Gemahl, der ihr stets mit warmer Zuneigung zugethan war und besonders in diesen kritischen Momenten ihr großes Vertrauen erwies und ihren Ratschlägen Gehör schenkte, von Frankreich abzuziehen. Ohnedies war das Bündnis des Kardinals mit Schweden und den protestantischen Fürsten Deutschlands gegen das spanisch-österreichische Herrscherhaus in den Augen der katholischen und katholisierenden Kamarilla am englischen Hof ein Ärgernis und eine Schmach und die Erfolge im Feld erregten ihren Neid und ihren Groll. Man trug sich mit dem Gedanken einer neuen Allianz mit den Habsburgern, durch welche die Landerwerbungen Frankreichs am Rhein verhindert werden möchten. Auch könnte dadurch der Kaiser bewogen werden, dem Erben des verstorbenen Kurfürsten die Pfalz zurückzugeben. Es wurde im vorigen Band erwähnt (XI, 972), daß nach dem Tod Bernhards von Weimar König Karl den Versuch machte, die herrenlose Armee seinem Neffen zu verschaffen, ein Versuch, den jedoch Richelieu durch dessen Verhaftung auf dem Weg durch Frankreich zu vereiteln wußte.

Diesen feindseligen Gesinnungen und Parteiintrigen des englischen Hofs, von denen Richelieu durch seinen ergebenen Botschafter genau unterrichtet war, suchte nun der Kardinal von Schottland aus entgegenzuwirken. Es fiel ihm nicht schwer, mit den Häuptern der Covenanters Verbindungen anzuknüpfen, sie mit Mißtrauen gegen die Absichten Karls zu erfüllen, den Freundschaftsbund in Erinnerung zu bringen, der seit alten Zeiten zwischen Frankreich und Schottland bestanden, und dessen Erneuerung zu betreiben. Versprechungen von Hilfeleistung mit Geld und Waffen gaben den Verlockungen und Verdächtigungen Nachdruck. Die patriotische Partei nahm dem Ausland gegenüber eine Haltung an, als ob Schottland ein von England unabhängiges Reich sei, wie es ehedem gewesen; sie fing an Politik auf eigne Hand zu treiben. Zwischen Lord Loudon, einem der Häupter des Covenants, und dem gewandten Bellièvre in London wurden vertrauliche diplomatische Unterhandlungen angeknüpft. *Richelieu und die Schotten.*

Diese Beziehungen zu Frankreich nahmen an Innigkeit und Bedeutung zu, als die von der Friedenskommission in Berwick vereinbarten Bedingungen an den prinzipiellen Gegensätzen scheiterten. Wohl trat im August 1639 zu Edinburg eine neue Generalversammlung und ein neues Parlament zusammen, um die Streitigkeiten zwischen der Krone und der schottischen Nation endgültig zu entscheiden. Aber konnte der König zugeben, daß, wie die Assembly verlangte, der allgemeine Grundsatz aufgestellt wurde, das Bischoftum sei unrechtmäßig? Wenn er sich auch um des Friedens willen zu dem Zugeständnisse aufgeschwungen hätte, dasselbe solle, als mit der Verfassung Schottlands im Widerspruch stehend, in diesem Land abgeschafft werden: wie sollte er sich denn in England dieser Institution gegenüber verhalten, wenn er in der Theorie die Episkopaleinrichtung für unbiblisch und unrechtmäßig erklärt hatte? Er untersagte seinem Kommissar Traquair jedes Eingehen auf eine solche Bestimmung. Ebensowenig *Parlament u. Assembly in Edinburg. 1639. August 1639.*

wollte er dem nur aus den weltlichen Ständen gebildeten Parlament die Stellung und Rechte zugestehen, die sie beanspruchten. Denn nach ihren Anträgen sollte die Staatshoheit in der Landesvertretung beruhen. Der geheime Rat sollte dem Parlament verantwortlich sein, der König bei Besetzung der hohen militärischen Stellen, insonderheit in den befestigten Plätzen, und bei andern wichtigen Regierungshandlungen die Ansicht und Zustimmung der Stände einholen. Die Prärogative der Krone, welche die Stuarts so hoch hielten, wäre dann dem Prinzip der Volkssouveränität unterlegen, der König zum Vollstrecker des Volkswillens herabgesunken. Als die Verhandlungen diese Richtung nahmen, wurden die Sitzungen mehrmals prorogiert und endlich die Vertagung vom November 1639 bis zum Juni 1640 angeordnet. Nun bestritt aber das schottische Parlament das Recht der Krone, solche Anordnungen eigenmächtig zu treffen. Nur mit Übereinstimmung des Hauses selbst könne eine Auflösung oder längere Vertagung vorgenommen werden. Die Versammlung trennte sich zwar, ließ aber einen Ausschuß als Stellvertretung des Parlaments zurück. Welchen Gegensatz bildete diese geistlich-parlamentarische Gewalt, die an der errungenen Autonomie festhielt, zu der monarchischen Machtfülle in Staat und Kirche, welche die Stuarts als den Eckstein aller königlichen Autorität betrachteten! Daß diese Gegensätze nur durch das Schwert gelöst werden könnten, war keinem Zweifel unterworfen. Schon richteten einige Häupter der covenantischen Partei ein Sendschreiben an den König von Frankreich, in welchem sie dessen Schutz in Anspruch nahmen.

Lord Strafford. Karl erwog mit seinem engeren Rat die Lage der Dinge in Schottland. Alle Anwesenden waren einstimmig der Meinung, die königliche Ehre verlange ein gewaffnetes Einschreiten zur Herstellung des Gehorsams. Besonders entschieden sprach sich Thomas Wentworth, der zu dem Zweck von Irland nach London gekommen war, in diesem Sinne aus. Wir haben den talentvollen energischen Mann, den der Ehrgeiz von den Bänken der parlamentarischen Opposition in den königlichen Rat geführt, und der vor kurzem zum Lord Statthalter von Irland und zum Earl von Strafford erhoben worden war, schon früher kennen gelernt. Seine erfolgreiche Thätigkeit und seine royalistisch-anglikanische Orthodoxie hatten ihm in den Hofkreisen großes Ansehen verschafft; selbst die Königin, die dem Mann mit dem scharfen Urteil und der geläufigen Rede am wenigsten gewogen war, legte mehr und mehr das ungünstige Vorurteil ab. Er hatte wie keiner für die unbeschränkte Königsgewalt gewirkt und die Autorität der Obrigkeit an Orten hergestellt, wo sie am meisten gefährdet war. In den nördlichen Grafschaften hatte er das Regierungskollegium, in dem er den Vorsitz führte, zu voller Kraftentfaltung gebracht, in Irland, wie erwähnt, alle Protestanten zur kirchlichen Konformität geführt und die Marine und das Landheer in solchen Stand gesetzt, daß er die sonst so widerspenstige Insel vor äußern Angriffen wie vor innern Bewegungen zu schützen vermochte.

Das Königtum erschien ihm als ein „Abbild der göttlichen Majestät", für das er seine letzten Kräfte einzusetzen erklärte. Er wollte wie Richelieu ganze Arbeit schaffen; „durch" war sein Schlagwort. Obwohl schwer an der Gicht leidend, setzte er nach Dublin über und bewirkte, daß das irische Parlament bereitwillig vier Subsidien für den Kriegsbedarf bewilligte. Dann kehrte er nach London zurück, um auch hier in gleichem Geiste zu wirken.

Das kurze Parlament 1640.

Nach elfjähriger Unterbrechung hatten sich der König und seine Räte entschlossen, angesichts der schottischen Wirren ein neues Parlament in Westminster zu versammeln. Man lebte in den Regierungskreisen des Glaubens, die Stimmung des Landes würde sich geändert haben, die Verbindung der Covenanters mit Frankreich, das noch immer den pfalzgräflichen Neffen des Königs in Vincennes gefangen hielt, würde auch bei dem englischen Volk als eine Beleidigung der nationalen Ehre aufgefaßt und von allen Ständen mit patriotischem Unwillen verurteilt werden. In den Reihen der Royalisten und Hochkirchlichen wurden die heftigsten Schmähungen laut gegen die „langohrige, kurzhaarige Rotte des schottischen Covenants"; es erschien als eine „Insolenz", daß in der Assembly „die einzig wahre und alte Kirchenverfassung von unwissenden Aufrührern so verächtlich niedergetreten werde". — Aber bald erkannte die Regierung, wie trügerisch diese Auffassung sei. Das Parlament, das im April 1640 in London zusammentrat, trug dieselbe Physiognomie wie das vom Jahr 1629; ja die Männer der Opposition waren darin noch zahlreicher vertreten. Als der Antrag vor das Unterhaus gebracht wurde, dasselbe möge die für den Krieg gegen das rebellische Schottland notwendigen Subsidien vor allem bewilligen, erfolgte von diesem die Antwort, zuerst müßten die Beschwerden des Landes erörtert und Sicherheit der Religion, des Eigentums und der parlamentarischen Freiheiten gewährleistet werden. Es machte wenig Eindruck auf die durch den vorausgegangenen kirchlichen Despotismus und Verfassungsbruch gereizte Versammlung, daß man hinzufügte: „Wenn diese Bewilligungen, in denen der König ein Pfand der Liebe und Treue seiner Unterthanen sehe, geschehen seien, werde auch er sich ihnen als ein gerechter, frommer und gnädiger König erweisen"; das Vertrauen in den Gerechtigkeitssinn des Monarchen war verschwunden. John Pym, in dem die puritanischen Doktrinen mit der Hingebung an die parlamentarischen Rechte und Freiheiten aufs innigste vereinigt waren, trug ein ganzes Verzeichnis von Klagen und Beschwerden über die in Kirche und Staat geübte Gewaltherrschaft vor, auf deren Abstellung die Versammlung vor jeder Bewilligung bestehen müsse. Seine Ansicht drang durch. Darauf wandte sich die Regierung an das Oberhaus; auch hier fehlte es nicht an oppositionellen Tendenzen; dennoch gab die Mehrheit ihre Meinung dahin ab, daß die Geldbewilligung der Erörterung der Beschwerden vorangehen müsse, und der Klerus beeilte sich, seine Loyalität durch die Annahme von sechs Subsidien zu bewähren. Darin erkannten aber die Gemeinen eine Verletzung ihres Rechts

13.—23. April 1640.

durch die Peers und beharrten um so fester bei ihrer Ansicht. Zuerst sollte die Regierung im Verein mit den Ständen des Reichs die gerügten Mißbräuche abstellen und Reformen einführen, dann wollten sie den Bedürfnissen genügen. Selbst das Anerbieten des Königs, dem Schiffsgeld um den Preis von zwölf Subsidien zu entsagen, wurde nicht angenommen; dadurch würde man ja die Gesetzlichkeit der Abgabe anerkennen, wandte der Rechtsgelehrte Glanville ein, und dieselbe mittelbar gutheißen.

Auflösung des Parlaments. 5. Mai 1640. Als der König die Überzeugung gewann, daß das Parlament nur unter Bedingungen, die er nicht einzugehen gesonnen war, die verlangte Unterstützung gewähren würde, sprach er die Auflösung aus. So endete das „kurze Parlament". Nichtsdestoweniger wurde der Krieg gegen Schottland beschlossen als eine für die Ehre des Königs und der Nation notwendige Sache. Zu Land und zur See sollte der Angriff gleichzeitig unternommen werden; die englischen Milizen und die irischen Kriegsknechte wurden unter die Waffen gerufen, von Adel und Klerus Beiträge erbeten, das Schiffsgeld mit größerer Strenge eingetrieben. Die Unterwerfung der ungehorsamen Covenanters in Schottland sollte der erste Schritt sein zur siegreichen Durchführung der politisch-kirchlichen Tendenzen der Stuarts in den drei Reichen, zur Aufrichtung einer absoluten Monarchie, wie sie in Frankreich und Spanien bestand. Von dem Ausgang des schottischen Feldzugs hing die Entscheidung ab, ob in Zukunft die persönliche unbeschränkte Königsgewalt oder die parlamentarisch-nationale Staatsordnung in dem britischen Inselreich die Herrschaft behaupten werde.

Lage und Stimmungen. Aber auch in Schottland wurden Vorkehrungen getroffen, um dem bevorstehenden Angriff nicht wehrlos zu erliegen. Am 2. Juni trat das vertagte Parlament eigenmächtig in Edinburg zusammen und eröffnete seine Sitzungen „ohne Schwert, Zepter und Krone". Man traf Anordnungen zur Landesverteidigung; man ernannte einen ständischen Ausschuß, welcher während des Kriegs das Regiment führen sollte. Man sagte sich keineswegs von dem Königtum los, aber man beschloß dasselbe mit solchen Schranken zu umgeben, daß es sich in Zukunft nur innerhalb der ihm zugewiesenen Gewalten und Gerechtsame bewegen könnte, daß die Hoheit des Staats in die drei weltlichen Stände Adel, Gentry und Bürgertum zu liegen käme. Der Klerus sollte von der Gesetzgebung und den Gerichten ausgeschlossen sein, damit die „Kirk" frei und ungehindert ihre Angelegenheiten in autonomer Weise selbst besorgen möge, wie es den calvinisch-presbyterianischen Ideen entsprechend war. Indessen war die Lage des Landes keineswegs ohne Gefahr. Es verhielt sich wirklich so, wie Wentworth und Hamilton im geheimen Rat versichert hatten: viele der mächtigsten Barone, besonders in den nördlichen Grafschaften, waren royalistisch gesinnt und wollten nicht gegen den König zu Felde ziehen; es gab noch manche Katholiken und manche Episkopale im Land, welche in dem Sieg der Covenanters nur Druck und Verfolgung für sich selbst erwarten konnten. Und vor allem,

woher sollte das arme Land die Kosten eines Kriegs bestreiten? Die Häupter des Bundes traten in Beratung, welche Wege man einschlagen solle, um dem drohenden Kriegssturm am sichersten zu begegnen. Da wurden sie durch die Stimmung in England selbst zu dem Entschluß geführt, nicht zu warten bis man sie im eignen Land anfalle, sondern angriffsweise vorzugehen. Aus der Haltung des kurzen Parlaments schlossen sie, daß man jenseits des Tweed ebenso gesinnt sei, wie diesseits, daß in beiden Ländern Übereinstimmung der Ansichten und Interessen obwalte. „Der Sinn beider Königreiche," hörte man sagen, „gehe nur auf die Erhaltung der wahren Religion und der gerechten Freiheiten der Unterthanen, aber der König sei von einer Faktion umgeben, welche Aberglauben und Knechtschaft statt derselben herrschend zu machen trachte."

In dieser Auffassung wurden die Covenanters bestärkt durch die Aussagen des schottischen Lords Loudon, der um diese Zeit aus England zurückkehrte und mündliche und schriftliche Aufforderungen einiger malkontenter Edlen überbrachte, daß ein schottisches Heer über die Grenze rücken sollte. Lord Savile, ein alter Gegner Straffords und seines Systems, hatte ihm zur Beglaubigung ein von mehreren Großen ersten Ranges wie Warwick, Essex, Say, Brook, Mandeville, unterzeichnetes Schreiben zugestellt. So wurde denn der Zug des schottischen Heeres über den Tweed beschlossen, ehe noch die englische Regierung ihre Kriegsrüstungen beendigt hatte. In der zweiten Hälfte des August setze Leßley mit einem Heer von 20,000 Mann, Fußvolk und Reiterei, über den Grenzfluß, an welchem in früheren Jahrhunderten so manches Rittergefecht geliefert worden war, und drang in Northumberland ein, die königlichen Truppen, die am Tyne gelagert waren, zum Abzug nötigend. Bald waren die Schotten im Besitz von Newcastle und leerten die Magazine; denn wie die Söldnerheere in Deutschland handelten auch sie nach dem Grundsatz, daß der Krieg den Krieg erhalten müsse. Am Hof betrachtete man den Einfall als eine Erneuerung der kriegerischen Raubzüge früherer Jahrhunderte und Wentworth glaubte, daß derselbe den nationalen Haß in England aufstacheln und daß alles Volk um so bereitwilliger zu den Waffen greifen würde. Aber wie bald sollte er enttäuscht werden. Die Puritaner erblickten in den Schotten, die unter Psalmengesang und Gebet ins Feld rückten und der von Gott verordneten Obrigkeit den schuldigen Gehorsam keineswegs verweigerten, nicht Feinde sondern Bundesgenossen. Strebte denn die nationale Rechtspartei in England nicht nach demselben Ziel? Selbst nach der Besetzung von Newcastle beteuerten die Schotten noch ihre Loyalität gegen den angestammten Fürsten; sie wollten denselben nur nachdrücklich ermahnen, die in ihren Gesetzen begründeten politischen und kirchlichen Rechte, wie sie verlangten, zu gewährleisten; sie beteten in der Kirche zugleich für den König und für die Armee, die wider ihn unter den Waffen stand. Die Streitkräfte, die Karl in York gesammelt hatte, erwiesen sich als ungenügend, sowohl an Zahl als an Disziplin und Kriegsmut, um den Feind über die Grenzen zurückzuwerfen.

Die Schotten in England.

18. Aug. 1640.

Man mußte auf Verstärkung durch Aushebungen und Werbungen denken. Dazu bedurfte es aber größerer Summen, als man mit den bisherigen Mitteln aufzubringen vermochte. Man versuchte Anleihen zu machen: aber weder die großen Städte und Handelsgesellschaften des Inlandes, noch die Kapitalisten und Bankhäuser des Auslandes zeigten sich willig, ein dem Schiffbruch zusteuerndes Regiment mit ihrem Vermögen zu unterstützen. Auf dem Festland hatte ohnedies der noch nicht beendigte lange Krieg alle Geldmittel verschlungen; und im eignen Reich konnte und wollte der König nicht die Garantien bieten, die man für Darlehen oder Vorschüsse verlangte. So war ein Moment gekommen, „wo die Triebfedern, welche die Regierung in Bewegung zu setzen pflegte, alle ihre Spannkraft verloren hatten". Und dabei allenthalben Anzeichen und Symptome einer gärenden unzufriedenen Stimmung, eines tiefgreifenden Hasses gegen die Häupter des geistlichen und weltlichen Regiments, einer drohenden Opposition und populären Aufregung. Die schottische Sache fand in England selbst die größte Teilnahme.

Vertrag mit den Schotten. Der König war im Norden, um den Krieg zu betreiben. Da stellte der Earl of Manchester, der hochbejahrte Geheimsiegelbewahrer von altkonservativen Ansichten, im geheimen Rat den Antrag, man möge, wie in alten Zeiten, ehe noch das Parlament sich in zwei Häuser geschieden, das „große Konzilium", die gebornen Räte der Krone, versammeln, um ihre Meinung über die schwierige Lage abzugeben und Mittel zur Abhilfe zu schaffen. Dem König gefiel der Vorschlag; er berief auf den 7. September die Peers des Reichs nach York. Aber bereits war unter dem Adel selbst eine Spaltung eingetreten. Zwölf der angesehensten Lords, unter ihnen Rutland, Bedford, Hertford, Essex, Exeter, Warwick, Say, Mandeville, ein Sohn Manchesters u. a. m., lauter Gegner des herrschenden Systems, vereinigten sich zu einer Petition, worin sie die früheren Beschwerden wiederholten und um Einberufung eines vollen Parlaments baten, von dem allein die Heilung der Übel ausgehen könne. Ähnliche Petitionen wurden von der Stadt London und von einem großen Teil der Gentry eingereicht. Daß die Schotten in Newcastle von diesen Vorgängen und Sympathien Kenntnis hatten, scheint keinem Zweifel zu unterliegen; ihre Manifeste und Kundgebungen legten Zeugnis ab, daß sie nicht als Feinde des englischen Volks angesehen werden wollten. Die Kontributionen, die sie zur Erhaltung der Armee vornehmen mußten, trafen hauptsächlich Katholiken und Royalisten. Der König befand sich in der schwierigsten Lage. Die Schotten zurückzuweisen hatte er nicht die Macht; ein Parlament einberufen hieß so viel als seinen royalistisch-hierarchischen Ideen, an deren Verwirklichung er seit seinem Regierungsantritt gearbeitet, für immer entsagen. Und dennoch entschloß er sich zu dem schweren Schritt. Denn mußte er nicht fürchten, daß bei längerer Weigerung England das Beispiel der Schotten nachahmen, daß auch hier die Stände eigenmächtig sich versammeln würden? Auch die Königin riet zur Nachgiebigkeit. So beschloß

denn Karl mit innerem Widerstreben ein neues Parlament auf den 3. November einzuberufen. Mit dieser Nachricht trat er vor die Peers, die seiner Ladung nach York gefolgt waren. Es sollte nicht den Schein haben, als ob ein fremder Antrieb ihn dazu gebracht habe. Den Lords blieb daher nichts zu thun übrig, als die Geldmittel herbeizuschaffen, um sowohl das englische Heer zu unterhalten, als die Bedingungen zu befriedigen, unter denen die Schotten einen Waffenstillstand eingehen wollten. Durch eigne Beiträge und durch eine Anleihe, zu der sich nun die Stadt London herbeiließ, brachten sie die nötigen Summen auf, die ihnen später von den bewilligten Subsidien zurückerstattet werden sollten. Die Schotten blieben in England. „So trat denn der höchst außerordentliche Fall ein, daß zwei Armeen, die zum Kampf gegeneinander bestimmt gewesen waren, das Schwert in der Scheide einander gegenüber stehen blieben, beide im Sold derselben Autorität.“

4. Das lange Parlament und der Bürgerkrieg.

a. Übermacht der Opposition und Straffords Untergang.

Es war am 3. November des Jahres 1640, daß König Karl in Westminster das neue Parlament eröffnete, das in der Geschichte Englands als das „lange Parlament“ verzeichnet steht. Bei der herrschenden Stimmung im Land war vorauszusehen, daß die Wahlen größtenteils auf Gegner der Regierung und der Episkopalkirche fallen würden. Trotz aller Anstrengungen der Sheriffs wurden nicht nur die meisten Oppositionsmänner der letzten Versammlung wieder gewählt, sondern ihre Reihen durch neue Gesinnungsverwandte gemehrt. Neben Männern eines besonnenen gemäßigten Fortschritts auf Grundlage der alten Volksrechte, wie John Hampden, der standhafte Streiter gegen das Schiffsgeld, standen rastlos vorstrebende Kämpfer für kirchliche und politische Freiheit wie John Pym, „der Taktiker des parlamentarischen Angriffs“, der mit unbeugsamer Folgerichtigkeit des Charakters und mit einer in den religiösen Gedankenkreisen der Zeit sich bewegenden Beredsamkeit schon so oft dem herrschenden Regierungssystem entgegengetreten war und jetzt die Verbindung mit den Schotten vermittelte, wie Denzil Hollis, zweiter Sohn des Earl of Clare, früher ein feuriger Gegner von Buckingham, standen religiöse Eiferer, wie Sir Henry Vane, der einst die lange Seefahrt nach Amerika nur deshalb unternommen, um dort das Sakrament stehend, nicht papistisch kniend wie zu Hause genießen zu dürfen, wie der gelehrte Selden, wie Haslerigh, Rudyard, Hyde u. a., standen streng puritanische Fanatiker, die in den separatistischen Kongregationen Befriedigung ihrer religiösen Andacht suchten. Zu den letzten gehörte auch ein Mann, der zu großen Dingen bestimmt war, Oliver Cromwell, der Urenkel Richard Williams Cromwell, eines Verwandten jenes Thomas Cromwell, der unter Heinrich VIII.

Parlamentarische Vorkämpfer.

Pym.

Henry Vane.

Cromwell.

so thätig für die Begründung der Reformation gewirkt hatte, ein leiblicher Vetter Hampdens und seiner mütterlichen Herkunft nach dem Stuartschen Blute verwandt. Schon seit Anfang des parlamentarischen Kampfes war Cromwell (geb. 25. April 1599), nachdem er „aus dem Dunkel der Sünde in das Licht der Gottesfurcht eingegangen“, von weltlicher Verwilderung zu religiöser Vertiefung umgekehrt war, als entschiedener Vorfechter für religiöse und bürgerliche Freiheit aufgetreten und hatte sich durch ein musterhaftes häusliches Leben, durch Wohlthun und Freigebigkeit und durch einen streng sittlichen Wandel so sehr die allgemeine Achtung in seinem Geburtsort Huntingdon erworben, daß er im Jahr 1628 als Vertreter dieser Grafschaft ins Parlament gewählt wurde, wo er sich bald durch seine heftige Opposition gegen den hochkirchlichen Gewissenszwang der Bischöfe hervorthat. Während der elfjährigen Willkürregierung hatte er Gelegenheit genug gefunden, zuerst als Friedensrichter seiner Vaterstadt, dann als wohlhabender Grundbesitzer in Ely der Gewaltherrschaft entgegenzutreten und seinen Ideen von religiöser Freiheit Bahn zu machen. Als die Not den König zwang, wieder in die parlamentarische Bahn einzulenken, wurde Cromwell von der puritanisch-populären Partei der Universitätsstadt Cambridge, wo er in den Jahren 1616 und 1617 dem Rechtsstudium obgelegen, zum Abgeordneten gewählt. Einfach und ländlich in Kleidung und Benehmen, ohne gewinnende Manieren und hervorragende Redegaben, herrschte er über seine Zeitgenossen durch die Überlegenheit seines Geistes und durch die Energie seines Willens, die auf dem festen Glaubensgrund wurzelte, daß er unter der Führung Gottes stehe. In diesem sichern Gefühl, ein Werkzeug in Gottes Hand zu sein, von seinem Ratschluß angetrieben zu werden, folgte er in seinem Thun und Lassen den Impulsen des Augenblicks. Seine Entschlüsse und Unternehmungen gingen mehr aus einem instinktartigen Gefühl und einer gottvertrauenden Zuversicht als aus Berechnung hervor. „Der Mann kommt am weitesten,“ sagte er einmal, „der nicht weiß wohin er geht.“ Die Glut seiner Seele und sein brennender Ehrgeiz lag unter Andachtsübungen und religiöser Devotion verborgen. Um diese Zeit Milton. kehrte **John Milton**, der Odendichter, aus Italien zurück, wo er „die Idee des Schönen in allen Formen“ erfassen zu können gehofft hatte, und widmete seine Studien und seine litterarische Thätigkeit den großen Angelegenheiten der Zeit. Denn er erkannte, „daß sich jetzt ein Weg öffnete für die Begründung wahrer Freiheit, daß jetzt das Fundament gelegt werden könnte zur Erlösung der Menschen von dem Joch der Knechtschaft und des Aberglaubens“. Er begleitete die öffentlichen Verhandlungen mit schwungvollen Aufsätzen über die politischen und kirchlichen Fragen des Tages.

Die Vorzeichen der neuen Zeit. Wiederum bezeichnete die Thronrede die Verwilligung von Subsidien zum Krieg gegen die Schotten, die „rebellischen Unterthanen des Königs“, als nächste und wichtigste Aufgabe des Hauses; doch wurde auch die Beseitigung von Mißbräuchen in Aussicht gestellt und der Versammlung anheimgegeben, in welcher

Reihenfolge die einzelnen Gegenstände zur Verhandlung kommen sollten. Man möge indessen bedenken, wie notwendig die Entfernung des schottischen Heeres von dem englischen Boden sei und wie nachteilig sein längeres Verweilen für die Wohlfahrt des Landes. Anstatt aber daß man sofort die Geldfrage in Angriff nahm, wurde das Haus von Klagen und Beschwerden wie mit einer Sturmflut überschüttet und nicht bloß deren Abstellung verlangt, sondern auch die Bestrafung derjenigen, welche die Rechtsverletzungen, Gewaltthätigkeiten und Mißbräuche begangen oder veranlaßt hätten. Pym war der Wortführer der Opposition; in seiner scholastisch-biblischen Ausdrucksweise führte er Keulenschläge gegen den religiösen Terrorismus der Bischöfe, gegen die Servilität der Gerichte, gegen die Verletzung der nationalen Rechte, gegen die katholische und katholisierende Kamarilla des Hofes, gegen die Monopolisten und Blutsauger. Man faßte alle Beschwerden in eine große Remonstranz zusammen, mit der Absicht, die Übelstände so weit es möglich sei zu beseitigen oder auszugleichen und die Ratgeber, die den König dazu gebracht, gerichtlich zu verfolgen.

Wir wissen, wie energisch Karl in früheren Tagen den Grundsatz einer Verantwortlichkeit der Staatsdiener als seine Königsmacht beeinträchtigend von sich gewiesen. Jetzt wurde diese Verantwortlichkeit vom Parlament in Anspruch genommen und mit eiserner Konsequenz durchgeführt. Es wurden mehrere Ausschüsse gebildet, um das bisherige Verfahren der geistlichen und weltlichen Gerichte zu untersuchen und gegen die einflußreichsten Häupter der Regierung Klage auf Hochverrat zu erheben. Prynne und seine Leidensgefährten wurden nach einer Revision ihres Prozesses für unschuldig erklärt und die Richter der Sternkammer zu einer namhaften Geldstrafe verurteilt. Wie im Triumph kehrten die Gefangenen aus ihren Kerkern heim, vom Freudenjubel des Volks begrüßt; das Schiffsgeld wurde eingestellt, als den Gesetzen des Landes, dem Eigentumsrecht der Unterthanen und den früheren Statuten zuwiderlaufend; was sich von den eingeforderten Summen noch in den Kassen der Sheriffs vorfand, sollte zurückbezahlt werden. Es wurde festgesetzt, daß in Zukunft das Tonnen- und Pfundgeld nur mit Bewilligung des Parlaments erhoben werden dürfe.

Strafford und Laud in Anklagestand.

Das Hauptanliegen des Parlaments war die Anklage gegen die Minister, in erster Linie gegen Strafford, den „großen Abtrünnigen", wie er bezeichnet ward. Es wird berichtet, als ihn der König nach England entbot, weil er seines Rates und Beistandes nicht entbehren könne, habe der Lord seinen Herrn zu überzeugen gesucht, daß er ihm in Irland oder bei dem Heer mehr nützen könne als in London; aber Karl habe darauf bestanden und ihm die Zusicherung gegeben, es solle kein Haar auf seinem Haupt angetastet werden. So folgte denn der Graf voll düsterer Ahnungen dem Ruf. Kaum aber war er in der Hauptstadt eingetroffen, so wurde im Unterhause bei verschlossenen Thüren von sieben Mitgliedern, darunter Pym und Hampden, der Antrag gestellt und von der Versammlung angenommen, daß Strafford und Laud in Anklagestand gesetzt werden sollten. Es hatte verlautet, der Lord-Statthalter habe Beweise in Händen, daß die Häupter der parlamentarischen Opposition mit den Schotten heimliche Unterhandlungen

gepflogen und sie unter Zusicherung namhafter Geldsummen zu längerem Verweilen auf der Grenze bewogen hätten; darauf wolle er eine Klage auf Landesverrat gründen. Daher eilten die Gemeinen ihm zuvorzukommen. An der Nov. 1640. Spitze einer Deputation von mehreren hundert Mitgliedern überbrachte Pym die Anklageschrift gegen Strafford wegen Hochverrats in das Haus der Lords und verlangte dessen Entfernung vom Parlament und Gefangensetzung. Die Peers waren darüber gerade in Beratung, als der Graf „in stolzer und finsterer Haltung" in den Saal trat, um seinen Sitz einzunehmen. Da riefen ihm mehrere Stimmen zu, er solle sich zurückziehen. Einige Stunden nachher wurde er wieder vor das Haus beschieden. Und nun mußte der mächtige Mann, der noch am Morgen Herr und Meister der Staatsgewalt gewesen, an den Schranken knieend die Anklage der Gemeinen anhören und den Bescheid, daß man auf ihr Begehren 15. Dez. beschlossen habe, ihn im Tower zu verwahren. Vier Wochen nachher erfuhr Erzbischof Laud dasselbe Schicksal. Der Staatssekretär Windebank und der Lord-Siegelbewahrer John Finch, der beschuldigt ward, in der Rechtsfrage wegen des Schiffsgeldes einen ungebührlichen Druck auf die Richter geübt zu haben, entzogen sich der Verhaftung durch die Flucht, jener nach Frankreich, dieser nach Holland.

Nachgiebige Haltung des Königs. So kam die Staatsgewalt gänzlich in die Hände des Unterhauses; und um jeden Rückfall zum Absolutismus für die Zukunft abzuschneiden, wurde wie früher in Edinburg der Beschluß gefaßt, daß alle drei Jahre das Parlament versammelt werden müsse und wenn die Regierung mit der Einberufung zögere, und auch die Lords und die Sheriffs der Grafschaften die Wahlen unterlassen würden, diese von den Bürgern und Freihaltern aus eignem Antrieb vorgenommen werden sollten. Die Auflösung sollte nicht vor fünfzig Tagen und nur mit Beistimmung der beiden Häuser erfolgen dürfen. Nach großen innern Kämpfen fügte sich der König in die Notwendigkeit. Nicht nur, daß er diese Parlamentsbill, welche die Freiheit seiner Entschließungen beeinträchtigte und sein Ansehen beim Volk tief herabsetzen mußte, bestätigte und zum Gesetz erhob, er nahm auch auf den Vorschlag Hamiltons, der sich mit den Schotten und ihren englischen Parteigenossen in letzter Zeit besser zu stellen gewußt, die namhaftesten Lords der Opposition, Bedford, Hertford, Essex, Mandeville, Savile, Say, Bristol in den geheimen Rat auf. Ja es wurde bereits in Überlegung gezogen, ob man nicht die bedeutendsten Stimmführer des Unterhauses, Pym, Hampden, Hollis in die höchsten Reichsämter berufen und ihnen die Leitung der Staatsgeschäfte übertragen sollte. Karl mochte hoffen, durch solche Nachgiebigkeit die Leidenschaft und Rachgier seiner Gegner zu mildern und die Männer, die um seinetwillen Kerker und Verbannung tragen mußten und in beständiger Todesfurcht schwebten, vor dem Verhängnis zu retten.

Bund mit den Schotten. Das energische Vorgehen der Covenanters in Schottland hatte auch in England das parlamentarische Leben von der Erstarrung befreit und aufs neue in Fluß gesetzt. Was war daher natürlicher, als daß bei dem wachsenden Übergewicht der Opposition auch die Sympathien für die nördlichen Nachbarn wuchsen, daß man sie bewunderte und nachahmte? Nicht genug, daß das Parlament die Verbindungen, die einige Parteihäupter unter der Hand mit den schottischen

Heerführern unterhalten hatten, zu einem Freundschaftsbund erweiterte und der Armee die beträchtliche Summe von 125,000 Pfund zum Unterhalt und 300,000 Pfund als „freundliche Unterstützung" und Entschädigung bewilligte, Febr. 1641. man versuchte auch eine vollständige Vereinigung der beiden Völker in den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen herzustellen.

Vor allem wollten die Männer der freieren religiösen Richtung auch in England Angriffe wider das Episkopalsystem. die bischöfliche Institution, unter der sie soviel zu leiden gehabt, abschaffen und eine von unten aufgebaute Kirchenform begründen mit volkstümlichen Organen und Autonomie der Gemeinden. Während aber in der schottischen Kirche der Episkopat schon bei der Stifung ausgestoßen und erst im Laufe der Zeit durch königliche Willkür aufoktroyiert worden, war in England, wo der Klerus bereitwillig auf die reformatorischen Absichten des Königs eingegangen, das Episkopalsystem das Fundament der anglokatholischen Kirche geblieben. Ein Abgehen von dieser Institution kam also einem neuen Reformationsakt gleich, durch den eine hundertjährige Vergangenheit ihren Abschluß finden mußte. Als daher Pym, der Hauptförderer der schottischen Allianz, eine von 15,000 Unterschriften bedeckte Petition dem Hause vorlegte, daß man den Stand der Bischöfe und Prälaten „mit Wurzel und Zweigen" ausrotten möge, da konnte man bald gewahren, daß die Wortführer des Parlaments in dieser Frage keineswegs übereinstimmten. Weder wollten die Lords in dieser radikalen Reform mit den Gemeinen Hand in Hand gehen, noch waren die Mitglieder des Unterhauses unter sich einig. Eine gemäßigtere Partei wollte nicht die bischöfliche Verfassung ganz und gar über Bord werfen, sondern nur die hochkirchlichen Auswüchse beseitigen, dem Prälatenstand seinen Einfluß auf den Staat nehmen durch Ausschließung der Bischöfe aus dem Parlament, die Einkünfte der geistlichen Würdenträger und ihre kirchlichen Gewalten beschränken. Beide Ansichten wurden mit großer Erregung verfochten, von beiden Teilen schwerwiegende Gründe mit viel Beredsamkeit vorgetragen: Wenn Fiennes das Bischoftum bekämpfte, „weil seine Jurisdiktion im Widerspruch mit den weltlichen Gerichtshöfen, seine Politik im Widerspruch mit der des Parlaments stehe" und die Bistümer und Kapitel mit ihrer Ausstattung alten Baumstämmen in einem Walde verglich, „welche durch ihre Wurzeln und weitschattenden Zweige den jungen Nachwuchs aufzukommen hinderten, die man fällen und ausroden müsse, um diesem freie Luft zu verschaffen", so erinnerte Lord Digby an den innigen Zusammenhang, in dem das Bischoftum mit dem ganzen Staats- und Verfassungsbau Englands stehe, an das Ansehen, welches dasselbe im Ausland genieße, an den unüberwindlichen Widerstand, den der König der Abschaffung entgegenstellen werde, da die Krone den Episkopat nicht entbehren könne. Das Haus übergab die Sache einer Kommission. Während diese darüber beriet, wurden von der schottischen Partei neue Petitionen und Demonstrationen in Bewegung gesetzt und die Volksmenge durch Gebete und Predigten gegen die „antibiblische gottlose Kirchenverfassung" in steter Aufregung gehalten, um einen Druck auszuüben. Aber trotz aller agitatorischen Hebel, welche die Vorkämpfer puritanischer Doktrinen einsetzten, gewann in dem Ausschuß die gemäßigte Ansicht die Mehrheit. Es wurde beschlossen, die Bischöfe sollten fortbestehen, aber von dem Hause der Peers und von den weltlichen Gerichtshöfen ausgeschlossen sein, eine halbe Maßregel, die, wie vorauszusehen, nicht von Dauer sein konnte. Die Schotten meinten: „jetzt nehme man das Dach weg, bald werde man die Mauern umstürzen".

Wie bei der Nachricht von Buckinghams Ermordung, so fügte sich auch jetzt Strafford vor dem Oberhaus. 1641. der König mit einer Art fatalistischer Resignation in die Notwendigkeit. Man

hatte der Krone die Kleinodien entrissen, die er für die wertvollsten hielt, und nun drohte seinem Herzen und seiner Ehre der härteste Schlag. Am 22. März begann im Oberhause der Prozeß gegen Strafford. Die Kommunen hatten den Lord-Statthalter von Irland auf Hochverrat angeklagt, „weil er die Grundgesetze von England umzustürzen und eine Regierung der Willkür einzuführen gesucht habe". Viele Zuhörer aus den höchsten Gesellschaftskreisen, Herren und Frauen und die Mitglieder des Unterhauses wohnten der Gerichtshandlung mit gespannten Erwartungen bei. In den Tagen seines Glücks war Wentworth ein hochfahrender übermütiger Mann gewesen; jetzt zeigte er sich ruhig und gelassen, voll Würde und Haltung. Wie groß immer die Zahl seiner Ankläger war, wie viele Klagepunkte seine Widersacher gegen ihn zusammengestellt hatten, er führte seine Verteidigung siebzehn Tage lang mit solcher Klarheit und Umsicht, daß die Anschuldigungen wie Nebelbilder zerflossen. Er wies auf das Überzeugendste nach, daß keines der ihm schuld gegebenen Verbrechen den Charakter eines Hochverrats an sich trüge, wie derselbe in dem Gesetz Englands festgestellt sei, daß er stets mit Wissen und Willen des Königs und in Übereinstimmung mit dem Ministerkollegium gehandelt habe, daß aus der Häufung von unwesentlichen Dingen, in denen er sich vergangen haben sollte, nicht ein Kapitalverbrechen eruiert werden könne. Selbst die schwerste Belastung, die man aus den Sitzungsprotokollen des geheimen Rats gegen ihn vorbrachte, konnte nicht als Hochverrat gefaßt werden. Auf seinen Wunsch hatte nämlich der König gestattet, daß auch von den Beratungen des Councils, deren Geheimhaltung eidlich gelobt war, Gebrauch gemacht werden dürfe. Da hatte denn der jüngere Vane aus den Aufzeichnungen seines Vaters entdeckt, daß Strafford bei Gelegenheit des schottischen Kriegs zu dem König sagte: „Ihr habt eine Armee in Irland, mit der ihr dieses Königreich zum Gehorsam zwingen könnt." War unter „diesem" Königreich England zu verstehen, wie die Ankläger nachzuweisen suchten, oder Schottland, wie der Angeklagte behauptete? Und selbst in jenem Fall konnte in der Äußerung nicht Hochverrat, der doch nur gegen das Oberhaupt des Staats begangen werden konnte, sondern Landesverrat gefunden werden. Für Landesverrat stand aber in den Gesetzen keine Strafbestimmung. Straffords kraftvolle würdige Verteidigung machte auf die Lords und alle Anwesenden einen mächtigen Eindruck, und als er am Schluß in beredten pathetischen Worten den Richtern zu Gemüte führte, daß sie sich nicht durch die zweideutige Macht der populären Strömung bewegen lassen sollten von den Gesetzen der Altvordern abzugehen und das Beispiel eines Bluturteils zu geben, das dermaleinst gegen sie selbst und ihre Kinder gerichtet werden könnte, da war wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Lords auf Hochverrat erkennen würden. Man hörte schon das Wort Justizmord. Jedermann erwartete ein freisprechendes Urteil.

Die Bill of Attainder.

Aber das Unterhaus gab seine Rachepläne nicht auf. Plötzlich ertönte in den Reihen der anwesenden Gemeinen der Ausruf: „Aufbrechen." Die Mit-

glieder begaben sich in ihren eignen Sitzungssaal, um dort einen neuen Angriffsplan zu entwerfen. Es ist uns aus der Geschichte Heinrichs VIII. bekannt, daß der Despotismus zuweilen Mittel gefunden hatte, auch ohne das herkömmliche Landrecht Todesurteile zu verhängen. Die legislative Gewalt legte sich bei solchen Gelegenheiten die Macht bei, für den vorkommenden Fall ein eignes Gesetz zu erlassen. Man nannte dies Bill of Attainder. Danach sollte es dem Unterhause zustehen, allezeit zu erklären, was Hochverrat sei. Wie schreiend immer der Widerspruch erscheinen mochte, daß eine Versammlung, welche sich die Verteidigung der alten Landesgesetze gegen Willkür und Vergewaltigung zur Aufgabe stellte, selbst die Fahne legislativer Gewaltthätigkeit aufpflanzte, in der leidenschaftlichen Erregung wurde der Beschluß gefaßt, „der Versuch, die Gesetze umzustoßen, sei als Hochverrat zu betrachten", und auf Grund dieser Erklärung die Bill of Attainder gegen Strafford mit großer Majorität im Unterhause ange- 29. April 1641. nommen. Nur neunundfünfzig Mitglieder hatten den Mut zu widersprechen. Ihre Namen las man am folgenden Tag an den Straßen angeschlagen „als Straffordianer, die das Vaterland verrieten, um einen Verräter zu retten". In einer großen Konferenz mit dem Oberhause, der auch der König anwohnte, wies Lord S. John auf die legislative Machtvollkommenheit des Parlaments hin, um darzuthun, daß man dem Beschluß Folge geben müsse.

Denn schon waren neue Hebel in Bewegung, um die Unterzeichnung des Agitatorischer Terrorismus. Todesurteils zu erpressen. Man hatte bemerkt, daß hier und da royalistische und reaktionäre Regungen zu Tage traten: die Offiziere der englischen Armee in Northumberland sahen mit Unwillen, wie sehr die Schotten durch das Unterhaus begünstigt würden; in Irland stand die von Strafford einst gebildete „Legion der Prätorianer", größtenteils katholische Eingeborne, noch immer unter den Waffen; in Schottland waren viele vom Adel, wie James Graham, Earl of Montrose und sein väterlicher Freund Napier, wie Home, Athol, Mar unzufrieden mit den Covenanters, daß sie bis zum bewaffneten Aufstand gegen den König vorgegangen, auch die Königin und ihre Vertrauten waren ungehalten über die strengen Maßregeln der herrschenden Partei gegenüber den Katholiken; unter dem Vorgeben, daß ihre Gesundheit eine Luftveränderung nötig mache, wollte sie sich nach Frankreich flüchten, um in ihrer Heimat Hilfe zu suchen. Aber Richelieu verhinderte die Ausführung des Planes. Aus diesen und ähnlichen Symptomen zogen die Führer der Opposition den Schluß, daß man Strafford zu retten suche. Pym machte dem Unterhause bei verschlossenen Thüren die Mitteilung, daß ein Kom- 3. Mai 1641. plott zum Umsturz des Parlaments und der protestantischen Religion, zur Besetzung des Tower und Befreiung Straffords im Werk sei. Als man draußen davon Kunde erhielt, entstanden tumultuarische Auftritte; die Menge war in der größten Aufregung: man verpflichtete sich durch Eidschwüre, die protestantische Religion, das Parlament, die Freiheiten des Volks mit Leib und Leben zu verteidigen. Unter dem Druck dieser populären Bewegung wurde das Schicksal

Straffords entschieden. Noch hatte das Oberhaus sein Urteil nicht abgegeben; viele hätten gern noch einen Mittelweg gesucht; viele hatten schon seit einiger Zeit an den Sitzungen keinen Teil mehr genommen. Schließlich ging aber die Bill
8. (18.) Mai. hier doch mit einer geringen Majorität, 26 gegen 19 Stimmen, durch.

Das Todesurteil bestätigt und vollzogen. Sogleich ging eine Deputation an den König ab, um seine Zustimmung zu erbitten. Es war Sonnabend; Karl verschob die Antwort auf den Montag. Der Sonntag lag dazwischen, ein düsterer peinvoller Tag. Es drückte ihm schwer auf das Gewissen, daß er den Mann, der nur nach seinem eignen Willen gehandelt, nur seine eignen Absichten ausgeführt hatte, den Feinden überantworten sollte. Er fragte bei den Bischöfen, bei den Lords an; er erhielt nur feige Ratschläge: um seiner Krone, um seines eignen und der Seinigen Leben und Sicherheit willen müsse er dem Gesetz seinen Gang lassen, seine eigne Überzeugung dem öffentlichen Recht nachstellen; die Bill of Attainder sei gleich zu achten einem richterlichen Urteilsspruch, den der König vollstrecken lassen müsse, ob er damit übereinstimme oder nicht. So lag die Welt unter dem Druck des populären Terrorismus gefesselt. Noch war Karl zweifelhaft; da wurde ihm ein Schreiben Straffords überbracht, worin dieser selbst den Monarchen aufforderte, die Bill zu genehmigen und nicht aus Rücksicht auf ihn die Versöhnung mit seinem Volk zu verzögern. Dieses Schreiben, dessen Echtheit wohl kaum zu bezweifeln ist, war entscheidend. Karl unterzeichnete das verhängnisvolle Schriftstück und opferte den Vorfechter seiner Prärogative der Volkswut. Der Lord mochte immer noch geglaubt haben, der König würde ihn nicht fallen lassen; wenigstens soll er bei der Nachricht von der Bestätigung des Urteils die Hände gen Himmel gehoben und ausgerufen haben: „verlasset euch nicht auf Fürsten und Menschenkinder, denn bei ihnen ist kein Heil". Der Weg nach dem Hochgericht führte ihn an dem Gefängnisse Lauds vorüber. Er rief dem hinter dem Gitter niederschauenden Prälaten ein Lebewohl zu und empfahl ihn der Gnade
11. (21.) Mai 1641. Gottes. Mit großer Fassung empfing Strafford den Todesstreich auf dem Schafott.

b. Lage und Parteistellung bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs.

Haltung des Königs. Von der Zeit an war die Staatsgewalt bei dem Parlament; alles was dem königlichen Despotismus gedient hatte und darum mit dem Haß des Volks belastet war, wie die hohe Kommission, die Sternkammer, mehrere Sondergerichte in den nördlichen Grafschaften, wurde abgeschafft, der Richterstand den Einflüssen der Regierung entzogen, die Garantien der persönlichen Freiheit sichergestellt. Man suchte Männer des parlamentarischen Vertrauens, darunter die Lords der Opposition, Falkland, Hyde, Colepper (Southampton), in die höchsten Verwaltungsstellen zu bringen, den Hofhalt der Königin von Papisten und Jesuiten zu reinigen, die Umgebung des Prinzen von Wales aus zuverlässigen Leuten zu

bilden, die Offiziere und Milizen zur Folgeleistung an parlamentarische Anordnungen zu verpflichten. Der König fügte sich in alles; es schien als ob er fortan seine Regierung ganz in den parlamentarischen Formen zu führen gedenke: die königlichen Truppen wurden entlassen; auch die Schotten kehrten, nachdem man ihre Ansprüche befriedigt, in ihre Heimat zurück. Doch gab Karl noch nicht alle Hoffnung auf, wenn die populäre Sturmflut sich verlaufen, der Krone wieder die frühere Autorität zu verleihen. Im Sommer 1641 faßte er den Entschluß, in sein schottisches Heimatland zu reisen, mit der geheimen Absicht, durch Nachgiebigkeit in allen Staats- und Kirchensachen seine königliche Macht wieder fest zu begründen und sich dort einen neuen Standpunkt zu restaurierender Thätigkeit zu schaffen. Er wußte, daß in den Bergen Schottlands ihm noch manche loyale Herzen schlugen. Die Schotten zu befriedigen und sie von England zu trennen, um dadurch der parlamentarischen Partei den starken Rückhalt zu nehmen, war sein Bemühen. Um dieses Ziel zu erreichen, gewann er es über sich, alles das zuzugestehen, was er einst so hartnäckig verweigert hatte: er erkannte die Beschlüsse der Versammlung von Glasgow und des Parlaments von 1640 an; er gab die Bischöfe auf; er versprach die wichtigsten Stellen in der Staatsverwaltung und Rechtspflege nur mit Zustimmung der Reichsstände zu besetzen; er erhob Lord Loudon, den er einst als Hochverräter hatte behandeln wollen, zum Kanzler. Ja selbst den Häuptern des Covenants, die bisher mit der englischen Aktionspartei so fest verbunden gewesen, näherte er sich: Argyle, Leßley, Hamilton und seine Freunde wurden mit Gunst- und Gnadenerweisungen überschüttet; man sah ihn mit den Presbyterianern die Predigt besuchen und beten. Schottland erfreute sich einer nationalen Autonomie und Selbständigkeit, wie die Stuarts sie noch niemals zugestanden. Dem Ausschuß des englischen Unterhauses, der während der schottischen Reise die Geschäfte führte, war dieses Verhalten des Königs verdächtig; man erfuhr, daß er Beweisstücke sammle über die Verbindungen der englischen Parteiführer mit den schottischen Covenanters während des Aufstandes, um darauf eine Anklage wegen hochverräterischer Komplotte zu gründen. Der schottisch-englische Bund, durch den man bisher so vieles erreicht hatte, war in Gefahr sich aufzulösen. Da setzte die Kunde von dem Aufstand und den Blutszenen in Irland die protestantische Welt Englands in die heftigste Aufregung und Wut und fachte das Feuer des puritanischen Fanatismus von neuem an.

Karl in Schottland.

Straffords Tod und die Auflösung seiner Heermannschaft lockerte in der heißblütigen katholischen Bevölkerung die stramme Zucht, durch welche der energische Lord-Statthalter die grüne Insel in Gehorsam gehalten. Der protestantische Eifer der Puritaner in England, der Covenanters in Schottland schärfte auch in dem katholischen Irland das religiöse Gefühl. Es bildete sich eine weitverzweigte Verschwörung, um die römische Kirche wieder in den Besitz der ihr entrissenen Güter und Gebäude zu setzen, die von Jakob I. auf der Insel gegründeten anglikanischen Kolonien wegzufegen und die katholische Religion

Der Aufruhr in Irland. 1641.

zur alleinherrschenden zu machen. An der Spitze der Bewegung standen einige altirische Häuptlinge, wie Roger O'More, Lord Macguirre, Phelim O'Neil, der rechtmäßige Erbe Tyrones. Auch Katholiken angelsächsischer Abkunft, wie Colonel Plunkett, gesellten sich zu ihnen. Irland sollte von England getrennt werden und seine eigne Regierung und ein aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern zusammengesetztes Parlament haben. Nachdem man alle Vorkehrungen und Verabredungen in größter Heimlichkeit getroffen, brach der Sturm gleich-
23. Okt. 1641. zeitig in allen Landschaften los. Die festen Burgen wurden gebrochen, die Protestanten unbarmherzig niedergemacht; Tausende von Leichen lagen unbeerdigt umher. „Die elementaren Kräfte, die bisher durch die starke Hand der Regierung beherrscht worden, erhoben sich in wilder Ungebundenheit; der religiöse Abscheu trat in einen scheußlichen Bund mit der Furie des nationalen Hasses. Die Motive der sizilianischen Vesper durchdrangen sich mit denen der Bartholomäusnacht." Tyrones Ansprüche lebten in seinem Erben wieder auf; mit barbarischer Grausamkeit weidete er sich an den Szenen des Mords. Nur wenige Burgen widerstanden den Angreifern, darunter das Schloß von Dublin durch den Abfall Owen Conallys von den Verschwornen. Es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen man in England die Schreckensbotschaften aus Irland aufnahm, in welche fieberhafte Bewegung die erregten Gemüter gerieten! Die Ermordung der protestantischen Kolonisten wurde dem Hof und insbesondere der Königin zur Last gelegt und von den Puritanern des Parlaments benutzt, um das Volk durch das Gerücht einer Verbindung der Papisten, Bischöfe und Höflinge zur Vernichtung des Glaubens und der Freiheit in Angst und Wut zu setzen. Es half nichts, daß der König einige Mannschaften nach Irland sandte, um den Greuelszenen Einhalt zu thun, auch er entging nicht der Nachrede, daß ihm der Aufstand willkommen sei. Hatten doch die Insurgenten erklärt, daß sie des Königs Autorität auch ferner in Grün-Erin aufrecht erhalten wollten. Beide standen ja dem gleichen Feind gegenüber. Die verwilderten Banden, welche in den nächsten Jahren alles Sachsenblut und allen antikatholischen Ritus aus ihrer Insel vertilgen wollten, haben niemals offen den Namen des Königs von ihrer nationalen und religiösen Sache getrennt. Der Fanatismus suchte sich immer noch durch einen Schimmer von Loyalität zu verhüllen.

Die puritanische Opposition im Wachsen.

Die Rückwirkung machte sich bald fühlbar, als das Parlament nach der Ankunft des Königs wieder zusammentrat. Es war bemerkt worden, daß manche Mitglieder die Flut der Neuerungen und Reformen einzudämmen wünschten, daß die Entfernung der von Laud eingeführten Gebräuche und Zeremonien und die Herstellung des calvinistischen Ritus beim Abendmahl, die rigorose Sabbatfeier u. a. nicht nach aller Sinn war; viele nahmen mit Unruhe und Beklemmung wahr, daß die gänzliche Abschaffung der bischöflichen Verfassung von den Puritanern mit Eifer ins Auge gefaßt sei. Durch die Vorgänge

in Irland erhielten nun die Parteiführer der Opposition wieder Oberwasser. Pym stellte eine große „Remonstranz“ von 200 Beschwerdeartikeln über die ganze Regierung Karls I. zusammen, um zu beweisen, daß der König von jeher durch eine papistisch-jesuitische Faktion beherrscht worden und noch immer beherrscht werde. Der Zweck dabei war, das Parlament für sein vergangenes Thun zu rechtfertigen und sein künftiges Verhalten zum voraus als notwendige Abwehr staatsverderblicher Pläne und Einrichtungen erscheinen zu lassen. Unter den Anträgen stand die Aufhebung der bischöflichen Verfassung und die Zustimmung des Parlaments bei der Ernennung der hohen Beamten in erster Linie. Nach stürmischen Debatten erhielt die „Remonstranz“ die Mehrheit des Unter- 22. Nov. 1641.
hauses. Die von der Minorität beantragte Protestation wurde zurückgewiesen. Die Abschaffung des Episkopats und die Mitwirkung des Parlaments bei Besetzung des höheren Staatsdienstes war somit im Prinzip ausgesprochen. Der König war sehr ungehalten über die Bill; zum Beweis, daß er den zwei Hauptforderungen nicht nachzugeben Willens sei, besetzte er sofort die erledigten Bistümer ohne irgend eine Beschränkung ihrer Befugnisse und übertrug die wichtigsten Hof- und Staatsämter nicht den Parteihäuptern des Unterhauses, sondern Edelleuten von gemäßigter royalistischer Gesinnung. Unter ihnen waren Digby und sein Vater Lord Bristol die fähigsten, beredtesten und charaktervollsten. Auch die neuernannten Bischöfe waren geachtete und gelehrte Männer von gemäßigter Gesinnung. Aber die Gegenpartei sah in jedem Ablenken von ihren Forderungen reaktionäre Kundgebungen. Die Remonstranz wurde gedruckt und verbreitet und zur Erregung tumultuarischer Demonstrationen gebraucht. Puritanische Prediger eiferten von den Kanzeln herab gegen die papistischen und hochkirchlichen Tendenzen, die von neuem so ohne Scheu hervorträten; als um Weihnachten der Gemeinderat der Hauptstadt durch neue Mitglieder ergänzt ward, wurden fast ausschließlich Presbyterianer gewählt.

Da verbreitete sich die Nachricht unter der Bürgerschaft, der Oberbefehl Ausschließung der
über den Tower sei dem bisherigen Kommandanten Balfour, einem Schotten Bischöfe vom Oberhaus.
von populärer Gesinnung, abgenommen und einem royalistisch gesinnten Kriegsmann übertragen worden. Die Führer des Unterhauses erblickten darin den Beginn einer gewaltsamen Reaktion; sie erhoben Einsprache gegen die Ernennung und ersuchten die Lords der Protestation beizutreten. Die Majorität des Oberhauses verschob die Entscheidung um einige Tage. Dies schrieb die Aktionspartei dem Einfluß der Bischöfe zu und organisierte einen Aufstand, um durch 27. Dez. 1641.
Einschüchterung den Staat von diesem Hemmschuh zu befreien. Als die geistlichen und weltlichen Peers zur Morgensitzung versammelt waren, strömte eine tumultuarische Menge, insonderheit Lehrburschen und Gesellen der Kaufmannschaft und des Gewerbestandes, nach Westminster und bedrohte die Mitglieder mit Schmähungen und Beleidigungen. Am folgenden Morgen wiederholten sich die Auftritte. Da beschlossen die Bischöfe auf Anregung des Erzbischofs Wil-

liams von York, der Gewalt zu weichen, zugleich aber eine Urkunde zu unterzeichnen, durch welche sie alle Beschlüsse, die während ihrer unfreiwilligen Entfernung im Parlament gefaßt werden sollten, für null und nichtig erklärten. Darin erblickte das Unterhaus eine Verletzung der Verfassung und klagte die geistlichen Peers auf Hochverrat an. Vor den Schranken des Oberhauses mußten sie knieend die Anklage hören, daß sie sich ungehörige Rechte angemaßt, da in England die Bischöfe keinen Stand bildeten, dessen Abwesenheit parlamentarische Beschlüsse ungültig machen könne, und wurden dann im Tower und in andern Gefängnissen in Gewahrsam gebracht. Von der Zeit an traten die Faktionen schroffer gegeneinander auf. Die parlamentarisch-puritanische Partei richtete ihre Pfeile gegen alle, die nicht mit ihr gingen, und bedrohte sie mit Prozessen: nicht nur daß sie die Großbeamten, vor allen Digby und Bristol zu stürzen suchte, man sprach sogar von einer Anklage der Königin, deren Hofhalt der eigentliche Herd des Papismus und der hochkirchlichen Reaktion sei. Das Unterhaus ging immer weiter in seinen Ansprüchen und in seiner Machtvergrößerung: als der König die Wache, die er dem Hause während seiner Abwesenheit gestattet hatte, wieder zurückzog, erlaubten die Gemeinen jedem seiner Mitglieder einen bewaffneten Diener aus der Miliz mitzubringen und vor der Thür auf sich warten zu lassen; als Werbungen von Kriegsmannschaft gegen Irland beschlossen wurden, erhob sich die Frage, ob diese wie in frühern Zeiten im Namen des Königs unter dem großen Siegel vor sich gehen sollten: das Haus entschied, daß seine eigne Verordnung genüge, und sah sich bereits nach geeigneten Heerführern um, denen man den Oberbefehl anvertrauen möchte.

Aggressives Vorgeben gegen Parlamentsglieder. 1642.

Ergrimmt über solche Eingriffe in seine Hoheitsrechte faßte der König einen Plan, der zu keinem guten Ende führen konnte. Karl konnte es nicht vergessen, daß die Gemeinen wider Recht und Gesetz den Grafen Strafford zu Fall gebracht; und als jetzt auch noch Digby und Bristol von einer ähnlichen Anklage bedroht waren, da beschloß er dem Angriff zuvorzukommen und den Häuptern der Gegenpartei zu Leibe zu gehen. Er meinte die Beschuldigungen, die man einst gegen den Lord-Statthalter von Irland vorgebracht, könnten mit ebensoviel Erfolg auch gegen die Häupter der Opposition gerichtet werden. In Beziehung auf die Anklageartikel mochte dies zutreffen; er übersah aber, daß Strafford nicht durch die Landesgesetze, sondern durch einen Ausnahmeakt legislativer Gewalt die Strafe als Hochverräter erlitten und daß das Haus der

3. Jan. 1642.

Lords keine Kriminaljurisdiktion über die Gemeinen besaß. Am 3. Januar erschien der Generalanwalt der Krone im Oberhaus, um gegen Lord Mandeville (Kimbolton) und fünf hervorragende Mitglieder des Unterhauses eine Klage auf Hochverrat zu erheben. Es waren Hampden, Pym, Hollis, Haslerigh und Strode. Darauf trat der königliche Waffenherold in den Sitzungssaal der Gemeinen und begehrte in des Königs Namen die Auslieferung dieser Mitglieder. Das war wohl in früheren Jahren häufig genug ge-

schehen und der König mochte glauben in seinem Recht zu sein; aber die Zeiten waren andere geworden. Der Sprecher widersetzte sich dem Verlangen; zwar seien die genannten Männer allezeit bereit, sich einer gesetzlichen Anklage zu unterwerfen, aber in diesem Falle liege ein Bruch der parlamentarischen Privilegien vor, von dem man zuvor durch eine Deputation dem König Kunde geben müsse; dem Hause stehe das Recht zu, die Jurisdiktion in seiner Mitte zu üben; ohne seine Einwilligung könne kein Mitglied verhaftet werden. Am andern Tag erschien Karl selbst mit einigen hundert Bewaffneten, die an den Thüren und in den Gängen des Parlamentshauses aufgestellt wurden. Er trat in Begleitung seines Neffen, des Pfalzgrafen Ruprecht (Rupert) in den Saal, den Hut in der Hand und nach allen Seiten grüßend, und verlangte die Auslieferung der Angeklagten. Allein diese waren durch den Oberkammerherrn, Graf Essex, gewarnt worden und hatten sich von der Sitzung fern gehalten. Der König fand „die Vögel ausgeflogen". Mit dem Befehl, daß man ihm die Angeklagten zuschicken solle, verließ er den Saal in derselben Haltung. Da die Bedrohten in die City geflohen waren, so begab sich Karl nach Guildhall, um die Auslieferung von den städtischen Behörden zu erwirken. Aber er überzeugte sich bald, daß auch hier die frühere Ergebenheit verschwunden sei. Nur wenige Stimmen riefen: „Gott segne den König", viel lauter ertönte der Ruf: „Privilegium! Parlament!" Eine Flugschrift „Zu euren Gezelten Israel!" die ihm in die Hand gespielt wurde, war eine Mahnung, daß die Zeiten Rehabeams wiedergekehrt seien.

Nach diesen Auftritten vertagte sich das Parlament auf einige Tage, die laufenden Geschäfte einem Ausschuß übertragend. Dieser erschien in der Guildhall, wo er mit allen Ehrenbezeugungen empfangen ward. Hier wurde der Beschluß gefaßt, daß die Anklage gegen die fünf Parlamentsglieder illegal und ein Bruch der Privilegien sei, wer den Versuch mache, sie auszuführen, solle als öffentlicher Feind des Gemeinwesens betrachtet werden. Am folgenden Tag wurden die fünf Angeklagten von den Milizen und Garden, von den Schiffern der Themse und von einer zahllosen Volksmenge im Triumph nach dem Parlamentshaus zurückgeführt; aus Buckinghamshire waren 4000 Reiter zur Verteidigung Hampdens erschienen. Darauf beschlossen Parlament und City, bewaffnete Mannschaften aufzustellen, über welche ein Hauptmann von erprobter Gesinnung, Skippon, den Oberbefehl führen sollte. Im Gegensatz zu diesem parlamentarisch-puritanischen Heer, das in der Hauptstadt London und in den städtischen Kommunen und Grafschaften der Ostküste sein Hauptkontingent hatte, scharten sich die Royalisten, insbesondere die waffengeübten Einwohner von der Waliser Mark, der zahlreiche hier und da noch katholische Landadel von Yorkshire, die Ritter und Junker von Oxfordshire und die Auslese der Gentry, die von den Stuarts den Baronetstitel erlangt, um den in seiner Macht und Autorität bedrohten König. Das Volk nannte die schmucken Herren in ritter-

Kavaliere und Rundköpfe.

7. Jan. 1642.

licher Tracht, mit Federhut und wallendem Lockenhaupt, „Kavaliere“, sie aber belegten ihre Gegner mit dem Spottnamen „Rundköpfe“, von dem Schnitt ihrer Haare auf dem kurz geschornen Scheitel, über den ein spitzer breitrandiger Hut oder eine Eisenhaube emporgestülpt war. Flugblätter und Zeitschriften, die neuen Erzeugnisse einer freien Presse, aufreizende Reden in Kirchen und Versammlungen erhielten das Volk in Aufregung und gaben der öffentlichen Meinung Ausdruck. Tumultuarische Demonstrationen gingen neben den Parlamentsverhandlungen her und verstärkten die puritanische Faktion, bei der mehr und mehr die republikanischen Ideen Eingang fanden.

Parlamentarische Übergriffe in die monarchische Verfassung.

Unter diesen Umständen hielt sich der König in Whitehall nicht mehr sicher; er begab sich mit seiner Gemahlin und dem Hof nach Hamptoncourt und von da nach Windsor. Die Gemeinen aber faßten nach ihrem Wiederzusammentritt den Beschluß, daß nur den mit Beistimmung des Parlaments erlassenen Befehlen des Königs Folge zu leisten sei. Nun lag die Staatsautorität ganz im Unterhaus; im Hause der Lords fanden sich nur solche Mitglieder ein, die mit den Commons übereinstimmten; darunter freilich noch immer einige Glieder altberühmter Geschlechter, wie Graf Essex, wie Graf Suffolk, ein Sproß der Howards, wie Graf Bedford, das Haupt der Russels, Percy Graf von Northumberland u. a. Wie wenig aber diese Herren wagten, der von der Fortschrittspartei ausgegebenen Parole zu widerstehen, den populären Überflutungen einen Damm entgegenzuwerfen, beweist die im Oberhause angenommene Bill vom 5. Febr., durch welche den Bischöfen das Stimmrecht im Parlament und jede Teilnahme an den Staatsgeschäften entzogen ward, ein Beschluß, der den seit einem Jahrhundert bestehenden Staatsorganismus zersetzte, die konstitutiven Gewalten und Fundamentalgesetze des gemeinen Wesens veränderte, die ganze geschichtliche Vergangenheit der Nation einer neuen Ordnung entgegenführte. Schon überlegte man in den Kreisen der parlamentarischen Häupter, wie man den Einfluß der Königin und ihrer Umgebung auf den König beseitigen und die hohen Regierungsstellen in die eignen Hände nehmen möge. Hatten die Stuarts früher durch Ausdehnung der Prärogative der Krone, durch Verletzung der nationalen Rechtsbestimmungen gegründeten Anlaß zur Opposition gegen die absolutistischen Tendenzen ihrer Regierung gegeben, so machte sich jetzt das Parlament einer gleichen Verletzung der Königsrechte schuldig. Nicht zufrieden, die monarchische Gewalt in die gesetzlichen Schranken gewiesen zu haben, legte das Parlament sich die legislative Autorität in Staat und Kirche allein bei und suchte die ganze öffentliche Gewalt in seine Hände zu bringen. Es bestand nicht bloß auf der Ausschließung der Bischöfe von jeder Mitwirkung am Staatsleben, es verlangte auch, daß der König den Oberbefehl über die Festungen und die Miliz nur solchen Personen übergebe, die ihm von beiden Häusern vorgeschlagen würden. Der König trat mit dem Parlament in Unterhandlungen ein, und wie widerwärtig ihm immer die Forderungen erscheinen mußten, er wies sie nicht ganz zurück: er wußte,

5. Febr 1642.

daß unter den Parlamentsgliedern bereits eine Spaltung eingetreten war, daß nicht alle den Stimmführern der Opposition auf die äußerste Grenzlinie zu folgen bereit seien. Durch augenblickliches Nachgeben konnte vielleicht eine günstigere Wendung herbeigeführt werden, die ihm die Wiedererlangung der vollen Autorität möglich machte. Darum willigte er in die Entfernung der Bischöfe aus dem Oberhaus und aus ihrer weltlichen Rechtsstellung. Blieb ja doch die bischöfliche Kirchenverfassung unerschüttert, mit deren Hilfe im Laufe der Zeit auch die politische Macht zurückgewonnen werden möchte. Selbst in betreff der Befehlshaber war er einer Verständigung nicht abgeneigt. Er ließ sich eine Liste vorlegen, aus denen er die Kommandanten wählen wollte; als aber daran die Bedingung geknüpft ward, daß die Ernannten nur mit Zustimmung der beiden Häuser von ihren Stellen wieder entfernt werden dürften, daß ihre Anstellung auf immer, oder doch auf längere Zeit gesetzlich sein sollte, da wies Karl die Forderung mit Entrüstung zurück. Sollte er zugeben, daß das wichtigste Recht der Souveränität, die Militärgewalt, ihm aus den Händen gewunden werde? Sollte aber auch anderseits das Parlament sich mit einem Zugeständnis begnügen, das ihm für die Zukunft keinerlei Sicherheit gewährte, das jedes Versprechen illusorisch machte? Eine Verständigung war bei so entgegengesetzten Zielen nicht zu erwarten. „Würde ich euch gewähren, was ihr von mir verlangt," sagte Karl zu den Kommissaren, „so könnte ich allerdings noch den Namen Majestät führen, könnte mir immer noch Stab und Schwert vortragen lassen und mich am Anblick einer Krone und eines Zepters weiden; auch könntet ihr euren Beschlüssen als Eingangsformel vorsetzen: der Wille des Königs durch die beiden Häuser bestätigt; aber was die wirkliche und eigentliche Gewalt betrifft, wäre ich nichts mehr als das Bild, das Zeichen und der eitle Schatten eines Königs." Nicht auf eine Stunde, erklärte er, würde er dem Parlament das Recht der Verfügung über das Kriegsheer überlassen.

Einfluß der Königin. Der König nach York.

Die Verhandlungen waren von keiner Seite aufrichtig gemeint: das Parlament wollte sich mit Garantien umgeben, wodurch eine königliche Willkürherrschaft für alle Zukunft unmöglich gemacht und die Mitwirkung der Nation bei allen Handlungen des öffentlichen Lebens gesichert würde; der König suchte aus dem Schiffbruch seiner Prärogative noch einige wertvolle Stücke zu retten und, was ihm mit Gewalt entrissen worden, wieder mit Gewalt an sich zu bringen. Die Unterhandlungen waren nur ein mit mehr odrr weniger Bewußtsein durchgeführtes Trugspiel: das Parlament steigerte seine Forderungen zu einer Höhe, daß daneben kein Raum blieb für eine persönliche Königsgewalt; und die Stuartsche Hofkamarilla mit den ergebenen Dienern und Anhängern im Heer, im Adel, bei den positiven Kirchenmännern suchte Zeit und Kräfte zum Angriff gegen die Opposition zu gewinnen. Die Seele dieser aggressiven Thätigkeit war die Königin. Wir wissen, daß ihre reaktionär-katholischen Tendenzen wesentlich zur Entzweiung zwischen Regierung und Volk beigetragen; in diesen Tagen der Aufregung stieg

ihr Ansehen und ihr Einfluß: sie sah in der Nachgiebigkeit ihres Gemahls gegen den populär-puritanischen Druck eine Verletzung des Ehevertrags, einen Angriff auf ihre persönlichen Gerechtsame, woraus schlimme Folgen für Staat, Kirche und Monarchie hervorgehen würden. Seit dem Tod Buckinghams und Wentworths behauptete sie die erste Stelle im Vertrauen des Königs; er war ihr mit wachsender Zärtlichkeit zugethan; ihre Bildung, ihr Verstand, ihr Scharfsinn fesselten ihren königlichen Eheherrn immer mehr an sie; sie hatte von ihrem Vater den energischen Geist, von ihrer Mutter die Herrschsucht und den unternehmenden Sinn ererbt. Nun wurde in Windsor der Beschluß gefaßt, sie sollte sich mit den Kronjuwelen über den Kanal begeben, um in den Niederlanden Hilfsmannschaften anzuwerben, indes der König selbst mit seinen Getreuen seine Residenz in York aufschlüge, um von dem royalistischen Heerlager des Nordens aus seine Gegner zum Gehorsam unter das Gesetz und die königliche Autorität zu zwingen.

c. Der Bürgerkrieg in den zwei ersten Jahren.

Vorzeichen des Kriegs. In den Märztagen des Jahres 1642 wehte eine schneidige Luft in dem britischen Inselreich. Jedermann fühlte, daß es zur Entscheidung des Schwerts kommen würde, und niemand wollte die schwere Verantwortung auf sich laden, die Losung zum bürgerlichen Krieg zu geben. Das Parlament faßte den Beschluß, das Reich in Verteidigungsstand zu setzen; auf der Reise nach dem Norden
15. März 1642. begriffen, ließ dagegen der König von Huntingdon aus ein Manifest ergehen, daß jede Kriegsordonnanz ohne seine Beistimmung ungesetzlich sei und niemand dem Befehl Gehorsam zu leisten habe. Darauf erwiderten Lords und Gemeine, dem Parlament stehe das Recht zu, zu bestimmen, was Landesgesetz sei; in den Beschlüssen beider Häuser sei der königliche Wille als inbegriffen vorausgesetzt. Schon war es hier und da zu feindseligen Demonstrationen gekommen, und noch hatte man kein direktes Kriegsmanifest erlassen. Der König hatte gegen die Schotten bittere Erfahrungen gemacht; er wollte keinen neuen Feldzug unternehmen, ehe ihm durch die Königin Hilfsmannschaften vom Festland zugegangen sein würden. Denn auf die Milizen konnte er sich nicht verlassen. Auf beiden Seiten war man bemüht, sich der festen Städte zu versichern. Im Tower zu London hatte Lord Byron, ein energischer, ritterlicher, der königlichen Sache treu ergebener Edelmann, den Oberbefehl. Als er sich weigerte die Citadelle zu öffnen, erhielt Skippon die Weisung, die Burg zu umstellen und Lebensmittel und Kriegsvorrat abzuschneiden. Der König wagte noch immer nicht zur Gewalt zu schreiten. Er erteilte dem Kommandanten, der bald ins Gedränge kam, die Erlaubnis, sich mit den Bevollmächtigten des Parlaments in Unterhandlungen einzulassen. Die Folge war, daß der Tower einem parlamentarisch gesinnten Befehlshaber, Conyer, übergeben ward. Unterdessen hatte sich Karl in York festgesetzt; die zahlreichen Beweise von Treue und Ergebenheit, die ihm hier zu teil wurden,

erhöhten seinen Mut; inmitten einer royalistisch gesinnten Bevölkerung, gedeckt im Rücken durch das versöhnte Schottland, mochte er hoffen, der populären Hochflut widerstehen zu können.

Zu den wichtigsten Städten des Nordens gehörte die feste Handels- und Schiffahrtsstadt Hull an der breiten Mündung des Humber; sie war mit reichen Vorratshäusern, Militärmagazinen und Befestigungen versehen und hatte eine Garnison unter dem Oberbefehl Sir John Hothams, eines erfahrenen Kriegsmanns und Parlamentsmitglieds. Gegen Ende April erschien der König, begleitet von seinem Neffen Rupert und seinem zweiten Sohn, dem Herzog von York, vor Hull und forderte den Befehlshaber auf, ihm die Stadt zu übergeben. Die städtischen Behörden hielten meistens zur königlichen Sache, die Bürgerschaft dagegen zum Parlament. Nun trat die wichtige Lebensfrage an den Kommandanten heran: solle er den König als den obersten Heermeister anerkennen und ihn mit seinem Kriegsgefolge in die Festung aufnehmen, oder solle er die Stadt dem Parlament, das ihn zum Oberbefehlshaber eingesetzt, erhalten? Er entschied sich für das letztere: die höchste Gewalt, bewies er, ruhe im König und Parlament; wenn aber zwischen beiden ein Zwiespalt eintrete, so müsse man den Vertretern der Nation, die im Verein mit dem Monarchen die Staatshoheit repräsentierten, Gehorsam leisten; nicht dem persönlichen Königtum, sondern der königlichen Staatsgewalt, die in den Landesgesetzen und in den alten Rechten und Instituten ihr Fundament habe, sei man Treue schuldig. Karl erklärte John Hotham für einen Verräter; das Unterhaus antwortete mit dem Beschluß, „daß ein solches Urteil über ein Mitglied des Unterhauses, und zwar ohne gerichtliches Verfahren ausgesprochen, ein neuer Bruch der Privilegien des Parlaments und ein Akt der Ungesetzlichkeit von seiten des Königs sei". Die Beweisführung Hothams fand indessen manchen Widerspruch. In York und in den nördlichen Grafschaften bekannte sich die Mehrheit des Volks, vor allem der Adel und die Gentry zu der Ansicht: sowenig der König allein oder mit den Lords ohne Zustimmung der Gemeinen Gesetze machen könne, sowenig stehe diese Macht dem Parlament allein zu; „die dreifaltige Schnur dürfe überhaupt nicht aufgeflochten werden". Wie im Triumph wurde der König nach York zurückgeleitet; bald standen 20,000 bewaffnete Kavaliere, zum Teil aus den angesehensten Rittergeschlechtern, unter der royalistischen Fahne, brennend vor Begierde, die Rundköpfe in London und in den südlichen Seestädten mit Schwert und Karabiner anzufallen.

Hull dem König vorenthalten. 1642.

Ende April.

In den puritanischen Kreisen gewannen die republikanischen Ideen immer mehr Boden. Das Parlament, bewies man, stehe über dem König: denn dieser sei in seinen Regierungshandlungen an die Gesetze gebunden; jenes aber mache die Gesetze und sei somit über jede positive Rechtsbestimmung erhaben. In London und in den südlichen Grafschaften erhielt das populäre Element mehr und mehr die Oberhand, das städtische Regiment wurde dem Magistrat entzogen und einem

Stimmung in London. Die „Propositionen".

neugewählten Gemeinderat übergeben. Da verließen zwölf Lords, darunter Northampton, Monmouth, Salisbury, Devonshire u. a. das Sitzungshaus in Westminster und begaben sich nach York. Auch Littleton, der Großsiegelbewahrer, entfloh heimlich nach Norden und überbrachte dem König das Reichssiegel. Das Haus ließ ein neues anfertigen. Im Juni wurde noch einmal eine Verständigung durch die Gemäßigten beider Parteien versucht. Man legte dem König neunzehn „Propositionen" als Basis einer Friedensübereinkunft vor. Danach sollte das kirchliche und staatliche Leben in England auf ähnlichem Fuß eingerichtet werden wie in Schottland: die Kirchenverfassung und Liturgie sollte eine durchgreifende Reform erfahren; die hohen Staatsbeamten, die Mitglieder des geheimen Rats, der Lord-Oberrichter sollten nur mit Zustimmung der beiden Häuser angestellt werden dürfen; in betreff der militärischen Gewalt sollte die frühere Forderung des Parlaments bis zu einer weiteren Übereinkunft in Kraft bleiben und die kriegerischen Anordnungen zur Landesverteidigung als gesetzlich anerkannt werden. Sogar bei der Erziehung und Vermählung der königlichen Kinder sollte die Einwilligung der Reichsstände erforderlich sein. Wie konnte der König in eine solche Umgestaltung der monarchischen Verfassung, in eine solche Herabsetzung der Exekutivgewalt willigen, wie dem Parlament die politische und militärische Obergewalt einräumen? Und gerade jetzt erhielt er von allen Seiten Beweise loyaler Gesinnung.

Juni 1642.

Die beiden Heerlager.

So wurde denn im ganzen Land zum Krieg gerüstet. Während königliche Kommissare in den nördlichen und mittleren Grafschaften ihre Werbelager aufschlugen, wurden im Süden und Osten die Ordonnanzen des Parlaments umhergetragen. Wenn man im royalistischen Lager auf auswärtige Kriegsmannschaft rechnete, so wurden die Erwartungen bald herabgestimmt. Denn da die ganze Streitmacht des Festlandes im Dreißigjährigen Krieg verwendet war und die Generalstaaten in dem englischen Bürger- und Parteikampf eine neutrale Stellung behaupten zu wollen erklärten, so konnte keine Unterstützung erlangt werden; und wo hätte dieselbe auch landen sollen, da alle Hafenstädte sich in den Händen des Parlaments befanden und die Seemacht unter dem Oberbefehl des Admiral Warwick, eines dem Parlament treu ergebenen entschlossenen Flottenführers stand? Zwar stellten sich viele ritterliche und kriegsgeübte Scharen unter die königliche Fahne und zogen schlachtmutig ins Feld. Aber trotzdem waren die Streitkräfte sehr ungleich. Die royalistischen Offiziere und Kavaliere hatten meistens nichts als ihren Degen und ihr loyales Herz; die Geldsummen, welche die Königin in Holland aus ihren verkauften und verpfändeten Juwelen einbrachte, und das eingeschmolzene Silber der Universität Oxford, reichten nicht weit und an Waffen und Kriegsbedarf war die Ausrüstung ungenügend. Ganz anders waren die Zustände im feindlichen Heerlager; denn während der König ohne zulängliche Mittel war und seine Armee bald an allem Mangel zu leiden begann, besaß das Parlament nicht nur alle öffentlichen Einnahmen, sondern

wurde auch durch Darlehen und Privatbeiträge reichlich unterstützt. Bei der ersten Aufforderung brachten die Familien ihr Silbergerät, die Weiber ihren Schmuck, und alle Steuern und Abgaben, die man dem König hartnäckig bestritten, wurden dem Parlament freudig dargereicht. Ja die eifrigen Puritaner legten sich freiwillig Fasttage auf und übermachten die Ersparnisse für die ausgefallenen Mahlzeiten der Regierungskasse. Auch in der militärischen Anordnung bewährte das Parlament Geschick und Umsicht. Die Kriegsleitung wurde in die Hände eines Sicherheitsausschusses gelegt, in welchem neben Pym, Hampden, Fiennes auch gemäßigte Männer wie Hollis und Stapleton und die Lords Northumberland, Say, Holland mit Rat und That wirkten. Der Earl of Essex, ein tapferer Kriegsmann, der das volle Zutrauen der Presbyterianer besaß und den die Erinnerung an seinen Vater bei dem Volk populär machte, wurde zum Oberfeldherrn des neugeworbenen parlamentarischen Heeres ernannt. Bewährte Patrioten wie Hampden, Lord Manchester, den wir schon früher als Lord Mandeville-Kimbolton unter den Vorkämpfern der parlamentarischen Opposition kennen gelernt, Thomas Fairfax und die Hauptleute der Reiterei, Cromwell, Haslerigh u. a. standen ihm zur Seite. Wie einst bei den Schotten, so folgten auch jetzt presbyterianische Geistliche dem Heer, belebten den Mut und die Streitlust durch Predigten und Gebete und hielten die Soldaten in Zucht und Gottesfurcht.

Man hat viel darüber gestritten, auf welcher Seite der Bürgerkrieg begonnen worden; das gezogene Schwert hatten bereits beide in der Hand; aber der eigentliche Angriff ging von den Royalisten aus: noch einmal machte Karl einen Versuch, Hotham zur Übergabe von Hull zu bewegen; als dieser bei seinem Widerstand beharrte, schritt der König zur Belagerung. Da schickte das Parlament rasch Entsatzmannschaft hin, die mit der städtischen Besatzung vereinigt die Angriffe zurückschlug. Vor Hull floß das erste Bürgerblut. Auch der Versuch des Grafen von Northampton, die Stadt Coventry am Trent zur Aufnahme des Königs und seines Gefolges zu bewegen, schlug fehl; als die Royalisten mit Gewalt eindringen wollten, setzten die Bürger Gewalt entgegen. In Portsmouth mußte Oberst Goring, ein entschlossener Verteidiger der königlichen Sache, vor Essex und dem Admiral Warwick sich beugen. Am 22. August pflanzte Karl die königliche Standarte vor Nottingham auf, damit nach alter Sitte der Lehnsadel zum Schutz des Königs sich um dieselbe scharen möchte. Als Inschrift trug sie die Worte: „Gebe dem Kaiser was des Kaisers ist.“ In einer feierlichen Proklamation wurden alle getreuen Unterthanen aufgefordert, dem König Beistand zu leisten gegen die rebellischen Unternehmungen des Grafen Essex. Als aber dieser mit überlegenen Streitkräften sich nordwärts bewegte und sich bereits der Stadt Northampton näherte, hielt sich der König nicht für stark genung, dem Feind in offener Feldschlacht zu begegnen; er zog sich nach den Bergen von Nordwales, wo die Einwohner royalistisch gesinnt waren, und nahm sein Standquartier in

Die Anfänge des Kriegs. — Aug. 1642. — 19. Aug. 1642. — 22. Aug.

Shrewsbury. Den Oberbefehl übertrug er dem Earl of Lindsay; aber der kühnste
Prinz Rupert und Cromwell. und unternehmendste Feldhauptmann im königlichen Heer war Ruprecht von der Pfalz, der an der Spitze seiner berittenen Schwadronen das Land durchstreifte, Magazine plünderte, Feinde niederwarf und tapfere Männer der königlichen Sache zuführte. Im parlamentarischen Heerlager wurde er als „Prinz Robber" bezeichnet. Ihm zur Seite standen sein Bruder Moritz und manche wilde Gesellen, die in Deutschland die Kriegsfurie kennen gelernt. Durch sie fand das Wort „Plündern" Eingang in die englische Sprache. Im Gegensatz zu diesen wilden Reiterscharen der Kavaliere bildete Cromwell aus den robusten und wohlhabenden Freeholders der Grafschaften ein bürgerliches Reiterregiment, das ohne Sold diente, neben den Pferden auf der Erde lagerte und die strengste Mannszucht hielt, jene berühmten „Eisenseiten", die von politisch-religiösem Enthusiasmus getrieben, im Namen des Allerhöchsten in den Feind stürzten, fastend, betend und Psalmen singend, dabei aber mit unwiderstehlicher Tapferkeit kämpften und keinen Pardon gaben. Im Spätherbst standen die Sachen des Königs nicht ungünstig. Das Aufpflanzen der Standarte hatte in dem Landadel die alten ritterlichen und royalistischen Gefühle geweckt; täglich zogen neue Streiter in das königliche Lager; in Chester hatte man reiche Kriegsvorräte, die für Irland bestimmt waren, erbeutet; und als es unweit Worcester zu einem Treffen kam, trug Prinz Rupert im stürmischen Anprall einen Sieg davon. Wie freute sich Karl, als ihm gefangene „Rundköpfe" zugeführt wurden! Er und seine Anhänger trugen sich schon mit der Hoffnung, bald in die Hauptstadt einziehen zu können. Noch höher stieg
23. Okt. ihre Zuversicht, als sie in dem blutigen Treffen von Edgehill trotz ihrer geringeren Streitmacht dem Heerhaufen der Puritaner mit Erfolg widerstanden. Es war kein entschiedener Sieg, und aus der kraftvollen und mutigen Haltung des parlamentarischen Fußvolks, besonders der jungen Londoner Bürgermiliz, konnte man den Schluß ziehen, daß die patriotische Begeisterung von nachhaltiger Kraft sei; aber auch Ruprechts kühne Reiterscharen hatten sich glänzend hervorgethan. Fortan stand der Name des deutschen Prinzen obenan; allein er war hochfahrend und unbotmäßig; Lindsay, der in der Schlacht bei Edgehill die Todeswunde empfing, hatte sich oft über die mangelhafte Kriegszucht und den wilden unbändigen Sinn des deutschen Reiterführers zu beklagen; und auch Lindsays Nachfolger, der tapfere Marquis von Newcastle, konnte sich nicht mit ihm vertragen. Bald nachher gelang es den Royalisten, durch einen glücklichen Überfall bei
10. Nov. 1642. Brentford den Londoner Regimentern große Verluste beizubringen; aber die wilde Grausamkeit und Raubgier, welche die Kavaliere bei der Gelegenheit an den Tag legten, reizte die Rachsucht der Gegner und stärkte ihren Mut und ihre Widerstandskraft. Der König war bereits bis Reading vorgerückt, in der Hoffnung als Sieger in London einzuziehen; allein die kriegsmutige Haltung der Parlamentstruppen und der Einwohnerschaft bewog ihn, vor Eintritt des Winters mit seinem geschwächten Heer nach dem loyalen Oxford zurückzukehren.

Das parlamentarische Heer mit seinen frischen, wenig geübten Mannschaften hatte bisher im Kampf gegen die waffenkundigen, streitfertigen Royalisten und Gebirgssöhne keine Lorbeeren davongetragen; es war daher begreiflich, daß hier und da Anzeichen von Entmutigung hervortraten. Pym und seine Genossen mußten sogar mitunter zu terroristischen Maßregeln greifen. Nur der Übermut der Royalisten, die aus ihren Sieges- und Rachegedanken kein Hehl machten, hielt auch die Londoner Bevölkerung bei der parlamentarischen Fahne. Der Königin war es gelungen, unter heimlicher Mithilfe ihres Schwiegersohnes, des Statthalters von Holland, einige Schiffe und Mannschaften zu erlangen, mit denen sie nach England überzusetzen beschloß. Bei ihrer Landung wurde sie mit Schüssen empfangen; dennoch erreichte die ritterliche Frau mit ihrem Kriegsgefolge die Stadt York. Diese Erlebnisse, Abenteuer und Gefahren steigerten ihr Selbstgefühl und ihre Siegeszuversicht. Sie beschwor in Briefen ihren Gemahl, sich in keinen Vertrag mit dem Parlament einzulassen, wodurch die königliche Autorität Schaden nehmen könnte. Es war wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Unterhandlungen, die im Februar 1643 zwischen Oxford und London eingeleitet worden, zu einem Ausgleich führten; denn wie wäre bei der zwischen den Tendenzen des Parlaments und den Ansprüchen des Königs obwaltenden Grundverschiedenheit eine friedliche Beilegung der Streithändel möglich gewesen? Aber gewiß trug der Rat und Widerspruch der Königin wesentlich bei, daß die Vorschläge des Parlaments so rasch und entschieden zurückgewiesen wurden. Und es schien in der That, als ob die Ankunft der Königin die royalistische Sache zu neuem Aufschwung bringen sollte. In den Sommertagen, da sie sich mit ihrem Gemahl in Oxford vereinigte, ihm Mannschaft, Geschütz und Kriegsbedarf zuführend, wurde das Royalistenlager mit verschiedenen Siegesbotschaften erfreut: Essex, der sich der Stadt Reading bemächtigt, war beim Vormarsch von Prinz Rupert mehrfach mit Verlust zurückgeworfen worden; in einem Reitertreffen unfern der königstreuen Universitätsstadt sah man John Hampden, von zwei Kugeln getroffen, gesenkten Hauptes von dem Schlachtfeld reiten. Als der König von dem Unfall seines großen Widersachers hörte, schickte er den Doktor Giles, der im Royalistenlager zu Oxford weilte, aber als Gutsnachbar von jeher mit Hampden befreundet war, an den Verwundeten ab. „Ich bin für Sir John stets ein Unglücksbote gewesen," sagte er und reiste ab. Er fand den großen vaterländisch gesinnten Mann im Sterben. Hampden schied aus dem Leben im Vorgefühl großer Ereignisse, die über die Nation hereinbrechen würden. Mit ihm verschwand die letzte Hoffnung eines friedlichen Ausgleichs. Die Freude der Royalisten wurde noch erhöht durch die Kunde, daß Ruprechts leichte Reiterei die schwergerüsteten Schwadronen William Wallers und Haslerighs, die von Westen her gen Oxford vordringen wollten, in die Flucht geschlagen. Einige Tage nachher wurde die wichtige Stadt Bristol erobert und damit die Möglichkeit einer Seemacht eröffnet; da und dort fand die königliche Sache Parteigänger; Hotham,

Das zweite Kriegsjahr und die wachsende Parteiwut. 1643.

Juli 1643.

24. Juni 1643.

13. Juli.

der den ersten Anstoß zum Bürgerkrieg gegeben, seitdem aber mit einigen Parlamentshäuptern in Zwist geraten war, wurde nur durch rechtzeitige Haftnahme von dem Plan abgehalten, die Festung Hull den Königlichen zu überliefern. Ja selbst in London kam man einem Komplott auf die Spur. Edmund Waller, Dichter und Mitglied des Unterhauses, sein Schwager Tomkyns und einige heimliche Royalisten schlossen einen Bund, um, wie sie sagten, zwischen beiden Teilen einen Frieden zu vermitteln. Waller erkaufte sein Leben durch reumütige Unterwürfigkeit und eine Geldsumme und wanderte aus, seine Mitschuldigen aber Juli. büßten mit dem Tode. Viele betrachteten das Gerichtsverfahren als ein Werk gewaltsamer Parteijustiz. Denn bereits galt der Grundsatz: „Wer nicht für uns ist, ist wider uns!" In diesem Sinne wurde von Pym und Genossen nach dem Vorbild der Schotten ein neuer „Eid und Covenant" vorgeschlagen, der von Parlament, Armee und Volk geleistet werden sollte. Darin sollte jedermann feierlich geloben, daß er die Sache des Parlaments als die Sache der Religion, der Freiheit und der Volksrechte anerkenne und zu ihrer Verteidigung alles einsetzen wolle. Damit war die Spaltung der Nation in ein royalistisch-episkopales und in ein parlamentarisch-puritanisches Heerlager vollzogen; jenes hatte seinen Sitz in Oxford, dieses in London. Zwei Reichssiegel gaben den Erlassen des Königs und des Parlaments die amtliche Sanktion. Vermittelungsversuche wurden zwar nicht gänzlich aufgegeben, aber mehr und mehr durch den terroristischen oder gewaltthätigen Parteigeist erstickt oder als verräterische Komplotte gebrandmarkt.

Terrorismus in London. In Miltons „Ikonoklastes" erhalten wir ein lebendiges und getreues Abbild von den tumultuarischen Szenen und stürmischen Volksauftritten, durch welche das Parlament immer mehr auf der revolutionären Bahn fortgetrieben wurde. Wenngleich der republikanische Dichter die Quelle alles Unheils in der Gewaltherrschaft der Stuarts und in den absolutistischen und reaktionären Tendenzen der Junker und Papisten erblickt, so leugnet doch auch er nicht, daß die volkstümliche Bewegung zuletzt selbst dem Parlament über den Kopf wuchs, daß die Volksmenge, die täglich das Sitzungshaus umstellte, durch Schreien und Drohen auf die Beschlüsse und Abstimmungen einwirkte, daß die lauten Stimmen des Beifalls oder Mißfallens, welche die Mitglieder bei ihrem Ein- und Austritt empfingen, einen mächtigen Hebel bildeten und daß demagogische Volksredner und puritanische Zeloten sich dieser wilden Masse bedienten, um ihre Anträge und Vorhaben durchzusetzen. Ohne diesen populären Terrorismus, der den Magistrat und Gemeinderat von London mit den parlamentarischen Vorfechtern in gleicher Richtung, auf gleicher Bahn hielt, wäre der Verfassungskampf im zweiten Kriegsjahr zu gunsten des Königtums entschieden worden. Nur durch den moralischen Beistand der Londoner Bürgerschaft erlangte die Stadt Gloucester den Mut und die Entschlossenheit, dem könig-
Sept. 1643. lichen Belagerungsheer zu widerstehen, und daß in der Schlacht bei Newbury das kriegerische Ungestüm der Ruprechtschen Reiterschwadronen nicht die ganze Parlamentsarmee zersprengte und Essex und Skippon von der Hauptstadt abschnitt, war nur dem Londoner Fußvolk zu verdanken, das wie ein Wall von Lanzen dem feindlichen Anprall entgegenstarrte. In diesem Treffen verlor der König den Lord Falkland, einen seiner besten Männer, den alle Parteien ehrten. Am Ende des Jahres 1643 war der Ausgang des

Partei- und Bürgerkriegs mehr als je unsicher und zweifelhaft. Hatte im Norden die royalistische, im Süden die puritanische Faktion die Oberhand, so hielten sich in den meisten Grafschaften der Mitte beide Parteien das Gleichgewicht.

In diesem kritischen Augenblick hing die Zukunft Englands wesentlich von der Haltung Schottlands ab. Wir wissen, durch welche Konzessionen Karl das nördliche Königreich auf seine Seite zu bringen gesucht: er hatte den Schotten dreijährige Parlamente zugesichert und sie ermächtigt, auch ohne königliche Einberufung eine außerordentliche Ständeversammlung, „Konvention" genannt, abzuhalten; er hatte der presbyterianischen General-Assembly die höchste Gewalt in kirchlichen Dingen eingeräumt und in die Abschaffung des Prälatentums gewilligt; er hatte in den geheimen Rat mehrere Glieder aus dem covenantischen Adel aufgenommen. Es gelang ihm auch wirklich unter den schottischen Magnaten eine Partei zu gewinnen: viele gelobten, in Sachen der weltlichen Autorität für ihn zu leben und zu sterben. Darüber gerieten die strengen Covenanters in Unruhe: sie fürchteten, der König werde, sobald er wieder zur Gewalt komme, alle Zugeständnisse rückgängig machen; sie sahen ihre religiöse Freiheit nur sichergestellt, wenn auch in England die bischöfliche Verfassung mit der Wurzel ausgerottet und in beiden Reichen die kirchliche Uniformität „nach dem Wort Gottes und nach dem Beispiel der besten reformierten Kirchen" aufgerichtet würde. Alle Vorgänge in England wirkten auf Schottland zurück: waren die Royalisten im Vorteil, so erhoben auch die Hamiltons, die Montrose u. a. die Fahne der königlichen Loyalität höher; standen die Sachen des Parlaments günstiger, so wuchs den Covenanters der Mut. Hätte sich die englische Bewegungspartei entschließen können, die presbyterianische Kirchenform für England zu adoptieren, so würde der „Bund und Covenant" zwischen beiden Nationen rasch ins Leben getreten sein; allein nicht alle Mitglieder des Parlaments waren für die presbyterianische Uniformität; gar manche fürchteten, die schottische Geistlichkeit möchte die Oberhand, eine schiedsrichterliche Autorität gewinnen. Erst als der Royalismus einen neuen Aufschwung zu nehmen drohte, erkannte man in London die Notwendigkeit, mit den Schotten wieder Hand in Hand zu gehen. Eine parlamentarische Deputation, an ihrer Spitze der jüngere Henry Vane, begab sich nach Edinburg, um mit der „freien Konvention" der schottischen Stände Unterhandlungen anzuknüpfen, während eine Versammlung von Geistlichen und Weltlichen über die kirchliche Verfassung und gottesdienstliche Form beschließen sollte, welche an die Stelle der bischöflichen Ordnung zu treten hätte. Bei der Gleichheit der Interessen kam es bald zu einer Vereinbarung: „Beide Nationen sollten gegen die papistische und prälatische Faktion gemeinschaftlich zu den Waffen greifen und sie nicht niederlegen, bis diese Faktion bezwungen und der Autorität des Parlaments in beiden Ländern unterworfen wäre." Die Presbyterianer sollten über die Grenze vorrücken und mit Waffen und Gebet die Sache Jesu gegen den Antichrist verteidigen; beide Reiche seien in gleicher Gefahr, Juda könne nicht in

Die schottisch-englische Union.

Freiheit fortbestehen, wenn Israel in Gefangenschaft abgeführt würde. Die Schotten waren im Vorteil: nicht nur daß der Covenant, der von dem Moderator Henderson in der General-Assembly vorgetragen von den parlamentarischen Kommissaren beider Völker feierlich beschworen und in allen Kirchen verkündet ward, die presbyterianische Kirchenverfassung und Kultusform auch der englischen Kirche aufprägte, also zu einer aggressiven Propaganda sich anschickte, dem schottischen Heer, das sofort über die Grenze einbrechen sollte, wurden namhafte Rüstungsgelder und Subsidien aus den Einkünften der englischen „Malignanten" oder „Delinquenten" zugesichert. Damit war der Grund zur Vereinigung beider Reiche gelegt: was den Stuartschen Königen und der bischöflichen Hierarchie nicht gelungen war, das setzten jetzt Pym, Argyle und die presbyterianischen Prediger durch.

Pyms Tod. 6. Dez. 1643. Dieser Bund und Covenant mit Schottland war Pyms letztes Werk. Am 6. Dezember 1643 schied er aus dem Leben, ein Mann von ungemeinen agitatorischen Talenten, von großem Einfluß auf die Volksmasse durch seine Beredsamkeit und sein entschiedenes Handeln, von wunderbarer Thätigkeit und Geschäftsgewandtheit, ebenso geschickt, „das Bestehende zu erschüttern und zu zerstören, wie das Werdende zusammenzuhalten". Obwohl dem presbyterianischen Kirchentum zugethan, war er doch kein religiöser Eiferer und in seinem Lebenswandel gestattete er sich manche Abweichung von der puritanischen Sittenstrenge.

Das Parlament gespalten. Durch die Verbindung der englischen und schottischen Presbyterianer änderte sich die Lage der Parteien. Die paar Regimenter irländischer Truppen, die Karl an sich zog, waren eine geringe Hilfsmannschaft gegenüber den schottischen Heeren, mit denen Leßley über die Grenze einbrach, abgesehen davon, daß die durch Religion und Abstammung verschiedenen Iren den angelsächsisch-protestantischen Einwohnern Englands in der Seele verhaßt waren und den Groll gegen die Royalisten noch mehrten. Nun kam man in Oxford auf andre Gedanken. Noch immer hielt das Parlament in Westminster seine Sitzungen im Namen des Königs; waren ja doch die beiden Häuser von demselben regelmäßig einberufen und eröffnet und seit vier Jahren weder vertagt noch aufgelöst worden. Jetzt beschloß Karl, auch die gesetzgebende Macht zu spalten, die Getreuen von den Ungehorsamen zu trennen. Er forderte alle, welche entflohen oder verjagt waren oder an den Beratungen keinen Anteil mehr nahmen, auf, sich zu ihm nach Oxford zu begeben. In kurzem fanden sich 83 Lords und 175 Gemeine in der getreuen
22. Jan. 1644. Universitätsstadt ein, so daß Karl gegen Ende Januar ein Haus eröffnen konnte, das dem in Westminster an Zahl überlegen war. So gab es denn zwei gesetzgebende Körper; der König erklärte die Londoner Versammlung, die mit den Schotten einen Kriegsbund geschlossen, für Landesverräter; diese bezeichnete die andre als eine papistisch-jesuitische Faktion, welche die Verfassung zu untergraben beabsichtige. Die Mehrzahl der Nation hielt zu dem Parlament in Westminster; die aus den Niederlanden entlehnte Lebensmittelsteuer (Accis), welche man der

königlichen Regierung so hartnäckig bestritten, wurde als notwendig zur Deckung der Kriegskosten ohne Murren entrichtet.

Auch im Sommer 1644 brachte der Krieg keine Entscheidung, obwohl die Truppen, mit denen Essex und Waller ins Feld zogen, den königlichen an Zahl weit überlegen waren; Karl selbst entfaltete die größte Tapferkeit; einst ging das Gerücht, er sei in Kriegsgefangenschaft geraten; er erwiderte, daß er lieber den Tod suchen würde. Seine Gemahlin harrte in Exeter ihrer Entbindung. Prinz Rupert war auf dem Höhepunkt seines Kriegsruhmes. Er eroberte Bolton, einen Hauptsitz der Puritaner und verhängte blutige Strafgerichte über die Gegner; er brachte Liverpool in seine Gewalt und behauptete in Yorkshire und Lancashire das Feld wider die vereinigte schottisch-englische Armee. Es schien als ob die kriegsgeübten waffenfrohen Royalisten über die neugebildeten unerfahrenen Parlamentarier den Sieg erringen würden. Schon ließen die blutigen Rachethaten, womit die Kavaliere ihre Triumphe feierten, die Greuel der Reaktion ahnen, der sie das Land zu unterwerfen gedachten. Da brachte die Schlacht von Long Marston-Moor, unweit York, welche Prinz Rupert von ungestümem Siegesdurst getrieben, gegen den Rat des Marquis von Newcastle dem parlamentarischen Heer lieferte, eine plötzliche Wendung in den Gang des Kriegs. Auch in diesem Treffen wurde die englisch-schottische Armee unter Fairfax und Leßley auf dem rechten Flügel und im Zentrum durch die kühn vordringenden Reiterschwadronen der Royalisten zurückgeworfen und in die Flucht geschlagen; aber der linke Flügel, auf welchem Oliver Cromwell mit seinen puritanischen „Eisenseiten" Stellung genommen hatte, leistete entschlossenen Widerstand und verwandelte schließlich die Niederlage in einen vollständigen Sieg. Tausende von „Weißröcken" lagen neben ihren Gewehren auf dem Waffenfeld; denn Cromwell hatte verboten, Pardon zu geben. „Gott hat die Kavaliere sinken lassen wie Stoppeln unter der Schneide unsrer Schwerter," meldete er in seinem Schlachtbericht. Die getreue Stadt York und mit ihr der ganze Norden fiel in die Hände der Parlamentarier. Der Marquis von Newcastle, der nicht als Besiegter vor das Antlitz seines Königs treten wollte, suchte mit den Lords Falconberg und Widdrington eine Zufluchtsstätte in Norddeutschland; mit den Trümmern des geschlagenen Heeres zog Prinz Rupert nach Lancashire. Von der Zeit an stand Cromwells Name im Heer obenan, zumal da bald darauf Graf Essex in Cornwall durch den König selbst zu einer schimpflichen Kapitulation gezwungen ward, die seinen Feldherrnruf schwer schädigte, und auch Manchester und Waller trotz der überlegenen Streitmacht, die sie bei Newbury dem königlichen Heer entgegenstellten, den Rückzug Karls nach Oxford nicht zu hindern vermochten.

Die Schlacht bei Marston-Moor. 1644. — *2. Juli 1644.* — *1. Sept. 1644.* — *27. Okt.*

d. Der Puritanismus und die religiöse Erregtheit der Zeit.

Die Schlacht von Marston-Moor führte nicht nur in dem Gang des Kriegs, sondern auch in der Entwickelung der Revolution eine neue Wendung herbei.

Religiöse Spaltungen.

Seit der Aufrichtung des schottischen Bündnisses hatte die presbyterianische Kirchenform in England den Sieg gewonnen. Die oberste Leitung der Kriegführung wie der inneren Verwaltung war einem Ausschuß übertragen worden, in welchem neben sieben Lords und vierzehn Gemeinen auch vier schottische Kommissare Sitz und Stimme hatten. Dieser gemischte Regierungsausschuß besaß die höchste Autorität und sein Einfluß war zunächst stark genug, das presbyterianische Kirchentum zur Herrschaft zu führen.

1. Einführung des presbyterianischen „Directory" als Staatskirche.

Wie früher die hochkirchlichen Institutionen Englands der schottischen Kirche aufgedrängt wurden, so sollte jetzt die calvinistische Reformation des nördlichen Nachbarlandes dem Süden zugeführt werden. Eine von dem Parlament nach Westminster berufene Versammlung von Gottesgelehrten, welche die Stelle der schottischen General-Assembly einnehmen sollte, kam nach langen erregten Verhandlungen zu dem Beschluß, daß anstatt des Common Prayerbook und der anglikanischen Liturgie eine der presbyterianischen nachgebildete Kultusform, „Directory für den öffentlichen Gottesdienst", zur Anwendung kommen und das hierarchische Episkopalsystem durch die presbyterianische Synodalverfassung mit Laienältesten, mit den Konsistorien, Kollegien und Sessionen zur Handhabung der Kirchenzucht und der Ordination ersetzt werden sollte. Nach Gutheißung dieser neuen Glaubens- und Kultusform durch das Parlament wurden, wie einst zur Zeit der schottischen Reformation, Bilder, Ornamente, Orgeln u. dgl. aus den Kirchen entfernt, die gemalten Fenster eingeschlagen, Monumente, die als Träger des Aberglaubens und der Abgötterei gelten konnten, niedergerissen, Mantel, Kragen und Kappe den Geistlichen als Reste papistischen Aberglaubens untersagt, die Feiertage aufgehoben. Die puritanischen Geistlichen, die einst von dem Erzbischof Laud entsetzt worden waren, traten ihre Stellen wieder an und hielten durch lange Predigten den Fanatismus wach, indes die anglikanischen Kleriker, die der neuen Kirchenform nicht huldigen und dem geistlichen Ornat nicht entsagen wollten, ihre Pfründen verloren. Solche, die im Widerspruch mit den parlamentarischen Beschlüssen zu dem König hielten, wurden als „Delinquenten" mit Geldstrafen belegt. Die früher mißhandelten Puritaner schwangen die Geißel der Verfolgung über die Nacken ihrer ehemaligen Verfolger und wurden aus Bedrückten Bedrücker. Die Erscheinungen blieben dieselben, aber die Spieler auf der Schaubühne des Lebens hatten ihre Rollen gewechselt. Unter der

Lauds Hinrichtung.

Leitung von Prynne, der einst von der hochkirchlichen Verfolgungssucht so schwer betroffen worden, wurde der Prozeß des seit Jahren eingekerkerten kranken Erzbischofs Laud wieder vorgenommen und mit der ganzen puritanischen Härte zum Ziel geführt. Wie früher Lord Strafford wurde auch sein geistlicher Gefährte durch eine Bill of Attainder (11. Nov. 1644.) vom Hause der Gemeinen verurteilt und das Erkenntnis von dem Oberhause genehmigt. Eine Bestätigung des Königs wurde nicht für notwendig erachtet. Am (3. Jan. 1645.) 3. Januar des folgenden Jahres starb der einst so mächtige Primas des englischen Klerus auf dem Blutgerüst. Sein Fall bezeichnete den Sieg des schottisch-presbyterianischen Kirchensystems. Infolge des „Directory" wurde nunmehr das kirchliche England in Kreise, Klassen und Presbyterien eingeteilt und die strenge Kirchenzucht nach den Vorschriften von Calvin und Knox durchgeführt.

2. Die Independenten oder Kongregationalisten (Erastianer).

Aber schon waren im Heerlager der Sieger selbst Spaltungen ausgebrochen, die immer tiefer in die kirchlichen Lebensordnungen eingriffen. Selbst die Presbyterianer waren nicht alle mit dem „Directory" einverstanden. Die orthodoxe Partei nahm Anstoß, daß das Parlament eine den calvinistischen Grundlehren widersprechende Autorität über die Kirche ausübe, daß die kirchliche Autonomie mit ihren selbständigen Organen und

Institutionen unter die Hoheit des Staats gestellt sei; sie wollte in der englischen Presbyterialkirche nicht das echte Abbild der schottischen erkennen. Aber von weit größerer Wichtigkeit war das Auftreten der Independenten oder Kongregationalisten, die, wie wir früher gesehen (XI, 561), das Prinzip der religiösen Freiheit und Selbstbestimmung mit der höchsten Folgerichtigkeit ausbildeten und der Presbyterialverfassung mit ihren Glaubens- und Sittengerichten ebenso scharf entgegentraten, wie dem hierarchisch-bischöflichen Organismus der anglikanischen Kirche. Die Independenten, die wegen ihres Enthusiasmus, ihres Eifers und ihrer Energie wie wegen ihres sittlich strengen Wandels bei dem Parlament, bei dem Heer, bei der Bürgerschaft immer mehr an Ansehen gewannen, waren nicht gewillt, die schwer errungene Freiheit und Unabhängigkeit einem fremden Kirchenregiment unterzuordnen. Sie beschwerten sich voll Unmut, daß der kirchliche Despotismus durch die neue Ordnung nur eine andre Form angenommen, daß nun statt einiger wenigen Bischöfe eine Schar presbyterianischer Geistlichen und Kirchenältesten in den Synoden, Konsistorien und Kirchensessionen eine neue Zwingherrschaft übte. Sie wollten das Joch des Prälatentums nicht darum zerbrochen haben, um sich das Joch einer andern Uniformität auflegen zu lassen; denn Papsttum, Prälatismus und Presbyterianertum seien nur drei Formen einer und derselben großen Apostasie. Sie verlangten, daß jede kirchliche Gemeinschaft gesetzgebendes Recht über Glauben, Kultus und Disziplin habe, daß alle Kirchengemeinden, die sich durch das freiwillige Zusammentreten gleichgesinnter Gläubigen bildeten, gleichberechtigt seien und daß niemand gezwungen werde, sein Gewissen unter eine allgemeine Vorschrift zu beugen, sondern daß jedermann Gott nach eignem Ermessen dienen möge. Alle klerikalen Elemente fielen weg; wozu ein Klerus, fragte man, der Herr kann ja jedem Gläubigen den heiligen Geist verleihen. Wahl der Prediger und Vorsteher und Ausschließung der Unwürdigen sollten der Kongregation selbst zustehen. Verschiedenheit des Glaubens und des Kultus müsse nach ihrer Lehre gestattet und Toleranz eine heilige Pflicht sein. Wie beim äußern Tempelbau verschiedene Werkleute erforderlich sind, sagt Milton, die einen um Steine zu brechen, die andern um den Marmor zu schleifen, die andern um die Zedern zu fällen, so müssen auch beim innern Tempelbau verschiedene Sekten, Parteien und Genossenschaften bestehen, um durch ihr Zusammenwirken das geistige Tempelgebäude schöner und mannigfaltiger und doch harmonisch zu machen. In geistlichen Dingen soll nicht Zwang, sondern das Licht der Vernunft entscheiden. Als die Presbyterianer eine strenge Aufsicht über die Presse einführten, schrieb Milton die feurige Flugschrift „Areopagitica“, worin er die Freiheit der Rede als ein Recht des menschlichen Geistes in Anspruch nahm. „Zu einer Zeit, da die Nation vom Schlafe erwachend ihre mit simsonischer Kraft erfüllten Locken schüttelt,“ ruft er ihnen zu, „könnt ihr uns nicht wieder zu der alten Finsternis und Knechtschaft zurückführen, wenn ihr nicht zuvor selbst wieder so despotisch, willkürlich und tyrannisch werdet, wie diejenigen waren, von denen ihr uns erlöst habt.“ Die Juristen und Politiker, welche keine kirchliche Autorität unabhängig von der weltlichen Obrigkeit dulden wollten und das göttliche Recht der Presbyterialeinrichtung verwarfen, hielten zu der Fahne der Independenten oder Kongregationalisten, deren beredtester und begeistertster Stimmführer John Milton war. Sie nährten das Feuer ihrer religiösen Begeisterung unmittelbar aus der Heil. Schrift; die Gotteskämpfer des Alten Bundes waren ihre Vorbilder: wie jene glaubten sie unter der unmittelbaren Leitung Jehovas zu stehen. Wie einst der kurpfälzische Arzt und Theolog Thomas Erast (XI, 699) bekämpften sie den Kirchenbann als unbiblisch und tyrannisch und bekannten sich zu dem Grundsatz, daß die Kirche dem Staat untergeordnet sein sollte. Die Presbyterien, mit den Mitteln der Kirchenzucht ausgerüstet,

meinten sie, möchten zu einer Hierarchie ähnlich der römischen heranwachsen und eine Gewissensbeherrschung wie die spanische Inquisition herbeiführen.

3. Sekten und spiritualistische Schwärmer. Bald sahen sich indessen auch die Independenten überflügelt von radikalen, schwärmerisch erregten Faktionen, welche auf die Anfänge und primitiven Zustände der christlichen Gesellschaft zurückgehend auf Grund biblischer Aussprüche Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte zur Basis ihrer religiös-politischen Ansichten und Tendenzen machten. „Was uns im deutschen Reformationszeitalter von den Gesichten der Täufer, von den seligen und verzückten Brüdern berichtet wird," heißt es bei Weingarten, „wiederholt sich jetzt in England in weiten Kreisen. Der Grund dazu liegt einerseits in dem streng reformierten Prädestinationsdogma, das den Puritanismus beherrschte. Das eifrige Ringen, der Erwählung und des Gnadenstandes gewiß zu werden, mußte solche Erscheinungen mit innerer Notwendigkeit in einer Zeit hervorrufen, in der eine vielhundertjährige Ordnung des staatlichen und kirchlichen Lebens unter schweren Gewissenskämpfen in Stücken ging. Anderseits spiegelt sich in diesen Visionen und Stimmen das dunkle Gefühl von großen Aufgaben einer welthistorischen Zeit wieder, deren ungestümes Drängen teils nach radikaler Neugestaltung aller Verhältnisse, teils nach Erfüllung aller tausendjährigen Weissagungen von der Erscheinung des Reiches Christi diese Männer der enthusiastischen Mystik über sich selbst hinaus, in ein Reich der Ideale erhob, in eine andre und neue Welt, mit der sie, bevor sie Wirklichkeit geworden war, nur durch Gesichte der Ahnung und Hoffnung verkehren konnten."

Anabaptisten u. „Heilige". So gingen in dieser religiös erregten Zeit aus dem Schoß des Puritanismus und des Independententums viele Schwärmer und „Propheten" hervor, um die sich bald größere, bald kleinere Kongregationen von „Heiligen" scharten, denen sie ihre Glaubenslehren und Aussprüche als Offenbarungen Gottes, als höhere Inspirationen kund gaben: „So spricht der Herr durch mich" oder: „Ich habe euch ein Wort vom Herrn zu sagen". Die meisten bekannten sich zu den anabaptistischen Lehrmeinungen. Sie fanden besonders viele Anhänger bei den radikalen Independenten in der Armee, die wir bald unter dem Namen „Levellers" kennen lernen werden.

Levellers, Männer der fünften Monarchie. Auch die „Männer der fünften Monarchie" gingen von den Levellers aus. Diese behaupteten, das fünfte Danielsche Reich der tausendjährigen Herrschaft der Heiligen auf Erden habe nun begonnen und sie seien diese Heiligen.

Antinomisten und Perfektionisten. Zu den anabaptistischen Sekten zählte man die Antinomisten und Perfektionisten, die da lehrten, seit dem Opfertod Christi gebe es keine Sünde mehr in der Kirche Gottes und seinen Heiligen, für sie habe daher das Gesetz keine weitere Geltung; wer das leugne, raube dem Heiland die volle Wirkung seines Blutes.

Chiliasten. Auch der Chiliasmus, der Glaube an die nahe Wiederkunft Christi und das damit beginnende tausendjährige Reich, hatte viele Bekenner. Einst bemerkte man dreißig Leute mit dem „Propheten" Evenard beschäftigt, den wüsten Grund bei Cobham umzubrechen und zu bepflanzen; es sei eine göttliche Weisung an sie ergangen, das Feld zu bebauen, weil die Zeit gekommen sei, daß das Volk Gottes erlöst werde. Sie wollten von dem Ertrag ihrer Arbeit leben, die Hungrigen damit speisen und wie ihre Väter, „die Juden", in Zelten wohnen.

Nayler. Mit Verwunderung sahen die Bürger von Bristol den neuen Messias James Nayler, einen religiösen Enthusiasten, der einst in Cromwells Reiterregiment gedient, im strömenden Regen an der Spitze einer Schar Hosianna singender Männer und Frauen durch die Straßen ihrer Stadt ziehen, von seinem Gefolge als Friedensfürst und König von Israel begrüßt. Vom Parlament wegen Blasphemie zu Pranger, Geißelung und Zuchthaus verurteilt blieb Naylers Name nichtsdestoweniger ein Gegenstand der Verehrung für alle „Heiligen".

Familisten. Die mystische Sekte der „Familisten", eine Abart der Anabaptisten, die im „Dienst der Liebe" zu Christus nach einem innerlichen Einswerden mit Gott zu gelangen suchten und eine sündlose Vollkommenheit der Gläubigen annahmen, lebte wieder auf;

Seelenschläfer. die „Seelenschläfer" forschten über den Zustand der Seele nach dem Tode des Leibes bis zur Auferstehung, eine alte mystische Vorstellung vom

„Seelenschlaf“ und „Seelentod“ erneuernd. Verwandt damit waren die „Seekers“ oder „Wai- Seekers.
ters“, Männer jener chiliastischen Richtung, deren Spiritualismus, der Sakramente als bloßer Schattenbilder der wahrhaftigen Güter nicht mehr bedürftig, der Erneuerung eines johanneischen Christentums des Logos und des Parakleten als der geistigen Form des Christentums entgegensah. „Dieses Suchen und Warten ist die Grundbestimmung der Geister jener Tage.“ Als die in den spiritualistischen Spekulationen am weitesten Vorgeschrittenen galten die „Ranters“, Ranters.
die sich besonders mit der Frage über den Ursprung der Sünde im antinomistischen Interesse beschäftigt zu haben scheinen. „Unter ihnen mag sich der Enthusiasmus nicht selten zu einer göttlichen Trunkenheit gesteigert haben, welche nur in ekstatischen Formen ihren Ausdruck finden konnte und wohl die Grenze berührte, wo der heilige Wahnsinn beginnt.“ — Auch der Geheimbund der „Rosenkreuzer“, der sich in übernatürliches Wissen versenkte, durch magische, alchi- Rosenkreuzer.
mistische und astrologische Künste und Geheimlehren das Rätsel der Welt zu ergründen suchte, fand in England Anhänger, wie man aus der satirischen Verspottung im „Hudibras“ ersieht. Der Sitz des mysteriösen Ordens war Kassel, das Grundbuch eine geheimnisvolle Schrift „fama fraternitatis des löblichen Ordens des Rosenkreuzes“ aus dem Jahr 1614, welche den württembergischen Theologen Joh. Val. Andreä zum Verfasser gehabt haben soll.

Aus solchen Kreisen religiöser Schwärmer ging auch ein Mann hervor, der bei Mit- und Bunyan. 1628–1688.
Nachwelt auf gläubige andachtvolle Gemüter einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht hat: John Bunyan, der Sohn geringer Eltern aus Bedfordshire. Ein armer Kesselflicker, dem seine Frau als Mitgift nur zwei alte Bücher: „Der ehrlichen Leute Fußsteig zum Himmel“ und „Praktische Anweisung zur Frömmigkeit“ in die Ehe mitbrachte, trat er nach einer in Laster und Sünde verlebten Jugend in Cromwells Reiterschar ein und kämpfte in den Reihen der „Heiligen“ für die Sache des Parlaments, zugleich eifrig in der Heil. Schrift forschend. Die Kriegsstürme der Zeit erschienen ihm als die Frühlingsstürme; wie diese eine Erneuerung des Naturlebens anzeigen, so jene eine Erneuerung der Kirche, eine Zerstörung des Reichs des Antichrists. Bald wirkte er, unter die Sekte der Anabaptisten aufgenommen, als herzerschütternder Volksprediger. Nach der Herstellung des Königtums von den Royalisten und Hochkirchlichen verfolgt, ist er doch unter Not und Gefahr dem religiösen Zuge seines Herzens, in dem er den Willen Gottes erkannte, treu geblieben. Verkleidet, im Fuhrmannskittel, die Peitsche in der Hand, hat er sich in die Versammlungen der Dissenters gestohlen. Über zwölf Jahre mußte er im Gefängnis schmachten. In dieser Zeit schrieb er „des Pilgers Wallfahrt“ (The pilgrims progress), ein allegorisches Erbauungsbuch, in einen Traum eingekleidet, worin der Lebens- und Entwickelungsgang eines Christenmenschen aus dem Dienste der Welt und der Sünde, durch das Thal der Todesschatten und der Eitelkeiten mit Hilfe eigner Sinnesänderung und göttlicher Gnade zum Einzug in die Himmelsstadt geschildert wird, ein Buch, das an Wirksamkeit und Verbreitung mit der „Nachfolge Christi“ verglichen werden kann.

Aus dem Schoß des Independententums ging auch die merkwürdige „Gesellschaft der Quäker.
Freunde“, von dem Volk „Quäker“ (Zitterer) genannt, hervor, die bald eine bedeutend geschichtliche Wirksamkeit erlangen sollte. Georg Fox, der Sohn vermögender Bürgersleute von puri- Fox. 1621–1691.
tanischer Frömmigkeit in Drayton, einem Städtchen der Graffschaft Leicestershire, vertiefte sich, nachdem er einige Zeit ein Ledergeschäft betrieben, in das Lesen der Heil. Schrift und trat als Wanderprediger auf, an alle wahren Christen sich wendend, „die aus Gott geboren vom Tode zum Leben hindurchgedrungen“. Eine große kräftige Gestalt mit langen auf die Schultern herabwallenden Haaren und ganz in Leder gekleidet, zog er durch England, predigte auf den Straßen und in den Häusern Buße und Evangelium, klagte über die Sünden der Christen, über die Geistlichen, „die Verkäufer des Worts“, und verkündigte ein neues Gottesreich. Es ist ihm, als ob ein inneres Feuer in ihm aufgehe, er hat Gesichte und Offenbarungen, die er höher stellte als das geschriebene Wort. Fox war nicht was man eine geniale Natur nennt, urteilt Weingarten; man kann vielleicht kaum einen dichterischen Zug in ihm nachweisen. „Seine Rede war abge-

rissen, fast mühsam. Aber aus jedem seiner Worte fühlt man ein Herz, das in der Tiefe glüht und arbeitet, einen Willen, der unablässig nur nach einem ringt, vollkommen und ein Kind des Lichts zu werden. Und neben diesem Feuereifer der Heiligung, der, wo er in Wort oder That hervorbrach, auch die kältesten Herzen brennen machte, war es der tiefe Ernst, die jeder Gefahr trotzende Beharrlichkeit, die Felsenfestigkeit des Charakters, die Inbrunst seiner Gebete, denen man es anfühlte, daß er Gott näher stehe, als andre, kurz die ganze tiefe und echte Innerlichkeit seines Wesens, durch die Fox seine Siege gewann." Oft geschmäht und mißhandelt, oft verfolgt, mit Steinen geworfen, in Gefangenschaft gebracht, oft in Feld und Wald übernachtend, ohne Speise und Trank, hat er dennoch unerschütterlich und voll innerer Freudigkeit seine Mission erfüllt, der Welt „das Licht Christi" verkündigt. Wenn die „Kraft Gottes" ihn erfaßte, überkam ihn ein so heftiges Zittern, daß alle seine Glieder wie zerrissen erschienen, daß er zu Boden geworfen ward. Nach diesen krankhaften Zuckungen hat das Volk ihn und seine Freunde „Quäker", die Zitternden genannt. Als nach Auflösung des „kleinen Parlaments" im Jahr 1653 die Hoffnung der „Heiligen" auf Verwirklichung ihrer schwärmerischen Ideen in einem „Gottesreich" zerronnen war, wandten sich die entschiedensten Gläubigen der independentischen Kongregationen der Lehre vom inneren Licht Christi, von den neuen Offenbarungen durch die Kraft des lebendigen Gottes zu. Und nun gewann die neue Religionsgenossenschaft, die bisher hauptsächlich in den nördlichen Landschaften, vorab in Nottingham, York, Derby, Leicester Wurzel gefaßt hatte, rasch Anhänger in ganz England. Die Grundsätze, die Fox in einzelnen Aussprüchen darlegt, wurden zu einem System ausgebildet, da und dort wurden Versammlungshäuser zu religiösen „Meetings" oder Andachtsübungen errichtet. Bald waren die Quäker eine große Brüdergemeinde mit einer festen und wohlberechneten Organisation, mit einem lebhaften Missionseifer. Auch Frauen nahmen einen hervorragenden Anteil, wie denn Margarete Fell, die Ehefrau eines angesehenen Richters in Swarthmore, als die „geistliche Mutter" der großen Familie der Freunde angesehen ward. Aber mit dieser Ausdehnung, besondes seit ihrer Niederlassung in London im Jahr 1654 nahm die Sekte der Freunde einen neuen Charakter an: durch die Befreundung mit Sir Henry Vane, mit Bradshaw, mit Lilburn wurde sie in die politische Bewegung hineingezogen, sie durchlebte eine „Sturm- und Drangperiode"; Fox selbst, der Friedensmann, trat in die zweite Linie; andre Männer von fanatischerem Geist wurden die Führer und Häupter der Quäker und suchten sie in die religiös-revolutionäre Opposition gegen den Protektor zu reißen. Sie bildeten den Kern der anabaptistischen Sekten, die Cromwells Regiment zu stürzen trachteten. — Mit der Restauration trat die politische Bedeutung zurück hinter die religiöse; und nun erst begann die großartige Missionsthätigkeit in den amerikanischen Kolonien und die Sorge für die leidende Menschheit, der höchste Ruhm des Quäkertums. Fox selbst hat in dieser Richtung durch Wort und That bis zu seinem Tod heilsam gewirkt. Zugleich wurde ihre Lehre spekulativ ausgebildet durch Robert Barclay (✝ 1690). Mehr Wert legend auf die Bethätigung christlicher Sitte im Leben als auf die kirchlichen Heil- und Lehrmittel glauben die Quäker: „daß das religiöse Bewußtsein unmittelbar vom göttlichen Geist bewirkt werde, daß jeder, der diesen ernstlich suche, durch stille Beschaulichkeit und andächtige Einkehr in sich der göttlichen Offenbarung teilhaft werden und das innere Licht in sich entzünden könne. Das innere Wort, wie sie dies Licht nennen, stellen sie daher neben und zum Teil noch über das äußere oder die Bibel". — Sie halten die Sakramente nur für Sinnbilder innerer Zustände, nicht mehr äußerlich zu vollziehen, verwerfen das Predigtamt samt aller Theologie als Menschenwerk und wollen nur eine Geistkirche. Ihre religiöse Entschiedenheit verwirft Kriegsdienst, Eid, Zehnten und die Moden und Höflichkeitsformen der geselligen Welt. In England lange verfolgt, fanden sie endlich eine Freistätte in Nordamerika, als William Penn (✝ 1718), Sohn des Admirals, das Land am Delaware kaufte und den Staat Pennsylvanien zur Hälfte mit Quäkerkolonisten gründete. Zuletzt erwarben sie sich auch in England Duldung.

Macaulay über die Puritaner.

Macaulay macht von den Puritanern folgende etwas grell gefärbte Schilderung, die wohl nur für die fortgeschritteneren Fraktionen der Partei, für die Schwärmer und Fanatiker anabaptischer Richtung als zutreffend gelten mag: Die Puritaner waren Menschen, deren Geist durch die tägliche Betrachtung überirdischer Dinge und höherer Interessen einen ganz besonderen Charakter angenommen hatte. Nicht zufrieden in allgemeinen Ausdrücken eine allbeherrschende Vorsehung anzuerkennen, schrieben sie durchgängig jedes Ereignis dem Willen des höchsten Wesens zu, für dessen Macht nichts zu groß, für dessen Einblick nichts zu klein ist. Ihn zu kennen, ihm zu dienen, in ihm sich zu freuen: das war für sie der große Zweck ihres Daseins. Daher entsprang ihre Verachtung für irdische Unterscheidungen. Der Unterschied zwischen den größten und den verachtetsten der Menschen schien zu verschwinden, verglichen mit dem grenzenlosen Zwischenraum, der das ganze Geschlecht von dem schied, auf den ihre eignen Augen beständig gerichtet waren. Wenn sie unbekannt waren mit den Werken der Philosophen und Dichter, so waren sie tief belesen in den Orakeln des Herrn. Wenn ihre Namen nicht in alten Wappenbüchern zu finden waren: sie waren verzeichnet im Buch des Lebens. Waren ihre Schritte nicht begleitet von einem glänzenden Gefolge: Legionen dienender Engel hielten über ihnen Wache. Ihre Paläste waren Häuser nicht von Menschenhänden gebaut, ihre Diademe Kronen des Ruhms, der niemals verblich. Auf den Reichen und Beredten, auf Edle und Priester schauten sie mit Verachtung hernieder; denn sie achteten sich reich an einem kostbaren Schatz, beredt in einer höhern Sprache, geadelt durch eine Ernennung von Ewigkeit her, Priester durch die Handauflegung eines Mächtigern. Der Geringste von ihnen war ein Wesen, dessen Geschick eine geheimnisvolle, furchtbare Wichtigkeit hatte, auf dessen leichteste Handlung die Geister des Lichts und der Finsternis mit ängstlicher Spannung schauten, das, ehe Himmel und Erde geschaffen waren, für eine Glückseligkeit bestimmt war, die Himmel und Erde überdauern sollte. Um seinetwillen waren Reiche aufgetaucht und in Blüte gestanden und gefallen. Für ihn hatte der Allmächtige seinen Willen verkündet durch die Feder des Evangelisten und die Harfe des Propheten. Er war teuer erkauft, nicht durch einen gewöhnlichen Todesschweiß, nicht durch das Blut eines irdischen Opfers. Für ihn hatte sich die Sonne verfinstert, waren die Felsen zerrissen, waren die Toten erstanden; für ihn hatte die ganze Natur geschaudert bei den Todesschmerzen ihres Gottes. — So war der Puritaner aus zwei verschiedenen Menschen zusammengesetzt: der eine ganz Zerknirschung, Buße, Dankbarkeit, Dulden; der andre stolz, ruhig, unbeugsam, scharfsichtig. Er warf sich in den Staub vor seinem Schöpfer, aber er setzte den Fuß auf den Nacken von Königen. In seiner zurückgezogenen Andacht betete er mit Konvulsionen, mit Seufzen und Thränen. Er war halb wahnsinnig vor den Bildern der Glorie oder des Schreckens. Er hörte die Psalmen der Engel oder das versuchende Flüstern des bösen Feindes. Aber nahm er seinen Sitz im Rat oder gürtete er sein Schwert zum Krieg, so hatte dieses stürmische Arbeiten der Seele keine bemerkbaren Spuren in ihm zurückgelassen. — Diese Fanatiker brachten in den bürgerlichen und kriegerischen Dienst eine Kälte des Urteils und eine Unbeugsamkeit des Entschlusses, welche einige Schriftsteller mit ihrem religiösen Eifer nicht zu vereinigen wußten welche aber in der That dessen notwendige Wirkung war: die starke Richtung ihres Gefühls auf *einen* Gegenstand machte sie ruhig gegen jeden andern.

e. Niederlage der Royalisten. Der König bei den Schotten.

Die Presbyterianer im Parlament und die Unterhandlungen in Uxbridge.

Die Presbyterianer im Parlament und in dem schottisch-englischen Heer gerieten in starke Aufregung über die zunehmende Macht der Kongregationalisten, unter deren Fahne die große Menge der Separatisten sich reihte, die mit verschiedenen Namen und wunderlichen Ansichten aus dem chaotischen Zustande hervortraten. Sie stellten Cromwells Verdienste in der Schlacht von Marston-Moor in

Abrede und als es den Schotten gelang, die royalistisch gesinnte Stadt Newcastle trotz ihres tapfern Widerstandes im Sturm zu erobern, suchten sie den Eindruck dieses Sieges zur Durchführung ihrer Kirchen- und Staatsordnung im Gegensatz zu den Independenten zu benutzen und eröffneten Unterhandlungen mit dem König in dem Städtchen Uxbridge. Allein wie sollte eine Ausgleichung erzielt werden, da man über die zwei Fundamentalsätze entgegengesetzter Ansicht war? Das Parlament bestand auf der Einführung des presbyterianischen Kirchensystems samt dem Covenant und auf der Ernennung der Befehlshaber über die Land- und Seemacht durch das Unterhaus; der König wollte weder in die Abschaffung des Episkopats willigen noch das Recht des Schwertes aus der Hand geben. So ging denn die Versammlung nach vierzehntägigen Unterhandlungen fruchtlos auseinander.

19. Okt. 1644.

22. Febr. 1645.

Die Independenten unter Cromwells Führung und die Selbstentsagungsakte. 1645.

Die Independenten wußten diese Vorgänge zu ihrem Vorteil zu kehren. Sie beschuldigten die schottisch-parlamentarische Partei des Landesverrats: ihr Trachten sei nur darauf gerichtet, das aristokratisch-presbyterianische Kirchenregiment auch in England zur Geltung zu bringen; um die Rechte und Freiheiten der Nation sei es ihr wenig zu thun. Um diesen Preis wolle sie sich mit den Royalisten vertragen, die Früchte der bisherigen Kämpfe aufs Spiel setzen; in dem Treffen von Newbury habe Manchester den König absichtlich geschont; auch Essex habe sich unfähig und zweideutig benommen. Die Nation sei am Verbluten; werde die Armee nicht auf einen andern Fuß gesetzt, der Krieg nicht energischer betrieben, so bleibe nichts übrig als ein ehrloser Friede. Die Seele dieser Agitation war Oliver Cromwell: mit klarem Blick und entschlossenem Sinn, zugleich aber vorsichtig und zurückhaltend ging er auf sein Ziel los. Er machte kein Hehl aus seiner republikanischen Ansicht: es werde eine Zeit kommen, meinte er, da es weder König noch Peers in England gebe; und zu seinen Kriegsgefährten soll er einst geäußert haben: „Treffe ich im Gefecht auf den König, so werde ich mein Pistol auf ihn abdrücken wie auf jeden andern." Die Presbyterianer und Schotten haßten und fürchteten ihn; sie bezeichneten ihn als „Feuerbrand", welcher die Entzweiung zwischen beiden Häusern anfache; sie dachten wohl einmal daran, ihn als Verräter anzuklagen, daß er die Union mit Schottland aufzulösen, das Haus der Lords zu sprengen beabsichtige; sie wagten es jedoch nicht. Er seinerseits schleuderte den Vorwurf des Verrats auf Manchester. Und um die Lords von der Kriegführung und Verwaltung wegzustoßen und zugleich dem Royalismus und dem aristokratisch-presbyterianischen Staatswesen einen vernichtenden Schlag zu versetzen, brachten die Independenten am 9. Dezember 1644 die „Selbstentsagungsakte" vor das Haus der Gemeinen, kraft deren kein Mitglied des Parlaments eine Befehlshaberstelle oder ein Amt bekleiden dürfe. Am 19. Dezember ging die Bill im Unterhause durch, die Lords aber verwarfen sie am 15. Januar, indem sie die Notwendigkeit vorschützten, zunächst eine neue Heeresorganisation zu schaffen, bevor man die alte zerbreche. Alsbald ging das Unterhaus, in

dem Cromwell schon dominierte, hierauf ein: statt der getrennten Korps ward eine große Armee aufgestellt, an deren Spitze als Lord-General Thomas Fairfax trat, ein Feldhauptmann von stattlicher Erscheinung und erprobter Tapferkeit, der sich neben Cromwell bei Marston-Moor hervorgethan hatte und bei den Truppen in großem Ansehen stand. Der nächste im Rang ward der Generalmajor Skippon. Im April wurde der Selbstverleugnungsakte die weitere Bestimmung beigefügt, daß der Eintritt in die Armee nur die Offiziere zur Annahme des Covenants verpflichte. Am 3. April ward eine neue Selbstentäußerungsbill durchgedrückt, welche die alten Führer, wie Essex und Manchester, beseitigte.

Die Entzweiung im gegnerischen Heerlager erfüllte den König mit neuen Hoffnungen: er war froh, daß die unfruchtbaren und widerwärtigen Verhandlungen zu Uxbridge abgebrochen waren. Im stolzen Bewußtsein, „daß er für das Recht von Gottes Gnaden, für die altherkömmliche persönliche königliche Autorität einstehe", verabscheute er den Gedanken, daß er dieses geheiligte Herrscheramt fernerhin in verminderter Machtfülle verwalten solle. Die Puritaner waren ihm im Grunde der Seele verhaßt; ihre Absicht sei, schrieb er einst an die Königin Henriette Marie, „einmal der Krone ihre kirchliche Gewalt zu entreißen und sie in die Hände des Parlaments zu legen und sodann die Lehre einzuführen, daß die höchste Gewalt im Volk ruhe, der Fürst von demselben zur Rechenschaft gezogen und gestraft werden könne, der Widerstand gegen ihn eine erlaubte Sache sei". Von der neuen Formierung des parlamentarischen Heeres, wodurch die populären Elemente mehr als zuvor in die Höhe kamen, erwartete Karl eine für ihn vorteilhafte Wendung: in den keltischen Volkselementen der britischen Nation, in den schottischen Hochlanden, in Irland, in Cornwallis und Wales hatte er einen festen Halt; die Eroberung der Stadt Leicester erzeugte unter den Royalisten neues Selbstvertrauen; Herzog Karl von Lothringen versprach der Königin ein Hilfsheer an der englischen Küste landen zu lassen. In den Grampianbergen hatte der ritterliche Graf Montrose das königliche Banner aufgepflanzt und stürzte mit seinen Hochländern gleich einem angeschwollenen Waldstrom auf die Covenanters herab. Aber wie bald sollten diese Illusionen zerrinnen! Die königlichen Truppen, in einzelne kleine Abteilungen zerrissen, waren ohne Mannszucht und ergaben sich einem ausschweifenden Leben voll Raubsucht und wilder Exzesse, ihr soldatisches Tagwerk mit Trinkgelagen und Spiel unterbrechend, indes die Puritaner seit der neuen Heerformation sich durch feste Haltung und energische Entschlossenheit wie durch Disziplin, Gottesfurcht und religiöse Andacht hervorthaten. Immer größer wurde das Ansehen Cromwells. Er war der Haupturheber der Selbstentsagungsakte im Unterhause gewesen. Nun begab er sich zu dem Heer, um sein Kommando in Fairfax' Hände niederzulegen. Es traf sich, daß gerade die Royalisten und die Parlamentarier in neue Kämpfe verwickelt waren; Cromwell leistete willig noch seine Reiterdienste und errang einige Vorteile über die

Schlacht bei Naseby. Die königliche Sache im Niedergang.

Mai 1645.

Kavaliere. Da erklärte Fairfax, der das strategische Geschick des Waffengefährten längst erkannt hatte und seine Stimme im Kriegsrat nicht gern missen wollte, Cromwell sei beim Heer unenbehrlich; nur er könne die Reiterei führen; denn wo er mit seiner gottseligen Schar im Namen des Herrn kämpfte, da war stets der Sieg. Das Unterhaus willigte ein, daß er noch auf einige Zeit bei der
14. Juni 1645. Armee bleibe. Bald nachher ereignete sich die Schlacht bei Naseby in der Nähe von Northampton. Fairfax und Skippon befehligten die Bataillone des Zentrums, während Cromwell den rechten Flügel und der mutige Ireton, den er im nächsten Jahr zu seinem Schwiegersohn erkor, den linken anführte. Der König selbst entfaltete einen schwungvollen Mut und sein Neffe Rupert stritt mit der gewohnten Tapferkeit; von dem Feuergewehr wurde wenig Gebrauch gemacht; man kämpfte Mann gegen Mann zu Roß wie zu Fuß; Cromwell selbst focht mit Lebensgefahr im dichten Handgemenge. Lange schwankte der Sieg; mehr als einmal waren die Royalisten im Vorteil. Endlich trug die Energie der finsterblickenden todesmutigen „Eisenseiten", welche Cromwell aus den Freeholders der Grafschaften gebildet hatte, und die mit dem Schlachtruf anstürmten: „Der Herr Zebaoth ist mit uns!" den Sieg davon. Das königliche Heer erlitt eine vollständige Niederlage: 5000 Royalisten deckten das Schlachtfeld, 140 Fahnen fielen in die Hände der Sieger, die zersprengten Trümmer retteten sich durch fluchtähnlichen Rückzug nach Leicester. Von da kehrte Karl nach Oxford zurück; aber der Schrecken seiner Waffen war verschwunden. „Das ist die Hand Gottes," berichtete Cromwell über den Sieg bei Naseby; „ihm allein gebührt die Ehre. Die Leute, die ihr Schismatiker, Sektierer und Anabaptisten scheltet, haben euch in diesem Kampf treu und ehrlich gedient." Einige Wochen nachher sah sich Prinz Rupert genötigt, die Stadt Bristol, die feste
11. Sept. 1645. Burg der königlichen Partei, den Puritanern zu übergeben, wodurch der ganze Westen in die Gewalt der Parlamentarier kam. Und fast um dieselbe Zeit wurde Montrose, nachdem er mehrere Treffen gewonnen und sich der Städte Edinburg und Glasgow bemächtigt hatte, bei Philiphaugh von den Covenanters überwunden und in die Berge der Hochlande getrieben, von wo er sich nach dem Kontinent einschiffte, und der König selbst, der die Absicht hatte, sich mit dem ritterlichen Grafen in Schottland zu vereinigen, wurde durch den puritanischen Feldherrn Poinß bei Chester geschlagen und genötigt in dem festen Newark Zuflucht zu suchen.

Prinz Rupert in Ungnade. Der Fall von Bristol erfüllte den König mit Schmerz und Unmut. Ein finstrer Argwohn durchzog seine Seele, sein Neffe möchte sich der Gegenpartei zugewendet haben, er möchte von Ratgebern „angefaulten Herzens" versucht worden sein. Karl hatte den Rat desselben, sich mit dem Parlament zu vergleichen und einiges aufzugeben, um nicht alles zu verlieren, entschieden von sich gewiesen; denn er war eine von den Naturen, „die durch Widerwärtigkeiten nicht gebeugt, sondern gestählt werden". In diesem Verdacht und Ärger wurde er bestärkt durch Lord Digby, der damals die erste Stimme im königlichen Rat hatte und mit dem Prinzen verfeindet war. Und so erlebte Ruprecht

die tiefe Kränkung, daß er durch ein königliches Schreiben, welches von seinem Todfeind gegengezeichnet war, seiner militärischen Würde und aller seiner Ämter verlustig erklärt und angewiesen ward, seinen Unterhalt fortan auf dem Kontinent zu suchen. Zugleich wurde sein Freund und Gesinnungsgenosse William Legge seines Kommandos in Oxford entsetzt. Ergrimmt über den Undank des Oheims begab sich Rupert nach Newark, um sich zu rechtfertigen. Er wurde von dem Kriegsgericht, vor das er seinem Verlangen gemäß gestellt ward, von den Beschuldigungen freigesprochen und gab dem König in einer persönlichen Zusammenkunft seinen Unwillen in unehrerbietiger Weise kund. Die Hauptleute und Offiziere waren auf seiner Seite. Erst die Irrungen, die bald nachher das gesamte royalistische Heerlager ergriffen, führten wieder zu einer Aussöhnung zwischen dem König und seinem Neffen.

Die Vorgänge im Feld erhoben in demselben Maß das Selbstgefühl der Puritaner, wie sie den Mut der Royalisten beugten. Mehr und mehr trugen nun die Independenten ihre Grundsätze von Selbstregiment und republikanischer Autonomie von der Kirche auf den Staat über und bekämpften das Königtum von Gottes Gnaden mit derselben Entschiedenheit wie die bischöfliche Hierarchie und das aristokratische Presbyterial- und Synodalsystem. Die Volkssouveränität und das göttliche Recht der Krone könnten nicht zusammen bestehen, bewies Milton; wenn die höchste Gewalt einem einzigen übertragen werde, so geschehe dies um der Ordnung willen durch Vertrag, die Hoheit der aus freigebornen nach dem Ebenbild Gottes geschaffenen Menschen bestehenden Nation und die Allmacht der Gesetze könne dadurch nicht geändert werden. Von einer ähnlichen Grundanschauung ging Henry Vane aus, wenn er zu beweisen suchte, daß das Volk, nachdem es den König, der seine Gewalt mißbraucht, im Kampf überwunden, nicht genötigt sei zu der alten Regierungsform zurückzukehren, daß es vielmehr auf Grund seiner angebornen Freiheit berechtigt sei sich eine neue Obrigkeit zu schaffen, „nach der Idee der Gerechtigkeit, die dem Menschen ursprünglich eingepflanzt und mit seinem Wesen verwoben sei". Mit diesen staatsrechtlichen Theorien wurden historische Beweisgründe verbunden: Karl I. sei ein Nachfolger Wilhelms des Eroberers, der einst seine Kriegsobersten zu Lords, seine Hauptleute zu Rittern gemacht habe; Königtum und Adel seien somit durch das Schwert gegründet worden und könnten wieder auf dieselbe Weise durch die Abkömmlinge der angelsächsischen Bevölkerung, die man damals gewaltsam unterdrückt habe, umgestoßen, das alte Recht und die alte Volksfreiheit hergestellt werden. — Diese antimonarchischen Ideen der Puritaner erhielten durch einen besondern Umstand neue Nahrung: In der Schlacht von Naseby waren die Briefschaften des Königs in die Hände der Sieger gefallen und von dem Parlament durch den Druck veröffentlicht und erläutert worden. Es waren Schreiben an seine Gemahlin, an seine Vertrauten, an die Fürsten des Auslandes, aus denen hervorging, daß er an seinen absolutistischen und hochkirchlichen Ansichten nach wie vor festhielt, daß er nicht gesonnen sei in irgend einer der entscheidenden Fragen nachzugeben, daß er den Papisten Dul-

Die Independenten und der König.

dung den mordbefleckten Irländern Straflosigkeit zu bewilligen gedenke und dabei auf die Hilfe der katholischen Mächte des Festlandes rechne. Die Bekanntmachung dieser Schriftstücke, die ein so grelles Licht auf den eigensinnigen, zweideutigen, unzuverlässigen Charakter des Stuart warfen, brachte ihn um den letzten Rest von Ansehen. Man erfuhr zugleich, daß der König durch den katholischen Lord Herbert (Earl of Glamorgan) mit den Irländern in geheime Unterhandlung getreten sei und sie durch große Zusagen zu einem neuen Aufstand aufzureizen suche; daher ließ das Parlament das Gebot ausgehen, daß in Zukunft keinem gefangenen Irländer des königlichen Heeres Pardon gegeben werde. Sie wurden zu Hunderten auf greuelhafte Weise erschossen und alle Royalisten und „Delinquenten“ an Hab und Gut gestraft. Von der Spitze von Cornwallis bis zum schottischen Hochland wütete ein blutiger Religions- und Bürgerkrieg; in den einzelnen Grafschaften bildeten sich militärische Vereine zur Selbstverteidigung, bereit als „Clubmen“ mit der Keule Gewaltthätigkeiten abzuwehren. Aber die Energie der Fanatiker und Republikaner trug den Sieg davon. Die letzte ansehnliche Reiterschar, die in Cornwallis unter General Hopton noch vereinigt war, streckte die Waffen; der Prinz von Wales flüchtete sich auf die Scilly-Inseln; als auch noch Exeter dem parlamentarischen Heer die Thore öffnete, war die royalistische Kriegsmacht einer Selbstauflösung nahe. Nur noch Oxford hielt zu dem König; aber schon schickten sich Fairfax und Cromwell an, auch diese Stadt zu belagern und den verlassenen Monarchen in seiner letzten Zufluchtsstätte zu bekriegen.

14. März 1646. *Anfang April.*

Zweifel und Ratschläge. In dieser schwierigen Lage wurden in der Umgebung des Königs verschiedene Pläne ins Auge gefaßt. Noch hatten in der Hauptstadt und im Parlament die Presbyterianer die Oberhand; dagegen waren bei dem Heer die Kongregationalisten und Separatisten die herrschende Partei. Man überlegte nun, mit welcher von beiden man am vorteilhaftesten Frieden und Bündnis schließen möchte. Hatten auch die Independenten ihre antiroyalistischen Gesinnungen bisher offener an den Tag gelegt, so waren sie dagegen in religiösen Dingen toleranter und weitherziger; der König konnte denken, wenn er ihnen Gewissensfreiheit und kirchliche Unabhängigkeit gewähre, dann würde auch er in seiner religiösen Überzeugung nicht von ihnen bedrängt werden. Anderseits konnte er hoffen, bei den Presbyterianern sowohl im Parlament als vor allem bei der Londoner Bürgerschaft, welche dem Gedanken an eine Verständigung und an ein Zusammengehen mit dem Königtum noch nicht entsagt hatten, wenigstens die Form der königlichen Gewalt noch bestehen ließen, willigere Aufnahme zu finden, schon aus Furcht vor dem wachsenden Einfluß der independentischen Ideen, nur hätte er sich dann zu dem ihm so verhaßten presbyterianischen Kirchensystem bekennen, seiner ganzen bisherigen Anschauungsweise entsagen müssen. Noch schwankte er und seine Umgebung in der Wahl, als durch den französischen Gesandten Montereuil und einige königliche Räte ihm

ein dritter Ausweg vorgeschlagen und empfohlen wurde, nämlich sich mit den Schotten, die unter Leßley in Newark ihr Lager hatten, zu verbinden. Es war kein Geheimnis, daß zwischen den Covenanters und den Parlamentariern Eifersucht und Mißtrauen herrschte; daß man in London den Verdacht hegte, die Bundes- und Glaubensgenossen möchten auf das englische Staats- und Kirchenwesen eine überwiegende Gewalt zu erlangen suchen. Es wurden nun Verhandlungen zwischen Oxford und dem schottischen Hauptquartier angeknüpft; geheime Agenten und Zwischenträger gaben dem König die Zusage, er würde, wenn er sich in ihre Mitte begebe, weder in seiner königlichen Ehre noch in seinen religiösen Ansichten bedrängt werden und für seine Person und sein Gefolge sichern Aufenthalt erlangen.

Nach einigem Bedenken gab Karl dem letztern Vorschlag seine Zustimmung und faßte einen Entschluß so verzweifelt und gewagt, wie einst der Entschluß seiner Großmutter Maria Stuart, bei Elisabeth Zuflucht und Hilfe wider ihre empörten Landsleute zu suchen. Als Diener verkleidet, einen Mantelsack hinter dem Sattel, entfloh König Karl I. in Begleitung seines Kaplans Hudson und eines Vertrauten, Ashburnham, aus Oxford in das Lager der Schotten, in der Hoffnung, bei dem Volk, das seit Jahrhunderten mit den Stuarts in glücklichen und unglücklichen Tagen durchs Leben gegangen, das geschwächte und verdunkelte Gefühl der Anhänglichkeit und Loyalität wieder zu wecken. Er sollte aber bitter getäuscht werden. In den durch zelotische Geistliche bestimmten und geleiteten Schotten war alle Pietät für die gefallene Größe, für die geheiligte Majestät erloschen. Schon auf dem Weg nach Newcastle, seinem neuen Aufenthaltsort, konnte er wahrnehmen, daß man ihn wie einen Gefangenen ansah. Äußerlich ließ man es zwar nicht an der seinem Rang gebührenden Ehrerbietung fehlen, aber er wurde unter strenger Aufsicht gehalten und in seinem ganzen Thun überwacht. Niemand durfte ihm nahen oder mit ihm in Verkehr treten ohne besondere Erlaubnis des schottischen Befehlshabers. Über neun Monate dauerte des Königs Aufenthalt in Newcastle; und diese ganze Zeit war eine fortdauernde Reihe peinlicher und kränkender Handlungen und Eindrücke. Die Häupter der Schotten und ihre presbyterianischen Freunde in London wollten die glückliche Wendung, die ihnen das Schicksal so unerwartet bereitet, zum vollständigen Sieg ihrer Sache, zur gänzlichen Vernichtung der bischöflichen Hierarchie wie zur Niederwerfung ihrer independentischen Gegner benutzen. Deswegen kamen die Covenanters und ihre presbyterianischen Freunde in England überein, den König zu bewegen, daß er dem Episkopalsystem für immer entsage, die presbyterianische Kirchenform, wie sie durch die Reformation in Schottland begründet, wie sie in England durch das Directory eingeführt worden, als die wahre apostolische Glaubens- und Kultusform anerkenne und sich zu eigen mache und alle die Beschränkungen sich gefallen lasse, welche das Unterhaus früher von ihm verlangt hatte. Nur wenn er dem Covenant beitreten, die

Der König bei den Schotten. 1646.

27. April 1646.

in Uxbridge zurückgewiesenen Vorschläge annehmen und in die Obergewalt der Presbyterianer in Staat und Kirche willigen würde, sollte er in seiner königlichen Würde und Ehre erhalten bleiben.

Karl und die Covenanters. Karl selbst hatte früher einmal die Möglichkeit eines Übertritts in Aussicht gestellt, war aber davon bereits wieder abgekommen; dennoch entbot man jetzt den Prediger Henderson, der dem König bekannt und am wenigsten unangenehm war, nach Newcastle, daß er den Monarchen in den Vorzügen und dem göttlichen Recht der presbyterianischen Glaubensform unterweise. Allein Karl, wenn er auch nicht die theologische Gelehrsamkeit seines Vaters besaß, war in religiösen Fragen nicht unerfahren: er wußte seinen kirchlichen Standpunkt mit rechtlichen und historischen Gründen zu verteidigen. Wie sehr die Schotten ihn durch die Schilderung der ihm drohenden Gefahren im Fall seines Widerstrebens zu schrecken suchten, er verweigerte sowohl die Unterzeichnung des Covenants als die unbedingte Zustimmung zu den Forderungen, die ihm die Kommissare des Parlaments zur Annahme vorlegten. Wie bedrängt auch seine Lage war, nimmermehr konnte er sich entschließen, den religiösen Ansichten zu entsagen, die er von Jugend an als göttliche Wahrheit mit Herz und Mund bekannt hatte, oder durch Annahme der parlamentarischen Propositionen, kraft deren er den Oberbefehl über die Land- und Seemacht auf zwanzig Jahre aus der Hand geben und alle seine Anhänger, die im Feld oder bei Verhandlungen für die königliche Sache gestritten, jeder Amnestie berauben und somit der Rache ihrer Gegner ausliefern sollte, seine königliche Ehre und die Prärogative der Krone zu schädigen und in den Augen der Welt herabzusetzen. Äußere Einwirkungen. Er mochte hoffen, daß man von Frankreich aus, wo seine Gemahlin nicht ohne Einfluß bei Hof und Regierung war, ihm günstigere Bedingungen erwirken würde oder daß die Opposition der Independenten, denen die Feststellung der presbyterianischen Kirchenform ein Schreckbild und Ärgernis war, seine schottisch-parlamentarischen Widersacher von der Ausführung ihrer Drohungen abhalten würde. Allein wie sehr man in Paris einsah, daß die Vorgänge in England auf die monarchischen Doktrinen in Frankreich und ganz Europa eine bedenkliche Rückwirkung üben würden, so weit wollte doch Mazarin nicht gehen, daß er sich darüber die Feindschaft der englischen Machthaber zugezogen oder die alte Verbindung mit Schottland aufs Spiel gesetzt hätte. Er suchte durch Bellièvre, den früheren Gesandten am Londoner Hof, der als Bevollmächtigter nach Newcastle geschickt ward, bei den schottischen Wortführern eine günstigere Stimmung zu erwecken und sie für mildere Bedingungen zu gewinnen. Zugleich suchte man den König nachgiebiger zu machen. Selbst seine Gemahlin war der Meinung, Karl könne auch ohne zum Presbyterianismus überzutreten, in die Aufhebung der episkopalen Verfassung einwilligen. In den Augen der Katholiken hatte die anglikanisch-bischöfliche Kirche keinen großen Vorzug vor den andern ketzerischen Konfessionen. Man gab ihm zu verstehen, daß wenn er um den Preis der Aufopferung

des Episkopats seine Gegner dahin brächte, ihm den Oberbefehl über die Kriegsmacht zu lassen, er mit der Zeit alles Verlorne zurückerobern, alle erzwungenen Reformen wieder rückgängig machen könne. Selbst schottische Royalisten, wie Hamilton, waren für zeitweiliges Nachgeben.

Aber weder die kasuistischen Ratschläge, die ihm von Frankreich zugeflüstert wurden, noch die Vorschläge zu ausgleichenden Zugeständnissen, die ihm seine englischen und schottischen Freunde empfahlen, waren vermögend, das widerstrebende Gemüt des Königs zu beugen. Er konnte nicht dahin gebracht werden, seiner religiös-politischen Überzeugung zu entsagen, seine Kriegsgewalt wegzugeben, seine Freunde und Anhänger zu verleugnen und zu opfern. Er ging bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit: er wollte die militärische Hoheit auf zehn Jahre in die Hände des Parlaments legen, unter der Bedingung, daß nach Ablauf dieser Zeit es damit wieder so gehalten werde, wie zur Zeit seines Vaters und der Königin Elisabeth; er wollte gestatten, nachdem zwei angesehene Bischöfe ihm in betreff seines Krönungseides beruhigende Versicherungen gegeben, daß der Presbyterianismus auf drei Jahre zur gesetzlichen Landeskirche erhoben werde, wenn dann auf Grund weiterer Beratungen der Gottesgelehrten durch ihn selbst in Verbindung mit den beiden Häusern des Parlaments die kirchlichen Angelegenheiten in definitiver Weise geregelt würden. Aber auch zu diesem Kompromiß konnte die Zustimmung der Gegner nicht erlangt werden. Die Schotten waren unzufrieden, daß von dem Anschluß des Königs an den Covenant keine Rede war und daß die bedingten Konzessionen die Zukunft der presbyterianischen Kirchenverfassung nicht sicherstellten. Sie zogen es vor, sich mit der englischen Parlamentsregierung zu verständigen, welche nicht nur die vollständige Uniformität beider Landeskirchen anordnete, sondern auch die rückständigen Geldsummen im Belauf von 400,000 Pfund, welche die Schotten zu fordern hatten, zu entrichten versprach, wenn der König in ihre Hände geliefert würde.

Des Königs Festigkeit.

Die Lage des Königs war unerträglich: die Königin mißbilligte die Zugeständnisse in betreff der Heeresgewalt und sein hartnäckiges Festhalten an dem anglikanischen Episkopalsystem; die presbyterianischen Geistlichen, deren lange Predigten er anhören mußte, wandten ihre dem Alten Testament entnommenen Texte auf seine und seiner Vorfahren Missethaten an. Selbst die Zuhörerschaft fühlte Mitleid mit dem so hart beschuldigten König und sang einst den von ihm angestimmten Psalm durch, der mit den Worten begann: „Habe Mitleid Herr mit mir, denn die Menschen wollen mich verschlingen.“ Allerlei Pläne wurden erwogen: sollte Karl dem Thron zu gunsten des Prinzen von Wales entsagen? Aber dann stand zu fürchten, daß die Republik sofort proklamiert werden würde. Sollte er nach Irland oder in die schottischen Hochlande sich flüchten? Aber wie konnte er den Aufsehern entgehen, die ihn mit Argusaugen überwachten? Endlich erfüllte sich das Schicksal und die Schotten opferten ihren König um schnöden Sold. Als sich das Parlament bereitwillig zeigte, die hohen Rückstände, welche

Karls Auslieferung an das Parlament.

23. Dez. 1646.

das schottische Heer ansprach, in zwei Terminen abzutragen, wurde der König den Kommissaren ausgeliefert, welche das Unterhaus nach dem schottischen Hauptquartier abgeordnet hatte. Mit der größten Ehrerbietung kündigte Lord Pembroke, das Haupt der Deputation, dem König an, daß das Parlament ihm seinen Aufenthalt in dem Landhause Holmby angewiesen und den Lord beauftragt habe, Seine Hoheit dahin zu begleiten. Als die schottischen Heerführer zum Zeichen ihrer Einwilligung verkündigt hatten, daß ihre Garnison aus Newcastle abziehen und englische Truppen ihre Stelle einnehmen würden, wurde Karl unter starkem
3. Febr. 1647. Geleite und strenger Aufsicht in kurzen Tagereisen nach dem Ort seiner Bestimmung gebracht. Noch war die Zahl seiner Anhänger so groß, daß das Volk von allen Seiten herbeiströmte, um ihm seine Verehrung zu bezeigen, bis eine öffentliche Bekanntmachung den Zulauf untersagte.

5. Karls I. Ausgang.

a. Armee und Parlament im Widerstreit.

Das Heer soll vermindert werden. Mit dem Abzug der Schotten aus England und der Sicherstellung der Person des Königs war in den Augen des Parlaments der Bürgerkrieg beendigt und die Presbyterianer konnten daran denken, den Wunsch ihres Herzens, der bei den Verhandlungen mit den Schotten als geheime Triebkraft thätig war, in Ausführung zu bringen, nämlich die Beseitigung der Independenten, die ihren Rückhalt in der Armee hatten. Wenn es gelang, den bestehenden Heerkörper aufzulösen, die einzelnen Abteilungen zu verlegen, das Einverständnis zwischen Führern und Gemeinen zu brechen, so konnten die Presbyterianer hoffen, auch dieses widerstrebende Element zu unterwerfen und in England und Schottland die Uniformität in Staat und Kirche nach ihren Doktrinen für alle Zukunft fest zu begründen. Zu dem Ende suchten sie zunächst die Militärmacht zu trennen, indem sie etwa 12,000 Mann Fußvolk und Reiter nach Irland zu entsenden beschlossen, um dort dem königlichen Statthalter Graf Ormond entgegenzuwirken und die Katholiken und Royalisten zu bekämpfen. Die übrigen sollten durch Verabschiedung und Reduktion vermindert und nur so viele unter den Waffen erhalten werden als zur Bewachung der Festungen notwendig schienen. Zugleich sollte die „Selbstentäußerungsakte" in ihrer ganzen Folgerichtigkeit durchgeführt werden und alle Offiziere gehalten sein, dem Covenant beizutreten und sich der durch das Directory festgesetzten Kirchenverfassung zu konformieren. Die zu dieser Reorganisation und zur Auszahlung des rückständigen Soldes nötigen Geldsummen hoffte man bei dem Londoner Stadtmagistrat, der auch die Ausgaben für die Schotten vorgestreckt hatte, durch eine neue Anleihe zu gewinnen.

Die Heergemeinde gegen die Parlamentsbeschlüsse. Auf diese Weise wollte das Parlament die Militärmacht, die es den Händen des Königs so eifrig zu entwinden bemüht war, auch wirklich sich zu eigen machen. Aber da zeigte es sich bald, daß die Armee bereits der gesetzgebenden Versamm-

lung über den Kopf gewachsen war, daß der Impuls und die Gemeinschaft der religiösen Ideen Führer und Gemeine zu einem organischen Körper vereinigt hatte, der getragen von einem lebhaften Gefühl von Selbständigkeit und Selbstvertrauen nicht mit stummem Gehorsam der militärischen Disziplin sich unterwarf, sondern nach Zweck und Ziel forschte; ja daß selbst die Hauptleute und Offiziere weniger durch die eherne Gewalt der Kriegszucht als durch die religiöse Übereinstimmung über ihre Soldaten geboten. Der irländische Feldzug fand Widerspruch: um die religiöse und politische Freiheit zu erkämpfen, hatte man zum Schwert gegriffen, sich unter gemeinsamer Fahne geschart; jetzt sollte das Heer über die irische See geführt werden, ehe in der Heimat selbst das Recht festgestellt worden. Eine Petition wurde im Namen der Armee an das Unterhaus gerichtet, welche das stolze Bewußtsein einer gesicherten Machtstellung atmete. Man bestritt darin die Verpflichtung, außerhalb England Dienste zu thun; man verlangte den rückständigen Sold und Garantien für die Zukunft sowohl in betreff der Löhnung als der persönlichen Sicherheit. Das Parlament hoffte, indem es mittels der neuen Anleihe die Geldforderungen befriedigte und den von der Petition Zurücktretenden Verzeihung verhieß, die dabei Beharrenden dagegen als Verräter zu behandeln drohte, der Bewegung Meister zu werden und den irischen Feldzug, der unter Skippons Anführung vor sich gehen sollte, doch noch zustandezubringen. Man sollte aber bald gewahr werden, daß der Geist der Insubordination bereits den ganzen Heerkörper ergriffen, daß selbst in den Reihen der Gemeinen das religiöse Interesse in erster Linie stand und die Führer und Hauptleute nur dann auf unbedingten Gehorsam und willigen Kriegsdienst rechnen konnten, wenn sie mit ihren Untergebenen die kirchlichen Ansichten teilten. Es bildeten sich Vereine von Offizieren und Soldaten, welche die Presbyterianer im Parlament nicht als ihre gesetzmäßige Obrigkeit, sondern als ihre Gegner und Widersacher ansahen; eine Adresse, die aus der Mitte dieser Vereine an die angesehensten Feldhauptleute Fairfax, Cromwell, Skippon gerichtet ward, sprach sich in feindseligem Ton gegen die Häupter der presbyterianischen Partei im Parlament aus: von untergeordneter Stellung zu souveräner Gewalt emporgestiegen, fänden sie Gefallen, „Tyranneien“ auszuüben.

Das Parlament will sich mit Karl verständigen.

Noch einmal tauchte nun in den parlamentarischen Kreisen der Plan auf, eine Verständigung mit dem König herbeizuführen, um unter seiner Ägide den verhaßten Independenten energischer entgegenzutreten. Wenn sich Karl dazu verstehen würde, die unter dem großen Siegel vom Parlament gemachten Ausfertigungen anzuerkennen und damit den Mitgliedern Indemnität und persönliche Sicherheit zu gewährleisten, so wollten sie sich mit den Zugeständnissen, die zu Newcastle den Kommissaren gemacht worden, zufrieden geben und den König in seine Residenz zurückführen. Manchester, Holland, Warwick, der Herzog von Northumberland, die Gräfinnen Carlisle und Devonshire wirkten in diesem Sinn undurw den dabei von dem französischen Gesandten Bellièvre unterstützt. Bereits

überlegte man, wie der Fürst am sichersten von Holmby nach Whitehall gebracht werden möchte.

Das Heer weigert den Gehorsam. Mit diesem Plan ging der andre über die Auflösung des Heeres Hand in Hand. Graf Warwick war mit großen Geldsummen auf dem Wege nach dem Hauptquartier des General Fairfax, um die Einschiffung nach Irland und die Verlegung der Garnisonen ins Werk zu setzen. Aber bereits war die ganze Heergemeinde, mehr als 12,000 Mann, meistens Independenten, übereingekommen, den Befehlen des Parlaments sich nicht zu fügen. Sie seien nicht Mietlinge, sondern Bürger, welche die Waffen zur Begründung der Freiheit in der Heimat ergriffen hätten. Es war ein Beschluß der Gesamtheit, dem sich Generale, Hauptleute und Offiziere fügen mußten, wollten sie nicht der Führerschaft verlustig gehen. Haben wir darum gegen Königtum und Hierarchie gekämpft, und unser Leben für Freiheit und Gewissen eingesetzt, fragten sie, um nun von den Presbyterianern Druck und Verfolgung zu erdulden, um die Schotten zu Gebietern von England zu machen? Wer hat der Faktion, die im Unterhause über eine kleine Mehrheit von Stimmen gebietet, das Recht gegeben, die Andersgesinnten zu tyrannisieren? Um nicht sofort den offenen Widerstand und die militärische Unbotmäßigkeit zu Tage treten zu lassen, bewirkten die Männer, welche die Fäden der Bewegung in Händen hatten, daß Fairfax und die andern Kommandeure außer Stand gesetzt wurden, dem Befehl der Parlamentsregierung nachzukommen: die einzelnen Regimenter zogen unter Führern mittlern Ranges nach verschiedenen Standorten ab, so daß der Oberfeldherr ohne Hauptquartier war.

Cromwell im Lager. Der König entführt. Noch immer war Cromwell Parlamentsglied und Kriegsoberster. Die Presbyterianer hatten Argwohn, daß er der eigentliche Urheber der Umtriebe sei, und dachten an seine Verhaftung. Er entzog sich jedoch ihren Schlingen, indem er sich rasch ins Lager begab, wo seine Agenten schon lange in seinem Interesse gewirkt hatten. Bald galt er bei den Soldaten mehr als Fairfax, ja dieser selbst, mehr Kriegsmann als Politiker und von gutmütiger passiver Natur, konnte sich seines Einflusses nicht erwehren. Nicht lange nach Cromwells Ankunft wurde ein Entschluß gefaßt und durchgeführt, welcher alle Pläne der Parlamentspartei vernichtete und das Übergewicht an die Armee brachte. Nach seiner geheimen Weisung wurde durch ein von Hauptleuten und einigen Gemeinen gebildetes Komitee der Kornett Joyce mit einigen Schwadronen Cromwellscher Reiter nach Holmby gesandt, um den König in das Lager zu entführen. (2. Juni 1647.) Das Schloß wurde umstellt; die Kommissare konnten nicht verhindern, daß der Offizier noch am späten Abend dem gefangenen König, der bereits zu Bett gegangen war, ankündigte, er sei beauftragt Seine Majestät zu dem Heer zu geleiten. Als Karl seine Legitimation sehen wollte, wies Joyce auf die im Schloßhof stehende Mannschaft. Die Vollmacht ist deutlich, erwiderte der Fürst lächelnd, und kann leicht verstanden werden. Er weigerte sich nicht am andern Morgen zu folgen; doch ließ er sich versprechen, daß er mit der seinem Rang gebührenden Ehre und Achtung

behandelt werde. So kam der König aus der Gewalt des Parlaments in die der Heergemeinde; er vertauschte den Aufenthalt von Holmby mit dem von Hamptoncourt und hatte in Beziehung auf Behandlung den Tausch nicht zu beklagen. Die Presbyterianer erschraken, sie ahnten, daß sie in kurzem nicht mehr Herren der Situation sein würden.

Und nur zu bald sollte diese Ahnung in Erfüllung gehen. Das Heer, als selbständige Macht konstituiert, trat mit Forderungen hervor, die auf eine gänzliche Umgestaltung der bestehenden Verfassung und Rechtsverhältnisse hinausliefen. Fünf Regimenter zu Pferde überreichten dem Generalrat ein Schriftstück, worin es hieß: „Sintemal alle Gewalt ursprünglich und wesentlich in der Gesamtheit des Volks dieser Nation liegt, so ist die freie Wahl ihrer Repräsentanten und deren Übereinstimmung die einzige Grundlage einer gerechten Regierung, der Zweck der Regierung aber das öffentliche Wohl." Demgemäß verlangten sie, daß das lange Parlament sich auflöse und eine neue Volksvertretung, durch allgemeine Abstimmung nach der Kopfzahl gewählt und alle zwei Jahre erneuert, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt übe, mit den auswärtigen Staaten verkehre, über Krieg und Frieden beschließe u. s. w. „Gerechte Autorität könne nur von Gott ausgehen, die oberste Gewalt aber sei von Gott dem Volk anvertraut, von diesem werde sie seinen Repräsentanten übertragen; die Autorität der Lords, die nicht vom Volk ausgehe, habe keine Geltung." In diesem Sinn richtete die Armee eine Petition an das Parlament, worin nicht nur die Abstellung einer Reihe von Beschwerden begehrt ward, sondern auch das Verlangen gestellt, daß elf Mitglieder, darunter Hollis und William Waller, welche sich durch feindselige Gesinnung gegen die Armee hervorgethan, von den Sitzungen ausgeschlossen und einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen würden. Noch hofften die beiden Häuser der Bewegung Meister zu werden; der alte Ausschuß der Sicherheit wurde erneuert, die Londoner Miliz zum Wachtdienst aufgeboten, ein früher gefaßter Beschluß, wonach die Armee der Hauptstadt nicht über 25 Meilen nahe kommen sollte, in Erinnerung gebracht. Allein die Körperschaft war in sich selbst uneins, auch in ihrer Mitte befanden sich Unzufriedene und Independenten, die es mit der Heergemeinde hielten. Als die Truppen unter Fairfax in langsamen Tagemärschen gegen die Stadt losrückten, verlor die Versammlung Mut und Selbstvertrauen. Sie suchte durch nachgiebiges Verhalten die erbitterte Stimmung der Armee zu beschwichtigen: die provozierenden Beschlüsse wurden aufgehoben, den elf Mitgliedern unter der Form eines Urlaubs auf sechs Monate das Parlament untersagt, der früher gebotene Anschluß an den Covenant zurückgenommen.

Forderungen der Armee. Schwache Haltung des Parlaments.

Die feige Unterwürfigkeit des Hauses gegen das independentische Armee-Komitee reizte die gegnerischen Faktionen in der Hauptstadt, Royalisten wie Presbyterianer, zum Widerstand. Es bildete sich ein Verein von Bürgern, Lehrlingen, Miliz- und Seeleuten zu dem Zweck, die Rückkehr des Königs und die Aufrichtung des Friedens unter den in Newcastle gestellten Bedingungen zu erwirken.

Volksaufstand in London.

Nun sah sich das Parlament zwischen zwei Feuer gestellt und mußte das volle Maß der Schmach über sich ergehen lassen. Die Londoner Bürgerschaft, durch zelotische Presbyterianerprediger in Aufregung gesetzt und durch die ausgeschlossenen Parlamentsmitglieder zur Empörung aufgerufen, drang in tumultuarischen Haufen nach Westminster und erzwang mit Drohungen die Zurücknahme der zu gunsten der Independenten gefaßten Beschlüsse. Die Auftritte trugen einen völlig revolutionären Charakter: man sah Leute der untern Volksklassen, Handwerker und Gesellen aus den Werkstätten, den Hut auf dem Kopf, in den Saal sich
26. Juni 1647. drängen. Selbst Mitglieder des Gemeinderats nahmen teil an der drohenden Manifestation. Acht Stunden wurden die Vertreter der englischen Nation auf ihren Sitzen gehalten; erst als die verlangten Forderungen in aller Form genehmigt und eingetragen waren, durften sie nach Hause gehen. Damit war das Ansehen und die moralische Macht des langen Parlaments gebrochen. Erbittert oder erschreckt flüchteten sich viele Mitglieder, Presbyterianer wie Independenten, die Sprecher beider Häuser an der Spitze, in das Hauptquartier, während die ausgeschlossenen Elf von der Londoner Bevölkerung im Triumph nach dem Sitzungshaus zurückgeführt wurden.

Einzug des Independentenheers in London.

Nun standen die zwei religiösen und politischen Parteien, die ehedem vereint die nationale Sache gegen Königtum und Hierarchie verteidigt hatten, in geschlossenen Reihen bewaffnet einander gegenüber. Die Führer der Heergemeinde, Fairfax, Cromwell, Ireton, Fleetwood u. a. nahmen sich der Geflüchteten an und trafen Anstalten, sie auf ihre Sitze zurückzuführen; das Parlament, wo jetzt die Presbyterianer das entscheidende Wort hatten, rüstete sich in Verbindung mit der Londoner Bürgerschaft zur Gegenwehr. Die Wälle und Mauern wurden instandgesetzt, die Miliz und die junge Mannschaft unter die Waffen gerufen, jede independentische oder katholische Regung gewaltsam niedergehalten. Als aber die Armee mit den geflüchteten Volksrepräsentanten, vierzehn Lords und etwa hundert Gemeinen, auf der Heide von Hounslow erschien und Fairfax ein Manifest ausgehen ließ, daß die Heergemeinde dem durch Pöbelterrorismus begründeten Parteiregiment in Westminster ein Ende machen und das gesetzmäßige freie Parlament in seine Würde und Autorität herstellen wolle, da entsank den Londonern der Mut; sie wußten, wie sehr der Stadtgemeinde jedes klare einträchtige Wollen, jede energische Entschlossenheit abging; nahm doch die Miliz von Southwark Partei für die Armee; wie konnten sie da erwarten, daß die Entscheidung der Waffen zu ihren gunsten ausfallen würde! Sie zogen eine friedliche Ausgleichung vor. Fairfax selbst hatte ja nur die Rückführung der gewaltsam ausgeschlossenen Parlamentsglieder als Zweck des Kriegszuges dargestellt; warum sollten sie nicht diese ohnedies der Gerechtigkeit entsprechende Bedingung einem unsichern Kampf vorziehen? Demgemäß richteten Magistrat und Stadtverordnete an den Obergeneral die Erklärung, daß sie den flüchtigen Parlamentsmitgliedern und der sie geleitenden Kriegsmannschaft die Thore der Hauptstadt öffnen

würden, worauf Fairfax mit vier Regimentern und der Leibwache in London einrückte, die Parlamentsräte zu Wagen in der Mitte des Zuges, die Soldaten mit Lorbeerzweigen an den Hüten. Ohne Widerstand fügte sich Stadt und Land der gebieterischen Macht der Independenten, die jetzt im Parlament wie im Heer die Oberhand hatten. 6. Aug. 1647.

b. König Karl I. und Oliver Cromwell.

Während dieser Vorgänge waren aller Augen und Gedanken auf den König gerichtet. Obwohl ein gefangener Mann, war er nach den überlieferten Vorstellungen der Nation immer noch eine Macht, die durch ihren Beitritt jeder Partei das Übergewicht zu geben vermochte. Daher waren auch alle Faktionen, Presbyterianer und Independenten, Royalisten und Schotten bemüht, ihn zu einem friedlichen Übereinkommen zu bewegen. Wie gern hätten jetzt die englischen und schottischen Presbyterianer auf Grund der früheren Propositionen sich mit dem König verständigt und ihn nach London zurückgebracht! Aber der Stuart hegte gegen die Systematiker der Synoden eine tiefe Abneigung; er fühlte sich mehr zu den Independenten hingezogen, die ihm nicht nur mit mehr Ehrerbietung und Rücksicht begegneten, sondern auch in kirchlichen Dingen weitherziger und toleranter sich zeigten. Er durfte einige alte Diener, wie Berkeley und Ashburnham, um sich behalten, seine jüngeren Kinder sehen, den Besuch von Freunden empfangen, sich auf die Jagd begeben; nur sollte er sich nicht ohne Erlaubnis von Hamptoncourt entfernen; man gestattete ihm den anglikanischen Gottesdienst, es hieß, die Independenten seien der Herstellung der bischöflichen Verfassung nicht entgegen, vorausgesetzt, daß allgemeine Toleranz und Religionsfreiheit eingeführt, niemand in seinem Gewissen bedrängt würde. Der König schien nicht abgeneigt, mit der Armee ein Abkommen zu treffen, wodurch er um den Preis einiger Reformen in Kirche und Staat und besonders einer Umgestaltung der Rechtspflege. wieder zu dem Besitz des Throns gekommen sein würde. Das eigentliche Haupt der Armee, Oliver Cromwell, empfand noch einmal den vollen Zauber und die ewige Geltung der Monarchie. Er wußte, daß die eifrigen Presbyterianer sich nie mit ihm verständigen würden, daß sie in ihm ihren geschwornen Feind erblickten. Eher konnte er hoffen, sich mit dem legitimen Träger der Krone zu versöhnen. Er näherte sich daher dem König, er zeigte ihm Sympathien, er trat mit ihm in Unterhandlungen ein. In einem Gartenhaus bei Putney, wo sich das Hauptquartier befand, soll er und Ireton in einer persönlichen Zusammenkunft mit Karl über einen Friedensvertrag sich besprochen haben. Wäre der Bund zwischen der Krone und der Heergemeinde geschlossen, so sollte das Parlament durch Ausschließung der widerstrebenden Mitglieder, durch „Reinigung" wie man sich ausdrückte, zum Beitritt gezwungen werden. Es wird berichtet, Cromwell habe an seine Brust geschlagen und den König aufgefordert, Vertrauen

Stellung des Königs zu den Parteien.

zu ihm zu fassen. Karl soll beabsichtigt haben, ihm die Würde eines Grafen von Essex zu verleihen, die im vorhergehenden Jahr durch den Tod des bisherigen Inhabers in Erledigung gekommen war. Wir wissen, daß dieser Rang einst von Heinrich VIII. seinem Ahnherrn verliehen worden (X, 598).

Cromwell und die Heergemeinde. Aber die prinzipiellen Gegensätze waren noch zu mächtig, die Leidenschaften noch zu aufgeregt, als daß der große Kampf um die höchsten nationalen Lebensfragen durch ein Kompromiß hätte ausgeglichen werden können. Es trat bald zu Tage, daß die Heergemeinde nicht eine passive Masse war, bereit in stummer Ergebung dem Willen der Führer zu folgen, daß vielmehr unter den Kämpfen wider das Parlament das Bewußtsein ihrer Bedeutung und ihrer Selbständigkeit in alle Glieder eingedrungen. Unabhängig von den Hauptleuten und Offizieren hatte sich eine Art Heervertretung gebildet, die durch freie Wahlen aus den einzelnen Fähnlein hervorgegangen auf die Ansichten und Beschlüsse der Gesamtheit einen bestimmenden Einfluß übte. Unter dem Namen „Agitatoren" bildeten diese Vertrauensmänner der Soldaten einen „Rat der Armee", der zu dem aus den höhern Militärbeamten zusammengesetzten „Kriegsrat" sich wie das Haus der Gemeinen zu dem der Lords verhielt. In diesen mittlern und untern Regionen blickte man mit Argwohn auf die friedlichen Tendenzen der Häupter, insbesondere Cromwells. Das Heer sei unter die Waffen getreten, um die Volksrechte und die Gewissensfreiheit herzustellen, Cromwell aber verfolge selbstsüchtige Zwecke, er wolle für seine eigne Größe, für die Zukunft seiner Familie sorgen. Die Gottseligen nahmen Ärgernis, daß er mit den Zöllnern und Sündern verkehre und mit den Gottlosen und Usurpatoren zu Rate sitze, um das Reich des Antichrists wieder aufzurichten. Aufregende Flugschriften wurden in die Hände der Soldaten gebracht, worin auf einen sozialen Umsturz hingearbeitet ward. Levellers. Ein neues politisches Element drang damals zum erstenmal aus dunkler Tiefe an das Licht des öffentlichen Lebens hervor, ein Schreckbild für Independenten wie für Presbyterianer. Die fanatisch-radikale Sekte der Levellers verlangte in einer von dem Demagogen Lilburn verfaßten Schrift nicht nur eine Umgestaltung der Verfassung und Verwaltung auf Grund vollkommener Volkssouveränität und Selbstregierung, sondern drang auch auf Abschaffung der Zehnten, Accise, Zölle, auf Ausgleichung des Grundeigentums, auf „Sorge für die persönliche Subsistenz eines jeden, der da arbeiten wolle"; sie verlangte unbedingte Trennung von Staat und Kirche, erklärte sich gegen jede Zwangsgewalt in religiösen Dingen durch fixierte Kultus- und Verfassungsformen und forderte, daß niemand gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst genötigt werde. Die militärische Disziplin, die Seele des ganzen Organismus, war in der Auflösung begriffen; wie sollte ein auf Subordination gegründetes Heergebäude fortbestehen, wenn subalterne Militärbeamte die Glieder gegen die Häupter aufwiegelten! Der Kriegsrat erkannte die Gefahr, welche dem ganzen Organismus drohte, und Cromwell besaß Einsicht und Energie genug, einen Umschwung zu bewirken, ehe

die Meuterei und die demokratischen Ideen den ganzen Körper ergriffen. Durch einige Zusagen in betreff der Erneuerung der Volksrepräsentation mittels freier allgemeiner Wahlen und einiger Reformen in Justiz und Steuerwesen stellte man die Gemäßigteren zufrieden; über die Widerspenstigen, welche den Spruch „des Volks Freiheit und der Soldaten Rechte" an ihren Hüten trugen, wurde ein Kriegsgericht gehalten und von den drei verurteilten Rädelsführern der eine, den das Los traf, sofort vor der Fronte erschossen. Zugleich brach Cromwell alle Verhandlungen mit dem König ab: ein Brief Karls an seine Gemahlin in Paris, der ihm und Ireton in die Hände fiel, gab den Independentenführern die Überzeugung, daß der König es mit der Versöhnung nicht aufrichtig meine, daß er nimmermehr volle Gewissensfreiheit, wie jene verlangten, gewähren, höchstens eine Milderung der Strafgesetze eintreten lassen würde, daß er keineswegs die Trennung von Kirche und Staat zu gestatten, sondern die Befugnis der bürgerlichen Gewalt, in Sachen der Religion einzugreifen, festzuhalten gedenke. Bald gelang es dem klugen und entschlossenen Mann die drohende Opposition im Heer zu ersticken, den Bund der Levellers aufzulösen und das Vertrauen der Soldaten wieder zu gewinnen. Die Offiziere und Agitatoren versöhnten sich, mit Fasten (November 1647.) und Beten wurde die Wiederherstellung der militärischen Disziplin und der Eintracht des Heeres gefeiert.

Schon war der König nicht mehr im Lager. Vielleicht unter Konnivenz (Der König nach der Insel Wight.) Cromwells war es ihm gelungen, am Abend des 11. November aus Hamptoncourt zu entkommen; er nahm seinen Weg nach der Insel Wight, wo Oberst Hammond, ein Anhänger Cromwells, aber unzufrieden mit dem wilden Gebahren des Heeres, den Oberbefehl führte. Dieser nahm den König ehrerbietig auf und begegnete ihm mit der seinem Rang gebührenden Achtung. Er wies ihm das feste Schloß Carisbrook an der Küste zum Aufenthalt an und gestattete ihm freien Verkehr. Von dort aus knüpfte Karl Unterhandlungen an mit der Armee und dem Parlament. Er schickte an Cromwell und an die hohen Offiziere, mit denen er früher Unterredungen gepflogen, heimlich Bevollmächtigte. Aber (8. Dez. 1647.) an der Kälte und Zurückhaltung, mit der sie empfangen wurden, konnten sie gewahren, daß sich die Lage verändert habe; denn mittlerweile war die Versöhnung in der Armee erfolgt und Cromwell und seine Freunde hatten sich von der Sache des Königs losgesagt. Fortan gingen ihre Wege auseinander. Ebensowenig war das Parlament, wo jetzt die Independenten die Oberhand besaßen, gesonnen, mit dem König einen Vertrag auf der früheren Basis einzugehen. Es wurden vier Beschlüsse gefaßt und in beiden Häusern durchgeführt, welche, wie man voraussehen konnte, nie die Zustimmung Karls erhalten würden. Danach sollte nicht nur die militärische Gewalt der Krone entzogen, sondern auch alle königlichen Erlasse und Verkündigungen, die seit dem Anfang des Kriegs wider das Parlament ausgegangen, für ungültig erklärt, die während dieses Zeitraums ernannten Peers nur mit Genehmigung beider Häuser bei ihren Ehren und Sitzen

erhalten werden und das Parlament berechtigt sein, sich zu vertagen, wann und wohin es wolle. Es waren Beschlüsse, welche das Parlament unabhängig von der Krone machen und jeder künftigen Veränderung der dermalen begründeten Ordnung vorbeugen sollten. Als der König diese Vorlagen, welche der Krone alle Souveränitätsrechte entzogen haben würden, zurückwies, wurde jede weitere 15. Jan. 1648. Verhandlung mit ihm abgebrochen, jeder Verkehr mit ihm untersagt und seine Überwachung verschärft.

Gewaltherrschaft der Independenten. Schon früher hatte man bei der Armee Äußerungen vernommen, daß man den Stuart für das vergossene Blut verantwortlich machen und bestrafen solle; jetzt hörte man Cromwell sagen: „Gott habe des Königs Herz verhärtet, er sei nicht zu versöhnen; das Parlament möge das Reich nach seiner eignen Macht und Resolution regieren.“ Dies war die Meinung des ganzen Heeres; Gott selbst habe durch den Ausgang der Schlachten kund gegeben, auf welcher Seite das Recht sei. Parlament und Armee waren in voller Übereinstimmung und von gleicher Feindseligkeit gegen den König erfüllt. Es wurde ein neues Komitee bestehend aus sieben Lords und vierzehn Gemeinen gebildet, entschiedene Independenten, unter ihnen Cromwell, Haslerigh, die beiden Vanes, welche die Leitung der öffentlichen Dinge in die Hand nahmen. Nach einigem Widerstreben von seiten der Altpresbyterianer, Northumberland, Warwick u. a., trat auch das Oberhaus der neuen Schöpfung bei. Von der Entscheidung dieses Ausschusses, 15. Jan. 1648. der „Grandees“, wovon jedes Glied über eine Faktion herrschte, hing fortan der Gang der öffentlichen Angelegenheiten ab; alle Beschlüsse wurden von diesen wenigen Leitern bestimmt; sie bildeten eine „Oligarchie mit diktatorialer Gewalt“, welche die Autorität der Regierung und der Armee und die Hoheit des Staats repräsentierte. Wie anderthalb Jahrhunderte später in Paris der Wohlfahrtsausschuß ein unumschränktes Regiment führte, so damals in England die Körperschaft der 21 Grandees; beide bedienten sich zur Behauptung ihrer Herrschaft derselben terroristischen Mittel: durch Späherei, Preßzwang, Polizeidruck hielten sie die Menge in Gehorsam, kirchlicher Zelotismus bestimmte die öffentliche Meinung; Theater und jede Art von weltlicher Lust wurden gewaltsam unterdrückt. Die Gefängnisse füllten sich mit Royalisten und Papisten; die Güter der „Delinquenten“ wurden mit Beschlag belegt; durch Anleihen, Kontributionen, Accise wurden die nötigen Geldmittel für Heer und Verwaltung beschafft. „So erschienen die, welche die allgemeine Freiheit einführen wollten, zunächst als die Handhaber einer absoluten, eigensüchtigen, unterdrückenden Gewalt.“

c. Cromwells Siegeslauf und Karls I. Prozeß und Ende.

Royalistische Sympathien. Das schroffe Parteiregiment der Independenten in Heer und Parlament reizte die Andersgesinnten zur Wut und weckte die Sympathien für das Königtum: Royalisten und Presbyterianer vereinigten sich in dem Wunsch, von dem

auf ihnen lastenden Joch befreit zu sein; Aristokraten und Bürger trafen in der Ansicht zusammen, „das Recht der Krone bilde einen Teil der öffentlichen Freiheit"; in London, in den Grafschaften, in vielen Städten entstanden Verbindungen „zur Befreiung des Königs und des Parlaments". Vor allem trat in Schottland ein Umschwung der öffentlichen Meinung ein. Hat das Heer darum seinen Herrn und Meister an das englische Parlament um Silberlinge verkauft, fragte man, damit die erbittertsten Feinde des Covenants und der Synodalkirche das Regiment in die Hände bekämen und die Schotten und ihre Glaubensverwandten von allem Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten ausschlössen? Eine ähnliche Mißstimmung gab sich in Irland, in Wales, in andern Gegenden kund; im ganzen Reich herrschte Unzufriedenheit und Gärung; selbst auf der Flotte zeigte sich Abfall und Empörung; ein Teil derselben segelte nach Holland hinüber und nahm den Prinzen von Wales auf.

Die Schotten glaubten sich berufen, wie sie früher für ihren Glauben gegen Königtum und Hierarchie das Schwert ergriffen und dem Parlament den Sieg verschafft, so jetzt dem stammverwandten König wieder zu seinem Recht verhelfen, die monarchische Staatsform wieder aufrichten zu müssen. Ihre Abgeordneten erschienen heimlich auf der Insel Wight, um mit Karl einen neuen Vertrag abzuschließen: der zwischen England und Schottland vereinbarte Bund und Covenant sollte fortbestehen, und den schottischen Kommissaren ihr Anteil an der Leitung der öffentlichen Dinge gewahrt bleiben, der König aber nicht zur unbedingten Annahme der presbyterianischen Kirchenform verpflichtet sein. Nur vorläufig auf drei Jahre sollte dieselbe in Geltung bleiben, dann über eine definitive Ordnung aufs neue beraten und beschlossen werden. Unter dieser Bedingung wollten die Schotten mit bewaffneter Mannschaft über die Grenze rücken und dem König wieder zu seinen Rechten in Beziehung auf die Militärgewalt, auf Besetzung der hohen Ämter und Staatswürden, auf die Verwaltung des großen Siegels u. s. w. verhelfen. Trotz des Widerstrebens der strengen Kirchenmänner, welche vor allem auf der Durchführung des Covenants für alle drei Reiche bestanden, wurde diese Übereinkunft von dem schottischen Parlament angenommen und von der ganzen Nation mit Freuden begrüßt. Es war zum erstenmal, daß die royalistischen Sympathien über die streng kirchlichen Ansichten den Sieg davon trugen. Die gemäßigt royalistische Partei der Hamiltons führte die entscheidende Stimme. Die Leitung des Heeres fiel ihnen zu; Argyle und die alten Generale, wie Leßley, wurden zurückgesetzt.

Die Schotten für Herstellung des Königs.

Die Erscheinung der Schotten in Nordengland gab das Zeichen zur allgemeinen Schilderhebung der Royalisten und Malkontenten. In Nord- und Südwales, in Anglesey, wo Lord Byron festen Fuß gefaßt, in Cornwallis, Cumberland und Westmoreland sah man die rote Kriegsfahne wehen: man verlangte, daß der König in Freiheit, Sicherheit und Ehre wieder eingesetzt, die Armee von Fairfax aufgelöst werde, denn die Prärogative der Krone und die Freiheit des

Siegeshoffnungen der königlich Gesinnten. Ende April 1648.

Landes hingen aufs innigste miteinander zusammen. Lord Holland vermittelte die Verbindung mit der Königin und dem Prinzen von Wales; man ging mit dem Plan um, den gefangenen Monarchen aus seinem Küstenschloß zu befreien. Flugschriften, unter der Hand in Umlauf gesetzt, gaben Zeugnis von der siegesfrohen Zuversicht der Kavaliere: „die schwarze Wolke, welche bisher über ihnen gehangen, teile sich, ihr Glück steige aus tiefster Ebbe wieder an". Alle Männer loyaler Gesinnung sollten zusammenstehen, um die ehrgeizigen Absaloms zu stürzen und dem legitimen Fürsten seine Ehre zurückzugeben. Man suchte die Meinung zu verbreiten, als gingen diese Schriften von dem König selbst oder seiner Umgebung aus. Das Unterhaus ließ viele Exemplare verbrennen und suchte durch eine Deklaration, daß es fernerhin die Regierung ohne Rücksicht auf den König führen werde, sich das Ansehen zu geben, als fühle es sich vollkommen sicher; aber man merkte doch das Zagen bei den Volksvertretern. Konnten sie es ja nicht einmal verhindern, daß die Londoner Lehrburschen auf einige Zeit sich zum Meister der Hauptstadt machten und dem König ein Lebehoch erschallen ließen. Trotz des frühern Beschlusses, von dem Stuart keine Botschaft mehr anzunehmen, wurden noch einmal Verhandlungen mit dem gefangenen Fürsten angeknüpft. Cromwell aber soll ausgerufen haben, man müsse die Stadt entweder zum Gehorsam zwingen oder in Staub legen.

Der zweite Bürgerkrieg und Cromwells Siege. 1648. So mußte denn abermals die Entscheidung der Waffen gesucht werden. Im Sommer 1648 zogen die Independenten wieder ins Feld, um in einem neuen Krieg, den man als zweiten Bürgerkrieg bezeichnet, die Schotten und ihre englischen Verbündeten, Royalisten wie Presbyterianer, mit der Schärfe des Schwerts zu bekämpfen und die Herrschaft der Grandees zu befestigen. Während Fairfax in Kent und Essex den Aufruhr mit blutiger Strenge niederwarf, Maidstone nach tapferster Gegenwehr im heftigen Straßenkampf „mit Hilfe des Herrn" in seine Gewalt brachte, und den Grafen Holland und seine adligen Verbündeten bei Kingston upon Thames in der Feldschlacht überwand, brach Cromwell die Burgen der Königlichen in Wales, zwang die wichtige Stadt Pembroke zur 11. Juli 1648. Kapitulation, wobei er die alten Royalisten mit mehr Schonung behandelte als die Presbyterianer, „die sich der Apostasie von dem Licht Gottes schuldig gemacht", und wandte sich dann im Sturm nach Norden, wo Hamilton, umgeben von einer glänzenden Leibwache und zahlreichem Adel, mit seinen Schotten und ihren englischen Bundesverwandten sich in weiten Zwischenräumen aufgestellt hatte. Die ganze Zukunft Englands, die Existenz des monarchischen Staats hing von dem Ausgang des Kampfes ab, der in den nördlichen Grafschaften zur Entscheidung kommen mußte. An Zahl und Ausrüstung waren die Truppen Hamiltons den Cromwellschen weit überlegen, auch nachdem General Lambert sich mit der Hauptarmee vereinigt hatte, aber diese wurden angefeuert von dem Impulse ihrer religiös-politischen Idee und von der Energie und dem Feldherrngenie ihres Führers. Zwischen Preston und Warrington in einer morastigen

Gegend wurden die Schotten und Royalisten an drei aufeinander folgenden Tagen nach dem tapfersten Widerstand von den Independenten besiegt. Erschöpft von den langen Märschen, ohne hinreichende Lebensmittel und Kriegsbedarf ergab sich zuerst das gesamte Fußvolk in Kriegsgefangenschaft und einige Tage nachher auch die Reiterei. Es war eine vollständige Niederlage der königlichen und presbyterianischen Sache; fortan war von einer Einwirkung der Schotten auf Kirche und Staatsverfassung in England keine Rede mehr. Cromwell setzte auf eigne Hand über den Tweed und rückte in Schottland ein, nachdem ihm die beiden Festungen Berwick und Carlisle übergeben worden; am 4. Oktober zog er in Edinburg ein, von den Führern der Covenanters, die ihn früher als ihren gefährlichsten Feind behandelt, im Triumph empfangen. Denn sein Erscheinen führte in dem nördlichen Nachbarreich einen raschen Umschwung herbei; Argyle und die strengen Kirchenmänner, welche die Niederlage Hamiltons als eine Entscheidung Gottes ansahen, kamen wieder in die Höhe und schlossen sich an Cromwell an. Sie vereinigten sich zu einem neuen Bund, Whiggamoores-Raid genannt (von dem man den Namen der Whigs herleiten will), trieben den Ausschuß der Stände, der sich des Regiments bemächtigt hatte, aus der Hauptstadt und erklärten alle, welche die Waffen wider England getragen, ihrer öffentlichen Stellen für verlustig. Mit einem Dankfest feierte man den Umschwung; die Widerstrebenden wurden vom Abendmahl und von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Die Union zwischen beiden Reichen sollte fortdauern, aber das englische Parlament führte nunmehr die entscheidende Stimme. Auch auf der Flotte trat ein Umschwung ein; der Prinz von Wales kehrte nach den Niederlanden zurück. 17.–19. Aug.

Die Anzeichen der kommenden Dinge.

Mit geheimem Grauen vernahmen in England Royalisten und Presbyterianer die Siege Cromwells; jene fürchteten, daß die Monarchie zusammenbrechen und eine Militärherrschaft errichtet werden würde; diese erblickten im Geist den Umsturz der synodalen Staatskirche, das Aufkommen religiöser Anarchie. Sie klagten, „daß Gott die gerechte Sache zu Grunde gehen lasse und die ungerechte beschütze, Cromwell sei die Geißel Gottes auf Erden". Die Befürchtungen waren nicht unbegründet. Schon im Lager von Pembroke hatte Cromwell an Fairfax geschrieben: „Gottes Volk soll nicht beständig Gegenstand des Grimmes und Zornes sein; Gott will nicht, daß wir fort und fort unsre Nacken unter das Joch der Last beugen; er wird den Stab des Drängers zerbrechen wie in den Tagen Midians; der Herr vermehre dazu seine Gnade an Dir und halte Dein Herz aufrecht." In dem Schlachtbericht von Preston machte er dem Parlament in seiner Weise dunkle Andeutungen, wie man bei der Armee den Sieg ansehe: „In allem was geschehen, sei die Hand Gottes; was in der Welt hoch ist oder sich selbst erhöht, das wolle er niederwerfen; das Volk sei wie ein Augapfel Gottes, um dessentwillen verwerfe er selbst Könige; man möge nur Mut haben, das Werk des Herrn zu vollbringen und die, welche nicht in Frieden leben wollten,

aus dem Land vertilgen; dann werde Gott seine Glorie und das Land den göttlichen Segen haben.

Letzte Verhandlungen mit dem König auf der Insel Wight. Während das Heer in Schottland stand, wurde zwischen König und Parlament noch einmal über eine Übereinkunft verhandelt. Zu dem Ende begaben sich Abgeordnete beider Häuser, unter ihnen Northumberland, Henry Vane und Hollis nach Newport, wohin auch der König von Carisbrock-Castle gebracht wurde. Die Kommissare erschraken über das Aussehen des Fürsten, über sein vor Kummer grau gewordenes Haar, über seinen matten traurigen Blick; nur seine innere Haltung fanden sie unverändert. Da auf beiden Seiten der Wunsch nach einer friedlichen Ausgleichung obwaltete, so kam man sich näher als je zuvor: man verständigte sich über die Militärgewalt, über die Einrichtung der Kirche, über die Verhältnisse zwischen Krone und Parlament; und wenngleich Karl in der Scheu vor definitiven Beschlußfassungen den doppelsinnigen Charakter seiner Politik auch jetzt noch nicht verleugnete, so wurde man doch über einen (29. Nov. 1648.) Entwurf einig, den das Unterhaus mit einer Majorität von sechsunddreißig (5. Dez.) Stimmen für geeignet erklärte als Grundlage eines Friedens zu dienen. Danach hätte das Parlament auf eine Reihe von Jahren das Übergewicht über die Krone behalten, das Königtum selbst aber wäre bestehen geblieben und die englische Kirche den protestantischen Formen des Festlandes näher getreten.

Remonstranz der Armee. Ein solcher Ausgang war jedoch nicht im Sinne Cromwells und der militärischen Machthaber. Für sie galt das Prophetenwort: „Bindet ihre Könige in Ketten und ihre Edlen mit Fesseln von Eisen.“ Es geschah nicht ohne ihren Willen und ihr Zuthun, daß die Regimenter die früheren agitatorischen Bewegungen wieder aufnahmen. Dringende Adressen forderten im Namen des Heeres, daß man vor allem das Wohl des Volks ins Auge fasse, daß man strenge Strafgerechtigkeit übe gegen alle, hoch wie niedrig, die an den letzten Unruhen teilgenommen, daß man den König zur Verantwortung ziehe, weil er unschuldig Blut vergossen. Gestützt auf diese Willensäußerungen der Regimenter richtete der (16. Nov.) Generalrat der Armee eine „Remonstranz“ an das Unterhaus, daß keine Abkunft mit dem König getroffen, die Urheber des Kriegs bestraft und die höchste Gewalt fest bestimmt werden möchte. Das Parlament, worin die Presbyterianer immer noch einen überwiegenden Einfluß besaßen, hatte soviel Selbstgefühl, daß es sich durch die Vorstellung der Hauptleute und Offiziere nicht bewegen ließ, die gerade in vollem Gang befindlichen Verhandlungen in Newport abzubrechen. Allein die militärischen Führer erkannten die Absicht, in dem Bund des Königs und der Repräsentanten ein Gegengewicht gegen die bewaffnete Macht zu bilden. Cromwell und seine Genossen beschlossen daher, auf dem Weg der Gewalt diesem Vorhaben entgegenzutreten.

Wie vor der Hinrichtung Straffords suchte man ein solches Verfahren durch eine Lücke in den Landesgesetzen zu rechtfertigen. „Es gebe Fälle, für welche die bestehende Gesetzgebung nicht hinreichend Vorsehung getroffen habe; in solchen Fällen besitze der

höchste Rat der Nation die Befugnis einzuschreiten." Bei der Armee wurde von Fanatikern wie Ireton, Ludlow u. a. geltend gemacht, daß nach der Heil. Schrift das Land, in welchem unschuldig Blut vergossen wäre, nur durch das Blut dessen, der es vergossen, entsühnt werden könne; „da nun der König an dem Blutvergießen in England die größte Schuld trage, so würde das Land, wenn es ihn in seine Gewalt wieder herstelle, die Rache Gottes auf sich herabziehen. Ein solches Übel von der Nation abzuwehren sei in erster Linie die Armee, die nicht aus Söldnern sondern aus freien Bürgern bestehe, berechtigt und verpflichtet". Man hörte sagen: „Wenn man findet, daß Gott in seinem Gericht ein Haus entwurzelt und aus dem Land geworfen hat aus Gründen, die er am besten weiß, so muß es als eine gerechte Sache angesehen werden; das Königtum und das Königshaus hat Gott thatsächlich verworfen."

Zunächst galt es nun eine Rechtsform für ein solches Strafverfahren zu finden. Dazu bedurfte man aber einer Mitwirkung des Parlaments, sollte das Vorgehen nicht als bloßer Gewaltakt erscheinen. Es wurde daher zwischen einigen Offizieren und independentischen Parlamentsräten eine Zusammenkunft veranstaltet, worin man den Beschluß faßte, die Mehrheit des Unterhauses durch Ausschließung einer Anzahl presbyterianischer Mitglieder zu verändern. Zu dem Behuf wurde von den Anwesenden eine Liste der Auszustoßenden aufgestellt und dem Oberst Pride, dem die Ausführung des Staatsstreichs übertragen war, eingehändigt. Zugleich hatte man Vorsorge getroffen, den König in sichern Gewahrsam zu bringen, damit er nicht entführt werden möchte. Hammond, der Befehlshaber der Insel Wight, war durch den Kriegsrat angewiesen, den Gefangenen wieder in Carisbrook-Castle einzuschließen, oder wenn er Widerstand fände, „zu verfahren, wie Gott es ihm eingeben würde". Karl nahm von den Kommissaren des Parlaments rührenden Abschied; mit Thränen beklagte er das harte Geschick, das ihm und dem Land auferlegt sei. Er sollte nicht mehr nach Carisbrook zurückkehren. Der Major Rolfe, ein fanatischer Republikaner, hatte bereits den Auftrag erhalten, ihn von Newport nach dem Felsenschloß Hurstcastle an der Küste von Hampshire zu verbringen, „von Fluten umtost, mit engen, dunkeln, gefängnisartigen Räumen". In diesem düstern Ort verblieb er, bis sich sein Schicksal erfüllte. In der Nacht vor der Überbringung hätte er sich vielleicht noch durch die Flucht retten können; aber er wollte sein dem Parlament gegebenes Wort nicht brechen.

Der Gewaltstreich vorbereitet. Der König nach Hurstcastle gebracht. Nov. 1648.

26. Nov. 1648.

30. Nov.

Unterdessen war Cromwell von Schottland zurückgekehrt, und nun wurde alsbald der beschlossene Gewaltstreich ins Werk gesetzt. Ein drohendes Manifest der Armee bildete die Einleitung. Dasselbe beschuldigte die Mehrheit des Parlaments des Abfalls von ihren früheren Grundsätzen und legte, indem es sich auf das Urteil Gottes und aller guten Leute berief, den Offizieren, denen der Herr Macht und Sieg verliehen, das Recht und die Pflicht bei, das Reich in bessere Verfassung zu setzen und die Schuldigen zu bestrafen. Das Unterhaus ließ sich nicht einschüchtern; es rechnete noch auf das alte Landrecht und seine parlamentarische Autorität. Noch am 5. Dezember beschloß es, auf Grund der Verein-

Prides Reinigungsakt. 2. Dez.

barung von Newport mit dem König ein friedliches Abkommen zu treffen. Unterdessen hatte Fairfax die Vorstädte von London mit seinen Truppen besetzt; am Morgen des 6. Dezember wurde auch in Westminster die städtische Miliz, die dort bisher den Wachtdienst versehen, entfernt und das Parlamentshaus von Pride mit seinen Soldaten umstellt, selbst Treppen und Vorsaal besetzt. Die Mitglieder blieben mutig und standhaft; sie fragten den Oberst nach seiner Legitimation; dieser aber wies, wie einst Joyce in Holmby auf seine bewaffnete Umgebung. Darauf wurden die presbyterianischen Mitglieder, deren Namen auf der Liste standen, 52 an Zahl, festgenommen und nach verschiedenen Orten in Haft gebracht. Es waren meistens Männer, die bisher an der Spitze der parlamentarischen Opposition gestanden, unter ihnen Prynne, der im Kampf gegen Königtum und Hierarchie an Leib, Gut und Ehre gestraft worden war. Noch immer war jedoch der Mut der Versammlung nicht gebrochen. Das Haus beschloß, keine Geschäfte vorzunehmen, bis ihm seine Mitglieder zurückgegeben wären. Erst als am folgenden Tag abermals etliche vierzig gefangen weggeführt waren, verstummte der Widerstand. Nach diesem unter dem Namen „Prides Purganz" bekannten Gewaltstreich war die öffentliche Gewalt bei der Armee und den Independenten. Auch der Gemeinderat und die städtischen Behörden von London wurden in den nächsten Tagen in ähnlichem Sinne „gereinigt".

Die Anklage des Königs beschlossen. Bisher hatte sich Cromwell im Hintergrund gehalten und die beiden Kriegsräte, die sich die Armee gesetzt hatte, handeln lassen; jetzt trat er in seiner ganzen Herrschsucht auf. Seine Siege in Schottland hatten ihn zum Idol des Volks gemacht; das Unterhaus sprach ihm den Dank der Nation aus. Er bezog die königlichen Gemächer in Whitehall; denn nun war er Herr und Gebieter und das aus Independenten bestehende sogenannte „Rump (Hinterteil)-Parlament" nur ein willenloses Werkzeug in seiner Hand. Doch glaubte er des vollen Sieges nicht sicher zu sein, solange der König am Leben wäre, dessen bloßes Dasein ein fortwährender Protest gegen alles Geschehene war. Während des Kampfes hatte sich die Idee der Volkssouveränität ausgebildet; diesem Prinzip sollte das erbliche Oberhaupt zum Opfer fallen. Die militärische Macht, um die sich Parlament und König so heftig gestritten, sollte beiden Gewalten Untergang und Verderben bringen. Es wurde beschlossen, gegen „Karl Stuart, dermalen König von England," die Klage auf Hochverrat zu stellen, „weil er die alten Freiheiten der Nation und ihre Fundamentalgesetze umzustürzen und ein tyrannisches willkürliches Regiment einzuführen gesucht, vornehmlich aber, weil er Bürgerkrieg erhoben, das Land mit Verwüstung und Blutvergießen erfüllt habe". Zu dem Zweck sollte ein hoher außerordentlicher Gerichtshof, bestehend aus Generalen und Obersten der Armee, aus Parlamentsräten beider Häuser, aus Rechtsgelehrten, Stadtverordneten und Männern von der Gentry, nieder-
1. Jan. 1649. gesetzt werden. Das Unterhaus nahm den Antrag an; nur wenige Mitglieder äußerten Bedenken, mehr wegen der Folgen als aus Gründen des Rechts; das

Oberhaus aber, wo sich noch zwölf Lords einfanden, darunter Manchester und Northumberland, widersetzte sich einmütig. Da erklärten die Gemeinen, da die 4. Jan. Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt nach Gott im Volk liege, und sie allein die gewählten Volksrepräsentanten seien, so mache ihr Wille ausschließlich das Gesetz, ob König und Lords beistimmten oder nicht. Vergebens wurde im Oberhaus ein vermittelnder Vorschlag versucht, welcher die alte Verfassung und das Leben des Königs gerettet hätte, dahin lautend: es sollte in Zukunft als Hochverrat gelten, wenn ein König gegen das Parlament und das Reich Krieg erhebe; die doktrinären Gewalthaber bestanden auf der Idee der Volkshoheit, die sie in ihrer ganzen Folgerichtigkeit in das reale Leben einführen wollten.

Die Richter wurden ernannt, es sollten etwa 150 sein; da aber viele die Prozeß und Verurteilung Teilnahme verweigerten, so betrug die Zahl kaum mehr als fünfzig, darunter des Königs. 1649. nur vier Rechtsgelehrte, von denen einer, John Bradshaw, den Vorsitz führte. Bulstrode Whitelocke, ein Mann der parlamentarisch-juridischen Schule Cokes, Freund und Schüler Seldens, und sein Kollege Widdrington verließen die Stadt, um nicht an dem Prozeß teilzunehmen. Auch Lord Fairfax, der bisher bei dem Staatsstreich so thätig sich gezeigt hatte, entzog sich, von seiner Gemahlin beredet, jeder weiteren Mitwirkung. Um so eifriger zeigte sich Cromwell. Am 20. Januar wurden die Gerichtssitzungen in Westminster Hall eröffnet. 20. Jan. 1649. Man hatte den König einige Tage vorher durch Major Harrison von Hurstcastle nach Windsor bringen lassen. Als der strenge Mann mit einigen Reitern über die Zugbrücke einzog, fürchtete Karl, er möchte an dem unheimlichen Ort ermordet werden; aber nicht durch Mörderhand, sondern durch das Beil des Scharfrichters sollte er sein Leben verlieren. Von Natur sanguinisch trug sich Karl in Windsor immer noch mit der Hoffnung, daß man nicht zum Äußersten schreiten werde. Er glaubte, daß man nicht Hand legen werde an den Gesalbten des Herrn, nicht ein Blutgericht vollziehen, das weder durch das Gesetz Gottes noch durch die Gesetze des Landes gerechtfertigt werden könnte; er schmeichelte sich, daß die auswärtigen Mächte sich seiner annehmen würden, daß es insbesondere den Bemühungen seiner Gemahlin gelingen möchte, den französischen Hof zu einer Intervention zu bewegen, daß sein Eidam, Wilhelm II. von Oranien, in Holland für ihn wirken, der König von Dänemark, sein Blutsverwandter, sich für ihn verwenden würde. Als man ihn aber von Windsor nach St. James brachte, ihm die königlichen Ehrenbezeugungen versagte, da schwand seine Zuversicht und sein Vertrauen. Frankreich, durch die Fronde beunruhigt, wagte nicht, das Parlament zu erzürnen, der Brief, worin die Königin um die Erlaubnis bat, sich mit ihrem Gemahl zu vereinigen, wurde uneröffnet zurückgelegt, die Gesandten der Generalstaaten, welche Fürbitte einlegen sollten, erhielten keine Audienz. Am 20. Januar wurde Karl zum erstenmal vor die Schranken geladen. Er verwarf die Auffassung der Anklage, daß ihm die höchste Gewalt vom Volk anvertraut sei, mit der Bemerkung, er besitze seine Krone durch das

Erbrecht; er wollte die „zum Parlament versammelten Gemeinen von England" nicht als seine gesetzlichen Ankläger, die Anwesenden nicht als seine Richter anerkennen. Ihre Gewalt sei eine Usurpation, die alle Grundgesetze des Reichs aufhebe. „Was sollte daraus werden, wenn eine Gewalt ohne Ordnung noch Gesetz regiere, welche die alte Form der Verfassung, unter der England jahrhundertelang geblüht habe, umzustürzen suche?" Bei so entgegengesetzten Anschauungen konnte von einem eigentlichen Rechtsverfahren keine Rede sein. Beide Teile führten ihre Autorität auf das göttliche Recht zurück und wenn die Kommunen behaupteten, der König habe die Entscheidung des Schwerts gesucht, diese sei durch Gottes Fügung zu gunsten des Volks ausgefallen, das unschuldig vergossene Blut fordere Vergeltung, so entgegnete der Angeklagte, er habe die Waffen zur Aufrechthaltung der Fundamentalgesetze des Reichs ergriffen. „Die Idee der Souveränität des Volks und das göttliche Recht der Könige traten gleichsam Leib an Leib einander entgegen." Dreimal erschien „Karl Stuart" im Saal von Westminster vor dem Gerichtshof, um sich gegen die Anklagen zu verteidigen, dann wurde er als Tyrann, Verräter, Mörder und öffentlicher
25. Jan. 1649. Feind des Gemeinwesens von England zum Tode verurteilt.

Das Blutgericht in Whitehall. Drei Tage gestattete man dem König zur Vorbereitung; er verwandte sie zu religiösen Handlungen unter Leitung des Bischofs Juxon und zu Gesprächen und Ermahnungen mit seinen jüngern Kindern, die er zu sich kommen ließ. Dann führte man ihn auf das am Schloß Whitehall aufgeschlagene mit schwarzen Tüchern bedeckte Schafott. Nach einer kurzen Ansprache an die Umstehenden, worin er seine Unschuld beteuerte und sich als „Märtyrer des Volks" bezeichnete, der nun aus einem vergänglichen Königreich zu einem unvergänglichen gehe, wurde er von einem verlarvten Henker auf ein von ihm selbst gegebenes Zeichen
30. Jan. 1649. enthauptet. Schweigend sah die zahllose Volksmenge dem entsetzlichen Schauspiel zu. Erst als der Scharfrichter das bluttriefende Haupt bei den Haaren faßte und ausrief: „Das ist der Kopf eines Verräters", machte das versammelte Volk dem gepreßten Herzen durch ein dumpfes Stöhnen Luft. Es war wie ein unfreiwilliger Naturlaut, hervorgegangen aus dem gemischten Gefühl der Schuld, der Ohnmacht, des Schreckens, ein Schrei, „dessen grauenhaften Eindruck die, welche ihn vernahmen, niemals wieder haben verwinden können".

Karl „der Märtyrer". Der Name eines Märtyrers, den sich Karl selbst gegeben, erhielt sich bei der Nation und verlieh dem zweiten Stuart in den Augen der Nachwelt eine an Heiligkeit grenzende Verehrung. Und in der That, bemerkt Ranke, wenn der ein Märtyrer genannt werden kann, „der sein persönliches Dasein geringer anschlägt, als die Sache, die er verficht, und, indem er untergeht, diese für die Zukunft rettet", so ist die Benennung nicht ganz unrichtig, Karl war ein Märtyrer des Königtums, wie es seiner Seele als Wahrheit vorschwebte.

Miltons Schutzrede und Ikono- Die blutige Katastrophe machte in ganz Europa einen mächtigen Eindruck und forderte die Geister für und wider heraus. Es ist bekannt, mit welcher Festigkeit Milton in seiner „Schutzrede für das englische Volk" das Rechtsverfahren wider Salmasius,

den Apologeten des Königs, verteidigte. Die öffentliche Stimmung fand ihren pathetischen Ausdruck in einer kleinen Schrift, die bald nach dem Tode Karls unter dem Namen „Bild des Königs" (Ikon basilike) erschien und eine außerordentliche Verbreitung hatte. Sie wurde von den Getreuen als ein Werk des Königs selbst ausgegeben; allein Milton suchte in der feurigen Gegenschrift „Bildniszerschlager" (Ikonoklastes) darzuthun, daß es ein von einem Royalisten gefälschtes Werk sei, berechnet durch diese Fiktion einen größeren Eindruck hervorzubringen, und bekämpfte zugleich die darin aufgestellten Angaben und Behauptungen. Doch mochten immerhin einige Selbstbetrachtungen des Königs in der Schrift mit Fremden verwoben sein. In der Stille von Carisbrook hatte Karl Muße gehabt, über die Vergangenheit nachzudenken und sein Herz den göttlichen Dingen zuzuwenden.

III. Republik und Restauration in England.

1. Das englische Gemeinwesen und Oliver Cromwells Protektorschaft.

a. Cromwells kriegerische Erfolge und Englands politische und maritime Machtstellung.

Bisher hatte die Staatsgewalt Englands aus König, Lords und Gemeinen bestanden; jetzt nahmen die letzteren die öffentliche Macht in die Hand. Zuerst wurde das Oberhaus, dann das Königtum für abgeschafft erklärt. Als einige meinten, man solle den dritten Sohn Karls, den achtjährigen Herzog von Gloucester, zum König ausrufen und durch Gesetze seine Prärogative in enge Schranken bannen, hörte man unwillig fragen: Sollen wir das Idol, dessen Niederwerfung soviel Gut und Blut gekostet, von neuem aufrichten? Das auf dem Prinzip der Volkssouveränität beruhende Unterhaus sollte fortan als Parlament von England mit der höchsten Macht und Staatshoheit bekleidet sein. Von etwa 500 Mitgliedern, die vor neun Jahren in das lange Parlament gewählt worden, waren nur noch 80 vorhanden; doch wurde diese Zahl in der nächsten Zeit durch neue Wahlen und Einberufung ausgestoßener oder ausgetretener Glieder auf 150 gebracht. Sprecher des Hauses war Lenthall. Die ausübende Regierungsgewalt samt dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht wurde einem Staatsrat von 42 Mitgliedern übertragen, bestehend aus Angehörigen des Unterhauses, fünf Lords, einigen Oberrichtern und Militärbeamten, unter ihnen Cromwell. Den Vorsitz führte Bradshaw, ihm folgte im Rang der Lord-General Fairfax, Präsident des Armeerats; zu den Sekretären gehörte der Dichter Milton, der durch seine schwungvollen Flugschriften gegen Prälatentum und absolute Königsmacht zum Sieg seiner Gesinnungsgenossen so wesentlich beigetragen hatte und der jetzt durch seine freiheitbegeisterten Rechtfertigungsschriften die Sache seiner republikanischen Freunde mit solcher Hingebung verfocht, daß er darüber sein Augenlicht verlor. „Durch seinen Zusammenhang mit dem Parlament und seinen rückwirkenden Einfluß auf dasselbe bekam der

Die neue Staatsgewalt.

6. u. 7. Febr. 1649.

14. Febr.

Staatsrat das Ansehen einer kompakten Autorität, in der die Fülle der Macht ruhte." Kein König hatte jemals eine solche Vereinigung exekutiver Gewalt besessen. Dieser neuen Regierung „ohne König und Oberhaus" mußte jeder über siebzehn Jahre zählende Engländer den Eid der Treue leisten. Ein neues Reichssiegel wurde angefertigt mit der Umschrift: „Im ersten Jahr der durch die Gnade Gottes hergestellten Freiheit" und drei Staatsräten, darunter Whitelocke, in Verwaltung gegeben. Diesem Rechtsgelehrten war es auch zu verdanken, daß die Mehrheit der Oberrichter dem neuen republikanischen Staatswesen ihre Dienste widmete, nachdem das Parlament sie ihres frühern Eides entbunden und die Erklärung gegeben hatte, daß die fundamentalen Gesetze des Reichs aufrecht erhalten und nach ihrem Inhalt Recht gesprochen werden sollte.

Strafgerichte gegen Royalisten u. Radikale. Dieser oberste Gerichtshof befaßte sich mit allen Verbrechen und Vergehen gegen den Staat, gleich der früheren Sternkammer, und übte strenge Justiz gegen Royalisten wie gegen Radikale. Zuerst traf die Rache der neuen Machthaber einige Männer von hohem Range, die auf seiten des Königs gestanden und während der Umwälzung der monarchischen Ordnung in Haft genommen worden waren. Es waren Hamilton, die Lords Holland, Capel, Goring und John Owen. Die drei ersten waren aus den Reihen der Opposition zu den Royalisten übergegangen. Sie wurden von demselben Tribunal, das über den König zu Gericht gesessen, zum Tode verurteilt und drei von ihnen, Hamilton,
9. März 1649. Holland und Capel öffentlich hingerichtet, die ersten Märtyrer des Königtums, Männer von hohen Geistesgaben und gemäßigten religiösen Gesinnungen, aber als Abtrünnige von der Sache der Freiheit den dermaligen Gewalthabern besonders verhaßt. Die andern verdankten ihr Leben der Verwendung von Hutchinson und Ireton. Auch die beiden ältesten Söhne des Königs, die nach dem Kontinent geflohen waren, sollten, falls sie die Grenzen des Reichs betreten würden, den Tod erleiden. Mit gleicher Strenge wurden die Gegner des neuen Regiments im andern Heerlager niedergehalten: nicht nur daß man durch Überwachung der Presse und Bestrafung der Aufwiegler den agitatorischen Umtrieben zu begegnen suchte, als sich bei einem Teil der Armee abermals Spuren von Insubordination zeigten und die Einschiffung nach Irland zur Unterdrückung der in der Gegend von Dublin ausgebrochenen reaktionären Bewegung wiederum auf Widersetzlichkeit stieß, als jene Levellers, deren sozialdemokratische
Mai 1649. Tendenzen wir früher kennen gelernt, mit ihren radikalen Forderungen von neuem hervortraten, da fanden sie in Cromwell und in der neuen Regierung die schärfste Zurückweisung. Wie sehr immer durch die religiöse Richtung der Zeit die Begriffe von Menschenrechten, von persönlicher Freiheit und Selbstbestimmung, von der Gleichheit aller nach Gottes Ebenbild geschaffenen Kreaturen die Geister beherrschten, Cromwell und seine Genossen ließen nie die realen Verhältnisse der praktischen Welt aus den Augen, verloren sich nie in die utopischen Traumgebilde der Gleichmacher, die da erklärten, „daß das Eigentum

der Ursprung aller Sünde sei", daß man die „Handschellen", welche die normännischen Eroberer einst dem angelsächsischen Volk angelegt, durch neue Verteilung von Grund und Boden abstreifen sollte, daß man die gestörte Ordnung Gottes, welcher bei der Schöpfung den Menschen zum Herrn der Erde und der Tiere des Feldes gesetzt, herstellen müsse. Als Kapitän Thomson die Soldaten, welche sich dem irischen Feldzug widersetzten, um sich sammelte und mit bewaffneten Scharen das Land durchzog, wurden er und seine Anhänger für Verräter erklärt und von parlamentarischen Truppen verfolgt. Von einem städtischen Regiment, das mit einem radikalen Manifest sich hervorwagte, wurden fünf Mann zum Tode verurteilt und wie vor zwei Jahren einer, den das Los getroffen, auf dem Kirchhof von St. Paul erschossen. Lilburne, der Verfasser des Manifestes, wurde in Haft gesetzt. Viele änderten ihren Sinn und ergaben sich; Thomson selbst aber und einige seiner Genossen wollten lieber im Kampf für die demokratische Republik ihr Leben lassen als sich unterwerfen. Der klare Wille und energische Arm Cromwells bändigte diese überschäumenden Kräfte, die aus dem revolutionären Boden aufgeschossen, und zwang sie, dem neuen Regiment dienstbar zu sein. Die Armee, wo diese agitatorischen Elemente ihren Sitz hatten, ging in sich; sie erkannte die geniale Kraft des Überwinders und fügte sich derselben mit instinktiver Begeisterung. Auf dieser Hingebung des Heeres an die Person des Feldherrn beruhte Cromwells Macht und Stärke.

Katholische Umtriebe in Irland.

Die Herstellung der Eintracht zwischen Parlament und Heer war eine Lebensfrage für die Existenz des englischen Gemeinwesens: denn in Irland und Schottland gab die Hinrichtung des Königs das Zeichen zu Abfall und Bürgerkrieg. — Wir haben die Lage des irischen Inselvolks in den früheren Blättern kennen gelernt; der größte Teil der Eingebornen trug mit Widerstreben die Herrschaft der Engländer und war stets geneigt, zur Abwerfung derselben das Schwert zu ergreifen. Wie oft war ihr Blick nach dem katholischen Ausland gerichtet, von wo sie Hilfe zur Erreichung dieses Zweckes erwarteten, wie oft hat man von Rom und Madrid die Flamme des Aufruhrs angefacht und das erregbare bewegliche Volk mit der Hoffnung hingehalten, Grün-Erin könne die Fesseln, mit denen es an den angelsächsischen Nachbar geknüpft war, zerreißen und ein eignes katholisches Königtum aufrichten.

König Karl und die Irländer.

Während der Kämpfe zwischen Parlament und Krone in England war diese Hoffnung lebhafter als je geworden; die blutige Greuelthat vom Jahr 1641 war nur der vorzeitige Ausbruch der Leidenschaft und des nationalen Hasses, die in jenem hoffnungsreichen Gefühle wurzelten. Seitdem war die alte Feindschaft größer als zuvor und der König schadete seiner Sache gegenüber dem Parlament nicht wenig durch die geheimen Verbindungen, die er in den Tagen seiner Bedrängnis mit Irland unterhielt. Sein Agent Glamorgan stellte dem katholischen Volk die Rückgabe der seit Heinrich VIII. eingezogenen Klostergüter und Bistümer in Aussicht; und sein Statthalter James Butler, Graf von Ormond, ein getreuer Anhänger des Stuart, zugleich aber ein vaterländisch gesinnter, der anglikanischen Kirche ergebener Edelmann, suchte durch einen

Graf Ormond und der päpstliche Nunzius Rinuccini.

Friedensvertrag die Irländer für die königliche Partei zu gewinnen. Allein schon regten sich andre Kräfte mit weitergehenden Tendenzen. Die zunehmende Zerrüttung in England weckte in den Papisten die alten Unabhängigkeitsideen: unter der Leitung des intriganten, jesuitisch gebildeten Nunzius Giambattista Rinuccini vereinigten sich die eingebornen Katholiken zu einer irischen Konföderation, welche die Herstellung der Zustände, wie sie vor der Reformation gewesen, zum Zweck hatte, die Insel von der englischen Krone lösen und unter die Protektion des römischen Stuhles oder eines weltlichen Fürsten des katholischen Festlandes zu stellen gedachte. Aber diese verräterischen Umtriebe der Ultramontanen reizten den Unwillen der Royalisten und Episkopalen im Pale, der altenglischen Kolonie. Als nun auf Anstiften des Nunzius, welcher die Insel für
1647. die katholische Welt zu gewinnen trachtete, die Nativisten gegen Dublin zogen, um die englische Herrschaft in ihrem Mittelpunkt zu treffen, war in Ormond das Nationalgefühl und das protestantische Bewußtsein stärker als sein Royalismus: er stellte den Pale unter die Autorität des Parlaments und nahm presbyterianische Truppen in Dublin auf. Von Rinuccini und den Priestern aufgestiftet griffen nun die Nativisten zu den Waffen; aber sie erlitten eine Niederlage, durch die ihr Mut und ihre Kriegslust gebrochen ward: durch die vermittelnde Thätigkeit der in Irland seßhaften englischen
1648. Katholiken wurde auf einer Versammlung zu Kilkenny wieder eine Pazifikation abgeschlossen, infolge deren das Ansehen des Lord-Statthalters und der englischen Regierung von neuem zur Geltung kam, das Nebeneinanderbestehen der beiden Konfessionen vertragsmäßig gesichert ward. Rinuccini kehrte nach seinem Erzbistum Fermo zurück, ohne für seinen allzugroßen Eifer von irgend einer Seite Dank verdient zu haben.

Der royalistische Aufstand in Irland.

Bald nach diesen Vorgängen drang die Kunde von der blutigen Katastrophe von Whitehall nach Irland und regte alle Gemüter mächtig auf. Ormond, ein entschiedener Royalist, wollte von der neuen Regierung „ohne König und Lords" nichts wissen; auf sein Betreiben wurde der Prinz von Wales auf Grund der Friedensverträge von Kilkenny als Karl II. anerkannt und mit Begeisterung als König ausgerufen. Der Lord-Statthalter gedachte Irland zur Grundlage einer allgemeinen Restauration zu machen. „Es war, als wenn eine günstige Strömung der Luft die Segel des wiedererwachenden Royalismus anschwellte." Wie sehr bereute er es nun, daß er parlamentarische Truppen in die Hauptstadt gerufen hatte. Die beiden Führer Jones und Monk hielten treu zur Republik; der Statthalter hoffte, sie mit Gewalt vertreiben zu können und auch dort die königliche Standarte wieder aufzupflanzen; waren doch neun Zehntel der Inselbewohner royalistisch gesinnt; vor Kinsale lagen Schiffe vor Anker, auf denen Prinz Rupert und viele flüchtige Kavaliere auf den günstigen Moment einer Landung warteten. Schon hatte Ormond Drogheda und Trim in seine Gewalt gebracht; in Connaught, Ulster und Munster geboten royalistische und katholische Befehlshaber; sollte nicht auch bald Dublin den Independenten entrissen werden? Der Lord-Statthalter rechnete darauf, daß die republikanische Regierung im eignen Land so viele Gegner zu bekämpfen haben würde, daß sie nicht an die Aussendung neuer Truppen nach Irland denken könne.

Cromwell in Irland.

Aber Parlament und Staatsrat sahen ein, daß sie zu ihrer eignen Erhaltung

die „Konsolidation royalistischer Streitkräfte" in der aufgeregten Nachbarinsel aus allen Kräften verhindern müßten. Daher ernannten sie den energischen Cromwell, der das Vertrauen und die Hingebung der Armee besaß, zum Lord-Statthalter und legten mit Umgehung von Fairfax, der mehr und mehr zurücktrat, den Oberbefehl in seine Hand. Nachdem die Fahnen, unter denen das Heer „zum Kampf Gottes wider die verblendeten Katholiken in Irland" ausziehen sollte, von puritanischen Geistlichen eingesegnet worden, verließ Cromwell die Hauptstadt in einer Staatskarosse von sechs flandrischen Mähren gezogen, umgeben von einer stattlichen Leibwache aus alten Offizieren, um sich in Milfordhaven mit 60,000 Mann auserlesenen Fußvolks und 5000 Reitern, meistens kriegserfahrene Veteranen, nach Dublin einzuschiffen. Die strengste Mannszucht wurde eingeschärft; Andachtsübungen fanden regelmäßig statt; alles trug einen geistlich-militärischen Charakter. „Und Oliver fiel auf Irland", heißt es bei Carlyle, „wie der Hammer Thors und traf es mit einem zerschmetternden Schlag." Nachdem der neue Lord-Statthalter die Besatzungsmannschaft von Dublin an sich gezogen, rückte er anfangs September vor Drogheda, wo die Blüte des royalistischen Heeres unter 1649.
einem entschlossenen Führer vereinigt war. Nach drei Stürmen wurde die Festung erobert und die ganze Besatzung bis auf den letzten Mann niedergehauen. Nach einer oft wiederholten Erzählung wäre allen, welche die Waffen niederlegen würden, Gnade verheißen worden; Cromwell selbst aber meldet in seinem Schlachtbericht, daß er im Feuer der Aktion verboten habe, jemand zu schonen. Fünf Tage lang rann das Blut in den Straßen von Drogheda; als die Garnison erschlagen war, drangen die Soldaten, von Fanatismus und Rachgier getrieben, in die katholische Stadtkirche, wo über tausend Einwohner Schutz gesucht; sie alle wurden mit der Schärfe des Schwerts getroffen; was noch atmete, starb in den Flammen des angezündeten Gebäudes. Durch solche Gewaltsamkeit wollte der puritanische General die Blutthat von 1641 rächen und zugleich von jedem weitern Widerstand abschrecken. Ähnliche Grausamkeiten wurden in Wexford und andern Orten begangen. Über Blut und Leichen ging des Siegers Weg, um das „gerechte Gericht Gottes" zu erfüllen. Der Schrecken, der vor Cromwell herzog, hatte die Wirkung, daß die Vereinigung der Parteien, die Graf Ormond unter dem königlichen Banner zustandegebracht, sich löste, daß die katholischen Eingebornen, von religiösem und nationalem Haß entflammt, sich von den Royalisten englischer Abkunft trennten, diese dagegen, durch ein „unwillkürliches Naturgefühl" dem gemischten Heer Ormonds entfremdet, sich mehr und mehr an ihre republikanischen Landsleute anschlossen. Das Stammgefühl zeigte sich mächtiger als die Anhänglichkeit an das Königtum. Der Krieg nahm dadurch wieder einen national-religiösen Charakter an und wurde um so unversöhnlicher und leidenschaftlicher. Aber einen großen Erfolg hatte Cromwell doch erzielt, als er im Mai des nächsten Jahres die Insel verließ, um seine Waffen nach Schottland zu tragen: er hatte die englische und protestantische Bevölkerung, die durch die Ehr-

furcht für den königlichen Namen auf die feindliche Seite getreten war, mit der Republik versöhnt und die Insel fester an das Hauptland geknüpft.

Irland unterworfen u. geknechtet. Cromwells Schwiegersohn Ireton, dem der Statthalter bei seinem Abgang den Oberbefehl übergab, schritt auf derselben Bahn fort; die Irländer wagten nirgends der in ruhigem Schritt vorrückenden, im Handgeschütz geübten Reiterei zu widerstehen. Waterford, Limerick, Galway fielen in die Hände der Republikaner. Als Ireton durch einen schnellen Tod dahingerafft ward, vollendeten Fleetwood, Cromwells andrer Eidam, und Edmund Ludlow das begonnene Werk in ähnlichem Geist. In drei Jahren war der gefährlichste Aufstand erstickt; aber Irland war ein entvölkertes von rechtlosen Bettlern bewohntes Land. Als das Schwert ruhte, wütete ein hoher Gerichtshof mit Beil und Verbannung gegen die Volkshäuptlinge; Tausende verließen das Land ihrer Väter und suchten in den katholischen Ländern Europas und in Amerika neue Wohnsitze, alle Kriegsgefangenen und eine große Zahl von Weibern und Kindern wurden nach Westindien gebracht und in Jamaika wie Sklaven auf den Zucker- und Tabaksplantagen verwendet. Die Zurückgebliebenen verloren den größen Teil ihrer Habe an englische Kolonisten, und die Bevölkerung ganzer Distrikte wurde in andre Gebiete verpflanzt; alle katholischen Geistlichen mußten das Land meiden; der römische Kultus wurde verboten und seine Anhänger aller Ämter für unwürdig erklärt. Fortan blieb in Irland alles auf dem Kriegsfuß. Aber trotz aller Härte und Gewaltthat überstieg die katholische Bevölkerung die protestantische noch um das Siebenfache. In Wäldern und Morästen verbargen sich die Verfolgten, horchten mit knirschendem Ingrimm auf die Worte ihrer Priester und fielen raubend und mordend über die Besitzungen der Ansiedler her. In Irland nannte man sie Tories.

Die Royalisten zur See bezwungen. Auch die royalistischen Freibeuter, die unter Prinz Rupert und seinem Bruder Moritz von den Scilly-Inseln aus einen Piratenkrieg gegen die englische Republik führten und ihren Handel schädigten, fühlten den neuen Aufschwung des Freistaats. **Robert Blake**, aus Sommersetshire, ein Held zu Land wie zur See, verfolgte die feindlichen Schiffe bis an die Küste von Spanien und Portugal. König Johann IV. mußte den pfälzischen Prinzen jeden Beistand in seinem Gebiet versagen. Im Hafen von Cartagena zerstörte der englische „Flottengeneral" den größten Teil der feindlichen Fahrzeuge. Zum erstenmal befuhren englische Kriegsschiffe das Mittelmeer, den Anwohnern die aufstrebende Macht des meerumgürteten Eilandes verkündend. Von den Regierungen des südlichen Europa aufgegeben, wandten sich die Söhne der Stuartschen Böhmenkönigin Elisabeth nach den Azoren, nach den afrikanischen und westindischen Gewässern: dort ist Moritz in einem Schiffbruch umgekommen, Rupert aber suchte mit einem einzigen Schiff eine Zuflucht in Frankreich. Darauf wurden die von Klippen umstarrten Felseneilande am Atlantischen Ozean, die durch ihre Festigkeit den englischen Royalisten eine gesicherte Zufluchtsstätte zu Piratenzügen gegen die Republik boten, von dem englischen Sommer 1651. Seehelden mit schwerem Geschütz angegriffen und zu Falle gebracht: St. Mary, aus dem Prinz Rupert ein neues Venedig zu machen gedacht, vermochte den Feuerschlünden Blakes nicht zu widerstehen; auch Carteret, ein energischer Royalistenführer, der von Jersey aus mit allerlei Volk einen Freibeuterkrieg unterhielt, sah sich endlich zur Kapitulation gezwungen.

Die Wechselfälle in Schottland. Graf Montrose. Die royalistische Erhebung in Irland wirkte auf Schottland zurück und erzeugte auch dort einen Umschwung der Gemüter. Doch dauerte es geraume Zeit, ehe die königliche Partei offen gegen die englischen Republikaner auftrat. Die Covenanters unter der Führung von Argyle hielten auch nach der Hinrichtung

des Königs an der Staats- und Kirchenordnung fest, die wähend Cromwells Anwesenheit in Edinburg aufgerichtet worden war. Als Graf Montrose, der romantische Vorfechter des Royalismus, mit einem Anflug von Abenteuerlichkeit, an der Spitze einiger deutschen und dänischen Söldnerhaufen an der heimatlichen Küste landete, um seinem König „die Exequien zu halten mit dem Schmettern der Trompeten und die Grabschrift zu schreiben in Blut", fiel er durch schnöden Verrat in die Hände seiner presbyterianischen Gegner, die ihn wegen Bruchs des Covenants zu einem schmählichen Tod verurteilten. Der ritterliche Mann, der, wie er seinen Richtern ins Angesicht sagte, kein andres Verbrechen begangen, als daß er Gott gefürchtet und den König geehrt, wurde in schimpflichem Aufzug durch das Land und die Straßen Edinburgs geführt und dann an einem hohen Galgen aufgeknüpft. Sein Haupt und seine Glieder wurden abgehauen und zur ab- April 1650.
schreckenden Warnung über den Thoren der vier größten Städte Schottlands befestigt. Mit dem stolzen Blick eines triumphierenden Helden sah man ihn auf seinem letzten Gange einherschreiten.

Und doch war auch in Schottland die royalistische Gesinnung die vorherr- Karl II. nach Schottland
schende, selbst die Covenanters blickten mit Abscheu auf die Enthauptung des berufen.
Königs, der von ihrem Stamm und Blut war; die Idee der Volkssouveränität als einziger Quelle der Staatshoheit, wie die englischen Machthaber sie zur Rechtfertigung ihres Staatsstreichs aufgestellt, war ebensowenig wie die Lehre von unbedingter religiöser Toleranz nach dem Sinne der Schotten. Diese suchten vielmehr die Nationalsouveränität und das göttliche Recht des Königtums zu vereinigen, Kirche und Staat in der innigsten unmittelbaren Verbindung zu halten, die beiden Institute mit der Krone an der Spitze als göttliche Einrichtung, als harmonische Weltordnung zu fassen. Die Männer, welche in Schottland im weltlichen und geistlichen Regiment saßen, kamen daher wie die irischen Royalisten zu dem Entschluß, das Königtum wieder aufzurichten, aber mit der Bedingung, daß der Monarch den Covenant annehme und der presbyterianischen Kirche beitrete. Abgeordnete beider Stände begaben sich zu dem Ende nach Breda, wo Karl, der Erstgeborne des enthaupteten Königs weilte, und luden ihn nach Edinburg ein, um die Krone seines Vaters in Empfang zu nehmen und die Prärogative eines Königs von Großbritannien und Irland auf Grund des früher mit dem Parlament in London vereinbarten „Bundes und Covenants" auszuüben. Der Fürst trug Bedenken, Bedingungen einzugehen, die nicht nur seiner Überzeugung und den Traditionen seines Hauses widerstrebten, die ihn auch mit den Katholiken und den Bekennern der bischöflichen Kirche in Gegensatz zu bringen drohten; erst das Zureden seiner Mutter und seines Schwagers bewog ihn, auf die Vorschläge der Schotten einzugehen. Auf Fahrzeugen, die ihm der Statthalter Wilhelm geliehen, schiffte er sich ein. Am 24. Juni betrat er die Küste 24. Juni (4. Juli)
am Ausfluß des Spey, nachdem er noch auf dem Schiffe den von den Geistlichen 1650.
ihm vorgelegten Eid auf League und Covenant im strengsten Wortlaut geleistet.

Darauf durchzog er das Land; wohin er kam, mußte er stundenlange Predigten anhören über die Sünden und Frevelthaten seiner Vorfahren und über seine Pflicht als Fürst, in weltlichen Dingen dem Rat des Parlaments, in kirchlichen dem des Synodalausschusses zu folgen und den Covenant in den drei Reichen zur Ausführung zu bringen.

Cromwells schottischer Feldzug 1650. Die Rückberufung Karls II. nach Schottland war eine Kriegserklärung an Parlament und Staatsrat in England. So faßten diese das Ereignis auf und zögerten nicht mit ihrem Entschluß. Cromwell wurde aus Irland abberufen und als Lord-General an die Spitze der Armee gestellt, nachdem man die zum Presbyterianismus hinneigenden Elemente ausgestoßen. Fairfax, dessen gemäßigte Haltung den kühn vorstrebenden Republikanern nicht genügte, mußte hinter dem energischeren Waffengefährten zurückstehen. „Er befand sich in der unseligen Lage eines Menschen, der sich zum Werkzeug hat brauchen lassen, und die Resultate seiner eignen Handlung endlich verdammen muß.“ Im Juli überschritt Cromwell den Tweed mit 16,000 Mann, meistens kriegsgeübte Veteranen. Die feindliche Armee, viel stärker an Zahl, hatte unter dem Oberbefehl von David Leßley eine feste Stellung auf den verschanzten Höhen zwischen Edinburg und Dunbar genommen, wo ihr Cromwell nicht beikommen konnte.

Religiöse Haltung in beiden Heeren. Ehe man zu Feindseligkeiten schritt, wurden von beiden Seiten Ansprachen im Namen der Armee verbreitet, worin mit vielen gottseligen Redensarten geklagt ward, daß der andre Teil durch sein friedloses Auftreten den Bruderkrieg herbeigeführt und den alten Bund gebrochen. Das englische Heermanifest, gerichtet an alle, „welche den Glauben der Erwählten Gottes teilen“, versicherte, „daß sie in der Furcht Gottes und mit einem Herzen voll Liebe und Mitleiden ihren Kriegszug anträten“, zu dem jene durch ihr feindseliges Beginnen sie genötigt; auf schottischer Seite wurde sowohl von der Kirchenkommission als von den Offizieren die Reinheit ihrer religiösen Intentionen hervorgehoben; „sie ständen nur insofern für die Sache des Königs ein, als dieser die Sache Gottes zu seiner eignen mache und der Widersetzlichkeit seines Vaters gegen das Werk Gottes absage; für das Königtum im Verein mit dem Covenant wollten sie ihr Leben einsetzen“.

Karl II. im schottischen Heerlager. Karl, der sich bei der Armee eingefunden, war in einer peinlicheren Lage als einst sein Vater in Newcastle; die zahlreichen Geistlichen im Lager nötigten den jungen Fürsten, dessen Natur der puritanischen Rigorosität so sehr widerstrebte, ihren Gebeten und endlosen Predigten anzuwohnen; sie verlangten von ihm eine ausdrückliche Erklärung, daß er sich lossage vom sündigen Thun des Vaters, von dem abgöttischen Wesen seiner Mutter, wodurch der Zorn Gottes auf seine Familie herabgezogen worden. Er weigerte sich anfangs; als man ihm aber drohte, daß ihn dann die Kirche aufgeben würde, unterzeichnete er die Erklärung und gab äußerlich seine Zustimmung zu einem Bekenntnis, das er im Herzen verabscheute. Die Geistlichen führten das große Wort; sie bewirkten, daß alle, deren religiöse Gesinnung nicht ganz zuverlässig schien, aus der Armee ausgestoßen wurden, damit Gott sein Angesicht nicht von ihnen wende. Dieselbe Gläubigkeit

herrschte auch im andern Heerlager; an der unmittelbaren Einwirkung Gottes zweifelten die Independenten sowenig als die Presbyterianer. Gleich den Kindern Israels hielten beide sich für die Auserwählten des Herrn und beteten mit gleicher Inbrunst zu Gott Zebaoth.

Übrigens waren die Schotten anfangs im Vorteil: Leßley vermied die Feldschlacht, zu der ihn der Gegner zu bewegen suchte, und hielt fest in seinen verschanzten Positionen, während das englische Heer durch Mangel an Lebensmitteln und durch Krankheit schwer litt und viele tapfere Streiter dahingerafft oder kampfunfähig gemacht wurden. Um nicht von der Verbindung mit England abgeschnitten zu werden, ordnete Cromwell den Rückzug gen Dunbar an. Dank einem dichten Nebel und der einbrechenden Dunkelheit der Nacht entging er dem verfolgenden Feinde. Entmutigt und in erbärmlichem Zustand bezog seine Armee ein Feldlager vor der Stadt. Die Schotten erwarteten mit Sicherheit einen siegreichen Ausgang. Aber es herrschte Zwiespalt in ihren Reihen. Der bedächtige Leßley wollte in seiner Stellung beharren und den Feind mit Schimpf abziehen lassen, um ihm dann nach England nachzufolgen, „die Sommerquartiere der Engländer in Schottland durch Winterquartiere der Schotten in England zu vergelten"; die andern dagegen, an ihrer Spitze die Geistlichen, waren der Meinung, man müsse ihn noch enger einschließen, damit er nicht entrinne, „denn Gott habe ihn in ihre Hände gegeben wie Agag den Amalekiter in die Hände Sauls". Das Selbstvertrauen der Kriegsleute und die Weltlust des Königs und seiner Umgebung, die durch das Lagerleben genährt wurden, war ihnen anstößig geworden. Ihre Ansicht drang im Kriegsrat durch, die militärischen Gesichtspunkte mußten vor den geistlichen Antrieben zurückweichen. In getrennten Abteilungen stieg das schottische Heer von den Höhen in die Thalschlucht herab, um den Feind vollends einzuschließen. Als Cromwell die Bewegung im presbyterianischen Heerlager erblickte, soll er ausgerufen haben: „Sie kommen hernieder, der Herr hat sie in unsre Hände gegeben!" Sein Scharfblick erkannte den strategischen Fehler des Gegners; er beschloß zum Angriff vorzuschreiten und wurde durch die Zustimmung von Monk und Lambert in diesem Vorhaben bestärkt. Unter dem Sturm und Wellenandrang des Meeres rief er den Seinen zu: „Betet und haltet euer Pulver trocken!" So erfolgte die Schlacht von **Dunbar** am 3. September. Früh am Morgen setzten sich die Independenten in Bewegung; das Bewußtsein von der Wichtigkeit des Tages erhöhte ihren Mut und ihre Kampfeslust. „Der Herr der Heerscharen," erschallte es auf der einen Seite, „der Covenant" auf der andern. Als die Sonne emporstieg, rief Cromwell mit den Worten des Psalmisten aus: „Nun mag der Herr sich erheben und seine Feinde zerstreuen!" Es dauerte nicht lange, so war der rechte Flügel und die Fronte der Schotten im Weichen; der linke Flügel, durch einen weiten Zwischenraum getrennt, konnte nicht rechtzeitig eintreffen. Bald war auch dieser zur Flucht genötigt. Bei dreitausend tapfere Kriegsmänner lagen erschlagen auf dem Waffenfeld; bei neuntausend wurden

Die Schlacht bei Dunbar 3. Sept. 1650.

3. Sept. 1650.

als Gefangene weggeführt; Geschütz, Munition, Gepäck fielen in die Hände des Cromwellschen Heeres. Darauf kehrten die Independenten „zu ihren Gezelten" zurück, um Gott für ihre Erlösung zu danken; die schottischen Prediger aber schrieben ihre Niederlage dem Zorn des Herrn über das sündhafte Treiben der Krieger zu.

Die Ultra-covenanters. Die Eiferer fingen an zu bereuen, daß sie den König herbeigerufen; sie zweifelten an seiner aufrichtigen Hingebung für den Covenant; um seiner Heuchelei willen habe Gott das Strafgericht von Dunbar über sie kommen lassen; es bildete sich eine neue Konföderation von strengen Covenanters, welche das demokratische Prinzip der „Kirk" auf die Spitze trieben: ohne dem Grundsatz einer herrschenden Kirchenform und einer monarchisch-parlamentarischen Staatsverfassung untreu zu werden, kamen sie den republikanischen Ideen doch sehr nahe. Es machte Eindruck auf sie, daß Cromwell, als er im Oktober in die Hauptstadt einzog, vom Edinburger Schlosse aus die Aufforderung erließ, sich der Entscheidung Gottes zu unterwerfen, die durch die Schlacht von Dunbar offenbar geworden.

Karls II. Krönung. Die extreme Richtung der „Remonstranten" fand indessen nur wenig Anklang; sowohl die Kirchenkommission als der Adel sprach sich dagegen aus; der Befehlshaber der Edinburger Felsenburg hatte den zelotischen Geistlichen vorgeworfen, daß sie an dem Unglück des Landes die meiste Schuld trügen, „da sie statt Helfer des Wortes Herren über Gottes Volk sein wollten". Vielmehr erfolgte ein Umschwung der Gesinnungen zugunsten des Königs. Argyle und die gemäßigten Covenanters näherten sich den Royalisten, so daß Karl, der nach der Schlacht von Dunbar hatte entfliehen wollen, nun mehr Ansehen als je erlangte. Am
1. Jan. 1651. Neujahrstag wurde er zu Scone nach altherkömmlicher Weise gekrönt, wobei er noch einmal die presbyterianischen Glaubenssätze beschwor; die früher wegen ihrer royalistischen Neigung aus der Armee Gestoßenen durften wieder eintreten. Bei Stirling sammelte sich ein neues kampfbereites Heer unter Karls eigner Führung; auch viele flüchtige Royalisten aus England fanden sich ein. Cromwell
Juli — Aug. 1651. zog von Edinburg aus gegen sie; in Perth wurde er von einer Krankheit befallen, die seine kriegerische Thatkraft lähmte; dennoch behauptete er das Feld. Der Herr der Heerscharen, der von Presbyterianern wie von Independenten unter Fasten und Beten und mit inbrünstigem Lippendienst angerufen ward, war mit den Kühnen und Starken.

Karl II. in England. Da schritt Karl unerwartet zu einem gewagten Unternehmen: von Royalisten und Emigranten aufgestiftet rückte er mit einer Armee von etwa elftausend Mann bei Carlisle über die englische Grenze und rief die Anhänger des Königtums zu seinem Beistand auf. Ein Wappenherold proklamierte ihn als Karl II. König von England. Ungehindert kam er bis Worcester, wo ihm der Magistrat die Stadtthore öffnete. Das kühne Unterfangen des jungen Fürsten war geeignet, die Royalisten des Nordens aufzuregen; mancher folgte dem Ruf und stellte sich

mit einigen Getreuen bei ihm ein, so Howard von Escrik und James Stanley Earl of Derby, der auf der Insel Man eine unabhängige Stellung behauptete. Aber die Zahl war nicht groß: Überraschung, Furcht und Unschlüssigkeit hielt die meisten ab, Gut und Leben aufs Spiel zu setzen. Und schon war Cromwell hinter ihm her, froh den Gegner im eignen Land bekämpfen zu können. Nachdem er sein Heer mit den Truppen, die während des Kriegs in allen Grafschaften organisiert worden waren, verstärkt, zog er gegen den Feind und brachte am Jahrestag der Schlacht von Dunbar bei Worcester dem schottisch-royalistischen Heer eine vollständige Niederlage bei. Das Blut von Tausenden floß an den schönen Ufern des Severn; was nicht auf der Walstatt blieb, geriet in Gefangenschaft. Schlacht bei Worcester. 3. Sept. 1651.

Der Tag bei Worcester machte Karl zu einem heimatlosen Flüchtling, auf dessen Fahndung das Parlament einen hohen Preis setzte. Unter tausend Gefahren, Nöten und Abenteuern entging er durch die aufopfernde Treue des Volks und die tief wurzelnde Anhänglichkeit an den königlichen Namen den Nachstellungen der feindlichen Reiter, die ihm oft genug auf der Spur waren. Wer hat nicht von der „königlichen Eiche" gehört, in deren dichten Zweigen und Blättern der Flüchtling sich verborgen hielt? Viele Personen wußten um das Geheimnis, und dennoch entkam Karl glücklich und unentdeckt nach der Meeresküste, von wo ihn eine Barke über den Kanal nach der Normandie trug. Karl auf der Flucht.

Über den royalistischen Adel ergingen harte Strafgerichte. Lord Derby mußte mit dem Leben büßen; viele seiner Gesinnungsgenossen verloren ihr Vermögen; die Krongüter wurden zu den Kriegskosten verwendet, die königlichen Schlösser, Gärten und Kunstsammlungen verkauft. Ähnlich wurde in Schottland verfahren; Georg Monk, ein erfahrener Kriegsmann, der einst unter Friedrich Heinrich von Oranien den Waffendienst gelernt, von Cromwell als Befehlshaber zurückgelassen, eroberte Dundee mit stürmender Hand und ließ die Soldaten rauben und morden; die Häupter des Staats- und Kirchenregiments fielen in seine Hände und wurden als Gefangene nach England geschickt; bis in die Hochlande drang er mit seinem siegreichen Heer vor. Durch Spaltung geschwächt, durch die Waffen der Republikaner besiegt, durch Festungswerke und ein strammes Militärregiment eingeschnürt, mußten sich die Schotten der stärkeren Macht beugen und mit der englischen Republik die Vereinigung schließen, welche das Stuartsche Königtum vergeblich zu begründen gesucht. Von Dalkeithhouse, wo der Feldherr mitten im Park seine Wohnung nahm, regierte Monk Schottland. Aber die Einziehung der Krongüter, die umfassenden Konfiskationen der royalistischen Besitzungen, die neuen Ansiedelungen in den wenig bevölkerten Landschaften gaben Zeugnis, daß die Union nicht als eine zwischen Gleichberechtigten abgeschlossene Vereinbarung angesehen werden konnte, daß die republikanische Regierung das nördliche Nachbarland nicht minder als eine eroberte und unterworfene Provinz ansah, wie Irland. „Zum erstenmal ward Britannien durch einen einheitlichen Strafgerichte.

Gedanken in dem ganzen Umkreis der alten Grenzen beherrscht.“ Und seit die pfälzischen Brüder und ihre Genossen von der See verjagt und die Inseln, die den Kavalieren als Schlupfwinkel für ihre Piratenzüge dienten, erobert waren, nahm die Republik auch eine gebietende maritime Stellung ein. Der erfolgreiche Gang des Kriegs mit den Niederlanden gab dieser maritimen Machtstellung Sicherheit und Dauer.

Krieg mit den Niederlanden.

Mit der Republik der niederländischen Generalstaaten beabsichtigte die Regierung des britischen Gemeinwesens anfangs in ein Bundesverhältnis zu treten. Beruhte doch das politische und religiöse Leben beider Staaten auf ähnlichen Grundbedingungen. Eine Konföderation der beiden protestantischen Republiken hätte eine starke Gegenmacht gebildet gegenüber der katholisch-monarchischen Welt der Romanen. Es war sogar von einer Vereinigung zu einem einzigen Staatswesen die Rede, „um gemeinschaftlich das Reich Gottes auszubreiten und die Völker von ihren Tyrannen zu befreien“. Aber die flüchtigen Royalisten, die sich in großer Menge um den Stuartschen Königssohn gesammelt hatten und an dem Statthalter Wilhelm II., dem Schwiegersohn des hingerichteten Stuart, einen Gönner und Beschützer fanden, vereitelten das Vorhaben und streuten die Saat der Feindschaft. Sie ermordeten den Rechtsgelehrten Dorislaus, einen gebornen Holländer, der bei dem Prozeß Karls I. mitgewirkt hatte und von der republikanischen Regierung der englischen Gesandtschaft im Haag beigegeben
Mai 1649. war, wegen „königsmörderischer“ Gesinnung in einem Gasthause, ohne daß die Thäter deshalb bestraft oder ausgewiesen wurden. Eine solche Beleidigung durfte die republikanische Regierung nicht hingehen lassen, zumal da der Statthalter auch zur See den Kavalieren in ihrem freibeuterischen Treiben allen Vor-
6. Nov. 1650. schub leistete und die holländische Regierung auch nach dem Tod Wilhelms II. in ihrer abweisenden Haltung beharrte. Parlament und Staatsrat ergriffen daher eine Maßregel, die geeignet war sowohl ihre eigne Handelsmarine in die Höhe zu bringen als die Holländer, die als Frachtfahrer den Weltverkehr beherrschten und das Übergewicht in allen Meeren hatten, aus dieser Stellung zu
9. Okt. 1651. drängen. Sie ließen die berühmte Navigationsakte vom 9. Oktober ausgehen, wonach fortan die Produkte fremder Weltteile nur auf englischen Schiffen eingeführt werden durften, Auswärtige keine andern Waren als selbsterzeugte auf eignen Fahrzeugen nach England bringen sollten, bei Strafe der Konfiskation von Schiff und Ladung. Als die Bemühungen der Niederländer um Zurücknahme oder Suspension der Schiffahrtsakte, die ihrem Zwischenhandel einen furchtbaren Schlag zu versetzen drohte, fruchtlos blieben, die Engländer vielmehr auch noch das Recht ansprachen, auf den holländischen Fahrzeugen nach dem Gut ihrer Feinde Nachsuchung zu halten, da führten einzelne Feindseligkeiten im
Mai 1652. Kanal zu einem allgemeinen Krieg, wie sehr auch die Puritaner der gemäßigten Richtung den Kampf zwischen Konfessionsverwandten beklagten. Anfangs behaupteten die Holländer ihren alten Ruhm im Seekrieg: mehrere bedeutende

Schlachten wurden gewonnen und die holländischen Seehelden Tromp und de Ruyter und neben ihnen Evertsen und de Witt befuhren die Themse und verwüsteten die Gestade. Auf Tromps Mast sah man einen Besen als Zeichen, daß er das Meer zu fegen gedenke. Aber bald nahm das Seewesen, das von den Stuarts vernachlässigt worden, einen mächtigen Aufschwung, die Tage der Armada kehrten wieder. Der englische Admiral Robert Blake, ein strenger Republikaner von rauher Tugend, der klassische Bildung und puritanischen Religionseifer mit hohem Kriegstalent und unverwüstlicher Thatkraft verband, trug in mehreren Aktionen den Sieg davon. In der großen Seeschlacht auf der Höhe von Scheveningen, die drei Tage dauerte, wurde Martin Tromp, der von 8.—10. Aug. 1653. Kindesbeinen an auf der Salzflut gelebt, von einer Flintenkugel ins Herz getroffen. Auch Blake war verwundet und mußte vom Kommando abtreten; aber Georg Monk, im Land- und Seekrieg gleich erfahren und gleich glücklich, vermehrte Englands Ruhm und Machtstellung durch neue Siege. Die vereinigten Staaten der Niederlande, die mehr als tausend Schiffe eingebüßt und in ihrem Handel schwere Verluste erlitten, mußten einen nachteiligen Frieden 15. April 1654. schließen. Die Stände von Holland, wo die republikanisch-aristokratische Faktion unter der Führung von Johann de Witt die Oberhand hatte, verpflichteten sich durch die „Seclusionsakte" den Prinzen von Oranien weder zum Admiral noch zum Statthalter der Provinz zu wählen und auch seine Wahl zum Generalkapitän über die Kriegsmacht der Generalstaaten nach Kräften zu verhindern sowie alle Stuarts aus dem Land zu weisen. Die Schiffahrtsakte aber blieb bestehen und der niederländische Freistaat mußte die Hoheit der englischen Flagge in den britischen Gewässern anerkennen und seinen Schiffen auferlegen, den englischen den Seegruß zu bieten. Fortan war die englische Flotte mit ihren großen Schiffen und bronzenen Kanonen die Gebieterin der Meere.

Aber noch hatte man mit der ersten Großmacht, mit Spanien abzurechnen. Krieg gegen Spanien. Auch in Madrid war einst ein Agent des Parlaments Anton Ayscam (Asham) Anfang der englischen Seeherrschaft. von flüchtigen Royalisten in einem Gasthaus ermordet, die Schuldigen von der Kirche vor Bestrafung geschützt worden. Die ganze Nation pries die Thäter glücklich, daß sie solche Rache ausgeführt, und der Minister de Haro beneidete den englischen König, daß er so loyale Unterthanen habe. Diese Beleidigung der republikanischen Regierung vergaß man den Spaniern nicht. Doch dauerte es noch einige Jahre, bis es zum Krieg kam, weil man sich in Brüssel wie in Madrid Mühe gab, den Eindruck zu verwischen und während der kriegerischen Verwickelungen mit Frankreich, die uns aus früheren Blättern bekannt sind, die englische Regierung in günstiger Stimmung zu erhalten. Wir wissen, daß die beiden hadernden Mächte um Cromwells Bundesgenossenschaft buhlten. Aber mit der Zeit vereinigten sich mehrere Umstände, welche die in beiden Nationen wurzelnde religiöse und politische Antipathie bis zur kriegerischen Aktion aufstachelten. Die Londoner Regierung, die mittlerweile gänzlich unter Cromwells

Leitung gekommen war, verlangte, daß den Engländern freier Handel in den spanischen Kolonien und Sicherheit vor der Inquisition gewährt werde. Davon wollte man in Madrid nichts hören; ebenso gut, meinte der spanische Gesandte, könnte man die beiden Augen seines Königs fordern. Zugleich legten die Spanier den englischen Ansiedelungen in Westindien Schwierigkeiten in den Weg; sie hielten immer noch an der päpstlichen Entscheidung fest, welche die neue Welt einst ihnen und den Portugiesen zum ausschließlichen Besitz zugeteilt. Wie wenig Geltung aber hatte dieser Ausspruch in den Augen der Independenten! So beschloß denn Cromwell in die politische Bahn einzulenken, welche die Königin Elisabeth eingeschlagen. „Es war, als wolle er den Untergang Walter Raleighs zugleich an den Stuarts und den Spaniern rächen, als treibe der seemännische und religiöse Geist der Nation ihn durch dunkeln Impuls vorwärts.“
Dez. 1654. Zwei Admirale von Ruf, Blake und William Penn, segelten in das Atlantische Meer; beide gehörten nicht zu den unbedigten Anhängern Cromwells, denn die Flottenmannschaften, aus Leuten verschiedener Ansichten zusammengesetzt, bewahrten eine gewisse Selbständigkeit, sie waren, wie Clarendon sagt, „eine Nation für sich“. Aber über den großen vaterländischen Interessen, denen beide mit ganzer Seele ergeben waren, traten die politischen Antipathien zurück. Der An-
Apr. 1655. fang war keineswegs ermutigend, ein Angriff; den Penn in Verbindung mit Robert Venables, dem Anführer der Landtruppen auf Santo Domingo unternahm, wurde mit Verlust zurückgeschlagen; dagegen bemächtigten sie sich der Insel Jamaika, die fortan inmitten der spanischen Pflanzungen ein wichtiger Halt- und Mittelpunkt für die englischen Ansiedelungen in Westindien geblieben ist. Und auch in den europäischen Gewässern war die englische Marine im Vorteil. Cadiz und Malaga fühlten die Kraft der britischen Kanonen; im Herbst 1656 griff Blake an der Mündung des Tajo die aus Amerika heimkehrende Silberflotte der Spanier an und lieferte große Geldsummen in den Tower ab. Von der Allianz mit Mazarin, welche die Erwerbung der wichtigen Seestadt Dünkirchen für die Republik zur Folge hatte, ist früher die Rede gewesen (S. 80). In der entscheidenden Schlacht auf den Sandhügeln der Dünen erregte die Tapferkeit und der Kriegsmut der Soldaten Cromwells sogar die Bewunderung des Herzogs von York, der in den Reihen der Spanier gegen sie kämpfte. Alle Staaten des Mittelmeers empfanden den mächtigen Arm des republikanischen Inselreichs. Toscana und der Kirchenstaat, welche einst den pfälzischen Prinzen und ihren royalistischen Genossen Vorschub geleistet, wurden von Admiral Blake
Frühjahr 1655. zur Entrichtung namhafter Entschädigungssummen gezwungen. Mit den Malteserrittern, welche die Grenzlinie zwischen Schiffahrt und Seeraub nicht immer einhielten, ward ein ernstes Wort gesprochen und ihnen nachdrücklich eingeschärft, daß sie in Zukunft die Protestanten nicht gleich den Mohammedanern behandelten. Auch die Korsaren in Nordafrika sollten fühlen, daß eine starke Seemacht über die Gewässer dahin fuhr. Als der Bey von Tunis die Auslieferung

gefangener Engländer verweigerte, ließ Blake seine Ruderboote bis in den Hafen vordringen und die ganze Seeräuberflotte in helle Flammen aufgehen. Erschreckt durch solche Züchtigung boten die Korsarenfürsten von Algier und Tripolis die Hand zu Verträgen. Auch König Johann IV. von Portugal unterzeichnete noch am Ende seiner Regierung einen Handelstraktat, in welchem den englischen Seefahrern und Kaufleuten in dem streng katholischen Königreich Religionsfreiheit zugestanden ward. Die glänzendsten Erfolge jedoch errang die englische Flotte durch den Sieg von Santa Cruz auf Teneriffa, wo Blake sechzehn spanische Galeonen vernichtete und unermeßliche Beute heimbrachte. Es war der letzte Triumph des Helden. Noch in demselben Jahr starb er auf der Rückfahrt auf seinem Schiff. So wurde die Republik unter Cromwells Führung die Schöpferin der Seeherrschaft Englands.

20. April 1657.

b. Verfassungs- und Parteikämpfe.

Heergemeinde und Parlament in Hader.

Während dieser kriegerischen Vorgänge nach außen trat auch im Verfassungsleben der englischen Republik eine merkwürdige Umwandlung ein. Die Staatsgewalt, die unter dem Impuls religiöser und politischer Tendenzen die Welt so mächtig in Bewegung setzte, beruhte auf drei Elementen: dem altparlamentarischen, dem juristischen und dem militärischen. Durch ihr gegenseitiges Zusammenwirken wurde die äußere Machtentfaltung und die innere Rechtsordnung begründet. Diese republikanische Staatsgewalt mußte an Kraft gewinnen, wenn sie den Charakter eines Parteiregiments soviel als möglich von sich abstreifte, wenn es ihr gelang, alle Stände und Faktionen zu einer nationalen Gemeinschaft zu vereinigen. Darum wurde, nachdem durch die Schlacht von Worcester der bewaffnete Widerstand niedergeschlagen war, allen Royalisten, welche sich in die bestehende Staatsform „ohne König und Lords" fügen wollten, Versöhnung und Amnestie angeboten und von vielen angenommen. Solange die Republik um ihre Existenz zu ringen hatte, gingen die verschiedenen Faktionen miteinander, der Kampf ums Dasein machte ein verträgliches Zusammengehen notwendig; aber bald trat eine Spaltung ein zwischen der militärischen Gewalt und den Männern der parlamentarischen Autorität und des Rechts. War die Armee schon während der bürgerlichen Kriege mit Forderungen hervorgetreten, welche auf eine gänzliche Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse in Staat und Kirche hinausliefen, so waren diese Ansprüche durch das Bewußtsein, daß von dem Heer und seinen Führern das Meiste und Bedeutsamste vollbracht worden sei, seitdem sehr gewachsen. Statt des Rumpfparlaments verlangten Offiziere und Gemeine eine nationale Repräsentation, die aus allgemeinen Wahlen nach dem Prinzip der Volkssouveränität hervorgehen sollte; sie forderten ein neues Landrecht, Verbesserung des Gerichtswesens, Entfernung aller lasterhaften und übelgesinnten Männer aus den einflußreichen Stellungen und ihre Ersetzung durch solche,

Febr. 1652.

„welche gottesfürchtig und der Geldgier fremd seien"; sie drangen auf Abschaffung der Accise, der Landtaxe und vor allem des Zehnten, der eine Einrichtung des Papsttums sei und jetzt den Presbyterianern zu gute komme; sie klagten, daß bei Konfiskationen und Strafgerichten mit Parteilichkeit und Ungerechtigkeit vorgegangen werde. Von solchen Tendenzen waren jedoch die bürgerlichen Mitglieder der republikanischen Regierungsgewalt weit entfernt. Der verstümmelte Rumpf des langen Parlaments war in ihren Augen die einzige legale Autorität, und wenn sie auch, wie Henry Vane, nach Pym das bedeutendste revolutionäre Talent dieser bewegten Zeit, wohl die Notwendigkeit einer Parlamentsreform zugaben, so wollten sie doch nichts wissen von einem allgemeinem Stimmrecht; nach ihrem Sinn sollte nur eine Wahlreform eintreten, die ein verstärktes Übergewicht der Mittelklassen herbeiführen würde. Vorerst waren sie bedacht, durch Einberufung ausgestoßener Presbyterianer oder durch Wahlen in der alten Weise die parlamentarischen Lücken zu ergänzen; und um dem Einfluß des Heeres zu entgehen, drangen sie, da jetzt die bürgerlichen Kämpfe nahezu beendigt seien, auf Verminderung des Landheeres und Verstärkung der Seemacht. Denn wie erwähnt behauptete die Marine eine unabhängigere Stellung; selbst die angesehensten Flottenführer, wie Blake und Penn, waren nicht selten in der Opposition zu dem herrschenden Regiment.

Cromwell und der Kriegsrat. Cromwell erkannte die Absicht des Parlaments, das immer noch presbyterianische Sympathien nährte, und stellte sich auf die Seite seiner Kampfgenossen. Er verlangte, daß die Mitglieder des Rumpfes einen Termin der Selbstauflösung festsetzten, eine neue den gegebenen Verhältnissen entsprechende Wahlart aufstellten und daß ein vom Parlament und von der Armee gewählter Rat von vierzig Personen die höchste Gewalt in die Hand nehme und die Reformen durchführe. Die Männer des Parlaments verhielten sich zögernd oder ablehnend gegen alle Reformvorschläge: sie wollten ihren Anspruch auf die höchste Autorität nicht aufgeben; gleich dem römischen Senat, der ihnen vorschwebte, wollten sie über das gesamte Gemeinwesen, über Land- und Seemacht gebieten. Immer größer wurde die Spaltung zwischen der bürgerlichen und militärischen Gewalt; die Führer der Armee, durchdrungen von dem Bewußtsein ihrer Thaten und ihrer Macht, wollten von einer Unterordnung unter eine Versammlung, der sie den Charakter einer Nationalvertretung absprachen, nichts wissen; sie suchten Cromwell zu bestimmen, daß er dies Parlament ohne Ende durch einen Gewaltstreich auflöse. Zwei hervorragende Generale, Lambert und Harrison, waren die Hauptagitatoren für diesen Plan. Jener, der in allen bisherigen Aktionen sich hervorgethan hatte, fühlte sich persönlich verletzt, daß ihm nicht nach Iretons Tod die Stelle eines Lord-Statthalters in Irland mit dem ganzen Umfang der Gewalt übertragen worden. Er war eine durch und durch militärische Natur, urteilt Ranke, wenig berührt von den politischen, noch weniger von den religiösen Idealen, aber davon durchdrungen, daß die Armee in dem großen Streit die Entscheidung her-

beigeführt habe und der überwiegende Einfluß ihr von Rechts wegen zukomme. Oberst Harrison, ein feuriger Anhänger anabaptistischer Lehrmeinungen, „schwärmte für die Durchführung einer Radikalreform nach geistlichen Prinzipien". Nach einigem Bedenken ging Cromwell auf den Gedanken ein; in einer Versammlung von Offizieren wurde der Entschluß gefaßt, die Reform des Reichs durchzuführen, ehe das Parlament mit dem Wahlgesetz, das eben in Beratung war, zu Ende gekommen wäre. Gott, der ihnen den Sieg im Felde verliehen, habe ihnen auch die Pflicht aufgelegt, das Volk von dem ungerechten Regiment zu befreien.

Auflösung des langen Parlaments.

So erfolgte die gewaltsame Auflösung des langen Parlaments, die in ihrer drastischen Ausführung so oft der Gegenstand historischer Schilderung geworden ist. Nachdem Cromwell seine Truppen in das Haus und die Vorhalle geführt, trat er in gewöhnlicher Puritanertracht, schwarz mit grauwollenen Strümpfen, in den Sitzungssaal, gerade als über die entscheidende Frage des Wahlgesetzes verhandelt wurde, und nahm seinen Sitz ein. Eine Weile hielt er sich still, bis zur Abstimmung geschritten werden sollte. Da erhob er sich plötzlich zu einer bitteren Rede, worin er der Versammlung ihre Ungerechtigkeiten und ihre Selbstsucht vorhielt, und sagte, Gott habe sich würdigere Männer ausersehen, sein Werk durchzuführen. Als einer der Anwesenden sein Erstaunen ausdrückte, daß ein Mann, der dem Parlament soviel zu verdanken habe, in solcher Sprache zu ihm rede, geriet er in die heftigste Aufwallung. Den Hut auf dem Kopf schritt er durch den Saal, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, ließ die Musketiere hereintreten. Darauf rief er: „Ihr seid kein Parlament mehr, fort! macht besseren Leuten Platz!" Harrison nahm den Sprecher Lenthall bei der Hand und führte ihn von seinem Sitze weg. Die andern wurden von den Soldaten ausgetrieben, wobei Oliver seine alten Freunde mit Schmähungen überschüttete, indem er dem einen zurief: „Du bist ein Trunkenbold!" dem andern: „Du bist ein Ehebrecher!" dem dritten: „Du bist ein Hurer!" Auf den goldenen Parlamentskolben des Sprechers hinweisend, sprach er: „Werft den Narrentand in die Rumpelkammer!" Nachdem der Saal geräumt war, schloß er das Haus zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und begab sich nach Whitehall, wo er seine Offiziere noch versammelt fand. Diesen soll er gesagt haben: „Als ich ins Haus kam, dachte ich nicht solches zu thun. Als ich aber sah, daß das Parlament einen Faden ohne Ende fortspinnen wollte, ward der Geist Gottes so stark in mir, daß ich nicht länger nach Fleisch und Blut fragte." Worte, die jedoch schlecht überliefert sind und wenig zuverlässig erscheinen. Es war doch wohl alles mit Vorbedacht geschehen. Gleich am Nachmittag begab sich Cromwell mit Lambert und Harrison in den Staatsrat und kündigte demselben an, daß er nur noch als eine Privatversammlung angesehen werden könne, da das Parlament aufgelöst sei. Bradshaw antwortete ihm: „Ihr irrt Euch, Sir, wenn Ihr glaubt, das Parlament sei aufgelöst. Keine Macht auf Erden vermag es aufzulösen, als die Mitglieder selbst." Darauf

gingen die Räte auseinander. Nirgends erhob sich ein Widerstand; auch die Mannschaft auf der Flotte fügte sich und setzte den Seekrieg fort. Blake war ein zu aufrichtiger Patriot, als daß er das Wohl und die Größe des Vaterlandes durch persönliche Empfindungen hätte gefährden wollen.

Das „kleine Parlament“ der Heiligen.

So waren denn König, Lords und Unterhaus, „weil sie die Pflichten ihres Amtes nicht erfüllt hatten“, durch die Armee beseitigt; die in derselben vorherrschenden independentischen und demokratischen Ideen hatten den Sieg erlangt; alle klerikalen, presbyterianischen, aristokratischen Einrichtungen lagen zu Boden: Oliver Cromwell, das Haupt der militärischen Macht, der Repräsentant der religiösen Selbstbestimmung, hatte alle Gewalt in Händen. Nun sollte ein neues Parlament einberufen werden, das in Wahrheit als der Ausdruck des nationalen Willens gelten konnte; bis zur Beendigung der Wahlen führte der Kriegsrat, dem eine Anzahl Rechtsgelehrter beigegeben wurde, unter Cromwells Vorsitz das Regiment. Die Hauptsorge dieser neuen wesentlich militärischen Regierung war die Wiederaufrichtung einer bürgerlichen Autorität, welche die höchste Gewalt ausüben sollte. Zu dem Ende wurden nach dem Vorschlage der separatistischen Kongregationen in den Grafschaften und Städten Listen von „Gottseligen“ (Godly) angefertigt, „fromme Männer, gläubig, allen Lüsten feind und voll hingebenden Mutes für die Sache Gottes“, und aus diesen die Mitglieder für das neue Parlament ausgewählt, und zwar für England 139 nach Maßgabe der von den verschiedenen Grafschaften zu zahlenden Steuern, 6 für Wales, ebensoviel für Irland, 4 für Schottland, im ganzen 155. Sie gaben sich den Namen „Parlament der englischen Republik“ und betrachteten sich als die von Gott bestimmte Repräsentation der Nation. Royalistische Schriftsteller haben diese Versammlung der „Heiligen“, die nach dem zum Sprecher erhobenen Londoner Lederhändler Preisgott Barebone (Totenknochen) als „Barebone-Parlament“ bezeichnet ward, mit einem Übermaß von Spott und Ironie überschüttet. Schon die aus der Heil. Schrift entlehnten Vornamen vieler Mitglieder (Hesekiel, Habakuk, Josua, Zorobabel) wurden zur Charakterisierung ihrer religiösen Richtung und puritanischen Befangenheit angeführt Ganze Sprüche stellten manche voran, wie „Tödtsünde“, „Stehfestimglauben“ und es ist eine bekannte Erzählung, daß der lange Vorname, den sich der erwähnte Barebone beigelegt: „Wenn Christus nicht für uns gestorben wäre, wir wären ewig verdammt“ von dem Volkswitz dadurch verspottet ward, daß man den besten Teil wegschnitt und nur das „verdammt“ stehen ließ. Aber wie sehr immer diese Versammlung, in der Sektierer aller Art, Independenten, puritanische und anabaptistische Fanatiker und Schwärmer über die Zustände des Staats und der Kirche berieten und beschlossen, den Gegnern und den Nachgebornen als lächerlich und verkehrt erscheinen mochte, die Mitglieder, vorwiegend aus dem wohlhabenden Mittelstande hervorgegangen, waren der Mehrheit nach Männer von Einsicht und politischem Verstand, denen es mit der Reform des gemeinen Wesens, mit der Beseitigung sozialer Mißstände ernst war. Sie drangen

auf Verbesserung der Rechtspflege, indem sie das weitläufige und kostspielige Gerichtswesen auf einfachere Formen zurückführen und dem verschleppenden Verfahren am „Billigkeitsgerichtshof“ des Kanzlers durch Abschaffung des Court of Chancery steuern wollten; sie beabsichtigten statt des weitläufigen und unverständlichen Landrechts ein einfaches Gesetzbuch in englischer Sprache aufzustellen, das dem göttlichen Gesetz und der Vernunft entspräche; sie wollten die kirchlichen Patronatsrechte und die Zehnten abschaffen, den Gemeinden das Wahlrecht ihrer Geistlichen anheimgeben, die Ehe, in der die Kongregationalisten nur einen bürgerlichen Vertrag erkennen wollten, der priesterlichen Einwirkung entziehen und die Ziviltrauung durch den Friedensrichter einführen.

Wenn schon diese in das bürgerliche und soziale Leben tief einschneidenden Reformpläne eine große Aufregung bei den geistlichen und weltlichen Ständen erregten, wenn die Abschaffung des Zehnten manchen als ein offener Eingriff in das Recht des Eigentums erschien, was konnte erst erwartet werden, wenn die anabaptistisch-demokratische Partei, die in der Versammlung viele Anhänger hatte, die Majorität erlangte, wenn die „Männer der fünften Monarchie“ und die andern anabaptistischen Sektierer, welche, wie einst die Wiedertäufer in Münster, eine Herrschaft von Auserwählten gründen wollten und alle weltliche Kunst und Wissenschaft, alle Übung und Erfahrung der unmittelbaren Erleuchtung durch die Gnade Gottes nachstellten, ihre Autorität zum Umsturz aller bestehenden Ordnungen und Institutionen anwendeten, oder gar, wie die Levellers, die Idee des Eigentums antasteten? Eine unruhige ängstliche Bewegung bemächtigte sich der Gemüter. Und wie dann, wenn der Mann, in dessen Hand das Schicksal alle Gewalt gelegt hatte, sich mit der fanatisch-radikalen Faktion verband? Hatte er doch selbst, wie sie, während des Kampfes gegen Episkopale und Presbyterianer der puritanischen Opposition angehört; und waren ihm doch Männer von exzentrischer Richtung, wie Harrison, bisher nahe gestanden! Aber vor solcher Verirrung bewahrte den General sein gesunder praktischer Sinn. Wie er einst den agitatorischen Umtrieben der Armee und den phantastischen Bestrebungen der Levellers ein Ende gemacht hatte, so setzte er jetzt auch dem „kleinen Parlament“ ein Ziel. Als die „Gottseligen“ auch in das Heerwesen eingriffen, behufs einer Steuerreduktion den Armeebestand und die Marine vermindern wollten, das religiöse und demokratische Interesse allem andern voranstellten, als in einer Sitzung die Äußerung fiel: „die Soldaten seien die Janitscharen jenes Babylon, das man zerstören müsse, um die Monarchie der Heiligen einzuführen“, da reifte in Cromwell der Gedanke, sich auch dieses Parlaments, das alle bestehenden Verhältnisse nach radikal-puritanischen Doktrinen umgestalten wollte, das sich bei der Geistlichkeit, den Rechtsgelehrten, dem Militär verhaßt gemacht hatte, zu entledigen. Der innere Zwiespalt in der Versammlung selbst erleichterte die Auflösung. Als die fast zur Hälfte angewachsene Minorität selbst ihre Resignation beschlossen und dem Lord-General in Whitehall die Urkunde eingehändigt hatte, wurde der

Auflösung des „kleinen“ Parlaments.

12. Dez. 1653.

Sitzungssaal in Westminster abermals durch Musketiere geräumt, worauf auch die übrigen Mitglieder ihr Mandat niederlegten. Durch Cromwell und den Kriegsrat hatten sie ihre Vollmacht erhalten; durch dieselbe Gewalt wurde sie ihnen entzogen. Sie glaubten die Mission zu haben, das Reich nach dem Willen Gottes, nach ihren demokratischen und religiösen Ideen neu zu gestalten; als sie sahen, daß sie diese Mission nicht erfüllen könnten, traten sie teils freiwillig teils gezwungen zurück. Das Volk verhielt sich teilnahmlos und gleichgültig.

Lamberts Regierungsinstrument.

Schon bei der Auflösung des langen Parlaments war der Gedanke laut geworden, man müsse die höchste Gewalt in eine Hand legen, eine der Monarchie nahe kommende Ordnung gründen. Es wird berichtet, Cromwell habe wiederholt auf die Notwendigkeit hingedeutet, wieder einen König einzusetzen, die Armee aber die Idee einer Herstellung des Königtums von sich gewiesen. Als nun auch das „kleine Parlament" vom Schauplatz verschwunden war, trat General Lambert in dem Kriegsrat, der in den Räumen von Whitehall über die künftige Reichsordnung einen Beschluß fassen sollte, mit dem Vorschlag hervor, das Staatsregiment in wenige Hände zu konzentrieren, ein Vorschlag, den er schon früher gemacht, der aber durch den Einfluß des von religiös-schwärmerischen Vorstellungen beherrschten Harrison vereitelt worden war. Jetzt legte er einen Verfassungsentwurf vor, worin der Versuch gemacht war, die exekutive und legislative Gewalt zu trennen, die höchste Staatsautorität zwischen der Armee und der Volksvertretung vertragsmäßig zu teilen und an die Spitze des Gemeinwesens einen obersten Machthaber zu stellen. Nach dieser Verfassungsurkunde, „Instrument der Regierung" genannt, sollte einem Parlament von 400 Mitgliedern für die drei vereinigten Reiche die gesetzgebende Macht, die Verwilligung der Steuern und die Zustimmung bei Besetzung der höheren Staatsämter zugeteilt werden; aus allgemeinen Wahlen hervorgehend, nur mit Ausschluß derjenigen, welche die Waffen gegen die Republik getragen, sollte das neue Parlament einen volkstümlichen Charakter erhalten und in Wahrheit eine Repräsentation der Nation bilden; ein „Protektor" auf Lebenszeit mit dem freien Wahlrecht des Nachfolgers sollte im Verein mit einem „Staatsrat" die ausübende Gewalt, die Verfügung über die Land- und Seemacht, die Bestimmung über Krieg und Frieden besitzen, doch kein Glied des Hauses Stuart diese höchste Würde bekleiden dürfen.

Oliver Cromwell zum Protektor erhoben.

Als die Versammlung dem von Lambert vorgelegten Entwurf ihre Zustimmung gegeben, wurde Oliver Cromwell ersucht, als Lord-Protektor die höchste Gewalt zu übernehmen. Er ließ sich leicht dazu bestimmen; galt es doch die Grundlagen des Staats und der gesellschaftlichen Ordnung vor einem drohenden Umsturz zu retten. Ganz England atmete auf; die Geistlichen, die Rechtsgelehrten, alle Besitzenden erblickten in Cromwell ihren Schirmherrn, ihren „Protektor" in der natürlichen Bedeutung des Wortes. Die feierliche Installation am 16. Dezember des Jahres 1653 in Westminsterhall, wo er in Gegenwart der

Offiziere, der Stadtbehörden von London, vieler Staatsräte und Richter das ihm im Namen der Armee und der drei Nationen von Lambert angebotene Herrscheramt übernahm und den vorgeschriebenen Eid auf das Verfassungsinstrument leistete, war ein Freudenfest. Als das Zeremoniell vollzogen war, sprach er: „seine Macht möge nicht länger dauern als sie mit dem Worte Gottes in vollkommenem Einklang stehe, zur Förderung des Evangeliums und zur Erhaltung des Volks bei seinen Rechten und seinem Eigentum gereiche". Am 14. April des folgenden Jahres bezog er die königlichen Gemächer in Whitehall; und ob er auch nicht den Königstitel führte, er besaß die volle monarchische Gewalt, wie die Stuarts sie bei allen absolutistischen Tendenzen niemals zu erreichen vermocht. Auch die Bezeichnung „Lord-Protektor" knüpfte an Vorbilder der Vergangenheit an; mehr als einmal hatten eigenmächtige Stellvertreter minderjähriger Fürsten den Titel geführt. Das neue Regiment, wie die Verfassungsurkunde es feststellte, war somit ein der alten Staatsform analoger Organismus, eine monarchische Autorität, gestützt auf Rechtsnormen und Landesgesetze und gestärkt durch die Teilnahme volkstümlicher Elemente am öffentlichen Leben. Die Mehrzahl der Nation fügte sich freudig in die neue Staatsordnung und huldigte der von Cromwell selbst ausgesprochenen Theorie, „daß alle Obrigkeit zwar göttlichen Ursprungs und von Gott verordnet, aber die Form derselben Menschenwerk sei und der Veränderung unterworfen". Nur die strengen Royalisten, die Ritter der Legitimität, und die schwärmerischen Sektierer, die „Heiligen und Gottseligen", welche die Welt nach idealistisch-theokratischen Traumbildern und Doktrinen gestalten wollten, hielten sich in malkontenter Verdrossenheit fern.

14. April 1654.

Protektor und Parlament in Hader. 1654.

Bis zum Zusammentritt des neuen Parlaments wurde von Protektor und Staatsrat Verwaltung und Gerichtswesen nach den bestehenden Gesetzen gehandhabt. Aber bald sah Cromwell die Notwendigkeit ein, sich, wie der schwedische Reichskanzler Oxenstierna zu dem Gesandten Whitelocke sagte, „mit Stahl zu panzern an Rücken und Brust", das Protektorat durch die Bestätigung der Nation in ihren Repräsentanten zu stärken. Als am 3. September die 400 freigewählten Mitglieder, darunter je 30 für Schottland und Irland in einem einzigen Hause vereinigt zur Beratung zusammentraten, eröffnete Cromwell die Sitzungen mit einer Rede, worin er vor den Tendenzen der Levellers wider die bürgerliche Ordnung und vor den Schwärmern der fünften Monarchie warnte, die jedes geistliche Institut niederwerfen wollten, und die Hoffnung aussprach, die Versammlung werde durch Billigung der getroffenen Einrichtung den Schlußstein in den Verfassungsbau fügen. Allein er irrte sich, wenn er auf eine unbedingte Zustimmung rechnete. Auf Grund des Prinzips der Volkssouveränität sprach das Parlament sich selbst die höchste Gewalt zu; ihm müsse das Protektorat untergeordnet sein, ihm die Entscheidung über die Kriegsmacht, über Kirche und Gewissensfreiheit zustehen. Die Abgeordneten stellten sich somit auf den Standpunkt des langen Parlaments; der alte Konflikt schien wieder aufzuleben. Da erklärte Cromwell,

3. Sept. 1654.

daß die Verfassung, wie sie von dem Kriegsrat festgesetzt, von Gott und Menschen gebilligt worden sei, nicht verändert werden dürfe: die oberste Gewalt müsse in einer Hand bleiben, die Verfügung über die Kriegsmacht zwischen dem Protektor und Parlament geteilt sein, die Volksrepräsentation dürfe sich nicht verewigen, die Gewissensfreiheit müsse anerkannt werden. Dies seien die Fundamentalartikel, unter denen er das hohe Amt übernommen, und an denen er festhalten werde. Ehe er davon lasse, „möge man ihn in sein Grab senken und ihn mit Schimpf unter die Erde bringen". Er besetzte die Thür mit Soldaten und forderte von der Versammlung die Unterzeichnung einer schriftlichen Anerkennung der erwähnten vier Grundbestimmungen. Dreihundert unterschrieben den Revers, der Sprecher an der Spitze, und verpflichteten sich zur Treue gegen den Protektor; die übrigen traten aus. Sie konnten sich nicht entschließen, eine höchste unverantwortliche Gewalt, die über eine stehende Armee gebiete, an die Spitze der Regierung zu stellen. Aber auch diejenigen Mitglieder, welche die Fundamentalgesetze als gültig hinnahmen und dem Protektor die Fülle der Autorität und die militärische Macht zuerkannten, wollten doch nicht alle übrigen Artikel des „Regierungsinstruments" so unbedingt gelten lassen; sie betrachteten sich als eine „konstituierende Versammlung", der das Recht einer Revision zukomme. Sie fanden, daß die Gewalt des Protektors in manchen Fällen begrenzt werden sollte; sie hielten an dem Aufsichtsrecht des Staats über die Religionsgenossenschaften fest, sie bestritten die Erhebung der unbewilligten Steuern, die doch für die Unterhaltung der Kriegsmacht unentbehrlich waren; sie wollten die Wahl des künftigen Protektors nicht dem Staatsrat überlassen, sondern dem Parlament zuwenden; von einer Erblichkeit der Würde in der Familie Cromwells wollten sie nichts wissen. Wenn sie auch die Macht des gegenwärtigen Protektors als eine Notwendigkeit gelten ließen, so hielten sie doch an dem Prinzip der Volkssouveränität fest. Da regte sich in Cromwell das Selbstgefühl der Macht, die er als Kriegsherr und Staatsoberhaupt besaß, und er schritt abermals zur Auflösung. Da die fünf Monate, welche die Verfassung für die Sitzungen bestimmte, noch nicht ganz vorüber waren, wurde diesmal wie bei den Löhnungsterminen der Mannschaften zu Land und zur See nach Mondumläufen statt nach Kalendermonaten gerechnet.

22. Jan. 1655.

Cromwell als Lord-Protektor.

Von der Zeit an regierte Oliver Cromwell als oberster Kriegsherr mit Glanz und Kraft nach außen, als Lord-Protektor gemäß den Bestimmungen der Verfassungskunde mit fester Hand nach „göttlichem Recht" im Innern: der „Olevarius Protektor", wie er sich unterzeichnete, hatte mehr Geltung als einst der „Carolus Rex". Nach Schweden schickte er den Rechtsgelehrten Whitelocke, der einst dem langen Parlament angehört hatte, an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft, damit er mit der Königin Christine eine Allianz schließe, um die Schiffahrt durch den Sund frei zu machen und Holland und Dänemark aus der Herrschaft über die nördlichen Meere zu verdrängen. Die Besorgnis der

Generalstaaten über ein solches Bündnis beschleunigte den Abschluß der oben erwähnten Übereinkunft zwischen den beiden Republiken; und auch Dänemark ließ sich zu einem für England vorteilhaften Vertrag herbei. Um dieselbe Zeit entsagte Christine dem Thron; ihr Nachfolger Karl Gustav war eifrig bemüht mit dem Protektor in gutes Einvernehmen zu treten. Dem Bund, den der Schwedenkönig bei Gelegenheit des polnischen Kriegs mit Rakoczy, dem Fürsten von Siebenbürgen, einging, war Cromwell nicht fremd. So bildeten die vier protestantisch-germanischen Staaten des Nordens eine Macht, stark genug, den romanisch-katholischen Nationen des Südens und dem Hause Österreich im Osten das Gegengewicht zu halten. Wir wissen, daß Frankreich ein Bündnis mit Cromwell schloß, daß Mazarin die Stuarts und ihr Gefolge aus dem Reich wies und gestattete, daß die durch gemeinsame Anstrengungen den Spaniern entrissene Seestadt Dünkirchen den Engländern verblieb. Allenthalben war der Protektor bemüht, mit der politischen Machtstellung des englischen Staats auch das Ansehen der Reformation zu heben, mit den maritimen auch die protestantischen Interessen zur Geltung zu bringen. „Er sei gewiß," sagte er im Dezember 1655 zu dem brandenburgischen Gesandten Schlezer, „zugleich mit dem Regiment über die englische Republik von Gott den Beruf empfangen zu haben, unter den protestantischen Fürsten Europas die Union und Freundschaft herbeizuführen, die des christlichen Namens würdig sei. Niemals sei diese notwendiger gewesen als jetzt, wo man aus den blutigen Ereignissen in den piemontesischen und helvetischen Thälern erkenne, wessen sich die Evangelischen von dem Fanatismus des Papsttums zu versehen hätten. Ob Lutheraner, ob Reformierte, sie alle hätten jetzt nur eine gemeinsame Sache." Er trat mit den reformierten Kantonen der Schweiz in Verbindung; der Herzog von Savoyen sah sich gezwungen, die Verfolgung der Waldenser einzustellen und ihnen Religionsfreiheit zu gewähren, als sich Cromwell mit Nachdruck für sie verwendete und den Minister Mazarin bewog, seine Bemühungen zu unterstützen; Holland demütigte sich; die englische Flotte gelangte im Mittelmeer und auf dem Atlantischen Ozean zu Macht und Ansehen und brach die Übermacht Spaniens, des alten Nationalfeindes; in der Ost- und Nordsee teilten englische Schiffe mit den Niederländern und Hanseaten die Vorteile des Handels.

c. Oliver Cromwells letzte Regierungszeit und Ausgang.

Wie sehr auch immer in der auswärtigen Politik die Herrschergröße und die politische Energie des englischen Machthabers hervorleuchtete, die innere Parteiwut wollte nicht verschwinden. Sowohl die Royalisten und Kavaliere, welche in dem Protektor einen Usurpator und gewaltthätigen Emporkömmling erblickten, als die strengen Republikaner, Demokraten und Sektierer, deren doktrinäre Anschauungen in seinem eigenmächtigen Auftreten eine neue Tyrannei

Konspiratorische Umtriebe und Militärgewalt.

sahen, haßten ihn auf den Tod und arbeiteten an seinem Sturz. Die Verschwörungen gegen sein Leben nahmen kein Ende; von der Südküste Englands bis in die schottischen Hochlande war der konspiratorische Geist in Thätigkeit; an mehreren Orten kam es zu bewaffneten Erhebungen. Kavaliere und Fanatiker standen in geheimem Einverständnis. Diesen verwegenen Nachstellungen der zahlreichen Feinde konnte Cromwell nur mit eiserner Strenge begegnen. Blutige Strafgerichte erwarteten die Schuldigen; wie einst in Irland wurden ganze Haufen nach Westindien geschickt, um auf den Zuckerplantagen von Barbados Sklavendienste zu verrichten gleich den Negern. Ganz England wurde in dreizehn Militärbezirke geteilt und unter den Oberbefehl von ebensoviel Generalmajors gestellt, welche mittels der ihnen untergebenen Miliz eine polizeilich-militärische Gewalt übten, die einem Kriegszustand ähnlich war: Kavaliere und Royalisten, die ihre Abneigung gegen die Republik kund gaben oder im Verdacht feindseliger Gesinnung standen, wurden mit einer Einkommensteuer bis zu zehn Prozent belegt. Zugleich wurden die puritanischen Sittengesetze gegen Trunksucht, Fluchen, Schwören und andre Laster streng gehandhabt; Schauspiele und alle leichtfertigen Lustbarkeiten waren verboten; bei den Soldaten selbst herrschte Zucht, Gottesfurcht und eingezogenes Leben. Das ganze Land hatte ein militärisches Ansehen; aber das Gefühl der Sicherheit zog in die Gemüter ein; die Kriegsleute, welche das Regiment führten, waren zugleich eifrige Knechte Gottes; sie nötigten die Menschen, dem göttlichen Gesetz zu gehorchen und der Obrigkeit unterthänig zu sein, lebten aber auch selbst diesen Vorschriften gemäß.

Cromwells Haltung gegenüber den Kirchen und Sekten.

Die Mittelklassen und ein großer Teil der Presbyterianer fügten sich in Ergebenheit und in der Furcht des Herrn unter die strenge aber gerechte Zucht Cromwells. Alle protestantischen Konfessionen und Kongregationen, sofern sie der bürgerlichen Obrigkeit Gehorsam leisteten und die öffentliche Ruhe nicht störten, durften ihres Glaubens leben und den Gottesdienst nach ihrem Gewissen ordnen; nur gegen die Bekenner der römisch-katholischen Religion, in denen er wie Milton eine politische Partei erblickte, „welche unter dem Schein einer Kirche die priesterliche Tyrannei anstrebt“, blieben die alten Strafgesetze in Geltung und die Episkopalen mußten seit einem Aufstand vom Jahr 1655 sich mit Privatgottesdienst in Kapellen oder Wohnhäusern begnügen. In Schottland wurden die Kirchensessionen und Synoden nicht gehindert; aber die General-Assembly, die an der presbyterianisch-royalistischen Staatsordnung festhielt, wurde durch Militär aufgelöst und jedes eigenmächtige Zusammentreten untersagt. Von den religiösen Sekten, die unter den Impulsen des Zeitgeistes mächtig emportrieben, machten ihm die anabaptistischen Schwärmer und Fanatiker durch ihre exzentrischen Ansichten und Doktrinen, die sich nicht alle mit der bürgerlichen Ordnung vertrugen, viel zu schaffen. Obwohl selbst von independentischen Vorstellungen ausgegangen, hielt es Cromwell doch für seine Pflicht, allen überspannten mystisch-spiritualistischen Ausschreitungen, allem enthusiastischen und phantastischen Wesen entgegen-

zutreten. Auch auf die von Georg Fox gestiftete „Gesellschaft der Freunde“, die „Quäker“, die in dieser aufgeregten Zeit in London ihre ersten religiösen Zusammenkünfte (Meetings) hielten, blickte Cromwell anfangs mit Mißtrauen und Abneigung, weil mehrere seiner politischen Gegner, wie Vane, Lilburn, Bradshaw, sich der neuen Sekte näherten und einige aufgeregte Häupter sie in die revolutionäre und fanatische Strömung hinzureißen suchten. Als er jedoch die tiefe religiöse Innerlichkeit des Stifters erkannte, versöhnte er sich mit demselben. Er fühlte eine gewisse Sympathie mit dem neuen Propheten und hatte manche Unterredung mit ihm. Im Gegensatz zu den Episkopalen und Presbyterianern, welche das exklusive Recht des Staats für eine bestimmte kirchliche Form in Anspruch nahmen, begünstigte Cromwell eine gewisse Mannigfaltigkeit der Lehrmeinungen. „Er hat einmal den Spruch des Jesaias dafür angeführt: ich setze in der Wüste Zedern, Myrrhen und Ölbäume, ich pflanze in der Einöde Cypressen und Platanen. Gleich als wären die verschiedenen Gestaltungen des Glaubens ebensoviele Bäume Gottes. Doch sollten sie alle eine höchste Gewalt anerkennen, die über ihnen war.“ Selbst den Juden gewährte der Protektor nach einer Verbannung von vier Jahrhunderten Zulassung und das Recht, eine Synagoge zu bauen. Damals kamen Rabbiner aus dem Morgenland, um in Huntingdon und Cambridge nach dem Stammbaum des Mannes zu forschen, der seine Sätze aus dem Buch der Richter, der Könige, der Psalmen entnahm, ob er vielleicht jüdischen Ursprungs und der verheißene Messias Israels sei.

Wie aber Cromwell unaufhörlich bemüht war, „den gesamten protestantischen Namen in brüderlicher Eintracht zusammenzuknüpfen“, so sorgte er auch dafür, daß in England selbst dem Staat der christliche und protestantische Charakter erhalten blieb. Die Socinianer (XI, 853 f.), deren Religionsschriften damals durch John Biddle in England übersetzt und verbreitet wurden, fanden sowenig Toleranz wie die Papisten. Nach einem wechselvollen Leben, wovon er manches Jahr in Kerkerhaft und Verbannung verbrachte, starb Biddle nach der Restauration im Gefängnis (1662). Erst in der Folge bildete sich auf Grund ihrer antitrinitarischen Lehre die Religionsgenossenschaft der Unitarier aus. Unitarier.

Aber weder die äußere Machtstellung, welche Cromwells starker Arm der englischen Nation erwarb, noch die Herrschaft des Gesetzes, die er im Innern begründete, vermochte die Gegner mit seinem Regiment auszusöhnen. Wie sehr man auch seine hohen Herrschergaben gelten ließ und bewunderte; wie sehr man seine einfache bürgerliche Lebensweise und sein ehrsames Hauswesen, das getreue Abbild seines patriarchalisch frommen Geistes anerkannte und achtete, welches gegen Karls II. Ausschweifungen und leichtfertige Hofhaltung in Köln und anderwärts so vorteilhaft abstach, die höchste Magistratur in der Hand eines Einzigen, der nicht legitimer Thronerbe war, erregte Neid, Abneigung und Widerstand. Unaufhörlich war sein Leben durch Nachstellungen bedroht, eine in Holland gedruckte Nachstellungen.

fulminante Schrift mit dem Titel „Töten kein Mord!“ wurde in Umlauf gesetzt und machte durch ihre leidenschaftliche Sprache großen Eindruck. Nur durch die höchste Wachsamkeit und Vorsicht konnte er sich gegen Verschwörer und Meuchelmörder schützen. Royalisten und religiöse Fanatiker trugen ihm gleichen Haß. Wie durch ein Wunder entging er im Januar 1657 der Gefahr, mittels einer Pulverexplosion im eignen Schlafgemach ermordet zu werden. Sexby und sein verwegener Gefährte Sindercomb büßten für das verbrecherische Unternehmen, von dem Karl II. und seine Vertrauten Kunde gehabt haben sollten, mit dem Leben. Man feierte die Rettung des Protektors mit Freudenfesten, dennoch blieb die Opposition in ungeschwächter Thätigkeit. Selbst Männer, die mit dem Lord-Protektor lange zusammengewirkt, wie Henry Vane, Bradshaw, Ludlow, Harrison bekämpften die einherrliche Gewalt in der Hand eines Heerführers und suchten auf Grund der Volkssouveränität dem Parlament die höchste Macht und Autorität zu verschaffen, die Armee in eine untergeordnete Stellung zu bringen, so daß Cromwell sie mit Absetzung oder vorübergehender Haft bestrafen mußte.

Neues Parlament. 1656. Als die Ausgaben für den spanischen Krieg aus den laufenden Einkünften nicht mehr bestritten werden konnten und die Einberufung eines neuen Parlaments notwendig erachtet ward, da regten sich aufs neue alle zurückgedrängten parlamentarischen Ideen. Die Wahlen fielen so sehr im Sinne der Opposition aus, daß Cromwell sich bewogen fand, die dem Staatsrat nach der Verfassung zustehende Befugnis einer Wahlprüfung auch inbezug auf die Qualifikation der Gewählten in Anwendung zu bringen und über hundert gegnerisch gesinnte Vertreter durch Soldaten vom Eintritt in den Sitzungssaal auszuschließen. So geschah es, daß die Mehrheit des Hauses mit der Regierung ging, daß für den spanischen Krieg eine Subsidie von 400,000 Pfd. St. bewilligt wurde und daß, als im Laufe der Verhandlungen eine Reform der bestehenden Verfassung in Anregung kam, sich eine günstige Stimmung für Erhaltung und Befestigung der Einzelgewalt in der Hand des hohen Protektors kund gab. In der Rede, womit
17. Sept. 1656. Cromwell die Sitzungen eröffnete, ermahnte er die Versammlung zur Eintracht, Friedfertigkeit und Gottesfurcht, damit nicht über kleinlichen und unnötigen Streitigkeiten die großen Interessen übersehen würden. Diese Interessen seien auch seine eignen, denn durch die Stimme des Volks zur obersten Magistratur berufen, habe er nur die Sache Gottes, nicht die seinige zu führen. Schwungvoll schloß er mit dem 46. Psalm, den er Luthers Psalm nannte, aus welchem das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ geflossen Diese Ansicht, daß die höchste Gewalt in der Hand bleiben müsse, in die sie durch Gott und das Volk gelegt worden, drang auch bei der Versammlung durch, sowenig sie sonst mit dem militärischen Charakter des Regiments, mit der Soldatenherrschaft der Generalmajors und der Provinzialmiliz zufrieden war. Die Anstrengungen Karls II., mit Hilfe der spanischen Höfe in Brüssel und Madrid und im Einvernehmen mit

den Royalisten und Katholiken, ja selbst mit den Anabaptisten im Inland wieder zur Herrschaft zu gelangen, die beunruhigenden Gerüchte von neuen Verschwörungen und Attentaten, die damals durch die Luft schwirrten, legten den Vertretern der Nation die Frage nahe, welche Wirkungen eine unerwartete Katastrophe bei der Unsicherheit der Nachfolge in dem höchsten Amt für das Reich haben würde, und machten jedermann fühlbar, wieviel von dem Leben Cromwells abhänge. Nur er war imstande, der Militärherrschaft Schranken zu setzen.

So tauchte denn im Schoß der Versammlung der Gedanke auf, man müsse die Regierung auf die „alten erprobten Grundlagen" zurückführen, dem Protektor das Recht beilegen, seinen Nachfolger zu ernennen, die früheren Verfassungsformen mit einem Oberhaus herstellen. Je heftiger Lambert, der Urheber der bestehenden Regierungsform, und seine militärischen Genossen gegen ein solches Vorhaben anstürmten, desto mehr schlug der Gedanke bei den Mittelklassen und bei den Männern des Rechts und des Friedens Wurzel. Man müsse den Titel eines Protektors mit der Königswürde vertauschen, denn nur diese stimme mit den alten Gesetzen des Landes überein, während jener den Beigeschmack einer durch das Schwert erworbenen usurpatorischen Gewalt an sich trage. Die Militärpartei setzte alle Hebel ein, die bestehende Ordnung unverändert zu erhalten; Lambert mutete dem Protektor zu, die Versammlung aufzulösen. Allein Cromwell war dem Plan einer zweckmäßigeren Ausgleichung der höchsten Regierungsgewalt mit den Ansprüchen und Rechten des Parlaments nicht abgeneigt, wie sehr er auch mit seinen Gedanken und Wünschen zurückhielt. Als der Beschluß durchging, den Protektor zu ersuchen, daß er Titel, Würde und Amt eines Königs von England, Schottland und Irland annehme, und der Sprecher an der Spitze einer Deputation demselben den Beschluß überbrachte, bat er sich einige Tage Bedenkzeit aus, um mit Gott und seinem Herzen zu Rate zu gehen. Dann gab er eine unbestimmte Antwort, aus welcher das Parlament die Hoffnung schöpfte, er könne noch für die Annahme gewonnen werden. Eine Kommission aus Rechtsgelehrten und andern angesehenen Männern stellte die Gründe zusammen, welche den Protektor bestimmen möchten, die Krone anzunehmen. Als sie die Resultate ihrer in mehreren Konferenzen gepflogenen Beratung demselben vortrugen und hervorhoben, daß die Gesetze des Landes und alle legitimen Autoritäten an das Königtum geknüpft seien, stiegen in Cromwells Seele mannigfaltige Gefühle und Erwägungen auf. In verschiedenen Unterredungen setzte er den Abgeordneten seine Bedenken gegen die Besitzergreifung auseinander: sein wichtigstes Anliegen sei, der Nation Ordnung und Frieden zu geben, diesem Zweck wolle er nicht als König, sondern als Konnétable dienen; wohl sei es Pflicht, dem Parlament zu gehorchen, aber er wisse auch, daß es viele gute Männer gebe, welche diesen Titel nicht würden ertragen können, auf diese müsse Rücksicht genommen werden. Aus dem ganzen Inhalt der Rede schien hervorzugehen, daß Cromwell in seinem Herzen nicht abgeneigt war, die kostbare Gabe, die man ihm darbot, anzunehmen;

Der Königstitel angeboten und abgelehnt.

25. März 1657.

daß aber die Einsicht, welche Widerwärtigkeiten und Gefahren entstehen würden, ihn davon abgebracht. Er kannte die Abneigung der Armee und der Republikaner gegen die Widerbelebung des Königtums, er hatte vergebens die Partei-
8. Mai 1657. häupter in vertraulichen Gesprächen bei der Pfeife von dem Vorurteil abzubringen gesucht; sie reichten vielmehr dem Parlament eine Petition ein, worin sie sich mit scharfen Worten gegen diejenigen aussprachen, welche den General drängten, Titel und Regierung eines Königs anzunehmen, „nur in der Absicht, ihn zu verderben und die Nation in die alte Knechtschaft zurückzuführen". Sollte es nun Cromwell auf einen Bruch mit der Armee ankommen lassen, seine alten Kampfgenossen von sich stoßen? Vor einem so gefahrvollen Weg bewahrte ihn sein Verstand. Er gewann es über sich, gegen die Stimme seines Ehrgeizes, gegen das Drängen seiner Familie, den königlichen Rang zurückzuweisen, ein Gut zu verschmähen, das allen großen Herrschernaturen als höchstes Ziel ihrer Bestrebungen vorzuschweben pflegt. „Aus Rücksicht gegen das Gemeinwohl bezwang er sich und blieb Schirmherr der drei Reiche, wohl in der Hoffnung, daß vor der Macht und dem Ruhme seines Regiments die legitime Monarchie einmal in Vergessenheit geraten könne."

Revision der Verfassung und neue Inauguration. 1657. Ob die Ablehnung des Königtitels weise war oder ein Fehler, ist schwer zu entscheiden. Macaulay meint, dem großen Königsmörder sei nichts andres übrig geblieben, als den englischen Thron zu besteigen und in Übereinstimmung mit der alten Staatsverfassung zu regieren; dann hätte er hoffen können, daß die Wunden des zerfleischten Körpers binnen kurzem sich schließen würden, und viele geachtete und ruhige Männer würden sich schnell um ihn geschart, selbst die Royalisten und Lords die Hand des „Königs Oliver" geküßt haben; eine neue Dynastie wäre entstanden und nach dem Ableben des Gründers die königliche Würde mit allgemeiner Zustimmung auf seine Nachkommen vererbt worden. Cromwell hat den Schritt nicht gewagt; er begnügte sich mit einer Revision der Verfassung, kraft deren er als Lord-Protektor der Republik das Amt eines obersten Magistrats fortführte und unter dem Beirat des Parlaments und gestützt auf das Heer die Gewalt eines Fürsten „von Gottes Gnaden" übte. Das noch beigefügte Recht, seinen Nachfolger selber zu wählen, erhob dieses Herrscheramt auf eine Höhe, die es der Würde einer erblichen Monarchie nahe rückte. Seine Freunde waren hoch erfreut über den Sieg: „Du Befreier des Vaterlands," rief Milton aus, „Mehrer seiner Freiheit, sein Hort und sein Hüter, kannst keinen gewichtigeren noch erhabeneren Titel annehmen, der du in deinen Leistungen nicht nur die Thaten unsrer Könige, sondern die Geschichten unsrer Sagenhelden überboten hast." Auswärtige Könige behandelten ihn als ihresgleichen; vornehme Lords, wie der Earl of Warwick und Viscount Falconberg sahen es als ein Glück an, mit seinem
26. Juni 1657. Hause in Verwandtschaft zu treten. Aber der ganze prächtige Herrscherbau, der durch eine neue feierliche Inauguration in der Westminsterkirche eingeweiht ward, und dem die Nachricht von Blakes Sieg über die spanische Flotte bei Tene-

rissa einen erhöhten Glanz verlieh, ruhte auf einer Persönlichkeit; wenn sich zwei Augen schlossen, wankten Fundamente und Pfeiler.

Und auch in dieser verstärkten Gestalt hatte das Protektorat Mühe, sich der zahlreichen Feinde zu erwehren: in Brügge setzte Karl II. Himmel und Erde in Bewegung, um im geheimen Bund mit den royalistischen und anabaptistischen Elementen den väterlichen Thron zu erlangen; als zu Anfang des Jahres 1658 das Parlament wieder einberufen wurde und auch die früher ausgeschlossenen Mitglieder, sofern sie den vorgeschriebenen Eid der Treue für den Protektor und die bestehende Verfassung zu leisten bereit waren, Zutritt erlangten, regte sich die republikanisch-parlamentarische Opposition mit neuer Stärke im Geiste des langen Parlaments. Cromwell hatte den Versuch gemacht, durch Einführung eines neuen Oberhauses, wie er durch das „Instrument" berechtigt war, die bestehende Ordnung der alten Verfassung mehr zu nähern. Da aber der stolze Adel sich weigerte, in dieses „andre Haus" einzutreten, so wurden die neuen erblichen Peers aus den Söhnen und Verwandten des Protektors, aus Rechtsgelehrten und Offizieren gebildet. Diese neue Schöpfung stieß nun auf heftigen Widerspruch von seiten der Gemeinen. Auf parlamentarische Anordnung hätte man früher der Regierung „ohne König und Oberhaus" Treue geschworen, und nun sollten sie ein neues Haus von Lords neben sich als gleichberechtigt anerkennen, das doch an Rang und Vermögen der alten Nobility weit nachstehe? Das Volk habe Gut und Blut dargebracht, um sich selbst seine Gesetze geben zu können, und nun sollten sie ruhig zugestehen, daß ein neuer Stand von Privilegierten ihnen zur Seite, ja sogar über sie gesetzt werde? Haslerigh nahm den ihm angebotenen Sitz unter den „Lords" nicht an, sondern blieb bei den Gemeinen. Umsonst stellte Cromwell dem Hause vor, wie notwendig die Eintracht sei gegenüber dem äußern Feind, der im Fall einer Invasion an der Partei der Bischöfe und Kavaliere, an den religiösen und politischen Radikalen und Fanatikern Verbündete in Menge finden würde, um eine neue Kriegsflamme anzufachen; umsonst suchte er ihnen die Besorgnis vor einem Mißbrauch der Regierungsgewalt zu benehmen, indem er sie an seinen Schwur erinnerte, den er im vorigen Sommer auf die umgebildete Verfassung geleistet; die Opposition wurde nicht zum Schweigen gebracht. Immer wieder regten sich die Tendenzen, dem Parlament die Staatshoheit im Gegensatz zu der Autorität des Protektors beizulegen. Dieser Geist des Widerspruchs setzte Cromwell in solche Erregung, daß er auch diese Versammlung aufzulösen beschloß. Am 4. Februar sah man ihn mit kleinem Gefolge nach Westminster fahren. Die Gemeinen wurden in das Haus der Lords beschieden. Hier hielt er der Versammlung in einer bitteren vorwurfsvollen Rede vor, daß sie inmitten drohender Gefahren mit kleinlichem Streite sich befasse, und verhängte die Auflösung mit den Worten: „Gott sei Richter zwischen mir und euch!" Wie mag ihm der Ingrimm am Herzen genagt haben, als er die alten Kameraden im Felde, mit denen er den König bezwungen und die Republik auf-

Das neue Oberhaus u. die parlamentarische Opposition.

20. Jan. 1658.

4. Febr. 1658.

gerichtet, sich gegenüber geschart sah, „als er mit den redlichsten Absichten auf unüberwindliche Gegensätze stieß, als er zum Schutz seiner eignen Regierung und des eignen Lebens den legitimen und radikalen Fanatikern nochmals den Zaum der Gewaltsamkeit anlegen mußte, als die Zwietracht bis in seine Familie eindrang, wo Desborough und Fleetwood, Schwager und Eidam, dem widerspenstigen anabaptistischen Teil des Heeres zuneigten", und seine Lieblingstochter Elisabeth royalistische Gesinnung in ihrem Busen hegte!

Cromwells Tod. 3. Sept. 1658. Die Krankheit und der Tod dieser Tochter, der Lady Claypole, die in düstern Phantasien die künftige Rache über das vergossene Königsblut voraussagte, fügte zu den körperlichen Leiden, die den Protektor schon einige Zeit ergriffen hatten, und zu der Unruhe, Erbitterung und Aufregung, die ihm der Widerstand der alten Freunde und die Nachstellungen und Komplotte der zahlreichen Feinde und Widersacher bereiteten, noch den Seelenschmerz hinzu. Wie eifrig auch der hohe Gerichtshof und die Leibwache für die Sicherheit des gewaltigen Mannes an der Spitze des Gemeinwesens besorgt waren, wie viele Angeklagte und Verdächtige in den Gefängnissen schmachteten, immer tauchten neue Mordpläne auf und erfüllten ihn mit Unruhe, Sorge und Argwohn. Dazu kam nun noch der Unmut und Verdruß über das Scheitern seiner organisatorischen Pläne, ernste Skrupel über so manche gewaltthätige Handlung. Sein Gemüt war verdüstert; er fand keinen Schlaf mehr; seine reizbare Natur wurde immer aufgeregter. Unter diesen inneren Empfindungen und Kämpfen siechten seine Lebensgeister dahin; die Fieberanfälle, zu denen sein Körper von jeher geneigt war, wurden immer stärker und häufiger. Man brachte ihn von Hamptoncourt nach Whitehall; dort im
3. Sept. 1658. Palast Karls I. starb Cromwell am 3. September, dem Tage seiner Siege bei Dunbar und Worcester, mit dem festen Glauben, daß er in der Gnade Gottes stehe. Dieser Glaube wurde jedoch nicht von allen geteilt. Das Volk erzählte sich, unter dem Brausen eines furchtbaren Sturmes, der in der Sterbestunde über die Insel gefahren, sei die Seele des schrecklichen Mannes von dämonischen Mächten in die Hölle entführt worden.

Charakter u. geschichtliche Bedeutung des Protektors. Eine großartige Leichenfeier mit königlicher Pracht gab Zeugnis, daß die Nation von einem Gefühl der Bewunderung über die Größe und Kraft des Dahingeschiedenen durchdrungen war, selbst diejenigen, welche mit Grauen auf die Mittel und Wege schauten, durch die er zu der höchsten Stufe der Macht und Autorität gelangt war. Wie Cäsar und Napoleon durch militärische Talente an der Spitze eines siegreichen Heeres emporgestiegen, hat er doch nicht wie diese die Krone auf sein Haupt gesetzt; mit der höchsten bürgerlichen Gewalt bekleidet, hat er sie nicht wie Washington wieder aus der Hand geben wollen. Durch die Natur und die mächtige Zeit aus rohem Stoffe zum Herrscher geschmiedet, suchte Cromwell sich alle Kräfte des Landes dienstbar zu machen, nicht um seinen persönlichen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern um als „Zuchtmeister zur Freiheit" ein Staatswesen zu schaffen, worin religiöse Selbstbestimmung nach protestantischer Auffassung mit

bürgerlicher Ordnung und nationaler Größe und Unabhängigkeit auf dem Boden geschichtlicher Überlieferung und gewohnter Rechtsformen verbunden sein sollte. Wie er im Anfang seines öffentlichen Lebens diese Ideen gegenüber den absolutistischen Tendenzen des Königtums verteidigt, so suchte er sie als Lord-Protektor gegenüber den destruktiven Kräften der Radikalen und Schwärmer zu schirmen: daß er in diesem Streben durch den doktrinären Starrsinn seiner eignen Genossen gehemmt ward, daß es ihm nie gelang, einen dauernden Verfassungsbau aufzurichten, worin die zivilen und militärischen Elemente sich in geordneten Bahnen bewegt hätten, daß er immer wieder zu Maßregeln der Gewalt und Willkür greifen mußte, daß seine Regierung nie einen bürgerlichen Charakter zu erlangen vermochte, hat ihm sein Leben verbittert. Wie ein Held der alten Tragödie hat Cromwell mit dem unerbittlichen Schicksal gerungen, wie ein Fels den anstürmenden Wogen Widerstand geleistet und sie zurückgeworfen: „Eine Kraft von tiefem Antrieb, ureigner Bewegung, breiter Mächtigkeit, — langsam und feurig, beständig und treulos, zerstörend und konservativ, — die den ungebahnten Weg immer gerade aus vor sich hintreibt; alles muß vor ihr weichen, was ihr widerstrebt, oder es muß zu Grunde gehen." Keine geschichtliche Persönlichkeit ist von der nächsten Nachwelt so gehaßt und geschmäht worden wie Oliver Cromwell: er galt als Heuchler, Usurpator, Tyrann, Königsmörder; sein ganzes Leben wurde als eine Kette von Verbrechen und Grausamkeiten dargestellt; er wurde als ein moralisches Ungeheuer verdammt. Dieses Urteil ist in der Folge in seinen Gegensatz umgeschlagen: die nachgebornen Geschlechter erklärten ihn für einen der größten Männer der Weltgeschichte, der die Keime in die Erde gesenkt habe, aus denen der spätere freie Rechtsstaat Großbritanniens emporgewachsen. Weit entfernt, in seinem religiösen Auftreten Heuchelei und Scheinheiligkeit zu erblicken, hat man darin die Früchte eines gläubigen Gemüts, einer strengen Gottesfurcht erkannt; gegenüber einer äußerlichen Werkheiligkeit und hierarchisch priesterlichen Kirchlichkeit habe er auf die innere Heiligung des Herzens, auf eine Religion des Gewissens, auf die freie Entfaltung der göttlichen Wahrheit gedrungen und stets zu dem Herrn gefleht, daß er ihm Kraft verleihe, immerdar große Werke zu seinem Preise zu vollbringen. Hat er doch selbst von sich gesagt, daß er sich fortgetragen fühle von einer wunderbaren Kraft; daß er nichts thue, ohne den Herrn zu suchen, in ihm lebte die Überzeugung, daß sein ganzes Thun und Vollbringen auf einen ewigen Ratschluß und Erwählung Gottes gegründet sei. Man hob mit Recht hervor, daß er, ein zweiter Gustav Adolf, der protestantischen Welt als Schirmherr erschienen zu einer Zeit, da der Katholizismus von den habsburgischen Mächten und selbst von Frankreich zur Alleinherrschaft geführt werden sollte und eine eifrige Propaganda ihre erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Und wenn auch die Errungenschaften der Republik in der reaktionären Zeit der Restauration wieder verdunkelt oder unterdrückt wurden, der Samen religiöser Freiheit ist doch nie mehr ausgerottet worden. Und wie Cromwell den katholisierenden Tendenzen

auf kirchlichem Gebiet entgegengetreten ist, so hat er mit seinen puritanischen und independentischen Kriegsscharen bewirkt, daß der königlich-hochkirchliche Absolutismus sich nicht in England auf die Dauer festsetzte; er hat die Vereinigung der drei Reiche zu einem großbritannischen Gemeinwesen in einer Weise durchgeführt wie sie die Stuarts niemals zu bewirken vermocht, und ist dadurch der Bahnbrecher der Zukunft geworden; und indem er eine kräftige Marine schuf und die Nation auf ihr naturgemäßes Gebiet hinwies, ist er der Schöpfer oder Förderer der englischen Seemacht und Kolonisation gewesen und hat dem Inselreich, das unter den Stuarts auf dem Wege war zum Trabanten von Spanien herabzusinken, nationale Selbständigkeit verliehen.

2. Zwei Jahre staatlicher Zerrüttung.

a. Gärende Elemente im Widerstreit.

Richard Cromwell und die Heerführer.

Mit eiserner Hand hatte Cromwell die Parteien niedergehalten und sie gezwungen, der bestehenden Ordnung zu dienen, sich der obrigkeitlichen Gewalt zu fügen. Auf die Kunde von dem Tod des gewaltigen Mannes atmeten sie wieder auf; alle gaben sich der Hoffnung hin, ihre Ansichten und Prinzipien nun doch noch verwirklicht zu sehen. Anfangs hatte es den Schein, als ob das Protektorat wie in einem monarchischen Staat die Krone nach dem Recht der Erstgeburt forterben sollte. Durch ein Manifest des Staatsrats wurde die höchste Würde an Olivers Sohn Richard Cromwell übertragen; denn so habe der Lord-Protektor kraft des ihm zustehenden Rechts der Ernennung seines Nachfolgers auf dem Sterbelager bestimmt. Aber ein in der behaglichen Ruhe des Privatlebens aufgewachsener Herr, der „weder Kriegsmann noch Beter" war und mehr Sinn für Studien und Bildung als für die großen Anliegen des Staats und des Kriegs gezeigt hatte, war dem Heer nicht willkommen; „eher schon hätte ihm der zweite Sohn Heinrich zugesagt, der, wenn auch nicht von der echten Farbe der Heiligen, doch sein Schwert frühe in Bürgerblut getaucht hatte und dermalen Statthalter in Irland war". Die Obersten, an ihrer Spitze Lambert, der in seinem Ehrgeiz sich für ebenso würdig hielt „den Purpurmantel zu tragen und das Schwert des Staates zu schwingen" wie Oliver, und Richards eigner Schwager Fleetwood, der Repräsentant der streng religiösen Tendenzen, wollten nicht zugeben, daß ein Rechtsgelehrter, der niemals Waffen getragen und vom Militärwesen nichts verstand, über das Heer verfüge; sie bestanden auf einer Trennung des Protektorats von der Heerführerschaft. Zugleich verlangten sie, daß in den Staatsrat nur Männer von „gottseligen Grundsätzen" aufgenommen und die geistlichen und weltlichen Reformen im Sinne der früheren Forderungen durchgeführt würden. Richard Cromwell erklärte, ohne den Oberbefehl über das Heer sei das Protektorat ohnmächtig und unhaltbar;

auch sein Bruder Henry stimmte ihm bei; Fleetwood dagegen, welcher die oberste Heerführung für sich selbst in Anspruch nahm, und Olivers Schwager Desborough bildeten eine scharfe Opposition; sie führten die militärischen und independentischen Kräfte von neuem gegen das gemäßigte bürgerliche Regiment ins Feld. So wurden die alten Spaltungen und doktrinären Gegensätze in die Familie des verstorbenen Machthabers übergetragen und zur Unterlage ehrgeiziger Bestrebungen gemacht.

Um sich gegen die Anmaßungen der Armee und die destruktiven Tendenzen der Radikalen und Heiligen eine Stütze zu schaffen, beschloß Richard auf das Zureden einiger vertrauten Räte seines Vaters, eines Thurloe, Whitelocke, St. John, ein neues Parlament einzuberufen und zwar, um der Regierung und dem Adel mehr Einfluß zu geben und die konservativen Elemente zu mehren, nach der alten Wahlordnung, kraft deren die kleinen Burgflecken, die unlängst ihres Wahlrechts beraubt worden waren, dasselbe wieder ausübten. Der Zweck wurde erreicht; als der Staatsrat die Listen prüfte, fand er viele ergebene und zuverlässige Männer; besonders waren die sechzig Abgeordneten, welche Schottland und Irland sandte, jedes Reich dreißig, „so gut wie vom Staatsrat selbst erwählt". Vertrauensvoll eröffnete der Protektor die Sitzungen im Hause der Lords mit einer Rede, worin er seine Absicht aussprach, im Geiste seines Vaters, des „großen Friedensstifters", zu regieren, und die Hoffnung, dabei von dem Rat des Parlaments unterstützt zu werden. Aber die alten geübten Streiter der Republik, die Vane, Haslerigh, Bradshaw, Scot, Ludlow erhielten bald das Übergewicht bei den Verhandlungen und führten die alten Fundamentalsätze von der Volkssouveränität und von der Hoheit und Gewalt des Parlaments wieder auf den Kampfplatz. Man fragte zuerst nach dem Recht, kraft dessen das höchste Amt des Staats in die Hände Richards gekommen sei; und wenn auch schließlich durch die Anstrengungen der regierungsgetreuen Majorität der Übergang der Protektorwürde vom Vater auf den Erstgebornen nach den Bestimmungen vom Jahr 1657 als eine Thatsache hingenommen, Richard Cromwell als „Lord-Protektor und oberster Magistrat der Republik" anerkannt ward, so war man doch keineswegs der Meinung, daß damit auch das ganze Verfassungswerk, wie es durch Olivers diktatorische Autorität eingeführt worden, in Geltung bleiben sollte; vielmehr wollten die Gemeinen dem Prinzip der Volkssouveränität und dem Nationalwillen mehr Rechnung getragen wissen. Vor dieser Macht aber war das „andre Haus", das sogenannte „Haus der Lords", kein rechtsgültiger Faktor des Gemeinwesens. Schon bei der Eröffnung des Parlaments, die nach alter Gewohnheit im Sitzungssaal der Peers vor sich ging, hatten die republikanischen Mitglieder des Unterhauses „durch ihre Abwesenheit geglänzt". Nach der Anerkennung des Protektorats wurde im Hause der Gemeinen die Ansicht aufgestellt, es vertrage sich nicht mit der Freiheit der Nation, wenn der Protektor mit der ihm überlieferten Macht auch noch die des andern Hauses vereinige,

Ein neues Parlament einberufen. 1659.

27. Jan. 1659.

dessen Mitglieder er selbst ernenne. Ein Veto gegen die eignen Beschlüsse wollten sie einer solchen Körperschaft nicht zugestehen. Aber noch ehe diese Streitfrage ausgetragen war, stürzte die ganze parlamentarische Schöpfung in Trümmer.

Die Armee reißt die Gewalt an sich. Während dieser Verhandlungen nämlich hatten sich die Truppen eigenmächtig in der Nähe der Hauptstadt versammelt. Sie bildeten eine Heergemeinde, die das Bewußtsein ihrer Macht in sich trug. Als nun die Frage über das Verhältnis des Protektorats zu der Heerführerschaft festgestellt werden sollte, reichten die Offiziere eine „Remonstration" gegen die Verbindung der beiden Gewalten ein: Oliver Cromwell sei zuerst Befehlshaber der Armee gewesen, ehe er als Protektor die bürgerliche Regierung in die Hand genommen; wenn um der persönlichen Eigenschaften des großen Mannes willen diese Vereinigung zugelassen worden, müßte sie darum auch unter veränderten Verhältnissen fortbestehen? Durch eine solche Konzentration der höchsten Gewalten in einer Hand würde die Freiheit der Nation, für die sie Blut und Leben eingesetzt, aufs neue zu Grunde gerichtet. Sie verlangten, daß Richard die oberste Magistratur in den drei Reichen verwalten, die Armee aber ihre Anführer selbst wählen möge. Es sei genügend, wenn der von der Heergemeinde aufgestellte Obergeneral von dem Protektor und Parlament seine Bestallung empfinge. Die Opposition der Commons gegen das „andre Haus", in dem viele Oberoffiziere Sitz und Stimme hatten, verschärfte die Abneigung des Heerkörpers gegen die Volksrepräsentanten. Die Verhandlungen über die „Remonstration" waren sehr erregt; viele, die mit den militärischen Häuptern dieselben religiösen und politischen Tendenzen hegten, sprachen für die Annahme, aber die parlamentarisch-republikanische Partei behielt die Majorität: (21. April 1659.) das Unterhaus erklärte Versammlungen von Offizieren ohne vorgängige Erlaubnis des Protektors und Parlaments für gesetzwidrig; in dem Zusammenwirken der drei Faktoren sei die militärische Autorität begründet. Noch an demselben Abend begab sich Desborough an der Spitze einer Militärdeputation nach Whitehall, um den Protektor zur unmittelbaren Auflösung des Parlaments aufzufordern. Richard zögerte; er machte den Versuch, dem Truppenkörper andre Bewaffnete entgegenzustellen, in der Hoffnung dadurch eine Spaltung in den gegnerischen Reihen zu erzielen. Als aber die ganze Armee, Führer wie Gemeine, einmütig zusammenstand, und selbst die Leibwache den Protektor verließ, unterzeichnete Richard das Auflösungspatent und legte es in die Hände der Heerführer. Als sich nun am andern Morgen die Gemeinen wieder versammeln wollten, wurden sie an der Thür von den Soldaten zurückgewiesen. Darauf beriet sich die Armee, ob die Protektorschaft als Zivilamt fortbestehen sollte. Die Obersten schienen nicht abgeneigt, Richard Cromwell zu dulden, vorausgesetzt daß er ihren Ratschlägen folge; aber durch das Übergewicht der Offiziere unterer Grade und der Gemeinen, denen der Protektor in politischer und religiöser Hinsicht zu gemäßigt war, entschied sich die Armee für die reine Republik ohne die Herrschaft eines Einzelnen.

Einberufung des langen Parlaments.

Nun lag alle Macht in den Händen der Heerführer. Sie gingen mit ihren Gesinnungsgenossen aus dem aufgelösten Unterhaus zu Rate, was jetzt zu thun sei. Man kam überein, das lange Parlament, wie es seit dem Reinigungsakt vom Jahr 1648 bis zur gewaltsamen Auflösung durch Cromwell am 20. April 1653 bestanden, wieder einzuberufen. Das Volk verhielt sich gleichgültig, als anfangs Mai dreiundvierzig ehemalige Parlamentsglieder unter dem Vortritt

7. Mai 1659.

ihres alten Sprechers Lenthall wieder das Sitzungshaus bezogen. Jedermann wußte, daß das „Rumpfparlament" nun noch mehr als früher nur ein Werkzeug in der Hand der Militärhäupter sei, ein Häuflein presbyterianischer und independentischer Männer, welche sofort die öffentliche Erklärung ausgehen ließen, daß eine Regierungsform eingeführt werden sollte ohne die Herrschaft eines Einzelnen, ohne Königtum und Oberhaus, und die Einrichtung getroffen, „daß nicht allein das Eigentum, sondern auch die Freiheit eines jeden sowohl als Mensch wie als Christ gesichert werde".

Der Sicherheitsausschuß.

Zur Ausübung der exekutiven Gewalt setzten sie einen „Sicherheitsausschuß" ein, bestehend aus acht Generalen und den drei Wortführern der Republikaner, Vane, Haslerigh und Scott, und einen Staatsrat von 31 Mitgliedern, 16 vom Militär und 15 aus dem Parlament, darunter Bradshaw und Whitelocke. Statt des großen Siegels des Protektors bediente sich die neue Obrigkeit des früheren republikanischen. Die Heerführer gaben ihre Zustimmung zu der neuen Ordnung. Sie übertrugen dem General

12. Mai 1659.

Fleetwood den Oberbefehl über die Landmacht und erließen ein Manifest, in welchem alle die Reformen in Aussicht gestellt waren, welche von jeher von den agitatorischen Offiziervereinen und den Vorfechtern radikaler Religionsfreiheit begehrt worden waren. Die Ratgeber des verstorbenen Protektors Oliver und die Rechtsgelehrten, die sich seinem System angeschlossen, wurden ihrer Stellen beraubt.

Richards Abdankung u. Ausgang.

Die Söhne Richard und Henry wurden zur Anerkennung der neuen republikanischen Verfassung aufgefordert. Der Erstgeborne entsagte willig dem hohen Amt, zu dem ihm die Kräfte und Fähigkeiten fehlten, als ihm von dem Staatsrat ein ansehnlicher Jahrgehalt und andre vorteilhafte Bedingungen angeboten wurden; von dem jüngern fürchtete man Versuche, sich in Irland eine unabhängige Stellung zu schaffen; allein auch er unterwarf sich, verlor seine Würde und starb im Jahr 1674 in völliger Dunkelheit auf englischem Boden. Auch der ältere Bruder Richard kam zu keiner Bedeutung mehr, obwohl in den Wirren der nächsten Jahre noch einmal von seiner Wiedereinsetzung die Rede war. Als sich in der Folge herausstellte, daß er, wie auch sein Bruder Henry, mit der royalistischen Partei Verbindungen angeknüpft, wurde ihm der zugesicherte Unterhalt entzogen, so daß er in Schulden geriet und vor seinen Gläubigern ins Ausland fliehen mußte; er hat, später heimgekehrt, noch dreiundfünfzig Jahre gelebt.

Heer und Parlament entzweit.

Aber wie sollten zwei Gewalten, von denen jede die höchste Autorität für sich in Anspruch nahm, die sich so oft feindlich gegenübergetreten, auf die Dauer

in friedlicher Übereinstimmung das Regiment in dem verwirrten und aufgeregten Staate führen? So sehr sich auch anfangs das Parlament bemühte, durch Geldbewilligungen und Solderhöhung die Gunst der Armee zu gewinnen, so sehr es beflissen war, auf dem Weg der Gesetzgebung den Wünschen der Offiziere und der demokratisch-republikanischen Partei zu entsprechen, dennoch tauchten bald Streitpunkte auf, die notwendig zur Entzweiung führen mußten. Das Heer verlangte, um bei einem möglichen künftigen Umschlag vor jeder Strafe gesichert zu sein, daß durch einen Akt der Gesetzgebung Amnestie und Indemnität über alles in der Vergangenheit Geschehene ausgesprochen werde. Aber hatte man damit nicht auch die Rechtmäßigkeit des Protektorats selbst anerkannt, das so eben als ungesetzlich verdammt war? Das Parlament zog die Verhandlungen
Juli 1659. in die Länge oder faßte Beschlüsse, die den Herren vom Militär nicht genügten. Schon ging aus Lamberts Mund die drohende Rede aus: „Ich sehe nicht ein, warum die Offiziere von der Gnade des Parlaments abhängen sollen und dieses nicht vielmehr von der Gnade der Armee?“ Es wurden allerlei neue Verfassungsreformen in Vorschlag gebracht. Zugleich regten sich die Presbyterianer, die durch den Staatsstreich vom Jahr 1648 aus dem Parlament ausgestoßen worden und auch von der gegenwärtigen Versammlung fern gehalten waren, und verlangten ihren Anteil am Staatsleben. So gab sich unter den Republikanern eine Mißstimmung, ein zwieträchtiges faktiöses Treiben kund, das den Mut und die Hoffnung der im Lande zerstreut lebenden Royalisten aufs neue belebte. Und bereits waren geheime Kräfte in Bewegung, welche den ganzen republikanischen Apparat über den Haufen zu werfen drohten.

Die royalistische Erhebung unterdrückt.

Bei der Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände gewann die Ansicht von der Notwendigkeit einer Restauration des Königtums immer mehr Boden in England. Unter den Royalisten, die unversöhnt mit der Republik über das Reich zerstreut lebten, ihre Gesinnung in der Brust verbergend, hatten sich geheime Verbindungen gebildet, um den in den Niederlanden weilenden König Karl II. zurückzurufen. Unternehmende Glieder der alten Aristokratie, denen sich viele Malkontente aller Parteien anschlossen, gingen mit dem Plan um, sich mehrerer wichtiger Städte an der Küste und im Innern zu bemächtigen und von dort aus eine royalistische Erhebung im ganzen Land zu organisieren, bis Karl, der von dem Anschlag unterrichtet war, mit seinen Getreuen landen und sich an die Spitze der Aufständischen stellen würde. Die politische Lage des Kontinents, wo der Pyrenäische Friede dem Abschluß nahe war und die spanische Regierung in Brüssel der Stuartschen Partei mehr Vorschub leisten konnte, ja selbst Mazarin und Turenne sich einer Herstellung der Monarchie in England nicht abgeneigt zeigten, schien für das Unternehmen günstig zu sein. Man zweifelte nicht, daß die Erscheinung des legitimen Fürsten und ein Aufruf an alle loyalen Herzen, einen allgemeinen Umschwung zu seinen gunsten bewirken, und von allen Seiten Bewaffnete unter seine Fahne strömen würden. Aber alle diese Hoffnungen und

Anschläge wurden vereitelt; die Stunde des royalistischen Triumphes war noch nicht gekommen. Dunkle Gerüchte, Winke und Andeutungen zweideutiger oder verräterischer Mitwissender schärften die Wachsamkeit der Regierung, aufgefangene Briefe verrieten das Komplott vor dem zur Erhebung bestimmten Termin; die Armee ließ ihren Streit mit dem Parlament ruhen; Offiziere und Staatsrat verdoppelten ihre Thätigkeit, um der drohenden Gefahr rechtzeitig zu begegnen. In den Grafschaften wurde die Miliz aufgeboten und durch regelmäßige Truppen verstärkt und zusammengehalten. Die separatistischen Kongregationen, die durch eine royalistisch-episkopale Reaktion in ihrer Existenz am meisten bedroht waren, ergriffen unter der Leitung von Vane und Skippon die Waffen zum Schutz des bestehenden Regiments. So konnten die Anschläge der Kavaliere im Keime erdrückt werden, ehe die letzte Verabredung getroffen und der Zeitpunkt für eine planmäßige Schilderhebung an allen Orten eingetreten war. Vereinzelte Aufstände wurden durch die republikanischen Truppen niedergeworfen, ihre Führer in die Flucht getrieben oder als Gefangene weggeführt. Selbst in Cheshire und Lancashire, wo die Royalisten mit überlegener Macht ins Feld gerückt waren, trug Lambert mit den republikanischen Veteranen einen Sieg davon, wie einst 9. (19.) Aug. 1659.
Cromwell bei Naseby und Marston-Moor. Ihr Anführer George Booth wurde, als er in Frauenkleidern entweichen wollte, entdeckt und ins Gefängnis gebracht. Lord Mordaunt, einer der thätigsten und ergebensten Anhänger Karls, entkam zu seinem Herrn, mit dem er einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten hatte.

Die Revolution hatte aufs neue gesiegt: der Admiral Montague, der im Fall eines glücklichen Fortgangs der royalistischen Erhebung sich für den König erklärt haben würde, blieb in den Diensten der Republik. Die französischen und spanischen Staatsmänner, die auf der Bidassoa-Insel den Pyrenäischen Frieden abschlossen, wiesen jede Unterstützung der Stuartschen Partei zurück; Condé, der bewaffnete Hilfe leisten wollte, mußte seine Truppen entlassen, ehe er nach Frankreich zurückkehren durfte (S. 81). Noch einmal konnte die republikanische Regierung im Bund mit den Generalstaaten ihre schiedsrichterliche Autorität im dänisch-schwedischen Krieg geltend machen, und das Parlament eine neue Eidesformel beschließen, durch welche jedermann sich ver- 3. Sept. 1659.
pflichten sollte, weder die königlichen Thronrechte der Stuarts noch das Haus der Lords anzuerkennen.

Neuer Streit zwischen Heergemeinde und Parlament.

Aber wie bald sollte diese republikanische Glorie dahinschwinden! Kaum war das royalistische Komplott durch die gemeinsamen Anstrengungen der bürgerlichen und militärischen Gewalten unterdrückt, so brach der Hader, der während der gemeinsamen Gefahr verstummt war, im republikanischen Heerlager von neuem aus. Die Offiziere, insbesondere die obersten Befehlshaber Lambert und Fleetwood, deren Ansprüche und Selbstgefühl durch die neuesten Erfolge im Feld gewachsen waren, wollten dem Parlament und Staatsrat keinerlei Autorität über die Heergemeinde zugestehen. Die Armee sollte ihre Führer frei und selbständig wählen, die sich dann mit der bürgerlichen Magistratur in das Regiment teilen

möchten. Dieser Militärherrschaft wollte das Parlament, insonderheit Arthur Haslerigh, „ein herber Republikaner von mürrischer Außenseite und rücksichtlosem Verhalten", ein Ende machen. Das Parlament sei die Repräsentation aller bürgerlichen Gewalt, ihm müsse die Armee gehorchen. Eine Petition der vereinigten Offiziere, worin jene Forderungen gestellt waren, wurde zurückgewiesen, und anstatt daß die Versammlung die früher verlangte Indemnität bewilligt hätte, ging der Beschluß durch, alle seit der Auflösung des langen Parlaments erlassenen Akte sollten nur Gültigkeit haben, wenn sie von der dermaligen Volksvertretung bestätigt worden seien, ein Beschluß, der alles, was unter dem Protektorat geschehen war, in Frage stellte, den gesamten Rechtszustand unsicher machte. Im Vertrauen auf die Beistimmung einiger Obersten, insbesondere der Generale Monk in Schottland und Ludlow in Irland, zu dem Grundsatz, daß die höchste Autorität bei der parlamentarischen Obrigkeit stehe, ging die von Haslerigh geleitete Majorität noch einen Schritt weiter: sie entsetzte Lambert, Desborough und sieben andre Anführer wegen Ungehorsams ihrer Stellen, beschränkte Fleetwoods Oberbefehl durch die Aufstellung einer dem Oberfeldherrn koordinierten Kommission, in welcher der parlamentarische Vorkämpfer selbst einen Sitz hatte, und bedrohte durch ein Dekret über die Forterhebung der Steuern die Geldbezüge der Armee.

Das Parlament zersprengt. Empört über solche Anmaßung einer Körperschaft, die dem Heer ihre Existenz verdankte, rief Lambert die Truppen zu einer Versammlung, und als sich Führer und Gemeine bereit erklärten, für ihren General zu leben und zu sterben,
12. Okt. 1659. zog er nach der Hauptstadt und besetzte Westminster. Und nun wiederholten sich die bekannten Szenen. Die städtische Miliz wurde am Zusammentreten verhindert, die Garde des Parlaments schloß sich an die Waffengefährten an; selbst die Obersten, auf welche Haslerigh und seine Genossen gerechnet, wurden von dem kameradschaftlichen Gefühl fortgerissen. Als am nächsten Morgen der Sprecher Lenthall und die übrigen Mitglieder sich an dem Sitzungshaus einfanden, wurden
13. Okt. sie zurückgewiesen. So vollzog sich ein neuer revolutionärer Staatsstreich, ohne
Neue Sicherheitskommission. daß ein Tropfen Bluts vergossen ward. Jetzt waren Fleetwood und Lambert Meister der Republik, jener ein Mann von untergeordnetem Geist und Charakter, nur stark durch seinen religiösen Fanatismus, der auch im Heer einen weiten Boden hatte, dieser ein tapferer Kriegsmann im Feld und auch auf politischem Gebiet gewandt und erfahren. Ein standhafter Verfechter der Selbständigkeit des Militärs, besaß er mehr als irgend ein andrer General die Gunst der Soldaten. Fleetwood und Lambert beriefen nun einen Generalrat ein, um eine neue Ordnung festzusetzen. Von diesem wurden die letzten Parlamentsbeschlüsse für null und nichtig erklärt und statt des aufgelösten Parlaments und Staatsrats wieder eine „Sicherheitskommission" ernannt, welche die ganze bürgerliche und exekutive Gewalt besitzen sollte. Sie bestand aus den Häuptern der Armee, dreizehn an Zahl, voran Lambert, Fleetwood, Desborough, Ludlow, und zehn Zivi-

listen, unter ihnen Whitelocke als Siegelbewahrer und Henry Vane. Um diese Zeit lag Bradshaw, der Präsident des Staatsrats, im Sterben. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen, um gegen die Gewaltsamkeit des Militärs Protest zu erheben. Aus der Sicherheitskommission wurde ein engerer Ausschuß ernannt, um eine neue republikanische Verfassung zu entwerfen.

Bei der Aufregung der Geister in dieser verwirrten herrenlosen Zeit tauchte eine Menge von Entwürfen auf, wie man die Welt ordnen und regieren solle. Aus der Geschichte des griechischen und römischen Altertums, aus der Heiligen Schrift, aus den Theorien des Verstandes und den Gebilden der Phantasie sammelte man Elemente zu Staatsformen und Instituten, in die man die realen Zustände, die Errungenschaften der religiösen und politischen Kämpfe, die Vorrechte und die Ausschließung gewisser Parteien und Klassen einfügen wollte. Bald trat ein engherziger Sektengeist zu Tage, welcher den Separatisten der streng puritanischen Richtung, den Independenten, Anabaptisten, Männern der fünften Monarchie, Quäkern, auch die Herrschaft dieser Zeit oder doch einen Vorrang in derselben beilegen wollte; bald erhob eine freiere an den Studien des Altertums genährte Richtung die Stimme für Toleranz und Religionsfreiheit in engerer oder weiterer Begrenzung. Aber wie ein instinktives Gefühl, daß alle diese neuen politischen und kirchlichen Schöpfungen und Theorien zusammenstürzen würden unter den Schlägen des Königtums und der bischöflichen Hierarchie, ging durch alle Entwürfe und Verfassungsvorschläge eine strenge Antipathie gegen Royalismus und Episkopalsystem. Und schon waren diese beiden Mächte ihrer Auferstehung nahe, als die Männer des Schwerts und der Rechtsgelehrsamkeit darüber nachsannen, welche Institute man an ihre Stelle setzen sollte. Während man die Rückkehr der Gespenster aus der geisterhaften Verborgenheit in das Licht und Leben der Wirklichkeit durch Bannungsformeln zu verhindern suchte, hatten diese schon Fleisch und Blut gewonnen und zogen bereits zum Todeskampf heran, anfangs noch verborgen und unsichtbar. Verfassungstheorien.

b. Politische Irrgänge.

Daß ein so zerfahrenes, zerrüttetes Regiment keinen Bestand haben könne, leuchtete allgemein ein. Schon bei der letzten mißlungenen Schilderhebung der Royalisten war es zu Tage getreten, daß in der Nation ein tiefer Widerwille gegen die militärisch-parlamentarischen Machthaber herrsche, daß die Hinneigung zu dem angestammten König, von dem man allein die Herstellung geordneter Zustände erwarten könne, unter allen Klassen verbreitet sei. Ranke weist nach, daß selbst Lambert, obwohl er sich jetzt mehr als je den separatistisch-republikanischen Eiferern angeschlossen, mit dem Gedanken einer Restauration der Königsfamilie umgegangen sei. Es sei unter der Vermittelung des royalistischen Flüchtlings Mordaunt von einer Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von York Lambert und Monk.

die Rede gewesen. Durch solche Auszeichnung und durch Zusicherung persönlicher Vorteile und Rangerhöhung würde sich der ehrgeizige General haben bewegen lassen, seine ganze Gewalt für die Herstellung des Stuartschen Thrones einzusetzen. Aber dieser Umschwung sollte von einem andern Manne ausgehen, von Georg Monk, einem Landedelmann aus Devonshire, der, wie wir gesehen, im Auftrage Cromwells Schottland vollends unterworfen und es seit acht Jahren ruhig regiert hatte, ohne an den Gewaltschritten und Wechselfällen, die seitdem in England vorgekommen, teilgenommen zu haben. Cromwell hatte volles Vertrauen in ihn gesetzt, und Monk war demselben auch stets treu und ergeben geblieben. Selbst an dem Sohn Richard hatte er festgehalten, „bis dieser sich selbst aufgab". An dem Juliaufstand der englischen Royalisten hatte er keinen Anteil. Als aber der Zwiespalt zwischen der Armee und dem Parlament ausbrach, Fleetwood den Oberbefehl über die drei Reiche ansprach, da hielt Monk zu der bürgerlichen Magistratur und bekannte sich zu dem Grundsatz, daß es eine höchste Gewalt geben müsse, der die Armee zu gehorchen habe. Durch eiserne Disziplin hielt er die Truppen an seine Person gefesselt, alle unzuverlässigen Offiziere, alle Separatisten und Heiligen, die durch religiöse Sympathien an Fleetwood und seine Genossen sich geknüpft fühlten, wurden aus dem Heer und aus den Garnisonen der Festungen entfernt. Ein kluger, im Feld aufgewachsener Mann, ohne religiöse Begeisterung und politische Ideale, trug Monk kein Bedenken, die Fahne zu wechseln, wie er schon früher mehrmals gethan. Er war entschlossen, die Restauration des Königtums zu begünstigen, stand auch bereits mit einem Edelmann aus der Umgebung des Königs in Verbindung; aber er hielt mit seiner Gesinnung und seinen Absichten sorgfältig zurück, damit nicht unter den Truppen der republikanische Geist und die Sympathien mit den englischen Kameraden geweckt würden. Lambert faßte Mißtrauen gegen den Befehlshaber im Norden, der sich für die parlamentarische Autorität erklärt hatte und zu den Presbyterianern hielt. Um ihn näher zu beobachten, zog er mit einer Abteilung des Heeres in die nördlichen Grafschaften, nach York und Newcastle. So standen denn unweit der schottischen Grenze die beiden Heerführer sich im Felde gegenüber, ohne doch das Schwert widereinander zu zücken, Gegner und Rivalen in politischen und religiösen Ansichten und doch beide insgeheim bereit der königlichen Sache ihren Arm zu leihen.

Opposition gegen die Militärherrschaft.

Während Monk durch seine presbyterianisch-parlamentarische Gesinnung sich die Sympathien der Schotten erwarb, so daß eine von ihm berufene „Konvention" eine namhafte Geldhilfe zur Erhaltung seiner Armee bewilligte, mußte Lambert zu Zwangsauflagen und Einquartierungen schreiten, wodurch der Widerwille des Volks gegen die Soldatenherrschaft gemehrt ward. In Yorkshire bewaffnete sich die Gentry, um unter der Führung von Fairfax den Erpressungen der Truppen Widerstand zu leisten. Ähnliches geschah in Portsmouth und an andern Orten. Allenthalben wurde der Ruf nach Wiedereinsetzung des Parlaments laut; hier und da verabredete man sich, keine Abgaben zu entrichten, die von einer andern Staatsgewalt als der Volksvertretung

ausgeschrieben würden. Am 2. Dezember wurde in London ein Buß- und Bettag abgehalten, um die Gnade Gottes anzuflehen, da die Fundamente der Regierung zerstört seien. Selbst bei der Armee trat ein Umschwung der Gesinnung ein. In der Hauptstadt kamen die meisten Regimenter, Oberste und Gemeine eigenmächtig zusammen und faßten den Beschluß, sich mit dem Parlament zu versöhnen. Darauf zogen sie vor das Haus des ehemaligen Sprechers Lenthall und richteten das Ersuchen an ihn, er möge das alte Rumpfparlament wieder einberufen. Sofort nahmen die in der Hauptstadt anwesenden Mitglieder ihre Sitze wieder ein. Bald erschien auch Haslerigh aus Portsmouth, wo eine ähnliche Bewegung eingetreten war. Er nahm den Vorsitz in dem neuen Staatsrat, den Parlament und Heergemeinde gemeinschaftlich einsetzten. Der Grundsatz, daß die Armee der bürgerlichen Gewalt zu gehorchen habe, wurde allgemein anerkannt. (24. Dez. 1659.) (26. Dez.)

(Lambert in Gefangenschaft.) Dieser Umschwung vollzog sich ohne alle Mitwirkung von Lambert und Fleetwood, die voll Mißtrauen aufeinander keine gemeinschaftlichen Maßregeln verabredet hatten. Vergeblich zählte jener auf die Anhänglichkeit seiner Truppen; als Abgeordnete von dem neuen Generalrat eintrafen und das Heer aufforderten, das militärisch-parlamentarische Regiment, das in London aufgerichtet worden, anzuerkennen, fanden sie günstige Aufnahme. Wie hätte die geringe Kriegsmacht, von Norden durch Monk, von Süden durch Fairfax bedroht, dem Willen der Nation widerstehen sollen! In kurzem sah sich Lambert von seinen Soldaten verlassen; nur fünfzig Getreue folgten ihm. Da blieb auch ihm nichts andres übrig, als sich der neuen Obrigkeit zu unterwerfen. Er wurde zuerst nach Durhamshire verwiesen, dann in den Tower gebracht.

(Monk in London. 1660.) Nun verließ Monk die Bauernstube an der schottischen Grenzmark, die ihm bisher als Wohnung gedient, und rückte am Neujahrstag in England ein. Fairfax, mit dem er in York zusammentraf, wurde bewogen, seine Freiwilligen aufzulösen. Der alte General der Republik, der sich dem Royalismus zugewendet, war geneigt, schon jetzt die königliche Fahne aufzupflanzen; aber Monk hielt ihn von dem Vorhaben ab, sei es, daß er es noch länger mit dem bisherigen Regiment versuchen wollte, sei es, daß er die Sache noch nicht für reif hielt. Das Parlament, von tiefem Mißtrauen erfüllt, gab doch notgedrängt seine nachträgliche Zustimmung. Es mußte auch darein willigen, die Garnison aus der Hauptstadt zu entfernen, und als Monk am 3. Februar seinen Einzug hielt, war er der Beherrscher der Lage. Um so mehr als nun gerade in der Hauptstadt die Opposition gegen die Schottenmacht der parlamentarischen Republikaner von Stunde zu Stunde stärker hervortrat. (11. Jan. 1660.)

(Rumpfparlament und City.) Ohne sich um den Sicherheitsausschuß und die andern Organe der Regierung zu kümmern, gab sich die City einen neuen Gemeinderat und rief die städtische Miliz wieder ins Leben: die Lehrburschen und Handwerker, die einst so entschieden gegen Königtum und Episkopat Partei genommen, schritten jetzt zu feindseligen Demonstrationen gegen die republikanische Obrigkeit. Es kam zum Handgemenge innerhalb der Stadt, die Straßen wurden mit Ketten gesperrt,

die Citythore geschlossen. Die Altbürger wollten nichts von einem Separatisten-Parlament wissen, aus dem nicht bloß Royalisten und Episkopale, sondern selbst Presbyterianer ausgeschlossen seien. Im Stadtrat wurde der Satz aufgestellt, die City sei zu keiner Auflage verpflichtet, bis ihre Deputierte die ihnen gebührenden Sitze im Repräsentantenhaus eingenommen hätten.

Royalistische Gesinnung bei der Londoner Bürgerschaft.

Diese Opposition war eine Kundgebung royalistischer Gesinnung, die allmählich in alle Klassen der Einwohner eingedrungen war. Hatte anfangs die Furcht vor einer politischen und religiösen Reaktion, die mit der Herstellung des Königtums verbunden sein möchte, viele Bürger, welche früher als eifrige Anhänger des Parlaments sich gezeigt, bei der Republik festgehalten, so war jetzt diese Furcht verschwunden, seitdem Lord Mordaunt im Namen seines Herrn der Stadt die Versicherung gab, daß die alten Hochverratsgesetze weder gegen die Gesamtheit noch gegen einzelne in Anwendung gebracht werden würden, daß der König, wenn er den Thron seiner Väter wieder erlangt hätte, der Hauptstadt ihre alten Vorrechte bestätigen und alles, was geschehen, mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken würde. Auch das Gerücht, Karl II. sei im Exil katholisch geworden, wurde als Lüge und Verleumdung zurückgewiesen; der Fürst halte fest an dem Bekenntnis der englischen Kirche, werde aber dem Gewissen der Andersgläubigen keine Gewalt anthun lassen.

Monk gegen die City.

Sollte das Rumpfparlament die so anmaßend hervortretende Kundgebung oppositioneller Gesinnung von seiten der Hauptstadt und ihrer Behörden ruhig hinnehmen? Dann war es um seine Autorität geschehen; die benachbarten Grafschaften wären der Steuerverweigerung beigetreten; woher hätte man die Mittel zu den Verwaltungskosten und für den Sold des Heeres hernehmen sollen? Es wurde der Beschluß gefaßt, die Stadt zu züchtigen und das Strafgericht dem General Monk zu übertragen. Durch diesen Auftrag hoffte die parlamentarische Regierung, die gegen Monks Gesinnung bereits Mißtrauen gefaßt, den General fester an ihre Sache zu knüpfen. Die streng republikanische Partei hatte Anstoß genommen, daß der Feldherr, bei aller äußerlichen Ehrerbietung doch eine sehr selbständige Haltung zeigte, daß er bei der Aufnahme in den Staatsrat den von dieser Faktion vorgeschriebenen Eid, dem König und dem gesamten Hause Stuart abzusagen, mit einigen andern verweigert hatte, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten Milde und Mäßigung gegen Andersgesinnte empfohlen. Jetzt mußte er Farbe bekennen. Übernahm er den Auftrag, so mußte er mit der Republik auch ferner Hand in Hand gehen; dann war es um seine Popularität bei den königlich Gesinnten in der Londoner Bürgerschaft und im ganzen Land und damit um seine unabhängige Stellung geschehen. Es war ein Wagstück; aber für den Fall, daß er sich zu den Gegnern schlüge, durfte das Parlament mit Sicherheit erwarten, daß ein Teil des Heeres sich von ihm lossagen würde; denn noch war die republikanisch-sektiererische Gesinnung weit verbreitet unter den Truppen, und mehrere Obersten hatten den Häuptern der strengen Faktion den

Beistand ihrer Regimenter zugesichert. So erhielt denn Monk den Befehl, in die City einzurücken, alle Befestigungen zu zerstören und die vom Staatsrat bezeichneten Führer der Opposition in Haft zu nehmen. Der General kam dem Befehl nach, so schwer ihm der Auftrag auch fallen mochte; er mußte Herr der Situation zu bleiben suchen, wenn er seinen geheimen Plan durchsetzen wollte. Kaum aber sah das Parlament die Stadt im Besitz der Truppen, so suchte es den Sieg zur Befestigung seiner eignen Machtstellung zu verwerten. Der Stadtrat wurde für aufgelöst erklärt und sollte nach einer Wahlform, die alle unzuverlässigen Bürger ausschloß, neu zusammengesetzt werden. Auf Anregung des bekannten Lobegott Barebone faßte das Parlament den Beschluß, die Armee unter eine Kommission zu stellen, damit ihm die militärische Gewalt nicht wieder entwunden werden möchte. Man wollte die Früchte des Sieges auf Kosten des Siegers selbst einthun. Die Männer, die ausersehen waren, neben Monk in der Militärkommission zu wirken, Haslerigh, Fleetwood u. a., gaben Zeugnis, daß das Regiment auf immer bei dem Rumpfparlament erhalten werden sollte.

8. Febr. 1660.

Dies war aber nicht die Meinung des Feldherrn; so weit wollte er in seiner Unterwürfigkeit nicht gehen. Nach einer Besprechung mit seinen Obersten und einigen andern Vertrauten richtete er ein von den angesehensten Offizieren unterzeichnetes Schreiben an das Parlament, worin ausgeführt war, daß die Armee, als sie die Waffen für die Erhaltung der obrigkeitlichen Autorität ergriffen, zugleich die Freiheit der Nation habe retten wollen; sie verlange, daß die erledigten Sitze durch Einberufung der früheren Mitglieder ergänzt und dann neue Wahlen zu einer freien Nationalrepräsentation ausgeschrieben würden; ein permanentes Parlament entspräche weder dem Rechtsherkommen noch dem Willen des Landes. Binnen acht Tagen sollten die Ausschreiben für die vakanten Plätze erlassen werden. Die Männer des parlamentarischen Rumpfes gingen darüber zu Rate, aber die extreme Faktion trug den Sieg davon; man bestand auf der Militärkommission; Monk sollte in seinem Oberbefehl beschränkt, seine Thätigkeit lahm gelegt werden. Dieses Vorgehen einer herrschsüchtigen anmaßenden Partei bestimmte den Obergeneral, den seine Soldaten dahin drängten, sich von dem Parlament loszusagen; die meisten Offiziere waren mit ihm einverstanden und versicherten ihn, daß die Armee zu ihm stehen würde; die Undankbarkeit des Rumpfes habe eine Wandlung in der Gesinnung erzeugt. Darauf wurde der Stadtrat, der soeben durch Parlamentsbeschluß aufgelöst worden, eigenmächtig von dem General zusammenberufen. Wie erstaunten die Vertreter der City, als sie aus dem Mund ihres Überwinders vernahmen, daß er dieselben Forderungen, um derentwillen er sie am vorhergehenden Tage bekämpft habe, an das Parlament gestellt, daß er entschlossen sei, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Ein unermeßlicher Jubel brach auf diese Kunde in der Stadt aus; die Glocken wurden geläutet, das Volk zündete Freudenfeuer an; mit zweideutigem Witzwort ver-

Monk sagt sich vom Parlament los.

spottete man das „Hinter-Parlament". Man traktierte die Soldaten mit gebratenen Hintervierteln.

c. Zurückberufung des Königs.

Monk, Herr der Situation. 1660. Nun war Monk vollends Meister der Situation. Aber auch jetzt noch vermied er jede Übereilung. Zunächst wurde das Parlament genötigt, die vor zwölf Jahren ausgeschlossenen Mitglieder wieder in ihre Mitte zu rufen. Die Verpflichtung auf die Republik, welche die am weitesten vorgeschrittene Partei als „Qualifikation" des Eintritts festzuhalten suchte, fand keine Geltung. Es waren 21. Febr. meistens Presbyterianer, die unter dem Schutz der Armee ihre alten Sitze wieder einnahmen und mit den gemäßigten Mitgliedern vereinigt die Mehrheit des Hauses bildeten. Haslerigh und sein engerer Anhang schieden grollenden Herzens aus. Die kürzlich gefaßten Beschlüsse des Rumpfes wurden sofort für nichtig erklärt, Monk zum obersten Befehlshaber der gesamten Landmacht in den drei Reichen ernannt und zum Vorsitzenden des neuen Staatsrats, worin nur wenige der bisherigen Mitglieder Aufnahme fanden; der Londoner Stadtrat wurde bestätigt, die Organisation der städtischen Miliz in seine Hand gelegt, die Herstellung der Thore angeordnet.

Selbstauflösung des langen Parlaments. 16. März 1660. Noch war von der Rückberufung des Königs keine Rede: Monk hatte keine Äußerungen gethan, keine Handlungen vorgenommen, die auf die Absicht einer Restauration hätten hindeuten können; seine Verbindungen mit der Emigration waren nach dem kurzen Versuch in Schottland unterbrochen worden; die Royalisten waren keineswegs sicher, welchen Ausgang die Bewegung nehmen werde. Es schien, als ob Monk keinen andern Zweck habe, als sich den Gegenwirkungen einer ihm feindseligen Partei im Parlament zu entziehen, und daß er, nachdem dieses Ziel erreicht war, mit den republikanischen Formen, wie einst Oliver Cromwell, fortzuregieren gedenke. Aber durch die Verbindung mit der Londoner Bürgerschaft, die ihrer Mehrheit nach royalistisch gesinnt war und den Gedanken einer Fortsetzung der republikanischen Regierung mit Abscheu von sich wies, wurde er in eine Bewegung gedrängt, die ihrer eignen Strömung folgte und auch ihn mit sich fortriß. Den einberufenen Parlamentsgliedern hatte Monk die Zusage abgenommen, daß sie zu einer legalen Hinüberleitung der Staatsverfassung in gesetzlich geordnete Zustände behilflich sein wollten. Dies konnte nur durch die Auflösung des langen Parlaments und die Anordnung neuer Wahlen zu einer freien Nationalrepräsentation ohne alle beschränkende Bedingungen, ohne zum voraus geforderte Eidesformeln oder Verpflichtungen ins Werk gesetzt werden. Das verstärkte Haus kam nach einigen Versuchen, dem Presbyterianertum die künftige Herrschaft zu sichern, dem Wunsch des Generals nach: nachdem es den Schwur auf eine Verfassung ohne König und Lords abgeschafft und neue Wahlen ausgeschrieben, wobei weder politische noch religiöse Ansichten als Grund der

Ausschließung angeführt waren, löste sich das lange Parlament, das seit zwanzig 16. März.
Jahren die Geschicke des Reichs bestimmt, sovielgethan und gelitten, so oft begraben und wieder ins Leben gerufen worden war, für immer auf. Damit war die republikanische Staatsform aufgegeben: denn bei der vorherrschenden Stimmung des Landes war der Ausfall der neuen Wahlen vorauszusehen.

Daß nun der König zurückgerufen, die monarchische Ordnung wieder her- Krisis und Entscheidung.
gestellt werden würde war kaum mehr zweifelhaft; nur über die Art und Weise, wie dies zu geschehen habe und unter welchen Bedingungen, herrschte noch Meinungsverschiedenheit. Die Presbyterianer, von denen einst die parlamentarische Opposition gegen den Absolutismus in Staat und Kirche ausgegangen und die auch jetzt noch eine bedeutende Stimme in den regierenden Gewalten besaßen, suchten ihren politischen Liberalismus und ihre synodale Kircheneinrichtung zur Geltung zu bringen. Sie meinten, man solle den Sohn auf die Bedingungen verpflichten, die einst sein Vater auf der Insel Wight angenommen hatte. Damit wäre die Militärgewalt und die Vergebung der hohen Würden und Ämter von der Zustimmung der Vertreter der Nation abhängig geblieben, die Prärogative der Krone in ihren wichtigsten Befugnissen beschränkt worden. Aber weder im Staatsrat noch bei der City vermochte diese Anschauung durchzudringen. Hier war man der Meinung, man solle Karl II. einladen, unverweilt nach England zurückzukehren und sein königliches Amt anzutreten, ohne ihm die Hände durch Bedingungen zu binden; nur in der Form von Petitionen solle man ihn ersuchen, daß er eine allgemeine Amnestie erteilen, die Rückstände der Armee bezahlen und die Verschiedenheit der religiösen Ansichten gelten lassen möge. Dazu solle man schreiten, ehe das neue Parlament seine Sitzungen eröffne. Bei diesem Zwiespalt der Meinungen lag die ganze Zukunft in Monks Hand. Die puritanisch-republikanische Faktion war nicht abgeneigt, ihm zur Erneuerung des Protektorats, wie es einst Cromwell besessen, behilflich zu sein. Bei dem großen Anhang, den diese Partei immer noch bei der Armee hatte, wäre der Plan wohl durchführbar gewesen: viele Offiziere sahen mit einiger Unruhe auf die royalistische Bewegung; sie waren in Sorge, daß man sie wegen ihrer früheren Handlungen zur Rechenschaft ziehen, ihre Erwerbungen aus den öffentlichen Gütern nicht anerkennen möchte. Allein Monk war von gemeinerem Stoff geschaffen als der gewaltige Independentenführer, der ohne Gewissensbedenken und Loyalitätsgefühl den englischen Thron umgestoßen und das geweihte Königshaupt gefällt hatte: Monk bedurfte einer höheren Autorität, der er sich unterordnete; auf dem Gipfel der Macht schwindelte ihm. Er hatte bisher willig die bürgerliche Gewalt des Parlaments als die höhere anerkannt und sich erst losgesagt, als sie in haltlose Zerfahrenheit geriet; jetzt beschloß er, als Ritter des Königtums aufzutreten und die Krone, die er anzubieten hatte, möglichst unversehrt und glänzend in die Hände des legitimen Herrschers zu legen. Um so größeren Dank durfte er dann für sich selbst erwarten. So trat er den Ten-

denzen des Staatsrats und der City bei. Eine agitatorische Bewegung, die sich auf das Gerücht von seinen Restaurationsgedanken bei einigen Regimentern zeigte, wurde wieder wie einst in Schottland durch seine Entschlossenheit und eiserne Disziplin unterdrückt.

Monks Botschaft an König Karl II.

„Selten hat die Vorsehung in eine sterbliche Hand so viele Entscheidung gelegt als in Monks. Er konnte die Erfahrungen des langen Parlaments benutzen, dessen verhängnisvolle Irrtümer in Staat und Kirche vermeiden, einen Rat erteilen, der in seinem Mund fast Vorschrift war. Allein der General hatte sich ein gemeines Lebensziel gesteckt.“ Umsonst warnten wohlgesinnte Freiheitsfreunde, das Errungene nicht unvorsichtig aufs Spiel zu setzen, und der blinde Dichter Milton erhob zum letztenmal als „Prediger in der Wüste“ seine kräftige Stimme zu gunsten einer republikanischen Bundesverfassung; der „vollendete prosaische Heuchler“, unterstützt von dem Ruf des nach Ruhe und gesetzlicher Ordnung sich sehnenden Volks, bot die Königskrone ohne Machtverminderung an. Im tiefsten Geheimnis schickte Monk seinen Landsmann aus Devonshire Sir John Grenville nach Brüssel und ließ dem König sagen, „in seinem Herzen sei er ihm immer treu geblieben: ihm einen Dienst zu leisten biete sich aber jetzt erst Gelegenheit dar; er sei bereit, nicht allein seinen Befehlen zu gehorchen, sondern sein Leben in seinem Dienst aufzuopfern“. Zugleich gab er dem Vertrauten den mündlichen Auftrag, den König von den Wünschen der City in Kenntnis zu setzen, er möge Amnestie und Gewissensfreiheit gewähren, den Verkauf der eingezogenen Güter genehmigen und die Auszahlung des rückständigen Soldes an das Heer zusichern.

Die Deklaration von Breda. Letzte Opposition.

Welche Freude erhob sich im Hoflager des Stuart über die Botschaft des Generals! Er begab sich sofort nach Holland, um der katholisch-spanischen Atmosphäre zu entrinnen. Auf der Reise nach Breda wurde die Deklaration abgefaßt, in welcher Karl die verlangten Zusicherungen gewährte. Die Soldrückstände wurden dadurch gewährleistet, daß der König die Armee in seine eignen Dienste nahm; dagegen wurde auf den Rat von Eduard Hyde, in der Folge Herzog von Clarendon, der dem König während des Exils als Kanzler diente und sein ganzes Vertrauen besaß, den drei ersten Punkten die Zustimmung des künftigen Parlaments als Bedingung beigefügt. Zu diesem waren bereits die Wahlen im Gang. Presbyterianer und Royalisten strengten alle Kräfte an, Männer von ihrer Farbe in das Haus zu bringen. In den Ausschreiben hieß es, niemand dürfe gewählt werden, der die Waffen gegen die Republik getragen! Aber wie viele Royalisten, die einst unter den „Kavalieren“ des Königs gedient, erhielten in den Grafschaften die Stimmenmehrheit! Noch einmal versuchte die Partei der strengen Republikaner und Sektierer das Glück der Waffen. Lambert wurde aus dem Tower befreit und sammelte einige Scharen Gleichgesinnter unter seiner Fahne; er hoffte, seine Stimme würde auf die Truppen noch die alte Macht
21. April 1660. ausüben. Als es aber zum Treffen mit dem Monkschen Oberst Ingoldsby kam, verließen ihn die einen, die andern streckten die Waffen. Lambert mußte sich er-

geben und wanderte in den Tower zurück. Am folgenden Tag versammelte sich 25. April.
das Parlament. Nach der Eröffnung traten die Lords nach eignem Recht zu einem Oberhaus zusammen, wie in der königlichen Zeit, und niemand wehrte ihnen. Nun erschien John Grenville mit den an das Parlament, an Monk, an die Armee und die City gerichteten Handschreiben des Königs nebst der Deklaration. Als die an die beiden Häuser gerichteten Schriftstücke samt dem Manifest verlesen waren, beschlossen diese: „da nach den alten Grundgesetzen von England die Regierung bei dem König, den Lords und den Gemeinen bestehe, den Landesfürsten einzuladen, daß er komme und die Krone empfange, zu welcher er geboren". Einige Presbyterianer kamen auf die alten Anträge zurük, daß man die Prärogative der Krone mit gesetzlichen Schranken umgeben, zum voraus gewisse Garantien gegen Rechtsverletzungen verlangen solle. Aber Monk erklärte, wenn die Rückkehr des Königs verzögert würde, könne er für die öffentliche Ruhe nicht einstehen. Jetzt sei keine Zeit zu solchen Untersuchungen, welche die Zwietracht der verflossenen Jahre zurückführen würden. Der König komme ohne Armee und ohne Geld, könne also weder Bestechung üben noch Schrecken einjagen. Man solle mit den Verhandlungen bis zu seiner Ankunft warten.

Nun verstummte jeder Widerspruch. Man übersandte dem König und seinen beiden Brüdern York und Glouceſter beträchtliche Geldsummen; man stellte das königliche Wappen wieder her, nahm den Namen Karls II. in das Kirchengebet auf und bestimmte, um jede Erinnerung an das Prinzip der Nationalsouveränität zu verwischen, daß der Anfang seiner Regierung von dem Todestag seines Vaters gerechnet werden solle; denn von diesem Augenblick an sei die Krone von Karl I. auf Karl II. nach Geburt- und Erbrecht übergegangen. Von einer glänzenden Deputation der beiden Häuser zur Rückkehr eingeladen, bestieg der König mit seiner Umgebung die britische Flotte, die unter Montagues Oberbefehl bei Scheveningen vor Anker lag, und setzte über den Kanal. Bei seiner Landung in Dover empfing ihn General Monk an der Spitze seiner Offiziere 25. Mai.
in der demütigen Haltung eines loyalen Unterthanen. Am 29. Mai, seinem 29. Mai 1660.
30. Geburtstag, hielt Karl II. seinen Einzug in die glänzend geschmückte Hauptstadt, begrüßt von einem jubelnden, jauchzenden Volk. Er empfing in Westminster von dem Parlament den Eid der Treue und des Supremats und versprach die Privilegien der beiden Häuser zu achten und auf das Glück des Volks zu sinnen.

Der König zur Rückkehr eingeladen.

3. Das erste Jahr der Restauration.

Reaktionäre Tendenzen u. Handlungen.

Aber es zeigte sich bald, wie wenig Karl aus dem Schicksal seines Vaters gelernt hatte. Schon auf der Überfahrt bemerkte er mit Mißfallen, daß einige Schiffe Namen trugen, die an Siege des parlamentarischen Heeres erinnerten; er gebot, daß diese Bezeichnungen abgeschafft und durch Namen royalistischen Klanges ersetzt würden. Dieselbe Tendenz durchzog seine ganze Regierung: das erbliche

Königsrecht von Gottes Gnaden ohne alle persönliche Verantwortlichkeit zur unbedingten Geltung zu erheben, sich von dem Parlament möglichst unabhängig zu machen, die Männer, die bisher das Gemeinwesen geleitet oder unterstützt hatten, aus den öffentlichen Stellen zu verdrängen und durch royalistisch gesinnte Personen zu ersetzen, die ihm während des Exils Treue und Hingebung bewiesen, das waren neben dem Plan, die Einkünfte der Staatskasse zu mehren, um seinem Hang zu Weltlust und Verschwendung fröhnen zu können, die leitenden Gedanken seiner reaktionären Politik. Nur unvollständig kam die verheißene Amnestie „die Akte der Vergessenheit, Indemnität und freien Vergebung" zur Ausführung. Wenn auch Karl II., mehr leichtsinnig und genußsüchtig als rachgierig, dem übermäßigen Eifer der royalistischen Lords und Gemeinen, die gern alle, welche an dem Umsturz der alten Einrichtungen mitgewirkt oder Waffen gegen das Königtum geführt, dem Arm der Strafgerechtigkeit überliefert und alle während der Herrschaft des Parlaments und der Republik getroffenen Veränderungen rückgängig gemacht, den ganzen frühern Zustand wieder hergestellt hätten, Einhalt gebot und ihre reaktionären Vorschläge, als unausführbar und in neue unabsehbare Verwirrungen stürzend, von der Hand wies; wenn er auch seinem in der Deklaration von Breda gegebenen Versprechen insoweit nachkam, um mit Beistimmung des Parlaments die Erklärung zu erlassen, „daß alle und jede Verrätereien und Felonien oder Verheimlichungen derselben, alle Verbrechen und Vergehungen gegen die Ordnung des Staats in der Zeit vom 1. Januar 1637 an bis zum 24. Juni 1660 vergeben und vergessen sein sollten", so war er doch weit entfernt, die Vorkämpfer der Republikaner und Sektierer vor der Rache der Royalisten und den Strafbestimmungen der Gesetze zu schützen. Alle, welche an der Verurteilung und Hinrichtung seines Vaters teilgenommen, von ihren Gegnern als Regiciden oder Königsmörder gebrandmarkt, sollten „wegen ihrer gräßlichen Verräterei und Mordthat" von der Amnestie ausgeschlossen bleiben. Denn Blut könne nur durch Blut gesühnt werden. Zu dem Zweck wurde unter dem
Okt. 1660. Vorsitz von Sir Orlando Bridgeman ein eigner Gerichtshof aufgestellt, an dem neben eifrigen Royalisten einige presbyterianische Lords, wie Manchester, und auch solche, die wie Monk, Montague, Cooper, zu Olivers Protektorat gehalten hatten, teilnahmen. Die Angeklagten wurden sämtlich zum Tode verurteilt und zehn von ihnen, darunter Cromwells energischer Freund Harrison, Cook, der Ankläger des Königs, Scot, Carew u. a. auf dem Platz Charingcroß, im Angesicht von Whitehall, wo einst das Schafott des Königs gestanden, mit dem Richtbeil enthauptet, die übrigen, die sich meistens freiwillig gestellt, bis auf weitere Entscheidung als Gefangene in den Tower gebracht. Aber der Triumph der Kavaliere über den Untergang ihrer Feinde wurde sehr gemindert durch die Standhaftigkeit der Puritaner auf ihrem letzten Gang. Nur Hugh Peters, dessen feurige Beredsamkeit so oft den Eifer der Fanatiker entzündet, hatte, wie einst Thomas Münzer, alle Haltung verloren. Von den übrigen republikanischen

Vorkämpfern entflohen viele nach dem Festland, andre huldigten den neuen Machthabern.

Am 29. Januar des folgenden Jahres, dem Todestag des königlichen Märtyrers, wurden Cromwells, Iretons und Bradshaws Leichen aus der Gruft gerissen und auf der Richtstätte des Königs an den Galgen gehängt zum fröhlichen Schauspiel der Royalisten. Der bewaffnete Aufstand einiger überspannten Fanatiker unter Thomas Venner, die, statt den verlangten Eid der Treue und des Supremats zu leisten, „das Schwert Gideonis für den König Christus" zu ziehen wagten, hatte die Rache und den religiösen Haß von neuem geweckt. Von Monks Reitern und der städtischen Miliz in einem verbarrikadierten Hause nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt, wurden sie, wie einst die Wiedertäufer in Münster, unter Martern getötet. Lambert demütigte sich und kam mit einer Verbannung nach Guernsey davon, „wo er Blumen zog und Malerei trieb"; Henry Vane dagegen starb nach einer mutvollen Verteidigung auf dem Blutgerüst. In Vevey, am lieblichen Ufer des Lemanischen Sees, verlebten die „Königsmörder" Ludlow, Broughton und Cawley als unbußfertige Bekämpfer königlicher Willkürherrschaft den Rest ihrer Tage, fortwährend bedroht von den Nachstellungen royalistischer Ultras. Ihr Leidensgefährte John Lisle, Mitglied des langen Parlaments, wurde in Lausanne auf dem Gang zur Kirche von einem Irländer ermordet (11. Aug. 1664).

Die Rache an den Leichen und die „Königsmörder".

6. Jan. 1661.

Als Monk mit Royalisten und Presbyterianern über seine ehemaligen Genossen und Freunde zu Gericht saß, war er der angesehenste Mann im Staat. Daß die Krone dem legitimen Erben wieder zugewendet ward, ohne daß sie mit blutigem Bürgerkrieg oder mit fremder Hilfe errungen werden mußte, war wesentlich das Werk seiner Klugheit, Umsicht und Energie. Karl war gegen solche Verdienste nicht undankbar. Er erhob den General zum Herzog von Albemarle und beschenkte ihn mit Gütern und Würden; er verlieh ihm einen Sitz in dem Oberhause, das er durch neue Ernennungen mit Lords und andern Peers bedeutend verstärkte; bei der Zusammensetzung des neuen Staatsrats, worin verschiedenartige Ansichten und Richtungen vertreten sein sollten, folgte Karl hauptsächlich seinen Ratschlägen und Andeutungen und wies ihm selbst darin die erste Stelle an. Ja sogar in das „Council-board", die engere Vereinigung der Freunde und Vertrauten des Königs, mit denen er alle Staatsgeschäfte beriet und besorgte, eine Art Kabinett über und neben dem verschiedenartig zusammengesetzten Staatsrat, wurde Monk herangezogen und ihm noch sein getreuer Anhänger William Morrice beigegeben Dadurch trat der General der Republik an die Seite der Männer, die schon bei Karl I. in einflußreichen Stellungen gewesen und jetzt für des Königs intimste Räte galten, wie Edward Hyde, bald darauf zum Earl von Clarendon und zum Peer des Reichs erhoben, der das Amt eines königlichen Kanzlers, das er schon auf dem Kontinent versehen, fortführte, und alle Fäden der Politik in Händen hielt, wie Ormond und Southampton, welche die dem Vater bewiesene Hingebung auch auf den Sohn übertrugen, wie Colepepper, der standhafte Verteidiger der royalistisch-episkopalen Grundsätze in den Tagen des Konflikts Karls I. mit den englischen und schottischen Presbyterianern, wie der einflußreiche Staatssekretär Nicholas.

Monk und das neue Kabinett.

Diese Männer und allen voran Lord Clarendon, der Kanzler und langjährige Begleiter Karls in der Verbannung, dessen Tochter Anna Hyde der Herzog von York, des Königs Bruder, heimgeführt hatte, der große Historiker der nun überwundenen Rebellion, halfen ihrem Herrn den Staat auf den alten Grundlagen neu errichten.

Restitutionen und Entlassung des Heers.

Die von Cromwell mit Blut begründete Union der drei Reiche wurde aufgelöst und Schottland und Irland wieder ihrer eignen Verwaltung und legislativen Autorität zurückgegeben. Die Güter der Krone und der Kirche, die in der republikanischen Zeit eingezogen waren, wurden den früheren Eigentümern wieder zugestellt, die Käufer meist ohne Ersatz von den neuerworbenen Besitzungen getrieben oder höchstens als Pächter geduldet. Auch der royalistische Adel erhielt seine Güter, sofern sie ihm mit Gewalt entrissen worden, zurück. Aber viele hatten sie in der Not, und um die Zwangsauflagen zu entrichten, freiwillig verkauft. Diese konnten nur ungenügend entschädigt werden. Sie sprachen laut ihren Groll über die Indemnitätsbill aus: „Wohl mag das ein Gesetz der Vergessenheit und Straflosigkeit heißen; denn vergessen wird die Treue und straflos bleibt der Verrat." Die Armee, die noch mit vielen republikanischen und puritanischen Elementen zersetzt war, und deshalb weniger bei dem König als bei dem Parlament und der Nation in Mißgunst stand, wurde aufgelöst, sobald die zur Bezahlung der Soldrückstände erforderlichen Geldsummen beschafft werden konnten. Nur zwei Regimenter, eins zu Pferd, eins zu Fuß, blieben als Garden im Dienst. Die Entlassenen fügten sich in ihr Schicksal. Viele kehrten zu den Gewerben zurück, die sie in ihrer Jugend gelernt und geübt; man sah manchen Hauptmann wieder in die Werkstätte einziehen, aus der er einst hervorgegangen, um unter die Waffen zu treten.

Das Kroneinkommen und Karls II. Politik.

Nun war nur noch eine Angelegenheit von Wichtigkeit zu ordnen: dem König mußte ein bestimmtes Einkommen festgesetzt werden. Auf Clarendons Antrag bewilligte das Parlament nicht nur das Tonnen- und Pfundgeld für die ganze Regierungszeit, sondern auch die während der bürgerlichen Unruhen eingeführte Accise; die jährliche Einnahme sollte sich auf 1,200,000 Pfd. Sterl. belaufen. Aber wie konnte diese Summe einem Fürsten genügen, für den eine glänzende Hofhaltung und ein sinnliches Freudenleben von so hohem Wert war, der während seines Exils Schulden im Belauf von drei Millionen gegen sehr hohe Zinsen angehäuft hatte? Darum war es während seiner ganzen Regierung Karls wichtigstes Anliegen, die Einnahmen auf jede Weise zu mehren, um in seinen Neigungen zu Lust und Verschwendung nicht gehindert zu sein. Die auswärtige Politik, die wir bald kennen lernen werden, diente ihm als Mittel, diesen Zweck zu erreichen. „Karl II. trug kein Bedenken, Unterstützung zur Wiedererhebung der königlichen Macht dem Parlament gegenüber zum Preis seiner politischen Verbindungen zu machen." Durch seine Vermählung mit der Infantin Katharina, Tochter des ersten Königs von Portugal, die eine große Mitgift einbrachte, wurde er für den Augenblick in seinen Geldverhältnissen günstiger gestellt. Monk hatte seinen ganzen Einfluß eingesetzt, um diese Verbindung, die eine Entfremdung von dem spanisch-habsburgischen Hause not-

wendig zur Folge hatte und deshalb dem englischen Volk angenehm war, gegenüber den Intrigen der Königin-Mutter und ihrer katholischen Freunde zustandezubringen. Es war der letzte Nachklang der Cromwellschen Politik.

Weniger erfolgreich waren die Bemühungen, auch die kirchlichen Irrungen zu einem Ausgleich zu führen, bei dem Billigkeit und Gerechtigkeit obgewaltet hätte. Bei der Restauration des Königtums waren Presbyterianer und Episkopale Hand in Hand gegangen. Und so kam es, daß auch nach dem Siege der Wunsch, diese Einigung zu behaupten, in beiden Faktionen Anklang finden konnte. Der König selbst war sehr dafür interessiert; vor allem weil er damit auch die Katholiken, zu denen es ihn schon jetzt hinzog, in die allgemeine Versöhnung einzuschließen hoffte. Letzterem widerstrebten die protestantischen Parteien, aber den Versuch nach der eignen Versöhnung, deren Voraussetzung die Wiederherstellung der Episkopalverfassung mit Aufnahme der presbyterianischen Elemente war, strebten beide mit allem Ernst an. Karl II. und die englischen Kirchenverhältnisse.

Ohne erst einen Parlamentsbeschluß abzuwarten, kehrten die in den Stürmen der Revolution entsetzten Bischöfe, so viele ihrer noch am Leben waren, auf ihre ehemaligen Sitze, die bischöflichen Geistlichen zu ihren alten Pfründen zurück. Die Okkupanten, vorzüglich Anhänger der Sekten, aber auch Presbyterianer, mußten ihnen weichen. Mehrere Bischöfe und einige Häupter der Presbyterianer, unter ihnen Richard Baxter, Pastor von Kidderminster, der früher dem Heer Cromwells als Feldprediger gefolgt war, aber stets seine gemäßigte friedfertige Gesinnung bewahrt hatte, hielten in Gegenwart des Königs und seiner vertrautesten Räte eine Zusammenkunft, worin 23. Okt. 1660. eine Art Kompromiß geschlossen ward, auf Grund dessen beide Religionsteile sich zu einer Lebensgemeinschaft in Friede und Eintracht verpflichten sollten. Den Anglikanern wurde zur Aufgabe gestellt, die Jurisdiktion des Episkopats zu beschränken, indem die Bischöfe gehalten sein sollten, ihre Kapitel und den Rat der Kirchenältesten zur Beteiligung herbeizuziehen, die 39 Artikel einer Revision zu unterwerfen, die Presbyterianer von dem Unterzeichnen dieser Glaubensurkunde und von dem Eid des kirchlichen Gehorsams zu entbinden und ihren Predigern einige Zeremonien (wie Kniebeugen, Zeichen des Kreuzes, Chorhemd) zu erlassen. Die Presbyterianer waren geneigt, darauf einzugehen; sie redeten sich ein, der so verbesserte Episkopat sei nicht mehr jener verderbte Prälatismus, gegen welchen sie Blut und Leben eingesetzt hatten. Einer von ihnen, Reynolds, nahm ein Bistum an. Der König wünschte, daß in die Friedensdeklaration der Grundsatz der Toleranz und Gewissensfreiheit Aufnahme fände, freilich nicht um den verhaßten puritanischen Sekten diese Wohlthat zu theil werden zu lassen, sondern eben um der Katholiken willen, denen er gleichfalls Zusagen gemacht hatte. Aber Baxter, der die Absicht durchschaute, erwiderte mit dem Eifer eines Orthodoxen, es gebe Parteien, die man dulden, und andre, die man nicht dulden könne, zu den letzteren gehörten Socinianer und Papisten. Auch die Episkopalen waren gegen den Zusatz. Denn schon erwachte auch bei ihnen wieder die Besorgnis über die katholischen Tendenzen des Hofes. Man fürchtete, die Königin-Mutter, deren nahe Rückkehr bevorstand, würde denselben frische Kräfte verleihen. Beide protestantische Parteien schienen geneigt, gegen den neuauflebenden Feind gemeinsame Sache zu machen. Unionsversuche.

Aber die Zeit war für religiöse Kompromisse nicht angethan. Eine zweite Unionskonferenz in dem Savoy-Palast blieb resultatlos; und als die königliche Deklaration vor das Parlament gebracht wurde, um mit Gesetzeskraft bekleidet zu werden, Herstellung der Staatskirche.

konnte sie nicht die Mehrheit der Stimmen erlangen. Die strengen Episkopalen meinten, die vorgeschlagenen Zugeständnisse würden die bischöfliche Gewalt schwächen und in ihrer Wirksamkeit lähmen; die Regierung gab sich wenig Mühe, eine Formel durchzusetzen, die ohne den Zusatz allgemeiner Toleranz nicht nach dem Sinne des Königs war. So wurde die Deklaration verworfen, der Grundsatz der Konformität in der alten Strenge festgehalten. Die Staatskirche wurde allmählich in alle ihre Rechte und Pfründen wieder eingesetzt; Juxon, der den König auf das Schafott begleitet hatte, erhielt den erzbischöflichen Stuhl in Canterbury und hatte in London den „weltklugen, staatsmännisch-eifrigen" Sheldon zum Nachfolger; bald waltete die Bischofsmacht wieder so unumschränkt wie früher in England. Die Episkopalverfassung wurde in Büchern als die primitive apostolische Kirchenform dargestellt, deren Lehren nicht bestritten werden dürften. Zwei Jahre später wurde die Uniformitätsakte erneuert und damit allen Staats- und Kirchendienern die Verpflichtung auferlegt, das Abendmahl nach englischem Ritus zu nehmen und die 39 Artikel zu beschwören. Infolgedessen verloren gegen zweitausend presbyterianische Geistliche ihre Stellen und sahen sich mit Weib und Kind dem Elend preisgegeben. Unter ihnen war auch Baxter, den man umsonst durch das Angebot eines Bischofsstuhles für die anglikanische Kirche zu gewinnen gesucht hatte, ein wegen seiner segensreichen Pastoralthätigkeit wie wegen seiner aufrichtigen Frömmigkeit verehrter Mann. Seine „Ewige Ruhe des Heiligen", die er einst in den Tagen schwerer Körperleiden verfaßt, und sein „Ruf an die Unbekehrten" waren Zeugnisse echt christlicher Gesinnung aus dem Schoß des gemäßigten Puritanertums.

Mai 1662.

Kirchliche Reaktion in Schottland.

Eine ähnliche reaktionäre Bewegung brach sich in Schottland Bahn. Auch hier erlangte der Royalismus mit Hilfe des leidenschaftlich erregten Volks die Oberhand über die strengen Covenanters. Der Herzog von Argyle, vom schottischen Parlament als Hochverräter erklärt, wurde hingerichtet und sein Kopf an derselben Stelle aufgepflanzt, wo einst das Haupt Montroses ausgestellt gewesen. League und Covenant wurden aufgelöst, die königliche Prärogative in der ganzen Ausdehnung früherer Zeit hergestellt, die unter dem Einfluß streng presbyterianischer Kirchenmänner gefaßten Synodalbeschlüsse mit einem Schlag für null und nichtig erklärt. Damit war auch für die Wiederaufrichtung der bischöflichen Gewalt der Boden geebnet. Auf denselben Kanzeln, wo ehedem so feurige Reden gegen Königtum und Prälatismus gehalten worden, wurde jetzt der Widerstand gegen die Rechte und Prärogative der Krone als Sünde gegen Gott verdammt, die Männer, die in der Verteidigung derselben ihr Leben eingebüßt hatten, als Märtyrer der guten Sache gepriesen.

Neue Parlamentswahl u. Krönung.

Noch im ersten Jahre, am 29. Dezember 1660, war das „Konventionsparlament" aufgelöst worden. Seine Aufgabe, England aus der Republik in die Monarchie herüberzuführen, war erfüllt. Für den regelmäßigen Gang des Staatslebens bedurfte es einer legislativen Körperschaft, die nach der altherkömmlichen Form durch königliche Ausschreiben einberufen sein mußte. Bevor noch das neue Parlament, in welchem die große Mehrheit aus Männern von entschieden hochkirchlicher Gesinnung bestand, eröffnet ward, fand die Krönung des Königs statt in den altertümlichen Formen und mit der ganzen kirchlichen Prachtentfaltung früherer Tage. Es war der letzte Akt der Restauration, die symbolische Kundgebung, daß König und Nation wieder durch heilige Bande vereinigt seien, daß Adel, Klerus und Volk wieder in alter Treue und Ergebenheit mit dem König sich verbunden hätten.

April 1661.

IV. Englische Wissenschaft und Dichtkunst im siebzehnten Jahrhundert.

In den Jahrzehnten, die wir in den obigen Blättern durchwandert haben, war die englische Nation so sehr von den politischen und kirchlichen Interessen durchdrungen, daß die geistliche und künstlerische Thätigkeit sich ihren Einflüssen nicht entziehen konnte, daß selbst in solchen Produktionen, die sonst fern vom öffentlichen Leben durch Studien und Nachdenken, durch Spekulation oder Phantasiethätigkeit ans Licht gefördert werden, die Ideenkreise, in denen sich jene aufgeregte Zeit bewegte, die Bestrebungen und Versuche jenes ringenden Geschlechts, neue Gesellschaftsformen und Vorstellungen zu schaffen, hervorleuchten und sich darin abspiegeln. Bacon von Verulam erblickte erst wie von einem hohen Berggipfel aus die heranziehenden Stürme; aber wie sein Leben die Entartung der Stuartschen Zeit und die Notwendigkeit einer Verjüngung und Sittenreform erkennen läßt, so war auch sein geistiges Schaffen der erfolgreiche Versuch, die abgelebten Gedankenformen umzustoßen und die Welt auf realistischen Grundlagen neu aufzubauen, die von früheren Geschlechtern aufgestellten Gestaltungen inneren und äußeren Lebens als Wahngebilde und Irrlichter darzulegen. Schöpfer und Urheber eines auf Wirklichkeit und Erfahrung beruhenden Systems, ist Bacon als der Fahnenträger der negativen und kritischen Geistesrichtung anzusehen, welche die ganze Stuartsche Zeit durchdrang, zersetzte und unterwühlte, um die Schäden und Gebrechen bloßzulegen und Raum für neue Lebensbedingungen zu gewinnen. — Bei Thomas Hobbes führte diese kritische und prüfende Verstandesthätigkeit zu dem Resultat, daß bei der Unfähigkeit der Zeitgenossen, neue lebenskräftige Organisationen für Staat und menschliche Gesellschaft zu erzeugen, das Bestehende als das Gute und Wahre gelten müsse, der absolute Staat und die Episkopalkirche die besten Institutionen seien. — Selbst der große mathematische Genius Englands im siebzehnten Jahrhundert, Isaak Newton, vermochte sich den religiösen und politischen Impulsen nicht ganz zu entziehen. Wenn er gleich während Karls II. Regierung sich in die Zeiten schickte, den gesteigerten Royalismus und die hochkirchliche Orthodoxie, wie sie in den ersten Jahrzehnten nach der Restauration der Stuarts die Mehrheit der englischen Nation ergriffen, durch keine Mißtöne störte, wenn er gleich, wie der sinnende Weise bei Schiller, nur im stillen Gemach bedeutende Zirkel entwarf, der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben prüfte, durch die Lüfte dem Klang, durch den Äther dem Strahl folgte und das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht suchte, so hat doch auch er auf dem von Bacon gezeigten Weg der Erfahrung und des Experiments der geistigen Welt Ideen zugeführt, welche in das reale Leben der nächsten Zukunft und in die Vorstellungskreise seiner Zeitgenossen tief eingriffen. Zwar hat er niemals den Kirchenglauben an einen allmächtigen Schöpfer Himmels

Einfluß der Zeitideen auf das Geistesleben.

und der Erden verleugnet und sogar Schriften verfaßt über die Danielschen und apokalyptischen Weissagungen, aber durch seine Entdeckung der Gravitation als allwaltenden Prinzips des Universums hat er der englischen Orthodoxie einen mächtigen Stoß versetzt und nicht wenig zu der Entwickelung der freien philosophischen Anschauungen beigetragen, die wir bald im Gegensatz und Kampf gegen die biblischen Lehren kennen lernen werden.

Noch mehr als die Wissenschaft lehnte sich die Poesie an die Gegenwart an: in ihren Hauptträgern spiegelt sich die Zeit und die ganze Parteirichtung von der ernsten wie von der satirischen Seite. Dem republikanischen Idealisten Milton erschien nach dem Untergang seiner politischen und religiösen Ideale die Welt als ein „Verlornes Paradies". Dämonische Mächte voll Bosheit, Tücke und feindseliger Gesinnung haben ihm das Reich des Schönen, Guten und Wahren durch Verführungskünste und höllische Anschläge zerstört und das Eden in eine Wildnis verwandelt, in welcher alle Erdenleiden, Krankheit und Tod, Arbeit und Not die Menschheit bedrängen. Der Versuch, die vom göttlichen Fluch getroffene Welt durch die Hoffnung auf ein „Wiedergewonnenes Paradies" zu trösten und zu erhellen, wollte dem blinden Greis nicht mehr gelingen: das wiedergefundene Paradies ist nur ein verblaßter Schatten von den Herrlichkeiten des verlornen, ohne die Reize einer ursprünglichen Natur und einer Menschheit, in der das Ebenbild Gottes strahlte. In dem Samson Agonistes, dem Jehovageweihten, der durch die götzendienerischen Philister seiner Augen und seiner Stärke beraubt in einem großartigen Vernichtungsakt sich und den Feinden den Untergang bereitet, hat Milton sein eignes Geschick in verhüllter Gestalt der Nachwelt gezeichnet. — Wie dem gewaltigen Republikaner, der die zeitgenössische Geschichte und ihre Träger und Vollbringer mit dem Maßstab der eignen Kraft maß und beurteilte, die politischen und religiösen Kämpfe als ein großartiges Ringen gigantischer und göttlicher Kräfte erschienen, so faßte sie sein Zeitgenosse Samuel Butler, der sein Leben unter den Royalisten verbracht, als das Beginnen und Thun Don Quichottischer Querköpfe auf, die gemein von Gesinnung und thöricht und lächerlich in ihren Handlungen die puritanischen und independentischen Bestrebungen zu egoistischen Zwecken mißbrauchten, und verhöhnte die Zeiterscheinungen und Parteikriege durch Entstellung der Motive und Charaktere. Sein „Hudibras" verhält sich zu der Wirklichkeit wie die Batrachomyomachie zum Trojanerkrieg. Wie sehr man immer der Kunst das Recht einräumen mag, einseitige Geistesrichtungen durch den Gegensatz zu verspotten, extreme Ausschreitungen durch die Kehrseite der Parodie zu mäßigen, auf daß die bewegenden Kräfte der Seele in einem harmonischen Gleichgewicht erhalten werden, wie psychologisch gerechtfertigt immer das Satyrspiel als Korrektiv neben dem tragischen Pathos erscheint, so kann doch auch nicht geleugnet werden, daß durch die skurrile Weise und die häßliche, oft cynische Form, in welcher im „Hudibras" weltgeschichtliche Ereignisse und großartige Tendenzen in den Rahmen lächerlicher, niedrigkomischer Bilder

gefaßt, mächtige Begebenheiten durch Schilderungen und Züge aus dem gemeinen Volksleben zu Karikaturen entstellt werden, das ästhetische Gefühl häufig verletzt wird: an die Stelle des Gefallens, das durch Witz, Humor und Ironie erzielt werden soll, tritt nicht selten Unwille und Mißbilligung über die Maßlosigkeiten der Komik. Nur eine so tiefe Abneigung gegen das puritanische Wesen und Treiben, und den frömmelnden Jargon (Cant), wie sie der Geschichtschreiber Hume in sich trug, konnte zur Bewunderung des Hudibras führen.

1. Bacon, Hobbes, Newton.

Francis Bacon, der Sohn von Sir Nikolaus Bacon, den Camden und Buchanan als „die zweite Zier des hohen Rates im britischen Reich“ bezeichnen, ragte schon in jungen Jahren durch Talent, Wißbegierde und schnelle Auffassungsgabe hervor, so daß man die größten Erwartungen von ihm hegte. Elisabeth nannte ihn ihren jungen „Lord-Siegelbewahrer“. Doch machte er, als der Tod seines Vaters ihn von Paris in die Heimat rief (1580), im Staatsdienst keine raschen Fortschritte, weil die beiden Burleigh, Vater wie Sohn, obwohl seine Verwandten, aus Eifersucht auf seine geistige Überlegenheit, wie er wohl mit Unrecht argwohnte, ihn von einem Staats- oder Hofamt fern zu halten bemüht waren. Er widmete sich dem Studium des Rechts und wurde Advokat (Barrister) in Grays Inn, mußte aber manche spöttische Bemerkung hören über „Theoretiker, die sich in philosophische Träume versenkten und vor lauter Weisheit kein praktisches Geschäft zu erledigen im stande wären“. Nach einigen Jahren wurde Bacon in das Parlament gewählt und hier entfaltete er bald dieselbe klare und mächtige Beredsamkeit, die er bereits in den Gerichten gezeigt hatte. In den wichtigsten Fragen gab seine Stimme häufig den Ausschlag. So im Jahr 1593, als es sich um Bewilligung von Subsidien behufs des spanischen Kriegs handelte. Bacon machte in seiner parlamentarischen und politischen Laufbahn den schweren Versuch, die Gunst des Volks zu erwerben, ohne der Regierung Anstoß zu geben. „Wenn ein solches Unterfangen jemand gelingen konnte,“ bemerkt Macaulay, „so mußte es ihm glücken, dem Mann mit den seltenen Talenten, mit dem frühzeitig gereiften Urteil, dem ruhigen Temperament, den einschmeichelnden Manieren.“ Bacon erreichte seinen Zweck, aber sein Charakter litt bei dem gefährlichen Spiel Schaden. Wenn er als Mann der Opposition Mißfallen erregt hatte, so suchte er durch demütige Abbitten und Unterwürfigkeit den ungünstigen Eindruck bei Hof wieder zu verwischen. So lud er den Schein der Doppelzüngigkeit auf sich. Innere Antipathie gegen die Cecils, die sein Emporkommen zu hindern suchten, führte den ehrsüchtigen Advokaten auf die Seite des Grafen Essex, und dieser schloß den talentvollen Mann in seine Freundschaft ein. Der glühende, empfängliche, zur Bewunderung alles Großen und Schönen geneigte Geist des Grafen wurde von dem Genie und den Kenntnissen Bacons angezogen. Essex bemühte sich ihm die Stelle eines obersten Kronanwalts und Generalfiskal zu verschaffen; aber Elisabeth, die ihm seine Opposition in der Subsidienfrage nicht vergessen hatte und von Burleigh gegen ihn eingenommen war, ernannte Edward Coke, den ersten Rechtsgelehrten, zu dem hohen Amt. Auch in seiner Bewerbung um die Hand der Elisabeth Hatton, einer reichen, jungen, schönen Witwe, Burleighs Enkelin, gewann ihm Coke den Rang ab, und doch hätte Bacon, ohne eignes Vermögen, ohne Amt und von Schulden gedrückt, damals mehr als je einer kräftigen Hilfe bedurft. Ein Goldschmied, dem er 300 Pfd. Sterl. schuldete, ließ ihn auf der Straße verhaften und in den Schuldturm führen.

Francis Bacon 1560—1626.

1. Sein Leben.

1594.

Auch das Amt eines Staatsprokurators, um das er sich bewarb, wurde einem andern verliehen. Um ihn zu trösten schenkte Essex dem Bekümmerten, der gerade damals (1597) seine erste Schrift, die mit so großem Beifall aufgenommenen „Essays" oder gesammelte Aufsätze veröffentlichte, ein kleines Landgut in der Nähe von Twickenham in einer so freundlichen und edlen Weise, „daß die Art wie er schenkte, wertvoller war, als die Gabe selbst". Damals war Essex der gefeierte Kriegsmann, der Günstling der Königin, und Bacon sein Freund und Vertrauter. Wenige Jahre nachher erbleichte der Glückstern des Grafen in Irland. Es heißt, Bacon habe ihn gewarnt: „Kriegsruhm und Volksgunst seien wie die Schwingen des Ikarus mit Wachs befestigt, leicht zu lösen, dann folge der jähe Sturz"; und als der ritterliche Mann bei Elisabeth in Ungnade gefallen, habe er sich Mühe gegeben, ihm die Verzeihung der Fürstin zu erwirken. Diese Angabe soll nicht bezweifelt werden; dennoch muß man in seiner Haltung gegen den Freund und Gönner, als demselben die Sonne des Glücks nicht mehr lächelte, einen Verrat an der Freundschaft, an der Pietät, an allen edlen menschlichen Gefühlen erkennen. Er ließ sich als Ankläger des gefangenen Grafen vor dem Peersgericht gebrauchen, er führte seine Anklage in einer so gehässigen Weise, indem er den des Hochverrats Beschuldigten mit Pisistratus und Heinrich von Guise zusammenstellte, daß jede Milderung des Urteils, jede Begnadigung von seiten des Thrones unmöglich ward; und als die Hinrichtung des volksbeliebten Edelmannes Mißstimmung unter der Londoner Bürgerschaft und in der ganzen Nation hervorrief, gab sich Bacon dazu her, durch seine „geschickte Feder" eine Rechtfertigungsschrift zu verfassen, wie sie die Königin wünschte. Er schrieb: „eine Darlegung der Ränke und Verrätereien, versucht und begangen durch Robert weiland Graf Essex und seine Mitschuldigen". Keine Apologie seiner Verehrer hat diesen Makel von Bacons Namen verwischen können. Er war der Königin zu keinem Dank verpflichtet und die Loyalität legte ihm keinen Dienst auf, der seinen Charakter herabsetzte. Es war der Ehrgeiz, der Durst nach Hofgunst und Einfluß, nach einträglichen Ämtern und glänzender Weltstellung, was ihn zu dem Verfahren angespornt hat. Macaulays scharfes Urteil: „Bacon war ein serviler Advokat, um ein bestechlicher Richter zu werden", kommt der Wahrheit nahe. Er war ohne Wärme des Herzens und ohne Adel der Gesinnung. — Nach dem Tod Elisabeths drängte er sich mit großem Eifer an den Nachfolger. Er scheute sich nicht, die Verwendung des Grafen von Southampton, eines Freundes und Mitangeklagten von Essex anzusprechen und dem eiteln Stuart sich durch Schmeicheleien zu empfehlen. Seine Mühe war nicht umsonst. Bei der Krönung empfing Bacon mit dreihundert andern den Ritterschlag und wurde im Laufe der Regierung dieses Königs zu hohen Ämtern und Ehrenstellen befördert. Wir wissen, daß er zuletzt zum Mitglied des geheimen Rats, zum Lord-Siegelbewahrer und zum Großkanzler emporstieg. Er hatte erreicht, wonach seine ehrgeizige Seele von Jugend auf dürstete; auch durch seine Heirat mit der Tochter eines angesehenen Stadtrats kam er in wohlhabende Verhältnisse, wenn schon die kinderlose Ehe sich nicht als eine glückliche erwiesen hat. Jakob erhob ihn zum Baron von Verulam, zum Grafen von St. Albans. Bacon war für die Gnadenerweisungen des Königs nicht undankbar. Es ist uns bekannt, wie eifrig er im Parlament stets die königlichen Interessen verfochten hat: er suchte die Kroneinkünfte zu ordnen und zu mehren; er sprach für die Realunion von Schottland und England; in der großen Streitfrage über die Rechte des Parlaments und die Prärogative der Krone trat er für die letztere ein, die Subsidienforderungen Jakobs fanden in ihm stets einen Fürsprecher; er empfahl die „freiwillige Beisteuer", zu welcher der König in seiner Geldnot seine Zuflucht nahm (1614). Dem König zu Gefallen billigte er die Verfolgung puritanischer Geistlichen, in dem Hochverratsprozeß gegen Edmund Peacham stimmte er für die

Verurteilung. Bei dieser Gelegenheit trug er den verhängnisvollen Sieg über seinen Rivalen Coke davon, dessen Feindschaft ihm so gefährlich werden sollte. Und wie Bacon in dem „großen Ausgleich" zwischen Krone und Parlament über Rechtsansprüche und Subsidienbewilligung auf seiten des Königs stand, so in den politischen Fragen auf seiten Buckinghams, dessen Thun und Lassen er mit den Waffen seiner Jurisprudenz und Beredsamkeit zu rechtfertigen suchte. Der Haß des Volks gegen den königlichen Günstling ging auch auf den Lord-Kanzler über und schärfte die Wachsamkeit seiner Gegner. Wir haben oben seiner Anklage wegen Bestechung und Amtsmißbrauchs gedacht. Er gestand seine Schuld ein. Vom Krankenlager aus richtete er an die Lords des Oberhauses, die über den Kollegen die Untersuchung zu führen hatten, die schriftliche Bitte, „Barmherzigkeit zu haben mit einem gebrochenen Rohr". Seine Strafe und sein Ausgang sind uns bekannt (S. 102). Ohne sich zu verteidigen hat er sich dem Strafurteil unterworfen im Vertrauen auf die Gnade des Königs. Diese wurde ihm auch, wie wir gesehen haben, zu teil, doch kehrte er nicht wieder in das öffentliche Leben zurück. Er widmete die letzten Jahre den wissenschaftlichen Studien. Über seine Schuld ist das Urteil der Welt verschieden: er selbst hat wohl zugegeben, daß er während seines richterlichen Amtes Geschenke angenommen, aber in Abrede gestellt, daß er je für Geld Urteile gefällt, Dokumente ausgeliefert, geistliche Ämter verkauft habe. Bacon war mehr ein schwacher als ein schlechter Mann, es fehlte ihm an edler Gesinnung und an moralischem Mut. „Zu seiner Charakterschwäche", bemerkt Kuno Fischer, „kam die Verschwendung, die Neigung zur Pracht, die Freigebigkeit aus Prunksucht, lauter Fehler seiner Natur, denen er aus Liebe zum Schein, um ihrer glänzenden Außenseite willen, unbekümmert nachgab. Er lebte großartig in Yorkhouse, umgab sich in seinem Landhause in Gorhambury mit einer förmlichen Hofhaltung, baute mit einem Aufwand von 10,000 Pfd. Verulamhouse; seine Diener hatten die kostbarsten Livreen und besaßen Wagen und Pferde." Ohne seine Schuld und Amtsvergehen in Abrede zu stellen, die übrigens zu jener Zeit allgemein waren, ist Kuno Fischer der Ansicht, daß der Lord-Kanzler das Opfer eines politischen Tendenzprozesses gewesen sei. „Er war in die Mitte gedrängt zwischen zwei einander entgegengesetzte Mächte, die ihn aufrieben: König und Hofpartei auf der einen, Parlament und Volkspartei auf der andern Seite; von dieser wurde er gestürzt, von jener geopfert."

Wenngleich, wie Dahlmann sagt, „Bacons europäischer Ruhm in den schmutzigen Gewässern Buckinghams scheiterte", so strahlt sein Name um so glänzender in den Annalen der Wissenschaft. Sein Ruhm als Schriftsteller und philosophischer Forscher „war in sich selbst so wohl begründet, daß er keinen Schaden litt, als Bacons bürgerlicher Ruf zu Grunde ging". Wenn man bei jedem Schriftsteller eine gewisse Übereinstimmung zwischen seiner wissenschaftlichen Geistesrichtung und seiner persönlichen Gemütsart voraussetzen darf, so wird man leicht begreifen, daß Bacons wissenschaftliche Denkweise, wie wir sie aus seinen zahlreichen Schriften erkennen, von den erwähnten, im Laufe der Zeit vielfach vermehrten „Essays" bis zu seinen letzten Hauptwerken, dem „Novum Organon" oder Methodik (1620) und den neun Büchern „über den Wert und die Vermehrung der Wissenschaften" (1623), die Verwertung der geistigen Produkte für das praktische und reale Leben zum Ziel haben mußte, daß das Nützlichkeitsprinzip den Leitstern seiner Forschungen gebildet, daß die „große Erneuerung der Wissenschaft" (Instauratio magna) wie er seine Gesamtwerke zusammenfassend bezeichnete, eine gänzliche Reform der geistigen Richtungen und Thätigkeiten sowohl dem Inhalt als der Form und Methode nach zum Zweck gehabt haben wird. Und so ist es auch. Bacon brach die Bahn und zeigte den Weg, wie die Wissenschaft aus der Unfruchtbarkeit und Nichtigkeit der bisherigen Systeme zu einem gesunden, für das

2. Bacons Lehrsystem und Werke.

menschliche Dasein nutzbringenden Realismus geführt werden müsse. Mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet und den klaren Forscherblick auf das Reale und Praktische gerichtet, suchte er die Wissenschaft nicht in den engen Zellen des menschlichen Geistes, sondern in dem weiten Reich der Welt. Im Gegensatz zu den scholastischen Spekulationen des Mittelalters richtete Bacon sein Denken auf große praktische Zwecke, er fand die Wissenschaft losgetrennt von dem Weltleben und will sie mit diesem in eine neue und fruchtbare Verbindung setzen. Sein Grundsatz war, daß der Mensch nur so viel vermöge als er wisse, daß Können und Wissen, Wissenschaft und Macht zusammenfallen; sein Zweck, die Wissenschaft mit nützlichen, anwendbaren Kenntnissen zu bereichern, durch welche der Mensch die Herrschaft über die Dinge erlange; seine Methode, an der Hand der Erfahrung, durch Induktion vermittelst künstlich und methodisch angestellter Experimente, durch analytische Zersetzung der einzelnen Glieder und Bestandteile der Erscheinungswelt die Wahrheit zu erforschen, eine „Methode der Interpretation" im Gegensatz zu der alten synthetischen „Methode der Antizipationen". Von dem Satz ausgehend: „die Wahrheit ist die Tochter der Zeit", will Bacon auf Grund der neuern Erfindungen ein weiteres Reich der Erfindung aufschließen, wie Kolumbus einen neuen Erdteil. Das Mittel und den einzig richtigen Weg dazu sieht er, wie er in seinem zweiten Hauptwerk, dem „Novum Organon" ausführt, in der reinen Erfahrung vermöge der experimentierenden Naturbeobachtung, nach Abstreifung aller „Idole", aller Trugbilder, Täuschungen, Vorurteile, die wie Irrlichter von der wahren Bahn ablenken. „Von den Sinneswahrnehmungen beginnt der Weg der Induktion, der durch Beobachtungen und Versuche zur Erkenntnis der Gesetze und durch deren Anwendung zu den Erfindungen führen soll, die das Reich und die Herrschaft des Menschen erweitern." Im Gegensatz zu der formalen Philosophie, die an Aristoteles angelehnt bisher das Denken beherrschte, geht Bacon von der Erkenntnis der Natur aus, die er „die Mutter aller Wissenschaften" nennt. Nach dieser induktiven und analytischen Methode unterwirft er alle Seiten des geistigen Lebens dem kritischen und prüfenden Verstand. In dem encyklopädischen Grundriß, dem er den Titel „vom Wert und von der Vermehrung der Wissenschaften" gab, verteidigt er zuerst die Wissenschaft gegen ihre Verdächtiger und Gegner, besonders die Theologen und Staatsmänner, und sucht dann die menschlichen Kenntnisse nach den verschiedenen Geisteskräften, die dabei thätig sind, Gedächtnis, Phantasie, Vernunft, zu ordnen und so eine encyklopädische Tafel, oder einen allgemeinen Stammbaum aller Wissenschaften herzustellen. „Das ganze Gebiet der Wissenschaft wird ausgemessen, in seine verschiedenen Reiche geteilt, die Gegenden gezeigt und bezeichnet, die noch brach liegen und angebaut werden sollen." Die in dieser Encyklopädie in allgemeinen Grundrissen übersichtlich behandelten Wissenszweige: 1. Kosmologie als Naturphilosophie und Anthropologie gefaßt, 2. Weltbeschreibung in ihrer geschichtlichen und litterargeschichtlichen Erscheinung, 3. die logischen Künste mit ihren Unterabteilungen, 4. sittliche Geisteskultur oder Ethik in ausgedehntem Sinne wurden durch einzelne monographische Schriften ergänzt und ausgeführt. So hat er in der Abhandlung: Von der Weisheit der Alten, die Mythen allegorisch zu deuten gesucht als Parabeln und Gleichnisse, ohne Sinn für die geschichtliche und religiöse Grundlage. In der „Geschichte Heinrichs VII.", dem Anfang eines umfassenderen aber nicht zur Ausführung gekommenen Geschichtswerks über das Zeitalter der Tudors, suchte er einer nationalen Historiographie den Weg zu bahnen. Nach seinem Tod erschienen die Schriften „Silva Silvarum", naturgeschichtlichen Inhalts, die „Nova Atlantis", eine Allegorie von poetischem Schwung, und andre philosophische Abhandlungen. Wie die beiden großen Werke, die Encyklopädie und das Organon dem König Jakob I. gewidmet waren, so diese dem Nachfolger Karl I — In allen diesen Schriften, die

meistens in lateinischer Sprache verfaßt oder, wo die Landessprache angewendet ward, ins Lateinische übersetzt sind, gibt sich ein fruchtbarer, durch Kühnheit der Gedanken, durch Ideenreichtum, durch seltene Kombinationsgabe, logische Klarheit und Verstandesschärfe hervorragender Geist kund. Hat Bacon auch nicht überall durchschlagende Wahrheiten aufgestellt, ließ ihn auch der Mangel des sittlichen Geistes nicht zur Erkenntnis und rechten Würdigung der idealen Gebiete und Güter gelangen, hat er in seiner „Poetik“ einen niedrigen Standpunkt eingenommen, indem er für die aus der Tiefe des Gemütslebens hervorströmende lyrische Dichtung kein Verständnis zeigt, die Poesie „nur als Spiegel der Welt, nicht als Spiegel der menschlichen Seele, nur als Abbild der Geschichte, nicht als Abbild des eignen Gemüts“ auffaßt, ist er auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaft, obwohl er dieselbe allem andern Wissen voranstellte, selbst unfruchtbar geblieben, indem keine Entdeckung von Wichtigkeit sich an seinen Namen knüpft, so hat er doch zuerst versucht „das Gewirr auf dem Gebiet der Wissenschaft mit selbständiger Kraft zu durchbrechen“ und die gesamte Erkenntnis mit gesetzgeberischer Strenge in eine systematische Einheit und logische Ordnung zu bringen, so hat er doch zuerst den richtigen Weg gezeigt, auf dem allein eine Naturphilosophie zu wahren und praktischen Resultaten gelangen kann, und ist dadurch der Tonangeber und Urheber der ganzen neuern Erfahrungsphilosophie geworden. Wenn ein Naturforscher unsrer Zeit (Liebig), von dem Vorurteil ausgehend, daß aus dem völlig sittlichen Unwert von Bacons Charakter auf den ebenso großen Unwert seiner Leistungen geschlossen werden müsse, vom Standpunkt der empirischen Naturforschung aus Bacons Verdienste um die Naturwissenschaft herabgesetzt, seine Methode als unfruchtbar, als die Versuche eines Dilettanten bezeichnet hat, so ist dieser Angriff durch sachliche Gründe von K. Fischer zurückgewiesen worden. „Bacon hat die Natur und den Wert der auf Beobachtung und Experiment gegründeten Erfahrungen, der auf solche Erfahrung gegründeten Erfindung so hell und nachhaltig erleuchtet, er hat diese Aufgaben dergestalt in den Mittelpunkt der Philosophie gerückt, daß die Nachwelt bei allen großen in dieser Richtung fortwirkenden Impulsen sich nach ihm umsieht.“ Durch den Grundsatz, daß alle Erkenntnis von der Erfahrung ausgehe, diese auf den sinnlichen Wahrnehmungen, der Sensualität, beruhe, ist Bacon der Vater der sensualistischen und empirischen Philosophie geworden, die über ein Jahrhundert in England und Frankreich die Herrschaft hatte.

Von Bacons Erfahrungswissenschaft angeregt, wendete sein Landsmann und jüngerer Zeitgenosse **Thomas Hobbes**, der während der Bürgerkriege und der Republik einen großen Teil seines Lebens in Frankreich zubrachte, vielfach im Verkehr mit dem Hof Karls II., seinen forschenden Geist den großen politischen und religiösen Zeitfragen zu und suchte in einer Reihe von Schriften, unter denen der „Leviathan oder über die Materie, Form und Gewalt des kirchlichen und bürgerlichen Staats“ die bedeutendste war, das Wesen und die Beschaffenheit der Staatsgesellschaft und die Stellung des Menschen zu den öffentlichen Gewalten zu ergründen. Als die Levellers das Eigentum für den Ursprung alles Übels erklärten, fand Hobbes, daß die Gemeinschaft der Güter eine Auflösung hervorbringen würde, welche das größte Unglück wäre, das die natürlichen Dinge treffen könnte. Von dieser Annahme gelangte er zu der Ansicht, „daß die Sicherheit des Eigentums und die Ausübung der Gerechtigkeit, welche sich über Mein und Dein erstreckt, eine feste Herrschaft, die Vereinigung der Gewalt in **einer** Hand notwendig mache“. Er warf sich die Frage auf: „wie muß der Staat beschaffen sein, um dem Ungeheuer der Rebellion, das ihn verschlingt, den Fuß dergestalt auf den Nacken zu setzen, daß es sich nicht mehr rührt? Ungeheuer will durch Ungeheuer vertilgt oder beherrscht sein, der Drache durch den Leviathan.

Hobbes 1588—1679.

Daher soll nach ihm der Staat und sein Oberhaupt alle Macht haben; er soll in seinem Gebiet allmächtig sein, ein „sterblicher Gott“, er soll es sein nicht im Widerstreit, sondern im Einklang mit dem Naturgesetz“. So läßt Hobbes, nach Rousseaus sarkastischer Bemerkung, die Menschen aus dem Naturzustand in den Staat fliehen, „wie die griechischen Helden in die Höhle des Cyklopen“. Diese Auffassung von dem monarchischen Staat sagte den Männern der Reaktion sehr zu, daher auch Hobbes nach der Restauration ein Jahrgehalt vom Hofe erhielt. Dennoch war sein philosophischer Standpunkt keineswegs nach dem Sinne der royalistisch-episkopalen Theoretiker. Wie Bacon setzte auch Hobbes die Natur und die sinnliche Körperwelt als das Ursprüngliche; da aber der daraus entspringende Naturzustand einen Krieg aller gegen alle bedinge, so sei es notwendig, mit Hilfe der Vernunft zur Sicherheit des Lebens und zur Erhaltung des Eigentums jenem Elend des Naturzustandes Schranken zu setzen und durch Vertrag und Übereinkunft die Staatsgesellschaft zu gründen, in Übereinstimmung mit den Naturrechten und dem Sittengesetz. Die gegenseitige Furcht der Menschen und der Selbsterhaltungstrieb, „der Kampf ums Dasein“ wie man heutzutage sagen würde, sind ihm somit die Grundbedingungen des Staats. Von dem göttlichen Heiligenschein, womit die hochkirchlichen und aristokratischen Ultras in ihren theokratischen Vorstellungen das Königtum zu umgeben trachteten, ist in seiner Argumentation keine Spur. Soll der durch Rechtsübertragung geschaffene Zustand des Friedens und der Ordnung unerschütterlich feststehen, wird dann weiter bewiesen, „so muß infolge des Vertrags eine Gewalt errichtet werden, die alle Macht und alles Recht in sich vereinigt, die unbedingt herrscht, der die Einzelnen unbedingt gehorchen. Diese Gewalt ist der Herrscher, der Souverän, der Staat, in dem alle vereinigt sind, wie vorher im Naturzustand alle getrennt waren; diese Vereinigung aller ist die Gesellschaft, das Gemeinwesen, das Volk. Staat, Souverän, Volk sind daher nach Hobbes identische Begriffe. Dem Staat gegenüber gibt es nur Unterthanen, er allein herrscht, er allein ist frei, die andern gehorchen, sie müssen thun was die Gesetze befehlen, ihre Freiheit besteht nur in dem, was die Gesetze nicht verbieten. Die Staatsgewalt ist absolut, sie teilen oder beschränken heißt sie in Frage stellen, oder die Gefahr des Naturzustandes erneuern. Nur die absolut-monarchische Staatsgewalt ist die richtige, weil sie allein die Selbsterhaltung des Staats verbürgt und sichert. So kommt Hobbes dazu, aus dem Naturgesetz das absolute Königtum zu begründen“. Nach ihm hat in dem normalen Staat der Ausspruch Ludwigs XIV., „der Staat bin ich“, vollkommene Berechtigung. Von seinem naturalistischen Standpunkt aus kämpft er mit demselben Eifer wie Bacon gegen Aristoteles und die Staatslehrer des Altertums, welche im Staat einen sittlichen Organismus erkennen wollten, der unabhängig von der Form seine Berechtigung und Autonomie in sich selbst trage, gegen die hierarchischen und feudalen Ordnungen des Mittelalters, welche auf einer Trennung von Staat und Kirche und auf einer Teilung der Staatsgewalten selbst beruhten, gegen den Repräsentativstaat der neuen Zeit. Das Naturgesetz, das zum absolut-monarchischen Staat führt, ist nach Hobbes gleichbedeutend mit dem „Willen Gottes“, der religiösen Vorstellungsweise; beide gipfeln in der Doktrin von einem „absoluten Königtum von Gottes Gnaden“. Aber auch hier bewährte sich der Satz: wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Dieses Aufgehen der kirchlichen und geistlichen Gewalt in der Allmacht des weltlichen Herrschers, diese Unterordnung des religiösen Prinzips unter das Naturgesetz, das Ignoriren der Offenbarung in der Heil. Schrift als Urgrund eines „Reiches Gottes“ war keineswegs nach dem Sinn der anglikanischen Hierarchie: daß Hobbes die Religion von derselben Furcht vor dem Elend des Naturzustandes oder dem natürlichen Erkenntnistrieb her-

leitete, sie für eine Staatseinrichtung, für ein wirksames Mittel der bürgerlichen Ordnung in der Hand des Herrschers ausgab, die Kirche mit ihren Kultus- und Glaubensformen als Menschenwerk, als bloße Dienerin des Staats und Gehilfin des weltlichen Oberhauptes anerkannt wissen wollte, die Gottheit als die uns verborgene erste Ursache der Bewegung erklärte, die Begriffe von Gut und Böse nicht auf das menschliche Gewissen, sondern auf das bürgerliche Gesetz zurückführte, das stimmte nicht zu dem orthodoxen Lehrsystem der englischen Kirche. Seine Ansichten wurden als irreligiös und dem christlichen Gottesglauben widerstrebend angegriffen; sein „Leviathan" wurde vom Parlament verdammt; er selbst sah sich genötigt in einer eignen Verteidigungsschrift den Antrag seiner Gegner, ihn als Atheisten zu bestrafen, zu bekämpfen.

Kaum ein Jahr war seit dem Tod Galileis verflossen, als in England, in dem Dorf Woolthorpe in Lincolnshire, der Erbe seiner großen Ideen **Isaak Newton** geboren wurde (25. Dez. 1642). In der That sind es die grundlegenden Gedanken Galileis, die Hilfsmittel einer vorurteilsfreien Forschung in den Naturerscheinungen, auf welchen mit Zuziehung des reichen Materials, das Kepler geschaffen hatte, Newton seinen Ruhm auferbaute. — Galilei hatte gelehrt, Forderungen des rechnenden Verstandes mit sorgfältig beobachteten Thatsachen in Einklang zu setzen, ja durch Galilei war erst der Forschung diese Aufgabe gestellt worden, die von den wenigsten seiner Zeitgenossen begriffen wurde. Kepler hatte die Gesetze der Planetenbewegung kennen gelehrt, und so erwuchs dem forschenden Geist die große Aufgabe, diese Bewegungen der Himmelskörper mit den allgemeinen Gesetzen jeder Bewegung zu verknüpfen, die verborgenen Ursachen dieser Vorgänge aufzudecken und die Notwendigkeit der Erscheinungen aus den Ursachen zu erkennen. Kepler erfaßte diese Aufgabe als eine der Anstrengung des menschlichen Geistes würdige. Der größten Zahl der Zeitgenossen ging das Verständnis für die Frage ab; sie begnügten sich teils mit religiösen, teils mit philosophischen Spekulationen allgemeiner Natur, ohne die Prüfung der Richtigkeit an der Erfahrung anzustellen oder die Übereinstimmung mit den Thatsachen nur zu verlangen. Newton stellte sich die Frage und löste sie mit dem glänzendsten Erfolg.

Isaak Newton 1642—1727.

Isaak Newton war der nachgeborne Sohn eines kleinen Gutsbesitzers, und erhielt von seiner Mutter, die in bescheidenen, wenn auch nicht gerade dürftigen Umständen lebte, eine verhältnismäßig gute Jugenderziehung. Da er zu praktischer Beschäftigung wenig Geschick, dagegen einen unwiderstehlichen Hang zum Studium und stillem Nachsinnen zeigte, wurde er in seinem 18. Jahr auf die Universität Cambridge geschickt, wo er sich während sechs Jahre mit dem größten Eifer dem Studium der Mathematik hingab und bald bis in die tiefsten Tiefen der damals bekannten Teile dieser Wissenschaft vordrang. In seinem 26. Jahre erhielt er die bescheidene Stelle eines Professors der Mathematik in Cambridge, die er während 27 Jahren versah. In diese Zeit fällt der größte Teil seiner wissenschaftlichen Leistungen. Im Jahr 1689 war er Mitglied des Parlaments, welches der Herrschaft der Stuarts ein Ende machte, und erhielt später die Stelle eines Vorstehers der Münze in London. Dort verlebte er noch 32 Jahre unter günstigen Umständen, in engem wissenschaftlichen und geselligen Verkehr mit den bedeutendsten Männern, hochgeehrt von seinen Zeitgenossen, umgeben von einem feingebildeten, wissenschaftlich angeregten Kreis von Freunden und Bekannten, in Gesellschaft seiner schönen und geistreichen Nichte, Miß Barton, später Madame Conduct, Voltaires Freundin. Als hochbetagter Greis starb er am 20. März 1727.

Newtons Leben.

Schon bei Beginn seiner wissenschaftlichen Arbeiten hatte sich Newton ein Hilfsmittel der Rechnung geschaffen, das er **Fluxionskalkül** nannte, und das im wesentlichen mit Leibnizens Infinitesimalrechnung übereinstimmte. Lange hat Newton

Fluxionskalkül.

dieses Hilfsmittel zur Lösung neuer und schwieriger Probleme nicht bekannt gemacht. Er wandte es bei seinen Entdeckungen an, und suchte dann die gefundenen Resultate, wenn auch oft mühselig durch die alten Hilfsmittel zu beweisen. Erst als Leibnizens verwandte Entdeckung bekannt geworden und mit deren Hilfe in Deutschland Errungenschaften gewonnen worden waren, deren wir noch an einem andern Orte gedenken werden, sah sich auch Newton veranlaßt, seine Methode zu veröffentlichen. Daraus ist ein Zankapfel zwischen deutschen und englischen Gelehrten erwachsen, der eine lange nachwirkende Mißstimmung erzeugte.

Optik. Die große Aufgabe Newtons war, die mannigfaltigen Vorgänge der Natur aus ihren Ursachen, aus dem Zusammenwirken der Naturkräfte als notwendig zu erkennen. Das Mittel zur Lösung dieser Aufgabe konnte kein andres sein, als eine ausgedehnte Anwendung mathematischer Schlußfolgerungen. Diese waren mit den alten Hilfsmitteln in dem erstrebten Maße nicht möglich, und so führten Newton die Forderungen der Naturforschung zu der großartigen Erweiterung der Mathematik. Er machte zuerst den kühnen Versuch einer mechanischen Naturerklärung auf einem Gebiet, welches die feinsten und verborgensten Hilfsmittel zu erfordern schien, in der Optik. Alle die mannigfaltigen Lichterscheinungen, deren Kenntnis durch Newtons Beobachtungen und Versuche vielfach erweitert wurde, sollten erklärt werden aus einem einheitlichen einfachen Prinzip, durch Anwendung der Grundsätze der Mechanik. Newton betrachtete das Licht als einen äußerst feinen Stoff, dessen Bewegung den Gesetzen der Mechanik unterworfen sein sollte. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn hat er in seiner Optik ein Gebäude aufgeführt, eine Theorie der Lichterscheinungen entwickelt, die lange Zeit die herrschende und allgemein anerkannte war. In neuerer Zeit freilich hat man erkannt, daß nicht alle Erscheinungen auf diesem Wege ihre befriedigende Erklärung finden, und so kehrte man mit gutem Erfolg zurück zu der schon von Huyghens ausgesprochenen Ansicht, daß die Lichterscheinungen durch wellenartige Bewegungen hervorgebracht würden. Es ist bekannt, mit welcher Erbitterung Goethe gegen Newtons Ansicht auftrat, eine Erbitterung, die indessen kaum gerechtfertigt erscheint, wenn man den mehr ästhetischen, dichterischen Standpunkt Goethes mit der nüchternen objektiven Naturforschung Newtons vergleicht.

Gravitationstheorie. Ungleich folgenschwerer ist die andre Entdeckung Newtons gewesen, die sich auf die Ursache der Planetenbewegung bezieht. Wir haben erwähnt, daß bereits Kepler in der Sonne nicht nur den geometrischen Mittelpunkt, um den die Planeten kreisen, sondern die wirkende Ursache, das treibende Agens erblickte. Newton hat, um seinem Drang nach einer mechanischen Erklärung der Erscheinungen zu genügen, auf diesen Gedanken zurückgegriffen. Er machte den Versuch, die durch genaue Beobachtungen über jeden Zweifel erhabenen Keplerschen Gesetze aus der Voraussetzung einer anziehenden Kraft als notwendig herzuleiten, und so die Gesetze des deutschen Gelehrten aus bloßen Erfahrungsthatsachen zu notwendigen Forderungen der menschlichen Vernunft zu erheben, die überall ihre Gültigkeit behaupten müssen, wo Massen aufeinander wirken. Und dieser Versuch gelang vollständig. Newton erkannte das Gesetz, welchem die Wirkungen aller Massen gehorchen und aus dem alle beobachteten Thatsachen als notwendige Folgerungen fließen. Aber noch mehr; er erkannte, daß diese Wirkung keine andre sei, als die längstbekannte Schwere, welche den fallenden Stein der Erde zuführt. Und so hat er die so geheimnisvoll erscheinende Ursache der Planetenbewegung zurückgeleitet auf die freilich nicht minder rätselhafte, aber durch die alltägliche Beobachtung bekannte und vertraute Schwerkraft. Newton wies die gegenseitige Anziehung als eine allgemeine Eigenschaft aller Massen nach, und aus diesem einfachen Grundsatz folgen durch logische Schlüsse die vielverschlungenen Vor-

gänge der Natur bis in ihre kleinsten Einzelheiten mit Notwendigkeit. Newton blieb nicht dabei stehen, diesen Gedanken als Vermutung auszusprechen. Sein erstes Geschäft war, nachdem er einmal den großen Gedanken gefaßt hatte, denselben auf das schärffte zu prüfen. Der erste Versuch dieser Prüfung, der an der Bewegung des Mondes angestellt war, mißlang; die thatsächliche Bewegung des Mondes war eine andre als sie nach den Rechnungen Newtons hätte sein müssen, wenn seine Voraussetzungen die richtigen gewesen wären; und Newton glaubte, darin eine Widerlegung seines großen Gedankens von der Gravitation zu sehen. Da ward ihm die Kunde von einer neuen in Frankreich angestellten Gradmessung, welche gelehrt hatte, daß der Durchmesser der Erde erheblich größer sei, als man bis dahin allgemein angenommen hatte; nun erneuerte Newton seinen Versuch und es zeigte sich, daß nicht die Unrichtigkeit des Grundgedankens, sondern nur die falsche Annahme über die Größe der Erde die Ursache war, daß die Rechnung ein andres Resultat ergeben hatte als die Beobachtung. Damit war nun die Richtigkeit seiner Entdeckung der allgemeinen Schwere bewiesen; es war das allgemeine Naturgesetz gefunden, welches in den entferntesten Räumen des Weltalls die Bewegung der Himmelskörper beherrscht, ebenso wie es das Fallen des Steines an der Oberfläche der Erde bedingt.

Es ist hier nicht der Ort, zu schildern, wie es seit Newtons Zeit die fast ausschließliche Aufgabe der Astronomie gewesen ist, das allgemeine Gesetz zu bewahrheiten bis in die kleinsten Einzelheiten, bis zu den geringsten Unregelmäßigkeiten, von denen uns das durch die trefflichsten Instrumente geschärfte Auge Rechenschaft gibt. Überall löften sich die verworrensten und scheinbar regellosesten Bewegungserscheinungen in notwendige Folgerungen des Grundgesetzes auf. So beherrscht der Geist Newtons nicht bloß die Astronomie, sondern die Naturwissenschaft der Folgezeit überhaupt. Seine Entdeckungen haben die Naturforschung hingewiesen auf ihre eigentliche Aufgabe, auf das Ziel, welches die Wissenschaft ohne einen schweren Rückschritt nie wieder aus dem Auge verlieren kann. Es ist seitdem als die Aufgabe der Naturforschung erkannt worden, die mannigfaltigen dunkeln Vorgänge der Natur zu begreifen als notwendige Folgen einfacher Ursachen. In einem der wichtigsten Zweige ist dieses Ziel durch Newtons große Schöpfung erreicht. Und wie weit auch die Naturforschung noch von der Erfüllung ihrer Aufgabe entfernt sein mag, die Aufgabe ist gestellt, und das Ziel klar und bestimmt ins Auge gefaßt. Ist es ja doch, nach Lessings Ausspruch nicht sowohl der volle Besitz der Wahrheit, der dem Menschen nie zu teil wird, als vielmehr das Bewußtsein eines treuen und redlichen Strebens nach derselben, was Glück und Befriedigung gewährt.

Resultate.

2. John Milton und Samuel Butler.

„Wie Hobbes den Geist der Restauration repräsentiert," urteilt Weingarten, „so Milton den Genius der Cromwellschen Republik. Kaum können die Gegensätze der Zeiten schärfer hervortreten, als es in diesen beiden Männern geschah. Milton der Prophet des Idealismus, der Zukunft und der Ewigkeit zugewendet, Hobbes in seinem Materialismus der pessimistische Apologet einer jeden Gegenwart. Nach Milton der Mensch ein Organ des Heil. Geistes, nach Hobbes nur das vornehmste unter den Tieren, eine Maschine und ein Automat, der durch Sprungfedern und Räder in Bewegung gesetzt wird. Nach Milton nichts Edleres als der Geist; Hobbes leugnet den Geist und die Geister; er glaubt nur was er mit den fünf Sinnen wahrnimmt; der Geist ist ihm nur ein Körper oder ein Phantasma, wie die Engel Wolken. In die

Milton. 1608—1674.

sittliche Freiheit setzt Milton die Würde des Menschen, Hobbes leugnet die Freiheit und unterwirft den Menschen der unbedingten Gewalt des Fatums und des Staats. Nach Milton ist die Wahrheit eins mit der Gemeinschaft mit Gott und Christus, nach Hobbes das größtmögliche Wohlbefinden eines jeden Einzelnen der höchste Weltzweck."

1. Miltons Leben und Jugendgedichte.

Wir sind dem mutigen Mann, dem begeisterten Herold der politischen und religiösen Freiheit, dem Verfechter der Volkssouveränität und der Menschenrechte in den obigen Blättern öfters begegnet. Geboren in London am 9. Dezember 1608 von ehrbaren bürgerlichen Eltern — der Vater war Notar, die Mutter soll eine nahe Verwandte des Staatsrats Bradshaw gewesen sein — erhielt John Milton eine gute Erziehung, die, unterstützt durch eignen Fleiß, Talent und Wißbegierde, ihn so rasch in den Sprachen und in der Weisheit des Altertums förderte, daß er schon als sechzehnjähriger Jüngling die Universität Cambridge besuchen konnte (1624). Hier widmete er sich sieben Jahre lang mit eifrigem Streben den verschiedenartigsten Studien und that schon während dieser Zeit seine lyrisch-musikalische Begabung kund in einer „Ode auf die Geburt Christi", einem Hymnus in englischer Sprache von pindarischem Schwung, der die religiöse Innigkeit eines von puritanischer Frömmigkeit erfüllten Gemüts erkennen läßt. Von ernster Natur und Sitte hielt er sich fern von jeder Sinnenlust; für die heitere Seite des Lebens zeigte er schon in der Jugend wenig Sinn und Empfänglichkeit. Von dem Vorhaben, in die Dienste der Kirche zu treten, stand Milton bald ab; er konnte sich nicht entschließen den vorgeschriebenen Religionseid zu leisten. Als er im Jahr 1632 die Universitätsstadt verließ, um auf dem schönen Landsitz seines Vaters nicht fern von Windsor einige Jahre in wissenschaftlicher Muße zu verbringen, war er den Besten seiner Zeitgenossen an Kenntnissen ebenbürtig. In dieser glücklichen Lebensperiode wandte er seinen dichterischen Genius, den er bisher meistens auf lyrische Erzeugnisse im Geist und in der Sprache des römischen Altertums gerichtet, der heimischen Poesie zu. Die beschreibenden Gedichte „l'Allegro„ und „il Penseroso" legen Zeugnis ab von der heiteren Stimmung, welche die ihn umgebende Natur in ihm erweckte, wie von den ernsten Betrachtungen und Gedanken, zu denen er über die Freuden und Genüsse der Welt hinweg emporstieg. Immer mehr trägt die christlich-puritanische Denk- und Empfindungsweise in seiner Seele den Sieg davon über die reiche Welt der Schönheit des Altertums, „die lockenden Gesänge der Nymphen müssen verstummen vor den feierlichen Harfen-Chören der Seraphim". In die Elegie „Lycidas", ein Klagelied auf einen im Schiffbruch umgekommenen Universitätsfreund, das er einem dorischen Schäfer in den Mund legt, flicht er Zornreden ein „wider die ungetreuen Hirten, welche Gottes Herde verwahrlosen". Wir wissen, wie sehr damals der Hof und die vornehme Welt an Maskenspielen, an dramatischen Vorstellungen, an den Erzeugnissen lüsterner und unzüchtiger Bühnendichtung Gefallen fand. Dieser Richtung trat Milton entgegen mit einem Maskenspiel „Comus", worin der puritanische Poet in einem phantastischen Nachtstück den Sieg der Keuschheit über die Versuchung, der jungfräulichen Sittsamkeit über die zu sündiger Weltlust verlockenden Geister vorführt. Schon war Miltons Dichterruhm über den Kanal gedrungen, als er im Jahr 1638 nach dem Tod seiner Mutter eine Reise nach Italien antrat. Er eilte über Paris, wo er mit Hugo Grotius (XI, 665 f.) verkehrte, dem gelehrten Polyhistor, dessen religiöse Tragödie „Adamus exul" ihm in der Folge manches brauchbare Element für sein „Verlornes Paradies" geliefert hat, nach dem gepriesenen Land der Kunst, wohin ihn Sehnsucht und Wißbegierde zogen, dessen Sprache er sich bereits so sehr zu eigen gemacht, daß er sogar italienische Sonette und Kanzonen dichtete. Ein Jahr und drei Monate verweilte Milton in den kunstreichen Städten der Apenninischen Halbinsel, am meisten in Florenz, gefeiert von den Dichtern und

Gelehrten, welche noch an dem litterarischen Ruhm vergangener Tage zehrten und den Spuren Tassos nachgingen. Auch mit Galilei, dem Märtyrer der Wahrheit, kam Milton in Verbindung, nicht ahnend, daß das Los des blinden Greises auch ihm einst zu teil werden würde. Zweimal besuchte er Rom, die Stadt des „dreifachen Tyrannen", und machte kein Hehl aus seinem Abscheu gegen Papsttum und Jesuiten.

Er wollte auch Athen besuchen, aber die Nachricht von den religiös-politischen Kämpfen in seiner Heimat bewog ihn zur Umkehr, „denn er hielt es für unwürdig, zum Vergnügen im Ausland umherzureisen, während seine Mitbürger zu Hause für die Freiheit kämpften". Er kehrte über Venedig und Genf nach London zurück, wo er bald in den Strudel des kämpfenden Lebens sich stürzte. Wir haben Miltons Stellung zu den großen Zeitfragen und Ereignissen, welche während der zwei Jahrzehnte nach seiner Ankunft in England das historische Leben durchdrangen und gestalteten, in früheren Blättern kennen gelernt: in einer Reihe von Flugschriften hat er alle Erscheinungen des Tages, alle in die Öffentlichkeit eintretenden Prinzipienkämpfe mit historischen, natur- und rechtsphilosophischen Gründen im Lichte der religiösen und politischen Freiheit dargestellt. Zuerst richtete er seine kirchliche Polemik gegen das Episkopalsystem und suchte zu beweisen, daß die einst vom Throne aus vollzogene Reformation einer Fortbildung im Sinne individueller Freiheit bedürfe, eine Ansicht, der die ganze puritanische Partei huldigte. Die Wirkung dieser Streitschriften wurde durch die Schmähungen und Zornausbrüche der Prälaten, die mit leidenschaftlicher Wut über ihn herfielen, nicht entkräftet. Eine zweite Gruppe handelt über Ehe und Erziehung. Gereizt durch die unglückliche Erfahrung im eignen Hause, als ihn seine Gattin wegen politischer Meinungsverschiedenheit auf längere Zeit verlassen hatte, griff der puritanische Denker, „dessen stolze Tugend sehr streng und vornehm dachte von dem Wesen der Ehe", die kanonischen Gesetze über Ehescheidung an und suchte durch eine idealere Auffassung der ehelichen Gemeinschaft und ihrer Zwecke die Notwendigkeit einer Erleichterung der Scheidungen zu beweisen. Er entwirft von dem Ehebündnis, wie es aus den Einsetzungsworten der Genesis hervorgehe, das reinste ideale Bild, gegründet in erster Linie auf echte Liebe und harmonisches Ineinanderleben zweier Naturen zu einem einzigen Wesen und erst in zweiter Linie auf die fleischliche Gemeinschaft. Geht jene Grundbedingung nicht in Erfüllung, ist ein solcher Seelenbund in Liebe und harmonischem Zusammenleben nicht möglich, so soll es dem Ehemann gestattet sein, die Ehe, die nach Miltons Ansicht nur ein bürgerlicher Familienakt ohne Mitwirkung der Kirche sein müsse, freiwillig zu lösen mit gerechter und billiger Auseinandersetzung der äußerlichen Verhältnisse. In der Schrift über Erziehung sind fast alle pädagogischen Systeme der späteren Zeit im Keime enthalten und insbesondere der realistische Unterricht im Gegensatz zu dem herrschenden Formalismus der Sprachstudien befürwortet. „Auch diese Arbeit ist der Idee entsprungen, daß der Staat in der Familie wurzele, und daß daher das Saatkorn der wahren inneren Freiheit nicht früh genug in die Gemüter der Jugend gesenkt werden könne." Die dritte und stärkste Gruppe der Miltonschen Prosawerke umfaßt die Staatsschriften, unter denen die lateinische „Schutzrede für das englische Volk" gegen Salmasius am bekanntesten aber keineswegs am bedeutendsten ist, eine Schrift, die mehr als jede andre den leidenschaftlichen, heftigen, derben Geist der Zeit atmet und wie ein Wetterstrahl wirkte. Der Unwille über die Schmähungen und Verleumdungen, die deshalb von den Gegnern über ihn ausgegossen wurden, gab ihm die Feder zu der zweiten Verteidigungsschrift in die Hand, obwohl ihm die Ärzte voraussagten, wenn er sich nicht schone, werde er seine schon lange durch die Anstrengungen der Nachtarbeit geschwächten Augen vollends zu Grunde richten. Er brachte dem Vaterland sein Augenlicht zum Opfer; er erblindete für immer. In der Abhand-

2. Miltons politisch-publizistische Thätigkeit.

lung „Über die Stellung der Könige und Obrigkeiten" rechtfertigt er die über Karl I. ausgesprochene und vollzogene Todesstrafe aus Gründen des Naturrechts und der Volkssouveränität. Der „Ikonoklast" oder die zermalmende Gegenschrift wider das bekannte, angeblich von Karl I. selbst herrührende Buch „Eikon basilike" ist ein Muster kräftiger und edler Polemik und das goldene Schriftchen „Areopagitika" verficht mit poetischem Schwung und mit hinreißender Beredsamkeit die edelsten Güter des Menschen, Denk-, Lehr- und Preßfreiheit und zwar gegen seine bisherigen Gesinnungsgenossen, die Presbyterianer im Parlament, als sie ihren jüngst errungenen Sieg nunmehr zu Zwangsmaßregeln mißbrauchen, den freien Flug des Geistes durch eine Zensur hemmen wollten. In der republikanischen Zeit war Milton, wie erwähnt, als Sekretär des Staatsrats für die auswärtigen Angelegenheiten in Cromwells Kabinett thätig, verfaßte die bedeutendsten diplomatischen Aktenstücke und Regierungsschreiben in klassischem Latein und fuhr fort als Verfechter der Volkssouveränität und der nationalen Rechte gegenüber der Fürstentyrannei in die Schranken zu treten. Auch an eine Geschichte Englands in der angelsächsischen Periode legte er Hand. Es ist uns bekannt, daß nach puritanisch-republikanischer Auffassung alles Unheil in Staat, Kirche und Gesellschaft von der normännischen Eroberung ausgegangen ist. Selbst noch unter Richard Cromwell hat Milton sein wichtiges Staatsamt verwaltet. Und mit welcher Charakterfestigkeit der blinde Seher seinen Grundsätzen treu blieb, ersieht man noch aus der kurz vor der Restauration verfaßten Schrift: „Der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinwesen herzustellen", und aus einem Schreiben an Monk, worin er diesen „glatten Heuchler" zu bestimmen suchte, durch das neu einzuberufende Parlament der englischen Nation eine ähnliche republikanische Bundesverfassung geben zu lassen, wie sie in den niederländischen Vereinsstaaten bestand.

3. Miltons letzte Lebensjahre und Dichtungen. Nach der Rückkehr des Königs war auch Milton in Gefahr; seine „Schutzrede" wurde vom Henker verbrannt; er selbst saß eine Zeitlang in der Haft des Hauses der Gemeinen; nur der Verwendung einflußreicher Freunde hatte er es zu verdanken, daß er den Schergenhänden der Verfolger und der reaktionären Wut der „Kavaliere" entging. Karl II. soll gesagt haben, „ich höre, er ist alt, arm und blind, dann ist er genugsam gestraft". Und so war es in der That. Sein Vermögen war verloren gegangen; er lebte mit einer dritten Frau in einer liebeleeren Ehe; seine Häuslichkeit war ohne Freude und Freunde; seine zwei Töchter lebten mit der Stiefmutter in Unfrieden und waren selbst gegen den Vater ohne Hingebung. In diesen Jahren der Trübsal suchte Milton wieder Trost und Erhebung in der Dichtkunst, für die er während der republikanischen Zeit wenig Muße hatte. Nur einige Sonette gaben der inneren Stimmung Ausdruck; eines der schönsten ist sein Klagelied auf seine Blindheit. Jetzt entschloß er sich, das „kalte Element der Prosa abzustreifen" und zur Poesie zurückzukehren. Ein junger Freund, der Quäker Ellwood, las ihm vor; seine jüngere Tochter Deborah schrieb auf, was ihr der Vater diktierte. Schon in der Jugend hatte sich Milton mit dem Gedanken eines größeren epischen Gedichts getragen: aber dem gereiften Republikaner stand es nun nicht mehr an, den britischen Fabelkönig Arthur mit seiner Tafelrunde, den er sich damals als Helden ausersehen, zum Gegenstand seines poetischen Schaffens zu wählen: er griff zu einem Stoff, der seiner protestantisch-puritanischen Gesinnung, seiner Bibelgläubigkeit und dem ganzen religiösen Charakter der durchlebten Zeit entsprach. Wie einst Dante, der Verteidiger der kaiserlichen Monarchie, nachdem er die beste Kraft seiner Mannesjahre an die politischen Kämpfe einer tiefbewegten Zeit gewendet und sein Lebensglück in dem Schiffbruch seiner vaterländischen Hoffnungen versunken sah, in einem religiös-allegorischen Gedicht seine kirchlichen und politischen Grundsätze und Ansichten niederlegte, so beschloß auch

Milton, der Verfechter der religiösen und bürgerlichen Freiheit, der Anwalt der Volkssouveränität und des Königsmords, nachdem seine Ideale an der harten Wirklichkeit zerschellt, in einem inhaltschweren tiefsinnigen Werk anzuwenden „was ihm in diesem Leben noch an Gabe verblieben", gleich dem Florentiner in der „Hinaufläuterung des Sinnlichen zum Himmlischen" die Aufgabe des künstlerischen Schaffens erblickend. Die bei Mit- und Nachwelt bewunderte episch-allegorische Dichtung „Das Verlorne Paradies" war die Frucht dieser geistigen Arbeit. Obgleich erst unter der Restauration (im Jahr 1667) vollendet, atmet sie doch durchaus den Geist des Puritanismus, wie die „Woche der Schöpfung" von Du Bartas den des Hugenottentums (X, 710). Was konnte einem so ernst gestimmten Geschlecht, das gesehen hatte, wie die Nation zu Gericht saß über den König, wie nach himmlischem Ratschluß die Sünden der Väter heimgesucht wurden am spätgebornen Enkel, näher liegen als die Erzählung vom Sündenfall, der die göttliche Strafgerechtigkeit über die Menschheit herabzog, sie aus dem Paradies verjagte und den Leiden im Leben und den Schmerzen des Todes hingab? Wie die Dichter des Altertums die Mythengötter in die Menschenwelt eingreifen lassen, so benutzt Milton die aus dem altpersischen Glaubenskreis entsprungenen biblischen Traditionen von guten und bösen Engeln, von Mächten und Heerscharen des Himmels und der Hölle, um die christlichen Vorstellungen und Doktrinen anschaulicher zu machen, um Theologie und Poesie, Dogma und Mythenbildung zu einer dichterischen Schöpfung mit symbolisch-didaktischer Tendenz zu verschmelzen, die Schätze fremden Wissens mit der eignen Erfindung verbindend. Von dem anfänglichen Plan einer dramatischen Behandlung ist er abgegangen. Doch enthält die erzählende Form im reimlosen Blankvers viele dramatische Elemente.

Nachdem der Dichter die himmlische Muse angerufen, und den Heiligen Geist, der in reinen Herzen wohnt, damit er besingen möge „des Menschen ersten Ungehorsam", der alles Weh über die Erde gebracht, betritt er den finstern Höllenraum, wo Satan und die gestürzten Dämonen weilen, seitdem ihr Versuch, sich der Herrschaft zu bemächtigen, gescheitert war. Der Fürst der Finsternis hat erfahren, daß Gott eine neue Schöpfung ins Leben gerufen und ein Geschlecht erzeugt habe, das nach seinem Bild geschaffen ihm ähnlich sein und an die Stelle der verdammten Geister treten solle. Diesen Plan will er vereiteln. In dem auf seinen Befehl rasch erbauten „Pandämonium" versammelt er seinen Senat, um die Mittel und Wege zu beraten. Moloch ist für Erneuerung des Kriegs, Mammon für Erhaltung des Friedens, Beelzebub für Zerstörung der neuen Schöpfung. Satan selbst übernimmt es, den göttlichen Ratschluß zu erforschen. Die Wächter des Zugangs zum Höllenreich, Sünde und Tod, öffnen ihm die Thore; mühsam durchschreitet er den von gärenden Elementen durchtosten Raum des Chaos und der alten Nacht. Der dritte Gesang führt uns dann in das Reich des Lichtes ein, wo Gott selber wohnt. Mit Entzücken preist der Dichter das Licht „des Himmels Erstgebornen" und klagt wehmütig, daß die Strahlen desselben nicht mehr in seine Augen dringen. Gott der Herr sieht von seinem Himmelsthron den Satan nach der neugeschaffenen Welt fliegen; er zeigt ihn dem zu seiner Rechten sitzenden Sohn und sagt den Fall des Menschengeschlechts voraus; er könne ihn nicht verhindern, da er dasselbe mit freiem Willen ausgerüstet und mit der Kraft dem Versucher zu widerstehen. Der ewige Sohn Gottes legt Fürbitte ein und bietet sich zum Sühnopfer für die Verführten dar. Mit Jubelchören preisen darauf die Kinder des Lichts Vater und Sohn. Unterdessen schwebt Satan durch den Himmelsraum und erfährt unerkannt von Uriel den Wohnsitz Adams und Evas. Die Zweifel in seine Kraft werden durch die Glut seiner Leidenschaft zerstreut. Der Satan tritt bei Milton als willenskräftiger, verschlagener, boshafter Verführer auf, der zürnend über den Verlust der ehemaligen Herrlichkeit dem Überwinder sein Werk zu verkümmern und zu zerstören sucht, der in wildem

Das Verlorne Paradies.

Trotz verharrend unaufhörlich auf Rache und Übelthaten sinnt, der lieber in der Hölle herrschen als im Himmel dienen will. Selbst der Arges sinnende Dämon wird von Bewunderung ergriffen über die Pracht des irdischen Paradieses, das sich vor seinen Blicken eröffnet, über die Schönheit und Seligkeit des in ungetrübter Freude, Unschuld und Liebe dahin lebenden Menschenpaares. Ein idyllisches Bild von hoher Schönheit mit dem vollen poetischen Farbenreichtum einer fruchtbaren Einbildungskraft breitet sich unter der schaffenden Geistesthätigkeit des Dichters aus; die Herrlichkeit eines jungen, frischen Naturlebens und das Glück und der Frohgenuß eines ungetrübten Ehe- und Liebesbundes mochten sein Inneres um so tiefer ergriffen haben, als er zu jenem die Züge nur aus Erinnerungen, zu diesem nur aus der eignen unerfüllten Sehnsucht schöpfen konnte. Voll Neid und Groll schaut Satan auf die neue Herrlichkeit und sein Vorsatz, die schöne Menschenwelt zu verderben, erwacht mit neuer Stärke in seiner finstern Seele. Er hat das Gespräch Adams und Evas belauscht und vernommen, daß ihnen verboten sei vom Baume der Erkenntnis zu essen. Darauf gründet er seinen Plan. Zwar wird er bei einbrechender Nacht von dem Engel Gabriel, dem Wächter Edens vertrieben, aber in Nebel gehüllt weiß er sich während des Dunkels wieder einzuschleichen und sich unter der Gestalt der Schlange zu verbergen. Um die Absichten des Verderbers zu vereiteln, sendet der Herr seinen Engel Rafael nach dem Paradies, damit er das junge Paar warne. Wie der Maja Sohn durchfliegt der göttliche Botschafter den Himmelsraum. Adam führt ihn in die von Wohlgerüchen duftende Laube und bereitet ihm ein Mahl von süßen Früchten. Hier läßt nun der Dichter, gestützt auf die Andeutungen in der Offenbarung des Johannes (12, 7 ff.), Rafael den vorweltlichen „Streit im Himmel" erzählen. Die furchtbare dreitägige Geisterschlacht der vormenschlichen Geschöpfe, von denen die einen um Gott und seinen eingebornen Sohn, die andern um Satan, das Haupt der Empörer geschart sind, um die Weltherrschaft, gleicht dem Kampf der Titanen und Giganten der griechischen Göttersage und spiegelt zugleich die Schlachten ab, welche die Kavaliere und Rundköpfe kurz zuvor einander geliefert. Mit Hilfe der höllischen Kriegsmittel, der Kanonen und des Pulvers, welche die Dämonen in der Nacht erfunden haben, gestaltet sich der großartige Kampf am zweiten Tag so gewaltig, daß der Ausgang zweifelhaft wird, bis der Gottessohn, der künftige Messias selbst den Streitwagen besteigt, den Sieg erringt und die Überwundenen in die Tiefe der Hölle hinabstürzt. Aber aus dem finstern Abgrund hervorbrechend, beschließt der Engel seine Erzählung, sind sie noch immerfort bedacht, Böses zu stiften, darum sollten Adam und Eva auf ihrer Hut sein. Nachdem Rafael seinen durch das fünfte und sechste Buch sich hinziehenden Bericht von dem über alle Vorstellung großartigen und gewaltigen Geisterkampf geendigt, im siebenten Gesang dem wißbegierigen Adam noch die Schöpfungsgeschichte (nach der Genesis) nebst dem Ratschluß Gottes in betreff des Menschengeschlechts enthüllt, im achten Adam selbst aus seiner Erinnerung ihm seine eigne Erschaffung mitgeteilt und wie auf sein Verlangen nach einem Wesen, das seine „vernünftigen Freuden" mitgenösse, Gott ihm das Weib gegeben, verläßt der Engel das Paradies wieder, den liebeglühenden Mann weise ermahnend, sich nicht der Leidenschaft hinzugeben. Im neunten Buch erfolgt die Katastrophe. Gegen die Warnungen Adams setzt Eva ihren Willen durch, für sich allein ihren Geschäften in Pflege des Gartens nachzugehen. Da naht ihr Satan in Gestalt der Schlange und weiß durch wohlberechnete Beredsamkeit voll Schmeichelworten und listigen Trugschlüssen ihr unbewehrtes Herz so zu umgarnen, daß sie die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntnis genießt und den Eheherrn beredet, dasselbe zu thun. Von Liebe überfließend will er lieber mit ihr sterben als ohne sie leben. So wird die erste Sünde begangen; die Unschuld ist dahin; wie berauscht ergeben sich beide der Sinnenlust; nach ihrem Erwachen werden sie ihre Blöße gewahr und ihre Schuld erkennend machen sie sich gegenseitig Vorwürfe. Die frühere Innigkeit der Liebe weicht der Zwietracht und dem Hader. Auf die Kunde von des Menschen Vergehen verlassen die Schutzengel das Paradies. Der Gottessohn, dem der Vater das Richteramt überläßt, steigt hernieder und

spricht das Urteil. Satan aber eilt frohlockend nach dem Pandämonium und verkündet seinen Sieg. Um den Zugang von der Hölle zur Menschenwelt und von dieser zu jener zu erleichtern, bauen Sünde und Tod eine Brücke über das Chaos, wie einst Xerxes über den Hellespont, als er zur Unterjochung Griechenlands auszog. Auf Gottes Befehl wandelt nun die Erde Gestalt und Beschaffenheit; Wechsel und Vergänglichkeit ziehen ein; Tiere und Geschöpfe, sonst friedlich lebend, wenden sich in Feindschaft widereinander. Die Harmonie des Menschendaseins mit dem Naturleben hört auf, wie das ungetrübte kindliche Verhältnis des Menschen zu Gott und die Eintracht untereinander. Adam ist im Gefühl seiner Schuld von Gram und Reue niedergebeugt; auf kalter Erde hingestreckt wünscht er wieder in Staub verwandelt zu werden. Mit zürnenden Worten weist er Evas Trostversuche zurück. In Adams unwilliger Strafrede schüttet Milton sein eignes Herz aus; in der Schilderung: „mit ungehemmter Thränenflut und aufgelöstem Haar fiel Eva ihm demütig zu Füßen und diese umfassend bat sie um Verzeihung" wird man an eine Szene in des Dichters eignem Eheleben erinnert. Die Reuevollen finden endlich Trost und Beruhigung in der Verheißung, daß die Schlange von ihrem Samen zertreten werden solle. Sie finden sich in das Unabänderliche und suchen durch Arbeit und Gebet ihr Schicksal zu erleichtern. Der Erzengel Michael empfängt den Auftrag, die Gefallenen aus dem Paradies zu verjagen. Der Bote Gottes führt Adam auf den höchsten Berg im Paradies und läßt ihn in einer Vision erschauen, was bis zur großen Flut geschehen wird, die Wirkungen des Todes, der Krankheit, der Sünde, die Rettung der Gerechten in der Arche Noahs. Dann erzählt der Engel im zwölften, letzten Gesang die Schicksale der Nachkommen Abrahams, das Erscheinen des Gottessohnes auf Erden und die Sühnung des Sündenfalles durch dessen Opfertod und Auferstehung. Nachdem er noch die Entartung der päpstlichen Kirche geschildert, die sich unfehlbar nennend durch Verfolgung die Menschen zwingen will „wider Glauben und Gewissen" sich zu ihr zu bekennen, verkündet er die endliche Wiederkunft des Heilandes in der Herrlichkeit des Himmels und gibt bei seinem Scheiden dem Adam die Belehrung: „Füge zur Erkenntnis der Wahrheit Selbstverleugnung und die rechte Liebe im Thun, dann hast du ein Paradies in dir, glücklicher als das, welches du jetzt verlassen mußt." — Unterdessen hat Eva im Schlummer gelegen, aber günstige Träume haben ihr Gemüt beruhigt. Sie ist bereit, dem Mann zu folgen, denn: „Mit dir gehen heißt im Paradiese bleiben." Darauf nimmt der Engel beide an der Hand und führt sie hinaus; ein Cherub mit flammendem Schwert wird zum Hüter der Pforte bestellt. „So gehen sie, Hand in Hand, langsamen Schrittes durch Eden den einsamen Pfad dahin."

Dieser Ausgang der ersten Menschen konnte dem gläubigen Zeitalter nicht genügen: der alte angelsächsische Dichter Caedmon, dessen Bibel-Paraphrase Milton vielfach benutzt haben soll, ließ doch wenigstens auf ihrer Wanderung die ewigen Sterne als Trost der Hoffnung über ihnen leuchten. Man hatte ein Gefühl, daß das Gedicht damit nicht schließen könne, daß die wiederholte Hinweisung auf einen künftigen Erretter, den Messias, in einem ergänzenden zweiten Teil ausgeführt werden sollte. Es wird erzählt, Ellwood habe den Dichter gefragt: Soll es denn bei dem Verlust des Paradieses bleiben? wann zeigst du uns das Wiedergewonnene? Milton erkannte die Richtigkeit der Bemerkung: drei Jahre später erfolgte die Ergänzung in vier Gesängen, das Paradise regained, ein episch-didaktisches Gedicht, auf das er selbst den größten Wert legte, das aber die Nachwelt minder hoch anschlug. Wie das Verlorne Paradies den Fall in der Versuchung und den Ungehorsam der ersten Menschen mit seinen Folgen zeigte, so sollte das „Wiedergefundene" in Christus, dem zweiten Adam, den völligen Gehorsam und die unverletzte Treue in der Versuchung darstellen; und wie in jenem das Alte Testament zur Grundlage und Quelle des Inhalts gemacht wird, so in diesem die Evangelien des neuen, mit einer noch größeren Anwendung

Das Wiedergewonnene Paradies.

gelehrten Wissens. Auch in Form und Versmaß, dem reimlosen Jambus, wie in Entwurf und Anlage bilden beide Gedichte ein zusammenhängendes Ganze, nur daß bei dem zweiten eine Abnahme der poetischen Kraft sich kund gibt und die düstere Lebensanschauung in noch stärkerer Färbung vorgetragen wird. „Die Befreiung des Menschengeschlechts aus göttlicher Liebe tritt ganz zurück vor dem einzigen Zweck, das Böse in der Welt, ja diese selber mit aller ihrer Sinnenlust als heillos zu verwerfen.“

Satan, der im ersten Gedicht als Sieger hervorging, erleidet im zweiten eine schmähliche Niederlage. Als Jesus von Johannes im Jordan getauft wird, erkennt der Fürst der Finsternis in ihm den verheißenen Samen des Weibes, bestimmt die Macht der Hölle zu brechen. Er verkündet seinen dämonischen Gefährten, die er zu einer Versammlung beruft, seine Absicht auch gegen diesen seine Verführungskunst zu erproben. Als Jesus in der Wüste weilt, in Selbstgesprächen sein vergangenes Leben und seinen Erlösungsplan überdenkend, nähert sich Satan in Gestalt eines alten Landmannes und richtet seine arglistigen Angriffe gegen ihn, wobei die in den evangelischen Geschichten enthaltenen Erzählungen in kunstreiche Gesprächsform gebracht sind. Bei den weiteren Versuchungen, die alle an dem festen Sinn des Messias scheitern, wird eine große Gelehrsamkeit und Belesenheit entfaltet, um den Versucher aus den Beispielen der alten Geschichte und Sage zu belehren, wie nichtig und schal die Güter der Erde, Reichtum, Ruhm, Macht und Ehre und alle Größe und Herrlichkeit der Welt seien, im Vergleich zu der frommen und religiösen Ergebenheit eines Hiob. Es sind rhetorische Disputationen, in welchen das Für und Wider in weitläufigen Ausführungen verhandelt wird. Im vierten Gesang zeigt Satan dem Heiland Rom, als Inbegriff aller Reiche der Welt; zu dem wolle er ihm verhelfen, wenn er vor ihm niederfalle und ihn anbete; Jesus aber weist auf die Lasterhaftigkeit und Verderbnis der Weltstadt hin und gibt ihm zu verstehen, daß sein Reich von ganz andrer Art sei. Nicht glücklicher läuft der Versuch ab, den Sohn der Maria, der schon als zwölfjähriger Knabe im Tempel Zeichen von großer Einsicht und Wißbegierde gegeben, durch den Hinweis auf Athen, auf griechische Weisheit und Kunst zu verlocken. Jesus weist die Kehrseite nach: die Hohlheit der vermeintlichen Erkenntnis, die Dünkelhaftigkeit und Selbstvergötterung der Philosophen, neben der großen Unwissenheit mit allem was zu Gott und zur Seligkeit führt. Wie leer, eitel, weltlich sei doch die griechische Poesie und Beredsamkeit gegenüber den heiligen Gesängen Davids und den Verkündigungen der Propheten! Ebenso fruchtlos ist der Versuch, Jesum durch die empörten Naturkräfte zu schrecken und die letzte Versuchung auf der Zinne des Tempels. Zurückgewiesen in allen seinen Listen und Tücken, überwunden von dem Messias, wie Antäus von Jovis Sohn, stürmte Satan der Hölle zu, wie sich die Sphinx von Theben, nachdem ihr Rätsel gelöst war, in den Abgrund stürzte. Engelscharen erscheinen, tragen auf ihren Schwingen den Gottessohn in ein blumiges Thal und dienen ihm; sie feiern seinen Triumph mit einem Siegeslied und rufen ihm zu: „Beginne nun dein großes Werk, des Menschengeschlechts Erlösung“; er aber kehrt heim in seiner Mutter Haus.

Damit endigt das Paradise regained; daß es in seiner dermaligen Gestalt nur ein Bruchstück sei, dessen Vollendung der Dichter beabsichtigte aber nicht ausführte, ist behauptet worden, kann jedoch nicht bewiesen werden. In dem rednerischen Wettkampf mit gelehrtem Apparat, wie er hier dargeboten wird, ist die Erfüllung des im Verlornen Paradies in Aussicht gestellten Gedankens der Erlösung nimmermehr zu erkennen. Milton hat die eigentliche Aufgabe des Wiedergewonnenen Paradieses, den Sieg des auferstandenen Heilandes und die Gründung des Reiches Gottes nicht gelöst. Dies blieb einem deutschen Dichter vorbehalten. In einem milder gestimmten, für

Humanität und Weltbürgertum begeisterten Zeitalter hat Klopstock die Versöhnung Gottes durch den Opfertod des Messias besungen.

Auch die letzte poetische Arbeit Miltons „Samson Agonistes", mehr ein Hymnus in dialogischer Form als ein dramatisches Gedicht, hat einen biblischen Stoff mit Beziehungen auf das eigne Schicksal des Dichters zur Grundlage. Wehrlos und seiner Augen beraubt beklagt Simson vor den Landsleuten sein unglückliches Dasein. Von den Philistern zu ihrem Opferfest gezogen, führt er die Katastrophe herbei, die ihm nebst den götzendienerischen Feinden den Untergang bereitet. Wer kann sich der Ansicht verschließen, daß Milton bei dem auserwählten Gottesstreiter und seinem tragischen Geschick an sich selbst gedacht habe? Im bittern Gefühl über das entartete Geschlecht, über das erloschene Augenlicht, über die Falschheit der Weiber, sieht der Dichter nur einen Ausgang in dem allgemeinen Einsturz und in der Rache Gottes. Die Tragödie, in antiker Form mit Chorgesängen, wurde in der Folge von dem deutschen Tonkünstler Händel zu seinem unsterblichen Oratorium verwendet. — Bis an sein Lebensende bewahrte Milton die geistige Kraft und Thätigkeit. Daß er für sein Verlornes Paradies nur zweimal fünf Pfund von dem Buchhändler erhielt, daß die reaktionäre Zensur dem republikanischen Dichter scharf zu Leibe ging, hat ihn vom Schaffen nicht zurückzuhalten vermocht. In seinem Lehnstuhl sitzend ließ er lesen und schreiben; das Orgelspiel, das er von jeher geliebt, ward auch jetzt noch fortgesetzt: am Abend empfing er den Besuch der wenigen Freunde, die ihm treu geblieben, bei der Pfeife und einem Glas Wasser. Auch von dem schönen, zarten Antlitz, das ihm einst bei den Jugendfreunden den Beinamen „Lady" eingetragen, waren noch nicht alle Spuren verschwunden und die hohe aufrechte Gestalt mit dem langen hellen Lockenhaar trotzte lange den Wirkungen des Alters. Schmerzlos und ruhig ist er am 8. November 1674 entschlafen. „Was Milton im dreiundzwanzigsten Jahr gelobt, in den Augen seines „großen Werkmeisters" treu befunden zu werden, das blieb sein Vorsatz bis zum letzten Atemzug. Er allein hat das Puritanertum auf alle Zeiten geadelt. Die Freiheit, die doch zwischen den Klippen königlichen und kirchlichen Zwanges wie des rohen Fanatismus demagogischer Schwarmgeister das Ziel der ungeheuren Bewegung war, hat er wie ein Herold hinausgerufen; und sie klingt wieder in den Stimmen aller Völker, welche die dem Gewissen und der Gesellschaft angelegten Fesseln abstreifen."

Samson Agonistes.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß jede Einseitigkeit, wenn auch großartig und gewaltig in ihrem Auftreten, Widerspruch und Opposition hervorruft, daß dem feierlichen Ernst die Kehrseite, Ironie und Verspottung gegenübertritt, daß das tragische Pathos in der Komik und Satire eine Abschwächung erleidet. Das wirkliche Leben findet nur Bestand und Dauer in einem Gleichgewicht der Kräfte, jedes Extrem erzeugt den Gegensatz als Korrektiv. Wir haben in der obigen Darstellung gesehen, wie viele schwache und angreifbare Seiten das puritanische Sektenwesen dem nüchternen Beschauer darbot. So hoch man auch den standhaften Mut in Bekämpfung des royalistischen Absolutismus und des bischöflichen Hochkirchentums anerkennen mochte, so barg doch der gesteigerte Puritanismus so viele ungesunde, starre und verkehrte Elemente in seinem Schoß, so war doch das ganze Auftreten der „Heiligen", der „Cant" mit biblischen Redensarten in der Predigt wie im Gespräch, die zur Schau getragene Gottseligkeit, die Wiederbelebung alttestamentlicher Vorstellungen, Gleichnisse, Gebräuche, die fremdartige religiöse Übertreibung in Reden und Thun so auffallend, so barock und absonderlich, daß sie zum Spott, zur Ironie, zur Persiflage herausfordern mußten.

Puritanismus und Satire.

So faßte denn im Gegensatz zu der düstern puritanischen Weltanschauung, die in

Sam. Butler 1612–1680.

Miltons Dichtungen den Grundton bildet, sein Zeitgenosse Samuel Butler die lächerlichen Seiten ins Auge, indem er in Form einer komischen Epopöe unter dem puritanischen Ritter „Hudibras", dem Titelhelden seines Gedichts, das Thun und Treiben der Rundköpfe satirisch darstellte und verspottete. Die Hauptzüge scheint er einem presbyterianischen Squire oder Landedelmann aus Cromwells Reiterschar entnommen zu haben, in dessen Haus der Dichter mehrere Jahre als Erzieher gelebt hatte. In drei Bücher geteilt, jedes zu drei Gesängen, schildert das Gedicht in leichten trochäischen Versen mit Reim und in volkstümlicher Sprache eine Reihe von Szenen voll derber Witze, komischer Situationen, gemeiner oft cynischer Ausdrücke und Anspielungen, worin die Kämpfe der Parlamentarier gegen die Kavaliere in einem karikaturartigen Zerrbild dargestellt sind. Mit dem neunten Gesang bricht das Gedicht, bei dem die satirische Tendenz den epischen Plan und die künstlerische Anlage weit überwiegt, unvollendet ab. Vielleicht hat der Undank der Kavaliere und Bischöflichen, die zwar das Gedicht mit großem Beifall begrüßten, aber den Dichter sehr mäßig lohnten, diesem die Arbeit verleidet. Selbst König Karl II., dem die Parodie so wohl gefiel, daß er ganze Verse aus dem Gedächtnis herzusagen vermochte, hat sich in seiner Erkenntlichkeit nicht höher als zu einem Geschenk von 300 Pfund verstiegen, daher Butler in drückender Not aus dem Leben geschieden ist. Unverkennbar schwebte dem Dichter des Hudibras der Don Quichote von Cervantes vor Augen; aber er wußte sich weder zu der tiefsinnigen Idee noch zu der kunstreichen Ausführung des spanischen Meisters zu erheben. Er hat von jenem unsterblichen Werk (XI, 265 ff.) nur die äußere Anordnung sich angeeignet. Wie der Junker von La Mancha und sein Stallknecht Sancho Pansa auf Abenteuer ins Feld ziehen, so zieht auch Ritter Hudibras, „der sein steifes Knie noch nie gebeugt", in Wehr und Kleidung wunderlich ausstaffiert, in geistlichem Wissen und in der theologischen Phraseologie der Zeit wohl geübt, auf einem blinden oder halbblinden Roß zum heiligen Kampf aus wider Prälatentum und Royalismus, begleitet von seinem Knappen Ralf, einem Independenten, der seinem Herrn in der äußern Erscheinung wie an Gottesgelehrtheit und religiöser Erkenntnis gleich ist, ja denselben noch übertrifft, erleuchtet durch sein „inwendig Licht". „Ihr Anzug, Waffen, Witz und Mut paßt alles unter einen Hut." Herr wie Knecht sind gemeine, feige, eigensüchtige und heuchlerische Figuren, denen der Dichter alle Laster, Thorheiten, Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten beilegt, welche die Kavaliere den Rundköpfen schuld gaben. In allen Kämpfen mit Hieben und Schlägen reichlich bedeckt, mit Hohn und Schmach heimgeschickt, brüsten sie sich dennoch mit ihren Heldenthaten. Mit der Selbstgefälligkeit eines orthodoxen Presbyterianers führt Hudibras alles was ihm widerfährt auf die Vorsehung Gottes zurück; alle gemeinen Zwecke und Absichten weiß er mit sophistischer Apologetik in einen Heiligenschein zu hüllen und mit den Schlagwörtern und Argumenten der „Gottseligen" zu rechtfertigen. Nicht ohne Witz und kunstvolle Behandlung in einzelnen Schilderungen, erregt das Gedicht doch häufig ein widriges Gefühl durch das Gefallen am Niedrigen und Gemeinen. Man wandelt über Sumpfpflanzen ohne Sonnenlicht und blauen Himmel. Die Figuren sind aller Idealität entkleidet. Man wird durch die Höhle des Lasters und der Cynik in das offene Feld von Prügeln und Hieben geführt.

Der Hudibras. Hudibras will eine Volksbelustigung, eine Bärenhetze, nicht dulden, weil sie ein Spiel des Antichrist sei und in der Heil. Schrift nicht erwähnt. Ralph ist damit einverstanden, meint aber, die Synoden und Presbyterien seien nicht minder schriftwidrig und antichristlich als der Bären- und Hundekampf. Ehe der Kampf mit dem Bärenführer und seinen Genossen, dem Metzger und Fiedler beginnt, hält Hudibras eine Mahn- und Strafrede an die zum Zuschauen

herbeigelaufenen Volkshaufen: Wie kann da die Reformation gedeihen, wenn man Bärenhetzen duldet? Hat man darum die Nation aufgeboten, Kirche und Staat zu reformieren, also daß die Klempner nicht mehr ausrufen: „Kesselflicker", sondern: „Verbessert die Kirche!" daß die Händler nicht mehr schreien: „Besen und alte Schuh", sondern: „Fegt's Parlament und schafft uns Ruh!" die Verkäufer statt nach alten Kleidern zu fragen, die Worte hören lassen: „Weg mit Chorhemd und Liturgie!" daß der Mausfallkrämer auf den „bösen Rat" schmäht, das Volk drohend fordert: „den Convenant beschworen!" Hat man darum für die „große Sache" in patriotischer Begeisterung Krug, Nachttopf und Pokal, darum Becher, Flasche und Teller oder Haarnadel, Löffel und Fingerhut dargebracht, daß ihr dem Bären und Hund nachzieht, wie einst Juda vor dem goldenen Kalb niederfiel? Bei der Schilderung des Kampfes, in welchem Hudibras von der Keule des Schlächters Talgol getroffen, von seinem sich bäumenden Roß auf den Bären fällt, der lahme Fiedler von Ralf zum Gefangenen gemacht und in den hölzernen Dorfturm geführt wird, verfällt der Dichter in seiner Komik nicht selten ins Unflätige, Cynische und Groteske. Die Geige des übermannten Fiedlers wird konfisziert; denn den Gottseligen gebührt alles Eigentum, das ihnen mit Unrecht die Weltleute vorenthalten. Während Hudibras sich der frohen Betrachtung hingibt, wie man ihn ob seines Sieges in der Synode und auf der Kanzel feiern werde, sammeln sich die Feinde wieder zur Rache. Und nun geht es wie es im Volkslied heißt: „was ein Tag oder Monat oder Jahr an Freuden gebracht, kann eine Stunde zerstören". Trulla, eine zweite Jeanne d'Arc, verbindet sich mit dem Schuhflicker Cerdon und dem Bauernknecht Kolon und beginnt, nachdem sie den flüchtigen Bär vor den Prügeln des Pöbels gerettet und „auf einer schattigen Wiese am kühlen murmelnden Bache" geborgen, den Kampf aufs neue. Und nun wird Hudibras, als er in süßen Träumen sich vormalt, welche Huld und Gunst ihm seine Thaten bei der fernen Dame seines Herzens einbringen werden, von der trutzigen Maid überwunden und muß, seines Wamses und Panzerrocks beraubt und mit einem Weiberrock angethan, in denselben Turm wandern, wo er vorher den Fiedler eingeschlossen, während dieser im Triumph befreit wird. Dorthin wird auch Ralf geführt, den der Bärenhüter zu Fall gebracht. Der Ritter vertreibt sich die Melancholie mit philosophischen Betrachtungen: er findet, daß die passive Tugend höher anzuschlagen sei als die aktive. Als aber der Stallknecht wieder auf seinen Satz zurückkommt, daß Synoden und Presbyterien mit Bärenhetzen in eine Klasse zu setzen seien, als er behauptet, die Synode sei die Bastardtochter der Inquisition, am Klang von Nase und Mund höre sie, ob einer innerlich gesund sei und ohne Sünde, als er Presbyterei eine republikanische Päpstelei nennt, da entbrennt des Ritters orthodoxer Zorn: er beweist dem Knecht nach den Regeln der Logik, daß Synoden keine Bärenhetzen seien, daß das innere Licht jenen nicht recht erleuchte. Als die geflügelte Fama die Kunde von dem Schicksal des Hudibras in das Schloß der gestrengen Witwe trug, welcher der Ritter sein Herz zugewendet hatte, machte sie sich sofort auf, um den Gefangenen zu befreien. Seine Liebesbeteuerungen vermögen ihr keine Gegenliebe einzuflößen; sie verlangt eine schwerere Probe; er soll sich stäupen lassen; der Stäupenschlag sei der einzige Weg zum Tempel der Ehre, der Tugend Lehrmeister. Wie sollte nicht das Auspeitschen, wenn es mit Takt und Grazie geschieht, das Herz eines Weibes rühren? Ist ja doch vor kurzem ein Lord von seiner eignen Gemahlin am Bettgestell nackt mit Ruten gezüchtigt worden, weil er zu der königlichen Partei neigte, worauf das Parlament der Dame wegen ihres patriotischen Heroismus einen öffentlichen Dank votierte! Hudibras verspricht mit Wort und Eidschwur, sich dem Verlangen der Witwe zu fügen. Aber am nächsten Morgen kommen ihm Bedenken. Er überlegt den Fall mit Ralf und dieser beweist ihm, daß Eidbruch eine viel geringere Sünde sei, als sich zur Buße und Besserung den Leib mit Ruten zu streichen. Letzteres stehe nur dem sündigen Menschen zu; die Frommen und Heiligen aber, wozu sie beide gehörten, dürften sich so heidnischem Gebrauch und Kasteien nicht unterwerfen. Wortbruch dagegen sei so gewöhnlich geworden, daß er für erlaubt und geboten anzusehen sei. Hat denn nicht „die Sache" mit Meineid angefangen? Hat nicht das Parlament

zuerst den Eid, dann den Frieden gebrochen? Haben nicht die Offiziere ihr Patent im Namen des Königs erhalten und doch wider ihn gekämpft? Ist nicht League und Covenant zuerst beschworen, dann wiederrufen worden? Hat nicht Cromwell bewiesen, daß Wort und Schwur nur Wind und Lippenbewegung sei. Eid und Gesetze, beweist Ralf ferner, sind nicht erfunden, Fromme und Heilige zu binden, sondern nur arge Sünder. Der Fromme sei als ein Peer des Himmelreichs zu betrachten, zu dessen Privilegien es gehöre, nur bei seiner Ehre zu schwören. Die Quäker, die wie die Laternen ihr Licht inwendig tragen, verwerfen den Eid, weil sie nicht begreifen, was einem freigebornen Gewissen zusteht. Jede Sünde rühre vom Teufel her, der die Menschen in Versuchung führe; auch die Witwe möge wohl zu den bösen Geistern gerechnet werden. Dem Ritter Hudibras leuchtet das Räsonnement seines Stallknechts ein; er meint auch, wer einen Eid auferlegt, der keinen Nutzen schafft, sei schlimmer als wer ihn bricht; auch er ist der Ansicht, daß das Gewissen wie jeder andre Richter zuweilen Ferien habe. Nur über einen Punkt kommt er nicht hinaus: er fürchtet seine Ritterehre möchte darunter leiden. Er fragt Ralf, ob er nicht einen andern an seiner Stelle stäupen lassen könne? Der Stallknecht bejaht dies, es lasse sich beweisen, daß ein Sünder des Frommen Platz im Leiden vertreten könne, und nichts wirke so sympatisch wie das Stäupen. Nun mutet Hudibras seinem Knappen zu, er möge sich von ihm selbst auspeitschen lassen; dieser beweist, daß bei solchen Prinzipienfragen niemand sich selbst im Auge habe; hat doch nicht einmal bei der Selbstverleugnungsakte der Antragsteller an sich gedacht! Auch der Beweggrund: Ralf würde, wenn er seinem Herrn durch einige Peitschenhiebe zu einer reichen Heirat verhelfe, der großen Sache dienen, indem Hudibras das Vermögen zum Nutzen der Kirche verwenden würde, macht auf diesen keinen Eindruck. Beide geraten in heftigen Wortstreit, wobei der Independent dem Presbyterianer höhnend vorhält, daß seine Glaubensverwandten die Synodrabbinen mit langen Bärten und weisen Mienen gebraucht und dann im Stich gelassen hätten. Schon wollen sie einander thätlich angreifen, als ein großer Lärm und Volksaufzug mit Pfeifen und Dudelsäcken ihre Aufmerksamkeit auf andre Dinge lenkt. Wiederum ist es ein alter Volksbrauch, der den Eifer der Puritaner reizt: eine wunderliche Kavalkade, wobei eine Amazone einen überwundenen Krieger, der im Unterrock mit Spindel und Rocken versehen hinter ihr reitet, mit Schlägen zur Arbeit antreibt, eine Parodie der Weiberherrschaft über die Männer. Auch diesem heidnischen Gebrauch will Hudibras ein Ende machen; aber von dem Volkshaufen mit faulen Eiern angefallen, zieht er sich mit Ralf vor den „giftigen Geschossen" zurück. — Nun möchte gern Hudibras wissen, ob ihm trotz seines Wortbruchs das Glück günstig sei und er die Witwe mit ihrem Landgut erwerben werde. Er wendet sich daher an einen Astrologen und Schwarzkünstler, der aus den Sternen die kommenden Dinge voraussagt. Dieser gehört zu der Sekte der Rosenkreuzer, die den nahen Untergang der Welt und das jüngste Gericht berechnen und verkünden. Sie unterhalten sich so eifrig über die Kunst der Astrologie, daß sie zuletzt in Streit geraten und Hudibras den Rosenkreuzer niederschlägt und ausplündert. Nun fürchtet der Ritter, von dem „Fürsten der Finsternis auf Erden", dem Polizeihauptmann, gefaßt zu werden und entflieht, seinen Knappen als Bürgen zurücklassend und sich dabei an der Aussicht erfreuend, daß der independentische Diener, der so oft auf Synoden, Covenant und Zehnten geschmäht und sich nicht für ihn habe stäupen lassen wollen, nun durch die Gerichte seinen Lohn erhalten werde. Er beschließt, sich nun zu der Witwe zu begeben, ihr seinen neuen Sieg zu verkünden und ihr vorzulügen, daß er sich der auferlegten Liebesprobe der Geißelung unterzogen. Dann müsse sie ihm Hand und Gut reichen. Aber Ralf, der gleichfalls auf den Gedanken gekommen war, sich durch die Flucht seinem Herrn und dem Gericht zu entziehen, war bereits bei der Witwe angelangt und hatte ihr von allem Kunde gegeben, zugleich selbst als Freier auftretend. Das lange Zwiegespräch zwischen dem prahlerischen wortbrüchigen Hudibras und der weltklugen Witwe über Freien, Heiraten und Ehestand endigt mit einem tumultuarischen Überfall. Der feige Ritter, in der Meinung, der Zauberer sei mit bösen Geistern und Furien eingebrochen,

um ihn zu züchtigen, ergreift in der Todesangst die Flucht, wird aber in der Dunkelheit erwischt und mit Stößen und Prügeln so in Schrecken gesetzt, daß er ein volles Sündenbekenntnis seiner Partei ablegt: er und seine Genossen seien Egoisten, Heuchler, Pfründen- und Stellenjäger; das Verderbnis der Zeit rühre von der Lehre her, daß Heilige, die im Gnadenstand wären, sich um Tugend, Sittlichkeit und Gewissen nicht zu kümmern brauchten. — Im vorletzten Gesang unterbricht der Dichter den Gang der Erzählung, um eine Episode über die Sekten und ihre Führer einzuschalten. Nach Art einer Genealogie stellt er dar, wie aus der Ehe des Covenants und der „guten alten Sache" allmählich ein Schwarm von „Wiedergebornen" hervorgegangen wie Insekten aus dem Aas. Gleich Hunden, die um ein Bein sich herumbeißen, hätte jede Partei das Kirchen- und Krongut als eine Gabe der Vorsehung an sich gerissen und bei den Streitigkeiten über den Raub den Schutz der Gesetze angerufen, die sie doch vorher geschändet, behauptend die andern seien aus der Gnade gefallen und hätten das Recht der Heiligen auf die Güter der Erde verwirkt. Wie beim babylonischen Turmbau hätten sie sich mit Zungendreschen widereinander versucht, bis Gesetz und Recht zu Boden gelegen, Kirche und Staat zu Grunde gegangen. Den Königlichen, deren Treue nie wankend geworden, die weder Ketten noch Verbannung, weder Ächtung noch Konfiskation vom Recht abzuwenden vermocht, sei endlich der Sieg gelungen, nachdem Cromwell im Sturmwind dahingefahren, und das Regiment der Heiligen, wie einst die Münstersche Schwärmerei in eine allgemeine Konfusion, in einen Hexensabbat geraten. In einer Reihe von Reden, worin die „Quacksalber des Staats" angeben, durch welche Mittel sie sich der Herrschaft bemächtigt und auf welche Weise sie sich in derselben zu behaupten gedächten, wird das ganze egoistische, heuchlerische, unsittliche Treiben der Presbyterianer und Independenten, der Schwärmer und Fanatiker vorgeführt, unter der Form ironischer Selbstverherrlichung und Selbstbekenntnisse, ein karikiertes Lasterbild von ihren unheiligen Zwecken und Thaten bei äußerer Scheinheiligkeit entworfen. Schonungslos wird in diesen Reden voll persönlicher Satire die Maske von den Heiligen-Angesichtern herabgerissen und die häßlichen Züge der Mißgestalt, verzerrt durch royalistische Galle, in der ganzen Blöße dargestellt. Das Gezänk wird durch Lärm in der Ferne unterbrochen. Ein Kollege stürzt in die Versammlung und erzählt ganz außer Atem, daß der Pöbel bei Temple-Bar die Mitglieder des Rumpfparlaments im Bilde als Hinterteile von Ferkeln und Gänsen verbrenne. Einer der Anwesenden versucht es, den allegorischen Sinn dieses hieroglyphischen Spiels, das Papisten und Jesuiten ins Werk gesetzt hätten, zu deuten: als der tumultuierende Volkshaufen eindringt und die Versammelten zu wilder verwirrter Flucht treibt. Im neunten Gesang beweist Ralf seinem scheltenden und polternden Herrn, daß es vorteilhaft und recht sei, vor dem Feind die Flucht zu ergreifen und dann doch mit seinen Siegen zu pochen, und gibt ihm den Rat, seine Dame, deren Liebe er umsonst durch seine Heldenthaten zu gewinnen gesucht, vor Gericht zu verklagen. Die Juristen wie die Schweizer dienten jedem, der sie bezahle. Dem Ritter leuchtet der Rat ein, denn Tapferkeit und Heldenthat bestehe jetzt in Kriegslist und Verrat. Er wendet sich an einen alten „Rabulisten und Friedensrichter", der unter jedem Regiment das Recht nach seinem Vorteil gehandhabt. Der feine Biedermann ermuntert ihn in dem Vorhaben: durch Meineid, falsche Zeugen, Schriftverfälschung sei es leicht die Dame zu zwingen, ihm Hand und Gütchen zu geben oder sie an den Galgen zu bringen. Hudibras will jedoch zuerst noch einen Versuch machen, ihr Herz durch Liebesbriefe zu erweichen. Mit den beiden Schreiben, dem Liebes- und Freiersbrief des Ritters und dem Absagebrief der Dame, den gelungensten Partien des Gedichts, schließt das komisch-satirische Epos „Hudibras", dem man, wie einst Goethe dem ersten Teil des Faust, hätte beifügen können: Ist fortzusetzen.

C. Die Pyrenäische und die Apenninische Halbinsel.

Litteratur. Die in Bd. XI, p. 85 f. enthaltenen bibliographischen Angaben umfassen auch zum Teil die folgende Periode. Beizufügen sind noch: Zanetornato (Venet. Gesandter bei Phil. IV.) Relatione succinta de Governo della Corte di Spagna 1672; Assarino, Delle revolutioni di Catalogna. Genov. 1644; Mignet, Négotiations et mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne (in collection des documents inédits sur l'hist. de Fr.) Par. 1835 ff.; M. Ch. Weiss, L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons. Bruxelles 1845. 2 voll. 8. und das schon angeführte deutsche Buch von Havemann über denselben Zeitraum; G. Hippeau, Avénement des Bourbons au trône d'Espagne, corresp. inéd. du marquis d'Harcourt cet. Paris 1875. 2 voll.; Arnold Goedeke, Die Politik Österreichs in der spanischen Erbfolgefrage, 2 Bde, Leipzig 1877. — Über Portugal, außer dem IX, 393 angeführten Werk von H. Schäfer: J. B. Birago, Istoria della disunione de Reyno di Portogallo e della Corona di Castiglia Lugd. 1644 und Amst. 1647; L. de Menezes, Historia de Portugal restaurado Lisb. 1751—1759. 4 Voll. 4.; Passarelli, Bellum Lusitanum Lugd. 1684. fol. — Hist. du détrônement d'Alphonse VI. roi de Port. contenue dans les lettres de Rob. Southwel etc. Par. 1742. — Relation de la Cour de Port. sous D. Pedro II. cet. Amst. 1702 und die Monographie von René Auber de Vertot, Histoire des révolutions de Portugal. Par. 1806. — Zu der Angabe Bd. VIII, 313 f. über die Geschichte von Italien, wovon hauptsächlich die Annalen von Muratori und das Werk von Giannone auch für die gegenwärtige Periode in Betracht kommen, ist noch beizufügen: über die Revolution in Neapel: die Schriften von Liponari (Relatione delle rivolutioni popolari in Napoli. Pad. 1648), von Giraffi (1648), von Agost. Nicolai (Amst. 1660). — Gir. Brussoni, Della historia d'Italia libri 46. Tor. 1680. 4. — A. von Reumont, Gesch. Toscanas seit dem Ende des Florent. Freistaats. 2 Bde.: Die Medici von 1530—1737. Gotha 1876 f. — Über das osmanische Reich die Bd. VIII, p. 610 aufgeführten Hauptwerke von Hammer und Zinkeisen; und zum Krieg von Kandia das 33. Buch in der Histoire de la république de Venise par P. Daru (VIII, 314).

I. Spanien und Portugal im siebzehnten Jahrhundert.

1. Das spanische Reich unter König Philipp IV.

Zustände Spaniens unter Philipp IV. und Olivarez.

Wir haben die Zustände Spaniens unter König Philipp III. im vorigen Band kennen gelernt (XI, 246 ff.): von dem glänzenden Reich, in welchem die Sonne nie unterging, waren nur die morschen Formen geblieben, der Lebensquell war vertrocknet. Ein in Armut, Schmutz und Trägheit versunkenes Volk, das Handel, Industrie und Verkehr Fremdlingen überläßt und seine geistige Bildung dem stets zunehmenden Priester- und Mönchstand anheimgiebt, ein fanatischer Klerus, der an Inquisition und Ketzergerichten festhält, und soeben die Vertreibung der Morisken erwirkt hat, ein hochmütiger Adel und ein unter dem Banne einer starren Etikette sich mühsam fortbewegender Hof, das sind die

Erscheinungen, die uns bei dem Tod des dritten Philipp entgegentreten und die mit neuen Übeln vermehrt unter seinem Sohn und Nachfolger gleichen Namens unverändert fortbestehen. Es ist bereits erwähnt worden, daß der Thronwechsel zugleich einen andern Günstling an die Spitze des öffentlichen Lebens brachte: wie Richelieu unter Ludwig XIII., wie Buckingham unter den beiden Stuartschen Königen der äußern und innern Regierung ihre Richtung gaben, so lag in Spanien unter dem genußsüchtigen arbeitscheuen Philipp IV. alles in der Hand des Grafen von Olivarez. Don Gasparo de Guzman, der Sprosse einer alten aber herabgekommenen Adelsfamilie, war am 6. Jan. 1587 in Rom geboren, wo sein Vater als spanischer Gesandter bei dem päpstlichen Stuhl sich aufhielt. Mit Kenntnissen wohl ausgerüstet und im Verkehr mit der vornehmen Welt herangebildet, gewann sich der ehrgeizige Edelmann die Gunst des jungen Monarchen, der bei seiner Thronbesteigung erst sechzehn Jahre zählte, in solchem Grade, daß er zum Herzog von San-Lucar und zum Vorsitzenden des Ministerrats emporstieg und zweiundzwanzig Jahre lang König und Reich unumschränkt beherrschte. Der junge Fürst, dessen Neigung für sinnliche Genüsse der gewandte Höfling zu befriedigen verstand, überließ demselben gern die Last der Staatsgeschäfte, um desto ungestörter sich den gesellschaftlichen Freuden und Genüssen und seiner Leidenschaft für Pracht und Hofzeremoniell hingeben zu können. Olivarez besaß nicht die Leichtfertigkeit, Eitelkeit und Frivolität Buckinghams, dessen ganzes Thun und Streben nur von selbstsüchtigen, egoistischen Motiven geleitet war, aber auch nicht die Geisteskraft und Energie Richelieus, der seinen König fast wider dessen Willen zu absoluter Macht emporhob; wir wissen, daß der Graf-Herzog von der guten Absicht durchdrungen war, die Mißbräuche, die durch Lerma und seine Kreaturen in das Staats- und Hofleben eingedrungen, durch zweckmäßige Reformen und durch Entfernung ungetreuer Beamten und Ratgeber zu beseitigen; allein zur gründlichen Heilung der tiefwurzelnden Übel gebrach es ihm an höherem politischen Verstand, an Willenskraft und Charakterstärke. Ein harter, eigenwilliger Mann, regellos in seinem ganzen Wesen und von eitler Verblendung befangen, hat Olivarez bei all seiner Thätigkeit das spanische Reich auf der abschüssigen Bahn des Verfalls weitergeführt. Wir haben in den früheren Blättern gesehen, welche Anstrengungen dem spanischen Volk zugemutet wurden, um durch Beteiligung an dem Dreißigjährigen Krieg, durch die Feldzüge in Italien und in den Niederlanden, die Präponderanz und Machtstellung des Habsburger Herrscherhauses beider Linien zu begründen oder zu bewahren. Um die Kosten der endlosen Kriege wider die akatholische Welt zu bestreiten, die meistens statt Lorbeeren oder fruchtbarer Ernten nur verdorrte Kränze oder dürftige Stoppeln einbrachten, um den täuschenden Schimmer und die Schein-Autorität einer monarchischen Großmacht zu retten, für die Prachtliebe und Verschwendung des Hofes, für die Ballette, Schauspiele und Festlichkeiten die nötigen Geldmittel zu schaffen, wurden neue Zölle und Auf-

lagen eingeführt, Monopole erfunden, welche Handel und Industrie noch mehr belasteten und gefährdeten, Anleihen zu übermäßigen Zinsverpflichtungen abgeschlossen, Krongüter veräußert, hohe Ämter an solche vergeben, die dafür reiche Geschenke boten, wurden die Kolonien ausgebeutet und das Recht der Pfründenverleihung und der Vergebung geistlicher Würden von der Krone in einer Weise in Anspruch genommen und ausgeübt, daß von seiten des päpstlichen Stuhles Einsprache erhoben ward. Fast überall waren die spanischen Waffen im Nachteil; in Italien, am Niederrhein, in den nördlichen und südlichen Grenzgebieten überwand die Politik Richelieus die seines spanischen Zeitgenossen. Die Friedensschlüsse brachten meistens Verluste und waren nur Stillstandsverträge; zu einer aufrichtigen Pazifikation vermochte sich Olivarez sowenig aufzuschwingen als zu eingreifenden Reformen, welche den hereinbrechenden Ruin des Staatswesens aufgehalten hätten. „Alles ist so versunken,“ ruft ein Zeitgenosse aus, „daß nur die Hilfe Gottes uns erretten kann.“

Absolutistische Tendenzen. Die Früchte dieser unheilvollen Staatskunst sollte Graf Olivarez selbst noch in reichlicher Fülle einthun, ehe er vom Schauplatz seiner politischen Thätigkeit abtrat. Wir wissen, daß die Provinz Kastilien als das Haupt- und Kernland der spanischen Monarchie galt, auf welchem die Lasten des Staats vorzugsweise ruhten. Kastilier dienten in den Heeren und fochten die Kriege aus; die kastilischen Cortes mußten die Steuern und Finanzmaßregeln bewilligen, durch welche der Aufwand für die Staats- und Hofhaltung bestritten ward. Die übrigen Königreiche und Landschaften, die im Lauf der Jahre mit dem Stammland der Mitte zu einem Gesamtreich vereinigt worden waren, erfreuten sich einer bessern Lage infolge eigner Gesetze und Privilegien, die ihnen durch Staatsverträge gewährleistet waren und trotz mancher Eingriffe von seiten früherer Gewaltherrscher in ihren Fundamentalrechten noch fortbestanden. Selbst in Aragonien wurde die alte freie Verfassung und Autonomie nur in einigen Punkten durch Philipp II. verändert und geschwächt (XI, 95); Navarra und Katalonien hatten ihre alten Landrechte, ihre Verfassung und politische Sonderstellung aus den Tagen der Väter bewahrt; und wie tiefe Schläge auch Ackerbau und Viehzucht, Industrie und Handel, gerade in dem östlichen Teil der Halbinsel, in Katalonien und Valenzia durch die Vertreibung der Morisken erlitten hatten (XI, 253 ff.), immer noch konnten die Einwohner von Barcelona für die wohlhabendsten und fleißigsten Unterthanen des Königs gelten und die aus Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft zusammengesetzte Ständeversammlung Kataloniens wachte eifersüchtig über Recht und Herkommen des Landes, über Geldbewilligung und Gnadensachen, über Gerechtigkeitspflege und Gerichtswesen. Ein ständiger Ausschuß von Abgeordneten hatte dafür zu sorgen, daß auch in der Zeit, da die Cortes nicht versammelt waren, der Regierungsrat in Barcelona sich in den durch Verfassung und Herkommen gesetzten Schranken hielt. Diese Sonderstellung der östlichen und nördlichen Landschaften, auf welche die Kastilier schon lange mit

Neid geblickt hatten, sollte nun beseitigt werden. Es lag im Geiste der Zeit, daß mit allen Privilegien und Ausnahmsgesetzen zu gunsten monarchischer Einheit und Machtfülle aufgeräumt würde. Was König Karl I. und Lord Strafford in England versuchten, was Kardinal Richelieu in Frankreich mit so glänzendem Erfolg durchführte, sollte das nicht der spanische Staatsmann, der allmächtige Minister des größten europäischen Reichs, in dem Pyrenäenland durchsetzen können? Der Notstand des Staates, die Unmöglichkeit dem Königreich Kastilien noch weitere Lasten aufzubürden, die der absoluten Königsgewalt zusteuernde Zeitrichtung, das Beispiel andrer Länder, dies alles mußte den Gedanken, alle Teile des Reichs den gleichen Gesetzen und Pflichten zu unterwerfen, dem monarchischen Absolutismus durch eine allgemeine Uniformität sein volles Gepräge zu geben, rechtfertigen und begünstigen. Olivarez übersah die Ungleichheit der Lage. Während der französische Staatsmann seine Angriffe gegen aufrührerische Prinzen, gegen unbotmäßige Edelleute, gegen eine politische Religionspartei richtete, wollte der spanische Minister die urkundlichen und verbrieften Rechte einiger Landschaften, die den Zwecken und der Idee eines absoluten monarchischen Staats nicht entsprachen, aus dem Wege räumen, Verwaltung, Wehrpflicht, Besteuerung mit dem kastilischen Staatsorganismus in Übereinstimmung setzen. Auf Anregung des Grafen, der von Natur barsch und zu Gewaltthätigkeiten hinneigend den Kataloniern noch aus persönlichen Gründen schon seit Jahren grollte, legte der König, ohne die Einwilligung der Stände einzuholen, eine neue Abgabe auf alle eingehenden Waren und gebot, 1638.
daß 6000 Katalonier für die Armee ausgehoben und nach Italien geschickt würden. Vergebens sandten die Stände eine Deputation nach Madrid, um in Erinnerung zu bringen, daß sie nur zu Kriegsdiensten innerhalb ihrer Heimat verpflichtet seien und nur zu Steuern, die sie selbst sich auferlegten, und um nachdrückliche Vorstellungen gegen die Eingriffe in ihre Fueros zu machen: der König dem seine geistlichen Gewissensräte die beruhigende Versicherung gaben, daß er kraft seines göttlichen Rechtes zu den Anordnungen befugt sei, wies ihre Beschwerden als unbegründet zurück. „Wer sich," schrieb Olivarez an den Vize-König, in Barcelona, „durch Berufung auf die Privilegien des Landes den allgemeinen Lasten zu entziehen wagt, muß als Verräter gegen Gott, gegen König und Vaterland gezüchtigt werden." Auf seinen Befehl wurden die Abgeordneten gefangen gehalten.

Um dieselbe Zeit waren die Franzosen in Roussillon eingerückt und hatten sich der kleinen Festung Salses bemächtigt. Einem kastilischen Heer gelang es, den Feind zurückzuschlagen und die verlornen Positionen wieder zu erobern. Es war aber vorauszusehen, daß Richelieu bald einen neuen Angriff unternehmen würde. Olivarez beschloß daher, da die einheimische Miliz nicht stark genug für einen erfolgreichen Widerstand schien, kastilische und andre spanische und fremde Truppen in die Provinz zu senden, welche über die Städte und Dörfer Olivarez gegen Katalonien. 1639.

verteilt von den Einwohnern unterhalten und verpflegt werden sollten. Die Verteidigung des Landes diente nur zum Vorwand, der eigentliche Zweck der Regierung war, den starren unbotmäßigen Geist der Bevölkerung zu bändigen und mit Hilfe der Waffenmannschaften die Anordnungen durchzusetzen. Als die vom Land aufgestellten Amtleute und der ständische Ausschuß Protest erhoben gegen die Verletzung der Rechte und in scharfen Worten die Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten der Truppen rügten, ließ Santa Coloma die Häupter der Unzufriedenen, darunter den Kanonikus Paul Claris von Urgel, den Landtagsabgeordneten Franz Tamarit und den Ratsherrn Franz Vargas in Haft bringen.

Aufstände 1640. Eine dumpfe Gärung bemächtigte sich der Gemüter. Als im Frühjahr nach herkömmlicher Sitte viele Bauern aus dem Gebirge in die Nähe der Hauptstadt kamen, um sich bei den in der Umgegend wohnenden großen Gutsbesitzern zu Feldarbeiten zu verdingen, entstanden Raufhändel mit der Besatzungsmannschaft von Barcelona, welche durch die Einmischung von Stadtbürgern gesteigert *12. Mai 1640.* zuletzt in einen Aufruhr übergingen. Die Gefängnisse wurden erbrochen, die *7. Juni.* Verhafteten in Freiheit gesetzt. Einige Wochen nachher, als bei Gelegenheit des Fronleichnamsfestes eine zahllose Menge Volks aus den Dörfern nach der Stadt strömte, wiederholten sich die Auftritte in größerem Umfang. Unter wildem Geschrei: „Es lebe der König und Katalonien, Tod der schlechten Regierung!" durchzogen Haufen rauher und abgehärteter Gebirgsbewohner die Straßen von Barcelona. Weder die Vorstellungen der Stadträte und Landtagsabgeordneten, noch die Ermahnungen der Franziskaner, die mit Monstranz und Kreuzbild herbeikamen, vermochten den Wütenden Einhalt zu thun; sie ermordeten mehrere kastilische Offiziere und Beamte, plünderten das Zeughaus und die Wohnungen einiger Beamten und bedrohten den Palast des Vizekönigs. Santa Coloma fürchtete für sein Leben; mit Hilfe eines treuen Dieners erreichte er eine Barke, auf der er sich zu retten gedachte; aber von den erbitterten Bürgern eingeholt, wurde er ermordet und sein Leichnam geschändet. Auch die nächsten Tage vergingen unter Greuel und Verwüstung; nur mit Mühe konnte die rasende Landbevölkerung zum Abzug gebracht werden.

Patriotische Erhebung in Barcelona. War Olivarez schon vorher den Kataloniern feindselig gesinnt, wie mußten ihn erst diese Vorgänge in Harnisch bringen! An Nachgiebigkeit und Zugeständnisse war nun nicht mehr zu denken; die Provinz mußte entweder Buße thun und sich unter die strafende Hand des zürnenden Gewaltherrschers beugen, oder sie mußte das Schwert der Selbstverteidigung ergreifen, sogar auf die Gefahr hin, von Kastilien getrennt zu werden. Die Katalonier entschlossen sich zum letzteren. In Barcelona wurde ein Landesausschuß gewählt und demselben die höchste Regierungsgewalt in die Hand gegeben; laut wurde erklärt, daß man die alten Grundrechte schirmen wolle und sei es mit den Waffen. Dem Beispiel der Hauptstadt folgten alle Landschaften und Städte mit Ausnahme von Tortosa

und einigen festen Orten, wo kastilische Besatzung lag. Von den Pyrenäen bis zur Mündung des Ebro sah man die altkatalonischen Landesfarben prangen; man träumte von republikanischer Unabhängigkeit.

Wie tief auch immer der Haß gegen die kastilische Zwingherrschaft Anschluß an Frankreich
und den Despotismus des Grafen Olivarez in den Herzen der Katalonier 1640—1642.
wurzeln mochte, so hätten sich die Führer der nationalen Partei doch nicht zu einer Auflehnung gegen die Madrider Regierung, zu einer Empörung gegen die Majestät des Königs fortreißen lassen, wären sie nicht von Frankreich aufgereizt und durch die Zusage von Hilfe angetrieben worden. Denn wie erbarmungslos immer Richelieu jeden Ungehorsam, jeden Aufstand im eignen Lande niederwarf, so trug er doch kein Bedenken, in andern Staaten Empörungen zu begünstigen, sobald diese seinen politischen Plänen nützlich und förderlich waren. Schon vor einiger Zeit hatten die Häupter der Unzufriedenen mit dem Herzog von Epernon, dem französischen Befehlshaber in Leucate, Unterhandlungen angeknüpft, von denen der französische Ministerpräsident genau unterrichtet ward. Als nun die spanische Regierung eine Armee unter dem zum Unterkönig ernannten Marchese de los Velos abschickte, um die Insurgenten zur Unterwerfung zu zwingen,
schlossen diese mit Frankreich ein Bündnis, infolgedessen Richelieu Epernon mit 16. Dez. 1640.
einigen tausend Mann nach Barcelona sandte und zugleich die Küste durch ein Geschwader bewachen ließ, die Katalonier dagegen den König Ludwig XIII. als Oberherrn ihres Landes unter dem alten Titel eines „Grafen von Barcelona" anerkannten, jedoch mit Sicherstellung aller Rechte und Freiheiten, die sie von ihren Vätern überkommen. Epernon, der sich mit seiner geringen Truppenzahl bis nach Tortosa vorwagte, konnte sich zwar nicht gegen die spanische Übermacht behaupten und kehrte nach Frankreich zurück, allein die katalonische Miliz, durch französische Offiziere in militärische Zucht und Übung genommen, und die städtische Bürgerwehr leisteten so tapfern und entschlossenen Widerstand, daß der Generalkapitän de los Velos, nach mehreren vergeblichen Angriffen auf
die feste Hauptstadt, sich über den Ebro zurückziehen mußte. Nun war ganz 1641.
Katalonien befreit, selbst die Städte, die bisher an der kastilischen Herrschaft festgehalten, schlossen sich der Gesamtheit an. Das Beispiel der Portugiesen, die gleichzeitig die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzten und von Frankreich unterstützt einen erfolgreichen Kampf gegen Spanien führten, wirkte auf die Katalonier zurück. König Ludwig XIII. und sein Minister zogen selbst nach Roussillon, um den Aufstand zu fördern. Während unter des Königs Augen
die Küstenstädte Collioure und Perpignan erobert wurden und die ganze Land- 1642.
schaft an den Pyrenäen in die Gewalt der Franzosen fiel, führte der Marschall Brezé eine Besatzungsmannschaft nach Barcelona, um den tapfern Baron de la Mothe-Houdancourt, den Ludwig XIII. kraft des mit den Insurgenten erneuten Vertrags zum Vizekönig von Katalonien ernannt hatte, in seinen Kriegsunternehmungen zu unterstützen. Nach dem Sieg Houdancourts über die Spanier

bei Lerida trug sich Richelieu mit der stolzen Hoffnung, daß alles Land bis zum Ebro unter die Herrschaft Frankreichs gelangen möchte. Wie mußte es ihn erzürnen, daß gerade damals der Madrider Hof an Cinqmars und seinen Genossen Verbündete in Frankreich selbst, in der Umgebung des Königs fand, die diesen Plänen entgegenwirkten!

Schwierige Lage. 1643—1645. Richelieu und Ludwig XIII. gingen bald nachher aus der Welt; die Regentin Anna, eine spanische Infantin, und ihr Minister Mazarin konnten, durch nähere Anliegen beschäftigt, der spanischen Insurrektion nicht den Beistand leisten, der zur Behauptung der Provinz nötig gewesen wäre. Zugleich gelang es den Intrigen einer Kamarilla am Madrider Hof, an deren Spitze die Königin Isabella, eine Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, stand, den Sturz des übermütigen Günstlings Olivarez zu erwirken (Jan. 1643). An seiner Stelle übernahm sein Neffe, Don Louis de Haro, die Leitung der Staatsgeschäfte, ein Mann von milderem Charakter, weniger hochfahrend aber auch weniger unternehmend als der Oheim. Alle diese Umstände wirkten zusammen, daß die Dinge in Katalonien eine für Kastilien günstigere Wendung nahmen als in Portugal. König Philipp IV. selbst zog an der Spitze eines Heeres wider die Insurgenten und ihre französischen Schützlinge ins Feld (Juli 1643). Er brachte Lerida und Balaguer wieder in seine Gewalt und zwang die Franzosen, die Belagerung von Tarragona aufzuheben, während sein Feldherr Philipp de Silva dem Marschall de la Mothe-Houdancourt eine Niederlage beibrachte. Mazarin faßte darüber solchen Unwillen, daß er den geschlagenen Feldherrn mit mehrjähriger Gefangenschaft bestrafte. Unter dem Nachfolger in dem vizeköniglichen Amt, dem Grafen von Harcourt, errangen die Franzosen wieder einige Vorteile in Katalonien. Rosas, die feste Hafenstadt an der Ostküste, wurde nach zweimonatlicher Belagerung von dem General Duplessis erobert (31. Mai 1645), und der Vizekönig selbst brachte nach einer siegreichen Feldschlacht über die Kastilier die Stadt Balaguer wieder in französischen Besitz (23. Juni). Aber bei der Geringfügigkeit der militärischen Kräfte, welche Mazarin in der tiefbewegten Zeit vor Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs über die Pyrenäen entsenden konnte, waren diese Erfolge ohne nachhaltige Wirkung; die kleinen Waffengänge, Gefechte und Belagerungen führten zu keiner Entscheidung; das Land wurde von Kriegsleiden schwer heimgesucht; alle Geschäfte stockten, der Feldbau lag danieder, Not und Verarmung lagerte sich über Städte und Dörfer. Was war natürlicher als daß der Wunsch nach friedlichen geordneten Zuständen sich immer lebhafter regte, daß die kastilische Partei die Wiedervereinigung der Provinz mit dem spanischen Mutterland zu bewirken suchte?

Kastilische Reaktion in Barcelona. 1646. Im Jahr 1646 bildete sich in Barcelona eine Verschwörung, deren Fäden die reiche, vornehme und intrigante Baronin von Albi in Händen hatte; die Absicht war, im Einverständnis mit dem Befehlshaber von Tarragona die Hauptstadt durch Verrat den Spaniern auszuliefern, die Franzosen aus der Provinz zu entfernen und die kastilische Herrschaft wieder herzustellen. Das Komplott wurde jedoch entdeckt, die Teilnehmer teils hingerichtet teils als Gefangene nach Frankreich abgeführt.

Fortdauer der franz. Okkupation 1646—1648. So dauerte die französische Okkupation und der wechselvolle Kleinkrieg fort. Harcourt, obwohl ein tüchtiger Feldherr, wurde durch den spanischen General Leganez gezwungen, die monatelang mit großer Anstrengung betriebene Belagerung von Lerida aufzugeben (Nov. 1646). Vergebens hoffte Mazarin, der „große Condé“, der im folgenden Jahr (1647) an Harcourts Stelle den Oberbefehl übernahm, würde auch in Katalonien, wie früher in den Niederlanden, das Übergewicht der französischen Waffen herstellen; er mußte wie sein Vorgänger die schon zur Zeit der Römer berühmte Felsenfestung nach unsäglichen Anstrengungen in der Gewalt der Spanier lassen (Juni).

Der Westfälische Frieden, der im folgenden Jahr zum Abschluß kam, führte zwischen den beiden Reichen südwärts und nordwärts der Pyrenäen keinen Ausgleich herbei: nach wie vor hielten die Franzosen Katalonien mit Barcelona besetzt und suchten es gegen die kastilischen Waffen zu behaupten. Aber der Krieg bot seitdem noch weniger Abwechselung und Interesse dar als im Anfang der Insurrektion. Der Kampf beschränkte sich auf Angriff und Abwehr von seiten der spanischen und französischen Feldherren; das katalonische Volk blieb ohne fernere Teilnahme und erwartete den Ausgang mit thatloser Resignation. Mazarins Hoffnung, das Küstenland im Süden der Pyrenäen bei Frankreich zu erhalten, schwand mehr und mehr dahin. Wenn der Kriegszustand auch nach dem Westfälischen Frieden noch vier Jahre fortdauerte, so geschah es nur, weil Mazarin die Okkupation des Landes für anderweitige politische Zwecke zu verwerten bedacht war. Als aber der jüngere Don Juan d'Austria, der natürliche Sohn Philipps IV., an jugendlichem Mut und ritterlichem Charakter dem älteren Infanten dieses Namens nicht unähnlich, die Stadt Barcelona zu Wasser und zu Land mit einer engen Blockade bedrängte, sah sich der französische Kommandant, Marschall de la Mothe, nachdem er über ein Jahr alle Leiden und Beschwerden des Belagerungszustandes mutig und standhaft ertragen, zu einer Kapitulation genötigt, kraft deren die Seestadt den Spaniern gegen Gewährung einer Amnestie für die Bürger und freien Abzugs für die Besatzung überlassen ward. Nun konnten sich auch die übrigen Festungen, wie Girona, Palamos, Puy de Quiers, Balaguer und einige kleinere Orte, wo noch französische Mannschaften lagen, nicht mehr länger halten. Nach ihrer Übergabe verließen die Franzosen das katalonische Land, das dann wieder mit der spanischen Krone vereinigt wurde, nachdem es dreizehn Jahre lang unter der Oberhoheit Frankreichs gestanden. Philipp IV. gab die Uniformitätspolitik seines ehemaligen Ministers Olivarez auf und bestätigte den Kataloniern großmütig die alten Rechte und Privilegien.

Ausgang.

12. Okt. 1652.

2. Portugals Losreißung von Spanien.

Während im Osten die Gefahr einer Zerstückelung der spanischen Monarchie glücklich abgewendet ward, zerriß das Königreich Portugal, das im Widerspruch mit seiner geschichtlichen Entwickelung durch Philipp II. an das größere Nachbarreich gekettet und zu einem Aufgeben seines selbständigen nationalen Lebens bestimmt war, die Bande, die ihm in schicksalschwerer Zeit durch Gewalt und List angelegt worden, und stellte seine alte nationale Unabhängigkeit wieder her. Mit der Freiheit und Selbständigkeit war auch die Größe und das Glück der Nation geschwunden. Es ist uns bekannt, wie erfolgreich die regsamen Niederländer in die spanisch-portugiesische Kolonialwelt eindrangen: in Ost- und Westindien, in Japan und Brasilien drängten sie die alten Gebieter zurück, gründeten

Portugal unter spanischer Administration.

an allen günstig gelegenen Orten Niederlassungen und Faktoreien und machten sich zu Herren des überseeischen Welthandels (XI, 246, 662). Alle Unfälle, welche die spanischen Völker und Staaten im siebzehnten Jahrhundert durch die Tyrannei und Unfähigkeit der Habsburgischen Herrscher zu erleiden hatten, fielen auch auf Portugal zurück: mit dem Verlust der Kolonien versiegten die Quellen des Wohlstandes; die Märkte von Lissabon und Oporto standen leer, während sich die Güter und Schätze aller Weltteile in Amsterdam und Rotterdam ansammelten; der Adel, der einst zu Entdeckungen und Eroberungen die Meere durchfahren, das Vaterland mit irdischen Schätzen, den portugiesischen Namen mit Ruhm und Ehre erfüllt hatte, verlag jetzt seine Zeit in Unthätigkeit oder diente widerwillig der fremden Herrschaft; das Land verarmte unter der Last der direkten und indirekten Besteuerung, welche die spanische Finanzkunst mit erfinderischem Scharfsinn ins Leben rief; Staats- und Gemeindeämter, Bischofstühle und Pfründen konnten nur um hohe Geldsummen an die königlichen Kassen erlangt werden; Adel und Geistlichkeit wurden zu „freiwilligen" Subsidien angehalten; jede Gnade war feil, für jede nachlässige oder gewissenlose Amtsführung konnte man um Geld Verzeihung erhalten; wehe dagegen einem überseeischen Vogt oder Verwaltungsbeamten, welcher im Vertrauen auf sein gutes Bewußtsein den goldenen Schlüssel anzuwenden vergaß! Selbst die für „fromme Zwecke" bestimmten Gelder waren vor den räuberischen Händen der königlichen Behörden nicht sicher. Daß die Veräußerung der Domänen und Regalien aus politischer Berechnung, aus Eifersucht und Mißtrauen systematisch betrieben ward, ist schon früher angedeutet worden (XI, 244). Der Mangel aller öffentlichen Einkünfte sollte die Herstellung eines unabhängigen Thrones unmöglich machen und in den Käufern oder Besitzern gedachte man eine spanische Partei zu gewinnen; denn Eigennutz und Habsucht sind mächtige Triebfedern.

Der Herzog von Braganza. Grollenden Herzens ertrugen die Portugiesen die Gewaltherrschaft des verhaßten Nachbars, den Übermut der Beamten, die Ungerechtigkeiten und Mißstände in der Verwaltung, den Raub ihres Staatsvermögens und ihrer Wehrkräfte und Verteidigungsmittel. Mit dem Ingrimm und der Wut der Verzweiflung sahen sie ihre nationale Existenz, ihren geschichtlichen Lebensstrom mehr und mehr dahinschwinden; ihre glorreiche Vergangenheit schien in ein weit geöffnetes Grab zu sinken, der portugiesische Name bei den nachgebornen Geschlechtern in Vergessenheit zu geraten. Das Gefühl dieses tragischen Geschicks lastete so schwer auf dem Herzog Theodosio von Braganza, dem Sohne jener Katharina, die einst die Rechte des Hauses standhaft gegen Philipp II. verteidigt hatte (XI, 240), daß er in Gram und Tiefsinn versank und gestörten Geistes in die Grube hinabfuhr, seinen Dienern auftragend, ihn in der Stille mit königlichen Ehren zu bestatten. Sein Sohn João war der Erbe seiner Ansprüche und seiner Reichtümer, ein vorsichtiger, ruhiger Herr, ohne glühende Leidenschaften, mehr den Genüssen und Freuden des Lebens, der Jagd, der Musik

und den gesellschaftlichen Unterhaltungen zugethan als von aktivem Ehrgeiz gespornt oder von Herrschbegierde erfüllt, nur im Hasse gegen die spanische Zwingherrschaft dem Vater gleichend. Auf der herzoglichen Familie von Braganza ruhten die Hoffnungen aller portugiesischen Patrioten; in ihren Adern rollte das Blut der alten Dynastie, ihre Güter, die den dritten Teil des Reichs umfaßt haben sollen, waren so beträchtlich, daß sie den Grundstock eines neuen Kronvermögens bilden konnten. Es war begreiflich, daß man in Madrid mit Argwohn auf das Haupt dieses reichen und mächtigen Geschlechtes blickte und es mit Argusaugen überwachte. Allein João gab durch seine Lebensweise sowenig Anstoß, schien so ausschließlich auf seine Vergnügungen und Zerstreuungen zu denken, daß man ihm nichts anhaben konnte.

Unter dem Regiment des Herzogs von Olivarez wurde die Lage Portugals immer unerträglicher, der nationale Grimm immer allgemeiner. Die absolutistischen Neigungen des Günstlings vertrugen sich nicht mit der durch die Konstitution von Thomar (XI, 239) festgesetzten Rechtsordnung; sein stolzes, hochfahrendes Wesen verletzte das Nationalgefühl; nur servile Männer, die als Renegaten bei ihren Landsleuten verhaßt waren, genossen sein Vertrauen, wie der Staatssekretär Diogo Soarez, „der schlau war im Betrügen, unterwürfig im Gehorchen und boshaft im Auffinden von Gewaltthätigkeiten gegen sein Vaterland", und dessen Blutsverwandter Miguel de Vasconcellos, ein übermütiger Emporkömmling, habsüchtig, grausam und treulos, ergrimmt gegen den portugiesischen Adel, durch dessen Rache sein gleichgesinnter Vater sein Leben eingebüßt hatte. Die Würde einer Regentin wurde einer Enkelin Philipps II., der verwitweten Herzogin Margarete von Mantua übertragen, einer Frau von weiblicher Tugend und Sitte, die aber nicht Kraft und Charakterstärke genug besaß, um gegenüber dem gewaltthätigen Minister und seinen Kreaturen ihre Autorität geltend zu machen. Nun geschah es, daß die spanische Regierung ohne 1638.
Mitwirkung der portugiesischen Reichsstände eine neue Umlage ausschrieb, welche durch eigne Steuerbeamten von allen Städten und Dörfern erhoben werden sollte. Diese ungerechte Forderung und die rücksichtslose Härte, mit der die Beiträge eingetrieben wurden, steigerte die Erbitterung des Volks: in Evora entstand ein Aufruhr, der sich bald über die meisten Ortschaften von Alemtejo erstreckte. Aber das planlose Beginnen nahm einen ungünstigen Ausgang. Der Aufstand wurde durch Waffengewalt unterdrückt; die Urheber und Rädelsführer starben auf dem Schafott, minder Schuldige mußten auf den Galeeren dienen. Der Regierung in Madrid gab dieser Vorfall die willkommene Veranlassung, durch Strafgerichte und Gewalt den Geist der nationalen und patriotischen Opposition zu unterdrücken und das portugiesische Land der kastilischen Herrschaft vollends zu unterwerfen. Zwei besondere Gerichtskommissionen (Juntas), die eine in Badajoz, die andre in Ayamonte auf der Grenze von Alemtejo und Algarve, sollten die Untersuchung und Bestrafung der an der Insurrektion Be-

teiligten zugleich zu Zwangsmaßregeln benutzen, ohne Beachtung der Verfassung und Landesrechte. Zugleich berief der König einige angesehene Männer aus dem Adel und Klerus nach Madrid, um sich, wie er sagte, bei den beabsichtigten Reformen ihres Rates zu bedienen, eigentlich aber um sie als Geißeln unter Aufsicht zu stellen, und erteilte dem Marquis von Portoseguro den Auftrag, im ganzen Lande Mannschaften auszuheben, Reiterei und Fußvolk, welche unter kastilischer Fahne gegen die Franzosen fechten und zur Unterwerfung der katalonischen Insurgenten behilflich sein sollten. Dem Herzog von Braganza wurde aufgegeben, einen Heerhaufen von tausend Mann aus seinen Ortschaften zu stellen und aus eignen Mitteln auszurüsten.

Olivarez und Braganza. Mit banger Besorgnis blickte man in Portugal auf diese Anzeichen und Vorboten weiterer Gewaltschritte; bei Adel und Volk waren aller Augen auf den Herzog Johann gerichtet. Dieser beobachtete die strengste Zurückhaltung. Dennoch entging er nicht dem Argwohn des Kastiliers. Unter dem Schein von Vertrauen und Auszeichnung suchte Olivarez den Verdächtigen in seine 1639. Gewalt zu bringen: er erteilte ihm den Auftrag, die Häfen und Seeplätze zu besichtigen und in guten Stand zu setzen, damit die französische Flotte, die in jenen Gewässern kreuzte, keine Landung versuchen möchte, und stellte zu dem Zweck 40,000 Goldstücke zur Verfügung, ließ aber zugleich heimlich an die Befehlshaber der Schiffe und Festungen Weisungen ergehen, sich der Person des Herzogs zu bemächtigen und ihn unter sicherem Gewahrsam nach Madrid zu schaffen. Johann entging jedoch den Schlingen, indem er stets mit so großem bewaffneten Gefolge auftrat, daß niemand sich an ihn wagte; und das hohe Amt eines Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht in Portugal, welches Olivarez ihm in des Königs Namen übertragen, mehrte sein Ansehen bei den Landsleuten und gab ihm Gelegenheit, die Zahl seiner Anhänger zu verstärken. Aber behutsam und vorsichtig hütete er sich durch Kundgebungen irgend einer Art seine Gesinnungen und Pläne vorzeitig zu verraten. Er erwies bei einem Besuch am Hof der Regentin die tiefste Ehrerbietung und kehrte dann nach Villa-Viçosa, seinem Stammsitz, zurück. Manche Genossen der vaterländischen Partei wurden irre an ihm, ob er die Königskrone, wenn man sie ihm darböte, auch annehmen, dem Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit seinen Arm leihen würde. Selbst als die Häupter der Patrioten, Francisco und Jorge de Mello, Marquis von Ferreira, Graf von Vimioso, Don Miguel und Don Antão de Almeida u. a. deshalb eine offene Anfrage an ihn stellten, zögerte er ihnen eine bestimmte Antwort zu geben. Nun lief aber von Madrid ein Schreiben ein, er möchte sich bereit halten, den König auf einem Feldzug nach Katalonien zu begleiten. Auch an andre portugiesische Fidalgos ergingen ähnliche Aufforderungen. Herzog Johann argwohnte in der Einladung einen neuen Versuch, sich seiner Person zu versichern, er entschuldigte sich mit allerlei Vorwänden und entzog sich dann der Verpflichtung durch die Ausrede, er sei nicht in der

Lage, an der Spitze des portugiesischen Adels den königlichen Feldzug mitzumachen, ein solcher Aufwand gehe über seine Kräfte. Die übrigen Großen folgten seinem Beispiel und dachten zugleich auf Mittel, sich der Rache des kastilischen Hofes, die nicht ausbleiben konnte, zu entziehen.

Die patriotische Adelspartei und der Herzog

Die Katalonier hatten die Waffen zur Verteidigung ihrer alten Gerechtsame ergriffen; in Schottland war das Volk aufgestanden, um sich der Stuartschen Gewaltherrschaft zu erwehren; da und dort hatte Richelieu seine Hände im Spiel. Sollte die portugiesische Nation, die tiefer als jede andre ins Herz getroffen war, sich nicht ermannen, um das Joch der Knechtschaft abzuwerfen, das fremde Tyrannei ihr auferlegt hatte und das der Übermut und die Gewaltthätigkeiten eines rechtsverletzenden Ministers immer schwerer machten? Und sollte nicht derselbe kluge Staatsmann, der, während er die konspiratorischen Neigungen im eignen Land mit starkem Arm niederwarf, jedem Feind des Habsburger Herrscherhauses die Bundeshand bot, auch für Portugal zu militärischer Hilfeleistung sich bereit finden lassen? Diese Fragen erwog eine Adelspartei, die sich am 12. Oktober 1640 heimlich im Hause des Antão de Almeida versammelt hatte, um sich über die Zukunft des Vaterlandes zu beraten. Es waren dieselben Patrioten, denen wir schon oben begegnet sind, und außerdem noch Pedro de Mendonça, Antonio de Saldanha und João Pinto Ribeiro, Geschäftsführer des Hauses Braganza. Wieder wurde die Klage laut, daß der Herzog mit seiner Gesinnung so zurückhalte; manche der Anwesenden meinten, man solle es mit einer Republik versuchen, ein Gedanke, der damals auch anderwärts erwogen ward. Da sagte Pinto, ein Mann von großer Klugheit und Fähigkeit, man solle den hohen Herrn zum König ausrufen, ohne sich vorher seiner Zustimmung zu vergewissern, die geschehene Thatsache würde ihn dann schon fortreißen. Der Vorschlag fand den Beifall der Versammlung; man beschloß, in diesem Sinne vorzugehen, zugleich aber den Herzog durch Pedro de Mendonça, seinen Gutsnachbar, von dem Vorhaben in Kenntnis zu setzen. Als Johann auf der Jagd im Park aus dem Mund des befreundeten Mannes von der Sache unterrichtet ward, geriet er in große Aufregung und Sorge. Er ging mit seiner Gemahlin, Luiza de Guzman aus dem angesehenen kastilischen Geschlecht der Medina Sidonia, einer Dame von hohem Sinn und männlichem Charakter, und mit seinem Geheimschreiber Antonio Paez Viegas zu Rate, und erst als diese ihm zuredeten, die angebotene Krone nicht zurückzuweisen, da er der Rache des Madrider Hofes doch nicht entgehen werde und es ehrenvoller sei, im rühmlichen Kampf seinen Untergang zu finden, als einem tückischen Feind zu erliegen, beschloß er dem Ruf des Schicksals zu folgen. „Dir bleibt nur die Wahl," sagte die mutige Herzogin, „in Lissabon als König oder in Madrid als Verbrecher zu sterben." Die Nachricht von dieser Wendung wurde von den Verschwornen mit großer Freude aufgenommen, „es war die erste Akklamation".

Der Herzog zum König ausgerufen. 1. Dez. 1640. Einen Monat später, am 26. November, schlichen sich in dunkler Nacht dieselben Edelleute und einige andre Gesinnungsgenossen, nachdem sie an verschiedenen Orten die Wagen verlassen, in den Palast der Braganza in Lissabon, um mit Pinto Ribeiro, der dort seine Wohnung hatte, den Plan der Ausführung zu beraten. Die Diener waren entfernt, die inneren Räume nur spärlich beleuchtet. Denn es waren bereits dem Grafen Olivarez und der Regentin Margarete Winke und Andeutungen über bevorstehende wichtige Ereignisse zugegangen. Hier wurde der Beschluß gefaßt, daß die versammelten Parteihäupter mit einigen zuverlässigen Verbündeten, die noch ins Geheimnis zu ziehen seien, am 1. Dezember in den Palast der Regentin dringen, die Wächter entwaffnen, den Staatssekretär Miguel de Vasconcellos ermorden und vom Balkon herab den Herzog von Braganza als König João IV. ausrufen sollten. Mittlerweile sollte man sich der Beistimmung der Stadtverordneten und der Zunftvorsteher versichern und den Erzbischof von Lissabon, dessen vaterländische Sympathien bekannt waren, für das Unternehmen zu gewinnen suchen. Der Plan wurde zur bestimmten Stunde mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt; keiner der verbündeten Edlen fehlte auf seinem Posten, keiner zeigte sich lässig in dem ihm zugewiesenen Geschäft. Nachdem man sich der Zugänge mit Gewalt bemächtigt, einige Leibwächter und Palastbeamte, die Widerstand leisten wollten, aus dem Weg geräumt, wurde Vasconcellos aus seinem Versteck gezogen und mit Wunden bedeckt zum Fenster hinab in den Schloßhof gestürzt, wo der Volkshaufe seine Wut an dem Sterbenden ausließ. Ein Schwert schwingend rief Miguel de Almeida vom Balkon herab mit lauter Stimme: „Freiheit den Portugiesen! Es lebe König Dom João IV.!", ein Ruf, der mit Jubel vernommen und durch die Stadt verbreitet wurde. Die Herzogin-Regentin, der sich die Häupter der Verschwörung ehrfurchtsvoll nahten, sie zur Anerkennung der neuen Ordnung auffordernd, versuchte zu vermitteln, indem sie Verzeihung und Abstellung der Beschwerden von seiten des Königs Philipp IV. in Aussicht stellte; als sie aber die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen erkannte, gab sie alle weiteren Versuche eines Widerstandes auf und erteilte dem Kommandanten der Citadelle den Befehl, keinen Gebrauch von seinem Geschütz zu machen. Dadurch wurde die Hauptstadt vor unberechenbarem Schaden bewahrt. Eine Ehrenwache unter Antão de Almeida sorgte für die Sicherheit der Regentin, während die Fidalgos weitere Vorkehrungen zur Durchführung der Revolution trafen. Die städtischen Behörden fügten sich ohne Widerstand in das Geschehene, das vom Adel vollbracht, von der Geistlichkeit gesegnet worden. Hatte sich doch „der Priester von Azambuja" bei dem Schloßüberfall so sehr durch Mut und Tapferkeit hervorgethan, daß sein Name noch lange im Mund des Volks fortlebte. An der Spitze der Gobernadores, die bis zur Ankunft des neuen Königs die Regierung übernahmen und die nötige Anordnung für dessen Anerkennung durch die Gemeindevorsteher der Städte und des ganzen Landes trafen, stand der

Erzbischof von Lissabon. Die Spanier in der Stadt und auf den Schiffen wurden so sehr von den ungeahnten Ereignissen überrascht, daß sie keinen Widerstand versuchten. Der Burgvogt Luiz del Campo übergab das Kastell vertragsweise der provisorischen Regierung und zog mit seiner Besatzungsmannschaft nach Spanien ab. Er wurde bei seiner Ankunft in Madrid verhaftet und durch ein kriegsgerichtliches Urteil für ehrlos erklärt, ein Schicksal, das so sehr seinen Geist erschütterte, daß er in Wahnsinn verfiel.

Das Beispiel der Hauptstadt wurde rasch im ganzen Land nachgeahmt. Der Abfall vollzogen. In Santarem, in Coimbra, in Oporto, in Braga wurde der Herzog als König ausgerufen; wo die geringen Besatzungen der Kastilier mit der Übergabe einzelner Burgen zögerten, wurde der Widerstand mit Gewalt gebrochen. Als der König in Begleitung des Marquis von Ferreira, des Grafen von Vimioso, des Pedro de Menezes und des Jorge de Mello von Villa-Viçosa in die Hauptstadt einzog, war die Anerkennung in allen Provinzen und Städten vollbracht. Mit Jubel und rauschenden Freudenbezeigungen feierten die Portugiesen den Umschwung der Dinge und die wiedergewonnene Freiheit. Als auch noch das feste Kastell San Julião, die Vormauer und der Schlüssel von Lissabon, durch Verrat in die Hände der Portugiesen gefallen war, stand der Krönungs- und Huldigungsfeier nichts mehr im Wege. Sie wurde am 15. Dezember mit den her- 15. Dez. 1640. kömmlichen Formen und Zeremonien in aller Pracht vollzogen. Mit der gegenseitigen Eidesleistung des Volks und des Königs und mit der Weihe in der Kathedrale endete die merkwürdige Revolution, die ohne gewaltsame Erschütterung und mit wenig Blut die Krone von Portugal vom Haupt des kastilischen Herrschers riß und sie wieder einem Sprößling der angestammten Dynastie verlieh. Die Herzogin-Regentin Magarete, die das Kloster Santos zum Aufenthalt für sich und ihre Dienerschaft gewählt, kehrte in der Folge nach Madrid zurück. Mit dem Beginn des neuen Jahres wurden nach langer Unterbrechung die Cortes wieder in Lissabon versammelt. Die drei Stände des Reichs bestätigten die Umgestaltung der Dinge und leisteten dem König João IV. als ihrem rechtmäßigen Herrn den Eid der Treue, zugleich in einem Manifest die Gründe und die Berechtigung des Abfalls von Spanien darlegend.

3. Portugal unter Johann IV. und Affonso VI.

Der neue Monarch, mit dem das Haus Braganza den Thron von Por- König João IV. tugal gewann, teils infolge seiner Abstammung teils durch einen Willensakt 1640–56. der Nation, war kein Mann von hervorragenden Herrschergaben; hatte er doch nur zögernd und fast widerwillig die große Mission der Befreiung übernommen! Allein er besaß manche Eigenschaften, die ihn zur Durchführung des begonnenen Werkes fähig machten, und war guten Ratschlägen zugänglich. Er suchte nicht den Ursprung seines hohen Amtes zu verleugnen, sondern war bemüht, mit den

Vertretern des Volks Hand in Hand die zur Behauptung der nationalen Unabhängigkeit zweckmäßigen Mittel zu finden und zu ergreifen. Denn es war vorauszusehen, daß die kastilische Regierung den durch einen Akt der Überraschung vollbrachten Abfall des portugiesischen Königreichs, das sechzig Jahre lang der spanischen Krone gehorcht hatte, nicht so ruhig hinnehmen, daß sie vielmehr alle Kräfte anstrengen würde, das verlorne Kleinod zurückzugewinnen. Darum mußte es die erste Sorge des Königs und der Stände sein, die zur Verteidigung des Landes erforderliche Militärmacht zu schaffen. Begeistert durch die Großmut und Uneigennützigkeit des neuen Herrschers, der die von den spanischen Königen eingeführten Abgaben als ungesetzlich abschaffte und sein eignes Vermögen, mit Ausnahme eines kleinen Aufwandes zum Unterhalt des königlichen Hauses, für Staatseigentum erklärte, trafen die Cortes über Besteuerung und Kriegswesen tiefgreifende Bestimmungen. Durch den Zehnten vom Einkommen, durch Zölle, durch eine Accise auf Lebensmittel in den größeren Städten, durch Selbstbesteuerung des Klerus hofften sie die zur Unterhaltung einer ansehnlichen Militärmacht und zur Bestreitung der Kosten des Kriegs und der Verwaltung nötigen Geldsummen zu erzielen. Die rasche Anerkennung, welche der König in den auswärtigen Besitzungen fand, sowohl auf Madeira und den übrigen Inseln des Atlantischen Meeres, als in Amerika und Asien, erhöhte das Vertrauen des Reichstags und ließ eine Vermehrung der Einkünfte durch neuen Aufschwung des Handels erwarten.

Schwierige Lage. Konspiratorische Umtriebe.

„Ich habe Ew. Majestät eine frohe Botschaft zu bringen," soll Olivarez zu König Philipp gesagt haben, als er ihm die Vorgänge in Lissabon meldete, „der Herzog von Braganza hat sich empört und dadurch seine Güter verwirkt; Ew. Majestät ist um ein Herzogtum reicher geworden." Und allerdings zeigten sich, nachdem die Tage der Freude über die gelungene Befreiung vorüber waren, in kurzem so viele Schwierigkeiten und Gefahren, daß man in Madrid einen baldigen Umschwung erwarten durfte. Unter dem hohen Adel zählte die spanische Herrschaft viele Anhänger: manche davon flohen nach Madrid und boten der Regierung ihren Rat und ihre Dienste an; andre blieben zurück, um in Portugal selbst eine Gegenrevolution zu bewirken. Es dauerte nicht lange, so wurde dem König hinterbracht, daß eine weitverzweigte Verschwörung unter der Leitung des Erzbischofs von Braga bestehe, in welche der Großinquisitor und mehrere Ablige ersten Ranges verflochten seien und die ein „neuer Christ", Pedro Baeça, ein reicher Handelsmann, nebst zwei andern Juden mit Geldsummen förderten. Durch gerichtliche Untersuchung wurde das Komplott klar gelegt, worauf die Hauptschuldigen, unter ihnen der Marquis von Villa-Real, sein Sohn, der August 1641. Herzog von Caminha, und der jugendliche Graf von Armamar auf dem Blutgerüst starben, der Erzbischof bis an seinen Tod im Gefängnis gehalten wurde. Auch der Großinquisitor büßte für seine Umtriebe mit mehrjähriger Haft. So wurde die Gefahr einer Gegenrevolution in Portugal selbst abgewendet und des

Königs Ansehen befestigt. Nichtsdestoweniger war die Zukunft des neuen Königreichs von dunkeln Wolken bedroht. Wird es im stande sein, mit seinen geringen Streitkräften, mit seiner schwachen Marine, mit seinen erschöpften Finanzen den Angriffen des großen, von Haß und Rachsucht angespornten Nachbars zu widerstehen, die kastilischen Sympathien bei den höheren Ständen im Lande selbst niederzuhalten? Da war es denn ein Glück, daß das spanisch-österreichische Herrscherhaus in den vierziger Jahren an so vielen Orten zugleich beschäftigt war, mithin nur mit geteilten Kräften den zahlreichen Feinden zu widerstehen vermochte und daß Frankreich, die Niederlande, ja selbst England stets bereit waren, jedem Gegner der Habsburger die Hand zu reichen.

Richelieu trug kein Bedenken, mit dem neuen König von Portugal einen Bundesvertrag abzuschließen, in den dann sein Nachfolger Mazarin eintrat; aber die versprochene Hilfeleistung bestand größtenteils in schönen Verheißungen; die Verteidigung mußten die Portugiesen selbst führen. Auch die Niederländer traten mit Portugal in ein Bündnis und versprachen Kriegsschiffe nach Lissabon zu schicken, um die kastilische Flotte von Feindseligkeiten abzuhalten; aber die Kolonien, die sie während der spanischen Herrschaft in ihre Gewalt gebracht, behielten sie im Besitz und trotz des zwanzigjährigen Waffenstillstandes, den sie mit der portugiesischen Regierung vereinbarten, nahmen sie doch keinen Anstand in Brasilien ihre Eroberungen auszudehnen. Wie der Bund mit Frankreich brachte somit auch der Vertrag mit dem niederländischen Freistaat keine direkte Hilfe; es war nur ein Abkommen zur Bekämpfung eines gemeinschaftlichen Feindes im eignen Vorteil. Auch mit England wurde ein Freundschaftsvertrag geschlossen, kraft dessen zwischen beiden Staaten ein friedlicher Handelsverkehr bestehen und die auf portugiesischem Gebiet sich aufhaltenden Engländer Religionsfreiheit und Rechtssicherheit genießen und der Inquisition nicht unterworfen sein sollten. Wie wenig unmittelbaren Nutzen auch diese Schutzbündnisse und ein ähnlicher Vertrag mit Schweden dem jungen Königreich bringen mochten, so hatten sie doch eine moralische und politische Bedeutung, die nicht gering anzuschlagen war: Portugal wurde von den meisten europäischen Mächten als selbständiger Staat anerkannt. Und wenngleich die Habsburger Höfe beider Linien Einfluß genug besaßen, die portugiesischen Bevollmächtigten gegen den Antrag von Frankreich von den Friedensverhandlungen in Münster auszuschließen, so bewirkte doch ihre bloße Anwesenheit an dem damaligen Mittelpunkt der diplomatischen Thätigkeit, daß sich Europa wieder an das Dasein eines unabhängigen Königreichs Portugal gewöhnte. Allianzen.

Nur in Rom setzte es der spanische Botschafter durch, daß der portugiesische Gesandte, der dem heiligen Vater die Ehrfurcht und Obedienz seines Herrn darbringen sollte, im Vatikan keine Audienz erlangte, wie sehr sich auch der Vertreter Frankreichs zu seinen gunsten verwendete. Es kam in den Straßen der ewigen Stadt unter den Augen des Papstes zu blutigen Auftritten zwischen beiden Gesandten und ihrem aus gedungenen Banditen gebildeten bewaffneten Gefolge. So groß war die Rücksicht des kirchlichen Oberhaupts auf das katholische Herrscherhaus und die Furcht, dasselbe durch die Anerkennung eines Fürsten, den man am kastilischen Hof als „Räuber" und „Meineidigen" bezeichnete, zu beleidigen, daß João IV., trotz seiner Devotion und Hingebung für Kirche und Klerus, es nie dahin bringen konnte, das Königreich Portugal als selbständigen Staat bei dem römischen Stuhl Geltung finden zu sehen. Mittlerweile verödeten die Bischofsitze, da der heilige Vater keine Präsentationen von dem „Herzog Rom verweigert die Anerkennung.

von Braganza" entgegennehmen und bestätigen wollte. König und Stände wagten nicht, dem kirchlichen Oberhirten anders als mit demütigen Bitten zu nahen. Viermal wechselte der römische Stuhl den Inhaber, aber gegenüber Portugal blieb die Politik stets dieselbe. Erst als Johann und sein Sohn gestorben waren, erlangte der dritte König auf dem „restaurierten Thron" die Anerkennung Roms.

Patriotischer Aufschwung.

Portugals Zukunft beruhte somit auf der Thatkraft des eignen Volks; und diese bewährte sich aufs glänzendste. Die Portugiesen zeigten ebensoviel Ausdauer und Opferfähigkeit in der Behauptung ihrer Freiheit, als sie Mut und Geschick bei der Erkämpfung gezeigt hatten. Das Beispiel des Königs, der sein Vermögen einsetzte, seine Kleinodien verkaufte, wirkte auf alle Stände zurück. Nicht nur der Reichstag bewilligte die erforderlichen Steuern und Auflagen, das ganze Land nahm einen patriotischen Aufschwung. In großer Eile wurde eine Kriegsflotte geschaffen und der erfahrene Antonio Telles de Menezes zum Oberbefehlshaber ernannt; durch Aushebung junger Mannschaft in allen Provinzen bildete man ein Heer von „Söldnern" zu Roß und zu Fuß, während eine Landwehr die Grenzgebiete hütete.

Kriege mit Spanien. 1644–1646.

Bei diesen Vorbereitungen kam es den Portugiesen zu statten, daß die Kastilier den Kern ihrer heimischen Kriegsmacht gegen die Katalonier und ihre französischen Bundesgenossen verwenden mußten und daß sie lange zögerten, ehe sie gegen die westlichen Insurgenten ins Feld zogen, in der Hoffnung, die spanisch gesinnte Partei würde stark genug sein, eine Umwälzung im Lande selbst herbeizuführen und das frühere Verhältnis herzustellen. Olivarez wurde aus seiner Stellung gedrängt, ehe noch der Krieg gegen Portugal ernstlich begonnen hatte. Die Regentin Margarete von Mantua trug während ihres Aufenthaltes in Madrid nicht wenig zu dem Sturz des Günstlings bei. Erst im Frühjahr 1644 rückte ein spanisches Heer unter dem Marquis de Torrecusa von Badajoz aus über den Guadiana, erlitt aber durch den portugiesischen Feldherrn Mathias de Albuquerque (26. Mai 1644.) nach einem hitzigen blutigen Zusammentreffen eine Niederlage und mußte über den Grenzfluß zurückkehren. Das junge portugiesische Heer bestand seine erste Feuerprobe mit Ruhm; es war ein Vorteil, daß auch von spanischer Seite neugeworbene Truppen im Felde standen, daß somit „Unerfahrenheit mit Unerfahrenheit kämpfte". Albuquerque wurde zum Grafen von Alegrete erhoben. Ein zweiter Feldzug, den im nächsten Jahr der erprobte General de Lagañes gegen Elvas unternahm, fiel glücklicher für die Kastilier aus; sie (25. Okt. 1645.) hatten den Triumph, Villa-Viçosa, den Stammsitz der Herzöge von Braganza, zu erobern und in Asche zu legen. Auch der nächste Feldzug war zum Vorteil der Spanier. Die Portugiesen, welche den Guadiana überschritten und das Fort Telena eingenommen hatten, wurden von dem überlegenen Feind unter Lagañes (Herbst 1646.) unerwartet angegriffen und mit großem Verlust über den Grenzfluß bis in die Festung Elvas zurückgeschlagen. Im Kummer über die Niederlage ging Graf Alegrete aus dem Leben.

Joãos Herrschaft befestigt sich.

Die spanische Regierung war jedoch nicht im stande, von diesem Sieg Vorteil zu ziehen: die Notstände im Innern, die gleichzeitigen Kriege in Katalonien und in den Niederlanden, der Aufstand in Neapel nahmen so sehr alle Kräfte in Anspruch, daß man Portugal sich selbst überlassen mußte. Der Krieg im Westen der Halbinsel erlitt eine thatsächliche Unterbrechung, ohne daß es zu einem Friedensschluß gekommen wäre. Nur kleine Ein- und Überfälle, räuberische Streifzüge und Verheerung der Grenzlandschaften lieferten von Zeit zu Zeit den Beweis, daß man in Kastilien die Rachegedanken und Umsturzpläne nicht aufgegeben habe. Mittlerweile befestigte sich die Regierung Joãos IV. mehr und mehr. In Übereinstimmung mit den Cortes, die er von Zeit zu Zeit in Lissabon versammelte, traf er Vorkehrungen zum Schutz der Grenzen und Reformen auf allen Gebieten der Verwaltung, der Rechtspflege, der Finanz- und Steuerordnung.

Schicksal des Infanten Eduard.

Einen tiefen Schmerz bereitete dem König die habsburgische Rachsucht durch ihr treuloses grausames Verfahren gegen seinen Bruder Duarte. Der portugiesische Infant stand in kaiserlichen Diensten und hatte sich stets treu und rühmlich gehalten. Als nun die Nachricht von der Revolution in Lissabon nach Wien gelangte, bewirkte die spanisch gesinnte Kamarilla, daß Kaiser Ferdinand III. den Befehl zur Verhaftung des Prinzen gab. Wie sehr auch die öffentliche Meinung ihren Unwillen aussprach über einen so schnöden Verrat des Gastrechts, über den Undank des Hauses Österreich gegen einen Fürstensohn, der seit Jahren seinen Degen für die kaiserliche Sache geführt hatte und dem Unternehmen seines Bruders vollkommen fremd geblieben war, wie eifrig sich immer João für die Freilassung des Prinzen verwendete, die Rachsucht und Treulosigkeit der spanisch-österreichischen Familienpolitik bestand auf der Gefangenhaltung des unschuldigen Infanten. Eduard wurde von Festung zu Festung geschleppt und starb endlich nach achtjährigen Kerkerleiden im neununddreißigsten Lebensjahr in der Citadelle von *Sept. 1649.* Mailand, ein fürstlicher Mann von schöner einnehmender Gestalt, voll Wohlwollen, Herzensgüte und edler Bildung.

Die Unabhängigkeit gesichert.

Dank den politischen und kriegerischen Verwickelungen, welche Spaniens Aufmerksamkeit fortwährend an vielen Orten zugleich beschäftigten, konnte König João IV. die Unabhängigkeit Portugals fest begründen und auch manche verlorne Besitzung in andern Weltteilen wieder zurückgewinnen; und wenn schon die habsburgische Politik den Triumph hatte, daß im Westfälischen Frieden das Königreich im Westen der Pyrenäischen Halbinsel nicht unter den Teilnehmern an dem großen Pazifikationswerk genannt ward, so war doch um die Mitte des Jahrhunderts kaum mehr ein Zweifel vorhanden, daß das neue Reich einer gesicherten Zukunft entgegengehe.

Die auswärtigen Besitzungen. Ostindien.

Auch auf die Kolonialwelt wirkte die Befreiung des Mutterlandes zurück. In Ostindien konnte zwar das frühere Übergewicht nicht wieder hergestellt werden, vielmehr gewannen die Holländer, seit die Portugiesen die unter dem greisen Antonio de Sousa Coutinho mit altem Heldenmut verteidigte Festung Columbo auf Ceylon übergeben mußten, *12. Mai 1656.* hier wie auf der Küste Koromandel und in der ganzen ostindischen Inselwelt immer mehr Boden. Auch in Abessinien wurden die Portugiesen samt den Jesuiten ver- *Abessinien. 1654.*

trieben. Statt in dem Lande, wo von alters her noch einige Spuren christlicher Kultur vorhanden waren, diese zu neuem Leben zu erwecken, hatten die Väter der Gesellschaft Jesu durch ihre dogmatische und kirchliche Engherzigkeit den Samen religiöser Zwietracht ausgestreut und sich dadurch den Haß der Eingebornen zugezogen. Seitdem gewann der Mohammedanismus, dem das in krassem Aberglauben und Zeremoniendienst versunkene Christentum keinen nachdrücklichen Widerstand zu leisten vermochte, immer mehr Boden in dem abessinischen Gebirgs- und Küstenland. Dagegen wurde in Brasilien die Herrschaft Portugals wieder aufgerichtet und auch in Westafrika die frühere Stellung behauptet. Schon in den vierziger Jahren hatte Fernandez Vieira und sein Schwiegervater Berenguer, einem edlen Geschlecht auf Madeira entstammt, in Pernambuko die Fahne des Unabhängigkeitskampfes gegen die Holländer entfaltet und einen Krieg erhoben, der durch Handelsinteressen wie durch den Gegensatz der Religion und der Rasse zur leidenschaftlichen Glut entflammt mit jedem Jahr an Heftigkeit und Ausdehnung gewann, besonders seitdem die Gründung einer portugiesischen Handelsgesellschaft mit großen Rechten den überseeischen Unternehmungen einen neuen Impuls gegeben. Der Seekrieg zwischen England und den Niederlanden zur Zeit Cromwells war für Portugal von Vorteil. Nachdem König Johann den Zorn des mächtigen Protektors über die den pfälzischen Prinzen gewährte Hilfe und Gastfreundschaft besänftigt (S. 211) und den alten Handels- und Schiffahrtsvertrag erneuert hatte, errangen die portugiesischen Waffen unter Francisco Barreto glänzende Erfolge, so daß in den fünfziger Jahren das ganze Küstenland im Norden und Süden vom Pernambuko mit den starken Forts in die Hände der Portugiesen fiel und die Holländer, nach der Übergabe der Hauptfestung Recife, das brasilische Küstenland, das sie seit dreißig Jahren mit so großen Anstrengungen gewonnen und behauptet, aufgeben mußten.

Brasilien. *Jan. 1654.*

Johanns IV. Ausgang.

Mit Recht erblickte der König in dem Besitz des reichen brasilianischen Landes, das er seine „Milchkuh“ nannte, den höchsten Gewinn für die Zukunft des Königreichs. Vorsichtig und behutsam in seinem ganzen Wesen war er auch sparsam und zurückhaltend in Ausgaben. Er kannte den Wert eines geregelten Staatsschatzes und vermied darum gern jedes kriegerische Unternehmen oder Wagnis. Am 6. November 1656 starb João IV., der erste König aus dem Hause Braganza, nachdem er das „restaurierte Portugal“ unter den Schutz der Madonna „von der unbefleckten Empfängnis“ gestellt, deren Bildnis seit undenklichen Zeiten in Villa Viçosa aufbewahrt gewesen und der Familie stets Glück gebracht. Drei Jahre vor seinem Tod hatte er noch den Kummer, seinen Erstgebornen Theodosio, einen Jüngling von feurigem Streben, edler Bildung und ritterlichem Sinn, dessen Anlagen und Charakter zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigten, ins Grab sinken zu sehen, ein schweres Geschick für die Nation, da die beiden jüngeren Söhne Joãos, Affonso und Pedro, dem älteren Bruder weit nachstanden. Seine Tochter Katharina wurde in der Folge die Gemahlin Karls II. von England; eine natürliche Tochter wurde von der Königin-Witwe gegen die Bestimmung ihres Gemahls einem Kloster übergeben.

Affonso VI. 1656–67. † 1683.

Die Gemahlin Joãos, welche für die Erhebung des Hauses so erfolgreich gewirkt hatte, führte auch dem Willen des Verstorbenen gemäß über den Thronfolger Affonso VI., der erst im vierzehnten Jahr stand, die vormundschaftliche

Regierung; und selbst als dieser das Alter der Mündigkeit erreichte, behielt die Königin-Mutter Luiza die Zügel der Regentschaft in Händen, da der Sohn zur Selbstregierung unfähig schien. Affonso war von Kindheit an allen ernsten Dingen abgeneigt: er trieb sich am liebsten mit Gassenjungen herum und ergötzte sich an ihren rohen Spielen, die Ermahnungen der Lehrer verachtend. Als er noch kaum den Knabenjahren entwachsen zum Thron berufen ward, setzte er die niedrigen Vergnügungen fort: in Gesellschaft von Raufbolden und Wüstlingen durchzog er die Straßen, besuchte verrufene Orte und schändete Stand und Geschlecht durch gemeine Sitten. Antonio Conti, ein Italiener, der in der Nähe des Schlosses einen Laden hielt, wußte sich die ausschweifenden Neigungen des fürstlichen Jünglings zu nutze zu machen, so daß er dessen ganzes Vertrauen gewann und bald die Stellung, den Einfluß und die Anmaßung eines begünstigten Höflings sich erwarb. Er ward das Haupt und die Seele einer Partei von „Affonsisten", welche der Regentin entgegenwirkte und sie vom Hof und von den Staatsgeschäften zu verdrängen suchte. Diese richtete dagegen ihre Blicke auf den jüngeren Sohn Pedro, der bei des Vaters Tod erst acht Jahre zählte, ließ ihm eine prächtige Wohnung herstellen, wo eine angesehene und gebildete Gesellschaft sich um denselben sammelte, gab ihm einen Lehrer und Führer aus königlichem Blut und sann auf Mittel, den Infanten mit Hilfe einiger Reichsbeamten und der Cortes auf den Thron zu heben. Als sie mit Affonso einer Staatsratssitzung beiwohnte, wurde Conti durch den Herzog von Cadaval in den königlichen Gemächern verhaftet, während sich andre der einflußreichsten Häupter der Affonsisten-Partei bemächtigten. Die Gefangenen sollten zu Schiffe gebracht und nach Brasilien geschafft werden. Zugleich wurde in der Staatsratssitzung eine Beschwerdeschrift verlesen, worin die Lebensweise des Königs und der verderbliche Einfluß seiner Umgebung auf die Regierung in den schärfsten Worten gerügt waren. Wütend vor Zorn entfernte sich Affonso nach Alcantara und faßte dort auf den Rat seines Kammerherrn, des Grafen von Castello-Melhor, eines ebenso fähigen und gewandten, als intriganten und ehrsüchtigen Edelmannes, den Plan, seine Mutter aus der Regentschaft, die sie trotz der Volljährigkeit des Sohnes immer noch fortführte, zu verdrängen und die Zügel der Herrschaft in die eigne Hand zu nehmen. Dank der Klugheit des Ratgebers gelang der Plan: Affonso wurde als Herr und König anerkannt; Castello-Melhor trat an die Spitze der Staatsgeschäfte, die Königin-Mutter wurde nach einigen vergeblichen Versuchen, den Staatsstreich durch Gegenanstalten zu vereiteln, genötigt den Hof zu verlassen und sich in ein Kloster zurückzuziehen, wo sie drei Jahre nachher starb. Ihre Anhänger wurden aus Lissabon verwiesen, der Hofhalt des Infanten Pedro aus Affonsisten gebildet, die Staatsämter zuverlässigen Anhängern des neuen Regiments übertragen.

Die Regentin und Dom Pedro. — 1662. — *Die Regentin entfernt.* — 1663.

Nun war Graf Castello-Melhor unbeschränkter Gebieter des Ministerrats und beherrschte Reich und Hof wie einst Lerma und Olivarez in Madrid. Und

Der König und die Hofintrigen.

wie wenig er auch bei dem Volk beliebt war, seine Umsicht und Geschicklichkeit in der Verwaltung fand große Anerkennung. Allein den König vermochte er nicht zu einer Veränderung seiner Lebensweise zu bewegen. Nach wie vor überließ sich Affonso den Ausbrüchen seiner rohen verwilderten Natur und ergab sich den größten Ausschweifungen. Vergebens hoffte Castello-Melhor seinen Herrn durch eine Vermählung mit einer französischen Dame aus königlichem Blut, Marie Françoise Elisabeth von Savoyen-Nemours, einer Enkelin des Herzogs
Juni 1666. von Vendome, auf bessere Wege zu bringen; Affonso zeigte seiner Gemahlin keine Zuneigung; und als die Königin sich mit leidenschaftlichem Ehrgeiz in die Regierungsgeschäfte mischte, als ihre französischen Begleiter eine Kamarilla am Hofe bildeten, welche die Angelegenheiten in Lissabon im Interesse der Pariser Regierung zu leiten suchte, als Dom Pedro und die Partei der alten Königin am Hofe wieder zu Gunst und Ansehen gelangten, wurde die Entzweiung und Entfremdung der beiden Ehegatten immer größer. Auch der Einfluß des Grafen schwand dahin: der König gab ihm schuld, daß er ihn zu der so widerwärtigen Heirat beredet; die Königin suchte ihn aus seiner Stellung zu drängen, um die Leitung der öffentlichen Dinge selbst in die Hand zu bekommen. Der Infant entfernte sich zeitweise aus Lissabon, aber seine Beziehungen zu der Schwägerin dauerten ungeschwächt fort. Affonso geriet darüber in Unruhe und Eifersucht, welche die Mißhelligkeiten in der Familie immer mehr steigerten und zu Kabalen und boshaften Zuträgereien Veranlassung genug boten. Als der Infant um die Stelle eines Connetable, eines Oberbefehlshabers der gesamten Heeresmacht nachsuchte, wurde Affonso von dem tödlichen Argwohn erfaßt, der Bruder und die Gemahlin wollten ihn vom Throne stoßen. Daß dieser Argwohn nicht unbegründet war, trat bald genug zu Tage. Während die Königin auf den Sturz des Günstlings und des ihm ergebenen Staatssekretärs Sousa de Macedo, eines klugen geschäftsgewandten und patriotischen Mannes, hinarbeitete und sich dazu der Mitwirkung des französischen Marschalls Schomberg, des Befehlshabers der in Lissabon anwesenden fremden Hilfsarmee versicherte, suchte der Infant bei dem Adel und den Offizieren Parteigenossen zu werben. Die Unfähigkeit des Königs für das hohe Herrscheramt und die Unzufriedenheit über die Mißstände in dem gesamten Staatskörper führten ihm viele Anhänger zu. So waren Hof und Reich durch Faktionen gespalten, die Spanier, welche die Feindseligkeiten von neuem begonnen hatten, rechneten auf den nahen Ausbruch eines Bürgerkriegs in Portugal, der ihnen die Wiedereroberung des Nachbarlandes erleichtern würde; alle Gemüter waren in Aufregung, düstere Wahrsagungen liefen im Volk umher und mehrten die innere Unruhe.

Die Palastrevolution. 1667. Eine Palastrevolution, deren Fäden die Königin und der Infant in Händen hatten, war in Vorbereitung. Der Graf suchte den König zu bereden, sich an die Spitze der ihm ergebenen Regimenter zu stellen und den beabsichtigten Staatsstreich, den der Minister voraussah, durch entschlossenes Handeln zu

vereiteln; aber Affonso zeigte weder Mut noch Verständnis der Gefahr; er nahm die Worte des Günstlings so gleichgültig hin, daß dieser ihn seinem Schicksal zu überlassen beschloß. Noch in derselben Nacht ritt Castello-Melhor aus Lissabon weg und entfloh dann, durch Verkleidung sich unkenntlich machend, in das Ausland. Nun war Antonio de Sousa das Haupt des Ministeriums und der Affonsistenpartei. Allein dieser Staatsmann hatte nie bei dem Volk in Gunst gestanden. Als nun das Gerücht sich verbreitete, Antonio de Sousa suche den König zu bereden, sich seines Bruders zu bemächtigen und ihn ins Gefängnis zu werfen, entstand unter Adel und Volk eine große Aufregung, und da am Morgen des ersten Oktober Dom Pedro sich aufmachte, um 1. Okt. 1667. die Verhaftung des ihm verhaßten Ministers bei dem König durchzusetzen und die Schlingen, die man ihm legen wolle, zu zerreißen, folgte ihm eine Menge Volks aller Stände nach dem Schloß und füllte die Zugänge, die Hofräume und die Korridore. Der König, in seinem eignen Schlafgemach überrascht und wie ein Gefangener behandelt, fügte sich willenlos der Gewalt: er entließ Antonio de Sousa und Manuel Antunes, einen andern Vertrauten aus seinen Diensten; beide entzogen sich durch nächtliche Flucht dem Volkshaß.

Nun stand Affonso einsam da, „jung, unkundig der ersten Elemente des Affonsos Ausgang. 1667. menschlichen Wissens, des Lesens und Schreibens, wenig erfahren in den Geschäften, ohne inneren Halt und Stützpunkt, der Spielball ungezügelter Laune und verwilderter Leidenschaft“. Daß ein solcher Mann nicht regieren könne, leuchtete jedem ein; es handelte sich nur darum, eine Form zu finden, wie er ohne ein Verbrechen beseitigt werden könne. Die Cortes wollte er nicht einberufen, aus Furcht, sie möchten seine Absetzung aussprechen; der Vorschlag des Staatsrats, Affonso gleichsam unter Vormundschaft zu setzen, ihm den Titel und die Insignien eines Königs zu lassen, die Regierung selbst aber der Königin und dem Infanten zu übertragen, beleidigte seinen Stolz und Herrscherdünkel. Als jedoch die Königin in das Kloster Esperança flüchtete und die Absicht zu erkennen gab, mit ihrem Heiratsgut in ihr Vaterland zurückzukehren, da die Ehe mit Affonso nie vollzogen worden sei, so kam der Staatsstreich zur Ausführung. Am 23. November 1667 begab sich der Infant begleitet von dem Staatsrat, den Stadtbehörden und einer großen Volksmenge nach dem Palast und nötigte den Bruder die mitgebrachte Abdikationsurkunde zu unterzeichnen. Die Cortes, 23. Nov. 1667. die zu Anfang des neuen Jahres sich versammelten, gaben ihre Zustimmung zu dem Regierungswechsel; doch sollte Pedro bis zum Tod Affonsos nur den Titel „Prinz und Governador“ führen. Zugleich wurde die Königin von dem bischöflichen Kapitel in Lissabon und von ihrem Oheim, dem päpstlichen Legaten in Paris von der Ehe mit Affonso, die nach der Versicherung beider Ehegatten niemals vollzogen worden, dispensiert und zur Eingehung einer andern Heirat für berechtigt erklärt. Und nun wurde das von langer Hand angelegte Trug- März 1668. gewebe zu Ende geführt. Als die Königin auf die Auslieferung ihres Heirats-

gutes drang, um in ihr Vaterland zurückzukehren, begaben sich die Reichsstände und der Stadtvorstand von Lissabon in das Kloster, wo sie noch weilte, um sie zu bitten, daß sie zu des Landes Wohl und des Reiches Erhaltung ihre Hand dem Infanten Pedro reichen möchte. Sie willigte ein und wenige Tage nach
24.—30. März 1668. Ausfertigung der Scheidungsurkunde wurde die neue Vermählung in der Schloßkapelle und darauf das Beilager in Alcantara gefeiert. Ein päpstliches Breve bestätigte das Geschehene und erklärte die neue Ehe für gültig. König Affonso, der während dieser Vorgänge im Palast gefangen gehalten war, wurde nach der Insel Terceira geführt; von dort nach mehrjährigem Aufenthalt nach Portugal zurückgebracht, verlebte er die letzten Jahre in stumpfsinniger Muße zu Cintra im alten Königsschloß, bis am 12. September 1683 der Tod seinem elenden Dasein ein Ende machte. Von dieser Zeit an vertauschte Pedro den Titel eines Regenten mit dem eines Königs von Portugal.

4. Ausbau des Königtums unter Pedro II.

Erneuerung der spanisch-portugiesischen Kriege. Die zerrüttete Lage Portugals erfüllte die Kastilier mit neuen Hoffnungen, sich des abgefallenen Landes wieder zu bemächtigen. Sollte eine weibliche Regentschaft, sollte ein fast blödsinniger König imstande sein, den erneuerten Angriffen der spanischen Heere kräftige Gegenwehr zu leisten? Sollte das von Parteien zerrissene Königreich, eine in sich zerfallene Regierung die unter günstigen Umständen erkämpfte Unabhängigkeit behaupten können? Es war natürlich, daß gleich nach dem Tod Joãos IV. von Spanien aus kräftige Versuche gemacht wurden, die Herrschaft wieder zu erlangen. Namhafte Streit-
April 1657. kräfte wurden um Badojoz und Olivenza versammelt, die Ebenen von Alemtejo als Kriegsschauplatz ausersehen. Schon im Mai wurde Olivenza von dem unfähigen General Saldanha dem spanischen Befehlshaber S. German übergeben, ein Verlust, für den der portugiesische Feldherr mit Verbannung nach Indien bestraft wurde. Im folgenden Jahr zog sich der Krieg um die Festung Elvas zusammen. Eine dreimonatliche Belagerung in der Winterzeit war für beide Teile verderblich. Hunger und Seuchen gesellten sich zu den Gefahren der Kämpfe und minderten die Reihen der Waffenträger innen und außen. Mit der bedrängten Stadt war das Schicksal des Reichs verbunden; daher ermannten sich die Portugiesen zu großen Anstrengungen. Die Blüte der Jugend aus dem ganzen Reich, die Studierenden von Coimbra und Evora stellten sich unter das nationale Banner. Dieser Aufschwung trug seine Früchte. In einer
Schlacht bei Elvas. blutigen Schlacht im Angesicht von Elvas trugen die Portugiesen unter Antonio
14. Jan. 1659. Luiz de Menezes einen glänzenden Sieg davon. Zweitausend Spanier lagen auf dem Waffenfeld; noch größer war die Zahl der Gefangenen; die Geschlagenen zogen nach Badajoz zurück.

Portugal und der Pyrenäische Friede. Dennoch war die Unabhängigkeit Portugals gerade damals in der größten Gefahr. Wie viele Mühe sich der portugiesische Gesandte in Paris, Graf de

Soure gab, durch Denkschriften und mündliche Besprechungen den Kardinal Mazarin zu bewegen, daß Frankreich bei den Friedensunterhandlungen mit Spanien auf der Selbständigkeit des befreundeten Königreichs bestehen möchte, er machte mit seinen Vorstellungen auf den Kardinal geringen Eindruck; der Pyrenäische Friede wurde abgeschlossen, ohne daß Portugal in den Vertrag auf- 7. Nov. 1659. genommen worden; Frankreich entzog der Regierung in Lissabon jede weitere Kriegshilfe und Unterstützung und erkannte die volle Souveränität Philipps IV. in dem gesamten Umfang der spanischen Monarchie an, wie sie vor dem Jahr 1641 bestanden; es schien als ob man in Paris wie in Madrid vergessen habe, daß seit bald zwanzig Jahren ein unabhängiges Königreich Portugal bestand. Nur aus besonderer Rücksicht für den nunmehr befreundeten und verbündeten französischen Hof versprach die spanische Regierung, sich mit der Herstellung der ehemaligen Zustände zufrieden zu geben und alles, was seit 1640 in Portugal geschehen sei, mit dem Schleier des Vergebens und Vergessens zu bedecken.

So schlimm war jedoch die Sache nicht gemeint. Mazarins Hauptanliegen Haltung des Pariser Hofes. bei Abschluß des Pyrenäischen Friedens war die spanische Heirat zustandezubringen; als er dieses Ziel erreicht hatte, drückte er in bezug auf die portugiesischen Angelegenheiten ein Auge zu. Allerdings wurden von der französischen Regierung alle Werbungen für Lissabon untersagt und die in portugiesischen Diensten stehenden französischen Soldaten zur Rückkehr aufgefordert: aber konnte man denn verhüten, daß Turenne, daß Schomberg, daß Guise und andre Magnaten mit der portugiesischen Gesandtschaft freundlichen Verkehr unterhielten, daß gegen sechshundert Offiziere und Edelleute sich zu dem Grafen von Soure nach Havre de Grace begaben, dort zu portugiesischen Kriegsdiensten sich verpflichteten und von freiwilligen Soldaten begleitet unter dem Oberbefehl des Grafen von Schomberg auf portugiesischen und englischen Schiffen nach Lissabon abfuhren? „Wir können doch nicht verhindern," sagte Mazarin zu dem sich über Okt. 1660. Vertragsbruch beklagenden spanischen Gesandten, „daß der Marschall von Turenne sich des portugiesischen Hofes annimmt; und was den General Schomberg betrifft, so ist dieser ein Fremdling, der auf eigne Hand in Kampf und Krieg zieht. Hat es nicht von jeher Condottieri gegeben, die als Feldhauptleute bald da bald dort Waffenthaten ausführten?" Unter der Hand begünstigte der Pariser Hof den Heiratsplan Karls II. von England mit der portugiesischen Infantin Katharina, um dem Lissaboner Königtum englische Hilfe zu verschaffen.

So hatte denn der Waffengang zwischen Spanien und Portugal seinen Fortgang des Kriegs. Fortgang. Philipp IV. schickte seinen natürlichen Sohn, den kriegskundigen Don Juan d'Austria mit einer Armee von 20,000 Mann Kerntruppen nach Badajoz, um von dort aus Portugal zu erobern. Es gelang dem jungen Kriegshelden sich in den Grenzlandschaften festzusetzen, die Städte, Felder und Ort- 1661. 1662. schaften von Alemtejo wurden mit grausamer Verwüstung heimgesucht, die weiten Ebenen in Wüsteneien verwandelt. Aber er durfte es nicht wagen, nach der

Hauptstadt vorzudringen, weil der zum Oberfeldherrn ernannte Schomberg verschanzte Lager bezogen hatte, um die einheimischen Truppen abzuhärten und ihre Zahl zu mehren. Erst im dritten Jahr des Feldzugs, nachdem das spanische Heer mit frischen Zuzügen verstärkt worden, beschloß Don Juan d'Austria einen entscheidenden Plan zu unternehmen. Die wichtige Stadt Evora wurde zu einer
Mai 1663. wenig ehrenhaften Kapitulation gezwungen; seine Vorhut bedrohte schon die Hauptstadt, wo die Unruhe und Aufregung sich in Volkstumulten Luft machte. Aber auch dieser Gefahr entging das Königreich. Mit Hilfe des damals allmächtigen Ministers Castello-Melhor brachte Schomberg ein namhaftes Heer zusammen, dem der englische König, um der bei seiner Vermählung mit der Infantin Katharina eingegangenen Verpflichtung zu genügen, zweitausend Fußgänger und tausend Reiter nebst zehn Kriegsschiffen beifügte. Da die parlamentarischen Bewilligungen nicht hinreichend waren, gewährte Ludwig XIV. heimlich zwei Millionen Livres.

Schlacht bei Amerial. 3. Juni 1663. Von diesem Heer wurden unter Schombergs Oberbefehl die Spanier bei Amerial angegriffen und vollständig aufs Haupt geschlagen. 4000 Tote deckten das Waffenfeld, darunter viele Offiziere, noch größer war die Zahl der Gefangenen; Geschütz, Waffen, Kriegskasse und zahlreiche Fahnen und Standarten fielen in die Hände der Sieger, unter denen die Engländer, lauter Veteranen aus schottischen Garnisonen, sich besonders hervorthaten. Nur entmutigte Überreste konnte der zürnende Feldherr nach Badajoz zurückführen. Evora und alle Eroberungen des Jahres gingen wieder verloren. „Durch diese Schlacht wurde dem Braganza das bisher noch wankende Reichsdiadem befestigt.“ Kein Wunder, daß die Kunde davon in der Hauptstadt mit unermeßlichem Jubel vernommen ward. Von der Zeit an war der Stern der Unabhängigkeit Portugals im Aufgehen. Als Schomberg und der Marquis von Marialva kurz vor dem Tod des kasti-
17. Juni 1665. lischen Königs Philipp IV. dem spanischen Heer bei Montes Claros in der Nähe von Villa-Viçosa, dem Stammsitz der Familie Braganza, eine neue große Niederlage beibrachten, war an der dauernden Existenz des Königreichs Portugal nicht mehr zu zweifeln.

Unterhandlungen und Friedensschlüsse. 1667–1669. Der Sieg bei Montes Claros förderte die Friedensverhandlungen, die bereits in die verschlungenen „Irrgänge der Diplomatie“ eingelaufen waren. Seitdem eine französische Edeldame im Schloß zu Lissabon Hof hielt und die schlummernden Sympathien für ihr Heimatland neu belebte, zeigte auch Ludwig XIV. mehr Eifer, von den Banden des Pyrenäischen Friedens sich zu befreien. Sein Gesandter Saint-Romain gab sich alle Mühe, mit Hilfe der Königin das alte Bundesverhältnis zwischen Portugal und Frankreich wieder herzustellen. Es gelang dem gewandten Diplomaten, die gereizte Stimmung, die seit dem genannten Frieden in Lissabon gegen die französische Regierung obwaltete, zu zer-
31. März 1667. streuen und ein Bündnis zu Schutz und Trutz zum Abschluß zu bringen, das beiden Staaten zum Vorteil gereichte. Denn wir werden bald erfahren, daß

nach dem Tod Philipps IV. der König von Frankreich mit Forderungen hervortrat, die zu einem neuen Krieg mit Spanien führten. Da war es denn der Pariser Regierung sehr erwünscht, daß sich der Hof von Lissabon bereit finden ließ, mit ihr Hand in Hand zu gehen, daß Portugal sich im Gegensatz zu den Friedensbemühungen des englischen Gesandten Southwell zur Fortsetzung des Kriegs gegen Kastilien verpflichtete unter der Bedingung französischer Hilfeleistung durch Geld und Truppen. Während die Königin und Saint-Romain für eine wirksame Unterstützung Frankreichs durch kriegerisches Vorgehen gegen Kastilien arbeiteten, suchte der englische Gesandte einen raschen direkten Frieden zwischen den Nachbarstaaten herbeizuführen, damit die herrschsüchtigen Pläne des französischen Machthabers durchkreuzt würden. In Madrid, wo jetzt gleichfalls eine weibliche Regentschaft war, zeigte man sich den englischen Friedensvorschlägen sehr entgegenkommend, um mit ungeteilten Kräften sich gegen Frankreich wenden zu können. Auch wirkten mehrere spanische Granden, die bei Montes Claros in portugiesische Gefangenschaft geraten waren, für das Gelingen von Southwells Bemühungen. Dennoch wäre wohl der Hof von Lissabon bei Ludwig XIV. beharrt und hätte die Geschicke des eignen Landes an die mächtige französische Monarchie geknüpft, hätte nicht die Nation selbst sich in energischen Kundgebungen für den Frieden ausgesprochen. Die Stadtbehörden von Lissabon, die Cortes, die Geistlichkeit, die gesamte öffentliche Meinung drangen darauf, daß man die günstigen Umstände zum Abschluß eines dauernden Abkommens benutze, welches der Kriegsnot ein Ende machen und die Unabhängigkeit des Reichs sicherstellen würde. Auch der Staatsrat trat dieser Ansicht bei und ersuchte den Prinz-Regenten, Bevollmächtigte zur Aufrichtung des Friedens mit Spanien zu ernennen. So wurde am 13. Februar 1668 der Vertrag von Lissabon abgeschlossen, durch welchen Portugal als unabhängiges souveränes Königreich von Spanien anerkannt ward. Zwischen beiden Staaten sollte Frieden und Freundschaft bestehen, die Grenzen und auswärtigen Besitzungen sollten nach dem thatsächlichen Bestand festgesetzt werden und der König von England als Vermittler und Friedensstifter den Vollzug der Artikel gewährleisten. Nur Ceuta blieb im Besitz von Spanien und Tanger war schon in dem Ehekontrakt mit König Karl II. an England überlassen worden. Im folgenden Jahr wurde auch nach langen Unterhandlungen und vielen Streitigkeiten zwischen Portugal und den niederländischen Generalstaaten eine Vereinbarung getroffen, kraft deren die Republik gegen Entschädigung und mancherlei Handelsvorteile und Gegengewährungen den Portugiesen den vollen Besitz von Brasilien und den Rest der ostindischen Kolonien zusicherte.

13. Febr. 1668.

31. Juli 1669.

So war denn die Existenz des Königreichs Portugal für Gegenwart und Zukunft sichergestellt. Die Selbständigkeit war das Resultat der Anstrengungen und der Willenskraft der gesamten Nation in allen ihren Ständen und Wortführern. Dem patriotischen Aufschwung und dem Zusammenwirken aller Kräfte

Pedro als Prinz-Regent. 1667–1683.

im Felde wie im innern Staatsleben war der große Erfolg, war die Gründung eines freien unabhängigen Staats zu danken, nicht der genialen Kraft oder dem energischen Ehrgeiz eines Einzelnen. Dadurch wurde die ganze Nation, insbesondere die leitenden Organe von einem Selbstgefühl, von einem Bewußtsein der eignen Bedeutung erfüllt, daß der Staat mehr einem Gemeinwesen mit einer selbstgeschaffenen Regierung als einer Monarchie glich. Wie sollte auch bei der Entzweiung und Parteiung in der königlichen Familie und unter den herrschenden Persönlichkeiten eine starke Autorität sich ausbilden können? Der englische Gesandte, Sir Robert Southwell drückt in einem Brief an den Staatssekretär Lord Harlington seine Verwunderung aus, daß das portugiesische Volk sowenig Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen Gesetz und Obrigkeit zeige, und die Königin entschuldigt den Prinz-Regenten Pedro bei Ludwig XIV. wegen Abschließung des spanischen Friedens mit der Bemerkung, derselbe habe nicht anders handeln können, weil seine Macht zu schwach sei und die Stände alle Gewalt an sich gerissen hätten. Auch nach Herstellung des Friedens konnte der Regent wenig für die Stärkung der monarchischen Autorität thun; denn war nicht der legitime König Affonso noch am Leben und konnte ihm als Schreckbild entgegengehalten werden? Die Volksgunst ist ein wandelbares Wesen, um so unzuverlässiger, je mehr sie durch Nachgiebigkeit und Schmeichelei gewonnen und erhalten werden muß. So stand die Staatsgewalt wie ein schwankendes Rohr den Launen und Leidenschaften des Volks, den Anmaßungen und Übergriffen der Geistlichkeit und der Stände, den Intrigen des Auslandes machtlos gegenüber.

Regierung und Geistlichkeit. Zwischen dem Jesuitenorden und der Inquisition brach ein heftiger Streit aus. Durch die geschäftige Thätigkeit des klugen und gewandten Paters Antonio Vieira, der sich einer Anklage des heil. Offiziums in Lissabon durch die Flucht nach Rom entzog, wurde der päpstliche Stuhl bewogen, für die Väter der Gesellschaft Jesu Partei zu nehmen: er sanktionierte ein auf Anregung des Beichtvaters Dom Pedros und eines Jesuiten-Provinzials erlassenes Edikt der Regentschaft, kraft dessen die „Neuchristen" oder heimlichen Juden nicht ferner durch die Inquisition bedrängt oder verfolgt werden sollten. Es war kein Geheimnis, daß sowohl das Edikt als die Bestätigung durch namhafte Geldsummen von seiten der portugiesischen Judenschaft erzielt worden war. Die Inquisition wollte sich diese Beschränkung ihrer bisherigen Gewalt nicht gefallen lassen; und da das portugiesische Volk teils aus alter Gewohnheit teils aus Haß gegen die Juden auf seiten des heiligen Gerichtshofes stand, der päpstliche Stuhl ohnedies wegen seiner Parteilichkeit für den kastilischen Hof und seiner eigenmächtigen Eingriffe in die nationalen Rechte bei den geistlichen und den weltlichen Ständen unbeliebt geworden
1674. war, so fand die neue Verordnung heftigen Widerstand. Tumultuarische Auftritte unterstützten die Opposition der Bischöfe und der Cortes. Volkshaufen durchzogen die Stadt mit dem Ruf: „Es lebe König Affonso! Tod den Juden und Verrätern!" Anonyme Schmähschriften mehrten die Aufregung, bis das Toleranzedikt widerrufen und durch ein päpstliches Breve die Wirksamkeit der Inquisitionsgerichte hergestellt ward.

In der bewegten Zeit der siebziger Jahre, als durch den Herrscherstolz

Portugals Stellung gegenüber Frankreich u. Spanien.

Ludwigs XIV. ganz Europa unter die Waffen gerufen wurde, war Lissabon ein Hauptherd politischer Intrigen und diplomatischer Thätigkeit. Spanien, Frankreich, England bemühten sich um die Wette, die portugiesische Regierung zu Bündnissen zu bewegen. Ludwig XIV. hatte einflußreiche Alliierte an den Jesuiten und an den zahlreichen französischen Damen, welche in die Familien des höchsten Adels verheiratet waren; und auch die Königin Marie Franziska und ihr Gemahl Pedro neigten zu Frankreich; aber die Furcht vor den Intrigen des spanischen Hofes, der sich auf die klerikalen und populären Sympatien stützen und leicht eine Gegenrevolution zu gunsten Affonsos hervorrufen konnte, nötigte ihn, mit seinen Neigungen zurückzuhalten und vor allem die Wünsche der Nation und der Cortes zu beachten. Diese waren aber auf Neutralität und Frieden gerichtet: nur durch eine parteilose Haltung in dem Weltkampf könne Portugal Zeit und Muße gewinnen, sein Staatsleben zu ordnen und auszubauen, die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen, die Autorität der Krone und die Herrschaft der Gesetze zu kräftigen. Der Königin, die mit ihrem Herzen stets an Frankreich hing und auf ihren Gemahl und die Regierung immer einen entscheidenden Einfluß übte, war diese zurückhaltende Politik keineswegs nach dem Sinn; allein durch ein gewagtes Eingreifen gegen die Stimme des Landes hätte sie leicht die Krone ihrer Dynastie aufs neue gefährden können. Sie begnügte sich daher, in Briefen ihre Ehrfurcht und Neigung für Ludwig XIV. auszusprechen und dem französischen Gesandten Saint-Romain bei jeder Gelegenheit ihre Gunst zu erweisen. Erst bei ihrem Tod, (27. Dez. 1683.) drei Monate nach dem des gefangenen Affonso, verschwand das Übergewicht Frankreichs in Lissabon. Der neue König Pedro II., (Pedro II. als König. 1683—1705.) nicht länger durch die Furcht vor dem königlichen Bruder beunruhigt, näherte sich wieder dem spanisch-österreichischen Herrscherhaus. Er zerriß die Bande, die man ihm durch einen neuen französischen Ehebund anlegen wollte, und vermählte sich, nachdem er über drei Jahre die heimgegangene Gattin betrauert hatte, mit der Prinzessin Maria Sophie von Pfalz-Neuburg, aus einem der habsburgischen Dynastie befreundeten Hause. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, war die Allianz von Portugal von großer Bedeutung, daher war die Residenz in Lissabon der Schauplatz eifriger Bewerbungen und heftiger Intrigen. König Pedro suchte lange seine neutrale Stellung zu behaupten; erst nach vielen diplomatischen Gängen trat er auf die Seite der Gegner Frankreichs. Seit dem Tod Affonsos konnte Pedro II. mit mehr Mut und Erfolg an die Kräftigung des Thrones Hand anlegen. Die Cortes, die während der Revolution und der darauf folgenden Kämpfe und Stürme große Macht erlangt und häufig genug der Politik und Verwaltung die entscheidende Richtung gegeben, wurden nun bald dem Fürstenhaus Braganza beschwerlich. Ihre Einberufung unterblieb allmählich, und Pedros Nachfolger João V. (João V. 1705—1750.) regierte wie ein Herr, „der von Gott und Rechtswegen König ist.“

5. Spanien unter König Karl II.

Die Regentschaft. 1665 –1675. Am 17. September 1665 ging König Philipp IV. von Spanien aus der Welt. Seine zweite Gemahlin Maria Anna von Österreich, Schwester des 6. Nov. 1661. Kaisers Leopold, hatte ihm nach langer unfruchtbarer Ehe einen Infanten geboren, der bei dem Tod des Vaters erst im vierten Jahre stand, und körperlich Karl II. 1665 –1700. wie geistig ganz unentwickelt war. Der neue König Karl II., das schwächste Reis des Habsburger Stammes auf dem Herrscherthron in Madrid, sollte nach Philipps IV. Anordnung bis zu seiner Volljährigkeit unter der Vormundschaft seiner Mutter stehen und dieser ein Regentschaftsrat von sechs Mitgliedern beigeordnet sein, die der verstorbene König selbst in seinem Testament ernannt hatte. Als aber Maria Anna ihrem Beichtvater, einem Jesuiten aus Österreich, Johann Eberhard Neidhard, der sie bei ihrer Vermählung nach Spanien begleitet hatte, ihr ganzes Vertrauen zuwandte, ihm die Stelle eines Großinquisitors erteilte und in den wichtigsten Staatsgeschäften sich gänzlich von ihm leiten ließ, ohne die übrigen Regentschaftsräte beizuziehen oder auf ihre Ansichten und Gutachten Rücksicht zu nehmen, da regte sich in der Brust der spanischen Granden der Nationalstolz und das Gefühl ungerechter Zurücksetzung. Es bildete sich eine patriotische Partei, an ihrer Spitze der als Feldherr und Staatsmann gefeierte Infant Don Juan d'Austria, der anerkannte und begünstigte Nebensohn Philipps IV. und der schönen Schauspielerin Maria Calderon, eine Partei, welche dem Frauen- und Jesuitenregiment scharfe Opposition machte. Die kriegerischen Verwickelungen mit Frankreich, die wir im nächsten Abschnitt werden kennen lernen, die neuen Waffengänge in Portugal, die schwierige Lage des spanischen Reichs gegenüber dem eigenmächtigen ehrsüchtigen Monarchen in Paris mußten, da sie dem spanischen Staat nur Unfälle und Lasten eintrugen, den Unwillen Neidhard entfernt. des eingebornen Adels gegen den Günstling vermehren. Don Juan, der auf das Gerücht, daß man ihn in Segovia in Gewahrsam bringen wolle, nach Katalonien entfloh, stellte endlich der Königin-Regentin die allgemeine Unzufriedenheit der Nation und die drohende Stimmung so nachdrücklich vor Augen, daß sich Maria Anna genötigt sah, den geistlichen Ratgeber zu entlassen. Neidhard begab sich nach Rom, wo er, durch den Einfluß seiner Gebieterin zum Kardinal erhoben, Schriften zu gunsten des Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter verfaßte, von Papst Clemens X. und Innocenz XI. begünstigt, aber von dem spanischen Haß bis zu seinem Tod (1680) verfolgt.

Die Königin-Mutter und Don Juan d'Austria. Und allerdings war dazu Veranlassung vorhanden. Denn wie einst Mazarin von Köln aus Frankreich fortregierte, so übte auch Neidhard nach wie vor auf die Königin-Mutter den größten Einfluß; sie unterhielt durch den Geheimschreiber Valenzuela, dem sie jetzt zum neuen Verdruß der spanischen Edlen die Leitung der Staatsgeschäfte in die Hand gab, mit dem abwesenden Kardinal eine lebhafte Korrespondenz. Don Juan vermochte weder bei der Regierung noch im Felde

eine Verwendung zu erlangen, die seinen Ansprüchen und seinem Ehrgeiz genügt hätte. Seine Ernennung zum Vizekönig von Aragonien konnte eher als eine ehrenvolle Verbannung, denn als eine Auszeichnung betrachtet werden. So verzehrte der Mann, der wenn auch ohne hervorragende Talente doch die Wünsche und Hoffnungen der Nation in sich vereinigte, und schon als eingeborner Grande der Liebling des spanischen Adels und Volks war, seine besten Kräfte in untergeordneten Stellungen, während die Königin-Mutter, auch nachdem Karl II. die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, den höchsten Einfluß auf die Staatsgeschäfte und die Politik übte. Denn der junge König, unter weiblicher Umgebung herangewachsen, von Natur kränklich, durch mangelhafte Erziehung verzärtelt und auch geistig verwahrlost, zeigte wenig Kraft und Fähigkeit für das hohe Herrscheramt, zu dem ihn die Geburt berufen. Seine Gesundheit war so wechselnd, daß man sich zuletzt ganz daran gewöhnte, ihn bald am Rand des Grabes, bald kurz nachher eifrig der Jagd und den anstrengendsten Prozessionen obliegen zu sehen. Der melancholische Ausdruck seines Angesichts verriet die leidensvolle Konstitution seines Körpers, die Stumpfheit und Leere seines Geistes. Ohne alle Lebensfrische und höhere Interessen verbrachte er seine Tage in dem tötenden Einerlei der Hofetikette und unter strenger Beobachtung der Religionsvorschriften. Gutmütig, leutselig und freundlich gegen jedermann war er bei dem spanischen Volk sehr beliebt; aber unfähig zur Arbeit und ohne Urteil in den Angelegenheiten des Staats, war er gänzlich von fremder Leitung abhängig. Einmal gelang es der vaterländischen Partei, dem König die Augen zu öffnen über die unwürdige Stellung, die er unter dem weiblichen Regiment einnahm. Durch eine Art Palastrevolution wurde die Königin-Mutter und ihr Günstling Valenzuela vom Hofe entfernt und Don Juan d'Austria von seinem königlichen Halbbruder an die Spitze des Ministerrats gestellt. Aber nun zeigte es sich, daß die Gaben des Infanten nicht so bedeutend waren, wie seine Verehrer sie geschätzt hatten, oder daß seine Lebenskraft frühe abgenommen hatte; er war der Last der Geschäfte nicht mehr gewachsen und sank nach einigen Jahren ins Grab. Triumphierend kehrte nun die Königin-Mutter aus dem Kloster von Toledo, wohin sie durch Juan verwiesen worden, wieder an den Hof zurück, um ihr Intrigenspiel im Interesse Österreichs von neuem zu beginnen. Der Infant erlebte nicht einmal mehr die Ankunft der französischen Braut des Königs, der jugendlich schönen Marie Louise von Orleans, der Nichte Ludwigs XIV., durch welche er seinen Halbbruder von dem österreichischen Einfluß zu befreien gehofft hatte. 17. Sept. 1679.

Don Juans Nachfolger im Ministerium war der Herzog von Medina Celi. Und fast war es gleichgültig, wer an das Staatsruder kam, denn an eine eingreifende Reformthätigkeit war nicht zu denken. „Das allgemeine Elend in Kastilien war zu groß, das Regierungssystem zu zerrüttet, als daß irgend ein Mann hätte helfen können.“ Bei jeder Veränderung handelte es sich nur um Königreich u. Hof unter Karl II.

einen Wechsel der Hofparteien; die Regierung hatte kein andres Ziel, keine andre Aufgabe, als das morsche Reich vor gänzlichem Zusammenbrechen zu bewahren. Der spanische Staat krankte an tiefwurzelnden unheilbaren Übeln. Der Geldmangel war aufs höchste gestiegen; die Regierung im Innern wie in den Kolonien ohne Kraft und Ansehen, und dabei ein eroberungssüchtiger Monarch auf Frankreichs Thron, der in den drei Kriegen, die wir bald näher kennen lernen werden, eine Strecke Landes nach der andern von dem spanischen Reich losriß, und schon während der Regierungszeit des schwachen Karl II., dessen frühzeitigen Hingang man mit Sicherheit erwarten konnte, Vorbereitungen traf, den Thron in Madrid dereinst an sein eignes Haus zu bringen. Als sich das spanische Kabinett zur Teilnahme an dem zweiten Krieg der europäischen Mächte gegen Ludwig XIV. genötigt sah, war der Staatshaushalt in der größten Zerrüttung. „Man konnte die laufenden Bedürfnisse ohne Geldanleihen nicht bestreiten, und Geld erhielt die Regierung kaum zu fünfzehn Prozent.“ Die Armee war in dem elendesten Zustand. In Banden vereinigt, schreibt ein französischer Augenzeuge, durchziehen die Soldaten die Provinzen und fordern auf den Landstraßen Almosen von den Vorübergehenden oder suchen die Klöster heim; die Festungen sind ohne hinreichende Garnisonen und Verteidigungsmittel. — In Westindien und Amerika vereinigten sich die Bukaniers, Flüchtlinge und Auswanderer aller Nationen, zu einer Piratengenossenschaft, welche Städte wie Portobello und Panama in Besitz nahm und zu einem selbständigen wehrhaften Gemeinwesen sich ausbildete. Wie sehr immer der einsichtsvolle und thatkräftige Graf von Oropeza, der nach Medina Celi den Vorsitz im Ministerium führte, bemüht war, die verzweifelte Finanzlage zu bessern, indem er einen festen Münzfuß einführte, eine Menge nutzloser und überflüssiger Stellen aufhob, in dem öffentlichen Haushalt einige Ordnung herzustellen suchte, dem spanischen Staat war nicht mehr zu helfen; die Herrschaft der Habsburger in dem Pyrenäenreich ging dem Ende entgegen, Spaniens Rolle in dem Drama der Weltgeschichte war ausgespielt. Die feurige und frohsinnige junge Königin verlebte, trotz der großen Zuneigung ihres Gemahls, trübe Tage an dem langweiligen einförmigen Hofe, von den österreichischen Parteigenossen gehaßt und gelästert, von boshaften Intrigen umstrickt. Mit höchster Spannung erwartete das Land einen Thronerben; denn wenn die spanisch-habsburgische Dynastie ausstarb, so war die Succession in Frage gestellt und große Verwirrungen standen in Aussicht. Eine Teilung des Reichs zwischen Frankreich und Österreich war der Nation ein unerträglicher Gedanke. Hatten doch schon die alten kastilischen Gesetze Alfonsos X., die in der Folge auf die ganze Monarchie ausgedehnt wurden, die Unteilbarkeit des Reichs festgestellt und deshalb in Ermangelung männlicher Erben das Successionsrecht der Töchter eingeräumt. Aber Maria Louise, deren Ankunft man mit dem Volksfest einer Judenverbrennung gefeiert, ging
1689. kinderlos aus der Welt, zum großen Schmerz des Volks. Man trug sich mit

finstern Gerüchten, ihre Unfruchtbarkeit sei durch künstliche Mittel herbeigeführt worden, die eine treulose, von der Gegenpartei erkaufte Hofdienerin der Königin beigebracht. Im nächsten Jahr schloß Karl eine zweite Ehe mit Maria Anna 1690.
von Pfalz-Neuburg, Schwester der dritten Gemahlin Kaiser Leopolds und der Königin von Portugal, einer stolzen selbstbewußten Frau von Verstand, Bildung und leidenschaftlichem Wesen. Nun traten die französischen Sympathien, die eine Zeitlang vorgewaltet hatten, wieder mehr zurück und die Hinneigungen zu dem verwandten Hofe in Wien und zu dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern erlangten das Übergewicht. Doch auch die zweite Gemahlin gebar dem Schwächling keine Kinder. Je mehr aber die Hoffnung auf Nachkommenschaft dahinschwand, desto brennender wurde die Frage über die künftige Succession in Spanien. Jahrelang beschäftigte man sich an den Höfen und in der Diplomatie aufs angelegentlichste mit der in Aussicht stehenden Erledigung des Thrones in Madrid; und noch bei Lebzeiten Karls II. wurden die Verhandlungen, Intrigen und Allianzen eingeleitet, die nach seinem Tod den spanischen Erbfolgekrieg und die dynastische Veränderung in der Halbinsel herbeiführten. Ohne alle Rücksicht auf den Willen der Nation und auf die alten Reichsgesetze, ja selbst ohne Wissen und Mitwirkung des Königs schlossen die Kabinette Erbschafts- und Teilungsverträge über die spanische Thronfolge. Die ganze europäische Politik bewegte sich um den hochwichtigen „großen Fall", der endlich mit dem neuen Jahrhundert eintrat. Das Habsburgsche Haus ging in Spanien wie ein Schatten vorüber. „Träge und kraftlos, unfähig sich zu geistiger Thätigkeit wie zu geistigen Genüssen zu erheben, saß Karl II. auf dem Thron von Madrid, der umleuchtet von den Flammen des letzten Autodafee unter ihm zusammenbrach." Die spanisch-habsburgische Weltmonarchie hatte fortan nur noch in der geschichtlichen Vergangenheit eine Stelle.

II. Italien und Sizilien.

1. Die Großmächte und der Kirchenstaat.

Wenn das Stamm- und Hauptland der spanisch-habsburgischen Monarchie *Politische Stellungen.* unter dem vierten Philipp immer mehr in Verfall geriet, wie mußten erst die italienischen Nebenländer herunterkommen, welche der König nie besuchte, die nur bestimmt waren, dem spanischen Adel Ämter und Einkünfte zu liefern und die leeren Kassen in Madrid zu füllen! Wenn sich dennoch in Mailand, in Neapel, auf Sizilien und Sardinien das ganze Jahrhundert hindurch die spanische Herrschaft erhielt, ja noch immer eine dominierende Stellung in dem Apenninenland behauptete, so lag die Ursache davon weniger in der eignen Kraft als in der staatlichen Zerrissenheit und den verlotterten Zuständen des öffentlichen Lebens in Italien. Wir haben im vorigen Band an verschiedenen Orten die politische

und soziale Lage der Halbinsel im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kennen gelernt, des Kirchenstaats (S. 81—85 XI.), des Königreichs Neapel und Sizilien und des Herzogtums Mailand (S. 100—106 XI.), sowie der übrigen Staaten und Dynastien in den oberen und mittleren Landschaften (S. 303—328 XI.). Diese Zerbröckelung des öffentlichen Lebens, die vielgeteilten Interessen, die durch Traditionen, durch persönliche und verwandtschaftliche Bande genährten Sympathien und Antipathien der fürstlichen Familien gaben dem spanisch-österreichischen Haus die Möglichkeit an die Hand, in allen Landesteilen einflußreiche Verbindungen zu knüpfen und zu erhalten, bei allen politischen Verwickelungen Koalitionen zu seinen gunsten zustandezubringen. Die Beziehungen zum Kirchenstaat Rom waren freilich nicht immer gleich freundschaftlich und gleich günstig für das Habsburger Herrscherhaus, da bei dem häufigen Wechsel des Pontifikats und dem damit verbundenen Emporkommen neuer Nepotenfamilien auch die politischen Systeme im Vatikan durch persönliche Neigungen und Einflüsse bald nach dieser bald nach jener Seite gelenkt wurden. Wir wissen, wie

Urban VIII. 1623—1644.

schroff der willenskräftige Papst Urban VIII. Partei nahm gegen die österreichisch-spanische Politik in dem Augenblick, da Kaiser Ferdinand II. alles einsetzte, dem Katholizismus die Alleinherrschaft in Europa zu verschaffen, und das Madrider Kabinett dem Verwandten in Wien eifrig zur Seite stand (XI, 83 f.); wie

Innocenz X. 1644—1655. Alexander VII. 1655—1667. Clemens IX. 1667—1669.

dagegen der päpstliche Stuhl unter ihm und seinen drei nächsten Nachfolgern (Innocenz X; Alexander VII. [Chigi], Clemens IX. [Rospigliosi]) bei der Losreißung Portugals von der spanischen Monarchie sich für das legitime Recht Philipps IV. aussprach (S. 287). Seit der Errichtung eines Staatsrats (Congregatione di Stato), worin die Häupter und Glieder der fürstlichen Nepotenfamilien die entscheidende Stimme führten, wurden die politischen Angelegenheiten aus einem von den kirchlichen Interessen mehr unabhängigen Gesichtspunkt behandelt. Ebenso werden wir im folgenden Abschnitt erfahren, wie wenig das Pontifikat sich durch die katholische Politik Ludwigs XIV. abhalten ließ, gegen

Clemens X. 1670—1676. Innocenz XI. 1676—1689.

dessen Übergriffe energische Einsprache zu erheben, daß sowohl Clemens X. als der strenge Innocenz XI. gegen den Gewaltherrscher und den gesamten französischen Klerus einen Kampf eingingen, der die gallikanische Kirche an den Rand eines Schisma führte, und zwar zu einer Zeit, da dieser Monarch wegen Widerrufung des Edikts von Nantes von der ganzen katholischen Welt als Bezwinger

Alexander VIII. 1689—1691. Innocenz XII. 1691—1700.

der Ketzerei gefeiert ward. Erst dem Venetianer Ottoboni, der als Alexander VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, und mehr noch dem wohlgesinnten friedfertigen Neapolitaner Antonio Pignatelli, bekannt unter dem Papstnamen Innocenz XII., gelang es, die Zwistigkeiten mit Frankreich durch einen Ausgleich zu beendigen.

Nepotismus in Rom.

Und in demselben Verhältnis wie die politische Machtstellung des Papsttums unter den veränderten Zeitrichtungen im Niedergang war, der vatikanische Hof auf gleiche Linie mit den weltlichen Fürstenhöfen Europas sich gestellt sah, geriet auch das römische Staatswesen und die um das Pontifikat gescharte

aristokratische Gesellschaft auf Abwege, die dem Verfall entgegenführten. Der Kirchenstaat krankte an unheilbaren Wunden, die das geistliche Regiment dem Wohlstand, der Freiheit und der Thätigkeit der Einwohner schlug. In der Regel bestiegen nur Kardinäle den römischen Stuhl, die den großen Familien Italiens angehörten und kein eifrigeres Anliegen hatten, als durch Begünstigung ihre Verwandten einzelne Glieder und Zweige dieser Familien im Kirchenstaat zu Macht, Einfluß und Reichtum zu erheben. Das päpstliche Gebiet mit seinen kirchlichen Asylen war die Zufluchtsstätte aller Banditen und Meuchelmörder; die Nepoten selbst, insbesondere die Barberini, bedienten sich ihrer in ihren Familienfehden. Eine heimtückische treulose Politik, deren Werkzeug Gift und Dolch war, hatte in Rom ihren Sitz.

Am grellsten traten diese Mißstände in dem erwähnten „Krieg von Castro" hervor (XI, 84), durch welchen die Barberini und ihr päpstlicher Gönner dem Herzog Odoardo von Parma die Herrschaft Castro entreißen wollten. Nach einem zweijährigen verheerenden und wechselvollen Krieg, der vorzugsweise von Banditenscharen unter verwilderten, grausamen Häuptlingen geführt ward und nur Greuel und Verwüstung, keine einzige That des Ruhmes und der Ehre zu Tage förderte, wurde durch die Einmischung und Vermittelung von Venedig, Toscana, Modena ein Abkommen getroffen, durch welches Odoardo im Besitz seines ganzen Territoriums verblieb und von dem Bonn befreit ward. Alle italienischen Staaten hatten ein Interesse, daß in jener vielbewegten Zeit nicht auch die Halbinsel wieder von Waffengeräusch erfüllt, daß durch energische Zurückweisung der römischen Anmaßungen der unselige Krieg beendigt würde, ehe die Großmächte durch lebhaftere Beteiligung demselben eine weitere Bedeutung und Ausdehnung zu geben vermöchten. Die Verwendung Frankreichs und Mazarins Gunst für die Barberini konnte nicht verhindern, daß Antonio, der Hauptanstifter der kriegerischen Unruhen, nach dem Tode Urbans VIII. gerichtlich verfolgt ward. Nach Odoardos Tod folgte sein Sohn Ranuccio in der Regierung von Parma. Unter ihm wurde die Herrschaft Castro zuerst verpfändet, dann an den Kirchenstaat abgetreten. Sie sollte römisches Kammergut bleiben, das niemals veräußert werden dürfte. Als Ranuccio im Jahr 1694 starb, ging das Haus Farnese dem Aussterben entgegen. Sein Enkel Antonio war der letzte männliche Sproß. Dann kam das Herzogtum, wie uns später bekannt werden wird, durch Antonios Tante Elisabeth von Spanien an die Bourbonische Dynastie. —

Der Krieg von Castro u. die Farnese von Parma. — *Mai 1641.* — *12. Sept. 1646.* — *1694.*

Die Päpste des siebzehnten Jahrhunderts hielten sich wohl frei von den Lastern und Fehlern, die so manchem ihrer Vorgänger anhafteten, aber sie waren auch nicht groß im Guten. Der Staatshaushalt wurde immer verwirrter, die Gier nach Geld und Reichtum ward zur Leidenschaft; der Sinn der höheren Gesellschaft war nur auf Genuß, auf Prachtentfaltung, auf Verschwendung gerichtet. Um diese Triebe zu befriedigen, wurden alle jene bedenklichen Mittel in Anwendung gebracht, die jedes Gemeinwesen dem unfehlbaren Verfall entgegentreiben: Anleihen zu Wucherzinsen; Stellen- und Pfründenhandel; Monopole; Auflagen auf die notwendigsten Lebensbedürfnisse, auf Getreide, Öl, Fleisch u. a. Die Mißbräuche mit den Luoghi di Monte, schon lange der Krebsschaden

Wirtschaftlicher Verfall des Kirchenstaats.

der Finanzverwaltung, dauerten fort und erreichten immer größere Dimensionen; die Vermögensschaft der vornehmen Familien wurde unsolid und wandelbar; der Bauernstand verarmte; der Anbau der Felder nahm ab, die Bäume und Waldungen in der Umgebung der Stadt wurden gefällt, wodurch die Campagna verödete, ohne daß der Zweck, den Banditen die Schlupfwinkel zu entziehen, erzielt worden wäre; die schlechte Luft stürzte ganze Generationen ins Grab. Die Bedrückung und Übervorteilung der Armen und Geringen durch gewinnsüchtige und bestechliche Beamten und Richter, durch Pfändungen und Exekutionen, durch Auflagen und wucherische Marktpreise ging so weit, daß Kardinal Sacchetti in einer an den Papst gerichteten Denkschrift die Leiden des römischen Volks mit den Qualen der Hebräer in Ägypten vergleicht: Unterthanen des päpstlichen Stuhles würden unmenschlicher behandelt als die Sklaven in Syrien oder in Afrika. Wer könnte es ohne Thränen vernehmen!

Die päpstliche Autorität im Abnehmen.

Auch das kirchliche Ansehen der Kurie und des Pontifikats war im Abnehmen, wenngleich hier und da der Bekehrungseifer und die Überredungskünste einer thätigen Propaganda oder der Fanatismus eines despotischen Machthabers dem Romanismus einige abgefallene Glieder wieder zuführte. Der Nachfolger des zehnten Innocenz, welcher den Westfälischen Frieden verdammte (XI, 993), Alexander VII. hatte den Triumph, die geistreiche Tochter Gustav Adolfs von Schweden auf dem Kapitol zu empfangen; aber die Ideen der religiösen Toleranz schlugen dennoch feste Wurzeln in dem europäischen Boden; sogar der Kirchenstaat erzitterte vor den Galeeren, die in Cromwells Dienst vor Civita Vecchia kreuzten. Die mittelalterlichen Vorstellungen, auf denen das Pontifikat aufgebaut war, wichen mehr und mehr zurück vor den Strahlen moderner Aufklärung: selbst in Italien und in andern katholischen Ländern verödete das Klosterleben und die Scholastik mußte der freien philosophischen Spekulation und dem Humanismus den Platz räumen. „Die Summe ist: jener innere Antrieb, der früher Hof und Staat und Kirche beherrscht und ihnen ihre streng religiöse Haltung gegeben hat, ist erloschen: mit den Tendenzen der Restauration und Eroberung ist es vorbei: jetzt machen sich andre Triebe in den Dingen geltend, die doch zuletzt nur auf Macht und Genuß hinauslaufen und das Geistliche aufs neue verweltlichen."

2. Das Großherzogtum Toscana.

Mediceische Politik.

Wenn der Kirchenstaat vermöge der Autorität, die dem wenn auch im Sinken begriffenen Pontifikat in den Augen der katholischen Welt beiwohnte, zwischen der spanisch-österreichischen und der französischen Hegemonie noch immer eine gewisse selbständige Stellung zu behaupten vermochte, so wurden dagegen alle weltlichen Staaten Italiens in eine mehr oder minder scharf ausgeprägte Abhängigkeit zu der einen oder andern dieser Großmächte gebracht. In Toscana,

wo die ersten Großherzöge aus dem Medizeischen Haus gleichfalls die Familienpolitik ausgebildet und mit Geschick geübt hatten, zwischen der spanischen und der französischen Partei sich in der Schwebe zu halten und dadurch dem florentinischen Staat Unabhängigkeit und Freiheit des Handels, der gesamten Halbinsel ein gewisses politisches Gleichgewicht zu bewahren, wich Ferdinand II., Ferdinand II. 1621—1670.
nachdem er der vormundschaftlichen Regierung entwachsen war (XI, 327), von der traditionellen Staatskunst seiner Vorfahren ab, indem er auf Anregung seiner Mutter, der Erzherzogin Maria Magdalena, und gewonnen durch schmeichelhafte Ehrenzugeständnisse sich entschieden auf die spanisch-österreichische Seite stellte und den Geldbedürfnissen des Habsburgschen Hauses mit seinen Schätzen zu Hilfe kam. Dadurch hatte er die Genugthuung, daß die spanische Großmacht bei jeder Gelegenheit seiner Eitelkeit schmeichelte, ihn mit dem Selbstgefühl erfüllte, als ob er in der italienischen Politik eine hervorragende Rolle spiele, und ihn gegen den Ehrgeiz und die Annexionsgelüste der Barberini in Schutz nahm. Dennoch wurden die Ansprüche, die er im Namen seiner Gemahlin Vittoria della Rovere von Urbino auf diese Herrschaft machte, durch den päpstlichen Stuhl vereitelt, der Urbino als Kirchenlehen einzog und sich nur zu einer knappen Entschädigung verstand. So kam es, daß unter dem milden und friedliebenden Ferdinand II. das Medizeische Haus und das Großherzogtum Toscana von der früheren Höhe herab stiegen. Der gesammelte Schatz ging großenteils verloren, als Ferdinand sich ganz an die Habsburger anschloß und die leeren Hände der Spanier und Österreicher mit den ersparten und erworbenen Summen seiner Vorgänger füllte. Die Priesterschaft, die schon unter der vorhergehenden Regierung das geistige und gesellschaftliche Leben in Zucht genommen, erlangte immer mehr Macht und politischen Einfluß, die mittelalterlichen Agrarverhältnisse mit Steuerfreiheit der adligen Gutsbesitzer und die verkehrten Maßregeln der Regierung in Beziehung auf Kornhandel und Getreidesteuer, verbunden mit Pest und Mißwachs, schlugen dem Lande tiefe Wunden, die auch der äußere Glanz nicht zu verhüllen vermochte. Die Übertragung der Herrschaft Pontremoli, 1650.
eines alten Reichslehens, von Spanien-Österreich an den Großherzog um den Preis einer halben Million Skudi war ein zweifelhafter Gewinn. Toscana ging seit der Mitte des Jahrhunderts demselben Verfall entgegen, in den schon die meisten übrigen Staaten Italiens geraten waren. Wie im Kirchenstaat und in Unteritalien trieben auch im Florentiner Großherzogtum Banditenscharen ungestört ihr Unwesen und spotteten aller Gesetze und Obrigkeit. Die Anstalten zur Entwässerung und Kultivierung der Maremmen wurden fortgesetzt, aber die Erfolge standen mit den darauf verwendeten Kosten in keinem Verhältnis. — Einen Mißton in die Hofstimmung brachte die Gemahlin des Erbgroßherzogs Cosimo, Margarete Louise von Orleans. Gegen ihren Willen in das italienische Fürstenhaus verheiratet (1661), hat die lebhafte, ehrgeizige, zu exzentrischem Wesen hinneigende Prinzessin nie aufgehört, durch Ränke und Intrigen den

Familienfrieden zu stören. Von ihrem Gemahl lieblos behandelt und hinter Mutter und Großmutter zurückgesetzt, fühlte sie sich in ihrem Stolz verletzt und ließ ihrem Unmut und Verdruß freien Lauf. Aus Abneigung gegen die Dynastie wollte sie keinen Erben zur Welt bringen und suchte daher während ihrer Schwangerschaft durch Reiten und heftige Bewegungen ihre Leibesfrucht zu vernichten. Doch vergebens. Sie gebar zwei Söhne und eine Tochter, aber nach vierzehnjährigem Zusammenleben, nachdem ihr Gemahl bereits den florentinischen Thron bestiegen hatte, entfernte sie sich aus Florenz, um nie mehr dahin zurückzukehren. Sie nahm ihren Aufenthalt in dem Kloster Montmartre bei Paris, wo sie ein Leben in niedriger Sinnenlust führte und durch Kabalen, Schuldenmachen und Verschwendung dem großherzoglichen Hof viel Verdruß bereitete.

Ausgang des Medizeischen Hauses. Cosimo III. 1670—1723.

Unter Cosimo III. wurde das Großherzogtum Toscana und das Medizeische Herrscherhaus auf der abschüssigen Bahn rasch weiter getrieben. Von Mönchen und Geistlichen erzogen hielt der neue Fürst die Verherrlichung der Kirche, die Bekehrung der Ketzer und die Bereicherung des Klerus für seine erste und höchste Regentenpflicht, neben welcher nur noch die Fürsorge für den Glanz des Hofes, für den Prunk der Medizeischen Familie, für Festlichkeiten, Gepränge und Theater Interesse zu erregen vermochte. Seine lange Regierung war das Grab des florentinischen Wohlstandes. „Man erhob das Geld, das auf unnütze Pracht, auf Stiftung neuer Klöster und Pensionierung von Proselyten verwandt wurde, durch unerträgliche Abgaben von den Unterthanen, und je weniger bei der abnehmenden Wohlhabenheit des Landes die alten Steuern abwarfen, desto härter trieb man ihre letzten Reste ein und desto gieriger erfand man neue. Alles Gott und der Kirche zu vermeinten Ehren, wie sich auch der Großherzog aus gleicher Absicht in die heiligsten Familienverhältnisse aller seiner Unterthanen mischte! Der Staat seufzte unter einer drückenden Last von Schulden und aller Wohlstand war vertrocknet. Auch kamen jetzt zu allen alten schweren Ausgaben noch große Reichssteuern und Kriegsbeiträge hinzu, die der Großherzog als Vasall des Reichs entrichten sollte, so sehr er auch gegen dieses Verhältnis protestierte.“ Graf Antonio Caraffa erhob im Jahr 1691 eine Kontribution von 103,000 Skudi. Man sah wieder bewaffnete Banden das Land durchstreifen, heißt es bei Reumont: „Es war hungerndes Bauernvolk, das den Acker brach liegen ließ, weil Mißwachs, Steuern, Verkaufsverbote, Krankheiten die Arbeit als vergebliche Mühe erscheinen ließen. In Florenz selbst rotteten sich Volkshaufen vor dem Palast Pitti zusammen; tumultuierend verlangten sie Arbeit und Brot.“ Noch schlimmer sah es in der Herrscherfamilie aus. Nicht nur, daß die französische Gemahlin in Paris durch ihre sittenlose Lebensweise ihren Stand und ihr Geschlecht schändete, auch der Erbprinz Ferdinand, ohne Neigung für seine Gemahlin, Violanta Beatrix aus Bayern, die nicht nur ohne körperliche und geistige Anmut und ohne Sinn und Verständnis für die feinere florentinische Bildung und Gesellschaft war, sondern auch ohne Kinder

blieb, ergab sich einem ausschweifenden Leben und starb beim Karneval in Venedig von einer ansteckenden Krankheit ergriffen noch vor dem Vater „an einer verunglückten Merkurialkur". Mit dem zweiten Sohn Giovan Gaston, der nach Cosimos III. Tod den großherzoglichen Thron bestieg und mit Anna Maria Franziska von Sachsen-Lauenburg, Witwe des Pfalzgrafen Philipp von Neuburg, in einer liebeleeren und kinderlosen Ehe lebte, erlosch das Mediceische Haus, dessen letzte Sprößlinge sich ihrer großen Ahnen unwürdig gemacht. Das Geschlecht, das einst eine so ruhmvolle und glänzende Stelle in der Geschichte behauptet, in Kunst und Wissenschaft so große Schöpfungen ins Leben gerufen, verschwand wie ein trübes Schattenbild. Wir werden den Ausgang des Hauses und die dadurch hervorgerufenen politischen und dynastischen Veränderungen in einem andern Zusammenhang erfahren.

30. Okt. 1713.

Giovan Gaston 1723 –1737.

3. Oberitalien.

Mailand.

In Oberitalien war zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts der spanische Einfluß von Mailand aus noch immer vorherrschend. Nicht bloß die Dynasten von Parma und Modena, die Handelsrepublik Lucca u. a., auch Savoyen und Genua neigten sich zu Spanien. Darum war man in Madrid bemüht, die Statthalterschaft von Mailand meistens solchen Männern zu übertragen, die politisch und militärisch dem wichtigen Posten gewachsen waren. So kam der alte Fuentes, welcher erklärte, er wünsche sein Leben in Kriegsthaten zu endigen, mit unbeschränkter Autorität nach der Lombardei. Wenn man ihn anwies, einen Teil seiner Truppen zu entlassen oder nach Flandern zu entsenden, antwortete er hochmütig, „er wolle auf seine Weise verfahren, wem eine andre beliebe, der möge das Amt selbst übernehmen und ihm die Rückkehr gestatten." Auch der Herzog von Feria, der zu der Zeit als die österreichisch-spanischen Waffen im Dreißigjährigen Krieg das Übergewicht hatten, das Herzogtum Mailand verwaltete, war ein erfahrener Kriegsmann. Wäre es damals den Habsburgern gelungen, im Veltlin festen Fuß zu fassen und in Mantua ihre Schutzherrschaft aufzurichten, so würden die italienischen und die österreichischen Besitzungen in unmittelbare Verbindung gesetzt und die Übermacht des spanisch-österreichischen Hauses auf beiden Seiten der Alpen für lange Zeit befestigt worden sein. Darum war es von so großer Bedeutung, daß sich Richelieu ohne Rücksicht auf Religion der protestantischen Veltliner annahm (S. 25) und in dem „Mantuanischen Erbfolgekrieg" die Ansprüche des Herzogs von Gonzaga-Nevers zur Geltung brachte (XI, 309, 906, XII, 35). Seitdem gewann Frankreich, auch ohne unmittelbaren Landbesitz, auf die italienische Politik einen entscheidenden Einfluß, zumal da auch die Republik Venedig, soweit die orientalischen Anliegen ihr freie Hand ließen, sich zu der westlichen Großmacht hinneigte. Die kleineren Dynasten, wie die Herzöge von Parma, Modena u. a., standen je nach den per-

sönlichen Interessen und den wechselnden politischen Zeitlagen bald auf der einen, bald auf der andern Seite.

Savoyen-Piemont und Genua. Von der größten Wichtigkeit für die Verdrängung des spanischen Dominats durch den französischen war der Anschluß des Herzogtums Savoyen-Piemont an den Pariser Hof. (Viktor Amadeus I. 1630–1637.) Viktor Amadeus, der aus dem Mantuanischen Erbfolgestreit den größten Teil von Montferrat heimtrug (XI, 309) und sich den Titel „Königliche Hoheit" beilegte, war mit einer Tochter Heinrichs IV., Christine, vermählt. Bei seinem Hinscheiden und dem baldigen Tod seines schwächlichen Erstgebornen Franz Hyazinth suchten die Brüder des Herzogs mit Hilfe des spanischen Governatore von Mailand die vormundschaftliche Regierung über den unmündigen Thronfolger Karl Emanuel II. an sich zu bringen; (Karl Emanuel II. 1638–1675.) aber mit Hilfe des verwandten Hofes behielt Christine die Oberhand. Damit wurde der Grund zu der Präponderanz Frankreichs in dem wichtigen Alpenland gelegt, und wenn auch der Versuch Mazarins, das Herzogtum in größere Abhängigkeit von dem Pariser Kabinett zu bringen, an der festen männlichen Haltung der entschlossenen Fürstin scheiterte, so blieb doch bis gegen Ende des Jahrhunderts Savoyen-Piemont ein treuer Alliierter Frankreichs. Im Pyrenäischen Frieden erhielt es die festen Plätze, die Spanien noch im Besitz hatte, zurück. Nunmehr ging drei Jahrzehnte lang der Herzog Hand in Hand mit Ludwig XIV. Durch den Besitz von Casale und Pinerolo hatte der französische Monarch die Alpenpässe in seiner Gewalt und konnte leicht seinen Machtsprüchen jenseits der Berge mit den Waffen Nachdruck verleihen. Unter diesem Freundschaftsbund hatte die Republik Genua schwer zu leiden. Als sie dem savoyischen Herzog widerstrebte, der schon zur Zeit Richelieus mit französischer Hilfe die Markgrafschaft Zuccherello an sich reißen wollte und darum die Genuesen mehrere Jahre lang bekriegte, (1624–1631.) suchte Karl Emanuel durch Aufstachelung der inneren Zwietracht und Verschwörungsneigungen die Bürgerschaft zu beunruhigen und zugleich die Regierung mit Frankreich zu verfeinden. Der Hochmut, mit welchem die alte Nobilität auf den bürgerlichen Kaufmannsstand herabsah, gab Veranlassung genug zu Zwist und konspiratorischen Umtrieben. Vergebens errichtete man, als ein reicher Bürger Giulio Cesare Vachero, (1628.) von savoyischen Intrigen aufgestiftet, das Aristokratenregiment durch ein Komplott zu stürzen unternahm, nach dem Vorbild von Venedig das Tribunal der Staatsinquisition; weder die Hinrichtung Vacheros und einiger seiner Mitschuldigen, noch die Wachsamkeit der Inquisitoren vermochte die Neigungen zu Verschwörungen, die von jeher in der ligurischen Seerepublik ihren Sitz hatten, zu unterdrücken. (1672.) Drei Jahre vor Karl Emanuels Tod, als ein neuer Kampf über die streitige Markgrafschaft ausgebrochen war, wurde die genuesische Dogenregierung abermals durch ein Komplott des Rafaelo Torre erschreckt, wobei der Herzog die Hand im Spiele hatte. Auch dieser äußern und innern Gefahr entging der kräftige Seestaat ohne Nachteile. Und als der kriegerische Herzog aus dem Leben schied und seinen neunjährigen Sohn Viktor Amadeus II. anfangs (Viktor Amadeus II. 1675–1730.)

unter Vormundschaft der Mutter Maria Johanna zum Nachfolger hatte, glaubten die Kaufherren von Genua einer gesicherteren Zukunft entgegenzugehen. Sie sollten jedoch bitter getäuscht werden. Noch war kein Jahrzehnt seit dem Tode des alten Herzogs verflossen, als die Seestadt durch den französischen Gewaltherrn einen Schlag erlitt, wie sie noch von keinem ähnlichen betroffen worden. 1684.
Ludwig XIV., damals auf dem Höhepunkt seiner Macht, konnte es der Seerepublik nicht verzeihen, daß sie für Spanien noch alte Sympathien hegte und dem befreundeten Lande, mit dem sie von jeher gewinnreichen Handel getrieben, manchen Vorschub mit ihren Galeeren leistete. Wir werden bald erfahren, wie die regierenden Herren, von den europäischen Mächten verlassen, von einem schrecklichen elftägigen Bombardement heimgesucht, sich zu dem schweren Schritt 17.–28. Mai.
entschlossen, eine Deputation aus den Häuptern der Stadt nach Versailles zu schicken, daß sie vor dem Gewaltherrn die Knie beugen und um gnädige Abwendung eines zweiten drohenden Ungewitters flehen sollten. Viktor Amadeus, durch seine Vermählung mit Anna, Tochter des Herzogs Philipp von Orleans dem französischen Herrscherhaus verwandt, hielt, der Politik des Vaters folgend, treu zu Frankreich, daher auch sein Herzogtum durch die Vergrößerungssucht des mächtigen Nachbarn keinen Schaden nahm; und selbst als er, durch äußere Notwendigkeit gedrängt und der politischen Abhängigkeit von Frankreich müde, in den neunziger Jahren, wie wir seiner Zeit sehen werden, sich dem spanisch-österreichischen Haus näherte und dem großen Bund gegen Ludwig XIV. anschloß, ging er ohne Landverlust aus dem Konflikt der Großmächte hervor. Vielmehr erwarb er durch seine Wiedervereinigung mit Frankreich noch vor beendigtem Krieg die Festungen Casale und Pinerolo und befreite sein Herzogtum von den beiden „Handfesseln“, die ihn lange bedrückt hatten. Erst das neue Jahrhundert brachte schwere Heimsuchungen über die Länder am Fuß der Berge. Auch in dem katholischen Zelotismus, der in der Unterdrückung der Ketzerei und in der Begründung kirchlicher Einheit Ruhm und Ehre suchte, nahm sich der Turiner Hof die französische Regierung zum Vorbild. Wir wissen, daß schon Karl Emanuel das Schwert der Verfolgung gegen die Waldenser-Gemeinden in den Alpenthälern schwang, bis Cromwells mächtige Einsprache dem fanatischen Gebahren Halt gebot; und als Ludwig XIV. die Hugenotten aus seinem Land trieb, verhängte auch Viktor Amadeus II., wie wir später erfahren werden, neue Drangsale über die calvinischen Bergbewohner, die nur vorübergehend während des Kriegs wider Frankreich zurückgenommen wurden.

4. Neapel und Sizilien unter spanischer Herrschaft.

Um die Zeit, da Katalonien mit französischer Hilfe die kastilische Gewalt- Drückende Verwaltung.
herrschaft abwarf und in Portugal der Herzog von Braganza die Krone auf sein eignes Haupt setzte, traten auch in Sizilien und Unteritalien Erscheinungen zu

Tage, welche einen ähnlichen Ausgang zu nehmen schienen. Wir haben früher die Zustände der italienischen Länder auf beiden Seiten des Faro unter den spanischen Vizekönigen in Palermo und Neapel kennen gelernt (XI, 100—103). Sowohl auf der Insel wie auf dem Festland herrschte eine Ungleichheit der Stände, welche alle öffentlichen Lasten den Bürgern und Bauern aufbürdete, während Adel, Klerus und Beamten von den Steuern und Abgaben wenig betroffen wurden. Besonders waren die indirekten Steuern, welche in Kastilien die Verödung und Verarmung herbeiführten, auch in den italienischen Nebenländern der spanischen Monarchie eine Quelle der schwersten Bedrückung, der unerträglichsten Quälerei. Der Preis der notwendigsten Lebensbedürfnisse wurde durch hohe Auflagen dergestalt gesteigert, daß der arme und geringe Mann darüber in Verzweiflung geriet.

Aufruhr in Palermo 1647. Nun war im Frühling 1647 infolge eines Mißjahres auf Sizilien Not und Teurung entstanden. Eine große Unzufriedenheit erfaßte die Gemüter und machte sich in Palermo in einem Aufstand gegen den Pretore, den obersten 20. Mai 1647. Verwaltungs- und Gerichtsbeamten der Hauptstadt Luft. Der Vizekönig der Insel, Don Pedro Fajardo, Marquis de los Velos, besaß weder Schiffe noch Militär in genügender Menge, da die Streitkräfte des Mutterlandes anderweitig beschäftigt waren. Er suchte die aufgeregten Volkshaufen, welche bereits mit der zur Wahrung der Sicherheit und Ordnung aufgestellten Mannschaft des Pretore handgemein geworden waren, durch Zureden und Versprechungen zu beruhigen: aber seine Verheißung, der Not abzuhelfen, fand kein Vertrauen; die Tumultuanten glaubten durch Schrecken und Gewalt mehr zu erzielen, als durch die beschwichtigenden Worte und Vertröstungen des Vizekönigs. Sie stürmten die Steuerämter und vernichteten die Rollen und Bücher. Der Aufruhr wuchs mit jedem Tag und verbreitete sich auch über andre Städte. Der Marchese von Gerace, ein bei dem Volk beliebter Edelmann, wurde zum Führer gewählt; als er aber für Frieden und Versöhnung sprach, war es mit seiner Popularität bald vorüber. Schon war es da und dort zu Gewaltthätigkeiten und Exzessen gekommen; es war Gefahr vorhanden, daß sich die unteren Volksklassen in Stadt und Land des Regiments bemächtigen, daß sich die Szenen der Sklavenaufstände des Altertums wiederholen möchten. Adel und Geistlichkeit waren ohnmächtig und in ihren Besitzungen nicht minder bedroht als der Beamtenstand. Bald wurden auch die bürgerlichen Elemente in Bewegung gesetzt; die Zünfte der Handwerker schlossen sich der aufständischen Menge an. Mit den unteren Volksklassen verbunden wollten die Bürger und Gewerbtreibenden eine Reform in der Verwaltung durchsetzen, infolge deren auch die popularen Stände einen Anteil am Regiment erhalten sollten. So griff der revolutionäre Zustand immer weiter um sich und dauerte den ganzen Sommer fort. Unter der Leitung eines entschlossenen Demagogen, des Golddrahtziehers Giuseppe da Lesi machten sich die Insurgenten zu Herren der Stadt. Die höheren Stände gerieten in Schrecken;

sie bewogen den Statthalter zwei Zunftmeister in das Regierungsgebäude zu berufen, um mit ihnen die zu treffenden Maßregeln zu überlegen. Unterdessen blieben die Aufständischen auf den Straßen und Plätzen versammelt. Als nun die Abgeordneten lange nicht zum Vorschein kamen, argwohnte die aufgeregte Menge Verräterei: sie erstürmte und plünderte das Zeughaus, richtete Kanonen gegen den königlichen Palast und rief Giuseppe zum Befehlshaber aus. Er- 15. August 1647.
schreckt durch die drohende Gefahr flüchtete sich der Vizekönig mit seiner Gemahlin zu Schiffe nach Castellamare und überließ die Stadt ihrem Schicksal. Dieses wäre unter den Händen der Räuber und Banditen, die einen wesentlichen Teil der Insurgenten bildeten, schlimm genug ausgefallen, hätte nicht Giuseppe da Lesi selbst den Ausschweifungen Schranken gesetzt und die wilden Gesellen durch die gemäßigtere Partei der Bürgerwehr von Gewaltthaten abgehalten. Darüber gewann der Adel und die Ritterschaft Zeit, zum Schutz ihres Lebens und Eigentums und zur Erhaltung der öffentlichen Autorität zu den Waffen zu greifen und militärisch geordnet wider die aufrührerischen Scharen auszuziehen. Sie 22. Aug.
sprengten zu Pferde in die dichtgedrängten Haufen und trieben sie auseinander: viele erlagen ihren Schwertern und Karabinern, unter ihnen Giuseppe da Lesi und sein Bruder; andre wurden gefangen genommen und dreizehn davon hingerichtet. Nun suchte der Vizekönig, seiner milden Natur folgend, durch Amnestie und Steuernachlaß der revolutionären Erhebung vollends Meister zu werden. Dieses Verfahren wurde jedoch in Madrid nicht gutgeheißen, daher das aufrührerische Treiben seinen Fortgang hatte. Dem Marquis de los Velos ging dies so zu Herzen, daß er vor Kummer starb. Sein Nachfolger war der Kardinal 13. Nov. 1647.
Theodoro de' Triulzi, ein ebenso kluger als entschlossener Staatsmann. Diesem gelang es, indem er durch sein unerschrockenes Auftreten in Palermo selbst den Einwohnern Achtung einflößte und zugleich den Reumütigen Verzeihung und ernste Berücksichtigung ihrer Beschwerden in Aussicht stellte, die noch vorhandenen Reste der Insurrektion zu unterdrücken. Die obrigkeitliche Autorität wurde wieder aufgerichtet, Gesetz und Gericht von neuem zur Geltung gebracht, den schreiendsten Mißständen abgeholfen. So konnte der Kardinal dem neuen Vizekönig Don Juan d'Austria, der soeben bei der Unterdrückung des Aufstandes 1648.
in Neapel mitgewirkt hatte und nun mit Flotte und Heer in Messina landete, die Insel beruhigt übergeben.

Von dem Aufruhr und Abfall Messinas in den siebziger Jahren, der teils Abfall von Messina. 1675.
durch die despotischen Eingriffe der vizeköniglichen Regierung in das Verfassungs- und Parteileben der Stadt teils durch die Intrigen und Verhetzungen des Versailler Hofes herbeigeführt wurde und die vorübergehende Besitzergreifung der Festung und ihrer Umgebung durch Frankreich zur Folge hatte, werden wir im nächsten Abschnitt das weitere hören. Als nach Abschluß des Nimweger Friedens die Franzosen Messina räumten, verließen gegen 7000 Einwohner die Stadt und schifften sich nach Frankreich ein. Der Madrider Hof erteilte darauf dem Vizekönig Vincenzo da Gonzaga den Befehl, die Güter der Ausgewanderten einzuziehen und über alle Beteiligten strenge

Strafgerichte zu verhängen, ohne die versprochene Amnestie zu beachten. Tausende kamen dadurch an den Bettelstab; die Verzweiflung machte viele zu Straßenräubern. Auch von den Ausgewanderten, die von Ludwig XIV. ohne Unterstützung gelassen, sich wieder nach der Heimat wagten, wurden Fünfhundert zum Galgen oder zu den Galeeren verurteilt. Gegen Fünfzehnhundert entflohen nach der Türkei, wo sie meistens zum Islam übertraten.

Steuerdruck in Neapel. Die Natur hat das untere Italien wie eine Braut mit allen Reizen und Gaben ausgestattet, und doch ist dasselbe unter der spanischen Herrschaft mehr und mehr zur Wohnstätte von Bettlern und Banditen geworden. Die politischen und sozialen Zustände, die zur Verarmung des Volks führten, sind uns bereits bekannt (XI, 103): die vizekönigliche Regierung mußte alle Mittel aufbieten, den Forderungen des Madrider Hofes zu genügen; die öffentlichen Einkünfte waren meistens an genuesische Wechsler oder Handelsgesellschaften verpachtet oder gegen Vorschüsse in Pfandschaft gegeben, welche die Steuern und Auflagen mit unerbittlicher Strenge eintrieben, unterstützt durch obrigkeitliche Edikte gegen den in Neapel heimischen Schleichhandel. Dennoch reichten die Erträge nicht hin, den wachsenden Bedarf der erschöpften Staatskasse zu befriedigen; die Regierung mußte fort und fort auf Mittel sinnen, die Einnahmen zu mehren. Nun wissen wir, wie sehr in den vierziger Jahren das spanische Reich von allen Seiten im Gedränge war; es mußten alle Hebel eingesetzt werden, für Heer und Flotte Geldmittel beizuschaffen. Auch an den Vizekönig von Neapel, Don Rodrigo Ponce de Leon, Herzog von Arcos, wurden höhere Anforderungen gestellt; auf jenes Königreich glaubte man in Madrid am wenigsten Rücksicht nehmen zu müssen. Bei den servilen aristokratischen Ständen fand der Herzog keinen Wi-
Jan. 1647. derstand; sie bewilligten ein Donativ von einer Million Ducaten für die vermehrten Kriegsausgaben, und stimmten dem Vorschlag der Regierung bei, daß diese Summe durch Umlagen auf die notwendigsten Lebensmittel aufgebracht werden sollte; denn auf diese Weise traf die Belastung hauptsächlich die unteren Volksklassen. Als das neue Steueredikt, das die gesuchtesten Artikel des Marktes einer Abgabe unterwarf und jeden Schmuggel mit schwerer Bestrafung bedrohte, bekannt gemacht wurde, erzeugte es Murren und Unzufriedenheit. Wo sich der Vizekönig sehen ließ, ward er mit lauten Bitten, wohl auch mit Drohungen um Abschaffung der neuen Auflagen bestürmt: er vertröstete die schreienden und murrenden Haufen mit Zusagen, die er jedoch nicht zu halten vermochte. Denn weder seine Räte noch die Stände wußten oder wollten ein andres Mittel, die Summe aufzubringen. Die Unzufriedenheit über die Konsumtionssteuer wuchs mit jedem Tag; eine dumpfe Gärung machte sich bemerklich. Zur
20. Mai 1647. selben Zeit, da in Palermo der Aufstand losbrach, wurde auch in Neapel auf dem Markplatz das behufs der Steuererhebung errichtete Gebäude in der Nacht abgebrannt. Die Nachrichten von der fortschreitenden Bewegung auf der Nachbarinsel mehrten auch auf dem Festland die Volksaufregung; aber das Beispiel

des Vizekönigs von Palermo konnte nur abmahnen, einen ähnlichen Weg zu betreten: Nachgiebigkeit, stellte man dem Herzog von Arcos vor, würde jetzt nur als Schwäche erscheinen und die revolutionären Elemente ermutigen.

Da erhob sich eines Tages, als bei Gelegenheit eines Marienfestes viel Volk in der Hauptstadt versammelt war, auf dem Markt ein Streit zwischen den Fruchthändlern von Puzzuoli und den Steuererhebern. Von dem Lärmen und Schreien angelockt drängte sich eine Menge Volks und barfüßiger Bursche heran, als gerade ein Feigenverkäufer, empört, daß ihm nach Entrichtung der Abgabe kaum ein kleiner Gewinn übrig blieb, seinen Korb umstieß und die süße Frucht den Umstehenden preisgab. Auch ein Verwandter des Feigenhändlers, ein armer Fischer von Amalfi, Tommaso Aniello oder wie das Volk ihn nannte Masaniello, war zugegen, ein beweglicher Mann, redegewandt und bei dem Volk beliebt wegen seines Mutes und seiner uneigennützigen hilfreichen Natur. Das Polizeigericht hatte seine Frau wegen heimlicher Umgehung der Abgabepflicht bestraft, deshalb trug er der Regierung Groll und Rache. Dieser Masaniello rief der Menge zu, mit ihm die Abschaffung der Steuer zu bewirken. Die Natur des neapolitanischen Lazzaroni ist stets zum Widerstand gegen Gesetze und obrigkeitliche Verordnungen geneigt; die Polizei zu hintergehen und zu betrügen gilt als ein Zeichen von geistiger Überlegenheit, als ein Triumph der List und Klugheit; das Streben nach verbotenen Früchten ist ein tiefwurzelnder Zug des Volkscharakters. Sofort ging es an die Plünderung der Marktwaren, dann als die Zahl durch Zulauf bis zu 4000 Köpfen anwuchs, an die Zerstörung der Steuerhäuser in der ganzen Stadt. Mit einem Hoch auf den König war der Ruf verbunden: „Tod der schlechten Regierung!“ Bald erschien der tobende Haufen vor dem Regierungspalast und forderte drohend die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer und andrer die Nahrungsmittel verteuernden Auflagen: der Vizekönig, ohne zureichende militärische Schutzmannschaft, geriet in Unruhe und versprach Abstellung ihrer Beschwerden; allein Masaniello beredete das Volk, sich Garantien zu verschaffen, daß die Zusagen auch wirklich erfüllt würden. Bald erschienen neue Volkshaufen vor dem Palast; der Statthalter wollte nach einem der Kastelle entfliehen; aber er wurde erkannt, aus der Kutsche gerissen und nach der nahen Kirche des Francesco von Paula geschleppt, wo er die Privilegien, die einst Karl V. der Stadt verliehen, feierlich beschwören und alle seitdem auferlegten Steuern für abgeschafft erklären sollte. Als der Herzog den geweihten Raum betreten hatte, gab er den Wächtern Befehl, die Thüren zu schließen und niemand weiter einzulassen. Nun tobte die Menge und drohte die Kirche zu stürmen. In diesem Augenblick kam der Kardinalerzbischof Ascanio Filomarino herzu und seiner Vermittelung gelang es, den Vizekönig aus der verzweifelten Lage zu retten. Er wiederholte feierlich das Versprechen, die drückenden Auflagen abzuschaffen, und stellte eine schriftliche Erklärung auf Pergament darüber aus.

Volksaufstand unter Masaniello. 7. Juli 1647.

Masaniello die neapolitanische Volksgemeinde. Die kurze Ruhepause, die auf diese stürmischen Szenen folgte, benutzte der Herzog, um sich in das Castel nuovo zu werfen, wo er durch die Festungswerke geschützt war; dahin flüchteten sich dann auch die Spitzen des Adels und der Beamtenschaft. Nun war die Stadt gänzlich in der Gewalt der unteren Volksklassen und des Demagogen Masaniello; wie ein Diktator gebot der Fischer und Schleichhändler von Amalfi über die bewegliche Masse, die durch Zuzüge von außen mit jedem Tage anwuchs. Auf einer hölzernen Tribüne, die neben der Kirche del Carmine errichtet war, hielt der zungenfertige Lazzaroniheld feurige Reden an die versammelte Menge im neapolitanischen Volksdialekt, begleitet von einem lebendigen Geberdenspiel nach der Landessitte, ein zweiter Cola Rienzo, nur von gemeinerem Schlag, ohne höhere politische Ziele, ohne Schwärmerei für Menschenrechte und Freiheit. Bereits hatten die Stürmenden das Zeughaus erbrochen und sich mit Waffen und Geschütz versehen: nun wurden die Wehrhaften militärisch geordnet, einzelne Abteilungen und Stadtquartiere bestimmten Hauptleuten unterstellt, Masaniello selbst zum Oberbefehlshaber erhoben mit dem Titel „Generalkapitän des Volks". In eine Rüstung von Silberblech gekleidet, einen Federhut auf dem Kopf stolzierte er selbstgefällig durch die Straßen; über 50,000 Bewaffnete waren seines Winkes gewärtig, um seine Befehle auszuführen. Wie in Palermo so schlossen sich auch in Neapel einige angesehenere Bürger den Aufständischen an, in der Hoffnung, durch die revolutionäre Bewegung zu einer freieren Verfassung und Rechtsordnung zu gelangen. Dadurch sah sich Masaniello gleich dem sizilianischen Anführer in die Lage versetzt, die Insurgenten von Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Wenn auch die Gefängnisse erbrochen und die Sträflinge befreit wurden, wenn auch einzelne Amtsgebäude und Adelspaläste erstürmt und ausgeplündert, verhaßte Steuererheber oder Polizeimänner mißhandelt, manche Stadtbewohner wider ihren Willen zum Anschluß an die Erhebung gezwungen wurden, grobe Exzesse oder Mordthaten kamen nicht vor. Masaniello gefiel sich in der Rolle eines demagogischen Diktators, eines Hauptes der Lazzaronigemeinde; er wollte kein Banditenhauptmann sein, seine Hände sollten rein bleiben von Blut und Raub. Der Schiffer von Amalfi, der Tage und Wochen die souveräne Macht in Neapel besaß und ausübte, ist eine Lieblingsgestalt für Kunst und Romantik geworden; aber es fehlte ihm die ideale Anlage, der Aufschwung der Seele, die höhere Natur und Geistesrichtung. Nicht ohne Gutmütigkeit und edle großmütige Regungen, wie sie in südländischen Herzen oft neben heftigen Leidenschaften und ungestümen Trieben wohnen, war Masaniello doch im ganzen aus gemeinem Stoff geschaffen; er spiegelte sich selbstgefällig in einer Herrscherrolle, welche weit über seine Kräfte ging, und trieb in phantastischer Einbildung und Eitelkeit planlos der Zukunft entgegen.

Masaniello und der Vizekönig. 10. Juli 1647. Masaniello ließ im Namen des Volks von Neapel Edikte ausgehen, worin unter Androhung der Todesstrafe gegen Zuwiderhandelnde die Lebensmittelsteuer aufgehoben,

zugleich aber auch alles tumultuierende Herumstreifen verboten und der pünktlichste Gehorsam gegen die Hauptleute zur Pflicht gemacht wurde. Aufs strengste handhabte der „Generalkapitän des Volks" die Sicherheitsgesetze und strafte die Übelthäter, befahl aber auch mitunter gewaltthätige und grausame Handlungen. Sein von Natur schwacher Kopf geriet unter den aufregenden Eindrücken allmählich in Verwirrung. Ein Mordanfall durch gedungene Banditen, in dessen Folge der verdächtige Anstifter Giuseppe Caraffa und einige der Frevler erschossen wurden, erhöhte das Ansehen des Demagogen, so daß der Vizekönig sich bewogen fand, in der Kirche del Carmine einen förmlichen Staatsvertrag mit demselben abzuschließen, er im Namen des Königs, Masaniello als „Haupt des getreuesten Volks von Neapel". Darin war bestimmt, daß alle Steuern und Auflagen, welche seit Erteilung des Freibriefes Karls V. eingeführt worden, abgeschafft und keine neuen angeordnet werden sollten. Zugleich übergab der Vizekönig die Urkunde im Original dem Volksführer, gewährte vollkommene Amnestie und versprach eine Verfassungsreform, kraft deren das Volk gleiche Rechte mit dem Adel haben sollte. Bis die Bestätigung dieses Vertrags von seiten des Königs eingetroffen sein würde, sollte keine Entwaffnung vorgenommen werden. Versöhnt und einträchtig sah man den Herzog und den Demagogen in derselben Kutsche fahren. Ja seine Frau wurde sogar im Schlosse ehrenvoll empfangen und von der Herzogin ausgezeichnet. 13. Juli.

Jetzt stand Masaniello auf dem Höhepunkt des Glücks; aber wie bald sollte es zu Ende gehen! Seit dem Augenblick, da er in Silberstoff gekleidet im Palast auftrat und dem Vizekönig zu Füßen sank, war er ein verlorner Mann. Das Volk mißtraute ihm und wandte ihm den Rücken. Was sollte man von dem Manne denken, der vor kurzem gegen die spanische Regierung und die Tyrannei der Beamten geeifert hatte und jetzt zur Treue gegen den König aufforderte? Er selbst verlor allen Halt, ergab sich dem Trunk und handelte ohne Bedacht und Überlegung. Diesen Moment hatte man am Hofe vorausgesehen und beschloß nun ihn zu benutzen. Masaniello war wenige Tage nach der Audienz eine gefallene Größe, um die sich niemand mehr bekümmerte. Der Vizekönig wagte es daher, den Volksmann durch vier Schützen, die sich in derselben Karmeliterkirche versteckt hatten, erschießen zu lassen. Sein Haupt wurde abgeschlagen und in den Schloßgraben geworfen, der Rumpf durch die Straßen geschleift. Masaniellos Ausgang. 16. Juli 1647.

Hof und Aristokratie hofften nach der blutigen Rachethat würde der revolutionäre Tumult sich verlaufen und alles wieder in den früheren Zustand zurückkehren. Sie sollten jedoch bald ihres Irrtums gewahr werden. Schon am folgenden Tag erwachte das Volk aus seiner Betäubung; die verstümmelte Leiche wurde aufgesucht und mit königlicher Pracht, einen Lorbeerkranz um das Haupt geflochten, in der Kirche, wo der Volksheld den Tod gefunden, feierlich beigesetzt. Man verehrte ihn als Märtyrer und Wunderthäter; Legenden knüpften sich an seinen Namen. So ist sein Bild auf die Nachwelt gekommen. „Die Romantik webte um ihn den träumerischen Schleier der Verklärung; unter dem tönenden Schall üppiger Opernmusik schreitet er prahlerisch über die Szene; eine ideale Gestalt mit wallenden Locken, gehüllt in des antiken Amalfifischers farbenprächtiges Kostüm, stellt ihn der Maler dar."

Und bald genug trat es zu Tage, daß der Vizekönig den in der Not beschwornen Vertrag nicht zu halten gesonnen sei: die Steuererleichterung wurde Neue Volksbewegungen.

zurückgenommen, von Reformen war keine Rede. Da erhob sich die noch immer bewaffnete Lazzaronigemeinde zu neuen Aufständen: mancher Spanier mußte für die Treulosigkeit der Regierung mit dem Leben büßen; der Hof sah sich abermals genötigt, in dem „neuen Kastell" Zuflucht zu suchen. Obrigkeit und Gesetz waren ohnmächtig; die Anarchie verbreitete sich über Stadt und Land, wilde Frevel und Exzesse wurden verübt. Masaniello hatte in den Tagen seines Glanzes die tumultuierenden Haufen mit seiner schönen lauten Stimme und seiner Geberdensprache zu bändigen vermocht; wenn er die zwei vordern Finger auf den Mund legte, brachte er Tausende zum Schweigen. Dieser Zauber war jetzt dahin. Der spanische Edelmann von altem Geschlecht, Don Francesco Toralto, Fürst von Massa, der sich den Insurgenten als Führer anbot, erregte bald den Argwohn, daß er es insgeheim mit der Regierung halte und die Aufständischen mit zwecklosen Unternehmungen solange hinzuziehen gedächte, bis die aus Spanien erwartete Hilfe angekommen sein würde. Die revolutionäre Bewegung hatte daher durch den ganzen August ihren Fortgang; alle Stände und Berufsklassen traten mit Forderungen hervor; die Landstädte ahmten das Beispiel der Hauptstadt nach, die Bauern weigerten den Baronen Dienste und Abgaben; bewaffnete Kriegshaufen belagerten die Kastelle, wo spanische Besatzungen
2. Sept. 1647. lagen: am 2. September sah sich der Herzog von Arcos abermals zu einer Kapitulation gezwungen, in welcher er die früheren Zugeständnisse von neuem beschwor.

Verrat und Rache. Aber schon war eine Flotte von zweiundzwanzig Kriegsschiffen von Spanien ausgelaufen, um den Infanten Don Juan d'Austria mit kastilischen Truppen nach dem Land der Rebellion zu tragen. Mit weitgehenden Vollmachten ver-
1. Okt. 1647. sehen, fuhr der Königsohn in den Hafen von Neapel ein; anstatt aber mit den Insurgenten sofort in Unterhandlungen zu treten, stellte er auf Anregung des Vizekönigs die Forderung, daß alle Neapolitaner die Waffen niederlegen und das weitere der Gnade des Königs anheimstellen sollten. Unter der Hand wurde dabei die Versicherung gegeben, daß alle mit Masaniello abgeschlossenen Vereinbarungen gehalten würden. Der Fürst von Massa, der, während er an der Spitze der Volkswehr stand, zugleich insgeheim mit der Regierung konspirierte, suchte die Aufständischen zu bewegen, Vertrauen zu dem Prinzen zu fassen und zur Versöhnung die Hand zu bieten. Manche gaben nach; man sah weiße Fahnen wehen, Männer ohne Waffen einherziehen. Da wurde plötzlich den
5. Okt. spanischen Soldaten der Befehl erteilt, die Straßen und Plätze zu besetzen; man glaubte, daß die unter dem Eindruck der Friedenshoffnungen von einem Gefühl der Sicherheit ergriffene Einwohnerschaft von Neapel leicht übermannt werden könne; zugleich wurden von der Flotte und den drei Kastellen aus (San. Elmo, Uovo, Nuovo) Geschütze gegen die Stadt gerichtet und abgefeuert. Dieses verräterische Vorgehen setzte die ganze Bevölkerung in Wut: die Männer griffen von neuem zu den Waffen, die sie soeben niederzulegen im

Begriff waren, und fielen über die spanischen Soldaten her, die in den Straßen verteilt und abgeschnitten bald in großes Gedränge kamen. Nach einem zweitägigen heftigen Straßenkampf, an dem selbst Frauen und Kinder durch Auswerfen von Steinen, von siedendem Wasser und Öl aus den Häusern sich beteiligten, mußten die spanischen Truppen, so viele der Volksrache entgangen waren, die Stadt räumen und in den Kastellen oder auf den Schiffen Sicherheit suchen. Der Fürst von Massa, des treulosen Spiels bezichtigt, wurde einige Zeit nachher durch ein Volksgericht zum Tode verurteilt und enthauptet; seinen Rumpf knüpften die Rasenden an einen Galgen auf. Nun errichteten die Insur- 22. Okt.
genten eine demokratische Republik und stellten einen Waffenschmied Gennaro Annese als Generalkapitän an die Spitze der Volkswehr; die ungerechten Steuern wurden abgeschafft und den Baronen ihre Vorrechte entrissen, manches feindlich gesinnte Adelshaupt ward verfemt.

Trennung von Spanien war jetzt die Losung in Neapel. Um dieses Ziel Die Volksgemeinde und
zu erreichen, sahen sich die Häupter des Volksstaats nach auswärtiger Hilfe um. der Prinz von Guise.
Da Papst Innocenz X., obwohl Oberlehnsherr des unteritalienischen Königreichs, jede Einmischung von der Hand wies, so wandten sie sich an den französischen Gesandten, den Marquis von Fontenai, um von Mazarin Unterstützung zu erlangen. Von diesem Vorhaben erhielt Heinrich von Guise aus dem Hause Lothringen Kunde, der sich gerade damals wegen einer Scheidung und Wiedervermählung in Rom aufhielt. Von mittelalterlicher Romantik angeweht, wie sie ehedem der fahrenden Ritterschaft beiwohnte, faßte der Prinz den Entschluß, sich den Neapolitanern als Führer anzubieten. Konnte er doch vermöge seiner Abstammung alte Erbansprüche auf die Krone des schönen Reichs erheben, und durfte er nicht bei glücklichem Fortgang der Sache Hilfe von Rom und von Frankreich erwarten? Er erkannte ohne Bedenken die junge Republik an, seine königlichen Hintergedanken sorgfältig verbergend, und schiffte sich mit den Geldsummen, die er zusammengeliehen, auf einigen Fahrzeugen ein. Am 15. Novem- 15. Nov. 1647.
ber hielt er unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Neapel und wurde von dem „Generalkapitän" Gennaro Annese nach seiner eignen Wohnung im Karmeliterkloster geführt. Nun herrschte eine Zeitlang große Freude in Neapel, die nur durch die wachsende Hungersnot getrübt ward. Die Häupter des demokratischen Gemeinwesens richteten im Namen des „allergetreuesten Volks von Neapel und seiner Obrigkeit" ein flehendes Bittgesuch an den König von Frankreich, daß er sie unter seinen Schutz nehme; und in der That wurde auch eine französische Hilfsflotte abgesandt, welche nach heftigen Stürmen bei Ischia anlegte. 18. Dez. 1647.
Der eitle Herzog von Guise stimmte zwar nicht aus vollem Herzen in den Jubel ein; er gedachte vorerst in Neapel eine Rolle zu spielen, wie ehedem Wilhelm von Oranien in Holland, bis die Zeit zur Ergreifung der Königskrone reif sein würde; seine Geliebte, Fräulein von Pons, spielte in Paris die Königin zum großen Ärger der Anna von Österreich. Das ganze Auftreten des Mannes,

der ohne Geld und Heer einen Thron erwerben wollte, erinnerte an den edlen Ritter Don Quichotte. Wirklich kam es auch zu einem Seetreffen zwischen der französischen und spanischen Flotte im Angesicht von Neapel; aber ein Sturm trieb die Schiffe auseinander und verhinderte eine Entscheidung. Ohne irgend eine Änderung in der Lage der Dinge bewirkt zu haben, segelte das französische Geschwader nach der heimatlichen Küste zurück.

Ausgang der Revolution. 1648. Nun ging es mit dem demokratischen Volksstaat in Neapel rasch abwärts. Not von außen, Zwietracht und Hader im Innern, Mangel an einer Persönlichkeit von durchgreifender Autorität, Spaltung in der französischen Partei, wie sollte da nicht Zerfahrenheit und Wirrsal einreißen? Der Herzog sah mit Eifersucht auf Cerisantes, der als französischer Geschäftsführer im Interesse Mazarins wirkte; er hielt ihn sogar eine Zeitlang in Haft und gab ihm dann den Oberbefehl über eine Bande Kalabreser, die ihm wenig Gehorsam zeigte. Auch mit Gennaro Annese geriet Guise in Streit, als der Demagog sich dem eiteln Franzosen, der durch sein leichtfertiges Wesen und seinen anstößigen Verkehr mit vornehmen Damen Spott und Verachtung auf sich lud, nicht unterordnen wollte, sogar in Paris gegen ihn Intrigen spann. Es kam so weit, daß Annese in Verbindung mit dem Volkstribun Antonio Mazzela eine Schar bewaffneter Lazzaroni gegen das Haus des Herzogs führte, die dieser jedoch mit leichter Mühe in die Flucht schlug. Mazzela wurde als Verräter hingerichtet, Gennaro Annese aber trat nunmehr mit den Spaniern in Verbindung, um der Herrschaft des französischen Abenteurers ein Ende zu machen. Da war es denn ein glückliches Ereignis für den Demagogen, daß der bisherige Vizekönig, Herzog von Arcos, der den Neapolitanern als Mörder Masaniellos und als unzuverlässiger wortbrüchiger Mann besonders verhaßt war, nach Neujahr sein Amt in die
Jan. 1648. Hände des Infanten niederlegte und nach Spanien sich einschiffte. Ehe sein Nachfolger, Inigo Velez de Guevara Graf von Oñate, bisher Gesandter in Rom, eintraf, vereinigte Don Juan d'Austria die Statthalterschaft mit der Würde eines militärischen Befehlshabers. Diese Zeit benutzte der nach dem Ruhm eines Friedensstifters und Unterdrückers der Rebellion begierige Infant, um mit den Insurgenten Unterhandlungen anzuknüpfen und als Preis ihrer Unterwerfung Verzeihung und Steuernachlaß zu versprechen. Allein der Haß und das Mißtrauen gegen die Spanier waren noch zu lebendig im Volk, als daß der Gedanke einer Versöhnung hätte so schnell Wurzel fassen können. Der neue Statthalter trat im März sein Amt an und noch gehorchte Neapel den republikanischen Volkshäuptern und dem französischen Herzog; ja durch die Thätigkeit und Tapferkeit des letzteren waren die Zugänge nach der See frei gemacht und Lebensmittel eingebracht worden. Erst als Guise und Annese in tödlichem Haß sich entzweiten und der rachsüchtige Demagog verräterische Verbindungen mit den Befehlshabern in den Kastellen anknüpfte, wurden die Spanier Meister über die Insurrektion. Um den Herzog aus der Stadt zu locken, ließ der Vize-

könig die kleine gartenartig angebaute Insel Nisida angreifen. Guise, der bei aller Geckenhaftigkeit immer noch ritterlichen Mut besaß, zog mit der bewaffneten Mannschaft gegen den Feind ins Feld, um das bedrängte Eiland zu retten. 3. Apr. 1648.
Da rückten in der Nacht vom 5. auf den 6. April die Besatzungstruppen vor die Mauern; Annese öffnete ihnen ein Thor und nahm sie in das Klostergebäude del Carmine, die feste Burg der Volkspartei auf. Als der Tag anbrach, waren die Spanier im Besitz der Thore und Hauptplätze. Niemand versuchte einen Widerstand; bald erscholl der Ruf: „Es lebe König Philipp!“ Ohne Blutvergießen war das republikanische Neapel erobert. Einige zersprengte Flüchtlinge trugen die Botschaft in das Lager; der Herzog wollte zurückkehren, um sich der Stadt wieder zu bemächtigen; aber seine Leute liefen davon. Mit einem kleinen Häuflein schlug er den Weg gen Rom ein; doch schon in Capua fiel er in die Hände der Kriegsknechte des Adels und wurde als Gefangener in Gaeta festgehalten, bis französische Verwendung ihm nach einigen Jahren die Freiheit verschaffte. Ein späterer Versuch, durch eine abenteuerliche Landung in Castellamare noch einmal festen Fuß in Unteritalien zu fassen, blieb ohne jeglichen Erfolg. — Am 8. April hielt der Vizekönig an der Seite des Infanten seinen Einzug in Neapel. Sie wurden mit Jubel und Festgeläute empfangen und wiederholten die Versicherung, daß die Steuerlast gemindert werden sollte. Man konnte sogar auf einige Zeit Wort halten und die indirekten Auflagen abschaffen oder herabsetzen, ohne daß die Staatskasse darunter gelitten hätte. Denn die Strafgerichte, die man anstellte, gaben Mittel genug an die Hand, viele wohlhabende Bürger in Anklagestand zu versetzen und ihr Vermögen einzuziehen. Manche büßten auch mit dem Leben, unter ihnen Gennaro Annese, der treulose Volkshauptmann. Fürsten lieben manchmal den Verrat, aber nicht den Verräter. So ging das revolutionäre Schauspiel in Neapel nach einer neunmonatlichen Dauer zu Ende, trotz vieler komischen Szenen und gemeinen Züge eines rohen Volkslebens doch wie eine Tragödie schließend. Es war das letzte Aufflackern eines nationalen Selbstgefühls, der letzte Glockenklang bei der Grablegung des gesamten Staats und öffentlichen Lebens in dem spanischen Königreich.

5. Die Republik Venedig und die Türkenkriege.

Schon seit der Regierung Heinrichs IV. hatte die Republik Venedig Hinneigungen zu Frankreich gezeigt. Das aufstrebende Reich im Westen der Alpen schien den gebietenden Herren an der Adria weniger gefahrdrohend als das spanisch-österreichische Haus, dessen Besitzungen auf mehreren Seiten das venetianische Festland berührten, dessen Flotten von Neapel und Sizilien aus den Kriegs- und Handelsschiffen von San Marco den Seeweg verlegen konnten, dessen Statthalter in Mailand und Unteritalien noch im Jahr 1618 das republikanische Regiment zu stürzen suchten (XI, 315 f.). Diese Sympathien für Frankreich dauerten auch unter Ludwig XIII. fort; wir wissen, welche Vorteile

Hinneigung der Republik zu Frankreich.

Richelieu im Veltliner und Mantuanischen Krieg aus dem Bund mit der Republik zog: konnte doch der reiche Staat sich leicht ein Söldnerheer aus den Alpensöhnen verschaffen.

Venedig und die Türkei. Der Einfluß der regierenden Herren von San Marco auf den Gang der italienischen Politik wäre noch viel durchgreifender und entscheidender geworden, hätten sie nicht fortwährend gegen die Osmanen auf der Hut sein müssen. Wir haben in den früheren Blättern oft genug von den großen Kriegen gehandelt, welche die Venetianer mit den Türken in den Gewässern der Levante zu führen hatten. Diese Türkenkriege waren nicht ruhmlos für die Republik: ihre Seemacht blieb in Ansehen, ihre Söldner waren tapfer und rüstig zum Kampf; die Kaufherren und Nobili auf den Inseln und Küsten des Archipels behaupteten lange den Ruf von klugen, erfahrenen und thatkräftigen Männern in der Politik und Verwaltung wie in militärischen Dingen. Dennoch kamen allmählich sämtliche Besitzungen in den östlichen Teilen des Mittelmeers in die Gewalt der Türken. Wir wissen, welche Verluste die Seerepublik bereits unter Suleiman erlitten (XI, 333, 350); unter seinem Nachfolger Selim II. mußte auch Cypern abgetreten werden (XI, 355); nur der Entartung der Janitscharen und dem Verfall der kriegerischen Energie im Osmanenreich, wie wir sie gleichfalls in den früheren Blättern kennen gelernt (XI, 360 ff.), war es zu danken, daß die Venetianer noch Kandia behielten. Die Signorie suchte alles sorgfältig zu vermeiden, was zu einem Friedensbruch mit der Pforte führen konnte. Wie oft auch die Korsaren der nordafrikanischen Küste durch ihre schnellsegelnden Fahrzeuge den Handelsverkehr störten oder die Hafenorte auf beiden Seiten der Adria oder auf Korfu beunruhigten und beschädigten: sie begnügte sich in Konstantinopel Klage zu führen gegen die Raubfahrten der türkischen Klientelfürsten und durch Wacht- und Begleitschiffe ihre Kauffahrer und ihre Besitzungen möglichst zu decken. Es machte in Venedig einen sorglichen Eindruck, als noch unter der Regierung Murads IV. (XI, 365 f.) der Admiral Marino Capello ein Seeräubergeschwader, das sich allzu frech und übermütig in das Adriatische Meer
1639. gewagt, im Hafen von Aulona überfiel und nach seiner Vaterstadt entführte. Doch gelang es der Regierung mittels einer Entschädigungssumme von 250,000 Zechinen den Zorn des Großfürsten zu besänftigen. Im folgenden Jahr starb
Ibrahim 1640–1648. Sultan Murad und sein Bruder Ibrahim folgte ihm auf dem Throne. Diesem setzte der Kapudan-Pascha Jussuf, ein Renegat aus Dalmatien, der von einem Holz- und Wasserträger zum ersten Minister emporgestiegen war und den Venetianern tödlichen Haß trug, in den Kopf, daß er die erlittene Schmach rächen müsse. Der schwache Großherr, ohne eignen Willen und von fremden Ratschlägen abhängig, wurde mehr und mehr mit kriegerischen Gedanken erfüllt. Die Vorstellungen des Mufti gegen einen Friedensbruch fanden wenig Gehör.

Ein neuer Krieg im Anzug. 1644. Da ereignete sich ein Vorfall, der den solange vermiedenen Krieg zwischen Venedig und der Pforte zum Ausbruch kommen ließ. Die Johanniter von Malta,

die im Piratenwesen mit den Barbaresken wetteiferten, überfielen auf der Höhe von Karpatho ein türkisches Geschwader von zehn Segeln, das reich mit Schätzen beladen, aber schwach bemannt, auf einer Wallfahrt nach Mekka begriffen war, 28. Sept.
und bemächtigten sich der Schiffe samt der kostbaren Beute, die man auf drei Millionen Dukaten berechnete. Unter den Gefangenen waren Moslems von vornehmer Herkunft, auch mehrere Frauen und Mädchen von seltener Schönheit. Freudig fuhren die Sieger nach der Insel Kreta, wo sie auf der Reede von Kalismene Erfrischungen einluden und bei den venetianischen Bewohnern freundschaftliche Aufnahme fanden. Diese Vorgänge kamen der Kriegspartei in Konstantinopel sehr zu statten: mit Besorgnis meldete der venetianische Bailo bei der Pforte seiner Regierung, welch ungeheure Kriegsrüstungen im ganzen Reich gemacht würden: auf den Schiffswerften, in den Waffenschmieden, in allen Werkstätten herrsche die größte Thätigkeit. Auf die Frage nach der Ursache wurde ein Kriegszug gegen Malta angegeben. Dies war nur eine Täuschung: man erinnerte sich noch zu gut, welch' schlimmen Ausgang einst der Angriffs- und Belagerungskrieg gegen die Felseninsel genommen. Gegen die Venetianer auf Kandia sollte ein Schlag geführt werden. Man machte im Serail geltend, Kandia.
daß die Markusrepublik den Maltesern immer Vorschub leiste und Schutz gewähre, daß Kandia als Zufluchtsstätte für alle christlichen Auswanderer diene, die sich in Griechenland, auf Morea, auf den Inseln des Archipel der türkischen Herrschaft zu entziehen suchten, daß ein christlicher Staat in der unmittelbaren Nähe des Osmanenreichs eine Schmach und Herausforderung für die hohe Pforte sei. Ja es konnte sogar nicht mit Unrecht behauptet werden, daß die Insulaner lieber unter der Hoheit des Sultans stehen würden als noch länger die Zwingherrschaft der selbstsüchtigen und hartherzigen Kaufherren tragen. Denn die Venetianer hatten in den vierhundertundvierzig Jahren, während welcher sie Herren der fruchtbaren günstig gelegenen Insel waren, wenig gethan, die griechische Bevölkerung, insbesondere die Sphakioten, die kräftigen und streitbaren Urbewohner in den „weißen Bergen" für sich zu gewinnen. Wie vieler Handlungen herzloser Intoleranz hatten sich die Lehnsritter von St. Markus schuldig gemacht! Wie oft hatten die lateinischen Kolonisten in den Kämpfen gegen die ihre Freiheit und ihr Eigentum verteidigenden Kandioten zu den Waffen List und Verrat gefügt! Wie manche blutige Unthat, oft mit lüsterner Frauenschändung verbunden, war im frevelhaften Übermut von den abendländischen Herren verübt worden!

Vor siebzig Jahren, als bereits die Angriffe der Osmanen und der Korsaren die Sicherheit der Insel bedrohten, hatte die venetianische Regierung selbst die Notwendigkeit erkannt, durch eingreifende Reformen des staatlichen und sozialen Lebens in den Insulanern eine günstigere Stimmung zu erwecken und den Ausschreitungen despotischer Grundherren und Beamten zu wehren. Zu dem Behuf hatte sie den staatsklugen Giacomo Foscarini als Statthalter mit den ausgedehntesten Vollmachten nach Kandia geschickt (1574). Während einer vierjährigen diktatorischen Verwaltung traf

der eben so verständige als gerechte Mann mit sicherer Hand Einrichtungen und Reformen, welche geeignet schienen, ein besseres Verhältnis zwischen dem herrschenden Stamm und der griechischen Bevölkerung herzustellen. Aber das System der Gewalt und Bedrückung war zu tief gewurzelt; die alten Schäden und Gebrechen konnten nur notdürftig geheilt werden; ein auf Wohlwollen und gemeinsame Interessen gegründetes friedliches Zusammenleben wurde nicht erzielt.

Der Kandiotische Krieg. Erste Periode 1644—1646. Der Signorie blieb es nicht lange verborgen, daß die Pforte die Absicht habe, der Republik die letzte ihrer Besitzungen in den östlichen Gewässern, die schönste Perle aus dem einst so herrlichen Inselkranz zu entreißen: sie sah sich nach fremder Hilfe um; aber wer sollte Beistand leisten? Spanien und Frankreich hielten einander gegenseitig in Schach; der Papst und die italienischen Fürsten waren freigebig mit Versprechungen aber karg in Thaten. Was vor der Schlacht von Lepanto noch möglich gewesen, ein Bund der abendländischen Christenheit unter der Ägide des Papstes, konnte bei den damaligen Verhältnissen nicht mehr erzielt werden. Und hat es denn die Markusrepublik verdient, so fragte man nicht ganz mit Unrecht, daß sich die christlichen Staaten so eifrig ihrer annehmen sollen? Hat sie nicht selbst in allen Kriegen zunächst ihren eignen Vorteil im Auge gehabt? Hat sie je aus Christenliebe, aus Humanität, aus Interesse für die abendländische Gesamtheit an den Kämpfen gegen die Ungläubigen teilgenommen? So sah sich denn die venetianische Regierung auf ihre eigne Kraft angewiesen. Und diese gab sie auch mit gewohnter Energie kund. Konnte sie auch der türkischen Armada, welche 73 Segel stark unter dem April 1645. Oberbefehl des allmächtigen Jussuf-Pascha im Frühjahr 1645 das griechische Inselmeer durchschnitt, ohne daß eine Friedenskündigung vorausgegangen, nur etwa die halbe Kriegsstärke entgegenstellen, so waren dagegen ihre Galeeren besser ausgerüstet und bemannt und die Flottenführer Gironimo Morosini und Marino Capello waren erfahrene Seemänner. Um so mangelhafter stand es mit den Verteidigungsanstalten auf der Insel selbst; die Lehnsritterschaft und die Landmiliz waren weder zureichend noch kampfbereit. Als die türkische Flotte, welche die Südküste von Morea umfuhr, um die Meinung zu bestärken, es sei auf Malta abgesehen, und erst vor Navarino die Richtung änderte, am 24. Juni in der Bai von Gogna, 18 Miglien westlich von der Hafenstadt Kanea landete, wurde die venetianische Bevölkerung der Insel von Schrecken und Bestürzung ergriffen. Von der See- und Landseite belagert und von schwerem Geschütz bedrängt, mußte sich Kanea, die stärkste Festung der Küste, trotz der umsichtigen 17. Aug. 1645. und tapfern Haltung des Proveditore Antonio Navigiero dem Kapudan-Pascha vertragsweise auf freien Abzug der Besatzung ergeben. Der Sieger ließ die drei Hauptkirchen in Moscheen umwandeln und sandte die schönsten Knaben und Mädchen köstlich gekleidet dem Sultan als Beute zu. Dennoch schien der Erfolg allzu gering im Vergleich mit den aufgewandten Kosten und den großen Opfern, welche der Belagerungskrieg gefordert, und es gelang der Gegenpartei, den Großwesir Sultansade-Mohammed an der Spitze, den Kapudan-Pascha zu verdächtigen.

Wenige Wochen nach seiner Ankunft in der Hauptstadt wurde Jussuf-Pascha enthauptet. Aber ein Umschwung in der Kriegspolitik erfolgte darum doch nicht; weder die Thätigkeit der Friedenspartei noch die Vermittelungsversuche des französischen Gesandten Varennes waren von Erfolg gekrönt; Ibrahim war zu sehr über die Grausamkeiten ergrimmt, welche während der Zeit die Venetianer in Patras und auf den Inseln an den gefangenen Sarazenen verübt. So hatte denn der Krieg auf der Insel und zur See seinen Fortgang. Die Verluste wurden auf beiden Seiten durch neue Anstrengungen ersetzt. Um die Einnahmen zu mehren griff die Signorie zu manchen bedenklichen Mitteln: Staatsgüter wurden veräußert, freiwillige Beiträge gesammelt, die Kirchengüter besteuert, Adel, Ämter und Ehrenstellen verkauft; um bestimmte Geldsummen konnten neue Familien die Eintragung in das goldene Buch erlangen, junge Nobili vor dem gesetzmäßigen Alter in den Rat eintreten, Verbannte die Rückkehr in die Vaterstadt erwerben. Jan. 1646.

Es würde dem Zweck des Buches wenig entsprechen, wollten wir den Krieg, der mit einigen Unterbrechungen vierundzwanzig Jahre dauerte und nicht nur in Kandia und in dem Archipel, sondern auch in Dalmatien und anderwärts geführt ward, in seinen Einzelheiten verfolgen; es kann uns nur obliegen, den allgemeinen Gang und die Resultate zu verzeichnen und die Folgen anzudeuten, welche derselbe für die Markusrepublik gehabt hat. Der Obervogt (General-Proveditore) der Insel, Andrea Cornaro, war bei aller Umsicht und Tapferkeit nicht im stande, den Siegeslauf der Türken zu hemmen: nicht nur, daß sie im Besitz von Kanea blieben, im November nahmen sie unter der Führung des energischen Hussein-Pascha auch das feste Rettimo mit Sturm und schlugen dann ihre Zelte in der Nähe der Hauptstadt Kandia auf. Um die Zeit, da die venetianische Flotte im Archipel durch einen Sturm großen Schaden nahm und der tapfere und geschickte Admiral Battista Grimani dabei seinen Tod fand, schritt Hussein-Pascha zur Belagerung von Kandia. Einige Wochen nachher drang die Kunde ins Lager, daß der Großwesir Ahmed-Pascha von den Janitscharen und Sipahi ermordet, der Sultan selbst zuerst entthront und dann im düstern Kerkerraum erdrosselt und sein siebenjähriger Sohn als Mohammed IV. zur Würde eines Padischa erhoben worden sei. Der Mufti und die Ulema selbst setzten den Staatsstreich ins Werk, durch welchen der unfähige wollüstige Schwächling, der sich von Weibern und Günstlingen in der unwürdigsten Weise beherrschen ließ, durch die drückendsten Steuererhebungen die Geldsummen für seine sinnlose Verschwendung beitrieb und durch grausame Despotenlaunen und Willkürhandlungen die Sicherheit des Reichs gefährdete, mittels gewaltsamer Absetzung vom Regiment entfernt und aus der Welt geschafft ward. Die Werkzeuge der Revolution gerieten darauf über das Blutgeld, das ihnen als Preis gereicht werden mußte, unter sich in Streit, so daß über tausend Sipahi und Pagen von den Janitscharen niedergehauen wurden.

Die Revolution im Serail. 23. Nov. 1646. Juli 1648. August 1648. Mohammed IV. 1648–1687.

Zweite Periode des Kriegs. Anarchie und Notstände. 1650–1656. In Venedig hoffte man, die Thronveränderung würde dem Krieg ein Ende machen. Die Signorie gab sich daher alle Mühe, teils durch direkte Verhandlungen in Konstantinopel selbst, teils durch die Vermittelung der europäischen Mächte zu einem friedlichen Abkommen mit der Pforte zu gelangen. Allein die neuen Machthaber waren der Ansicht, daß kriegerische Erfolge gegen die Christen das beste Mittel seien, die gärende Hauptstadt zu beruhigen, das mohammedanische Volk mit der neuen politischen Lage zu versöhnen und ihr eignes Regiment zu befestigen. Ohne die Abtretung von Kandia wollten sie nichts von Frieden hören; als diese Bedingung in dem von der Signorie dargebotenen Friedensantrag nicht enthalten war, geriet der Großwesir Mohammed-Pascha in solchen Zorn, daß er den venetianischen Bailo in den Kerker werfen und den
1649. ersten Dragoman Grillo hinrichten ließ. Zu einem solchen Opfer konnte man sich aber in Venedig nicht entschließen, daher wurde der Krieg mit neuem Eifer
1650. fortgeführt. Aber dank der festen Lage der Stadt Kandia und dem heldenmütigen Widerstand der Besatzungstruppen hatte die Belagerung keinen Fortgang. Das türkische Heer wurde durch Ausfälle, Strapazen und Entbehrungen hart mitgenommen. Zugleich gewann die venetianische Flotte unter Mocenigo, dem Generalkapitän des Meeres, zwischen Paros und Naxos einen glänzenden
Juni 1651. Seesieg, ein Ereignis, das den Umtrieben und Parteikämpfen, von welchen die türkische Hauptstadt in fieberhafter Aufregung gehalten ward, neue Nahrung gab. Ein Aufstand drängte den andern; bis in das Serail, bis in das Frauengemach des Padischah drang der Mordstahl; auf Markt und Straße herrschte Unsicherheit des Lebens und Eigentums; Münzverschlechterung, Steuerdruck, Finanzverwirrung führten anarchische Zustände herbei. Die Regierung war ohne Kraft und Autorität. Man hätte denken sollen, daß bei solcher Lage der Dinge die Venetianer entschieden die Oberhand hätten erlangen müssen; allein die Republik war bereits zu sehr erschöpft, die Aufgabe, an verschiedenen Orten zugleich gegen eine militärische Großmacht anzukämpfen, zu schwierig, als daß man aus der Verwirrung des feindlichen Reichs große Vorteile hätte ziehen können. So geschah es, daß der Krieg von Jahr zu Jahr fortdauerte, nur mit geringerem Kraftaufwand und ohne namhafte Vorfälle. Hussein-Pascha errichtete in der Nähe von Kandia mehrere Forts, von wo aus er die Stadt bedrängte, denn an ein Aufgeben der Insel von seiten der Türken war nicht zu
1653. denken. Als der Bailo Giovanni Capello eine solche Forderung stellte, wurde er ausgewiesen und in Adrianopel ins Gefängnis geworfen. An den Dardanellen und im Ägeischen Meer wurden jahraus jahrein Seetreffen geliefert, welche die Notstände in beiden Reichen mehrten ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Ein rühmlicher Sieg, den die Venetianer im Juni 1656 über die osmanische
26. Juni 1656. Flotte am Ausgang der Dardanellen davontrugen, brachte dem tapfern Generalkapitän Lorenzo Marcello den Tod.

Das türkische Reich war in der äußersten Bedrängnis, als Mohammed IV. zur Volljährigkeit kam und auf Anregung seiner Mutter, der klugen und kraftvollen Sultanin Valide, den Albaneser Mohammed Köprili zum Großwesir mit fast unbeschränkter Gewalt ernannte. Wir werden diesem bedeutenden Mann und seinem noch größeren Sohn Achmed Köprili auf einem andern Kampfplatz begegnen; denn neben den Kämpfen zur See und auf Kandia war auch in den Donauländern und in Dalmatien ein wechselvolles Kriegsdrama im Gang und in Asien konnte eine Empörung nur durch die blutigsten Mittel unterdrückt werden. Die neuen Wesire wußten den altväterischen Geist zu entzünden, Kriegsmut, Nationalgefühl und Fanatismus zu wecken und durch Reformen in der Verwaltung und im Heer- und Seewesen innere Ordnung, äußere Kriegstüchtigkeit und eine höhere Seelenstimmung zu schaffen. Nun nahmen die osmanischen Dinge einen neuen Aufschwung; in einer großen dreitägigen Seeschlacht bei den Dardanellen geriet das venetianische Admiralschiff durch einen Schuß in die Pulverkammer in Flammen, wobei der Generalkapitän Mocenigo und sein Bruder Francesco den Tod fanden; die Inseln Tenedos und Lemnos wurden der Republik entrissen und vor Kandia erschien Mustafa-Pascha mit neuen Streitkräften und übernahm den Oberbefehl über das Belagerungsheer an der Stelle von Hussein-Pascha, der bei den neuen Machthabern nicht in Gunst stand. Eine französische Hilfsmannschaft, die auf venetianischen Galeeren nach der Insel segelte, erntete wenig Ruhm: die Unfähigkeit oder Treulosigkeit der Führer und die Insubordination der Soldaten wirkten so lähmend und entmutigend, daß ihre Abführung den Venetianern als eine Erleichterung erschien. Es zeugt von der ungemeinen Lebenskraft und den reichen Hilfsquellen des republikanischen Staates, daß er unter solchen Umständen dennoch den Kampf ohne Unterbrechung fortzusetzen vermochte, wenn auch mit schwindender Energie und unter gleichzeitigen Bemühungen, Frieden zu erlangen. Der Krieg gegen Ungarn und Österreich, der, wie wir später erfahren werden, die türkischen Streitkräfte nach den Donauländern zog, bewirkte, daß in den sechziger Jahren die Waffengänge auf Kandia nur mit geschwächten Anstrengungen weiter geführt wurden: die Venetianer hofften aus den Ungarnkriegen auch einige Vorteile für sich zu erlangen und setzten daher ihre letzten Kräfte ein, sich auf der Insel so lange als möglich zu behaupten. Wirklich schien es auch, als die Schlacht von St. Gotthard die christliche Welt mit neuen Hoffnungen, die Osmanen mit Besorgnis erfüllte, daß es zu einer Verständigung zwischen den kriegführenden Staaten auf Grund einer Teilung der Herrschaft über das Inselreich kommen sollte; allein sowohl im Rat der Pregadi als bei der Pforte behielt die Kriegspartei die Oberhand: dort verließ man sich auf auswärtige Hilfe, hier betonte man, daß die Ehre und Majestät des Großherrn und die Würde und der alte Ruhm des osmanischen Reichs die Fortsetzung des Kriegs verlangten, bis der letzte Steinhaufen auf Kandia den christlichen Feinden entrissen wäre.

Dritte Periode des Kriegs. Die Köprili. 1656–1666.

Juli 1657.

1660.

1664.

Kriegerische Anstrengungen im Abendlande. Der Waffenstillstand mit Österreich gestattete den Türken, ihre Streitkräfte ungeteilt gegen die ihnen vor allen andern Feinden verhaßte Republik zu kehren. Achmed Köprili selbst übernahm die Führung des Feldzugs und schiffte mit 1666. neuen Truppen von Isdin (Zeituni) nach der Insel hinüber. Aber auch im Abendland wurden neue Anstrengungen gemacht: Papst Clemens IX. sah die Rettung der christlichen Insel inmitten der Ungläubigen für die Hauptaufgabe seines Pontifikats an; er unterstützte die erschöpfte Republik mit Geld, mit Schiffen und Pulver und mit päpstlichen Truppen unter dem Oberbefehl seines Neffen Vincenzo Rospigliosi und gestattete der Signorie die Einziehung und Veräußerung eines Teils der geistlichen Güter; Ludwig XIV., wenn er sich gleich hütete durch thätige Teilnahme die Pforte zu reizen und die alte ihm in seiner feindseligen Stellung zu Österreich-Spanien damals mehr als je vorteilhafte Allianz mit den Osmanen zu gefährden, gestattete doch, daß einige kriegslustige Edelleute, wie die Marquis de Ville und St. André de Montbrun und der Duc de la Feuillade im Geiste der Kreuzfahrer mit ihren Waffenknechten den bedrängten Christen im Morgenland auf eigne Hand zu Hilfe eilten, und zahlte die Subsidiengelder fort, welche schon seit Mazarin die französische Regierung der Markusrepublik gewährt hatte. Bei Kaiser und Reich in Regensburg hatten die Bitten der Signorie und die Verwendung des Papstes wenig Erfolg: es dauerte lange bis sich Kaiser Leopold entschloß, ein Hilfskorps von 3000 Mann abzuschicken, und von den deutschen Reichsfürsten zeigten sich nur die Herzöge von Braunschweig und Lauenburg bereit, drei Regimenter unter dem bewährten Feldherrn Josias von Waldeck der Republik zukommen zu lassen. Sie hatten den traurigen Ruhm, an den letzten Heldenkämpfen in Kandia teilzunehmen.

Ausgang des Candiotischen Kriegs. 1667—1669. Die Ankunft Achmed Köprilis mit beträchtlichen Verstärkungen gab dem insulanischen Krieg neues Leben. Die Venetianer erkannten die ernste Absicht der Osmanen, in dem schon so lange dauernden Kampf eine endgültige Entscheidung herbeizuführen. Diesem Vorhaben beschloß die Regierung von San Marco auch ihrerseits mit allen Kräften, die sie aufbringen konnte, zu begegnen. Und so sehen wir noch einmal Morgenland und Abendland, Christenheit und Islam sich zu einem mächtigen Kampf im Sinne der Kreuzfahrten waffnen. Fast die ganze Insel war bereits in der Gewalt der Türken; die alten Einwohner, vor allem die waffenkundigen Sphakioten, trugen den Venetianern, welche ihre Herrschaft so oft zu Gewaltthaten gegen die griechischen Kandioten mißbraucht hatten, so heftigen Haß, daß sie den Mohammedanern auf alle Weise Vorschub leisteten. So zog sich in den zwei letzten Jahren der Krieg gänzlich um die Hauptstadt Kandia mit ihrem Kranz von Bastionen, Bollwerken und Befestigungen aller Art zusammen, welche die Türken durch ihre weiten Belagerungsanstalten, durch Geschütz und Minenwerke ebenso scharf bedrängten und bedrohten wie das vereinigte Christenheer das sich fort und fort durch Zu-

züge von Freiwilligen aus allen Ländern verstärkte, dieselben zu verteidigen suchte. Seit dem Belagerungskrieg auf Malta hat die Geschichte kaum eine andre Waffenthat zu verzeichnen, welche an Heldenmut und großartigem Ringen, an Anstrengungen und Ausdauer den Kämpfen vor und in der Stadt Kandia zu vergleichen wäre. Den Oberbefehl über die Landmacht hatte die Signorie dem Marquis Giron François de Ville anvertraut, einem französischen General, der seine Herkunft von dem Kreuzzugsritter Villehardouin herleitete und dessen Ahnherr bei Lepanto gefochten hatte, während die Flotte unter dem Oberbefehl des Generalkapitän Francesco Morosini stand. Als de Ville, der sich mit dem General-Proveditore Antonio Barbaro nicht vertragen konnte, im Frühjahr zu Mai 1668.
seinem Kriegsherrn, dem Herzog von Savoyen, zurückkehrte, konnte er im Rat der Pregadi noch die Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang des Kampfes aussprechen; denn wie vielen Schaden auch bereits die Batterien Köprilis und Kara Mustafas den Forts und Mauern zugefügt hatten, so war doch weder der Mut der Truppen, über welche jetzt der greise General St. André de Montbrun, ein Hugenotte, den Oberbefehl führte, noch die Widerstandskraft der Festung gebrochen. Und als im Juni des folgenden Jahres der Duc de Navailles und der 6. Juni 1669.
Großadmiral François de Vendôme, Herzog von Beaufort, mit neuer Mannschaft, darunter manche Glieder der ersten französischen Adelsgeschlechter, maltesische Ritter und mancherlei Kriegsvolk aus Italien und Deutschland, sich nach Kandia einschifften, stieg die Zuversicht in Venedig auf solche Höhe, daß die noch schwebenden Friedensverhandlungen in Konstantinopel abgebrochen wurden. Doch wie bald sollten diese Hoffnungen zerrinnen! In Venedig hatte man keine Ahnung von der verzweifelten Lage der Inselstadt! Auf die Kunde von dem Nahen der neuen Hilfsmannschaften hatte der Wesir alle Kräfte eingesetzt, die Belagerung zu Ende zu führen. Als das französische Geschwader in den Hafen einlief, war Kandia fast nur noch ein großer Stein- und Trümmerhaufen. Es hielt schwer auf dem mit Ruinen bedeckten, von Minen unterwühlten Boden festen Fuß zu fassen. Fast alle Gebäude waren beschädigt, die Kirche des heil. Titus, des Schutzpatrons der Stadt, zusammengestürzt, die Straßen mit Geschossen und Granatsplittern übersäet; überall Leichen, Verwundete, Verstümmelte! Schon im Mai war der Befehlshaber Catterino Cornaro durch eine Bombe dahingerafft worden. Dennoch wagten die Belagerten, ermutigt durch die neuen Verstärkungen, einen Ausfall, der anfangs guten Fortgang hatte, dann aber infolge einer Pulverexplosion zur Niederlage sich gestaltete. Unter den Getöteten war auch der Herzog von Beaufort, von dessen Leichnam keine Spur 25. Juni 1669.
mehr entdeckt ward. Ein Seetreffen im Hafen führte neue Verluste an Mann- 24. Juli.
schaften und Schiffen herbei. Im nächsten Monat fand auch Waldeck, der mit den deutschen Reichstruppen stets die gefährlichsten Stellen der Bollwerke verteidigt und bereits mehrere Wunden empfangen hatte, mit vielen braven Waffenge- 8. Aug.
fährten den Tod. An dem Ausgang verzeifelnd und mit Morosini und Mont-

brun in fortwährendem Hader schiffte sich Navailles mit dem größten Teil der
20. Aug. französischen Armee nach Frankreich ein; die päpstlichen und maltesischen Galeeren folgten dem Beispiel. Als der Herzog Alessandro Pico della Mirandola noch mit etwa 600 Mann, dem Rest einer durch Krankheit aufgeriebenen Hilfsmannschaft, in die bedrängte Festung einzog, betrug die Besatzung kaum mehr
21. Aug. als viertausend kampffähige Männer. Wenige Tage nach der Abfahrt der französischen Offiziere unternahm Köprili einen Sturm. Durch die Gewalt der Minen wurde er glücklich und mit großem Verlust für die Türken zurückgeschlagen. Aber zugleich waren die wichtigsten Bastionen St. Andrea und Sabioniera so beschädigt, daß die Festung keinen neuen Angriff mehr aushalten konnte. Da
27. Aug. versammelte Morosini einen Kriegsrat, um die Übergabe in Vorschlag zu bringen. Der Proveditore Bartolomeo Grimaldi und der Marquis von Montbrun meinten, man solle die Stadt in die Luft sprengen und sich unter ihren Ruinen begraben; ein solcher Ausgang sei allein eines solchen Belagerungskriegs würdig. Die übrigen stimmten jedoch diesem heroischen Vorschlag nicht
6. Sept. bei. Vielmehr wurden mit dem Großwesir Unterhandlungen eingeleitet, welche zum Abschluß eines Vertrags führten, kraft dessen die Venetianer innerhalb drei Wochen die Insel verlassen und Kandia bis auf das Fort Suda und zwei andre Werke fortan den Osmanen überliefern sollten. Nachdem sich die Be-
27. Sept. 1669. satzung und fast die ganze Einwohnerschaft eingeschifft hatte, empfing Achmed Köprili auf dem durchbrochenen Wall von St. Andrea in einem silbernen Becken die 83 Schlüssel der Stadt, der Festungswerke und der öffentlichen Gebäude.
1670. Die Signorie bestätigte nach einigen Bedenken den Kapitulationsvertrag und
24. Okt. 1671. schloß im nächsten Jahr mit der Pforte den Frieden von Salona, welcher der Republik den Besitz von Dalmatien mit der vielumstrittenen Stadt Clissa (Klis) unweit Spalatro sicherte.

So endete der denkwürdige Krieg auf Kandia, welcher die Markusrepublik nicht weniger als 126 Millionen Dukaten gekostet hat, mit dem Verlust der letzten namhaften Besitzung der Venetianer in der Levante. Morosini hatte nach seiner Rückkehr heftige Angriffe von seiten einer Gegenpartei zu erleiden; aber er wurde von der Anklage losgesprochen und von dem Volk als „der letzte Venetianer" verehrt. Dem Papst Clemens IX. ging der Fall von Kandia so zu Herzen, daß er noch vor Ende des Jahres kummervoll in das Grab sank.

Die letzten Türkenkriege der Venetianer. Die Markusrepublik konnte die Verluste nicht verschmerzen; sie beteiligte sich daher in den achtziger Jahren an dem großen Krieg gegen die Türken, den wir später kennen lernen werden. Während die osmanischen Waffen in den Donaugegenden beschäftigt waren, suchten sich die Venetianer unter Morosini und die deutschen Söldnertruppen, die der Graf von Königsmark für die Repu-
1686. blick ins Feld führte, wieder in Morea festzusetzen. Im Bund mit den Mainotten und andern griechischen Völkerschaften ließen sie sich in Navarino, in Nauplia und an andern Orten der Halbinsel nieder. Bis nach Athen und The-

ben drangen die italienischen und deutschen Truppen vor; eine Bombe schlug in das türkische Pulvermagazin im Parthenon, wodurch der herrliche Tempel in 26. Sept. 1687.
Brand aufging; die marmornen Löwen wanderten aus dem Piräeus vor die Thore des Arsenals von Venedig; man ernannte Verwaltungsbeamte, die dem Provveditore von Korfu untergeordnet sein sollten; man traf Anstalten zur Eroberung von Negroponte. So dauerte der Krieg in den griechischen Gewässern, auf den Inseln und in Hellas und Dalmatien mit großen Anstrengungen und abwechselnden Erfolgen fort bis zum Ende des Jahrhunderts. Königsmark fand vor Negroponte seinen Tod. Girolamo Cornaro, der Generalkapitän des Meers, eroberte das feste Malvasia, starb aber bald darauf an einer Krankheit in Alo- 1690.
lona; auch Morosini erlebte den Ausgang des Kriegs nicht; im Januar 1694 6. Jan. 1694.
ging der Held zu Nauplia aus der Welt. Sein Nachfolger auf der Flotte war Antonio Zeno; er erlitt durch die Türken eine Niederlage bei Chios, die man seinem ungeschickten Verhalten zuschrieb. Er wurde daher in Ketten nach seiner Vaterstadt gebracht, wo er während der kriegsgerichtlichen Untersuchung starb. Der Friede von Karlowitz, der im letzten Jahr des Jahrhunderts zum Abschluß 26. Jan. 1699.
kam, gewährleistete der Republik den Besitz von Morea und einigen umliegenden Inseln, wie Santa Maura, Ägina, Zante, wogegen die übrigen Eroberungen im Archipel und in Griechenland zurückgegeben werden mußten. Auch in Dalmatien wurde eine Grenzlinie bestimmt, welche die Küste mit ihren Städten und Kastellen den Venetianern zusicherte. Nur Ragusa sollte ein unabhängiges Gemeinwesen bilden. So ging die Signorie von San Marco noch einmal mit Ruhm geschmückt und hochgeehrt von den europäischen Mächten aus dem gewaltigen Kampf wider die osmanische Großmacht hervor. Es waren die letzten Trophäen.

6. Italienisches Kulturleben im siebzehnten Jahrhundert.

Das politische Kleinleben der früheren Zeit war der geistigen Produktions- Litteratur und Kunst im Niedergang.
kraft förderlich gewesen: das Talent konnte sich naturgemäß und selbständig entwickeln und die Liberalität und der Reichtum der fürstlichen Häuser gewährte Mittel und Gelegenheit dasselbe werkthätig zu äußern. Im zehnten Band (S. 308 ff.) ist die Blütezeit der italienischen Kunstthätigkeit eingehend besprochen und auch die Periode des Verfalls, die sich in das siebzehnte Jahrhundert hereinzieht, in ihren hervortretenden Richtungen und Abwegen angedeutet worden. Die schöpferische Kraft, die wir in den großen Werken der „Cinquecentisten“ bewundern, ging mehr und mehr zu Grabe. Der geistige Druck, der von der Kirche wie von den kleinen Despoten ausgeübt wurde, hemmte die frühere Regsamkeit auf den Gebieten der freien Kunst und Litteratur; an die Stelle des freudigen Hervortretens des inneren ursprünglichen Genius und der idealen Gestaltungen trat Reflexion, Regelzwang, Künstelei; Schlaffheit, Verweichlichung, Sinnen-

genüsse beherrschten das gesellschaftliche Leben; das Wohlgefallen an äußerer toter Prachtentfaltung erdrückte und erstickte das Feuer der Seele, das in eigentümlichen, mannigfaltigen Erzeugnissen und Formen sich kundzugeben pflegt. Man zehrte von der großen Vergangenheit und ahmte die Werke der Vorfahren nach. In der Lyrik lehnte man sich an die klangvollen, aber gedankenarmen Sonette und Kanzonen Petrarcas an oder folgte den griechischen und römischen Odendichtern; im Heldengedicht blieb Lodovico Ariosto das unerschöpfliche Vorbild für die ganze Folgezeit.

Epos. Chiabrera. 1552—1637. Forteguerra. 1674—1735.

Unter Ariostos Nachahmern erlangten den größten Ruhm: Gabriello Chiabrera, den wir bereits als fruchtbaren Lieder- und Odendichter kennen gelernt haben (X, 352), Verfasser von mehreren epischen Gedichten („das befreite Italien“; „Amadeida“; „Florenz“: „Roger“) und Niccolo Forteguerra von Pistoja durch sein großes romantisch-humoristisches Heldengedicht „Richardett“ in 20 Gesängen aus dem karolingischen Sagenkreis mit manchen satirischen Anspielungen auf die Gegenwart. Das Epos Forteguerras, das man trotz mancher Abweichungen in den geschichtlichen Angaben eine Fortsetzung des „Rasenden Roland“ nennen könnte, ist nicht ohne Witz und Phantasie; doch trägt der Dichter die komischen und satirischen Farben stärker auf als Ariosto. Selbst die einzige Gattung, die im siebzehnten Jahrhundert mit Glück behandelt wurde, das eigentliche komische Epos, lehnte sich, wie wir aus X, 351 f. wissen, an Ariosto an, mag

Tassoni. 1565—1635. Bracciolini. 1566—1645.

nun Alessandro Tassoni von Modena durch seinen „Geraubten Eimer“ oder sein Zeitgenosse Francesco Bracciolini durch seine „Verspottung der Götter“ der erste Begründer gewesen sein, ein Prioritätsstreit, der einst in Italien mit großer Heftigkeit durchgefochten ward. Der Übergang von Ariostos heiterer Ironie zu Tassonis und Bracciolinis komischem Scherz und Spott war nur ein kleiner Schritt.

Drama und Oper.

Einer größeren Pflege erfreute sich die italienische Bühnendichtung und zwar zunächst in der melodramatischen Gattung und der Oper, deren Entstehung wir früher (X, 349) kennen gelernt haben. Hatte die Musik von jeher in dem italienischen Schauspiel und insbesondere in den Schäferstücken eine bedeutende Stellung behauptet, so wurde sie jetzt in den Bühnenstücken des auch in der historisch-kritischen Litteratur thätigen

Zeno. 1669—1750. Metastasio. 1698—1782.

Venetianers Apostolo Zeno und des Pietro Antonio Metastasio aus Assisi, die beide das Amt eines kaiserlichen Hofdichters unter Karl VI. in Wien bekleideten, so sehr zur Hauptsache, daß allmählich die Dichtung hinter die Musik zurücktrat. Die Anlage und Neigung der Italiener zur Tonkunst und vor allem die Zeitrichtung, die an Schaugepränge und Festlichkeiten, an allen auf Sinnenreiz berechneten Darstellungen Wohlgefallen fand, begünstigten die Verbindung verschiedener Künste zu großen Effektstücken, das Überwuchern des Gesanges und der Musik über Dialog und dramatische Entwickelung. Es wurde bereits erwähnt (XI, 757 f.), daß die Oper hauptsächlich zur Verherrlichung der großen Hoffeste diente: je mehr nun solche Festlichkeiten und Schaustücke dem Geschmack der Zeit und der vornehmen Gesellschaft entsprachen, desto mehr Pflege und Sorgfalt fand auch die Oper, so daß das italienische Theater vorzugsweise zu musikalisch-dramatischen Aufführungen und Schauspielen gebraucht ward. Die fürstlichen

Hoffeste und Prunkvorstellungen.

Höfe in Modena, Mantua, Florenz wetteiferten miteinander in leidenschaftlicher Begünstigung solcher Prunkvorstellungen; die beste Oper, die geschicktesten Sänger und Schauspieler zu besitzen war der Ruhm, nach dem man in allen Hauptstädten dürstete. Am florentinischen Hof war die Liebhaberei des Erbprinzen Ferdinand für das üppige, zucht- und sittenlose Schauspielerwesen die Hauptursache großer Zerwürfnisse zwischen Vater und Sohn. Und mit welcher Prachtentfaltung wurden die fürstlichen Hochzeiten

gefeiert, besonders wenn es galt auswärtigen Bräuten den Glanz und die Herrlichkeit italienischer Lebensformen und Kunstbildung zu zeigen! Als der Erbgroßherzog seine bayrische Braut, die ihm dann in der Ehe sowenig Freude bereitete, in die Arnostadt heimführte, als der Kurfürst von der Pfalz Johann Wilhelm die Tochter Cosimos III. Anna-Luigia nach Heidelberg abholte, als eine zweite bayrische Prinzessin, Dorothea Sophia von Pfalz-Neuburg sich mit Odoarda von Parma vermählte und die Witwe ihres Schwagers, Anna Maria Franziska von Sachsen-Lauenburg, die bedeutende Besitzungen in Böhmen hatte, mit dem zweiten Sohne Giovan Gaston einen Ehebund schloß: welche Festlichkeiten und Volksbelustigungen wurden da nicht veranstaltet! Und doch entsprach auch diese Ehe keineswegs den Erwartungen.

Nicht viel fruchtbarer war die Lyrik, wenn auch noch etliche Odendichter, die sich Horaz oder Pindar zu Vorbildern wählten, mit einigem Talent und Erfolg die poetische Leier anschlugen. Von dem Grafen Fulvio Testi, der infolge einer Hofkabale als Staatsverbrecher in einem Kerker zu Modena sein Leben schloß, ist früher die Rede gewesen (X, 352). Auch die beiden lyrischen Dichter Alessandro Guidi aus Pavia und Benedikt Menzini von Florenz, welche sich in Rom der Gunst und Unterstützung der Königin Christine von Schweden zu erfreuen hatten, gingen von der schwülstigen Manier, der sie anfangs gehuldigt, auf die Alten zurück. Überhaupt übte die nordische Königin während ihres langen Aufenthalts in der päpstlichen Stadt einen wohlthätigen Einfluß auf die italienische Poesie und Redekunst. Das Überladene, Gesuchte, Erkünstelte, an dem die Zeit Gefallen fand, war ihrem klaren verständigen Geist zuwider. Sie gründete eine Gesellschaft für poetische und litterarische Übungen in ihrem Hause, unter deren Statuten das vornehmste war, „daß man sich der schwülstigen, mit Metaphern überhäuften modernen Manier enthalten und nur der gesunden Vernunft und den Mustern des Augusteischen und Mediceischen Zeitalters folgen wolle“. Es macht einen sonderbaren Eindruck, bemerkt Ranke, wenn man in der Bibliothek Albani zu Rom auf die Arbeiten dieser Akademie stößt, Übungen italienischer Abbaten, verbessert von der Hand einer nordischen Königin. Aus diesem Verein entwickelte sich die Arcadia, eine Akademie, welche wie die Crusca oder „Kleiengesellschaft“ in Florenz (X, 349) in die litterarische Öde und Verirrung dieses manierierten Zeitalters noch einige gesunde Lebensluft einführte. Christinens Beispiel, Rat und Urteil trug nicht wenig zu der Bewegung der Geister bei, die gegen das Ende des Jahrhunderts einen Umschwung in allen Zweigen geistiger und künstlerischer Thätigkeit erzeugte. Die neue edlere und freiere Richtung der Poesie kündigte sich an in dem von der nordischen Königin gleichfalls begünstigten Florentiner Vincenzo da Filicaja, der sich eben so fern hielt von dem geist- und gemütlosen Getändel der Petrarchisten, wie von der frostigen Nachahmung der Alten. Von kühnerem Freimut durchdrungen als die meisten seiner Zeitgenossen, wagte er es in kräftigen schwungvollen Kanzonen und Oden seine Ansichten, Eindrücke und Empfindungen über die ernsten Zeitereignisse auszusprechen, seine Landsleute aufzurütteln aus dem Rausche der Sinne und der Sünde, der sie erfaßt hatte, und ihnen vaterländische Begeisterung und politisches Interesse einzuflößen. Unter seinen „Toscanischen Poesien“, die eben so sehr durch den Wohllaut und die Harmonie der Sprache und des Versbaues wie durch die Gediegenheit des Inhalts hervorragen, sind die Oden auf die Befreiung Wiens von den Türken am berühmtesten geworden. In dem unübertrefflichen Sonette „Italia! Italia!“ gab er zuerst den wehmütigen Gefühlen der italienischen Patrioten über die traurige Lage des Vaterlandes Ausdruck, indem er den Wunsch ausspricht, daß es gegen die Fremden weniger Reize oder mehr Kraft besitzen möge, Gefühle, die mit der Zeit immer stärker und allgemeiner wurden.

Lyrik.

Testi. 1593—1646.

Guidi. 1650—1712.

Menzini. 1646—1704.

Königin Christine von Schweden.

Filicaja. 1642—1707.

Geschichtschreibung. Auch die geschichtlichen Werke, welche trotz der Ungunst der Verhältnisse und der Gefahren, die einem wahrheitsgetreuen und vaterländisch gesinnten Historiker drohten, gegen das Ende des siebzehnten und in den ersten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts zwei Gelehrte Muratori und Giannone zu Tage förderten, dienten dazu den Italienern anschaulich zu machen, wie groß ihr Vaterland ehedem gewesen und wie tief gesunken es in der Gegenwart sei. (Muratori. 1672—1750.) Lodovico Antonio Muratori aus dem Modenesischen legte durch seine fleißige und gewissenhafte Sammlung der mittelalterlichen Chronisten und Historiker den Grund zu einer umfassenden Gesamtgeschichte Italiens und trat in seinen „Annalen von Italien“ in Guicciardinis Fußstapfen (X, 346). Sein Zeitgenosse, (Giannone. 1676—1748.) der Neapolitaner Pietro Giannone, zog sich durch seine „bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel“, worin er mit männlichem Freimut den von Rom ausgehenden Geistesdruck in lebendigen Zügen darstellte, so sehr den Haß und die Verfolgung des päpstlichen Stuhles und der gesamten Hierarchie zu, daß er sich nur durch die Flucht nach dem Auslande retten konnte, und als er nach langen Jahren von Genf aus den vaterländischen Boden wieder zu betreten wagte, fiel er in die Hände der wachsamen Inquisition und wurde von Kerker zu Kerker geschleppt, bis er in der Citadelle von Turin sein vielbewegtes Leben schloß.

Bildende Kunst. Die bildende Kunst feierte nur noch eine Nachblüte, die sich an die großen Vorbilder des sechzehnten Jahrhunderts anlehnte oder, wo sie eigne Bahnen suchte, in eine künstliche auf Effekt berechnete Manieriertheit oder in einen grellen Naturalismus verfiel. Wir haben diese Kunstrichtungen, die sich in das siebzehnte Jahrhundert hereinziehen, früher kennen gelernt (X, 379—384), die Bologneser Malerschule der Caracci, die Eklektiker Domenichino, Guido Reni, Guercino u. a., die Naturalisten Caravaggio, Spagnoletto und ihre Kunstgenossen, so wie den Barockstil in der Baukunst und Bildnerei, der durch Bernini und Borromini seine vollendetste Ausbildung erhalten hat. Wie sehr übrigens diese Nachblüte der künstlerischen Produktionen den Schöpfungen der großen Vergangenheit an Idealität und geistigem Inhalt nachsteht, so liefert sie doch den Beweis, daß der Kunstsinn des italienischen Volks auch noch im siebzehnten Jahrhundert fortdauerte.

Noch immer lebte die Lust zum Bauen, das Bestreben, Kirchen und Paläste, Anlagen und Brücken mit Statuen zu schmücken, in Rom, in Florenz, in den fürstlichen Residenzstädten fort und gewährte der Kunstthätigkeit Beschäftigung und Verdienst; aber wie sehr auch diese angeborne Neigung für künstlerische Werke, für monumentale Schöpfungen der Architektur und Skulptur dazu beitrug, den italienischen Städten selbst in den trüben Tagen des Verfalls ein vornehmes Aussehen zu verleihen, über das ganze äußerliche Leben einen Anstrich von Eleganz und Bildung zu verbreiten, der die Fremden mit Bewunderung erfüllte, der tiefer Blickende erkannte bald, daß auch in dem künstlerischen Schaffen der Genius verschwunden war, daß glatte Form und technische Fertigkeit, daß Übung und Tradition die Erschöpfung der geistigen Kraft, den Mangel ursprünglicher Intuition und begeisterter Hingebung an die in der Seele lebenden Ideen und Gestaltungen nicht zu verhüllen vermochten. Man lebte fort in den Gewohnheiten und Überlieferungen, die man aus einer großen, schönen Vergangenheit überkommen hatte, aber die innere Energie, der frische Lebensmut, der Impuls der Jugend waren dahin. Das Dasein verlief in den alten Formen und Zu-

ständen wie ein Bach in sumpfiger Niederung; zu einer geistigen und sittlichen Erhebung, zu einer gesunden Reformthätigkeit vermochte sich die Seele nicht aufzuschwingen

D. Das Zeitalter Ludwigs XIV.

Litteratur. Die französische Geschichtslitteratur des Zeitalters Ludwigs XIV. verbreitet sich über alle Länder Europas; die meisten Denkwürdigkeiten, Lebensbeschreibungen, politische und publizistische Monographien haben daher auch für andre Länder Bedeutung. Namentlich gilt dies für die spanischen Niederlande, für die holländischen Generalstaaten, für Spanien und Portugal, wie wir bereits gesehen haben, und zum Teil für England. — Über das Zeitalter Ludwigs XIV. im allgemeinen handeln, außer den größeren schon öfters angeführten Geschichtswerken von Martin, Sismondi, Michelet, Dareste, Schmidt, Ranke u. a. folgende Schriften: Limiers, Hist. du règne de L. XIV. Amst. 1717; Histoire de France sous le regne de L. XIV. par M. de Larrey Amst. 1718. 3 voll. 4.; Hist. de la vie et du regne de L. XIV. par Bruzen de la Martinière, à la Haye 1741. 5 voll. 4.; Pellisson, Hist. de L. XIV. Par. 1749. 3. voll.; Le siècle de L. XIV. par M. de Voltaire, in der Collect. des Oeuvres de V. Genève 1756 und sonst mehrfach; Lemontey, Essai sur l'établissement monarchique de L. XIV. Par. 1818.; Cosnac, Souvenirs du règne de L. XIV. P. 1866 ff. — Von besonderer Wichtigkeit für die Erkenntnis der tiefbewegten Zeit sind die Memoiren, Brief- und Aktensammlungen. Fast von allen Ministern, Feldherren, Gesandten, Staatsmännern, Hofleuten, deren Namen wir im Laufe der Geschichte begegnen werden, sind Aufzeichnungen, Denkwürdigkeiten und Korrespondenzen vorhanden: Materialien, bloßer Memoirenstoff, meist militärischen Inhalts, zum Teil auf Ludwig XIV. selbst zurückgehend, sind mit Briefen des Königs vereinigt in den Oeuvres de Louis XIV., Paris 1806, 6 Bde. Eine kritische Bearbeitung der sog. Memoiren Ludwigs gab Charles Dreyss, Mémoires de Louis XIV. pour l'instruction du Dauphin, Paris 1860, 2 Bde., meist Tagebuchnotizen, von zwei Lehrern des Dauphin zu dessen Unterweisung redigiert, aus den 60er und 70er Jahren. Eine kritische Ausgabe des größten Memoirenwerkes der Zeit, der Memoiren von Saint-Simon giebt seit 1879 A. de Boislisle heraus, Paris, bis 1886. 6 Bde. Ferner M. P. Faugere, Ecrits inédits de St.-Simon, Paris 1880—1883, 6 Bde und Ed. Drumond, Papiers inédits du duc St.-Simon, Lettres et dépêches sur l'ambassade d'Espagne, Paris 1880. Die erste Edition nach dem Original ist die von Chéruel, Paris 1856—1858, 13 Bde. Dazu vgl. A. Chéruel, St.-Simon, considéré comme historien de Louis XIV., Paris 1865 und Arm. Baschet, Le duc de Saint-Simon, son cabinet et l'historique de ses manuscrits, Paris 1874. St.-Simon (gest. 1755), leidenschaftlich, einseitig, aber farben- und figurenreich und ein Meister der Charakteristik, berücksichtigt von Ludwig XIV. übrigens nur die letzten 20 Jahre. Sein Material nahm er zu gutem Teil aus den Tagebüchern des Marquis de Dangeau; vgl. Feuillet de Conches, Journal du marquis de Dangeau avec les additions inédites de St.-Simon, Paris, 1854 ff., 12 Bde. Ferner die Memoiren des Admirals Tourville (1642—1698), Torcy (1697—1713, sehr wichtig), Brienne, Vater u. Sohn, Comtesse de Lafayette (über Henriette v. Orleans); der Marschälle Catinat, Villars, Luxembourg, Berwick, des Ministers Louvois, des Abbé de Choisy, des Marquis de la Fare, des General Feuquières u. a. m. Die meisten sind in den großen Sammlungen von Petitot und Michaud abgedruckt. — Charakteristisch für das Hof- und Gesellschaftsleben in Versailles und Paris sind auch die Briefe der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, hersgeg. v. Holland in der Bibliothek

des litterar.-histor. Vereins. Stuttgart 1867 ff. Auszüge bei Ranke, 6. Band d. Frzs. Gesch. Überhaupt ist das Leben und Treiben am Hof in vielen monographischen Schriften dargestellt, so in A. Chéruel, Mémoires sur la vie publique et privée de Fouquet, 2 Bde. Par. 1865 (Verbindung von Akten und Darstellung); Houssaye, Mad. de La Vallière et mad. de Montespan. Paris 1860. 3 éd., in P. Clément, Mad. de Montespan et L. XIV. 1868. 2. éd., in zahlreichen Partikularschriften über Mad. de Maintenon: Lettres et mémoires de mad. de Maint. Paris 1806., und als Ergänzung der ältern Werke: Bonhomme, Mad. de Maint. et sa famille; lett. et docum. inédits. Par. 1863; Th. Lavallée, Corresp. gén. de Mad. de Maint. Paris 1865. 4 voll.; Noailles, Hist. de mad. de M. Par. 1848—1858 4 voll.; über Père de la Chaise (Cologne 1693. 1694) u. a. — Über die diplomatischen Verhältnisse und die internationale Politik wird man unterrichtet durch die Histoire générale de la diplomatie franç. par Flassan Paris 1808 und 1811. 7 Bde., durch die Instruktionen, Aktenstücke, Korrespondenzen, Gesandtschaftsberichte, die abgedruckt sind in den Werken von William Temple (Lond. 1750), von den Grafen d'Estrades (Lettres, mém. et negociat. Lond. 1743) und d'Avaux (Négociations 1679—1688. Par. 1753), in der Histoire du traité de paix de Nimwegue (Amst. 1754), in den Berichten des kurpfälz. dann kurbrand. Gesandten Ez. Spanheim (Relation de la cour de Fr. in Dohms Materialien für die Statistik und neuere Staatengeschichte. Lemgo 1775—1785. 5 voll. I), in den Publikationen von Mignet (Négociat. relatives à la succession d'Esp. sous L. XIV., 4 Bde., in der Collection de documents inédits sur l'hist. de Fr. 1835 ff. und für die spätere Zeit in: Schoell, Hist. des traités de paix Par. 1817. 1818. 15 Bde. — Für die Verwaltung sind besonders die Schriften und Sammlungen über Colbert lehrreich: Necker, Eloge de J. B. Colb. Par. 1773; P. Clément, Hist. de la vie et de l'admin. de Colb. Par. 1846 und Lettres, instruct. et mémoires de Colb. Par. 1861—1874. 7 voll., in der Collection des doc. inéd. Derselbe, Le gouvernement de Louis XIV. 1683—1689. Par. 1849; ferner: Forbonnais, Recherches sur les finances. Depping, Correspondance administrative sous le règne de Louis XIV., 4 Bde, Par. 1855 ff. (in der Collection des doc. inéd.). Über die Kriegsgeschichte grundlegend Camille Rousset, Hist. de Louvois et son adm. pol. et mil. P. 1862 f. 4 voll. Vaubans militärische und administrative Talente sind gewürdigt von Michel, Hist. de Vaubans, Par. 1879. — Über die kirchlichen Vorgänge: Reuchlin, Gesch. von Port Royal. Der Kampf des ref. und des jesuit. Katholizismus unter Louis XIII. u. L. XIV. 2 Bde. Hamb. u. Gotha 1839—1844; Sainte Beuve, Hist. du Port Royal, 5 Bde, Par. 1840—1859; Réaume, Bossuet, 3 Bde, Par. 1869 f.; Heppe, Geschichte der quietistischen Mystik in der katholischen Kirche, Berlin 1875. — Zu der Hugenottenlitteratur in Bd. XI, 367 f. und XII, 1 ist beizufügen: Weiss, Hist. des réfugiés protest. Par. 1833; de la Baume, Hist. de la revolte des Camisards 1709 und für die spätere Zeit: Ch. Coquerel, Hist. des églises du désert chez les protestants en Fr. Par. 1841. 2 voll.; Court de Gebelin, Hist. des troubles des Cevennes ou de la guerre des Camisards. 3 voll. Villefranche 1760 und 1820; Hofmann, Gesch. des Aufruhrs in den Cev. Nördl. 1837. — Die Kultur- und Litteraturgesch. dieser Blütezeit des Klassizismus hat viele Bearbeiter gefunden: Außer den IX, 291 angeführten Werken von Nisard, Villemain, Bouterwek u. a. das große Werk von Laharpe: Lycée ou cours de la litérature. Par. 1800. 18 voll.; Ed. Arnd, Gesch. der franz. Nationallitteratur v. d. Renaissance bis zur Revolut. 2. Bde. Berl. 1856; Alex. Büchner, Franz. Litteraturbilder seit der Renaissance. Frankf. 1858; Demogeot, Tableau de la lit. fr. au 17. siècle. 2 voll. Paris 1859; Kuno Fischer, Vorlesungen über Geschichte der neueren Philosophie 1. 2. Stuttg. 1852. Mannheim 1854. u. a. W. Außerdem viele Monographien über hervorragende Schriftsteller der Zeit, Kardinal

Bossuet (Histoire de Bossuet und de Fénelon), C. Laur (Bossuet und die Unfehlbarkeit. Mannh. 1875) und Mich. Montaigne, Im neuen Reich 1876, wie die Schriften über Blaise Pascal von Vinet (Études sur B. P. Par. 1848), von Weingarten (P. als Apologet des Christent. Leipz. 1853), von Dreydorff (Pasc. Leben und Kämpfe und P. Gedanken Leipz. 1875), von Cantor (Preuß. Jahrb. 1873) u. a. W. — Zu den XI, 132 f. aufgeführten Geschichtswerken über die Niederlande, von denen einige, wie Wagenaar, Kampen auch für das siebzehnte Jahrh. gelten, sind beizufügen: Basnage, Annales des provinces unies. Haye 1726. 2 voll. fol.; Wiquefort, L'hist. des provinces unies des Pays-bas cet. à la Haye 1719. 1743. 2 voll. fol. Lond. 1749. 3 voll. fol. und sonst; Aitzema, In Saken van Staat de Vereenigde Nederlanden mit seinen Fortsetzungen, wiederholt gedruckt; De la Neuville, Hist. de Hollande. Par. 1693. Außerdem die monographischen Werke von und über de Witt: Brieven, Haag 1743 ff.; Mémoires de J. de Witt. Ratisb. 1709. Hoeven, Leeven en dood der Gebroeders Corn. en Joh. de Witt. Amst. 1708 und französisch Utrecht 1709. Simons, Johan de Witt en zijn tijd, 3 Bde. Amsterdam 1832 ff., über Tromp: La vie de Corn. Tromp. à la Haye 1694, de Ruyter: La vie de Mich. de R. trad. du Hollandais de Ger. Brandt. Amst. 1698. fol.; die Staatsschriften von Estrades (s. oben) und Guiche (Mémoires concernant les provinces unies cet. Lond. 1744), Wilhelm III. von Oranien (Hist. de Guill. III. Amst. 1703. 3 voll. 8.); P. Grimblott, Letters of William III. and Louis XIV. and of their ministers. 2 Bde. Lond. 1848.

I. Die ersten Jahre der Selbstherrschaft.

1. Der König und seine Minister. Colberts volkswirtschaftliche Thätigkeit.

Seit einem halben Jahrhundert war in Frankreich die Leitung der Staatsangelegenheiten in den Händen von Günstlingen oder Ministern gewesen, der König weniger mit seiner Persönlichkeit als mit seinem Namen und seiner gesetzlichen Autorität hervorgetreten. Jedermann erwartete, daß dieses System fortdauern, daß der König und der Leiter der Regierung auch ferner zwei Personen sein würden. Hatte doch der junge Monarch bisher wenig Sinn für geistige Dinge, für ernste Beschäftigungen gezeigt, sich fast ausschließlich den Vergnügungen des Hofes und der Gesellschaft hingegeben, an Jagen, Reiten und Lustbarkeiten und daneben nur noch an militärischen Übungen Gefallen gefunden. Aber wie bald zerrann diese Illusion! Der jugendlich schöne, lebensfrohe Fürst entfaltete eine Einsicht, eine Willenskraft und eine Arbeitslust, die seine Umgebung in Erstaunen setzte. Auf die Kunde von dem Tod Mazarins versammelte er sofort das Konseil und sprach: Gott habe ihn eines Ministers beraubt, der während seiner eignen Jugend und Unerfahrenheit die Geschäfte mit Umsicht und Glück geführt habe; jetzt sei er entschlossen, sein Reich selbst zu regieren; er werde keinen Ministerpräsidenten ernennen, sondern die Staatsräte und Kronbeamten sollten unmittelbar unter ihm die ihnen zustehenden Angelegenheiten besorgen und ihm Bericht erstatten, so oft er sie zu sich entbiete. Zu dem Behuf führte er bei sich selbst eine strenge Geschäftsordnung ein; er widmete die meiste Zeit den Arbeiten und Pflichten seines Berufs, seinem „Königshandwerk“; nur wenige

Das persönliche Regiment.

Stunden gönnte er seiner Erholung und seinem Vergnügen. Damit begann eine neue Ära in der französischen Regierungsgeschichte: die ministerielle Allgewalt vereinigte sich mit der Majestät des Königtums; was die beiden Kardinäle gegründet, trat jetzt Ludwig XIV. als Erbschaft der Krone an; Richelieu hatte mit eisernem Willen den Absolutismus aufgerichtet, Mazarin denselben mit Klugheit, Konsequenz und Glück bewahrt und gefestigt; nun gab ihm der König die praktische Anwendung und den majestätischen Ausdruck. Als der Erzbischof von Rouen nach Mazarins Tod die Frage an Ludwig stellte, an wen er sich jetzt in Sachen der Kirche zu wenden habe, erhielt er zur Antwort: An mich! Bald hatte der junge Monarch die Genugthuung, die Menge der Bittenden und Ehrgeizigen, die bisher die Vorzimmer des Kardinals gefüllt hatten, nach seiner eignen Hofhaltung hinüberströmen zu sehen. Und bis an sein Ende hat er den Staatsgeschäften diese anhaltende, unmittelbare Thätigkeit gewidmet.

Wirkungen. Das ganze öffentliche Leben drehte sich um den Hof und die Person des Monarchen; in ihm war die Macht, Hoheit und Majestät der Nation konzentriert. Die an Anbetung grenzende Verehrung, die ihm gezollt ward, erfüllte ihn mit einem Selbstgefühl, das nicht den leisesten Schatten auf der spiegelhellen Fläche seines Glanzes dulden wollte; von seinen Unterthanen erhielt nur der Bedeutung, auf dem die Gnade des Gebieters ruhte. Auch besaß er die Gabe, sich Gehorsam zu verschaffen; er hatte eine Art von Schwung in seinem persönlichen Stolz; doch war er der Schmeichelei mehr zugänglich, als sich mit der wahren Größe vertrug. Ludwig XIV. hatte nur immer vor Augen, was die Geschichte von ihm sagen würde, heißt es bei einem neueren französischen Historiker, und niemals hat ein Fürst seinen Zweck besser erreicht. Sein Ansehen von Größe hat nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch die Nachwelt bezaubert. Das Gefühl des eignen Wertes trat zurück, die Geltung und Selbstschätzung richtete sich nach dem Verhältnis, in dem jeder Einzelne zu dem König stand; es war als ob die Nation es aufgäbe etwas für sich selbst zu sein, als ob sie nur der Abglanz des Monarchen sein wollte.

Ludwigs XIV. Minister. Mazarin hatte fähige und geschickte Männer zur Leitung der Geschäfte berufen: Ludwig XIV. war einsichtsvoll und gerecht genug, die Meisten in ihren Ämtern zu lassen. Sie bildeten den engeren Staatsrat oder Ministerrat, den er von Zeit zu Zeit unter seinem eignen Vorsitz versammelte, während das größere Konseil, zu dem die Prinzen, die Kronbeamten und andre hochgestellte Herren beigezogen zu werden pflegten, selten einberufen ward und mit der Zeit gänzlich in Abgang kam. Unter diesen Staatsmännern, denen der König sein ganzes Vertrauen zuwendete, standen in erster Linie der rechtschaffene, umsichtige

Le Tellier und Lionne. und wohlwollende Michel Le Tellier, der die Kriegsangelegenheiten, und der feurige, gewandte, an Auskunftsmitteln fruchtbare Lionne, der das Auswärtige verwaltete, zwei Beamte von großen Kenntnissen und Erfahrungen und geschmeidig genug, alle gelungenen Entwürfe und zweckmäßigen Unternehmungen

dem König selbst zuzuschreiben, das eigne Verdienst der höheren Einsicht des Herrschers unterzuordnen.

Dagegen fand ein andrer, der bisher als Lenker des Finanzwesens das größte Ansehen besessen, des Kardinals rechter Arm gewesen war, **Nikolaus Fouquet** bei Ludwig nicht dieselbe Gunst, deren er sich unter Mazarin erfreut hatte. Der Oberintendant Fouquet. Fouquet hatte sein Amt in großartigem Maßstab verwaltet; er war nicht bloß Oberintendant des gesamten Finanzwesens, er war auch der Bankhalter des Staats, der durch seinen Kredit die Geldbesitzer und Steuerpächter in seine Dienste zog und sie zu Vorschüssen und Darlehen brachte; er hatte durch Finanzkünste aller Art dem Ministerpräsidenten die Geldmittel verschafft, die diesem für den Krieg und für die Durchführung seiner Politik notwendig waren; er rühmte sich seiner Verdienste, daß er auch in den bedrängtesten Momenten für die Bedürfnisse zu sorgen gewußt. Dabei hatte er aber manche zweideutige Mittel angewendet, manche Unregelmäßigkeiten und Unordnungen zugelassen und stets den Vorteil seines Gebieters und sein eignes Interesse selbst auf Kosten des Landes zu fördern verstanden. Sein Vermögen wurde auf viele Millionen Livres geschätzt; seine Paläste und Landhäuser waren mit kostbaren Büchern, Kunstwerken und Antiken geschmückt, für seine prachtvollen Gärten ließ er aus fernen Gegenden seltene Gewächse herbeischaffen, Dichter und Künstler standen in seinem Sold und erfreuten sich seiner Gunst und Freigebigkeit; sein Landsitz in Vaux, wo er einen fürstlichen Aufwand machte, wurde von Lafontaine besungen, von Lebrun ausgemalt. Durch seine Talente, seine Gewandtheit und Großmut gewann Fouquet das Vertrauen und die Zuneigung einflußreicher Männer in der Finanzwelt und in der Regierung; selbst zur La vallière, der ersten Geliebten des Königs, verschaffte er sich Zugang; mit den Partisans unterhielt er gute Beziehungen und teilte manchen Gewinn mit ihnen; sein Amt als Generalprokurator bei dem Pariser Parlament schützte ihn vor gerichtlichen Untersuchungen; durch Jahrgelder und Geschenke verschaffte er sich Freunde und Gönner. Fouquet hatte vieles auf dem Gewissen; allein er hoffte sich durch seine Dienste dem König, dessen Ruhmbegierde und Neigung für Glanz, prachtvolle Feste und großartige Unternehmungen reicher Geldmittel bedurfte, ebenso unentbehrlich zu machen, wie dem bisherigen Premierminister; er verschmähte die Warnungen zu größerer Vorsicht, die ihm Mazarin gegeben. Ludwig XIV. hegte jedoch tiefen Groll gegen den Oberintendanten, von dessen selbstsüchtiger eigenmächtiger Finanzverwaltung ihn ein untergeordneter Beamter, Jean Baptist Colbert, überzeugt hatte. Er erblickte in ihm einen Rivalen, in welchem der Geist der Fronde noch verborgen sei; zwei feste Plätze, die Fouquet in der Bretagne besaß, konnten leicht als Rückhalt bei einem Aufstand dienen. Es war bekannt, daß er mit dem Kardinal von Retz Verbindungen unterhielt. Der König beschloß seinen Untergang; doch ging er behutsam zu Werke. Zuerst wurde Fouquet bewogen, das Amt eines Generalprokurators zu verkaufen; man

wollte mit dem Pariser Parlament, wo viele Freunde und Kollegen in seinem Interesse wirken konnten, jede Kollision vermeiden. Dann erhielt er die Aufforderung, den König nach Nantes zu einer Versammlung der Bretagner Stände zu begleiten. Ohne Arg folgte der Oberintendant dem Hof; er hatte keine Ahnung von dem was ihm bevorstand. Hier in der Hauptstadt der Provinz Bretagne, wo er einen festen Rückhalt zu haben glaubte, wurde er plötzlich verhaftet und nachdem man sich seiner Schriftstücke bemächtigt, vor einem eigens zusammengesetzten Gerichtshof der Veruntreuung von Staatsgeldern angeklagt. Bei der Fouquetschen Finanzverwaltung mochten Unordnungen im Staatshaushalt oft genug vorgekommen sein. Wer wollte in die verwickelten Verhältnisse des bestehenden Steuer- und Darlehensystems eindringen, wobei die Kapitalisten für ihre Vorschüsse und Zinsen unmittelbar auf die Bezüge und Einnahmen des Staats gewiesen waren, die Verrechnung mit den Staatsgläubigern und die oberste Verwaltung der Staatseinkünfte in einer und derselben Hand lag, manche Abmachungen nur auf mündlichem oder persönlichem Übereinkommen beruhten? Der Minister wurde beschuldigt, die Schatzbillets einer Staatsschuld auch nach Löschung des Kontraktes nicht vernichtet, sondern den Betrag aus den öffentlichen Kassen für sich bezogen zu haben. Er sollte falsche Ansätze über Einnahmen und Ausgaben aufgestellt, mit den Steuerpächtern Scheinverträge geschlossen, die königlichen Gelder mit seinen eignen vermischt haben. Fouquet verteidigte sich mit Geschick, und es hat damals und später nicht an Stimmen gefehlt, die seine Schuld leugneten oder zu vermindern suchten. Aber sein Verderben war beschlossen. Die mit der gerichtlichen Untersuchung beauftragte Kommission verurteilte den ungetreuen Haushalter zur Verbannung auf Lebenszeit und zum Verlust seines Vermögens. Dem König erschien dieses Urteil zu milde; er fürchtete, der gewandte, geistvolle Mann, der unter allen Ständen so viele Anhänger zählte, könnte auch als Verbannter dem Staat noch Unruhen bereiten. Daher verwandelte er die Verbannung in Gefängnis und ließ den Verurteilten nach der Festung Pignerol bringen, wo er bis zu seinem Tod (1680) neunzehn lange Jahre eingeschlossen blieb und mit großer Härte behandelt ward.

5. Sept. 1661.

Colbert. Und wie nach Mazarins Tod die Stelle eines Premierministers wegfiel, so jetzt die Stelle eines Oberintendanten der Finanzen. Seitdem verwaltete Fouquets Gegner, J. Bapt. Colbert, ein einfacher, anspruchsloser Mann, dem die Arbeit Lebenszweck war, mit dem bescheidenen Titel eines Generalkontrolleur die Finanzen des Reichs unter des Königs unmittelbarer Aufsicht und umgeben von einigen Räten. Mit Colbert, der aus bürgerlichen kaufmännischen Kreisen in Reims hervorgegangen, von Jugend auf an Thätigkeit und geordnete Beschäftigung gewöhnt, allmählich zu den wichtigsten Ämtern und zum Range eines Marquis von Seignelai emporstieg, begann eine neue Ära in dem volkswirtschaftlichen Leben von Frankreich, ja von ganz Europa. Colbert leitete das

gesamte Finanz- und Steuerwesen mit solcher Umsicht, Weisheit und Ordnung, daß er nicht allein das Geld zu den kostspieligen Kriegen, zu den glänzenden Festen, Einrichtungen und Bauten, zu den Jahrgeldern und Subsidien, womit auswärtige Fürsten und Staatsmänner in das französische Interesse gezogen wurden, zunächst wenigstens ohne allzu drückende Maßregeln herbeischaffte, sondern daß er auch der Betriebsamkeit Frankreichs einen neuen Aufschwung gab, Fabriken und Manufakturen, Handel und Seewesen begründete, eine glänzende Marine schuf und Künste und Wissenschaften unterstützte. Von einer Festigkeit und Energie des Willens, welche jedes Hindernis überwältigte, war er allen äußern Einflüssen unzugänglich; er folgte nur der eignen Einsicht und wies oft eigensinnig jeden Rat, jede andre Meinung von der Hand. Der König, dessen Ruhm und Verherrlichung ihm über alles ging, dessen unbeschränkte Gewalt er aus allen Kräften beförderte, erkannte die Treue und Hingebung seines Dieners und lohnte sie mit vollem Vertrauen. Und wie sehr war Colbert in seinem gesellschaftlichen Auftreten von einem Mazarin und Fouquet verschieden! Selbst als ihn der König in das Konseil aufgenommen, „erschien er wie ein unbedeutender Schreiber des Parlaments mit seinem samtnen Beutel voll Schriften und Papiere".

Mit diesen drei Männern speziellster Befähigung, Lionne, Le Tellier und Colbert verwaltete nun Ludwig XIV. das Reich. Sie bildeten den geheimen Rat des Königs. „Der eine war der geübteste und scharfsinnigste Diplomat, den es vielleicht in der Welt gab, der zweite der in den inneren Geschäften des Reichs erfahrenste Staatsmann von erprobter Zuverlässigkeit, der dritte ein Mann von schöpferischen Ideen für allgemeine Reformen und einer nie zu ermüdenden Arbeitskraft. Sie hatten alle unter Mazarin die zweite Rolle gespielt und waren zufrieden, ebenso dem König zur Seite zu stehen, ohne Anspruch darauf, etwas für sich selber zu sein." Die Größe Frankreichs und der Ruhm des Monarchen war die Aufgabe ihres Strebens und Wirkens. Mit der Zeit erlangten auch Colberts Brüder Colbert-Croissy und sein Sohn, der Marquis von Seignelai, einflußreiche Stellen bei der Regierung.

Le Telliers Mitarbeiter und bald sein Nachfolger im Amt eines Staatssekretärs für die Kriegsverwaltung war sein Sohn Louvois, der nach einer in Lust und Vergnügungen verbrachten Jugend mit unermüdlicher Thätigkeit sich den Regierungsgeschäften widmete und an Einfluß bei dem um zwei Jahre älteren König alle andern überflügelte. Er vereinigte einen beweglichen durchdringenden Verstand und eine ungewöhnliche Organisationsgabe mit großer Willenskraft und mit einer Arbeitsfähigkeit, die keine Ermüdung kannte. Durch seine Hingebung an den König erwarb er sich dessen ganzes Vertrauen und Gnade. Von unvorteilhaftem abstoßenden Äußern und heftig und rücksichtslos in seinem Benehmen, beherrschte er seine Umgebung durch seinen unermüdlichen Diensteifer und durch seinen überlegenen, vor keinen Bedenken und Schwierigkeiten zurückweichenden Geist. Dem Willen des Monarchen im Innern wie nach außen unbedingt Geltung zu verschaffen, war das Ziel seines Ehrgeizes

Louvois.

und seines staatsmännischen Wirkens. Zwischen diesen beiden Familien teilte der König die Geschäfte der Regierung; „ihre Anhänger, denen nach und nach alle wichtigen Stellen des Staats zufielen, bildeten gleichsam zwei Parteien, die in unaufhörlicher Eifersucht dem allgemeinen Zweck der Herrschaft wetteifernd dienten".

Umgestaltung des Staatshaushaltes. Wie einst Sully, so nahm jetzt auch Colbert mit seines Königs Zustimmung eine gänzliche Umgestaltung des Staatshaushalts vor. Mit dem bisherigen Kreditsystem und der Steuererhebung durch die „Partisans", einem Verfahren, das durch Fouquet auf die Spitze getrieben worden war und so große Unordnungen und Bedrückung im Gefolge gehabt hatte, sollte gründlich aufgeräumt werden. Dafür war Colbert, der ohne links oder rechts zu schauen konsequent seine Pläne verfolgte, unbekümmert um Lob oder Tadel, der rechte Mann. Wie hart immer die Maßregeln in die Kreise der Geldmänner und Beamten einschlagen mochten, ein unerbittliches Strafgericht erging über alle, welche die bisherigen Mißbräuche des Steuerwesens zur Beeinträchtigung des Staats, zur Bedrückung des Volks, zur eignen Bereicherung ausgebeutet hatten. Die Untersuchungskommission. Ein Gerichtshof wurde niedergesetzt, welcher alle Unterschleife und Veruntreuungen der Steuererheber untersuchen und bestrafen sollte. Die „Partisans" und ihre Unterbeamten mußten über ihren Vermögensstand und über die Art wie sie dazu gekommen Nachweis liefern; es wurde zu Anzeigen der Schuldigen aufgefordert, selbst von der Kanzel herab und mit Verheißung eines Teils der Strafgelder für die Angeber. Ein gewaltiger Schrecken durchfuhr die Finanzwelt und die Steuererheber. Auf mehr als hundert Millionen belief sich die Summe der Konfiskationen; manche Familien kamen an den Bettelstab; manche entflohen ins Ausland oder vergruben ihre Kostbarkeiten; viele mußten ins Gefängnis wandern, die Schuldigsten büßten mit dem Strange. Auch vor willkürlichen und ungerechten Maßregeln schrak man nicht zurück; Colbert ging von dem Grundsatz aus, daß Privatrechte, welche mit dem Interesse des Staats oder des Königs im Widerspruch ständen, dem letzteren weichen müßten. Staatsgläubiger u. Rentenreduktion. Nicht minder hart war das Verfahren bei der Abfindung der Staatsgläubiger und der Reduktion der Renten. Die Vernichtung oder ungenügende Einlösung der Scheine war einem Staatsbankerott nicht unähnlich. Die Verluste trafen Schuldige wie Unschuldige. Es wurde in Versammlungen ausgesprochen, der König wolle die Nation arm machen, Abschaffung von Ämtern. um künftigen Aufständen vorzubeugen. — Eine Menge überflüssiger Ämter waren kreiert und den Käufern das Gehalt aus Staatsmitteln zugesichert worden; sie wurden größtenteils aufgehoben und die Besitzer konnten zufrieden sein, wenn ihnen der Kaufschilling oder ein Teil desselben zurückgegeben wurde. Die Erblichkeit aller Finanzämter sowie die darauf erteilten Anwartschaften wurden abgeschafft und alle Steuereinnehmer einer scharfen Kontrolle unterworfen, zu Kautionen und genauen Rechnungsstellungen angehalten. Am einschneidendsten in die Vermögensverhältnisse, besonders des Adels, Rückforderung von Domänen. wirkte die Verordnung, daß die in Privatbesitz gekommenen Domänen der Krone zurückerworben werden sollten, da die Rechte des Staats oder des Königs unveräußerlich seien. Auch hier mußten die Inhaber durch Vorlegung von Urkunden, Kaufkontrakten und Quittungen den Nachweis liefern, ob sie auf rechtliche Weise und um welchen Preis sie die Güter oder Rechte erworben hätten. Aber wie selten konnte ein genügender Beweis erbracht werden; wie viele Unregelmäßigkeiten waren bei dem Erwerb vorgekommen, wie schwierig ja unmöglich waren die Dokumente zu beschaffen, wo es sich um Besitzungen handelte, die seit einem Jahrhundert und länger in Privathänden sich befanden! Ging man doch auf Veräußerungen durch die alten Grafen von Provence zurück! So wurden um geringe Summen, die man auf Loskauf rechtlich erworbener

Ansprüche verwendete, eine Menge Güter und Einkünfte der Krone zurückgegeben und durch Verpachtung für die Staatskasse nutzbringend gemacht. Aber freilich gingen Tausende der Besitzungen verlustig, die seit Generationen der Familie angehört, durch mehrere Geschlechter sich fortgeerbt hatten. Auch die Adelsbriefe, die in der Zeit der bürgerlichen Unruhen um geringe Summen erworben werden konnten, wurden geprüft und ein großer Teil davon kassiert. Dies war um so notwendiger und gerechter, als der Adelstitel eine Befreiung von der Taille mit sich führte, die daher für den Landmann und den gewerbtreibenden Bürger um so schwerer ward. Und gerade diesen Stand wollte Colbert erleichtern. Daher wurde die Taille nach und nach herabgesetzt, die Exemtionen beschränkt und ein schonenderes Verfahren gegen den geringen Mann bei der Eintreibung den Erhebern eingeschärft. Auch bei der Salzsteuer (Gabelle) wurden die in manchen Provinzen bestehenden Vergünstigungen und Ausnahmszustände aufgehoben. Die auf dem Verkauf des Getreides und der Lebensmittel lastenden Auflagen, die Aides wurden vereinfacht und ihres drückenden Charakters entbunden; und wenn auch die auf Ein- und Ausfuhr gelegten Zölle im Innern des Reichs nicht gänzlich beseitigt und auf die Grenzen gegen das Ausland beschränkt werden konnten, so war es doch schon ein großer Schritt zur Belebung des Handels und der Industrie, daß Colbert wenigstens eine Anzahl von Provinzen im nördlichen und mittleren Frankreich zu einem gemeinschaftlichen Zollsystem vereinigte.

Adelsbriefe kassiert. *Die Taille vermindert.* *Aides und Zölle.*

Und wunderbar, welchen Aufschwung das kunstgewerbliche und merkantile Leben der Nation in wenigen Jahrzehnten nahm, seitdem der Staat wieder seiner wirtschaftlichen Kräfte mächtig war! Die Prinzipien, die er zuerst folgerichtig in Anwendung brachte: Fernhaltung der auswärtigen Manufakturerzeugnisse und Hebung und Belebung der einheimischen Industrie mit Benutzung fremder Errungenschaften und Technik sind fast zwei Jahrhunderte in Geltung geblieben. Was in andern Industrieländern, in Italien, in den Niederlanden, in England erfunden worden, wurde durch die geschickte Hand der Franzosen nachgebildet und durch den Kunstsinn und Kunstfleiß des Volks zur Vollendung geführt. Die Spiegel- und Spitzenverfertigung, die man den Venetianern ablernte, die Strumpfwirkerei, worin die Engländer, die Tuchbereitung, worin die Niederländer Meister waren, wurden durch Aufmunterung und Unterstützung des Hofes und der Regierung eingebürgert und rasch gefördert. Bald nahmen die Gobelinsteppiche in der Kunst der Weberei und Färberei den ersten Rang ein. Die Unsicherheit und die bürgerlichen Unruhen, die mit Ausnahme der kurzen Unterbrechung unter Heinrich IV. ein Jahrhundert lang das staatliche und gesellschaftliche Leben Frankreichs niedergehalten und gelähmt, hatten auch den Unternehmungsgeist des Volks geknickt und das Verkehrsleben gehemmt und abgelenkt. Darum mußte die Regierung selbst überall eingreifen und aufmuntern, sollte das Versäumte nachgeholt, das Volk zur Selbstthätigkeit angeregt werden. Es entsprach dem autokratischen Charakter des Königs und der ganzen Geistesrichtung der Zeit, wenn der Staat auch in das Handels- und Industrieleben eingriff, durch Monopole und Belohnungen zur Thätigkeit, zu neuen Unternehmungen anspornte, der französischen Nation auch auf dem Gebiet des Weltverkehrs die ihrer Macht und Größe entsprechende Stellung zu ver-

Industrieller und merkantiler Aufschwung.

schaffen suchte. Nach allen Seiten richtete der unermüdliche Colbert seine Blicke: Handelsgesellschaften mit Aktienbeiträgen, wobei die Regierung selbst den größten Anteil hatte, sollten in Nordamerika die Kolonien am Lorenzstrom, Quebeck und Montreal, die während der Fronde fast gänzlich in Privathände gekommen waren, wieder an den Staat bringen; eine ostindische Gesellschaft in der Ostwelt dem französischen Namen eine würdige Stelle bereiten neben den Portugiesen, Holländern und Engländern; Marseille den Fahrten nach der Levante als Mittelpunkt dienen; es wurde daher zum Freihafen erhoben, es sollte der Weltmarkt sein für alle Waren der mediterraneischen Nationen; darum wurde auch der Plan Riquets, eines Beamten italienischer Geburt, den Atlantischen Ozean und das Mittelländische Meer durch einen Kanal zu verbinden, eifrig begünstigt und unterstützt. Viele Jahre wurde an der Ausführung gearbeitet, bis das Werk zustandekam; und wenn dasselbe auch nicht alle Erwartungen, die man daran knüpfte, erfüllt hat, so war es doch für die Languedoc selbst von sehr großen Vorteilen. Sogar nach der Ostsee war der Blick Colberts gewendet: mit dem verbündeten Schweden vereinigt, gedachte er Gotland zu einem Handels- und Stapelplatz für französische Waren zu machen. Überall ging sein Streben dahin, Frankreich jeder fremden Vermittelung zu entheben, die Nation zum Bewußtsein und Gebrauch der eignen Kräfte zu bringen.

2. Die neue Ära in Vorbereitung.

Reform der Rechtspflege und Verwaltung. Aber nicht bloß das finanzielle und wirtschaftliche Leben bedurfte einer durchgreifenden Reform, auch das Rechtsleben litt an großen Gebrechen. Wir wissen, daß schon Richelieu dem Mißbrauch der Privatrache und des Zweikampfes mit energischer Strenge zu steuern gesucht. Während der Fronde war die Selbsthilfe und die Unsicherheit mit neuer Stärke hervorgetreten. Nach des Königs eigner Versicherung gab es Bezirke, wo Gesetz und Gerechtigkeit verachtet wurde, der Schwache keinen Schutz mehr gegen den Mächtigen fand, das Verbrechen nicht gestraft werden konnte. Die große Mannigfaltigkeit der in Frankreich geltenden Rechte und die Verschiedenheit der Richtersprüche, je nachdem das römische Recht oder die provinziellen oder lokalen Gewohnheitsrechte in Anwendung kamen, vermehrten die Verwirrung und die Unwirksamkeit der Strafgesetze. Besonders stark war die Rechtsunsicherheit und die Gewaltthätigkeit der Großen in der Auvergne hervorgetreten. Hier schien es daher notwendig, durch ein imposantes Gerichtsverfahren an den Ernst der Gesetze zu mahnen. Zu dem Zweck hielt der König selbst in Clermont einen „großen Gerichtstag", vor welchem der Vikomte de la Mothe de Canillac, einer der angesehensten und mächtigsten Edelleute des Landes, der sich während des Kriegs der Fronde als Anhänger
1665. Condés besonders hervorgethan hatte, zum Tode verurteilt wurde. Durch dieses Strafgericht, das an die Hinrichtungen von Biron und Montmorency erinnerte,

wurde in den Reihen der Großen Schrecken verbreitet, unter den Bürgern und Bauern dagegen Vertrauen zu den Gesetzen geweckt und das Bewußtsein, daß sie unter des Königs Schutz ständen. Nun konnte Colbert es unternehmen, durch Verordnungen (Ordonnanzen) über das Gerichtswesen in bürgerlichen und peinlichen Sachen und durch Bestimmungen über den Rechtsgang, über Rechtsstudien und richterliche Praxis eine Reform der Rechtspflege und eine gleichförmige Gerichtsordnung zu begründen. Dadurch wurde „das Ansehen der Gesetze in die Regionen der Berge getragen, wo man seit Jahrhunderten nichts davon wußte" und jedermann das Gefühl eingeflößt, „daß ein Richter über ihm sei". Gerichtsboten und berittene Scharwächter hielten fortan die Autorität der Obrigkeit und die öffentliche Sicherheit in Stadt und Land aufrecht. Das von Richelieu begründete, von Ludwig XIV. vollständig ausgebildete System der Intendanturen war ein treffliches Mittel, die absolute Regierungsmacht in der Administration und im Verwaltungsrecht durchzuführen. Auf diese Weise wurde das Ansehen der Magistratur und der Justiz gestärkt und erhöht. Um so fester bestand Colbert auf dem Recht der königlichen Regierung, durch Evokation politische Prozesse den Parlamenten zu entziehen und durch außerordentliche Gerichte entscheiden zu lassen. Der Machtvollkommenheit der Krone und dem absoluten Königsrecht wollte er sowenig Schranken gesetzt wissen wie Richelieu. Der König sollte als die Quelle und der Repräsentant des Rechts und der Gerechtigkeit erscheinen. Die Parlamente wurden zwar rücksichtsvoll behandelt und auch die Paulette blieb fortbestehen, aber die souveräne Gewalt, von der sie gern sprachen, war nur ein Schein und eine Formel; sie fühlten, daß eine mächtige Herrscherhand über ihnen schwebte, und wagten nicht mit ihren Einsprüchen und Verwahrungen zu laut hervorzutreten. Auch die Gouverneurstellen in den Provinzen verloren an Macht und Bedeutung. Gegenüber der umfassenden Amtsgewalt der königlichen Intendanten sanken sie zu bloßen Würden und Ehrenämtern für die hohe Aristokratie herab.

Den Haupthebel der königlichen Macht bildete das Militär. An Waffenlust und ritterlicher Tapferkeit ragte der französische Adel zu allen Zeiten hervor; aber der Geist des Feudalismus, der noch immer in der Armee vorherrschte und den Untergebenen an den Führer band, in dessen Dienst er getreten, schwächte die Idee einer militärischen Obergewalt in der Hand des königlichen Kriegsherrn: die Gouverneurs in den Provinzen, die Befehlshaber der Grenzfestungen besaßen eine fast unabhängige Stellung. Aus den Kontributionen der ihrem Oberbefehl unterstellten Bezirke zahlten sie den Soldaten und Offizieren die Löhnung; natürlich fühlten sich diese dadurch ganz an ihre Oberkommandeure gebunden. Diesem System war schon durch Mazarin erfolgreich entgegengearbeitet worden; die klägliche Niederlage der Fronde war wesentlich die Wirkung des in der Armee zunehmenden Royalismus. Aber erst seit dem Pyrenäischen Frieden wurde die Idee allgemein herrschend, daß der König der

Das Militärwesen.

höchste Kriegsherr sei, daß die Kommandierenden aller Grade ihre Bestallung aus seiner Hand erhielten, daß alle Waffenführenden in seinem Dienst und Sold ständen, somit nur ihm Gehorsam zu leisten hätten. Diese Umwandlung rührte hauptsächlich von den durch Le Tellier und seinen Sohn Louvois begründeten militärischen Organisationen her: die Offiziere der nach dem Frieden entlassenen Truppenabteilungen wurden großenteils in die königliche Garde eingestellt, die dadurch eine Musterschule militärischer Zucht und Ordnung ward. Das Kontributionssystem wurde aufgehoben und dafür feste Gehalte und Soldzahlung aus der Kriegskasse eingeführt. War es früher häufig vorgekommen, daß die Hauptleute in ihren Listen eine größere Zahl von Soldaten aufführten als wirklich in ihren Diensten standen und den Mehrbetrag für Sold, Ausrüstung und Unterhalt sich selbst zueigneten oder mit den Kriegskommissären und Zahlmeistern teilten, so wurde jetzt diesem Mißbrauch durch strenge Überwachung und Kontrollierung gründlich gesteuert. Die Stelle eines Generalobersten der Infanterie, von dem die Anstellung eines großen Teils der Offiziere abhängig war, wurde nach dem Tod des letzten Inhabers, des Herzogs von Epernon, aufgehoben. Die Ernennungen sollten in Zukunft nur vom König ausgehen. Die Organisation des französischen Heerwesens, dessen Einrichtungen bald von allen europäischen Fürsten nachgeahmt wurden, war hauptsächlich Louvois' Werk. Das Ausland und die gesamte Menschheit hat in der Folge den Namen dieses Mannes mit einem Fluche belegt, weil er durch barbarische, verwüstende Kriegsweise zur Völkergeißel ward; aber zu der Macht Frankreichs und zu dem Kriegsruhm Ludwigs XIV. hat er wesentlich beigetragen. Er führte eine zweckmäßigere Bewaffnung und Bekleidung ein; er war der Schöpfer der überlegenen französischen Artillerie; er rief Kriegsschulen zur Ausbildung des jungen Adels ins Leben; er brachte den König auf den Gedanken, durch Erbauung des großartigen Invalidenhauses am Ende der Vorstadt St.-Germain den hinfälligen und verstümmelten Offizieren und Soldaten, die bisher notdürftig in Klöstern untergebracht oder dem Elend überlassen wurden, ein Asyl für ihr Alter zu schaffen. Unter den Männern, die dem Minister bei seinen militärischen Organisationen hilfreich zur Seite standen, nahm Turenne den ersten Rang ein. Herangebildet in der Schule seines Oheims, des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, und von Jugend auf an Waffendienst und Kriegsübungen gewöhnt, hatte er alles gründlich gelernt, was zur Heerführung gehörte, Lagerleben, Schlachtordnung und Märsche, Organisation und Disziplin der Truppen. Wir haben erwähnt, daß Condés Feldherrntalent hauptsächlich auf dem kriegerischen Plan, auf seiner persönlichen Tapferkeit, auf seinem raschen kühnen Angreifen beruhte; Turenne verstand es auch, einen Feldzugsplan zu entwerfen und durchzuführen, durch umsichtige Benutzung des Terrains dem Feind einen Vorteil abzugewinnen, durch schnelle Entschlossenheit und durch Scharfblick in mißlichen Lagen eine glückliche Wendung zu erzielen. Neben Turenne und Condé hat Vauban, der

große Meister der Befestigungskunst, dem König die wesentlichsten Dienste geleistet. Gleich den beiden andern war auch er in die bürgerlichen Kämpfe verflochten gewesen, bis ihn Mazarin für die monarchische Sache gewann. Eine seiner ersten Handlungen war die Erweiterung des Hafens von Dünkirchen, den er zur Aufnahme von Kriegsschiffen geeignet machte. Keinen geschickteren Mann hätte der König zur Durchführung seines Planes, Frankreich auf allen Seiten durch eine Reihe von Festungen zu schützen, finden können als den umsichtigen, bescheidenen und verständigen Sebastian de Vauban. Unter solchen Händen erfuhr das französische Heerwesen in dem ersten Jahrzehnt Ludwigs XIV. einen vollständigen Umschwung. Wie verschieden war seine Armee von dem freiwilligen, auf eine gemessene Zeit beschränkten Dienst des Militäradels, mit welchem Heinrich IV. seine Feldzüge hatte führen müssen, und von der zweifelhaften Ergebenheit ausländischer Söldner und ihrer Führer, auf welche Richelieu noch angewiesen war! Die Edelleute, welche die Offizierstellen innehatten, wetteiferten in Treue und Hingebung für den Monarchen, dessen Gnadenzeichen, der neugegründete militärische Orden, ihnen als höchste Ehre galt.

Die Welt sollte bald erfahren, daß ein neuer Geist über Frankreich gekommen, daß ein Selbstherrscher die Krone trage, der nach dem ersten Rang in Europa strebte. „Ludwig XIV. besaß von Natur die zum Geschäft der Regierung erwünschtesten Eigenschaften," sagte Ranke: „richtigen Verstand, gutes Gedächtnis, festen Willen. Er wollte nicht allein ein weiser oder ein gerechter oder ein tapferer Fürst sein; nicht allein vollkommen frei von fremdem Einfluß, unabhängig im Innern, gefürchtet von seinen Nachbarn, sondern alle diese Vorzüge wollte er zugleich besitzen. Er wollte nicht allein sein, noch viel weniger bloß scheinen, er wollte beides: sein und dafür gelten was er war. Er war verführerisch, hinreißend, wenn er es sein wollte, in demselben Grad aber schrecklich, wenn er zürnte. Denn auch zu zürnen hielt er für königlich. Seine Stirn war, wie man sich ausdrückte, mit dem Blitz bewaffnet." Alle diese Eigenschaften und Ziele ließen sich schon in den ersten Jahren von Ludwigs Selbstregierung wahrnehmen: die Nation sollte in der Majestät des Königs und seiner Umgebung den Abglanz aller Herrlichkeit erblicken und das Ausland die Rangstellung der Monarchie anerkennen. Der Hof, der sich anfangs meistens in Fontainebleau aufhielt, sollte alles vereinigen, was das Reich an Glanz und Ehre besaß. Den Mittelpunkt bildete Ludwig XIV. selbst: die Schönheit seiner Gestalt, der Adel seiner Gesichtszüge und der in seinem Gange und in seiner Haltung liegende Ausdruck von Würde und Vornehmheit ließen auf den ersten Blick den Herrscher erkennen; die durch die Königinnen eingeführte spanische Etikette gab der Gesellschaft eine gemessene Haltung, einen Anstrich von Gesetzmäßigkeit und eleganter Ordnung. Noch einige Jahre nahm die Königin-Mutter, Anna von Österreich, den ersten Rang ein, da Maria Theresia, Ludwigs spanische Gemahlin, bei aller Liebe und Hingebung für den königlichen Eheherrn mehr Hinneigung zu

Die französische Monarchie im Aufsteigen.

Hof und Aristokratie.

einem geistlich klösterlichen Leben als Wohlgefallen an weltlicher Prachtentfaltung zeigte. Ludwig erwies der Mutter bis zu ihrem Tod Ehrerbietung und Pietät, ohne ihr jedoch Einfluß auf die Regierung zu gestatten; hier hielt er jede fremde Einwirkung eifersüchtig fern. Auch den Frauen, die durch ihre Reize seine sinnlichen Neigungen fesselten, gestattete er keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte. Der glänzendste Stern am Hofe war Henriette von England, die zur katholischen Kirche übergetretene Tochter des unglücklichen Karl I., welche an Ludwigs Bruder, Philipp von Orleans, vermählt war, eine Dame, die Grazie und Anmut mit Geist und feiner Bildung verband und durch ihre geselligen Gaben alle, die in ihre Nähe kamen, entzückte. Die Gunst und Aufmerksamkeiten, die ihr der König zollte, erregten nicht selten die Eifersucht ihres Gemahls. In ihrer Umgebung befand sich die Hofdame Louise de Lavallière, welcher Ludwig XIV. zuerst seine Neigung und Gunst zuwandte. Die feingebildete, warm fühlende Dame erwiderte die Liebe des Monarchen. Sie gebar ihm eine Tochter und einen Sohn; als sich aber mit der Zeit das Herz des Königs andern Frauen zuwandte, ging sie von Schmerz und Reue ergriffen in ein Kloster. Als die Pforte sich hinter ihr schloß, sagte sie der Oberin, „sie lege die Freiheit, von der sie immer einen schlechten Gebrauch gemacht habe, in ihre Hände". Oft hatte Ludwig mit ihr in dem kleinen Jagdschloß geweilt, das sein Vater in Versailles erbaut hatte. Dieses ließ er dann in einer Weise vergrößern und verschönern, daß es der neuen glänzenden Hofhaltung würdig war. Auch die Prinzen des königlichen Hauses und die Häupter der hohen Adelsfamilien zog der Monarch an den Hof und versicherte sich ihrer Treue und Ergebenheit durch Jahrgelder und Ehrenämter. Während früher die Großen im Kampf gegen Thron und Königtum ihren Ruhm gesucht, bewarben sie sich jetzt wetteifernd um die Huld und Gnade des Gebieters. Mit welcher Ehrfurcht und Devotion versah der einst so stolze Condé die Dienste eines Oberhofmeisters! Doch hütete sich der König, sie in eine Lage zu bringen, durch welche sie in Versuchung kommen konnten, die
1668. Pflicht des Gehorsams zu vergessen. Als nach dem Tod des Prinzen von Conti Philipp von Orleans Anspruch auf das Gouvernement von Languedoc machte, weil einst Gaston dasselbe innegehabt, wurde er abgewiesen. Sie sollten stets das Gefühl haben, daß ihr Glanz nur von der Sonne des Königtums her-
1662. fließe. Dieser Idee gab das allegorische Ritterspiel Ausdruck, von welchem der Karussellplatz den Namen erhielt, eine zeitgemäße Umbildung der alten Turniere.

Stellung zu den auswärtigen Höfen.

Und nicht bloß bei der Nation sollte der König als der Inbegriff aller Macht und Herrlichkeit gelten, Ludwig XIV. verlangte auch, daß ganz Europa dem französischen Monarchen den Vorrang unter allen Königen einräume, der Vertreter Frankreichs allen andern vorangehe. Darüber geriet er bei Gelegenheit
Spanien. eines Rangstreits seines Gesandten in London, des Grafen von Estrades, mit dem spanischen Botschafter, Baron von Watteville, in so heftige Zerwürfnisse mit seinem Schwiegervater, daß eine Erneuerung des Kriegs befürchtet wurde. Nur

die Nachgiebigkeit Philipps IV., der Batteville von London abberief und dem Pariser Hof eine entschuldigende Erklärung machen ließ, stellte das gute Einvernehmen wieder her. Diese Nachgiebigkeit legte Ludwig so aus, als ob der spanische Monarch der französischen Krone den Vorrang überhaupt eingeräumt habe, und ließ die übrigen Höfe davon in Kenntnis setzen. Auch den König Karl II., der für die englischen Schiffe den Seegruß verlangte, nötigte Ludwig von diesem Vorrecht abzustehen. Und bald darauf machte er noch eine viel wichtigere Errungenschaft. Der englische König, der stets mehr Geld brauchte, als das Parlament zu bewilligen geneigt war, und der Kanzler Clarendon, der für Gaben und Geschenke sehr empfänglich war, ließen sich bereitwillig finden, die Seestadt Dünkirchen, die Cromwell erworben, um die Summe von fünf Millionen Livres an Frankreich abzutreten, zum großen Triumph des katholischen Klerus. In Deutschland wurden die durch die „rheinische Allianz" (S. 79) geknüpften Verbindungen mit den geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln sorgfältig gepflegt und weiter ausgedehnt. In den südwestlichen Territorien des Deutschen Reichs, überwog bald der französische Einfluß den des Kaisers. Bis nach Thüringen und Sachsen machte sich das wachsende Ansehen Ludwigs geltend. Als die Stadt Erfurt gegen den Kurfürsten von Mainz die Reichsfreiheit behaupten wollte, brachte ein französisches Korps sie unter die Gewalt ihres geistlichen Herrn zurück. Gern sandte er dem deutschen Kaiser Leopold eine französische Hilfsarmee nach Ungarn, welche zu dem Sieg der Kaiserlichen über die Osmanen bei St. Gotthard wesentlich beitrug. Wurde doch dadurch selbst im fernen Osten Frankreichs Waffenruhm gemehrt. Und als ob der französische Gebieter zeigen wollte, daß wo es sich um die Präponderanz Frankreichs handle er vor keiner Autorität zurückweiche, trat der sonst so gut katholische König selbst gegen das Pontifikat in die Schranken. Zwischen dem Herzog von Crequi, dem französischen Gesandten in Rom, und den Verwandten des Papstes Alexander VII. bestand eine gereizte Stimmung, die bald auch in die Kreise der Dienerschaften eindrang. Die aus Korsen bestehende päpstliche Garde, die in der Nähe des Gesandtschaftshotel ihr Quartier hatte, geriet mit dem Gefolge des Herzogs in ernste Streitigkeiten: Crequi selbst, der sich durch sein stolzes anmaßendes Betragen verhaßt gemacht hatte, wurde, als er vom Balkon herab den Tumult beruhigen wollte, mit Flintenschüssen bedroht. Als auf seine Klage die päpstliche Regierung die Untersuchung lässig betrieb, den Gouverneur von Rom, der seiner Stelle freiwillig entsagte, zu einem höheren Amt beförderte und wenig Geneigtheit zeigte, die dem französischen Namen zugefügte Beleidigung zu bestrafen, verließ Crequi den Kirchenstaat. Der König nahm sich seines Gesandten energisch an: er ließ den Nunzius über die savoyische Grenze bringen, setzte Truppen in Bereitschaft, welche die Herzöge von Parma und Modena in ihren Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhl über gewisse Territorien unterstützen sollten, und veranlaßte das Parlament von Aix zu dem Ausspruch, daß die

England.

Deutschland und Österreich.

Der päpstliche Stuhl.

Aug. 1662.

Grafschaft Venaissin und die Stadt Avignon zu den Domänen der Krone gehörten, die niemals von der Provence hätten getrennt werden dürfen. In Rom erschrak man über die drohende Haltung des mächtigen Monarchen und entschloß sich zu einer Genugthuung, wie sie in Paris begehrt ward. Der Kardinalnepot
Febr. 1664. Flavio Chigi, Neffe des Papstes, begab sich nach Fontainebleau und unterzeichnete einen Vertrag, in welchem der päpstliche Stuhl wegen der dem französischen Namen widerfahrenen Beleidigung um Entschuldigung bat, die korsische Garde auflöste und ihr Vergehen durch ein Denkmal vor ihrer Kaserne kund machte, die Herzöge von Parma und Modena zu entschädigen versprach. Dafür wurde Avignon zurückgegeben.

Verhältnis zu Lothringen.

Neben diesen diplomatischen Demonstrationen der französischen Machtstellung wurden alsbald Pläne verfolgt, welche auf eine territoriale Vergrößerung Frankreichs abzielten. Schon seit Richelieu waren die Blicke der französischen Regierung auf die Erwerbung des Herzogtums Lothringen gerichtet. Es ist uns hinlänglich bekannt, wie tief der bewegliche, wandelbare Herzog Karl IV. in die Kriege zwischen Frankreich und Habsburg verflochten war. Er trug wenig Lohn davon; der Pyrenäische Friede gab ihm das Land zurück, aber unter solchen Beschränkungen, daß dessen Erwerbung für Frankreich nur als eine Frage der Zeit erscheinen konnte. Der Herzog selbst ließ sich aus Abneigung gegen seine Blutsverwandten, insbesondere seinen Bruder Franz und dessen Sohn Karl, den nächsten Erben, zu weiteren Verträgen herbei, welche das Land in noch größere Abhängigkeit von dem mächtigen Nachbarreich bringen mußten. Nicht genug, daß er den Franzosen eine breite Militärstraße von Verdun nach Metz und nach
6. Febr. 1662. dem Elsaß mit vollem Eigentumsrecht einräumte, er schloß auch einen Vertrag, kraft dessen Lothringen und Bar nach seinem Tod an Frankreich fallen und die noch einzige Festung des Landes Marsal sofort einer französischen Besatzung eingeräumt werden sollte, mit der Bedingung, daß die Glieder des Hauses Lothringen den Rang und die Rechte französischer Prinzen von Geblüt erhielten und successionsfähig würden. Allein dieser Vertrag fand auf der einen wie auf der andern Seite heftigen Widerspruch. Die Bourbonischen Prinzen und das Parlament erhoben Einsprache gegen eine Übereinkunft, in welcher sie die alten ehrgeizigen Bestrebungen der Guisen wieder zu erkennen glaubten, und im Lande selbst gab sich ein so großer Widerwille unter allen Ständen, insbesondere unter den Gliedern des herzoglichen Hauses kund, daß Karl IV., seiner wandelbaren Natur folgend, von dem Vertrag zurücktrat und sich wieder dem Reich und den Habsburgern zuwandte. Allein so leichten Kaufs sollte er nicht davon kommen. Ludwig XIV. bestand darauf, daß wenigstens die eine Bedingung des Vertrags, die Einräumung von Marsal erfüllt werde, und drohte mit Waffen-
Aug. 1663. gewalt. So blieb dem Herzog nichts übrig als französische Besatzungsmannschaft in die Festung einzulassen. Von da an hing die politische und militärische Selbständigkeit Lothringens von dem Willen des Königs von Frankreich ab. Diesen aber war der Besitz des Landes für seine weiteren Pläne von der größten Wichtigkeit; es konnte ihm als Brücke und Operationsbasis bei einem Angriff auf die spanischen Niederlande dienen, auf die er bereits seine Blicke gerichtet hatte.

II. Frankreich, die spanischen Niederlande und die Generalstaaten von Holland.

1. Die Seemächte und die französische Politik.

Die Verhältnisse der benachbarten Staaten waren in den sechziger Jahren verwickelt und verwirrt genug, um einen ehrgeizigen und ruhmsüchtigen Herrscher, der in seinen Mitteln nicht wählerisch war und den diplomatischen Trugkünsten mit den Waffen Nachdruck zu geben bereit stand, zu den verwegensten Kombinationen und rücksichtslosesten Entwürfen zu ermutigen.

Die niederländischen Unionsstaaten.

In den vereinigten Provinzen der Niederlande war im November 1650 der Statthalter Wilhelm II. von Oranien gestorben. Acht Tage nach seinem Tod hatte seine Gemahlin, eine Tochter Karls I. von England, einen Sohn geboren, der in der Folge als Wilhelm III. sich einen unsterblichen Namen in der Weltgeschichte erwerben sollte. Während seiner Kindheit erwachte der alte Kampf zwischen der aristokratisch-republikanischen Staatenpartei, der die großen Handels- und Kaufherren angehörten, und der demokratisch-oranischen, welche den größten Teil des Volks in sich faßte. Unter der Führung des unternehmenden staatsklugen Ratspensionärs Johann de Witt, eines würdigen Nachfolgers Oldenbarnevelds, erlangte die erstere die Oberhand und bemächtigte sich der öffentlichen Gewalt. Das Recht, die obrigkeitlichen Ämter und die städtischen Magistraturen zu besetzen, wurde der Staatenversammlung überwiesen und die republikanische Regierungsform ohne Statthalter in den meisten Provinzen durchgeführt. Das Militär wurde teils den Generalstaaten, teils den Landständen der Provinzen in der Art unterstellt, daß in Friedenszeiten kein Generalkapitän nötig zu sein schien. Wir wissen, welche Kämpfe der holländische Freistaat mit der englischen Republik zu bestehen hatte. Der Preis des Friedens war die Navigationsakte und die Ausschließung des Hauses Oranien von der Statthalterschaft in Holland und Westfriesland und von der obersten Befehlshaberstelle in der Land- und Seemacht. Seitdem lag die Leitung der öffentlichen Dinge ganz in der Hand der Republikaner. Der blühende Handel und der treffliche Zustand der Seemacht zeugten von der Thätigkeit und dem vaterländischen Sinn dieser aristokratischen Männer, welche die bürgerlichen Zerrüttungen der übrigen Staaten zur Erhöhung des eignen Ansehens, zur Ausdehnung ihres Kolonialwesens, zur Mehrung und Hebung ihrer Marine zu benutzen verstanden. In dem dänisch-schwedischen Krieg traten die Generalstaaten mit schiedsrichterlicher Autorität auf. Johann de Witt, dessen Vater, Bürgermeister von Dordrecht, einst von Wilhelm II. als Staatsgefangener mit fünf andern Deputierten nach Schloß Loevestein geschickt worden, war ein scharfer Gegner der Monarchie, aber ein Mann von seltener Einsicht in staatswirtschaftlichen, finanziellen und politischen Dingen, rechtschaffen im Leben,

duldsam in der Religion und von einer unermüdlichen Arbeitskraft. Als aber Karl II., der Oheim des jungen Oranien von mütterlicher Seite und der Feind der patrizischen Faktion, die ihn einst aus ihrem Land gewiesen, den englischen Thron erlangte, stiegen bald düstere Wolken auf. Schon seit Jahren hatte die Rivalität der beiden Völker zur See und in den Kolonialgebieten einen Zündstoff gehäuft, der bald in Flammen ausbrechen mußte. In England, wo in den ersten Jahren der Restauration der Royalismus und die Sympathien für das Stuartsche Königshaus hohe Wogen trieben, stimmte die Nation mit ihrem Monarchen in der Feindschaft gegen die republikanischen Generalstaaten überein. Auch im eignen Land, in Seeland, in Overyssel, in Groningen hob die oranische Partei wieder ihr Haupt kühner empor. Wir wissen ja, wie wenig die stolzen und eigenmächtigen Kaufherren von Amsterdam, deren tolerante arminianische Religionsrichtung den streng-calvinischen Predigern ein Ärgernis war, sich die Gunst der Volkspartei zu erwerben verstanden. Unter diesen Umständen näherten sich die Häupter der niederländischen Regierung dem französischen Machthaber. Hatte ja doch in den Zeiten des großen Kampfes gegen Spanien stets ein gutes Verhältnis mit dem Pariser Hof obgewaltet. Ludwig XIV.
27. Apr. 1662. kam den Staaten freundlich entgegen. Schon im Frühjahr 1662 wurde ein Handels- und Schiffahrtsvertrag und ein Bündnis zu gegenseitigem Beistand für den Fall eines Kriegs vereinbart. Seitdem war das Haus des französischen Gesandten im Haag, des Grafen von Estrades, eine Stätte, wo die Fäden der europäischen Diplomatie zusammenliefen.

Die spanische Erbfolgefrage. Bei dieser Verbindung handelte es sich in erster Linie um die Frage über das künftige Schicksal der spanischen Niederlande. Ludwig XIV. war schon längst entschlossen, die Entsagung seiner Gemahlin auf jede Erbberechtigung in dem väterlichen Reich nicht als verpflichtend anzuerkennen. Es stehe gar nicht in der Befugnis der Infantin, so wurde argumentiert, für sich und ihre Nachkommen einem Recht zu entsagen, das in Gesetz und Herkommen begründet sei. Hatte doch König Ferdinand einmal selbst erklärt, eine Verzichtleistung auf ein Majorat sei ungültig; und war denn die Krone nicht auch ein Majorat? Es wurde ferner darauf hingewiesen, daß die Renunziationsakte, zu der man die Infantin gezwungen, niemals von dem französischen König ratifiziert worden und daß der Brautschatz, von dessen Entrichtung die Gültigkeit derselben abhängig sein sollte, niemals ausbezahlt ward. Auch zugegeben, daß für Spanien selbst die männliche Thronfolge rechtsbeständig sei, daß nach dem Tod Philipps IV. sein noch unmündiger Sohn zweiter Ehe, Karl, das väterliche Reich kraft seines Geburtsrechts antrete: sollte dieser Fall auch für die übrigen Teile der Monarchie maßgebend sein? sollten insbesondre die niederländischen Provinzen, die sich noch immer einer gewissen Selbständigkeit in der Verfassung, in der Rechtspflege, in der Gesetzgebung und in dem ganzen öffentlichen Leben erfreuten, willkürlich von dem Madrider Königshof fort und fort regiert werden? Es ging das Gerücht,

Philipp IV. habe die Absicht, die flandrischen und brabantischen Provinzen seiner jüngeren Tochter Margarete als Mitgift zu ihrer Vermählung mit Kaiser Leopold zu übergeben und dadurch die Solidarität der habsburgischen Hausinteressen aufs neue zu befestigen. Dieses Vorhaben, das in den Niederlanden selbst viele Gegner hatte, wollte man in Frankreich auf alle Weise verhindern. Es war daher das eifrigste Anliegen Ludwigs XIV. alle Vorbereitungen zu treffen, um bei dem Hingang seines Schwiegervaters im Namen seiner Gemahlin, der Infantin aus erster Ehe, Ansprüche auf die spanischen Besitzungen an der Schelde und am Jura zu erheben. Schon damals hörte man in Paris die Bemerkung, Frankreich sei gegen Norden und Osten in zu enge Grenzen eingeschlossen. Die Juristen wiesen nach, daß in Brabant, Namur und andern niederländischen Orten ein „Devolutionsrecht" bestehe, kraft dessen bei dem Tod eines Ehegatten und der Wiederverheiratung des überlebenden die Kinder erster Ehe ohne Rücksicht des Geschlechts denen der zweiten in der Erbschaft vorangingen, dem Vater nur bis zu seinem Tod die Nutznießung der Güter und Lehen zustehe. Warum sollte es nicht zulässig sein, dieses für das Zivilerbrecht gültige Gesetz und Herkommen, daß selbst bei Vererbung großer Lehen schon zur Anwendung gekommen, auch auf das Staats- und Königsrecht überzutragen?

Die Patrizier, die unter de Witts Führung die Generalstaaten regierten, befanden sich in einer kritischen Lage. Trotz eines Friedensvertrags, zu dem sich Karl II. im Jahr 1662 herbeiließ, stand doch der Ausbruch eines neuen Kriegs zwischen den beiden Seemächten in naher Aussicht. Zwar hatte der Ratspensionär, um den englischen König versöhnlicher zu stimmen, die Ausschließungsakte aufheben und die Erziehung des Prinzen unter die Aufsicht der Regierung stellen lassen, „damit derselbe zur Verwaltung der hohen Ämter seiner Vorfahren geschickt gemacht würde;" nichtsdestoweniger dauerte die feindselige Stimmung fort. Die englische Nation war voll Neid und Eifersucht auf die holländischen Handelsherren, die ihrer Marine und ihren Kolonien eine so erfolgreiche Konkurrenz machten, die auf allen Märkten Europas die britischen Kaufleute überflügelten, die in Vlissingen und Amsterdam die Waren von Ost- und Westindien aufstapelten. Wie oft lagen auf der Westküste von Afrika, in Guinea, am Hudson in Nordamerika, auf den Inseln der indischen Ostwelt holländische und englische Seeleute miteinander in erbittertem Kampf! Wie oft gerieten beim Walfisch- und Heringfang Angehörige beider Völker in blutige Händel! König Karl II., dessen Gemahlin dem Hause Braganza angehörte, zürnte den Staaten wegen ihrer Feindseligkeiten gegen die Portugiesen. Dazu die immer schärfer hervortretende Opposition der oranischen Partei in den Provinzen der Union. In dieser schwierigen Lage glaubte Johann de Witt das Bündnis, das ihm Ludwig XIV. durch Estrades anbieten ließ, nicht von der Hand weisen zu dürfen, obwohl dem scharfblickenden Mann keineswegs die Absichten des französischen Machthabers verborgen bleiben konnten. „Die regierenden patrizischen

Ludwig XIV. u. der Ratspensionär de Witt.

Sippen der Provinz Holland, welche das Statthaltertum beseitigt und darauf die andern Provinzen der Union ihrer Führung unterworfen hatten, glaubten den Ehrgeiz Ludwigs XIV. am leichtesten durch Liebkosungen zügeln zu können." Wenn der französische Gesandte auch noch seine Bestechungskünste anzuwenden versuchte, so verfehlte er seinen Zweck bei dem uneigennützigen Staatsmann, „der sich in seine Tugend hüllte". De Witt erklärte, durch die Freundschaft des Königs sei er schon weit über den Wert seiner Dienste belohnt. Es wurde über eine Erneuerung des Teilungstraktats vom Jahr 1635 verhandelt: Frankreich sollte seine Grenzen gegen Norden, Holland gegen Süden ausdehnen, die mittleren Provinzen sich zu einem unabhängigen katholischen Freistaat vereinigen. Zu einem völligen Abschluß kam es jedoch nicht. Die Generalstaaten konnten kein rechtes Vertrauen fassen, und Ludwig XIV. wollte sich nur der guten Dienste des Freistaats versichern und ihn von einem Anschluß an Spanien abhalten, ohne sich jedoch die Hände zu binden. In dem englisch-holländischen Krieg, der bald nachher ausbrach, nahm er eine Haltung, durch die er sich nach keiner Seite bloßstellte und die ihm doch Gelegenheit gab, seine Rüstungen zu vervollständigen, ohne Argwohn zu erregen. Nur in so weit leistete er den Generalstaaten Hilfe, daß er den Bischof von Münster, Bernhard von Galen, der als Verbündeter Karls II. in Zütphen und Ober-Yssel einfiel, durch kriegerische Drohungen von weiteren Feindseligkeiten abhielt. Es war ihm ganz recht, wenn sich die beiden Seemächte gegenseitig schwächten. Dann hatte er um so weniger für seine Pläne auf die spanischen Niederlande von ihnen zu fürchten.

Marschall Schomberg in Portugal. Mit derselben Zweideutigkeit und politischen Arglist benahm sich der König in den Angelegenheiten Portugals. Wir wissen, wie wenig sich die französische Regierung durch den pyrenäischen Frieden abhalten ließ, den Portugiesen in ihrem Unabhängigkeitskampf gegen Spanien bald offen bald heimlich Hilfe zu leisten. Karl II. wurde vom Pariser Hof aufgemuntert, seinen Verwandten in Lissabon beizustehen, und der Marschall Schomberg, aus der rheinländisch-pfälzischen Familie der Schönberge, durfte mit einem französischen Freikorps den Portugiesen zu Hilfe ziehen. Zugleich aber bot Ludwigs Gesandter in Madrid, George d'Aubusson de la Feuillade, Erzbischof von Embrun, dem spanischen König die Unterstützung Frankreichs gegen Portugal an, wenn die Nichtigkeit der Renunziation der Königin ausgesprochen würde. Denn in diesem Falle halte sich der französische Machthaber für verpflichtet, die Monarchie, die ja möglicherweise seinen eignen Nachkommen zufallen konnte, in ihrer Integritäte zu erhalten. Der zarte schwächliche Infant Karl ließ kein langes Leben erwarten. Erst als Philipp IV. in Übereinstimmung mit dem spanischen Staatsrat an der Gültigkeit der Entsagungsakte festhielt, wurde auch die Unterstützung Portugals ernstlicher betrieben. Schomberg erhielt regelmäßige Beihilfe.

Seekrieg zwischen Holland und England. 1665. 1666. Nov. 1664. Der versteckte Krieg, den die englischen und holländischen Handelsgesellschaften, insbesondere die westindischen Kompanien miteinander führten, ging endlich in einen offenen über. Das Parlament selbst forderte den König dazu auf und bewilligte zu den Bedürfnissen und Ausrüstungen eine Geldsumme, wie sie noch niemals von dem Hause votiert worden war. Die niederländische Re-

gierung antwortete mit einem Einfuhrverbot englischer Fabrikate. Bald folgte Jan. 1665.
die Kriegserklärung von seiten des englischen Königs und sofort wurden auch die Feindseligkeiten in den europäischen und amerikanischen Gewässern eröffnet. In einem schlachtenreichen Krieg mit großen Thaten und Wechselfällen maßen nun abermals die um die Herrschaft des Meeres streitenden Nationen ihre Kräfte. Durch eine Art von Naturnotwendigkeit wurden die beiden Seemächte noch einmal in den Kampf gezogen. „Es war wie eine Ehrensache zwischen zwei Fechtern, die durch eine lange zurückgehaltene Feindseligkeit angefeuert sind, und von denen jeder der stärkere zu sein glaubt." An der Spitze der englischen Armada stand der Herzog von York, des Königs Bruder und Thronfolger als Großadmiral; ihm zur Seite der zum Herzog von Albemarle erhobene Monk und einige Seekapitäne aus Cromwells Zeit, wie Penn und Lawson. Die niederländische Flotte befehligte der Admiral Opdam-Wassenaar, ein hervorragendes Haupt der patrizischen Partei; unter ihm die erprobten Seehelden de Ruyter, Evertsen und der jüngere Tromp. Die Engländer waren anfangs im Vorteil: auf der Höhe von Harwich wurde das Admiralschiff, von dessen Verdeck herab Juni 1665.
Opdam die Schlacht leitete, durch den „Royal Charles" des Herzogs von York in die Luft gesprengt; nur der Geschicklichkeit Tromps war es zu danken, daß die holländische Flotte, wenn auch mit großen Verlusten nach der heimatlichen Küste gerettet ward. Bald darauf kehrte de Ruyter aus den afrikanischen und westindischen Gewässern nach dem Texel zurück und übernahm den Oberbefehl. Er hatte dort manches glückliche Gefecht bestanden und manches Verlorne zurückgewonnen: nur die Kolonie Neuniederland in Nordamerika hatte der Westindienfahrer Holmes für die englische Handelsgesellschaft erobert und der 1664.
Stadt Neuamsterdam den Namen Neu York gegeben. Durch die Ankunft de Ruyters und die energische Thätigkeit de Witts, der selbst nach dem Texel geeilt war, wurden die Verluste wieder ausgeglichen, die Bemühungen der oranischen Parteigenossen, dem Prinzen den Oberbefehl zu verschaffen, zurückgewiesen. Es gelang dem neuen Befehlshaber, die ostindischen Schiffe, die mit einer Ladung von sechs Millionen Goldes auf weiten Umfahrten nach Europa gesegelt waren Aug. 1665.
und bei Bergen in Norwegen vor Anker lagen, glücklich nach der Heimat zu führen, ohne daß die englische Flotte unter Montague Sandwich ihn daran zu hindern vermochte. Der dänische König Friedrich III. hatte sich mit dem englischen Admiral über die Teilung der Beute geeinigt; aber der Kommandant des Platzes konnte davon nicht zeitig genug benachrichtigt werden und war den Holländern behilflich. Der König verbarg seinen Verdruß und erneuerte mit den Generalstaaten, die ihm einst das Reich gerettet, das frühere Bündnis. Der Admiral Sandwich, eines der Häupter der Restaurationsbewegung, mußte den Oberbefehl über die Flotte abgeben.

Als im Oktober das Parlament wieder zusammentrat, diesmal in Oxford, weil in London die Pest herrschte, stellte sich heraus, daß die Subsidien, die für *Fortführung des Kriegs. Ludwigs Haltung dabei.*

drei Jahre reichen sollten, schon im ersten erschöpft waren, weniger durch den Krieg selbst als durch Unterschleif und Verschwendung. „Die Schmeichler des Hofes hatten sich schnell bereichert, während die Matrosen durch Hunger zur Meuterei gebracht wurden, die Schiffswerften ohne Schutz, die Schiffe leck und ohne Takelage waren.“ Es erhob sich daher die Frage, ob man den Krieg weiter führen oder die von Ludwig XIV. angebotene Friedensvermittelung annehmen sollte. Noch aber war der Haß und Neid gegen den Rivalen auf der See und im Marktverkehr wirksam genug, zur Fortsetzung des Kriegs anzutreiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Frankreich von der Vermittlerrolle zu einer aktiven Einmischung übergehen sollte. Die französischen Vorschläge zur Ausgleichung der ostindischen und afrikanischen Streitobjekte schienen dem Parlament zu ungünstig. Der Verdruß über die Einmischung trug zur Schärfung des Kriegseifers bei. Selbst die Dissenters, die man im Verdacht geheimer Sympathien für die calvinische Republik hatte, erfuhren die Rückwirkung des neuen kriegerischen Aufschwungs. Es wurde erwähnt, daß Ludwig nicht allzustark für seine holländischen Freunde Partei nahm; dennoch war seine Haltung diesen von Vorteil: er bewirkte, daß Dänemark und Schweden eine der Republik günstige Neutralität beobachteten, und nötigte England seine Flotte zu teilen, um nicht unversehens und ungedeckt von Frankreich angegriffen zu werden. So konnte es geschehen, daß bei der Erneuerung des Kriegs die Engländer in der großen
11.–15. Juni 1666. Seeschlacht der vier Tage schließlich im Nachteil blieben, daß der Admiral Monk und Prinz Ruprecht, der sich am dritten Tag mit ihm vereinigt hatte, die Reste der sehr beschädigten und verminderten Flotte die Themse hinaufführen mußten. 23 englische Schiffe waren verbrannt, versenkt, weggeführt, die Zahl der Toten ward auf 6000, die der Gefangenen auf 3000 Mann gerechnet; unter den 2000 Toten der Holländer war der tapfere Admiral Cornelius Evertsen. Seine Stelle nahm sein Bruder Johann ein; auch er wolle, erklärte er den Staaten, gleich seinem Vater, seinen vier Brüdern und einem seiner Söhne auf dem Felde der Ehre für sein Vaterland fallen. Sein Wille sollte bald erfüllt werden. In sechs Wochen hatten die Engländer ihre Flotte wieder in solchen Stand gebracht,
4. Aug. daß sie sich mit dem Feind in eine neue Schlacht einlassen konnten. Diesmal blieben sie im Vorteil; der alte Evertsen verlor sein Leben; Tromp und de Ruyter entzweiten sich; dieser beschuldigte den ersteren, er habe durch voreilige Verfolgung einiger feindlichen Schiffe das Unglück verschuldet; Tromp, als Anhänger der oranischen Faktion bei der herrschenden Aristokratie mißliebig, wurde von de Witt seines Amtes entsetzt.

Die Themsefahrt und der Friede von Breda. 1667. Der Ratspensionär beschuldigte die Oranier, daß sie die Regierung durch Intrigen mit England zum Frieden zwingen wollten; er verfolgte sie daher mit rücksichtsloser Energie; de Buat, ein früherer Edelknabe des Prinzen, mußte mit dem Leben büßen. Es war ein wunderbarer Mann, dieser Johann de Witt; nichts vermochte ihn von seinen Entwürfen abzubringen. Mit derselben Energie,

wie er die Feinde niederwarf, verwaltete er daheim die Angelegenheiten des Staats. Zum drittenmal konnte eine neue große Flotte unter dem Oberbefehl de Ruyters in See stechen; zugleich brachte er Frankreich und die beiden skandinavischen Staaten dahin, daß sie entschiedener für die Republik eintraten. Dadurch sah sich Karl II. bewogen, auf Frieden zu denken. Schon waren die Bevollmächtigten der kriegführenden und vermittelnden Staaten in Breda zu dem Friedenskongreß versammelt, als Johann de Witt, da sich die Verhandlungen hinauszogen und mittlerweile der Kriegszustand fortdauerte, einen kühnen Entschluß faßte. Der König von England sollte zum Frieden gezwungen werden, ehe er Zeit hätte, mit Frankreich das bereits eingeleitete Bündnis abzuschließen. Zu dem Zweck mußte der Admiral de Ruyter, den der Ruwaard Cornelius de Witt als Kommissar der Stände begleitete, einen direkten Angriff auf das Inselreich machen. In die Themse einfahrend zersprengten sie die oberhalb Sheerneß über den Strom gezogene Kette, nahmen oder verbrannten bei Chatam fünf Juni 1667.
große Kriegsschiffe, darunter den Royal Charles, auf dem einst der König zurückgekehrt war, vernichteten weiter aufwärts bei Rochester drei große Schiffe und mehrere kleine Fahrzeuge und kehrten dann nach Margate und North Foreland zurück, die Mündung des Flusses mit einer Blockade bedrohend. In London, wo man sich noch nicht von einer gewaltigen Feuersbrunst erholt hatte, lebte man in großer Besorgnis. De Witt erreichte seinen Zweck. England willigte in den Frieden von Breda, in welchem die Navigationsakte zu gunsten 31. Juli 1667.
Hollands gemildert und die Bestimmung getroffen ward, daß jeder Teil im Besitz der Länder und Ortschaften, sowie der Schiffe und Güter bleiben sollte, die er vor und in dem letzten Krieg an sich gebracht habe. Damit war auch die Verbindung von Neuniederland (New York) mit den übrigen englischen Besitzungen in Nordamerika ausgesprochen. So war denn in dem Augenblick, da sich in den spanischen Niederlanden wichtige Ereignisse vorbereiteten, der Friede zwischen England und den Generalstaaten äußerlich hergestellt; allein die maritime Eifersucht der Engländer, die eigentliche Quelle der Feindseligkeiten, war durch die Themsefahrt noch geschärft worden. „Einen Angriff, der die Sicherheit von London gefährdete, konnte weder die Regierung noch selbst die Nation den Holländern vergeben.“

2. Der französisch-spanische Krieg und der Dreistaatenbund.

In Frankreich war die dienstbeflissene Rechtsgelehrsamkeit den Wünschen Thronwechsel in Spanien.
des Königs zu Hilfe gekommen: juristische Deduktionen hatten darzuthun gesucht, Französische Staatskunst.
daß der königlichen Gemahlin, als der älteren Schwester, ein näheres Recht auf die Erbfolge in den Niederlanden zustehe, als dem jüngeren Bruder. Ehe noch der Vorschlag an den spanischen Monarchen gelangen konnte, schied dieser aus der Welt. Über seinen unmündigen Sohn Karl II. führte die Königin-Mutter, 17. Sept. 1665.

Maria Anna, Tochter des Kaisers Ferdinand III., die vormundschaftliche Regierung. An diese richtete nun die Schwägerin Anna von Österreich das Ersuchen, zur Erhaltung des Friedens zwischen beiden Nachbarreichen in die Abtretung zu willigen. Maria Anna aber erwiderte: „durch die testamentarische Anordnung ihres verstorbenen Gemahls sei sie verpflichtet, die Provinzen der Monarchie ungeschmälert beisammen zu halten, nicht ein Dorf könne und werde sie abtreten". Dies war die Meinung der ganzen Nation; selbst in den Niederlanden wurde dem unmündigen König unverzüglich der Treueid geleistet. Unter diesen Vor-
Jan. 1666. gängen schied auch Anna von Österreich aus der Welt. Jetzt war Ludwig XIV. von allen Rücksichten entbunden und beschloß, sein längst gehegtes Vorhaben auszuführen. Noch waren zwei Kriege im Gange: der englisch-holländische und der portugiesisch-spanische. Karl II. von England war in beide verflochten. Mit den Generalstaaten und ihrem Haupt Johann de Witt bestand noch die Bundesgenossenschaft vom Jahr 1662; dem englischen König stellte Ludwig ein freundschaftliches oder neutrales Verhalten während des Kriegs in Aussicht, wenn derselbe den Unternehmungen Frankreichs keine Hindernisse in den Weg legen würde. Die Verhandlungen gingen durch die Hand der Mutter des Königs, Henriette von England, die damals in Chaillot wohnte, und blieben ein vollständiges Geheimnis. Die deutschen Fürsten am Rhein brachte er durch Einzelverträge zu dem Versprechen, daß sie den kaiserlichen Truppen, falls sie den Flandrern zu Hilfe ziehen wollten, den Übergang über den Strom wehren würden. Schon bei dieser Gelegenheit leistete ihm Wilhelm von Fürstenberg, geheimer Rat des Kurfürsten von Köln, wesentliche Dienste. Er wie seine beiden Brüder, Franz, Bischof von Straßburg, und Hermann, Oberhofmeister des Kurfürsten von Bayern, handelten ganz im französischen Interesse.

Geheimer Vertrag zwischen Frankreich und dem Kaiser.

Ja noch mit viel weitergehenden Gedanken trug sich der König in dem jugendlichen Aufschwung seines Herrschergeistes. Die Geschichtsforschung hat Beweisstücke zu Tage gefördert, aus denen hervorgeht, daß um diese Zeit zwischen Paris und Wien ein Teilungsvertrag über die spanische Monarchie verabredet ward für den Fall, daß der junge König, an dessen Lebensfähigkeit man vielfach zweifelte, ohne Leibeserben aus der Welt gehen sollte. Zuerst forschte der kölnische Fürstenberg in Wien, wie man eine solche Eröffnung aufnehmen würde; die Fürsten Auersperg und Lobkowitz, die einflußreichsten Minister, waren dem Gedanken nicht abgeneigt. Die Sache wurde jedoch nicht geheim genug gehalten; der spanische Gesandte beklagte sich über ein so treuloses und ungerechtes Vorhaben, und der Kaiser wollte nichts davon wissen. Ein
März 1667. halbes Jahr später, als der Feldzug gegen die Niederlande schon im Gange war,
31. Dez. 1667. tauchte der Vorschlag von neuem auf. In der Neujahrsnacht schlich sich der französische Gesandte, Ritter von Gremonville, in einen dichten Mantel gehüllt zu dem Fürsten von Auersperg und setzte ihm in vertraulichen Gesprächen auseinander, wie zweckmäßig es wäre, wenn die zwei mit den beiden Infantinnen verheirateten Herrscher über eine Teilung des spanischen Reichs für den Fall des kinderlosen Ablebens des dermaligen Königs sich rechtzeitig verständigten. Dadurch würden alle anderweitigen Ansprüche und Einreden, die etwa erhoben werden möchten, im Keime niedergeschlagen werden. Auch die gemeinschaftlichen religiösen Interessen wurden betont; wenn die zwei größten

katholischen Mächte durch einen Freundschaftsbund vereinigt wären, mit welchem Nachdruck könnte man dann den ketzerischen Regierungen und Völkern begegnen! Kaiser Leopold, der am Neujahrstag den Gesandten in besonderer Audienz empfing, ging auf die Vorschläge ein: am 19. Januar wurde ein Freundschafts- und Allianzvertrag unterzeichnet, in welchem eine Teilung der spanischen Monarchie zwischen den beiden verwandten Höfen in Aussicht genommen war. Dem Kaiser sollten die Hauptländer zufallen: Spanien selbst, die Staaten in Amerika, auch Mailand und Sardinien; dagegen sollte König Ludwig Besitz ergreifen von den spanischen Niederlanden, der Franche Comté, dem Königreich Neapel und Sizilien und Navarra, dem Stammland seiner Ahnen; selbst die Philippinen und die afrikanischen Küstenorte sollten zu seinem Anteil gehören, denn zu der weltbeherrschenden Großmacht, zu welcher er Frankreich zu erheben gedachte, waren auch auswärtige Besitzungen, war auch eine imponierende Marine notwendig. Dieser eventuelle Teilungsvertrag blieb dem übrigen Europa ein vollständiges Geheimnis. Selbst Karl II. hat nie davon Kunde erhalten. Die Grundbedingung, der baldige Tod des spanischen Königs, ging nicht in Erfüllung, und der Gang der Ereignisse führte zu andern Beschlüssen und Koalitionen. Die Ansicht, die wahre Politik Österreichs müsse dahin trachten, daß die Reiche der beiden Habsburger Linien wieder vereinigt würden, gewann in Wien die Oberhand. Selbst Auersperg, verstimmt, daß ihm der versprochene Kardinalshut doch nicht zuteil ward, gab den Teilungsplan auf. Aber die Successionsrechte, die Ludwig durch seine Gemahlin erlangt zu haben glaubte, verschwanden nicht aus seinem Geist.

19. Jan. 1668.

Durch solche Künste und Unterhandlungen gelang es dem französischen König die Niederlande zu isolieren, Spanien durch täuschende Vorspiegelungen von Frieden und Vermittelung in Sicherheit zu wiegen und die eignen Rüstungen zu vervollständigen, ohne Verdacht zu erregen. In Amiens sammelte sich unter Turenne die Hauptarmee; zu dieser begab sich im Mai der König selbst, „um unter diesem Meister das Kriegshandwerk zu lernen". Der Königin-Regentin in Madrid hatte er zuvor ein Schreiben mit der Darlegung seiner Ansprüche auf Brabant und die übrigen niederländischen Provinzen einreichen und die Erklärung abgeben lassen, daß er genötigt sei, das Recht, das man ihm verweigere, mit den Waffen sich zu verschaffen. Eine Gegenschrift, welche von dem kaiserlichen Gesandten in London, Francesco dell' Isola, „der den Nutzen des Hauses Österreich mit allen Kräften suchte", unter dem Titel „Schild von Staat und Recht" bekannt gemacht wurde und die Ungerechtigkeit der Ansprüche und das perfide Vorgehen des französischen Hofes in seiner ganzen Gefährlichkeit darstellte, vermochte den Gang der Ereignisse nicht aufzuhalten. In den letzten Tagen des Mai rückte das Heer gegen die Lys vor, am 2. Juni zog Turenne in Charleroi ein. Der König wäre gern sogleich nach Brabant, in das Herz des Landes vorgedrungen; allein der Marschall hielt zurück, er wollte seine noch junge Infanterie nicht sogleich auf einen Kriegsschauplatz stellen, wo voraussichtlich der größte Widerstand zu erwarten war. Er eroberte Tournay, Douai, Oudenarde und schritt dann, nachdem er die andern Truppenabteilungen unter d'Aumont und Crequi, der an der Mosel aufgestellt war, an sich gezogen, zur Belagerung von Lille. Diese Zeit hatte der Gouverneur der Niederlande, Marquis von Castelrodrigo, benutzt, um

Einfall in Flandern.

Mai 1667.

2. Juni 1667.

Juni und Juli.

die Hauptfestungen in guten Verteidigungszustand zu setzen und die unhaltbaren niederzureißen. Das königliche Heer fand daher überall starken Widerstand: 29. Aug. Lille konnte erst nach längerer Belagerung bei einem dritten Sturm erobert werden. Graf Marsin, ein alter Anhänger Condés, der im spanischen Heer diente, hat sich bei diesem Verteidigungskrieg gegen seine Landsleute besonders hervorgethan; doch erlitt er auf dem Rückzug bei Brügge eine Niederlage. Als die Witterung ungünstig zu werden anfing, kehrte Ludwig zu den Hoffesten nach Versailles zurück und die Marschälle bezogen die Winter quartiere.

Ludwig begrenzt seine Forderungen. Dieses feindselige Auftreten Frankreichs gegen eine nicht feindliche Macht, ein wie aus einem Hinterhalt unternommener Überfall erregte in ganz Europa das größte Aufsehen: es war der Anfang einer auf die Schwäche und Uneinigkeit der Nachbarn gegründeten Eroberungspolitik, deren Grenzen nicht abzusehen waren. Die Engländer und Holländer eilten daher, durch den Abschluß des Friedens von Breda Zeit zu weiteren Entschlüssen zu erlangen; in Madrid konnte man die Bestürzung und Entrüstung kaum verbergen. Selbst in Wien war man betroffen über das eigenmächtige Vorgehen. König Ludwig hielt es für angemessen, die öffentliche Meinung durch genauere Begrenzung seiner Ansprüche zu beruhigen. Wenn ihm Spanien die Franche Comté, Luxemburg, Cambrai und einige niederländische Grenzplätze abtrete, erklärte er, wolle er die seiner Gemahlin durch den Tod ihres Vaters zugefallenen Rechte aufgeben.

De Witts pazifikatorische Thätigkeit. Ganz besonders fühlte de Witt patriotische Beklemmungen. Er war in seinen Verbindungen mit Frankreich weiter gegangen, als die Generalstände gebilligt hatten. Jetzt erschien er als Mitschuldiger an dem französischen Überfall. Und konnte die holländische Republik ruhig zusehen, daß anstatt der schwachen spanischen Regierung ein eroberungssüchtiger Großstaat die flandrischen und brabantischen Provinzen in seine Gewalt bringe? Nicht einmal die gesamte patrizische Faktion, die das Regiment führte, war mit de Witts Politik einverstanden, viel weniger die Oranier, welche Frankreich haßten. Der Ratspensionär erkannte das Gefährliche seiner Lage und war daher seit dem Frieden mit England bedacht, dem weiteren Vorgehen des mächtigen Nachbars Einhalt zu thun. Er konnte sich nicht entschließen, mit Spanien in ein Bündnis einzutreten, wie günstige Bedingungen auch immer der Generalgouverneur in Brüssel für eine Unterstützung an Geld und Hilfstruppen anbot. Dagegen glaubte er im allseitigen Interesse zu handeln, wenn er einen Ausgleich zustandebrächte. Dies könne geschehen, wenn die beiden Seemächte, die noch vor kurzem die Waffen gegeneinander getragen, sich die Hände zur Durchführung pazifikatorischer Absichten reichten. Und da fand er einen gleichgesinnten Förderer seiner Pläne in einem Staatsmann, dessen Fähigkeiten und Ansichten er auf dem Friedenskongreß in Breda kennen gelernt hatte. Es war Sir William Temple, englischer Resident in Brüssel. Auf einer persönlichen Zusammenkunft im Haag tauschten beide ihre Gedanken aus. Spanien sollte zur Abtretung der von Frankreich gemachten Eroberungen

gebracht werden oder sich zu einem Ersatz verstehen. Auf Grund dieser „Alternative“ sollte der Friede hergestellt werden. Es war keine leichte Sache, das zwischen England und Holland obschwebende Mißtrauen zu verscheuchen. In London traute man dem Ratspensionär die Absicht zu, die belgischen Provinzen mit Frankreich zu teilen; im Haag und in Amsterdam kannte man die Sympathien Karls II. für den Hof in Versailles. Und in der That neigte der König mehr zu einem Bündnis mit Frankreich als mit der Republik. Gegen diese hatte er seine Abneigung noch keineswegs verwunden; und gerade damals hatten die Aristokraten den für das oranische Haus so kränkenden Beschluß gefaßt, daß in Zukunft die Statthalterschaft von dem Oberbefehl zu Land und Meer auf immer getrennt werden solle. Eine Allianz mit Ludwig XIV. gegen Spanien und je nach Umständen auch gegen Holland konnte der Monarchie große Vorteile bringen. Ja selbst mit dem Hof von Madrid stand der wandelbare selbstsüchtige Stuart in Unterhandlungen. Er schien geneigt, sich dahin zu wenden, wo man seinen Anschluß am reichlichsten lohnen würde. Erst als Ludwig XIV., welcher der Verbindung mit Holland nicht voreilig entsagen mochte, sich zurückhaltend benahm und Spanien auf die hohen Forderungen Karls nicht eingehen wollte, erhielt Temple den Auftrag, mit dem Ratspensionär einen Vertrag ab- Jan. 1668.
zuschließen, kraft dessen die beiden Mächte sich verpflichteten, auf den von Ludwig XIV. selbst gestellten Bedingungen den Frieden zu bewirken. Demnach sollte die spanische Herrschaft in den Niederlanden aufrecht erhalten und Frankreich mit einigen Abtretungen entschädigt werden. Von dem Plan einer Aufrechthaltung des Pyrenäischen Friedens stand man ab. Nur für den Fall, daß der König nicht zu seiner Zusage stehen und die Bedingungen nicht annehmen würde, sollte mit gemeinsamen Anstrengungen und im Bunde mit Spanien der in jener Pazifikation geschaffene Zustand zurückgeführt werden. Damals war gerade der für London bestimmte schwedische Gesandte Graf Dohna im Haag anwesend. Diesem teilte Sir William Temple den Vertrag mit und lud ihn zum Beitritt ein. Graf Dohna, der die Gesinnung des regierenden Reichsrats kannte und durch einen Artikel seiner Instruktionen sich zu einem solchen Schritt ermächtigt glaubte, ging ohne Bedenken auf den Vorschlag der beiden Staatsmänner ein. So entstand die Konvention, die unter dem Namen der Tripelallianz oder des Dreistaatenbündnisses eine europäische Bedeutung erlangt hat, das erste Beispiel einer Vereinigung zur Erhaltung des Friedens im Interesse der allgemeinen europäischen Gemeinschaft. Nach der holländischen Verfassung hätte der Traktat den einzelnen Provinzialversammlungen zur Bestätigung vorgelegt werden sollen. Um diese Verzögerung zu vermeiden, holte der Witt nudie Genehmigung der gemeinsamen aus acht Räten bestehenden Kommission ein, die während des Kriegs, um mehr Einheit und Energie in die Geschäftsführung zu bringen, aus den verschiedenen Provinzen eingesetzt worden war und ganz von dem Ratspensionär abhing. Durch diese Übereinkunft gewann de Witt „eine

der großartigsten Stellungen, die je ein republikanisches Oberhaupt in Europa eingenommen hat".

Der Frieden von Aachen. Es handelte sich nun darum, die beiden kriegführenden Mächte, die außerhalb dieser Abmachungen standen, zur Annahme zu bewegen. Beide schienen zur Fortsetzung des Kampfes bereit. Spanien schloß Frieden mit Portugal und erkannte die Unabhängigkeit des Nachbarlandes an, um seine ganze Streitmacht gegen Febr. 1668. Frankreich kehren zu können, und Ludwig XIV. sandte im Februar den Prinzen von Condé und den Grafen von Boutteville-Luxemburg mit einem Heer in die Franche Comté, um diese Provinz in Besitz zu nehmen. Schon war der größte Teil des Landes mit Besançon in der Gewalt der Franzosen, als Ludwig XIV. selbst bei dem Heer erschien und an der Eroberung von Dôle teilnahm. Unter diesen Umständen war es zweifelhaft, ob die pazifikatorischen Absichten der drei Mächte durchgeführt werden könnten. Schon sah sich der französische König nach neuen Verbündeten in Italien und Deutschland um; Castelrodrigo suchte im Haag um Hilfe nach. Endlich erhielten doch die Friedensgedanken das Übergewicht: dem Statthalter in Brüssel wurde geantwortet, daß er nur auf Hilfe rechnen könne, wenn Spanien darauf eingehe, entweder die Franche Comté oder die von den Franzosen eroberten Städte und Gebiete an der niederländischen Südgrenze abzutreten; in Paris waren die meisten Minister dem Frieden geneigt, und ihre Vorstellungen machten auch auf den König Eindruck. So wurden April 1668. denn in St.-Germain zwischen den Bevollmächtigten von Holland und England einerseits und französischen Ministern anderseits die Präliminarien vereinbart, auf Grund deren der Aachener Frieden abgeschlossen ward, nachdem man Spanien durch drohende Mahnungen zur Annahme gebracht. Kraft dieses auf dem Kon-2. Mai 1668. greß von Aachen abgeschlossenen Friedens blieb Frankreich im Besitz von Flandern mit den eroberten Städten Charleroi, Douai, Tournay, Courtray, Lille und Oudenarde; dagegen wurde die Freigrafschaft an Spanien zurückgegeben. Ludwig XIV. konnte mit dem Erfolg seines ersten Waffenganges zufrieden sein. Waren auch seine Forderungen nicht in ihrem ganzen Umfang gewährt worden, so waren dafür auch die Ansprüche seiner Gemahlin auf die spanische Erbfolge unerschüttert geblieben. Und wie bald konnten bei der schwächlichen Konstitution des jungen Königs in Madrid unvorhergesehene Eventualitäten eintreten! Die erworbenen flandrischen Städte aber erhielten dadurch noch eine besondere Wichtigkeit, daß Ludwig XIV. dieselben durch Vauban in unüberwindliche Festungen umschaffen ließ und damit die Nordgrenze von Frankreich durch einen armierten Gürtel schützte.

3. Ludwigs Kriegspolitik gegen Holland.

Das holländische Gemeinwesen unter Johann de Witt. Die Aachener Pazifikation war das Werk des Großpensionärs Jan de Witt. Kein Wunder, daß sein Stolz und Selbstgefühl wuchs und er in der holländischen Staatenversammlung eine diktatorische Autorität erlangte. Sein

eifrigstes Bestreben war nun darauf gerichtet, die republikanisch-aristokratische Verfassung immer mehr auszubilden und zu befestigen, die Zwitterstellung zwischen Monarchie und Republik, welche die Generalstaaten seit der Utrechter Union einnahmen, zu vernichten, ein föderatives Gemeinwesen unter der Hegemonie der Provinz Holland für alle Zukunft zu sichern. Wilhelm von Oranien war stets der Gegenstand seines Mißtrauens und seiner Befürchtung. Je mehr der Prinz, der jetzt in sein achtzehntes Jahr, in das Alter der Mündigkeit eingetreten war, sich der Verwendung und Fürsprache seiner beiden Oheime, des Königs von England und des Kurfürsten von Brandenburg erfreute, je mehr in Zeeland, in Friesland, in andern Provinzen die Volksgunst auf dem jungen Fürsten ruhte, der an natürlichen Anlagen wie an Bildung und Kenntnissen sich ganz seiner erlauchten Ahnen würdig zeigte, desto eifriger war der Ratspensionär bemüht, demselben den Weg zu den hohen Ämtern zu verschließen. Bei den hochmögenden Herren von Holland hatte er, wie erwähnt, schon während des französisch-spanischen Kriegs den Beschluß durchgesetzt, daß die Statthalterschaft von der Würde eines Oberbefehlshabers (Generalkapitän) getrennt werde. Jetzt gab er sich alle Mühe, auch die übrigen Provinzen der Union zur Annahme dieses Beschlusses zu bewegen. Durch sein Ansehen und seine staatsmännische Gewandtheit brachte er es auch wirklich dahin, daß sämtliche vereinigte Staaten durch die „Harmonieakte“ ihre Zustimmung zu dem „Ewigen Edikt“ gaben, wodurch die beiden hohen Ämter auf immer getrennt sein sollten und nur mit dieser Beschränkung die Statthalterwürde wieder ins Leben treten dürfe. So schien das Aristokratenregiment für alle Zeiten gesichert. Aus dem Kirchengebet verschwand der Name des Statthalters; selbst die Würde des ersten Edlen von Zeeland, welche die Prinzen von Oranien besaßen, wurde abgeschafft; die arminianischen Prediger, an ihrer Spitze Coccejus, Professor der Theologie in Leiden, wirkten für die herrschende Oligarchie; mehr und mehr nahm die niederländische Union die Gestalt eines republikanischen Gemeinwesens an. Die Landmacht wurde vermindert, damit kein oberster Kriegsherr in die Höhe kommen könne; alle Aufmerksamkeit wandte sich der Marine zu. In den Häfen lagen schwerarmierte Kriegsschiffe; in allen Meeren fuhren Kauffahrer und Fischerfahrzeuge; auf den Werften von Holland wurden Schiffe für alle Völker gebaut. De Witt wollte der Republik die Seeherrschaft erringen, sie zum Mittelpunkt des Welthandels erheben, die holländischen Städte zum Sitz des Reichtums, zum Markt der Nationen machen. Kein Staat hatte solchen Kredit in der Finanzwelt wie Holland.

Frankreichs Groll und Eifersucht auf Holland.

Die Macht des holländischen Staatsmannes wurde jedoch durch die diplomatischen Intrigen und die zersetzende Politik des französischen Hofes in ihren Grundfesten untergraben. Er galt als der Schöpfer der Tripelallianz, die es gewagt hatte, den Siegeslauf des großen Königs zu hemmen; dieses vermessene Unternehmen eines Mannes, an dessen Ergebenheit man in Paris geglaubt hatte,

verzieh Ludwig niemals. Sein ganzes Trachten war forthin darauf gerichtet, an der Republik und an ihrem Haupt Rache zu nehmen. Zu dem persönlichen Groll gesellten sich politische und religiöse Motive, um die Verbitterung zu steigern. Mit Eifersucht schaute das monarchische und katholische Frankreich, wo die ganze öffentliche Gewalt in den Händen eines Einzigen vereinigt war, auf das protestantische republikanische Gemeinwesen, in welchem eine Anzahl aristokratischer Männer unter der Leitung eines eigenmächtigen diktatorischen Patriziers alles abzuschaffen bemüht war, was noch aus alten Zeiten an die Monarchie erinnerte, wo allen, die aus politischen und religiösen Gründen in Frankreich verfolgt oder bedrängt wurden, eine Freistätte gewährt ward zu litterarischer Thätigkeit und eine freie Presse für ihre kühne Polemik. Der stolze Freistaat, wo unter dem Schutz der Gesetze und der öffentlichen Institutionen die reformierten Doktrinen fortlebten, die Wissenschaft, die Forschung und Kritik sich frei bewegten, eine philosophische Spekulation ihre Schwingen entfaltete und den Autoritätsglauben, den der französische Klerus mit so unduldsamer Strenge zu begründen suchte, anfocht und erschütterte, erschien dem König und seinen gereizten Staatsräten wie ein feindlicher Gegensatz gegen das monarchische und katholische Frankreich, wie eine Verhöhnung der Richtungen und Anschauungen, die dort mehr und mehr die Herrschaft erlangten, als die allein wahren bekannt werden sollten. Ehre und Überzeugung forderten die Zertrümmerung eines Gemeinwesens, das so verhaßten Bestrebungen Leben und Entfaltung gab, wo die religiöse und politische Opposition ihr Waffenfeld hatte, die antimonarchische Denkweise wie eine drohende Demonstration gegen die Nachbarstaaten sich frei und ungehemmt äußern durfte. Der Staatsrat hatte nach dem Aachener Frieden eine Schaumünze prägen lassen, wie die niederländische Republik, den Freiheitshut auf einem Speer führend und auf eine Trophäe gestützt, die Ketten zerriß. In Frankreich wollte man von einer andern Denkmünze Kunde haben, auf welcher der holländische Staatsmann als Josua dargestellt war, wie er der Sonne, dem Sinnbild des Königs, Stillstand gebot. Die Höflinge und die Kriegspartei in Frankreich schürten das glimmende Feuer: selbst Colbert, der früher für den Frieden gesprochen, ging jetzt auf die kriegerische Strömung in den tonangebenden Kreisen ein. Die Staatsmänner machten geltend, welcher Zuwachs an Kraft für Frankreich entstehen würde, wenn es gelänge, die reiche Republik mit ihrer Seemacht, ihren Kolonien, ihrem Handel dem französischen Zepter zu unterwerfen oder doch in ein Schutzverhältnis zu zwingen. Würden dann nicht die spanischen Niederlande von selbst dem französischen Reich zufallen? und wer wollte den großen Ludwig hindern, den Rhein zur Grenze seiner Herrschaft zu machen? Hatte doch die französische Politik auf beiden Ufern des Stroms schon so manche Fäden angeknüpft! Wir wissen ja, wie eifrig die drei Brüder Fürstenberg, die „Egonisten“ im Dienste Frankreichs wirkten. Schon aus katholischem Religionseifer förderten diese entarteten deutschen Kirchenfürsten die

Machterhöhung des großen Ludwig, des Schirmherrn des Glaubens und der Kirche.

Wie bei dem ersten Krieg ging man auch diesmal wieder in Paris mit Auswärtige Allianzen.
großer Vorsicht zu Werke; die Minen wurden in weitem Umfang und mit fester Hand gelegt. Durch äußere Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen de Witt und den holländischen Staatsrat suchte man alles Mißtrauen zu verscheuchen: der gewandte Diplomat Pomponne, dem Ludwig den Gesandtschaftsposten im Haag übertrug, wurde nicht müde, den Ratspensionär der wohlwollenden Gesinnung seines Herrn zu versichern und des alten Bundesverhältnisses zu gedenken. Zugleich suchte derselbe aber den Dreistaatenbund zu sprengen, durch welchen die Republik im Frieden von Aachen ihre schiedsrichterliche Autorität errungen hatte. Noch im Mai 1669 war Spanien nach längerer Weigerung vermocht worden, Mai 1669.
an Schweden die Subsidien zu zahlen, welche die Verbündeten demselben als Preis seines Beitritts zugesichert hatten; de Witt konnte also glauben, daß das Bündnis der drei Mächte auf längere Zeit fortbestehen werde. Und doch war bereits ein mächtiger Keil eingetrieben. Die selbstsüchtige Aristokratie in Stockholm, die während Karls XI. Minderjährigkeit das Regiment führte, widerstand nicht lange den Lockungen, die ihr Frankreich darbot. Als Pomponne vom Haag nach Stockholm versetzt ward, um dort seine diplomatische Kunst zu entfalten, meldete ihm der französisch gesinnte Reichskanzler Magnus de la Gardie mit freudestrahlenden Augen, daß es ihm gelungen sei, den Reichsrat zu be- Nov. 1671.
wegen, die alte Allianz mit Frankreich zu erneuern. Die ansehnlichen Hilfsgelder, die man in Paris in Aussicht stellte, verfehlten nicht ihre Wirkung auf die habgierigen Seelen der Großen. Auch verlangte man vor der Hand keine thatsächliche Mitwirkung. Schweden sollte sich nur jeder Einmischung und Hilfeleistung enthalten, wenn der König von Frankreich die Republik mit Krieg überziehe, und falls man etwa von Deutschland aus den Generalstaaten bewaffneten Beistand gewähren würde, den Zuzug von Truppen verhindern. Der geheime Teilungsvertrag mit dem Kaiser, die französischen Sympathien des von Ludwig durch Jahrgelder gewonnenen österreichischen Ministers Lobkowitz, die Verbindungen und Intrigen, welche man von Versailles aus mit den meisten deutschen Fürstenhöfen angeknüpft hatte, und die Thätigkeit vaterlandsloser Satelliten an so vielen Orten, das alles ließ kein energisches Eingreifen von seiten des Reichs befürchten. Zudem war Kaiser Leopold zu sehr mit den Angelegenheiten in Ungarn beschäftigt, als daß er den kriegerischen Unternehmungen des Schwagers im Westen Einhalt hätte gebieten sollen. Der kluge Gesandte Gremonville und seine erkauften Parteigänger wußten den beschränkten Kaiser zu der Überzeugung zu bringen, daß die Ehre und das Interesse des Habsburger Hauses ihm gebiete, auf die Seite Frankreichs gegen die abtrünnigen Niederlande zu treten. Es fiel dem gewandten Diplomaten nicht gar schwer, den Kaiser zu dem Versprechen zu bewegen, daß er sich in einen Krieg, zu dem sich der König von Frankreich gegen

Holland veranlaßt finden sollte, nicht einmischen werde. Und was war von dem zwieträchtigen in kleinlichen Streithändeln und eifersüchtigen Rivalitäten begriffenen Regensburger Reichstag zu fürchten, von dem so manches Glied bereits in französischem Sold und Dienst stand?

Karl II. von England. Einen noch glänzenderen Sieg gewann Ludwig XIV. in England. Wir werden den leichtfertigen, charakterlosen König Karl II. und die Verhältnisse des englischen Staats nach dem Aachener Frieden bald näher kennen lernen. Es war keine schwere Arbeit, den Stuart, welcher die Holländer aus religiösen und persönlichen Motiven von Grund des Herzens haßte, in die Netze des französischen Königs zu ziehen. Hatte jener sich doch gerade damals mit einem Ministerium umgeben, das in der Geschichte als „Kabal-Ministerium" bezeichnet wird. Nachdem Colbert von Croissy, Bruder des Ministers, der an Ruvignys Stelle als Aug. 1668. Gesandter nach London geschickt ward, die Einleitung zu einer Allianz zwischen beiden Monarchen getroffen und die politische Lage des Insellandes erforscht, reiste die Schwester Karls, Henriette von Orleans, in Begleitung einer schönen Hofdame, Mademoiselle de Querouaille aus der Bretagne, in das Land ihrer Geburt, um ihren königlichen Bruder für Frankreich und für den Katholizismus, zu dem sie sich selbst bekehrt hatte, zu gewinnen. Während ihrer Anwesenheit 1. Juni 1670. und unter ihrer Mitwirkung kam in Dover ein geheimer Vertrag zum Abschluß, in welchem sich die beiden Könige zur Bekriegung der vereinigten Staaten der Niederlande verpflichteten. Frankreich sollte zu Land, England zur See den Oberbefehl führen. Ludwig versprach dem verbündeten Monarchen zwei Millionen Livres zu entrichten, damit er dem Parlament gegenüber freiere Hand hätte, und während der Dauer des Kriegs jährlich drei Millionen Subsidiengelder zu zahlen. Zugleich gab Karl II. die Zusicherung, sobald es geschehen könne, seinen Übertritt zur katholischen Kirche zu erklären, wie kurz vorher sein Bruder, der Herzog von York, gethan. Durch gemeinschaftliche Aktion sollten die zwei mächtigsten Potentaten des Westens den übermütigen Freistaat, der sich das Schiedsrichteramt über andre Mächte angemaßt und gegen die beiden Nationen, denen er sein Dasein verdanke, den schwärzesten Undank gezeigt habe, zu Wasser und zu Land bekämpfen, seinen Stolz demütigen, seine Präponderanz in der Kolonie- und Handelswelt brechen. Auch über die Abtretungen, die nach siegreicher Beendigung des Kriegs an England fallen sollten, waren Verabredungen getroffen. Nach Abschluß dieses Vertrags kehrte Henriette von Orleans nach Frankreich 30. Juni 1670. zurück; einige Wochen nachher starb sie plötzlich in St.-Cloud. Die französische Hofdame aber, welche das Wohlgefallen des englischen Königs in hohem Grade erregt hatte, blieb auf den Wunsch Ludwigs XIV. in London, wo sie, zur Herzogin von Portsmouth erhoben, bald den größten Einfluß erlangte, und im Interesse Frankreichs und der katholischen Religion thätig wirkte.

Köln und Münster im Bund mit Frankreich. Wie hatte sich in wenigen Jahren die politische Lage geändert! Noch unlängst konnten de Witt und William Temple den stolzen Gedanken hegen, die

Tripelallianz zu einem europäischen Bund für die Erhaltung der spanischen Monarchie und des Gleichgewichts der Mächte auszubilden; und nun stand die Republik Holland einsam und allein einem übermächtigen Feind gegenüber, zur See den Angriffen der englischen Marine, zu Land den französischen Heeren und ihren Verbündeten bloßgestellt. Ihr nächster Nachbar, Maximilian Heinrich, Kurfürst von Köln und Bischof von Lüttich, hatte sich schon oft über die ketzerische Republik geärgert, welche die Feste Rheinberg besetzt hielt und allen Mißvergnügten seines Kurfürstentums einen Rückhalt gewährte. Jetzt bot sich ihm eine Gelegenheit, seinen Nachbarhaß und Religionseifer zu befriedigen und zugleich ein schönes Stück Geld für sich und seinen Fürstenberg zu gewinnen. Der Kurfürst hatte schon früher die rheinische Allianz erneuert; nun schloß er ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem König und verpfändete ihm die Festung Neuß. Dahin legte alsbald Ludwig eine französisch-schweizerische Besatzung und machte die Stadt zu einem Kriegsmagazin. Zugleich versprach der geistliche Herr gegen Zusicherung namhafter Subsidien und der Einräumung von Rheinberg und Maastricht, wenn sie erobert sein würden, Hilfstruppen zu dem königlichen Heer zu stellen. Einen ähnlichen Vertrag schloß auch der Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen, „der es liebte, den Kriegsmantel um das geistliche Gewand zu schlagen," mit Frankreich ab. Seine Mannschaften sollten mit den Kölnischen vereinigt werden, dafür wurden ihm Subsidien zugesagt, die ihm monatlich „in blanken Thalern" zu Metz ausgezahlt werden sollten. „Wenigstens soweit gedachten die Bischöfe ihres Verhältnisses zum Deutschen Reich, daß sie sich von dem König zusagen ließen, das Reich selbst nicht zu bekriegen und keine Eroberung an dem rechten Ufer des Rheins und der Maas für sich zu behalten." Der Herzog von Hannover und sein Bruder, der Bischof von Osnabrück, ließen sich zu einem Vertrag herbei, durch den sie sich gegen eine bestimmte Geldsumme verpflichteten, den französischen Truppen Durchzug, Kauf von Lebensmitteln und Errichtung von Magazinen zu gestatten und keine Werbungen für andre zuzulassen. Des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz glaubte man in Paris sicher zu sein, seitdem dessen Tochter Elisabeth Charlotte die zweite Gemahlin des Herzogs von Orleans geworden. Selbst bei dem Kurfürsten von Brandenburg 16. Nov. 1671. versuchte der geschäftige Wilhelm von Fürstenberg seine Verführungskünste. Durch einen Bund mit Frankreich, stellte er dem Oheim des Oraniers vor, könne er die Festungen wieder erlangen, welche die Holländer während des jülich-klevischen Erbfolgestreits an sich gebracht, und zugleich die Interessen seines Neffen wahren. Aber bei Friedrich Wilhelm überwog das religiöse und vaterländische Gefühl alle andern Rücksichten, die französischen Anerbietungen wurden zurückgewiesen.

4. Der holländische Krieg und die Greuelszene im Haag.

Lothringen besetzt. So war es dem König von Frankreich gelungen, die Generalstaaten Hollands völlig zu isolieren. Haß, Neid und Religionswut wirkten zusammen, um die Nachbarstaaten unter die Waffen gegen die Republik zu führen. Selbst die Schweizer Eidgenossenschaft ließ sich durch französische Jahrgelder bewegen, ihre streitbaren Alpensöhne zu Schergendiensten wider den calvinischen Freistaat herzugeben. Nur der Herzog Karl von Lothringen, der soviel Ungemach von dem mächtigen Nachbar erfahren und so oft in den spanischen und kaiserlichen Heeren wider denselben gestritten, neigte sich auch jetzt zu Holland. Aber er beschleunigte dadurch nur seinen eignen Fall. Ludwig XIV. wollte bei seinem bevorstehenden Krieg keinen unzuverlässigen Fürsten in seiner Nachbarschaft dulden, dessen Land zu feindlichen Operationen dienen konnte. Ehe noch die Rüstungen beendigt, die Unterhandlungen mit England und den deutschen Fürsten zum Abschluß geführt waren, erhielt der Marschall Crequi Befehl, das Herzogtum zu besetzen. (Sept. 1670.) Und so schnell wurde das Unternehmen ausgeführt, daß Karl IV. sich nur mit Mühe durch die Flucht rettete. Auf Kaiser und Reich, unter dessen Schutz das Land und sein Beherrscher noch immer stand, wurde bei dem Gewaltakt keine Rücksicht genommen. Es war dies ein Vorspiel und Vorbild des ganzen Kriegs.

Die Franzosen in Geldern und Holland 1672. Den Generalstaaten konnte es nicht verborgen bleiben, daß Frankreich auf einen neuen Waffengang sinne. Die unermeßlichen Kriegs- und Mundvorräte, die in den rheinischen Städten und an andern Grenzorten angehäuft wurden, die Mehrung der Armeen durch Werbungen, die Verstärkung der Festungen, die Thätigkeit in den Waffenschmieden deuteten auf ein großes Unternehmen. Dennoch sträubte sich der Ratspensionär lange, eine Gefahr anzuerkennen, welche auch seine auf den Frieden gegründete Parteiherrschaft bedrohte. Wohl war die Staatskasse gefüllt, das Finanzwesen in guter Ordnung, der Kredit unerschüttert, die Kriegsmarine in vortrefflichem Zustande; aber die Festungen waren zum Teil mangelhaft armiert, die Landarmee bestand meistens aus geworbenen Truppen unter ungeübten Führern aus den städtischen Patriziergeschlechtern; und mit den demütigendsten Erklärungen hoffte man den übermächtigen Feind von den Grenzen fern zu halten. Vergebens sprach sich die Mehrzahl der Provinzen für die Übertragung der Oberbefehlshaberschaft an den Prinzen von Oranien aus; nur das Kommando über ein fliegendes Lager wurde ihm übergeben, mit dem Auftrag, die Übergänge der Yssel zu bewachen. Die oberste Leitung lag in den Händen der Kriegskommissare. Anfangs April erfolgte die Kriegserklärung fast gleichzeitig von England und Frankreich. In der letzteren hieß es, der König könne ohne Schädigung seiner Ehre die Undankbarkeit der Generalstaaten für die von ihm und seinen Vorfahren empfangenen (5. Mai 1672) Wohlthaten nicht länger ertragen. Im Mai wurde der Feldzug eröffnet, nach-

dem Ludwig sich im Hauptquartier zu Charleroi eingefunden hatte. An der Seite von Turenne zog er selbst ins Feld, umgeben von einer auserwählten Ritterschaft aus den ersten Adelsfamilien; eine zweite Armee, die sich bei Sedan gesammelt, stand unter dem Oberbefehl des großen Condé, während der Herzog von Luxemburg in das Kurfürstentum Köln einrückte und dort die Hilfstruppen der beiden geistlichen Fürsten an sich zog. In den Generalstaaten war man der Meinung, der Feind würde zuerst Maastricht angreifen und mit der Belagerung dieser gut armierten Festung Zeit und Kräfte aufbrauchen; aber das Heer des Königs war so stark, daß man ohne Gefahr eine Abteilung zur Einschließung dieser Maasstadt von der Hauptarmee abtrennen konnte, während die übrigen Mannschaften ihren Marsch durch das kleve-kölnische Gebiet nach dem Rhein richteten. Es war eine Streitmacht von etwa 120,000 Mann, trefflich gerüstet und unter Führern, die an kriegerischem Ruhm alle andern überstrahlten. Gar mancher hatte schon im Dreißigjährigen Krieg gedient und sich Erfahrungen gesammelt. Alle waren beseelt von Mut und Ehrbegierde; sie fühlten, daß eine neue Ära des Ruhms für Frankreich im Anbruch sei, und wollten als strebsame Mitarbeiter dabei erfunden werden. Dieser Aufschwung der Seele wurde durch die raschen Erfolge gesteigert. Hatten früher die holländischen Armeen bei den kriegerischen Ereignissen, die sich im nordwestlichen Europa abspielten, den Ausschlag gegeben und in den Nachbarländern manche feste Position behauptet, so mußten jetzt die aristokratischen Regenten im Haag erleben, daß nicht nur die kleineren befestigten Orte wie Büderich und Orsoy von den Feinden mit leichter Mühe eingenommen wurden, sondern daß selbst die starken Festungen Rheinberg und Wesel in ihre Gewalt gerieten. Auch Rees und Emmerich vermochten sich nicht zu halten; schon in den ersten Tagen des Juni näherten sich die Franzosen der Provinz Geldern. Die Holländer setzten ihr Vertrauen auf die schwierige Bodenbeschaffenheit, auf das von Flußarmen durchschnittene, von Festungen bewachte Land; aber wie erschraken sie, als die französischen Heere an dem Zollhaus (Tolhuis) bei der Schenkenschanz den Rhein überschritten 12. Juni.
und in das Herz der Generalstaaten vordrangen! Mittels einer Untiefe, die ein ortskundiger katholischer Bauer dem in Holland bekannten Grafen von Guiche zeigte, setzten die Franzosen, voran die adlige Ritterschaft, die sich Lorbeeren und des Königs Gunst zu erwerben trachtete, im Angesicht des Feindes über den durch eine anhaltende Trockenheit seicht gewordenen Strom. Dieses Unternehmen, wobei freilich mancher tapfere Mann, darunter der junge Longueville, einer der Mitbewerber um die polnische Krone, den Tod fand, entschied über das Schicksal des Feldzugs. Der Prinz von Oranien, der die Übergänge über die Yssel bewacht hatte, zog sich nach Utrecht und überließ das nördliche Land den geistlichen Herren von Köln und Münster und ihren Söldnern. Unaufhaltsam drangen die Feinde vorwärts: in kurzem war ganz Gelderland mit den Städten Arnheim und Nimwegen und die Betuwe, das alte Bataverland, in den Händen der

Franzosen; auch Utrecht, das die von dem Prinzen geforderte Zerstörung der Vorstädte nicht zulassen wollte, mußte sich ergeben; schon wurde die Provinz Holland bedroht, wohin sich Wilhelm mit seinen geringen Mannschaften gezogen; französische Dragoner streiften bis nach Muyden, bis in die Nähe von Amsterdam. Da war Holland in Not. Schrecken und Bestürzung bemächtigten sich aller Gemüter; viele flohen nach Zeeland, nach Hamburg, nach Dänemark. „Über dem ganzen Land lag jenes betäubende Gefühl, wo ein jeder, an den öffentlichen Dingen verzweifelnd, nur sein persönliches Dasein zu retten sucht." Zur See hoffte der Herzog von York trotz der unentschiedenen Seeschlacht in der Southwoldsbai die Landung an der holländischen Küste zu erzwingen. Hätte der König den Vorschlag des bei dem Rheinübergang verwundeten Condé angenommen, sogleich auf die Hauptstadt loszugehen, so wäre die Republik verloren gewesen; Louvois' und Turennes Rat, zuvor die Festungen einzunehmen und durch Besatzungen zu sichern, gab den Holländern Zeit, sich zu fassen und in der Natur und Bodenbeschaffenheit des Landes Hilfe zu suchen.

Friedensversuche. Ehe sie aber zu diesem verzweifelten Mittel griffen, machten die hochmögenden Herren in Amsterdam bei dem König selbst Friedensversuche. Demütig
26. Juni 1672. nahte sich Peter de Groot, gleich seinem Vater Hugo am französischen Hof gern gesehen, dem königlichen Lager und richtete im Auftrag der Generalstaaten an den Monarchen die Bitte, „er möge doch die Bedingungen bezeichnen, unter denen er ihnen sein früheres, von den Vorfahren ererbtes Wohlwollen wieder schenken wolle". Der Gesandte war zu weitgehenden Zugeständnissen ermächtigt: die aristokratischen Häupter wären bereit gewesen ihre wankende Autorität durch große Opfer zu erkaufen. Blieben nur die alten Provinzen in ihrer Integrität, ihrer Verfassung und Unabhängigkeit erhalten, so waren sie erbötig, dem König eine Entschädigung von 12 Millionen Livres und die Abtretung der sogenannten „Generalitätslande" zu gewähren, also ihm alle die Landschaften und Städte zu überlassen, die allmählich durch den Krieg den vereinigten Staaten zugewandt worden waren. Dazu gehörten die wichtigen Städte Maastricht und Venloo, Herzogenbusch und Breda. Ludwig hätte dadurch in der Mitte der beiden niederländischen Staaten eine schiedsrichterliche Stellung gewonnen, die früher oder später zu einer Herrschaft oder zu einem Protektorat über beide hätte führen müssen. Aber sei es aus Übermut, sei es aus Rücksicht für den englischen Bundesgenossen, Ludwig wies die Anerbietungen von der Hand. Er stellte Forderungen, welche so tief in das Staats- und Verfassungsleben der Republik eingriffen, daß die regierenden Herren unmöglich darauf eingehen konnten. Nicht nur daß er auch noch den auf dem linken Waalufer gelegenen Teil von Geldern mit Nimwegen und eine höhere Entschädigungssumme verlangte, die Staaten sollten die Eingangszölle für französische Produkte und Waren abschaffen, sollten den Katholiken freie Religionsübung und Zutritt zu allen Ämtern gestatten und durch ein Denkzeichen kund thun, daß die Republik ihre Erhaltung

der Gnade Frankreichs verdanke. So entehrend diese Bedingungen waren, so wurden doch die Unterhandlungen nicht abgebrochen, bis eine unerwartete Katastrophe eintrat, welche die ganze Sachlage änderte. Kaum nämlich war Ludwig XIV., der nur nach dem Ruhm des Siegers, nicht nach den Beschwerden des Feldzugs Verlangen trug, nach Versailles zu seinen Hoffesten, Schmeichlern und Buhlerinnen zurückgekehrt, als die oranische Volkspartei, nachdem sie auf blutigen Wegen zur Herrschaft gelangt war, mit Energie zur Rettung des Vaterlandes aus Schmach und Verderben schritt.

Die Anhänger des Prinzen und alle dem herrschenden Aristokratenregiment feindseligen Elemente schoben die ganze Schuld des Unglücks auf die Republikaner, die das Land in unzureichenden Verteidigungsstand gesetzt hätten; sie klagten den Großpensionär de Witt des Landesverrats und des Einverständnisses mit Frankreich an, die französische Herrschaft sei ihm und seinen Genossen lieber als die des Oraniers. Bei einem Mordanfall wurde de Witt verwundet; der Hauptthäter ward ergriffen und hingerichtet, aber so hoch ging bereits die populäre Bewegung, daß der Schuldige als patriotischer Märtyrer verherrlicht wurde. In Holland und Zeeland forderte das Volk mit Ungestüm die Aufhebung des Ewigen Edikts und die Einsetzung des Prinzen von Oranien zum Statthalter und Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht. Die Herren des Rats gehorchten, sie legten das Schicksal der Republik in die Hände des zweiundzwanzigjährigen Fürsten. Aber die Volksrache verlangte ihr Opfer. Der Ratspensionär und sein Bruder Cornelius, Kriegskommissar und Ruward, galten für die unerbittlichsten Gegner des Oraniers; wider sie richtete sich die Wut der von Demagogen und geistlichen Zeloten aufgeregten unteren Volksklassen. Cornelius de Witt lag als Angeklagter im Haager Gefängnis; sein Bruder, der Ratspensionär, besuchte ihn. In diesem Augenblick brach ein Volkshaufen durch die Thüren, riß die beiden Brüder unter Verwünschungen und Mißhandlungen auf die Straße, um sie zum Hochgericht zu führen. Dort traten ihnen neue Pöbelmassen in den Weg, und nun ereignete sich eine jener Greuelszenen, wie die Geschichte revolutionärer Volksaufstände, wenn Haß und Parteiwut die populären Elemente in Gärung setzt, so manche zu berichten hat. Die beiden hochherzigen und vaterländischen Männer, Johann und Cornelius de Witt wurden auf gräßliche Weise ermordet und ihre Leichname von der entmenschten Rotte verstümmelt, beschimpft und gehöhnt. Und die That blieb ungestraft, ja der Hauptr, ädelsführer erhielt ein kleines Amt. De Witts Nachfolger als Großpensionär des Rats wurde Kaspar Fagel, der jetzt ganz in das oranische Heerlager überging.

Ermordung der Brüder de Witt. 1672.

29. Juni.

20. August 1672.

So entehrend und schmachvoll immer die barbarische Begebenheit in den Straßen des Haag für das holländische Volk war, die durch die blutige Aktion eingeleitete Veränderung in dem Regiment gab dem Staat Einheit und Kraft. Der gärende Volksgeist hatte mit fürchterlichem Instinkt den Weg der Rettung erkannt und betreten. Wilhelm III. von Oranien, der Urenkel des Schweigers,

Hollands Rettung.

auf den sowohl die kluge Besonnenheit und Charakterstärke als das Feldherrntalent und die unermüdliche Thätigkeit seiner Vorfahren übergegangen war, weckte kriegerischen Sinn und patriotische Begeisterung in den Bürgern und Soldaten. Er war entschlossen, die Republik, deren Leitung ihm jetzt zugefallen, in ihrer ganzen Macht und in ihrer politischen und religiösen Unabhängigkeit zu behaupten. „Das Vaterland rechnet auf mich," gab er den zu Frieden und Unterwerfung Ratenden zur Antwort; „ich werde es nie unwürdigen Rücksichten opfern, sondern, wenn es sein muß, mit ihm in der letzten Schanze untergehen." Und als ob der Himmel selbst den patriotischen Aufschwung begünstige, nahm jetzt die Trockenheit, welche bisher die Unternehmungen der Franzosen und insbesondere den Rheinübergang bei Tolhuis so wunderbar begünstigt hatte, ein Ende. Schon früher hatten die Einwohner Hollands die Dämme durchstochen und die Schleusen geöffnet, um dem Feind die Annäherung unmöglich zu machen; jetzt füllten sich die Kanäle und es traten jene Überflutungen ein, denen in früheren Zeiten Holland so oft seine Rettung verdankte, die aber auch freilich die Ernte auf Jahre zerstörten und den Boden beschädigten. In den östlichen Teilen leisteten die Bürger und Besatzungsmannschaften von Gröningen und Koevorden den kölnisch-münsterischen Truppen unter Führung eines deutschen Veteranen aus dem Dreißigjährigen Krieg so erfolgreichen Widerstand, daß die feindlichen Heere nach großen Verlusten zum Abzug sich gezwungen sahen. (Aug. 1672.) Die englisch-französische Flotte, die vom Texel aus eine Landung unternehmen wollte, wurde durch de Ruyters Umsicht und Entschlossenheit von der Landung abgehalten. Und als der Marschall von Luxemburg zu Anfang des Winters, da der Frost die überschwemmten Felder in Eisflächen verwandelte, von Utrecht aus einen Feldzug in das Innere von Holland unternahm, wurde sein Vorhaben durch plötzlich eintretendes Tauwetter vereitelt. Noch lange erzählte man sich von den Greuelthaten, welche die über die getäuschten Erwartungen wütende französische Soldateska in den Orten Bodegrave und Swammerdam verübte. So unterstützten die Elemente und die Natur des Landes die patriotischen Anstrengungen der Holländer. Auf den Knien flehte das Volk um den Beistand des Himmels. „Und so innig sie beteten, so tapfer stritten sie." Während des folgenden Sommers lieferte die holländische Flotte unter de Ruyter und Tromp der englisch-französischen Seemacht unter York und Prinz Ruprecht drei Seeschlachten, die, wenn sie auch keine vollständigen Siege brachten, doch die Feinde von jeder Landung abhielten. „In kurzem konnten die Fasttage in Dankfeste verwandelt werden."

5. Erweiterung des Kriegs. Der erste Koalitionskrieg gegen Ludwig XIV.

(Die Feldzüge von 1673.) Die Rettung kam dem bedrängten Staat jedoch nur dadurch, daß der Krieg sich zu einem europäischen erweiterte. Wir wissen, wie hochsinnig Friedrich Wilhelm von Brandenburg die französischen Verführungskünste von sich wies;

nun schloß er mit den vereinigten Provinzen einen Bund und unterstützte seinen Neffen mit einem Hilfsheer. Aus politischen, religiösen und persönlichen Motiven konnte er nicht zugeben, daß der calvinisch-oranische Freistaat der absolutistisch-katholischen Gewaltherrschaft erliege. Seine Vorstellungen, welche Gefahren dem Deutschen Reich von der Übermacht Frankreichs drohten, machten auch in Wien solchen Eindruck, daß sich der Kaiser mit ihm zur Aufrechthaltung des Aachener Friedens verband und ein Heer unter Montecuccoli an den Rhein sandte, welches mit den Brandenburgern vereinigt die Franzosen vom Überschreiten dieses Flusses abhalten sollte. Die Erscheinung dieser Truppen an dem deutschen Strom nötigte den König, seine Armeen zu teilen, doch waren sie auch jetzt noch stark genug, gegenüber einem unschlüssigen Feind das Feld zu behaupten.

Während Turenne und Condé mit getrennten Heerabteilungen nach den Rheingegenden zogen, um mit den deutschen Verbündeten vereinigt, den kaiserlich-brandenburgischen Truppen zu widerstehen, und das Kurfürstentum Trier besetzten, weil in den Festungen Koblenz und Ehrenbreitstein kaiserliche Besatzung aufgenommen worden war, bedrängte eine andre Abteilung die Stadt Maastricht mit so scharfer Belagerung, daß die wichtige Festung den Franzosen übergeben werden mußte. In Wien war man 29. Juni 1673.
keineswegs ernstlich entschlossen, dem Reichsfeind mit aller Macht entgegenzutreten. Was lag dem österreichischen Kabinett an Holland und Brandenburg, zwei ketzerischen Staaten! Der einflußreichste Minister Lobkowitz stand im Solde des französischen Königs und suchte den unselbständigen, hin und her schwankenden Kaiser Leopold auf Frankreichs Seite zu ziehen. Bestand ja doch noch immer der geheime Teilungstraktat! So sicher fühlte sich der österreichische Minister seiner Sache, daß er einst zu dem französischen Gesandten sagte: „Der Kaiser ist nicht wie Euer König, der alles sieht und thut, er ist wie eine Statue, die man trägt wohin man will und ihr Stellungen nach Belieben gibt." So weit reichte der Einfluß des Ministers allerdings nicht, daß er ein Bündnis zwischen Österreich und Frankreich hätte zustandebringen können; dagegen erhielt der kaiserliche Heerführer Montecuccoli von seinem Hof die Weisung, sich in keine Gefechte einzulassen. Infolgedessen nahm der kaiserliche Feldherr eine so unsichere Haltung, daß die militärischen Pläne des Kurfürsten und des Prinzen von Oranien nicht ausgeführt werden konnten, weil Montecuccoli seine Mitwirkung versagte. Wußte man doch kaum, ob die österreichischen Heere die Verbündeten unterstützen oder zügeln sollten. Im Regensburger Reichstag aber wußte der französische Bevollmächtigte mit Hilfe der von dem König gewonnenen Regierungen den Beschluß einer Mobilmachung des Reichsheeres zu verhindern. Kein Wunder, daß die Ansprüche Ludwigs XIV. immer höher stiegen, die Rücksichtslosigkeiten der französischen Heerführer immer greller hervortraten. Der Friedenskongreß zu Köln unter Schwedens Vermittelung brachte keinen Ausgleich 28. Juni 1673.
zu stande, da die Generalstaaten auf die von Ludwig erhobenen Forderungen nicht eingehen konnten, und selbst der Kurfürst Friedrich Wilhelm sah sich genötigt, um seine Klevesschen Besitzungen zurückzuerhalten, zu Vossem bei Löwen mit Frankreich einen 16. Juni 1673.
Neutralitätsvertrag zu schließen und vom Kampfplatz abzutreten. Doch behielt er sich freie Hand vor für den Fall, daß das Reich in den Krieg verwickelt würde. Dagegen erlangten die vereinigten Staaten einen Verbündeten an Spanien. Auch in dem Madrider Kabinett bestand wie in dem Wiener ein Zwiespalt der Meinungen; aber durch den Marquis de Castelrodrigo, einen Mann von Geist und Redegabe, erhielt die antifranzösische Partei das Übergewicht. Man gab endlich den ererbten Haß gegen

den „Ketzer- und Rebellenstaat" auf. Im Haag wurde ein Vertrag zu gegenseitiger Hilfe geschlossen und der Graf von Monterey, damals Gouverneur in Brüssel, leistete dem Prinzen von Oranien Beistand auf einem Feldzug gegen Charleroi. Darin erkannte Ludwig einen Bruch des Aachener Friedens und erklärte nun seinerseits an Spanien den Krieg. Jetzt kam auch für den Kaiser Leopold die Zeit, eine entschiedene Stellung zu nehmen. Die französischen Heere hatten wiederholt das Reichsgebiet betreten; Turenne hatte mehrere Rheinübergänge in seiner Gewalt, im Elsaß, in Lothringen, in den drei Bistümern waren die alten Gerechtsame nicht beachtet worden; sollten alle diese Rechtsverletzungen ruhig geduldet werden? Dann war es um die Ehre des Kaisers und um die Sicherheit des Reichs geschehen. Wir wissen ja, wie viele Federn schon zur Zeit des Westfälischen Friedens im Solde Frankreichs thätig waren, um die unerhörtesten Ansprüche des Königs zu rechtfertigen (XI, 999). Auch war es für Leopold ein unerträglicher Gedanke, daß die beiden Linien des Habsburger Hauses in der Politik verschiedene Wege gehen sollten. Gerade durch diese Vereinigung waren früher so große Resultate erzielt worden. So entschloß sich denn der Kaiser nach langem innerem Kampf, dem Kriegsbund gegen Frankreich beizutreten. An
28. Aug. 1673. heiliger Stätte, vor einem Gnadenbild in einer Jesuitenkirche faßte er den Entschluß. Montecuccoli erhielt den Befehl über den Rhein zu setzen; die Rückeroberung von Bonn,
Dez. 1673. welches Turenne besetzt hatte, bezeichnete die neue Wendung des Kriegs.

Der neue Kriegsbund gegen Frankreich.

Noch waren die Gesandten in Köln versammelt, unter ihnen Wilhelm von Fürstenberg. Da wurde der verräterische Prälat von kaiserlichen Soldaten auf
14. Febr. 1674. der Straße überfallen und nach Österreich in sicheres Gewahrsam gebracht. Dies gab den übrigen das Zeichen, daß nun die Zeit für die Friedensunterhandlungen vorüber sei. Nun konnte auch das Reich nicht mehr zurückbleiben. Die geistlichen Herren von Köln und Münster sahen sich genötigt, ihrem Bündnis mit Ludwig XIV. zu entsagen und mit Holland Frieden zu machen. Der Pfalzgraf Karl Ludwig, der bisher aus persönlichen, dynastischen und politischen Rücksichten sich vom Krieg wider Frankreich fern gehalten, schloß sich der Allianz an; auch der Kurfürst von Brandenburg war froh, von der lästigen Neutralität befreit zu sein. Sein wohlgerüstetes schlagfertiges Heer bildete den
Mai 1674. besten Bestandteil der Reichsarmee. Endlich erklärte sich auch der Regensburger Reichstag für den Anschluß. Die gemeinsame Gefahr ließ alle konfessionellen Bedenken und kleinen Nebenrücksichten vergessen. Mit Freuden trat der verjagte Herzog von Lothringen der neuen Kriegsgenossenschaft bei. Durch sie hoffte er wieder in sein Land eingesetzt zu werden. In England trotzte Karl II. der öffentlichen Meinung, die den Frieden mit der protestantischen Macht forderte. Die englischen Landtruppen blieben unter der Führung des Herzogs von Monmouth, eines natürlichen Sohnes des Königs, bei Frankreichs Fahnen.

Der Krieg vom Jahr 1674.

Wie hatte sich die Lage in zwei Jahren verändert! Zu Anfang des Kriegs zog Ludwig an der Spitze einer starken Bundesgenossenschaft gegen die isolierten Generalstaaten, jetzt stand er einer europäischen Koalition gegenüber. Aber mit der Zahl der Feinde wuchs auch Frankreichs kriegerische Kraft. Wenn der König, um den ersten Kriegsstürmen auszuweichen, die holländischen Festungen räumte und seine Armeen vom Rhein zurückzog, so geschah es in der Absicht, jetzt, nach

dem Bruch des Aachener Friedens, den Krieg auf einer weiteren Operationsbasis von neuem in Angriff zu nehmen. Besonders sollte Spanien, dem man nun keinerlei Rücksicht mehr schuldig zu sein glaubte, und das Deutsche Reich, das so viele schwache Seiten darbot und wo so leichte günstig gelegene Eroberungen winkten, den starken Arm des französischen Gewaltherrschers empfinden. Und bald genug entbrannte aufs neue die Kriegsflamme im Osten und im Norden. Dem Gedanken, Lothringen, das dem Herzog Karl zurückgegeben werden sollte, und die Franche Comté zur Angriffsbasis gegen Frankreich zu machen, begegnete Ludwig durch einen wohlüberlegten Verteidigungsplan. Während er selbst wieder nach der Freigrafschaft vordrang, in der Absicht das günstig gelegene Land zum zweitenmal zu erobern und auf alle Fälle zu behaupten, sollte Turenne den Herzog von Lothringen beschäftigen und Condé die niederländischen Grenzlande gegen die spanisch-holländische Kriegsmacht unter Wilhelm von Oranien bewachen und ausdehnen. Die Franche Comté fiel in wenigen Wochen in die Hände des Königs; die drei befestigten Städte Besançon, Dôle und Salins wurden von Ludwig zur Unterwerfung gebracht, während Turenne den Lothringer abhielt, der Provinz zur Hilfe zu kommen. Franche Comté erobert. Mai und Juni 1674.

Zu derselben Zeit rückte ein holländisch-spanisches Heer unter Oranien und Monterey, dem ein kaiserliches Armeekorps unter de Souches beigegeben war, nach dem Hennegau vor, wo Condé und Luxemburg in der Gegend von Charleroi eine feste Position eingenommen hatten. Oranien war für einen sofortigen Angriff; aber auf den Vorschlag des kaiserlichen Feldherrn, der den raschen Unternehmungsmut des Prinzen zügeln zu müssen glaubte, wurde beschlossen, das feindliche Lager zu umgehen, um die französische Grenze zu gewinnen. Da wurde aber das verbündete Heer plötzlich von Condé im Rücken angegriffen und es ereignete sich bei dem Dorf Seneffe eine der blutigsten Schlachten des ganzen Kriegs. Schon war der spanische Teil gänzlich aufgerieben, schon hatte auch der niederländische, da de Souches mit seiner Hilfe zögerte, großen Schaden genommen, als bei einer Erneuerung des Kampfes durch die vereinigten kaiserlich-oranischen Truppen, der noch in die monderleuchtete Nacht hinein fortgesetzt ward, sich das Schicksal wendete und die Verbündeten im Vorteil blieben. Doch war die Schlacht unentschieden; beide Teile behaupteten ihre Stellungen auf dem Waffenfeld und jeder schrieb sich den Sieg zu. Aber die Verluste waren für die einen wie für die andern so groß, daß man auf keiner Seite mehr etwas Entscheidendes zu unternehmen wagte. Die Verbündeten gaben den Plan, über die französische Grenze zu rücken, auf. Im nächsten Jahr bemächtigte sich Ludwig der ganzen Maaslinie, indem er die Festungen Huy, Lüttich und Limburg teils durch Waffen teils durch Geld in seine Gewalt brachte. Die öden Mauern des Limburger Schlosses sind noch jetzt ein stummer Zeuge der barbarischen Kriegsweise jener Tage. Seitdem konnte von einem Vordringen nach Frankreich von Norden her keine Rede mehr sein. Schlacht von Seneffe. 17. Aug. 1674.

Die Franzosen im Elsaß und in der Pfalz. Um so eifriger trachteten die Verbündeten sich von Osten her den Weg offen zu halten und insbesondere dem Reich die Stellung im Elsaß zu bewahren, die ihm in dem Westfälischen Frieden gesichert worden. Schon im Anfang des Kriegs hatte Condé die Rheinbrücke bei Straßburg in Brand gesetzt; nun wurden Anstalten getroffen, das ganze Land unmittelbar an die Krone Frankreich zu bringen. Die zehn kleinen Reichsstädte, deren Reichszugehörigkeit bei der Überlassung des Landes an Frankreich vorbehalten worden war, bewahrten noch immer mit der deutschen Art, Sitte und Sprache auch die Anhänglichkeit an Kaiser und Reich. Die städtischen Beamten, Magistrate und Zunftmeister leisteten noch immer den Eid der Treue wie auf der rechten Seite des Stromes. Diese geteilte Herrschaft wollte Ludwig XIV. nicht länger dulden. In Hagenau, Kolmar, Schlettstatt u. a. O. wurden die Bande, die an Kaiser und Reich knüpften, allmählich zerschnitten, die Sonderrechte, Eidesleistungen, Befreiungen und Ausnahmen, die noch eine gewisse Autonomie verrieten, wurden abgeschafft, die Bürger entwaffnet, die Festungswerke abgetragen. Damit diese Vergewaltigung durchgeführt werden konnte, mußte das Reichsheer fern gehalten werden. Turenne. Und dazu war niemand geeigneter als Turenne, der große Feldherr, der seit einem Menschenalter mehr als irgend ein Mann für die Macht und Herrlichkeit des französischen Königtums eifrig und erfolgreich gewirkt hatte, dem nichts höher stand als der Ruhm des Monarchen und die Größe der Nation und der über sein Heer fast mit souveräner Gewalt gebot. Denn er besaß in gleichem Maße das Vertrauen des Königs, in dessen politische und militärische Pläne er eingeweiht war, wie die Ergebenheit und treue Anhänglichkeit des Heeres, das er durch feste Ordnung und Disziplin an seine Fahne fesselte. Die einheitliche Macht verschaffte dem französischen Feldherrn das Übergewicht über die Feinde, denen dieser Vorzug ganz und gar abging. Jeder Reichsfürst und Reichsfeldherr wollte seinen Willen durchsetzen und oft genug erregte die Haltung der kaiserlichen Befehlshaber den Verdacht, daß man in Wien auch jetzt noch nicht aufrichtig den Krieg gegen Frankreich wünsche. Noch war in der Hofburg der Lobkowitzsche Geist nicht verschwunden. Als der Lothringer durch Juni 1674. Turenne über den Rhein gejagt ward, zögerte der kaiserliche General Bournonville so lange sich mit dem Bundesgenossen zu verbinden, daß der französische Feldherr Zeit fand auf Eilmärschen den Herzog über den deutschen Strom zu verfolgen und, nachdem er ihm bei Sinzheim eine Niederlage beigebracht, den Feind nach dem Main zu drängen und sich der Unterpfalz zu bemächtigen. Schon bei dieser Gelegenheit wurde die verwüstende Kriegsweise, die dann Louvois methodisch ausbildete, in Anwendung gebracht. Um nämlich dem Reichsheer, das sich nach dem Mittelrhein und Elsaß in Bewegung gesetzt, durch Vernichtung der Lebensmittel den Einmarsch zu erschweren, wurden auf der linken Seite des Flusses die Dörfer und Meierhöfe in Brand gesetzt, die Fruchtfelder und Obstbäume verwüstet. Als der Kurfürst von der Pfalz von dem Al-

tan des Heidelberger Schlosses in dem überrheinischen Teil seines Landes die Flamme emporlodern sah, wurde er so sehr von Unwillen und Mitleid ergriffen, daß er dem französischen Herzog, dessen Vater in der Pfalz einst eine Zuflucht gefunden, ein Schreiben zusandte, das eine Herausforderung enthielt. Turenne lehnte den Zweikampf ab, weil der Dienst des Königs dies nicht gestatte. Und in der That war es nicht persönlicher Haß oder Gefallen an Gewaltsamkeit, was den Feldherrn zu diesem Verfahren bewog, sondern nur die eiserne und barbarische Kriegsweise, die man in Paris für notwendig erachtete. Anwandlungen von Grausamkeit waren seiner Seele fremd. In Wien gelang es endlich den Vorstellungen der Feldherren, bei dem Kaiser die Entfernung des im französischen Interesse wirkenden Ministers Lobkowitz zu erwirken, und eine ernst- Okt. 1674.
liche Kriegsführung ins Leben zu rufen. Demzufolge überschritten im Spätherbst die Kaiserlichen und die Reichsarmee in getrennten Abteilungen den Rhein, um sich im Elsaß festzusetzen. Aber durch eine Reihe vereinzelter Angriffe und Überfälle mitten im Winter brachte Turenne den weit auseinanderliegenden deutschen Truppen so viele Verluste bei, daß sie sich wieder über den Rhein zurückziehen Jan. 1675.
mußten. Selbst Kurfürst Friedrich Wilhelm und sein Feldherr Derflinger waren nicht vermögend, die zerstreuten und uneinigen Heerkörper zu einer gemeinsamen Aktion gegen den Meister der strategischen Kunst zu vereinigen. Nach dem scharfen Treffen bei Türkheim mußten auch die Brandenburger das linke Stromufer 5. Jan.
aufgeben. Turenne wurde wegen dieses Winterfeldzugs im Elsaß gegen einen an Streitkräften ihm überlegenen Feind mit Recht gefeiert; er hatte eben den Vorteil einer einheitlichen planmäßigen Führung gegenüber einem gespaltenen Heerkörper.

6. Fehrbellin. Saßbach. Nimweger Frieden.

Während Ludwigs Heere und Feldherren mit den Waffen die Feinde be- Diplomatische Künste u. Allianzen.
kämpften, waren seine Diplomaten und Agenten thätig, denselben Gegner im eignen Haus oder bei den Nachbarn zu erwecken. Mit der Kriegführung ging eine weitverzweigte Diplomatie Hand in Hand. Verwandtschaftliche Beziehungen und religiöse Sympathien waren an manchen Höfen wirksame Hebel des französischen Interesses; und wo diese nicht eingesetzt werden konnten, da halfen Subsidien und Jahrgelder. Denn niemand verstand die Kunst „Thore der Städte mit Gold zu öffnen" besser anzuwenden als Ludwig XIV. In Ungarn und Siebenbürgen, in Polen und in der Türkei war die französische Diplomatie thätig, der österreichischen Herrschaft Feindschaften zu bereiten, welche den Kaiser nötigten, seine Aufmerksamkeit mehr dem Osten zuzuwenden und seine Streitkräfte zu teilen; in Sizilien erhob die Stadt Messina, erbittert über die Verletzung ihrer Vorrechte durch eine neue Auflage, die Fahne der Empörung gegen Spanien und stellte sich unter Frankreichs Schutzherrschaft; eine Kriegsflotte unter Admiral

Duquesne kämpfte mit Glück gegen die spanischen Galeeren in den sizilianischen Gewässern, so daß die Regierung in Madrid neue Streitkräfte nach der Insel senden mußte und dadurch verhindert ward, die Franzosen in den Niederlanden und an den Pyrenäen mit dem rechten Nachdruck zu bekämpfen; in Schweden brachte eine Vermehrung der Subsidien neues Leben unter die verbündete Aristokratie und machte die Stockholmer Regierung zu Waffendiensten bereit, wie sie Frankreich bedurfte.

Die Schweden in der Mark Brandenburg. Diese Künste verfehlten ihre Wirkung nicht. Wie wir später genauer erfahren werden, fiel von Pommern aus ein schwedisches Heer unter General Wrangel in Brandenburg ein und wiederholte dort die Bedrückungen, Mißhandlungen und Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs. Auf die Kunde von diesen Vorgängen sah sich der Kurfürst genötigt, die Rheinarmee zu verlassen. Nach einem meisterhaften Marsch durch Franken erschien er mit seinem tapfern Feldherrn Derflinger in der Mark, ohne daß die Feinde die geringste Ahnung davon hatten, nahm die schwedische Besatzung in Rathenow durch einen Überfall gefangen, und gewann drei Tage später den glänzenden Sieg bei Fehrbellin über den viel stärkeren Feind. Noch nie war ein Brandenburger Fürst mit solcher strategischen Kunst und mit solcher entschlossenen Tapferkeit in die Schlacht gezogen, wie Friedrich Wilhelm am 28. Juni. In fluchtähnlicher Eile verließen die Schweden die Mark und waren nicht im stande, Pommern gegen den verfolgenden Feind zu behaupten. Die Schlacht bei Fehrbellin war die erste große Waffenthat, die den Brandenburger Namen verherrlicht hat; Geschichte, Tradition und Sage haben die Erinnerung daran von Geschlecht zu Geschlecht lebendig erhalten. In dem Gemüt des Volks befestigte sich der Glaube, daß an diesem Tage das Haus Hohenzollern in die Bahn eines weltgeschichtlichen Berufs eingetreten sei. Wie sein französischer Zeitgenosse in der Geschichte als der „große Condé" bezeichnet wird, so erhielt seitdem Friedrich Wilhelm den Beinamen der „große Kurfürst".

(Margin: 25. Juni. Schlacht bei Fehrbellin. 28. Juni 1675.)

Treffen bei Saßbach. 27. Juli 1675. Der Abzug des Brandenburger Heeres machte sich am Rhein bald fühlbar. Wie tapfer immer der kaiserliche Feldmarschall Montecuccoli, der seit der Verweisung des Fürsten Lobkowitz auf seine böhmischen Besitzungen freiere Hand und mehr Autorität über die gesamte Reichsarmee hatte, dem französischen Gegner widerstand, er konnte nicht verhindern, daß Turenne abermals den Strom überschritt und das deutsche Ufer vom Breisgau bis zum Neckar furchtbar verheerte. Aber diese Erfolge wurden ausgeglichen durch das Treffen bei Saßbach, wo Turenne beim Rekognoszieren durch eine Kanonenkugel getötet ward, ein Verlust, der für die Franzosen empfindlicher war als die erlittene Niederlage.

Turenne und Condé. Die ganze Nation betrauerte den Fall des großen Mannes, des Meisters der damaligen Strategie. Turenne galt für den eigentlichen Begründer der neueren auf umfassenden Kombinationen und Plänen und auf wohlberechneten Märschen und Stellungen beruhenden Kriegskunst. Mit diesen Feldherrngaben verband er politischen Scharfblick

und eine begeisterte Hingebung an das unbeschränkte Königtum, an dessen Begründung er selbst so thätig mitgewirkt, und an Frankreichs nationale Ehre und Größe. „Er war einer von den Menschen," sagt Ranke, „die in der Mitte einer großen und weltumfassenden Thätigkeit, in der Anschauung großer Ziele sich selbst verschwinden. Eben mit dieser Monarchie aber und ihrem Emporstreben hatte er sein ganzes Leben und Sein identifiziert." Bescheiden und von angeborner Humanität und Milde, kannte er doch, wo der Vorteil des Staats oder der Zweck des Kriegs harte Maßregeln zu fordern schien, sowenig Erbarmen wie Louvois. Es wurde erwähnt, welche Verwüstungen er über die Rheinpfalz verhängte. An Turennes Stelle übernahm Condé den Oberbefehl über die Rheinarmee. Doch konnte er nicht verhindern, daß die Deutschen wieder auf das linke Ufer übersetzten, sich in Lauterburg behaupteten und Philippsburg eroberten. Von Gichtleiden geplagt nahm der Prinz bald darauf seinen Abschied und starb zehn Jahre später auf seinem Landgut Chantilly.

Zugleich gewann auch Karl von Lothringen einige Vorteile im Feld. Karl von Lothringen.
Nach dem siegreichen Treffen bei Konz, am Einfluß der Saar in die Mosel, über Crequi brachte er Trier zur Übergabe und führte den Marschall selbst in Kriegs- 11. Aug. 1675.
gefangenschaft. Mit dieser rühmlichen Waffenthat schied der alte Haudegen, der so oft bald als regierender Fürst, bald als Flüchtling unter der Fahne des Reichs oder in den spanisch-österreichischen Heeren gedient, vom Schauplatz. Seines Bruders Sohn Karl V., der sich in der Folge mit des Kaisers Schwester Leonore vermählte, war der Erbe seines Namens, seiner Ansprüche und seines Hasses gegen Ludwig XIV., der ihm nicht bloß sein Land vorenthielt, sondern ihm auch bei der Bewerbung um die Krone von Polen entgegengetreten war.

Wie sein Oheim richtete auch Karl V. seinen Sinn auf die Wiedereroberung seines Herzogtums, aber mit ebensowenig Erfolg. Der aus der Gefangenschaft befreite Crequi schlug unter furchtbarer Verheerung der Landschaften an der Mosel und Saar den Angriff des Lothringers erfolgreich zurück und hielt die Herrschaft Frankreichs aufrecht. Ja es gelang ihm sogar, die österreichische Stadt Freiburg im Breisgau, das wohlgefüllte Kriegsmagazin des kaiserlichen Heeres, in seine Gewalt zu Nov. 1677.
bringen.

Der holländische Krieg war ein europäischer geworden, wobei Frankreich Die letzten Kriegsjahre.
fast allein den übrigen Mächten gegenüberstand. Und doch hat es sich an allen Orten zu behaupten gewußt und zu Wasser und zu Land manche Lorbeeren davongetragen. In den sizilianischen Gewässern hat Duquesne der vereinigten holländisch-spanischen Flotte unter dem größten Seehelden der Zeit de Ruyter in zwei Seeschlachten, bei den Liparischen Inseln und bei Catana im Angesicht des Jan. und April 1676.
Ätna, rühmlichen Widerstand geleistet, und dann, nachdem in der letzteren der holländische Admiral gefallen war, im Hafen von Palermo einen Teil der feindlichen Schiffe in Brand gesetzt. Messina und mehrere namhafte Orte fielen mit Hilfe der Aufständischen in die Gewalt der Franzosen, die sogar in Kalabrien Einfälle machten. In Flandern, wo der König selbst wieder im Feld erschien wurden Valenciennes, Cambrai und St.-Omer erobert und vor der letzten Stadt April 1677.
die niederländische Armee unter Oranien aufs Haupt geschlagen. Im folgenden

März 1678. Frühjahr zwang der Marschall von Humières sogar die wichtigen Städte Gent und Ypern zur Ergebung. Damit standen die Franzosen im Herzen der spanischen Niederlande; man sprach sogar davon, sie trachteten nach dem Besitz von Antwerpen. Auch am Rhein behaupteten sie ihre vorteilhaften Stellungen. Allein durch diese kriegerischen Anstrengungen waren die Kräfte des eignen Reichs so sehr in Anspruch genommen worden, daß man auch in Paris auf eine Beendigung des Kriegs denken mußte. Besonders drang Colbert auf Abschluß eines Friedens. Schon seit längerer Zeit waren Bevollmächtigte der kriegführenden Staaten in Nimwegen zu einem Friedenskongreß zusammengetreten; aber da die einen das Eroberte behalten, die andern das Verlorne wieder erlangen wollten, so hatten die Verhandlungen wenig Fortgang. Nun sprach sich aber in England die öffentliche Meinung so stark gegen die französische Vergrößerungssucht aus, daß König Karl II. unmöglich bei seiner bisherigen zweideutigen Politik länger beharren konnte. Die großen Jahrgelder, die Ludwig XIV. dem ergebenen Verbündeten reichte, hatten es demselben möglich gemacht, die Bitten des Parlaments um ein Bündnis mit den vereinigten Provinzen unerfüllt zu lassen; da er der Geldbewilligungen nicht sehr bedürftig war, so konnte er durch Vertagungen und unbestimmte Bescheide jahraus jahrein die Versammlung hinhalten. Die Eroberung von Gent und Ypern aber, welche den Argwohn weckte, der ländergierige Nachbar habe es auf die Einverleibung der spanischen Niederlande abgesehen, erzeugte in England eine solche Aufregung, daß der König dem Verlangen der Nation nicht länger zu widerstehen wagte, zumal seitdem sich
15. Nov. 1677. Wilhelm von Oranien mit Maria, der Tochter des Herzogs von York, vermählt hatte. Wir werden später die politischen Künste und Intrigen kennen lernen, welche damals in London ins Werk gesetzt wurden. Sie vermochten jedoch der öffentlichen Meinung keine andre Richtung zu geben. Noch vor der Eröffnung
10. Jan. 1678. eines neuen Parlaments ließ Karl II. durch seinen Gesandten im Haag ein Bündnis mit den Generalstaaten unterzeichnen, durch welches sich die Beteiligten verpflichteten, mit aller Macht einen allgemeinen Frieden zu erwirken, und schickte englische Besatzungsmannschaften nach Ostende und Brügge.

Abkommen mit Holland. Nun glaubte man auch in Paris dem von allen Seiten geforderten Frieden nicht länger widerstehen zu dürfen. Klug wußte aber die französische Staatskunst die Gegner zu trennen, damit König Ludwig als Gebieter auftreten könne. Es entging ihrem Scharfblick nicht, daß die Generalstände in Holland und der Prinz von Oranien nicht mehr so einig seien, wie vor etlichen Jahren, daß die Republikaner die Besorgnis hegten, der ehrgeizige Statthalter möchte seine durch den Krieg und durch die englische Heirat erlangte Stellung zur Erweiterung seiner Amtsgewalt, zur Erwerbung monarchischer Autorität benutzen. In diese Spalte setzte die französische Diplomatie ihre Hebel ein. Die hochmögenden Herren von Amsterdam, in denen man die Besorgnis erregte, die dynastische Verbindung würde dazu führen, dem Haus Oranien die Souveränität in den nieder-

ländischen Unionsstaaten zu verschaffen, wurden bewogen, einen aus ihrer Mitte behufs einer Übereinkunft in das königliche Hoflager zu Wettern bei Gent zu schicken. Sie wählten zu dieser Mission Beverningk, einen eifrigen Verfechter der Friedenspolitik; und diesem versprach Ludwig in persönlicher Zusammenkunft vorteilhafte Handelsverträge und die Zurückgabe von Maastricht an die Republik und des Fürstentums Orange an den Prinzen, wenn die Generalstaaten die Waffen niederlegen und von der Koalition gegen Frankreich sich lossagen würden. Er gewährte ihnen eine Bedenkzeit bis zum 12. August, während welcher Frist die Waffen ruhen sollten. Um Mitternacht vor dem abgelaufenen Termin wurde der Friedens- und Handelsvertrag in Amsterdam unterzeichnet. Und drei Tage nachher fand noch einmal ein blutiges Zusammentreffen zwischen Oranien und dem Marschall von Luxemburg statt. Hatte der Prinz dabei die Absicht, das ihm widerwärtige Abkommen zu vereiteln oder hatte er, wie er den Ratspensionär Fagel versicherte, von der Ratifikation keine Kenntnis? Doch wurde der Friedenstraktat durch diesen Zwischenfall nicht gestört. Nachdem die Generalstaaten sich vom Krieg gegen Frankreich losgesagt und ihre Verbündeten preisgegeben hatten, sahen sich auch die übrigen Mächte genötigt, die von Ludwig gestellten Bedingungen anzunehmen. So kam denn der allgemeine Nimweger Frieden zum Abschluß, der ebenso vorteilhaft für Frankreich und Holland als schmachvoll für den Kaiser, das Reich und die andern kriegführenden Teile war. Der König gab den vereinigten Provinzen alle Eroberungen zurück, erhielt dagegen von Spanien die oft gewonnene und oft wieder zurückerstattete burgundische Freigrafschaft und alle in der Linie von Valenciennes, Condé, Maubeuge liegenden festen Orte nebst Ypern und St.-Omer. Damit erlangten die französischen Grenzen ihre militärische Festigkeit, während die spanischen Niederlande ohne allen Schutz dem feindlichen Nachbar offen standen. Am schlimmsten kamen die Deutschen weg. Nicht nur, daß Frankreich für das zurückgegebene Besatzungsrecht von Philippsburg die wichtige Stadt Freiburg im Breisgau nebst Umgegend behielt: der Kaiser und die Reichsfürsten mußten sich die größten Demütigungen, Zurücksetzungen und Übervorteilungen gefallen lassen. Um zu den Verhandlungen zugelassen zu werden, mußte Leopold, der um dieselbe Zeit durch den gefährlichen ungarisch-türkischen Krieg bedroht war, den verräterischen Wilhelm von Fürstenberg (S. 374) auf freien Fuß setzen; dem Herzog Karl V. von Lothringen, dem nahen Verwandten des Kaiserhauses, der in Österreichs Kriegsdiensten stand, wurde sein Land unter so entehrenden Bedingungen zurückgestellt, daß er vorzog, es noch länger in den Händen der Franzosen zu lassen. Denn wenn die während der französischen Herrschaft stark befestigte Hauptstadt Nancy nebst Longwy dem König verbleiben und eine breite Heerstraße durch das ganze Land den Heeren Frankreichs jederzeit offen stehen sollte, wer war dann der eigentliche Herr und Gebieter? Das ärgste Unrecht und die bitterste Kränkung unter allen aber erfuhr der Kurfürst von Brandenburg, der

10. Juni 1678.

Friede von Nimwegen 1679.

5. Febr. 1679.

größte Feldherr im Heer der Verbündeten, deshalb aber auch von Frankreich vor allen gehaßt. Der Minister Pomponne erklärte dem brandenburgischen Gesandten in St.-Germain en Laye, es sei des Königs bestimmter Wille, daß die eroberten Landschaften und Städte in Pommern den Schweden zurückgegeben werden müßten. Lange weigerte sich Friedrich Wilhelm auf die so ungerechte Forderung einzugehen: aber verlassen von dem Kaiser, der seine Waffen gegen Ungarn kehren wollte und mit Eifersucht auf die wachsende Macht des nördlichen Staats blickte, und bedroht von einem französischen Heer, das unter dem Marschall Crequi kampfbereit in Westfalen stand und ohne Zweifel bald Verbündete in Deutschland selbst gefunden haben würde, was blieb ihm da anders übrig, als die mit so vieler Anstrengung erworbenen pommerschen Besitzungen den Schweden wieder einzuräumen? Zürnend fügte sich der hochherzige Fürst in die
29. Mai 1679. Notwendigkeit. Am 29. Mai unterzeichnete sein Gesandter in St.-Germain den Nimweger Friedenstraktat. Die Worte Virgils, die er bei der Ratifikation aussprach: „Möge aus meinen Gebeinen ein Rächer entstehen," blieben nicht unerfüllt.

III. Frankreich im Innern.

1. Die Selbstherrlichkeit Ludwigs XIV. und der Hof von Versailles.

Industrie u. Kolonien. Seit dem Frieden von Nimwegen bis zum Ende des Jahrhunderts stand Frankreich auf dem Höhepunkt seiner Macht nach außen und seiner Blüte nach innen, so daß das Jahrhundert Ludwigs XIV. als das goldene Zeitalter der französischen Nation in den Annalen der schmeichelnden Geschichte jener Tage gepriesen wird. „Man sah überall im allgemeinen Wohlstand des Reichs die herrlichsten Früchte dessen was Colbert gethan. Fabriken und Manufakturen waren innerhalb zwanzig Jahren zum Erstaunen emporgekommen, und mit ihnen der große auswärtige Handel, dem auch die außerordentliche Autorität des Königs in Europa den ausgezeichnetsten Vorteil verschaffte. Frankreich war Seemacht geworden, es besaß hundert Linienschiffe, während England nur sechzig hatte; die Häfen von Brest und Toulon wurden instandgesetzt, die Marine mit 60,000 Seeleuten vermehrt. Alles schien zu gedeihen, was Ludwig unternehmen ließ." Der „königliche Kanal" von Languedoc, dessen wir bereits Erwähnung gethan (S. 344), wurde um diese Zeit zum erstenmal beschifft, ein wunderbares Denkmal von Colberts großartigem Sinn. Nun konnte die schmeichelnde Dichtkunst den König als den Herrn von Land und Meer preisen und ausrufen: „die Berge wichen, wenn er sprach". Marseille und Toulon wurden Hauptstapelplätze des levantischen Handels; zu Ponditscherri entstand die erste französische Niederlassung in Ostindien; die schöne und fruchtbare Insel Mascarenhas kam in den Besitz der Franzosen und erhielt den Namen Bourbon, auf Madagaskar wurde

eine Niederlassung gegründet; durch die westindische Kompanie wurden Cayenne und unter den kleinen Antillen die Eilande Martinique, Guadeloupe, S. Barthelemi für Frankreich erworben und auf S. Domingo Fuß gefaßt; Handelsgesellschaften, mit großen Rechten und Vorteilen ausgestattet, begünstigten die Ansiedelungen; Kanada erhob sich durch königliche Unterstützung aus dem Zustand der Schwäche und Gefährdung, seitdem Colbert die Auswanderungen in jenes altfranzösische Kolonialgebiet der Cartier und Champlain (XI, 483) als eine Sache der nationalen Ehre förderte und das öffentliche Leben wie die kriegerischen Unternehmungen gegen Irokesen und Huronen unter die zentrale Leitung der Versailler Regierung stellte. Das neue Frankreich an den Seen Nordamerikas und im Stromgebiet des oberen Mississippi wurde nun das Abbild des alten: ritterliche Abenteurer und jesuitische Missionäre arbeiteten im Dienst des Royalismus und der katholischen Rechtgläubigkeit; aber die Selbstthätigkeit und das verständige freie Wirken des Einzelnen, worauf das Gedeihen der Pflanzungswelt vorzugsweise beruht, litt unter der fürstlichen Leitung Schaden: die royalistisch-klerikale Romantik, die an dem Golf und Stromgebiet des heil. Laurentius ihren Sitz aufschlug, konnte in dem Land der Wilden keine lebenskräftigen Schöpfungen erzeugen. Während eifrige Missionäre bemüht waren, den Glauben an den wahren Gott und zugleich den Ruhm des „großen Kapitäns der Franzosen" in die unbekannten Länder zu tragen, wurde zugleich jede reformierte Auffassung des Christentums mit blutiger Strenge niedergehalten oder ausgerottet. Man hielt die Buchdruckerkunst fern, man teilte den Boden nach altfranzösischem Vorbild in Seigneurien mit feudalen Herrenrechten, man bedeckte das Land mit Klöstern, man erhob Zehnten und Herrengeld. Kanada.

Bisher hatte Frankreich das Meer und die überseeische Welt den Bewohnern der beiden südeuropäischen Halbinseln und den Holländern überlassen; jetzt erblickte Europa mit Erstaunen französische Galeeren und Handelsschiffe auf allen Meeren, in allen Weltteilen; und nicht genug, daß die Feldherren der Landarmeen in strategischer Kunst die erste Stelle behaupteten, auch die Admirale Duquesne und Tourville wetteiferten mit einem Tromp und de Ruyter und machten auch in der beweglichen Seewelt den französischen Namen geachtet und gefürchtet. Von Duquesne sagte man, er freue sich des aufgeregten Meeres und schreite auf ihm daher wie auf dem festen Land. Zu seinen rühmlichsten Thaten gehörte sein Kampf gegen die Barbaresken. Wie einst Karl V. so suchte auch Ludwig XIV. das Mittelmeer von den Korsaren der nordafrikanischen Küste zu säubern. Zu dem Zweck verfolgte der Admiral flüchtige Tripolitaner 1681. bis in den Hafen von Chios, versenkte einen Teil der Raubschiffe und ließ auf die Stadt feuern, ohne sich durch den herbeieilenden Kapudan-Pascha Einhalt gebieten zu lassen. Alle gefangenen Christensklaven mußten in Freiheit gesetzt werden. Den Unwillen der Pforte suchte Ludwig durch Geldgeschenke zu beschwichtigen. Die Regierung in Konstantinopel unterdrückte ihre Mißstimmung, Die Marine. Admiral Duquesne.

damit nicht Frankreich gemeine Sache mit Österreich und den andern gegen die 1682. 1683. Osmanen verbündeten Mächten mache. In den beiden folgenden Jahren, während die Türken ihren ungarischen Feldzug bis nach Wien ausdehnten, belagerte Duquesne die alte Seeräuberburg Algier, eröffnete ein wirksames Feuer gegen die Stadt und die Magazine und zwang den Dei zu einem für die französische Flagge ehrenvollen Vertrag. Auch der Beherrscher von Tunis mußte demselben beitreten. Einige Jahre nachher genügte das Erscheinen einer französischen Flotte vor Cadiz, um die spanische Regierung zur Milderung ihrer Zollgesetze zu bewegen. Durch die Verbindung mit der Pforte suchte Frankreich den Venetianern und Holländern den levantischen Handel zu entziehen.

Der Hof von Versailles Mittelpunkt des politischen Lebens und Muster der höheren Bildung.

Alles vereinigte sich, um das monarchische Frankreich an die Spitze der europäischen Staatenfamilie zu erheben, den Franzosen das Selbstgefühl der „großen Nation" zu verleihen. Wie Ludwig XIV. an Herrschergaben, gebieterischem Wesen und königlichem Anstand vor allen Fürsten seiner Zeit hervorragte, so waren seine Feldherren und Staatsmänner allen andern überlegen. In den Künsten der Diplomatie nahmen die französischen Gesandten und Unterhändler den ersten Rang ein; und wenn auch Turenne und Condé vom Schauplatz abgetreten waren, so standen noch immer Führer wie Crequi, Luxemburg, Catinat, Schomberg, Vauban an der Spitze der Heere, und Louvois war auf militärischem Gebiet ein ebenso fruchtbares Genie, wie Colbert auf administrativem. Freilich fiel es dem letzteren mit jedem Jahr schwerer, den Staatshaushalt in Ordnung zu halten, die Mittel zu beschaffen, welche Luxus und Verschwendung im Innern, verbunden mit der Unterhaltung der Heere und den Subsidien und Jahrgeldern im Ausland in Anspruch nahmen. Denn Ludwig XIV. liebte es, sich überall als König zu zeigen, mit freigebiger Hand Huldigungen und Dienste zu belohnen. Der Hof in Versailles entfaltete eine bis dahin noch nie gesehene Pracht: der hohe Adel drängte sich um den Monarchen und in die Säle des Schlosses und beugte sich unter die strengen Regeln der Etikette, womit das Hofleben umgrenzt und abgemessen war; die einfachen militärisch-ritterlichen Sitten von ehedem verschwanden unter den glatten Formen eines verfeinerten gesellschaftlichen Verkehrs. Feste aller Art, Feuerwerke, Opern und Theater, wozu die ersten Geister Frankreichs ihre Talente in Bewegung setzten, folgten in reizendem Wechsel aufeinander; Dichter, Künstler und Gelehrte wetteiferten in Verherrlichung eines Fürsten, der alle Kräfte und Erzeugnisse, die zu seinem Ruhm oder zu seinem Vergnügen beitrugen, mit freigebiger Hand belohnte und zu dessen Ehrgeiz es gehörte, als Beförderer der Wissenschaften und Künste, als Freund der Musen zu gelten. Einheimische und fremde Gelehrte und Dichter bezogen Jahrgelder; stolze Bauwerke, wie das Invalidenhaus, kostbare Bibliotheken, herrliche Druckwerke, großartige Anstalten für naturwissenschaftliche Zwecke, die Akademie für Inschriften und schöne Litteratur, gelehrte Vereine und Gesellschaften für alle Zweige der Kunst erhöhten den Glanz und Ruhm des

großen Monarchen und förderten zugleich das geistige Leben, die Studien und überhaupt die gesamte nationale Bildung. An die Gründung des Observatoriums knüpften sich die Fortschritte der Astronomie und Geographie, an die Einrichtung des botanischen Gartens die Entwickelung der Naturgeschichte, selbst der Physiologie. Eine auf königliche Kosten unternommene Forschungsreise nach Cayenne, wozu Cassini, der Entdecker der Rotation der Planeten den Anlaß gab, förderte die Kenntnis der Polarabplattung der Erde und ihrer sphäroidischen Gestalt; der Niederländer Chr. Huyghens, der im Geiste Galileis die Forschungen über Mechanik und Optik weiter führte, mit Hilfe verbesserter Fernröhre die Lichterscheinungen genauer beobachtete und, indem er auf die Bedeutung der Bewegung und der Luftschwingungen aufmerksam machte, den Grund zu einer mathematischen Auffassung der Naturgesetze legte, wurde an die Pariser Akademie berufen. Die Malerei, die Architektur, die Bildnerei und alle zeichnenden Künste nahmen durch die freigebige Unterstützung der Regierung einen mächtigen Aufschwung. Wir werden später die Sterne kennen lernen, die den Kunsthimmel im Zeitalter Ludwigs XIV. zierten. Die Koryphäen der Litteratur schlossen sich persönlich an den König an, „in dem sie das Ideal eines Mannes und Fürsten zu sehen meinten". Er selbst hatte für Stil und korrekten Ausdruck einen angebornen Sinn und sein Interesse für die Erzeugnisse der Kunst und Litteratur trug wesentlich zu der hohen Blüte bei. Nach dem Tod des Kanzlers Seguier übernahm Ludwig selbst das Protektorat über die Akademie, räumte ihr einen Platz im Louvre ein und gab ihr mancherlei Vorrechte. Alle Kräfte und Talente beeiferten sich in seinen Dienst zu treten; des Königs Aufmerksamkeit, Beifall oder Gunst war das allgemeine Ziel aller Bestrebungen. „Die Weltgeschichte hat nur wenige Epochen, die sich in intellektueller und litterarischer Kultur mit dem Glanz der Zeiten Ludwigs XIV. vergleichen ließen: nie hatte es in dem neueren Europa eine Entwickelung der militärischen Macht zu Land und zur See, zu Angriff und Verteidigung gegeben, wie die, welche dort im Krieg zustandegebracht, im Frieden erhalten wurde; noch niemals hatte ein einziger Wille über so ausgebildete und zugleich so dienstbare Kräfte in ähnlichem Umfang geboten." Aber indem dieser einzige Wille zur Richtschnur alles Handelns erhoben wurde, ging der allgemeine Rechtsbegriff, ging die Achtung vor den Rechten andrer verloren. Diese Hingebung und Huldigung der Nation mußte denn auch in dem Monarchen Selbstgefühl, Eigenliebe und Stolz immer mehr steigern; es galt ihm als selbstverständlich, daß alle Geister ihm dienten, daß sein Willen seinen Unterthanen als Gesetz galt, daß seine Person die Spitze und der Mittelpunkt des monarchischen Staats sei. Wer hätte jetzt an die Beiziehung der Generalstände zu den öffentlichen Angelegenheiten denken wollen? Sollte man die einheitliche Ordnung und Harmonie durch die Mißtöne streitender Abgeordneten stören? Die Provinzialstände und die Parlamente, die sich in bestimmten Wirkungskreisen bewegten, schienen vollständig zu genügen, den Be-

schlüssen des Königs und seines Rats, welche die allgemeinen Interessen des Staats darstellten, die rechtlichen Formen zu geben. Kein Wunder, daß der Egoismus bei Ludwig XIV. auf den Gipfel getrieben ward, daß er alle Genüsse des Lebens, deren sein gesunder kräftiger Körper fähig war, im reichsten Maß einsog, ja daß er zugleich Vorbild und Gesetz für die gesamte gebildete und vornehme Welt, für ein gehobenes Dasein in den höheren Gesellschaftskreisen aufstellen wollte. Und so sehr war nicht bloß Frankreich sondern auch das Ausland geblendet durch die Majestät und Herrlichkeit des Monarchen und seiner Schöpfungen, daß man das französische Wesen in allen Erscheinungen bewunderte und nachahmte. Das Schloß und die mit Statuen, Fontänen, Baumalleen geschmückten Gärten von Versailles galten als Muster des Geschmacks für ganz Europa. Die feine Geselligkeit und Urbanität, der gebildete Ton, die leichten gefälligen Manieren des Adels und der Hofleute besiegten die Länder und Völker Europas weiter und dauernder als die Armeen. Französische Moden, auf der glanzvollen Osterpromenade nach dem Kloster Longchamps zur Schau gestellt, französische Sprache und Litteratur wurden von nun an das Gemeingut der höheren Stände; im diplomatischen Verkehr wie bei den Höfen und in der vornehmen Gesellschaft kam die französische Sprache mehr und mehr in Gebrauch. Und nicht nur die Bildung und die äußere Glätte des konventionellen Verkehrs drangen in die höheren Kreise Europas ein, sondern auch die französische Leichtfertigkeit, Unsittlichkeit und Buhlerei. Zwar verlor Ludwig XIV. bei seinen zahlreichen Liebschaften und Mätressen nie den Anstand aus dem Auge, die an seinem Hof herrschende Galanterie bewahrte noch immer einen Anstrich von ritterlichem Wesen und romantischem Sinn, und er hatte noch Verständnis genug für Wahrheit und Natur, daß er in dem naiven deutschderben Wesen seiner Schwägerin, der „Liselotte“ von der Pfalz, die echt weibliche Tugend und Sittlichkeit erkannte und achtete; aber bald lockerten sich die Bande der Zucht und Ehrbarkeit, und Buhlerinnen, wie die reizende Kokette Ninon de l'Enclos, die bis in ihr hohes Alter durch Geist, Anmut und Schönheit die Männerwelt bezauberte, bereiteten das sittenlose Zeitalter Ludwigs XV. vor.

Die Damen am Hof. Lavallière. Als die sanfte Lavallière gegen die Vorwürfe ihres Gewissens und gegen den Stachel der Eifersucht Ruhe und Frieden bei den Karmeliterinnen suchte (S. 348), hatte eine bereits verheiratete Hofdame, Frau von Montespan, die Liebe des Königs gewonnen, die sie, ebenso schön als geistreich und anregend, viele Jahre zu erhalten verstand. Frau von Montespan. Den Liebeswerbungen Ludwigs anfangs, wie es heißt, nur mit innerem Widerstreben nachgebend, setzte sie sich dann mit keckerRücksichtslosigkeit über das Urteil der Welt weg, trug das Verhältnis zu dem König, dem sie mehrere Kinder gebar, offen zur Schau und zeigte sich gern in Glanz und Herrlichkeit. Doch war sie nicht so tief in Sinnlichkeit und Weltlust verstrickt, daß nicht bisweilen Regungen von Reue in ihrem Herzen erwacht wären. Auch Ludwig war nicht frei von solchen Anwandlungen, die während der Jansenistischen Bewegungen, wie wir bald erfahren werden, zeitweise die ganze vornehme Welt erfaßten. Dann folgte eine Trennung, die aber nicht von Dauer war. Mit der Zeit erkaltete jedoch die Liebe des Königs für die Mätresse,

wenn auch ihre gesellschaftliche Stellung dadurch noch nicht erschüttert wurde. Selbst das neue Verhältnis zu der schönen lebenslustigen Duchesse de Fontanges, vermochte den Einfluß der Frau von Montespan nicht ganz zu brechen, da die nur auf die Freuden der Welt bedachte neue Geliebte nach kurzem Glanz plötzlich vom Tode weggerissen ward. Dagegen gewann um dieselbe Zeit eine andre Dame von ganz andern Eigenschaften eine Stellung bei Hof, die bald alle übrigen weiblichen Nebenbuhler zurückdrängte, Frau von Maintenon. — Françoise d'Aubigné, Enkelin des in der Geschichte der Hugenotten so rühmlich bekannten Geschichtschreibers und Kriegsmannes, war die Tochter eines wenig bemittelten Militärbeamten auf Martinique, nach dessen Tod sie in ihre Heimat zurückkehrte. Wie ihre ganze Familie bekannte sie sich zu dem reformierten Glauben. Aber harte Schicksalsschläge, denen ihr junges Leben ausgesetzt war, öffneten ihre phantasievolle, für die Kunst- und Prachtentfaltung des römischen Kultus besonders empfängliche Seele dem Katholizismus. Sie änderte die väterliche Religion, vielleicht nicht ganz ohne den Hintergedanken, daß die von der Ungunst der Zeit getroffene calvinische Religionsform dem Ehrgeiz und dem Streben nach Größe, wovon ihr Herz erfüllt war, wenig Aussicht öffne, und gab sich mit dem glühenden Eifer eines Renegaten der religiösen Andacht und der kirchlichen Frömmigkeit hin. Nach einiger Zeit verheiratete sie sich mit dem schon etwas bejahrten verwachsenen Dichter Scarron, dem Gründer der französischen Burleske, und gewann bald in dem Kreis der geistreichen und witzigen Männer, die sich um ihren Gatten zu versammeln pflegten, sowohl durch ihr Talent und ihre Bildung als durch ihre Schönheit eine hervorragende gesellschaftliche Stellung. Sie wurde auch der Frau von Montespan bekannt und diese empfahl sie nach Scarrons Tod dem König als Erzieherin ihres jungen Sohnes, des nachherigen Herzogs von Maine. Ludwig fand anfangs wenig Gefallen an dem zurückhaltenden abgemessenen Wesen der Dame; aber bald änderte sich dies: ihre feine Aufmerksamkeit, ihr taktvolles Benehmen in ihrem Beruf wie in der Gesellschaft, ihre geistreiche Unterhaltung, ihre sich immer gleich bleibende Sanftmut und die eigentümliche Gabe, „zugleich zu dienen und doch sich geltend zu machen", zogen ihn an; je mehr ihm die Launen und der unruhige Ehrgeiz der Montespan oft lästig wurden, desto mehr suchte er die Gesellschaft der Erzieherin seines Sohnes in dem Gartenhaus, das er ihr angewiesen. Er kaufte für sie die Herrschaft Maintenon und begrüßte sie selbst zuerst mit diesem Namen, und als dem Dauphin bei seiner Vermählung ein eigner Hofhalt eingerichtet ward, wurde Frau von Maintenon zur Ehrendame ernannt. Sie erhielt eine besondere Wohnung im Schloß zu Versailles und stieg immer höher in der Gunst und in dem Vertrauen des Monarchen. Dies fiel in die Zeit zu Anfang der achtziger Jahre, da Ludwig nach dem Tod der Fontanges seinem bisherigen Genußleben zu entsagen beschloß und anfing „an sein Seelenheil zu denken". Frau von Maintenon bestärkte ihn in dieser Richtung, sie wurde seine „geistliche Freundin", und nährte seinen religiösen Eifer und seine frömmelnde Devotion. Die Montespan wurde nur noch hier und da bei Hofe empfangen, aber niemals mehr allein, dagegen zeigte Ludwig seiner Gemahlin wieder mehr Aufmerksamkeit. Es waren die letzten frohen Empfindungen der Königin Maria Theresia; am 30. Juli 1683 ging sie aus der Welt. Frau von Maintenon war drei Jahre älter als der König; bei dem vertraulichen Verkehr beider konnte von dem Reiz der Sinnlichkeit keine Rede sein: „aber sie konnte noch immer als eine schöne Frau gelten, man bemerkte es als eine ihrer Eigenschaften, daß man nie eine Veränderung an ihr wahrnahm: indem sie dem König Tugend und Enthaltsamkeit predigte, wußte sie zugleich sein Herz zu gewinnen, ihn vollkommen einzunehmen". Mit feinem Takt verstand sie es, äußerliche Frömmigkeit und Tugendübung mit einer gewissen Koketterie und absichtlichen Gefallsucht zu ver-

Fontanges.

Frau von Maintenon.

binden; ihr Eifer für Bekehrungen und Seelenrettungen, den wir später kennen lernen werden, beruhte nicht allein auf innerer Überzeugung und Missionseifer, sondern auch auf der Berechnung, daß sie durch das Eingehen auf den Lieblingsgedanken des Königs sich dessen Neigung und Sympathie erhalten und befestigen werde. Nach dem Tod der Königin ging Ludwig mit dem Gedanken um, der Witwe des Dichters Scarron seine Hand zu reichen. Louvois flehte ihn auf den Knieen an, das Vorhaben nicht auszuführen. Seine Vorstellungen vermochten wenigstens so viel, daß die öffentliche Vermählung unterblieb und nur eine „Gewissensehe" geschlossen ward. In nächtlicher Stunde wurde die Trauung vor wenigen Zeugen durch den Erzbischof Harlay von Paris vollzogen. Der König nahm den Eifer des Ministers „für seinen Ruhm und seine Ehre" nicht übel auf. Aber Frau von Maintenon verzieh es ihm nie, daß er ihrem Ehrgeiz entgegengearbeitet hatte. Auch der Minister ertrug es ungern, daß die wichtigsten Angelegenheiten des Staats und der Politik in ihrer Gegenwart beraten wurden und der König sie meistens um ihre Meinung fragte. Für die Erziehung, der Frau von Maintenon ihre Erhöhung zu danken hatte, bewahrte sie fortwährend ein besonderes Interesse. Sie hatte in St.-Cyr ein Institut für adlige Fräulein gegründet; dafür wußte sie nun auch die Unterstützung des Königs zu gewinnen. So entstand die Anstalt von St.-Cyr, „eine Genossenschaft mit einfachen Gelübden zur Erziehung unbegüterter Fräulein nach den Bedürfnissen ihres Standes zum Beruf ihres Lebens".

Steuerdruck und Colberts Ausgang. Zu diesem blendenden Glanz des Hofes und der Selbstherrschaft bildete die Belastung des Volks und die zunehmende Verwirrung im Staatshaushalt einen dunklen Hintergrund. Um die für die Kriege, für die Subsidien, für die Verschwendung des Hofes nötigen Geldsummen zu beschaffen, mußte Colbert zu Mitteln greifen, welche nicht verfehlen konnten für die Landwirtschaft wie für die Industrie und den Handel nachteilige Wirkungen hervorzubringen. Während des holländischen Kriegs wurde eine Stempeltaxe eingeführt, worüber in mehreren Städten und Provinzen Volksaufstände ausbrachen; Bau und Verkauf des Tabaks wurde für ein Staatsmonopol erklärt, jede Exemtion von der Weinsteuer, von Zöllen und Auflagen für Lebensmittel aufgehoben, die Jahrespacht für die Post erhöht, der Verkauf neugeschaffener Ämter immer mehr ausgebeutet. Zu Anleihen, die nur zu einem hohen Zinsfuß (von achthalb Prozent) zu erlangen waren, entschloß sich Colbert nicht leicht, um den Staatskredit nicht zu schwächen; aber Louvois bewies dem König, daß man auf diese Weise am raschesten zu Geld kommen könne, und Ludwig, der vor allen Dingen volle Kassen wünschte, um in keiner Ausgabe gehindert zu sein, lieh dem Minister Gehör, zumal da auch der Präsident des Pariser Parlaments Lamoignon zustimmte. „Denn dahin vor allen Dingen gingen die national-ökonomischen Überzeugungen der Zeit, daß das bare Geld so reichlich wie möglich vorhanden und in fortwährendem Umlauf bleiben müsse." Zur Verzinsung der Staatsschuld und zu ihrer allmählichen Tilgung mußten dann wieder neue Auflagen ersonnen werden. Im Jahr 1675 meldete der Herzog von Lesdiguières, Gouverneur der Dauphiné, an Colbert, daß der größte Teil der Einwohner jener Provinz während des Winters nur von Brot aus Eicheln und Wurzeln gelebt,

und jetzt sehe man sie das Gras der Wiesen und die Rinde der Bäume essen. Der englische Philosoph Locke bemerkte mit Verwunderung auf einer Reise durch das südliche Frankreich in den siebziger Jahren, daß große Strecken Ackerlandes ohne Anbau waren; man sagte ihm in Montpellier, daß der Pachtwert der Felder wegen Verarmung des Volks während der letzten Jahre sich um die Hälfte vermindert habe und daß die Handwerker und Kaufleute durch die Auflagen den größten Teil ihres Verdienstes einbüßten; in Poitou sah er viele Häuser in Trümmern liegen. Man hat der Verwaltung Colberts vorgeworfen, daß sie Fabriken und Manufakturen auf Kosten des Ackerbaues begünstigt habe. Das Verbot der Kornausfuhr, um das Brot wohlfeiler zu machen, habe den Gewinn des Feldbaues gemindert. Aber die Hauptschuld des finanziellen Verfalls lag in der Verschwendung des Königs und in den Ausgaben für Kriegszwecke, die eine unerschwingliche Steuerhöhe notwendig machten. Die Ausgabe, die im Jahr 1670 sich auf 70 Millionen belief, stieg im Jahr 1679 auf 131 Millionen. Und doch konnte der Minister den immer mehr wachsenden Ansprüchen des Monarchen auf die Dauer nicht genügen. Manche Anzeichen ließen in Colberts Seele Gedanken an die Möglichkeit der königlichen Ungnade aufsteigen. Der Kummer darüber hat vielleicht seinen Tod beschleunigt. Er starb im September 1683, und so verhaßt hatten die Steueredikte seinen Namen bei dem Volk gemacht, daß seine Leiche durch militärisches Geleite gegen die heftig erregte Menge geschützt werden mußte.

Die Aufsicht über die königlichen Bauten ging darauf an Louvois über, der jetzt überhaupt als der erste Minister angesehen ward. Colberts Bruder, der bei den Nimweger Friedensverhandlungen und den darauf folgenden Reunionen sich besonders thätig erwiesen und des Königs Zufriedenheit erworben hatte, sowie des Ministers Sohn, der Marquis von Seignelay, der mit der Verwaltung der Marine betraut war, ein leutseliger freundlicher Herr, wußten sich durch die Gunst der Frau von Maintenon auch nach dem Tod des Familienhauptes in ihrer Stellung zu erhalten.

2. Kirchliche Vorgänge.

a. Jesuiten und Jansenisten.

Wir haben früher (XI, 28 ff.) in der Darlegung der Grundsätze und Praxis Schlaffe Sittenlehre
der Jesuiten den schlüpfrigen Weg angedeutet, auf welchem sich die Moral des Ordens der Jesuiten.
bewegte. Das sittliche Trugsystem, dessen Keime und Wurzeln wir dort kennen gelernt, war um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu seiner vollen Entfaltung gekommen. Seitdem die religiösen Dinge hinter der Politik der Staaten zurückgetreten waren, hatten in der Gesellschaft Jesu die weltlichen Interessen die Oberhand gewonnen, die Macht und der Reichtum des Ordens standen als Hauptziel im Vordergrund, wie eine große Handelskompagnie trieb die Brüderschaft Industrie- und Wechselgeschäfte, den Kollegien Vermögen zuzuwenden, sei es Grundbesitz oder Kapitalien, war die vornehmste Tendenz der Ordensgenossen. Die Folge war, daß die Jesuiten in ihren Lehren sich mehr der Richtung der Zeit anbequemten und insbesondere in der Erklärung der Sünde eine sehr laxe Ansicht aufstellten. Sünde sei eine freiwillige Abweichung von

Gottes Gebot; diese trete aber nur ein, wo vollkommene Einsicht des Fehlers und die bestimmte Absicht ihn zu vollbringen vorhanden seien, äußeres Thun ohne innere Zustimmung und Freiwilligkeit sei keine Vergehung. Diese Kasuistik führte zu einem Gewebe von Heuchelei und Sophistik. Die bedenklichen Lehren von dem Probabilismus, wonach man in einem zweifelhaften oder zweideutigen Fall ebenso gut die wahrscheinlich falsche als die wahrscheinlich wahre Bestimmung ergreifen dürfe, die Doktrinen von dem geistigen Vorbehalt und von der wenn auch in verhüllter Gestalt vorgetragenen Heiligung des Mittels durch den Zweck, die uns schon aus dem vorigen Band bekannt sind (XI, 32 f.), wurden jetzt mit immer größerer Rücksichtslosigkeit und Folgerichtigkeit ausgebildet und im Beichtstuhl, den die Jesuiten fast ausschließlich in Besitz hatten, und bei der Absolution in Anwendung gebracht. Diese Grundsätze machten das Joch Christi sehr leicht, zerstörten aber jeden sittlichen Halt.

Die Opposition. Jansen u. St.-Cyran.

„Es müßte in der katholischen Kirche bereits alles Leben erstorben gewesen sein, wenn sich gegen so verderbliche Doktrinen und die gesamte Entwickelung, die damit zusammenhing, nicht doch auch in diesem Moment eine Opposition hätte hervorthun sollen." Sie that sich hervor und gewann bald eine mächtige Verbreitung, als der fromme und gelehrte Cornelius Jansen aus Holland, Professor in Löwen, dann Bischof von Ypern, der schlaffen Jesuitenmoral kräftig entgegentrat und in seinem mit Tiefe und Gründlichkeit abgefaßten Buch „Augustinus" die alte strenge Lehre dieses Kirchenvaters, daß nur der durch die Gnade Gottes von den sündhaften Trieben des Fleisches erlöste und durch Glauben und Gottseligkeit mit seinem Schöpfer versöhnte und verbundene Geist in das ewige Leben eingehe, den Zeitgenossen von neuem einschärfte. Der Verfasser starb am 6. Mai 1638, noch ehe er sein Werk dem Druck zuwenden konnte; aber seine Jünger und Anhänger gaben es 1640 in drei Foliobänden heraus. Was Jansenius durch Wort und Schrift lehrte, suchte sein Freund und Studiengenosse Duverger de Hauranne als Abt von St.-Cyran durch strenge Askese praktisch zu bethätigen. Innere Umwandlung und Befreiung der Seele von den Banden des durch die Begierden befleckten Fleisches erschien beiden als Fundament christlicher Gesinnung und christlichen Lebens gegenüber den äußerlichen Kirchenwerken, durch deren Übung die Jesuiten sich mit Gott abzufinden, das christliche Gewissen zu beruhigen suchten. St.-Cyran, wie der Abt gewöhnlich genannt ward, fand die Pönitenzordnung der Kirche ungenügend: man hörte ihn wohl sagen, „die Kirche sei in ihrem Anfang reiner gewesen, wie Bäche näher an der Quelle; gar manche Wahrheit des Evangeliums sei jetzt verdunkelt". Es war eine ähnliche Bewegung im Schoß der katholischen Kirche wie zur Zeit der Reformation, ein Ankämpfen christlicher Glaubenstiefe gegen religiöse Veräußerlichung. Die uralte Lehre von Gnade und freiem Willen, die seit Jahrhunderten die christliche Welt in Bewegung gesetzt (IV, 612; X, 429) ergriff noch einmal die Gemüter der Gläubigen. Die Lehre, nur der von Gott gewirkte Geist, durch die Gnade aus den Fesseln der Begierden erlöst und in die göttliche Liebe eingepflanzt, gebe dem Willen des Menschen die heiligende Kraft, daß er in der Knechtschaft Gottes die wahre Freiheit findend, Wohlgefallen habe am Guten und unaufhörlich danach strebe, erfüllte alle für religiöse Wahrheit und Innerlichkeit empfänglichen Seelen mit Begeisterung. Richelieu und Pater Joseph fanden St.-Cyrans Auftreten bedenklich für die Einheit der Kirche; er mußte daher mehrere Jahre in Gefangenschaft leben; aber der Einfluß des „Johannes im Kerker" wurde dadurch nicht gehemmt: „seine Schüler gingen wie junge Adler unter seinen Flügeln hervor". Einer derselben war Anton Arnauld, der Sprößling einer alten zum Katholizismus bekehrten Hugenottenfamilie aus der Auvergne, in welcher der Kampf gegen den Jesuitismus gleichsam erblich war. Dieser trat fast gleichzeitig mit Jansenius

Port Royal und der Jansenismus.

in einer Schrift „über die häufige Kommunion" der äußerlich-mechanischen Auffassung der Jesuiten von Buße, Beichte und Absolution entgegen. Die auf Erweckung des religiösen Gefühls und eines innerlichen Christentums gerichteten Ansichten der beiden Männer gewannen viele Anhänger in dem Frauenkloster Port Royal in Paris und in dem damit verbundenen Einsiedlerverein in der Nähe der Stadt, einer Stiftung St.-Cyrans. Es waren besonders die zahlreichen Glieder und Verwandten der Familie Arnauld, die Mutter mit Töchtern und Enkelinnen, vor allen Antons Schwester Angelika, Äbtissin des Klosters, der Neffe Le Maitre, ein gefeierter Parlamentsredner mit vier Brüdern, welche sich dieser Richtung religiöser Vertiefung hingaben. Angezogen von ihrem Beispiel und sittlichen Ernst schlossen sich bald viele Gleichgesinnte an. Männer und Frauen, denen das Kirchenwesen, wie es in der Wirklichkeit bestand, nicht genügte, die sich durch Umwandlung des Innern die Gnade Gottes und das ewige Leben erwerben wollten, wandten sich der Einsamkeit von Port Royal zu. Sie führten ein freiwilliges, durch keine Verpflichtung zusammengehaltenes Klosterleben mit religiösen Übungen, unterbrochen durch ländliche Arbeiten, durch Geschäfte des Handwerks, durch litterarische Thätigkeit, durch Unterricht in einer von ihnen begründeten Schule. Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl und das Ansehen der Jansenisten; die geistreichsten und witzigsten Schriftsteller Frankreichs gehörten zu der Genossenschaft von Port Royal des Champs; sie bildeten eine Art von Akademie, welche sich durch vielseitige litterarische Arbeiten religiösen und wissenschaftlichen Inhalts hervorthat, Arbeiten, die durch ihre populäre Form und Sprache, durch ihre mit Gründlichkeit verbundene Klarheit und Verständlichkeit sich weite Kreise erschlossen, in Schule und Haus eindrangen und wesentlich zu der schriftstellerischen Blüte und Bildung der Zeit beitrugen. Gingen doch Geister von so eminenter Wissenschaftlichkeit wie Pascal, Koryphäen der französischen Poesie wie Racine, Gelehrte von den umfassendsten Studien wie der Historiker Tillemont, aus ihrer Mitte hervor. Wie in den ersten Regungen der Reformation in Frankreich war auch in dem Jansenismus eine mystische und praktische Tendenz verbunden. Seine Anhänger bildeten eine pietistisch-asketische Partei innerhalb der katholisch-französischen Welt; aber sie hielten sich auf dem Boden des restaurierten Katholizismus mit seinen Dogmen und Diensten, mit seiner Hierarchie und seinem Klosterleben; ihre reformatorischen Bestrebungen gingen nicht auf die Heil. Schrift und das apostolische Zeitalter zurück, sie verwarfen weder die Traditionen der älteren Kirchenväter noch das Papsttum; sie lebten des Glaubens, „daß die erscheinende Kirche trotz momentaner Verdunkelung und Verunstaltung doch eines Geistes, ja eines Leibes mit Christo sei". Bald suchten die Glieder der angesehensten Adelsfamilien, die Schwester und der Bruder des Prinzen von Condé und viele Männer und Frauen aus den ersten Kreisen der Gesellschaft in den geweihten Räumen von Port Royal Schutz und Heilung wider die Sündhaftigkeit der Welt. Es war ein Rückschlag gegen das leichtfertige Leben während der Fronde. „Denn zwischen frivolem Genuß und religiöser Zurückgezogenheit bewegte sich nun einmal diese Welt."

Der Jansenismus und das Papsttum.

Die Jansenisten traten dem herrschenden Kirchentum zu scharf entgegen und nahmen durch ihr geistiges, sittliches und litterarisches Leben und Verhalten eine zu bedeutende Stellung ein, als daß sie nicht bald von verschiedenen Seiten hätten Anfechtungen erfahren sollen. Besonders eifrig erhoben sich die Jesuiten gegen die „Parteigänger der Gnade". Nicht nur daß sie in polemischen Werken den entgegengesetzten Standpunkt geltend machten und die Notwendigkeit einer freien Selbstbestimmung so lebhaft betonten, daß darüber die Idee der göttlichen Gnade ganz in den Hintergrund gedrängt ward, sie erhoben auch Klage gegen Jansens Werk bei dem päpstlichen Stuhl. Sie fürchteten, die Jansenistischen Ansichten, die schon bei dem französischen Klerus Eingang

gefunden, für die sich das Pariser Parlament ausgesprochen, möchten weiter um sich greifen, wenn ihnen nicht durch die Autorität der Kirche Einhalt geboten würde. Zu dem Zweck legten sie der Kurie fünf Sätze aus Jansens „Augustinus" vor, in denen sie Widersprüche gegen die herrschende Kirchenlehre zu finden glaubten. Die Kongregation, die zu deren Prüfung in Rom niedergesetzt wurde, war verschiedener Meinung, doch erklärte sich die Mehrheit für die Verwerfung. Papst Innocenz X. schwankte, er vermied gern entscheidende Aussprüche. Allein Kardinal Chigi, der gegen das Buch einen Widerwillen gefaßt hatte, brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß eine Bulle jene
1. Juni 1653. fünf Sätze als „ketzerisch, blasphemisch, fluchbeladen" erklärte. Er hatte vornehmlich auf eine Stelle hingewiesen, welche die päpstliche Unfehlbarkeit in Frage zu stellen schien. Ein Ausspruch des Kirchenvaters über den Stand der Unschuld war von dem römischen Hof verdammt worden. Dennoch hatte Jansenius das Dogma wieder vorgetragen und zu seiner Rechtfertigung beigefügt, „der päpstliche Stuhl verdamme zuweilen eine Lehre bloß um des Friedens willen, ohne sie darum gleich für falsch erklären zu wollen". Darin wurde eine Herabsetzung des apostolischen Ansehens des kirchlichen Oberhauptes gefunden. Der königliche Hof in Paris, damals noch unter Mazarins Leitung, war den Jansenisten abgeneigt, weil sie für den Kardinal von Retz in seinen Ansprüchen auf den erzbischöflichen Stuhl Partei nahmen. Man sah in ihnen eine „geistliche Fronde". Daher wurde die Bulle durch die „Hofbischöfe" mit Hilfe der Jesuiten rasch in Frankreich verbreitet. Nun aber behaupteten die Gelehrten von Port Royal, daß die fünf Sätze in der angeführten Weise sich in Jansens Schrift gar nicht vorfänden, jedenfalls nicht in dem Sinne von dem Verfasser geschrieben seien, in welchem sie der Papst verdammt habe. Darüber ging Innocenz X. aus der Welt, und derselbe Kardinal Chigi, welcher am eifrigsten die Verdammung betrieben hatte, bestieg als Alexander VII. den päpstlichen Stuhl. Dieser erklärte auf die Einwendung: „die fünf Sätze seien allerdings aus dem Buch Jansens gezogen und in dem Sinne desselben verurteilt worden". Damit erhielt der Streit eine neue Richtung; jetzt erklärten die Genossen von Port Royal und vier Bischöfe, die päpstliche Unfehlbarkeit könne sich doch nur auf Glaubenslehren, nicht auf Thatsachen erstrecken. Über eine rein faktische Frage (la question de fait) könne die Kirche nicht mit höherer Autorität entscheiden als die Wissenschaft. Vergebens suchte die Regierung und der Erzbischof Parefixe von Paris die Verdammungsbulle in dem päpstlichen Sinne zur Anerkennung zu bringen, indem sie allen geistlichen Personen und Lehrern Formulare zur Unterschrift vorlegten, wie einst in den lutherischen Ländern Deutschlands bei Gelegenheit der Konkordienformel: die Jansenisten sträubten sich nicht die fünf Sätze, die von dem Papst als Irrlehren erklärt worden, auch ihrerseits zu verdammen; nur wollten sie nicht durch ihre unbedingte Unterschrift zugestehen, daß sie in Jansenius enthalten, daß dies die Lehren ihres Meisters seien. In einem „Brief an eine Person von Stande" erklärte Arnauld, gewissenshalber könnten sie nicht ein Buch für irrig erklären wegen einiger Lehrsätze, die sie nicht darin fänden. Für jenen Thatbestand könnten sie nur die Unterwerfung „eines ehrfurchtsvollen Stillschweigens" beobachten. Aber die große Teilnahme, welche die Sache bei allen Ständen fand, gab ihnen auch den Mut, dieses Schweigen zu brechen. Die geistreichen Männer des Port Royal, vor allen der als Philosoph und Mathematiker ausgezeichnete Blaise Pascal, erhoben eine scharfe Polemik, worin sie nicht nur die Sophistik der Jesuiten und den kirchlichen
Pascals Provinzialbriefe. Leichtsinn in ihrer ganzen Blöße enthüllten, sondern selbst gegen die päpstliche Autorität sich auf die höhere Macht Gottes, wie sie sich in der Heil. Schrift offenbare, beriefen. Pascals „Provinzialbriefe", zuerst in einzelnen Flugblättern geheimnisvoll auftauchend, dann zu einem Buch gesammelt, machten selbst dem Nunzius Sorge. Das Buch, in

welchem die Kasuistik und die sittenverderbenden Lehren der Jesuiten, ihre bequeme Frömmigkeit und schlaffe Beichtmoral mit Ironie und Spott in witzigem gewandten Vortrag dargelegt sind, und zugleich in tiefen Gedankenblitzen die Wahrheit des Christentums für die nach dem göttlichen Ratschluß sich Sehnenden gegen eine Welt voll Zweifel und Widersprüchen siegreich verfochten wird, begründete eine neue Ära der Prosalitteratur Frankreichs. Es war der schärfste Pfeil, der bis dahin gegen den mächtigen Orden gerichtet worden.

Lange widerstanden die Jansenisten von Port Royal allen Versuchen, sie mit Strenge und Gewissenszwang zum unbedingten Gehorsam zu bringen; die Nonnen des Klosters ließen sich von dem Erzbischof, ihrem geistlichen Haupt, lieber vom Abendmahl ausschließen, lieber aus den heiligen Räumen verweisen, als daß sie gegen ihre Überzeugung und ihr religiöses Bewußtsein die ihnen dargebotene Bekenntnisschrift unterzeichnet hätten. Endlich wurde unter Papst Clemens IX., einem milden friedliebenden Herrn durch Vermittelung des Königs, der Herzogin von Longueville und einiger Bischöfe eine mildere Form der Unterwerfung aufgestellt, welcher auch die Jansenisten beitreten konnten. Die Kurie begnügte sich mit einer Verdammung der fünf Sätze im allgemeinen, ohne darauf zu bestehen, daß sie von Jansenius wirklich gelehrt worden seien. Auf Grund dieses Kompromisses wurde dann der „Kirchenfrieden" abgeschlossen, den der König mit soviel Selbstzufriedenheit als sein eignes Werk ansah. Die während des Streites von Jesuiten und Ultramontanen aufgestellte Behauptung, „der Papst sei auch in Fragen über Thatsachen unfehlbar, denn von dem göttlichen Stifter der Religion sei die ihm eingeborne Infallibilität auf den Heil. Petrus und dessen Nachfolger übertragen worden, der religiöse Glaube selbst rechtfertige daher die Annahme, daß die verdammten Propositionen von Jansenius in der That behauptet worden seien", wurde somit von der Kurie selbst aufgegeben, das Dogma von der absoluten Autorität der päpstlichen Gewalt eingeschränkt. Die Jansenisten durften fortbestehen ohne mit der Kirche zu zerfallen. Sie hielten nach wie vor an der Lehre von der wirksamen Gnade fest und gewannen durch ihre litterarische Thätigkeit immer mehr Ansehen und Bedeutung bei der Nation. Der Übertritt von Turenne zu der katholischen Kirche wurde dem Einfluß Jansenistischer Schriften zugeschrieben. Der König selbst munterte Arnauld auf, seine „goldene Feder" im Dienste der Religion und Wahrheit zu gebrauchen. Die Schriften des Port Royal, ausgezeichnet durch Klarheit und Schärfe des Denkens, und im reinsten Stil des gebildeten Frankreich geschrieben, wurden Muster der französischen Prosa und ihre Lehrbücher über Grammatik, Rhetorik, Logik und Mathematik hatten bedeutenden und bleibenden Wert. Um die Wirkungen der Jansenistischen Lehren abzuschwächen, begünstigten die Jesuiten die sinnlich-sentimentale Auffassung christlicher Vorstellungen. Am 16. Juni 1675 hatte eine Nonne in dem neugegründeten Kloster Paray-le-Monial, Maria Alacoque, eine Vision: Jesus Christus erschien ihr persönlich und zeigte ihr sein heiliges Herz, womit er die Menschen so sehr geliebt, ja er befahl der Nonne, ihr Herz in das seinige zu legen. Dies gab dem Kultus des „heiligen Herzens Jesu" die Entstehung, der zwei Jahrhunderte später, als die Jesuiten Papst und Kirche beherrschten, eine so demonstrative Bedeutung durch Wallfahrten und Wundererscheinungen in Frankreich erlangen sollte.

Beilegung des Streits.

28. Sept. 1668.

b. Ludwig XIV. und der päpstliche Stuhl.

Dieser Ausgang des Streits mit dem päpstlichen Stuhl war geeignet die autokratischen Ansprüche und Tendenzen in Ludwig XIV. zu steigern: die rücksichtslose Machtherrschaft, die er in den siebziger und achtziger Jahren gegen-

König und Papst.

über den Fürsten und Staaten Europas an den Tag legte, glaubte er auch im Innern gegenüber dem Klerus, der päpstlichen Jurisdiktion und den Hugenotten sich gestatten zu dürfen. Wie in dem Streit gegen den Jansenismus der jesuitische Geist auf die Entscheidung der römischen Kurie einwirkte, so ließ sich auch der Einfluß des Ordens in der kirchenpolitischen Haltung des päpstlichen Stuhles erkennen. Es war ganz im Sinne der Gesellschaft Jesu, wenn Urban VIII. und seine nächsten Nachfolger die jurisdiktionellen Gerechtsame des kirchlichen Oberhauptes in den Beziehungen zu der mehr und mehr hervortretenden fürstlichen Selbstherrlichkeit nachdrücklicher wahrnahmen und zur Geltung zu bringen suchten. In diesem Streben des Pontifikats, das zu den absolutistischen Ideen des französischen Monarchen in schroffem Gegensatz stand, lagen Keime zu unvermeidlichen Konflikten zwischen den Höfen von Rom und Versailles verborgen. Wenn Papst Alexander VII. Unmut und Verdruß empfand, daß die politischen Dinge ohne seine Mitwirkung sich vollzogen, der Pyrenäische Frieden ohne Zuziehung eines päpstlichen Bevollmächtigten zum Abschluß geführt ward, so bemerkten Ludwig XIV. und sein Konseil nicht minder mit Verdruß und Ärger, daß Clemens IX. und X. mehr Sympathien für die Habsburger als für Frankreich zeigten, in den kriegerischen Verwickelungen Spaniens gegen Portugal wie gegen das französische Reich jener Macht ihren geistlichen Beistand liehen, ihre wohlwollende Gesinnung bethätigten. Ludwigs XIV. Anhänglichkeit an die katholischen Satzungen und seine äußerliche Kirchlichkeit hielten ihn daher nicht ab, dem päpstlichen Hof gegenüber ebenso seine rücksichtslose Selbstherrschaft geltend zu machen, wie gegen die weltlichen Fürsten. Wir wissen, welche Demütigungen sich schon Alexander hatte gefallen lassen müssen (S. 350). Aber noch schärfer entwickelten sich die Gegensätze als Innocenz XI. Odescalchi, ein Prälat von Kraft, Umsicht und Energie im Innern wie nach außen, den römischen Stuhl bestieg. Er nahm es übel auf, daß man in Frankreich bei jeder Gelegenheit die Freiheiten und die Sonderstellung der gallikanischen Kirche betonte; daß der König, unterstützt durch die Devotion und Hingebung des französischen Klerus sowohl in das Kirchenvermögen als in die priesterlichen und bürgerlichen Rechte des geistlichen Standes sich eigenmächtige Eingriffe gestattete, daß er die Geldsendungen nach Rom unter beschränkende Aufsicht nahm.

Das königliche Regale und die Freiheiten der gallikanischen Kirche.

Besonders heftig entbrannte der Streit wegen der Ausdehnung des Regalrechts bei erledigten Bistümern über Provinzen, in denen dasselbe bisher nicht gegolten. Bei diesen und andern Fragen standen die Jansenisten, zu deren Grundlehren die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt gehörte, wieder auf seiten der Kurie, wodurch sie aufs neue Bedrängnisse und Verfolgungen durch die Regierung auf sich herabzogen. Der jansenistisch gesinnte Bischof von Pamiers mußte eine Zeitlang von Almosen leben, Arnauld sah sich zur Flucht nach den Niederlanden genötigt, wo er bis zu seinem Tod (8. August 1694) lebte, unermüdlich beschäftigt, die höchsten Güter des Menschen durch religiöse und philo-

sophische Schriften zu erforschen und zu erläutern; der Minister Pomponne, ein gemäßigter Mann der Jansenistischen Partei, wurde aus dem Staatsdienst entlassen. Der Papst nahm sich der französischen Kirche an; er richtete mehrere Mahnschreiben an den König, er möchte die Rechte der Kirche und des Klerus nicht antasten, sonst werde er bewirken, „daß die Quelle der göttlichen Gnade über sein Reich vertrockne". Anstatt aber diesen Ermahnungen Gehör zu geben rief der französische König, in sicherer Voraussicht, daß die Geistlichkeit seines Reichs, die sich während des Kriegs so bereitwillig gezeigt, „dem bedürftigen und dürstenden Gemeinwesen" durch eine namhafte Beisteuer zu Hilfe zu kommen, auch in diesen kirchlich-politischen Fragen zu der Krone stehen würde, ein Nationalkonzil aus französischen Prälaten aller Provinzen in Paris zusammen, um über die Aufrechthaltung der Freiheiten der gallikanischen Kirche und die Ausführung der zwischen der Krone Frankreich und dem römischen Stuhl bestehenden Verträge zu beraten und zu beschließen. Auf dieser Versammlung, in welcher Bossuet eine hervorragende Stellung behauptete, wurden die vier Artikel abgefaßt, die als Manifest der Autonomie der gallikanischen Kirche gegenüber dem römischen Supremat angesehen und von Ludwig zu einer Art von Glaubenssätzen, von symbolischem Buch erhoben wurden. In dieser „Deklaration des französischen Klerus", welcher Ludwig durch ein eignes Edikt Gesetzeskraft verlieh, war die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen, die Superiorität der Konzilien über das Papsttum, die Notwendigkeit der Beistimmung der Kirche in allen geistlichen, der Beobachtung der Reichsgesetze in allen weltlichen Fragen ausgesprochen. Nach diesen Beschlüssen sollte in allen Schulen und Seminarien gelehrt werden, nur wer sie beschwor, konnte in der juristischen oder theologischen Fakultät einen Grad erlangen. Die Bischofstühle wurden von dem König nur mit Anhängern der Deklaration besetzt. Die nationale Idee, die sich in der innigen Verbindung von König, Klerus und Volk kund gab, beherrschte auch die französische Kirche und Geistlichkeit.

Nov. 1681 bis März 1682.

Papst Innocenz XI. beharrte bei seinem Sinn: er weigerte sich den Ernannten die geistliche Investitur zu erteilen. „Die Einkünfte mochten sie genießen, aber die Ordination empfingen sie nicht, einen geistlichen Akt des Episkopats durften sie nicht ausüben." Nach einigen Jahren gab es in Frankreich fünfunddreißig Bischöfe ohne päpstliche Bestätigung. Der französische Klerus hielt fast ausschließlich zur Krone, selbst der Jesuitenorden trennte seine Sache diesmal von Rom, teils aus Opposition gegen die jansenistisch Gesinnten, teils aus Herrschsucht. Denn der „Gewissensrat" oder das geistliche Ministerium, von welchem hauptsächlich die Besetzung der Prälaturen entschieden ward, stand durch den königlichen Beichtvater Père la Chaise unter dem Einfluß des Ordens. Das katholische Frankreich schien auf dem Weg zu einem Schisma begriffen. Und gerade jetzt wurden die entscheidenden Schritte gethan, das Königreich von den letzten Resten der abweichenden Religions- und Kultusformen zu reinigen,

Frankreich auf dem Weg zum Schisma.

welche durch die calvinische Reformation in den Tagen der Väter begründet worden, das Edikt von Nantes, durch das einst Heinrich IV. den religiösen und bürgerlichen Frieden hergestellt, aus der Welt zu schaffen.

c. Aufhebung des Edikts von Nantes und Hugenottenverfolgungen.

Ludwig XIV. und die calvinische Lehre. Noch war der Streit zwischen dem Machtherrscher in Paris und dem kirchlichen Oberhaupt in Rom nicht ausgeglichen, noch schwebten neue Gewaltmaßregeln gegen Port Royal und die Jansenisten in der Luft, als der schon lange vorbereitete Schlag der Vernichtung gegen die Hugenotten geführt ward. Das calvinische Wesen mit seinen republikanischen Ideen von gemeindlicher Selbstregierung, mit seiner Sittenstrenge und Kirchenzucht, mit seiner Richtung zu einem ernsten enthaltsamen Leben in separatistischer Abgeschlossenheit stand in grellem Gegensatz zu der monarchistisch-kirchlichen Uniformität, in der sich nach Ludwigs Ideen Reich und Nation bewegen sollten, zu der ganzen Vorstellungswelt, den Anschauungen und gesellschaftlichen Formen, die er seinem Zeitalter aufprägen wollte. Daher war er auch von Anfang seiner Regierung auf Mittel bedacht, die hugenottische Glaubensgemeinschaft zu der allgemeinen Kirche Frankreichs zurückzuführen, die katholische Einheit, welche die Bekenner der „sogenannten reformierten" Konfession unterbrachen und störten, wieder aufzurichten.

Der König und die Hugenotten. Die Treue und Ergebenheit, welche die Hugenotten während des Kriegs der Fronde bewiesen, brachte ihnen im Anfang der Regierung Ludwigs eine günstigere Stellung. Das Edikt von Nantes wurde aufs neue gewährleistet, die Strenge der Parlamente gemildert, der Bau neuer Kirchen gestattet. Im Jahr 1659 bewilligte Mazarin die Abhaltung einer Provinzialsynode, was seit vielen Jahren nicht mehr geschehen war. Man erlaubte ihnen den Zutritt zu einigen Staats- und Kommunalämtern. Auf den Akademien in Montauban, Sedan, Saumur wurde auch von protestantischen Theologen die große Frage über die Gnade, welche das katholische Frankreich in zwei Heerlager spaltete, in Erwägung gezogen; manche Hugenotten beteiligten sich an dem Aufschwung der Wissenschaften und der Litteratur. Mehrere der angesehensten Feldherren und Staatsmänner, wie Duquesne, Schomberg, Ruvigny gehörten der reformierten Kirche an. Huyghens, der Theoretiker der Dynamik, war Calvinist. Aber Nachsicht und Toleranz gegen Ausnahmsstellungen lag nicht in Ludwigs Charakter. Als er Reunionsversuche. 1673. seinen Frieden mit den Jansenisten geschlossen, gedachte er auch die Reformierten wieder mit der Kirche zu versöhnen. Auf einer Synode zu Charenton wurde ihnen der Entwurf zu einer „Reunion" vorgelegt, auf Grund dessen sie gegen einige Zugeständnisse (Accommodements) ihre religiöse Sonderstellung aufgeben sollten. Da erwachte aber in den Abgeordneten das althugenottische Bewußtsein mit neuer Stärke. Sie trugen Bedenken durch Annahme neuer Formeln und Bestimmungen, die leicht von dem Papst umgestoßen werden könnten, die Gültigkeit des Edikts von Nantes in Frage zu stellen.

Vorurteile und Stimmung. Die Reunion kam nicht zu stande. Seitdem verschärfte sich des Königs Abneigung gegen die Protestanten. Bei der allgemeinen Loyalität, welche ihm die Nation entgegenbrachte, fand er es unerträglich, „daß es in seinem Reich eine Partei gab, welche die Religion, zu der er sich bekannte, des Irrtums zieh und von ihm gesondert die rechte Wahrheit zu besitzen vermeinte". Wir wissen, wie sehr schon zu Richelieus Zeiten dieser Gesichtspunkt hervorgehoben ward. Zu dieser Abneigung kam noch, daß Ludwig der

Ansicht war, zu einer vollendeten Monarchie sei Einheit der Kirche ebenso notwendig wie Einheit des Staats. Während des holländischen Kriegs zeigte sich, wie erwähnt, der französische Klerus sehr willfährig, die Bedürfnisse des Staats durch einen beträchtlichen Geldbeitrag zu erleichtern. An die Bewilligung knüpfte er die Bitte, der König möge die Ketzerei aus seinem Reich ausrotten, dadurch werde er Gott am besten seinen Dank für die verliehenen Siege abtragen und nicht nur als Kriegsheld, sondern auch als Glaubenheros erscheinen. Dies machte auf Ludwig um so größeren Eindruck, als er die Hugenotten im Verdacht hatte, sie hegten mit ihren Glaubensgenossen mehr Sympathie als mit ihren Landsleuten.

Nach Herstellung des Friedens wurde daher eifrig zu dem Werk der Bekehrung geschritten. Die Geistlichkeit ward ermahnt, an der Begründung der kirchlichen Einheit aus allen Kräften mitzuwirken; die Glieder der Gesellschaft Jesu empfahlen in Schriften die Mittel und Wege, welche am sichersten zum Ziel zu führen schienen. Wir wissen, daß der König von Zeit zu Zeit Anwandlungen von Reue über sein sündhaftes Leben hatte. Im Jahr 1676 trennte er sich auf einige Zeit von Madame de Montespan. Die Mätresse trauerte und weinte vor den Altären, der König aber bestimmte als Sühne den dritten Teil seiner Privatkasse für die Bekehrung der Hugenotten. Pellisson, selbst ein Konvertit, wurde mit der Verwaltung beauftragt. Nun kam mehr Methode in die Arbeit. Am Hof selbst erstaunte man über die Erfolge; und um Scheinkonversionen zu verhindern, ergingen schwere Strafgesetze gegen „Rückfällige" und „Apostaten" (1679). Zugleich wurde der Beschluß gefaßt, alle die Wege der Gewaltsamkeit, die das Edikt selbst offen gelassen, zur Beschränkung des reformierten Bekenntnisses zu betreten: „Nichts zu erlauben, was in demselben nicht ausdrücklich verheißen, alles zu verbieten, was darin nicht ausdrücklich erlaubt sei." Zuerst wollte man den Freibrief allmählich zerfetzen und dann, wenn nur noch ein Schatten davon übrig wäre, mit der Widerrufung des Ediktes dem heimtückischen und feindseligen Verfahren die Krone aufsetzen. Demzufolge raubte man den Hugenotten noch in demselben Jahr den letzten Rest ihrer politischen Sonderrechte, die geteilten Kammern, die sie solange gegen die Scheelsucht der Parlamente aufrecht erhalten hatten, „weil die Neubekehrten vor einem solchen Tribunal keine Gerechtigkeit zu erwarten hätten"; im nächsten Jahr (1680) erging eine Verordnung, durch welche jeder Übertritt von der katholischen Kirche zur reformierten mit harten Strafen belegt, jede gemischte Ehe verboten war. Durch gezwungene und sophistische Deutungen des Edikts von Nantes und unter allerlei Vorwänden verminderte man die Zahl der reformierten Kirchen, beschränkte den Gottesdienst auf wenige Hauptorte und erschwerte oder verhinderte die Kultushandlungen. Ludwigs Anfälle von Reue und Andacht wurden stets die Quelle neuer Drangsale für die calvinischen Ketzer, durch deren Bekehrung er seine Sünden zu sühnen hoffte. Durch die Thätigkeit der Missionäre, der Beamten, der Geistlichkeit und Ordensleute füllten sich die Namenslisten der Bekehrten, so daß der Klerus im Jahr 1680 am Schluß seiner Versammlung eine Danksagung an den König richtete, „daß er ihnen das Glück bereite, die Ketzerei unter seinen Fußtritten sterben zu sehen". Ein Gewissenszwang, mit Gewaltsamkeit und Rechtsverachtung, wie er kaum jemals in der Geschichte vorgekommen, wurde jetzt über das reformierte Frankreich verhängt. Denn der konfessionelle Haß, in staatliche Formen gekleidet und mit staatlicher Autorität ausgerüstet, ist eine verzehrende Flamme, welche die schwersten Heimsuchungen über ein Volk bringt. Die Reformierten hatten einen großen Anteil an der Verwaltung der Finanzen, den Staatspachtungen, dem Anleihewesen; die Fabriken und Manufakturen in Eisen, Leder, Seide; Wolle waren großenteils in ihren Händen; sie vermittelten den Handel mit Holland und England; sie zeichneten sich aus durch Thätigkeit, Wohlstand und Bildung. Aber in der nächsten

Die Bekehrung organisiert.

Umgebung des Königs arbeiteten die wirksamsten Kräfte für die Ausrottung der Ketzerei. Neben dem königlichen Beichtvater La Chaise, der im „Gewissensrat" die erste Stimme führte, hielt besonders Frau von Maintenon den Bekehrungseifer Ludwigs wach. Wir haben diese merkwürdige Dame, die ihre religiöse Devotion und Tugendübung geschickt als Hebel ihres Ehrgeizes und ihrer Politik zu benutzen verstand, schon früher kennen gelernt. Seitdem die Montespan vom Hof entfernt lebte und die Königin Maria gestorben war, gewann sie durch ihre unbedingte Hingebung und Übereinstimmung mit Ludwigs Natur den größten Einfluß auf alle Vorgänge in Staat und Kirche; und vor allem sind die strengen Maßregeln zur Bekehrung der Hugenotten in erster Linie ihrem Zelotismus zuzuschreiben. Gegen ihre ehemaligen Glaubensgenossen hatte Frau von Maintenon keine Schonung, kein Mitleid in ihrem Herzen. Und mußte sie, wenn sie milder gegen jene gewesen wäre, nicht befürchten, daß man sie einer geheimen Hinneigung an den Glauben ihrer Jugend beschuldigen würde? Auch Louvois war ein eifriger Fürsprecher energischer und durchgreifender Schritte; man müsse den Trotz und Eigenwillen der hartnäckigen und halsstarrigen Ketzer gewaltsam brechen. Nun folgte eine Reihe drückender und drangsalvoller Maßregeln, die den beabsichtigten Hauptschlag vorbereiteten. Man schloß die Hugenotten allmählich von Ämtern und Würden, von den Pachtungen und Gemeindestellen, ja von den Zunftrechten aus und begünstigte die Bekehrten; dadurch wurden die Ehrgeizigen verlockt; bei der Eintreibung der Taille nahm man den Katholischen oder Übertretenden die Hälfte der Last ab und warf sie auf die Reformierten, „um dem König Seelen zu erwerben"; die Armen suchte man durch Geld zu gewinnen, das aus Ludwigs Bekehrungskasse und aus den milden Gaben vornehmer Frommen floß; und durch die Verfügung, daß der Übertritt Minderjähriger bis zu sieben Jahren herab gültig sei, öffnete man der Glaubenstyrannei ein weites Feld. Familien wurden getrennt, Kinder ihren Eltern entrissen und in der katholischen Religion erzogen, die Wiederaufnahme eines reuigen Neubekehrten in die Gemeinschaft als Verbrechen mit Verlust der Kirche und Vertreibung des Geistlichen bestraft. Hof, Regierung und Klerus, an der Spitze des letzteren der ebenso lieblose und fanatische als gelehrte und beredte Bischof Bossuet von Meaux, setzten alle Mittel in Bewegung, um Frankreichs kirchliche Einheit zu begründen. Mit den Ermahnungen der Geistlichen „an ihre Brüder von der calvinistischen Sezession", abzulassen von dem Schisma und zur nationalen Kirche zurückzukehren, waren Drohungen verbunden gegen diejenigen, die hartnäckig bei ihren Irrtümern beharren würden. So mächtige Hebel konnten nicht ohne Wirkung bleiben. Der Adel brachte großenteils seinen Glauben und seine Traditionen der Hofgunst und dem Willen des Souveräns zum Opfer; unter dem geringen Volk ließ sich mancher durch Geld zum Besuch der Messe bewegen, was die Jesuiten, Fanatiker und Frömmler zu täuschenden Beweisen für die leichte Ausführbarkeit einer kirchlichen Einigung benutzten; aber der wohlhabende Bürgerstand, der Kern der calvinischen Konfession, widerstand allen Lockungen. Bei ihm galt es für eine Ehrensache, um keines Vorteils willen noch wegen irgend eines Verlustes die Religion zu wechseln. Auf einer geheimen Zusammenkunft mehrerer Abgeordneten aus Languedoc, der Dauphiné und den Sevennen in Toulouse beschloß man festzuhalten an dem Glauben der Väter und Gott nach der alten Weise zu dienen wo und wie es geschehen könne. Ohne Waffen versammelten sie sich auf den Trümmern ihrer Kirchen, um zu beten und Bußpsalmen zu singen, oder erbrachen die Thüren von solchen, die noch standen aber verschlossen waren. Dieser glaubenstreue ehrenfeste Bürgerstand konnte nur mit Gewalt bezwungen werden, und auch dazu war Louvois, der seit dem Tod Colberts (S. 389) die entscheidende Stimme im Konseil führte, fest entschlossen.

Frau von Maintenon.

Louvois.

Glaubenstyrannei.

Juni 1683.

Schon im Jahr 1681 hatte der Kriegsminister dem harten und grausamen Intendanten von Poitou, Marillac, ein Reiterregiment zugeschickt, um mittels Einquartierung die Bekehrungen nachdrücklicher zu betreiben. Einige Zeit nachher brachte Foucault, Intendant von Bearn durch Richtersprüche und militärischen Terrorismus die sämtlichen Kirchen in dem Heimatland Heinrichs IV. zu Falle, ließ dann im Land der Wehklage Freudenfeuer anzünden und ein Tedeum anstimmen. Dieses Gewaltverfahren wurde bald weiter ausgedehnt und führte zu den „Dragonaden", einer der dunkelsten Seiten in der Leidensgeschichte der Menschheit. Der zwanzigjährige Waffenstillstand mit Holland und dem Deutschen Reich enthob die französische Regierung jeder Rücksichtnahme auf das protestantische Ausland. Nun glaubte Louvois durchgreifender zu Werk gehen zu dürfen, um die Reformierten, welche, wie man den König glauben machte, nur aus Trotz und Eigenwilligkeit die Absonderung aufrecht erhielten, zum Gehorsam und zur Unterwerfung zu zwingen. Zu dem Zweck wurden Reiter in die südlichen Landschaften an den Pyrenäen, der Garonne und der Rhone gesandt, welche die gemischten Orte besetzten und ihre Herberge in den Wohnungen der Hugenotten nahmen. Es wäre ermüdend und erschütternd, alle die Peinigungen, die Gewaltthätigkeiten, die Trugkünste aufzuzählen, womit man die Gewissen bedrängte, die heiligsten Menschenrechte verletzte, die irdische Wohlfahrt und den Frieden der Seele vernichtete, damit in Zukunft in Frankreich ein Hirt und eine Herde sein möchte. Generale und Intendanten vereinigten sich mit den Missionaren zu dem Schreckenswerk der Tyrannei und des Fanatismus, die ganze ungeheure Macht der Monarchie legte sich aufs Bekehren. In der Dauphiné, wo die Mißhandelten in der Verzweiflung zu einem Akt der Notwehr gegriffen, hausten die Soldaten wie in Feindesland, rohe Gewalt mit tierischer Lust vereinigend. Bald schwand der Wohlstand der gewerbsamen Bürger, von deren Gut die rohen Dragoner praßten. Die Unthaten und Brutalitäten der „gespornten Bekehrer", die das Haus des Abtrünnigen verließen, um in doppelter Anzahl bei den Standhaften einzurücken, die für die ruchlosesten Handlungen statt Bestrafungen Lohn zu erwarten hatten und darum die empörendsten Schandthaten verübten, wirkten mächtiger als die „goldene Beredsamkeit" Pellissons, als alle Lockungen des Hofes und alle Verführungen der Priester. Man nahm es mit den Übertrittserklärungen nicht allzu genau; in Guienne zeigten die Listen in kurzem 60,000 Neubekehrte; in Languedoc machte der Herzog von Noailles noch größere Eroberungen; in Poitou und Saintonge beugten sich die eingeschüchterten Einwohner der Gewalt. Trotz der furchtbaren Strafgesetze gegen Auswanderungen entflohen Tausende von Evangelischen ins Ausland, um auf fremder Erde ihres Glaubens zu leben; die Widerspenstigen brachte man in sicheren Gewahrsam; in den Kerkern von Toulouse schmachteten zu gleicher Zeit sechzig reformierte Prediger. Montpellier, Nimes, Usez, Montauban, alle jene Städte des südlichen Frankreichs, wo Calvins Lehre am

Die Dragonaden.

tiefsten Wurzel geschlagen, wurden zur Rückkehr in die katholische Kirche gezwungen. Larochelle unterwarf sich binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Einzug der Dragoner. Die Zeit der Albigenserkriege war aufs neue über die blühende Landschaft hereingebrochen.

Aufhebung des Edikts von Nantes. Die glücklichen Erfolge munterten auch in andern Gegenden zur Nachahmung auf; bald glich Frankreich einem großen ummauerten Gehege, worin man auf die eingeschüchterten Hugenotten Jagd machte, wie auf das Wild des Waldes. Die klerikale Partei am Hof und in der Regierung vernahm die Fortschritte der Bekehrungen mit Frohlocken; triumphierend legte sie dem König die Listen vor, um ihn zu bewegen, durch die Widerrufung des Edikts von Nantes das glorreiche Werk der religiösen Einigung zu vollenden; in einer Sitzung des Gewissensrats war bereits die große Menge der Übergetretenen als Rechtfertigungsgrund für die Aufhebung des Freibriefs angeführt worden: König Heinrich IV. habe aus Besorgnis vor einem möglichen Bürgerkrieg die Abgewichenen durch einen Gnadenakt zufriedenstellen müssen; jetzt sei gegenüber der kleinen Zahl hartnäckiger und verstockter Ketzer eine solche Rücksicht nicht mehr notwendig. Es bedürfe nur des klar ausgesprochenen Willens des Königs, daß er nur eine Religion im Reich dulden werde, um das kleine Häuflein fügsam zu machen. Der Tod Karls II. von England, der um diese Zeit eintrat, war dem Verfolgungssystem sehr förderlich. Denn wie wenig auch der kryptokatholische König dem protestantischen Glaubensbekenntnis geneigt sein mochte, bei den alten Beziehungen der englischen Nation zu dem südwestlichen Frankreich und insbesondere zu den Hugenotten jener Gegend konnte leicht von dorther eine Intervention zu gunsten der Glaubensgenossen betrieben werden, welche König Karl II. wohl kaum hätte zurückweisen können; dagegen war von einem so fanatischen Konvertiten wie Jakob II. nach dieser Richtung hin nichts zu befürchten. Nun durfte man am Hof von Whitehall eher auf Beistimmung und Lob rechnen als auf Einsprache. Und so folgte denn der letzte entscheidende Schritt: das Edikt

22. Okt. 1685. von Nantes wurde widerrufen. Der Kanzler Le Tellier, der unerbittliche Feind der Ketzer, erlebte noch die Freude, das Reichssiegel beifügen zu können, es war seine letzte Amtshandlung. Das Parlament gab gern seine Sanktion.

Das Revokationsedikt. So sehr war der König von der Wahrheit der Berichte überzeugt, daß in dem Revokationsedikt als Hauptmotiv hervorgehoben war, „da der größte und beste Teil seiner reformierten Unterthanen den katholischen Glauben ergriffen hätte". In diesem berühmten Edikt, das durch die Aufhebung aller zu gunsten der reformierten Kirche erlassenen Verordnungen und Statute dem System der religiösen Verfolgung den schärfsten Ausdruck verlieh und die aufrichtigen Bekenner des calvinischen Lehrbegriffs zur Verzweiflung trieb, war ausgesprochen, daß in Zukunft kein Gottesdienst und keine religiöse Handlung, sei es öffentlich oder in Privathäusern, abweichend von den römisch-katholischen Satzungen, vorgenommen werden dürften. Die Religionsübung der Reformierten sollte verboten, ihre Kirchen niedergerissen, ihre Schulen geschlossen, ihre Prediger, sofern sie dem für ihren Übertritt verheißenen Preis widerstanden, des Landes

verwiesen werden. Ein Inquisitionsgericht wurde nicht eingeführt, nach dem Gewissen, nach dem Glauben im Herzen sollte nicht geforscht werden; vielmehr wurde auch ferner den Andersgläubigen freier Handel und Wandel zugestanden; nur jede Kundgebung der religiösen Überzeugung ward untersagt; die kommenden Geschlechter sollten von dem Greuel der Ketzerei unbefleckt bleiben. Auswanderungen waren mit Galeerenstrafen und Vermögenskonfiskationen verpönt. Aber diese vermeintliche Milde war nur ein Trugbild; die einquartierten Dragoner wußten bald auch die äußerliche Konformität mit der herrschenden Kirche zu erzwingen, auch die stumme Opposition zu strafen und wie Louvois an Noailles schrieb, durch größere Strenge den thörichten Ruhm, die letzten Bekenner eines verbotenen Glaubens zu sein, auszutreiben. Auch die christlich frommen Waldenser in den Thälern von Piemont wurden von der fanatischen Verfolgungssucht des französischen Machthabers getroffen. Manche französische Flüchtlinge hatten in den abgeschiedenen Alpengegenden Schutz und Aufnahme gefunden. Da bewirkte die französische Regierung, daß der Herzog Viktor Amadeo von Savoyen das Beispiel des benachbarten Monarchen nachahmte. Einheimische Bewaffnete, mit französischen Truppen unter Catinat verstärkt, trugen auch in die Flecken und Dörfer des piemontesischen Berglandes, die schon so oft unter der religiösen Wut gelitten hatten, die Schrecken der Verfolgung. Die Einwohner wurden niedergemacht, in Kerker und Banden gelegt, zur Auswanderung in die Schweiz genötigt. Ja selbst in die Wälder von Kanada streckte, wie früher erwähnt, der religiöse Fanatismus seinen ehernen Arm aus.

Nachdem der entscheidende Schlag gefallen, trat es zu Tage, wie groß noch immer die Zahl der Calvinisten war, welche unter allen Drangsalen dem Glauben ihrer Väter treu blieben, wie falsch und trügerisch die Berichte der Höflinge und Priester gewesen. Nun erst erreichte die religiöse Verfolgung ihren Höhepunkt und verschmähte auch nicht die Mittel der Inquisition im Innern, der empörendsten Grausamkeit gegen alle, die sich durch die Flucht der Gewissenstyrannei zu entziehen suchten. Verdiente und angesehene Männer, denen es nicht gelang, unbemerkt über die Grenze zu entkommen, trauerten mit Ketten beladen in finstern Kerkern, die in kurzem überfüllt waren, oder arbeiteten als Ruderknechte auf Galeeren. Aber trotz aller Drohungen und Verbote trugen über 500,000 französische Calvinisten, die unter unglaublichen Beschwerden und Gefahren, bald zu Schiff zwischen Warenballen, in dunklen Räumen versteckt, bald zu Lande, im Dickicht der Gebüsche übernachtend, mit Hinterlassung ihrer Habe die Flucht bewerkstelligten, oft begünstigt durch die Gewinnsucht der Wächter oder Seekapitäne, ihre Betriebsamkeit, ihren Glauben und ihr Herz in das protestantische Ausland. Wie einst die Israeliten, so zerstreuten sich die Hugenotten über die ganze Welt. Die Schweiz, die Rheinpfalz, Brandenburg, Holland und England boten den Verfolgten ein Asyl. Die Bevölkerung von Genf stieg fast auf die doppelte Zahl; in dem Londoner Stadtteil Spitalfield ließ sich eine ganze Kolonie französischer Manufakturarbeiter nieder. Seitdem entwickelte sich daselbst eine selbständige Glas-, Hut-, Papier-, ja sogar eine englische Seidenfabrikation. Vor allem zeigten sich die Fürsten des Hohenzollernschen Hauses huldvoll und gnädig gegen die Flüchtlinge: der Kurfürst von Brandenburg ließ Wirkungen.

dem Pariser Hof sein Erstaunen aussprechen, daß man ohne Rücksicht auf die zwischen ihnen bestehende Freundschaft seine Glaubensgenossen als Verbrecher behandle; er lud die Verfolgten in sein Land ein, gab ihnen Kirchen und mancherlei Vorrechte und gestattete ihnen, Kolonien zu gründen mit Predigern und Richtern ihres Volks und ihrer Sprache; Ancillon, der Sohn eines berühmten Geistlichen von Metz, hat die Geschichte dieser Niederlassungen und gastfreundlichen Aufnahme seiner Landsleute in jenen nördlichen Provinzen beschrieben. Von der Zeit an erfuhr die kurfürstliche Politik eine Wandlung. Die Verbindung mit Frankreich wurde aufgegeben und der Bund mit dem Kaiser erneuert. Auch Schomberg verließ sein siegreiches Banner in Ludwigs XIV. Armee; wir werden seine weiteren Lebensschicksale bis zu seinem Heldentod in Irland später erfahren. In der Pfalz, in Frankfurt, in Hessen und Braunschweig fanden Tausende von Refugiés Zufluchtsorte und Werkstätten für ihre Thätigkeit. Ihre Bildung, ihre Industrie, ihre geistige Rührigkeit blieben nicht ohne Einfluß auf die Kultur der Völker, zu denen sie sich geflüchtet. Dagegen erlitt in Frankreich der Wohlstand und die beneidete Blüte der südlichen Landschaften einen heftigen Stoß. Die Seidenwebereien und die Kunst des Strumpfwirkens wurden durch die Flüchtlinge dem Auslande mitgeteilt; sechzig Millionen Kapital wanderten in andre Länder; calvinische Schriftsteller richteten von den Niederlanden aus ihre Federn gegen Frankreich und calvinische Krieger traten beim Wiederausbruch des Kriegs in die Reihen der Feinde. Man hatte vergessen, „daß die Ordnung der Welt auf moralischen Gesetzen beruht, die noch niemals übertreten worden sind, ohne die Rache auf das Haupt dessen herabzuziehen, der sie übertritt". Schmeichler priesen den König als Vertilger der Ketzerei, ein Dichter von Ruf machte das Ereignis zum Gegenstand eines Heldengedichts; man reihte das Werk der kirchlichen Einigung und die Rückführung des katholischen Kultus in das Straßburger Münster unter die Großthaten der Geschichte, gegen welche die Verdienste, die sich das Haus Österreich durch den gleichzeitigen Kampf wider die Osmanen um die Christenheit erworben, weit in Schatten träten, aber die Tausende von Hugenotten, die sich mit stiller Hausandacht begnügten, die Menge der Konvertierten, die trotz der Argusaugen der priesterlichen Späher und Sykophanten unter äußerer Verhüllung den Glauben ihrer Jugend bewahrten, der Heldenmut der Bauern in den Sevennen bewiesen, wie wenig der Religionsdruck dem gehofften Ziel, kirchlicher Uniformität, zuführte. Claude Brousson und andre begeisterte Prediger suchten durch Sendschreiben und Wandermissionen die schlummernden und halberstorbenen Glieder der reformierten Kirche zu wecken, zu beleben, zu vereinigen, stets von Gefahren des Todes umgeben. Brousson, auf dessen Kopf Baville, der fanatische Intendant der
4. Nov. 1698. Languedoc, einen Preis von 10,000 Livres gesetzt, wurde gefangen und starb als Blutzeuge in Montpellier auf dem Schafott, aber die „Kirchen der Wüste" erhielten sich. In zahlreichen Familien wurde die calvinische Religionslehre im

stillen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, bis eine mildere Zeit und humanere Anschauungen ihnen gestatteten, sich wieder öffentlich als Protestanten zu bekennen. Der Rückschlag der Glaubenstyrannei auf die französische Kirche blieb nicht aus. „Geheuchelter Formelglaube, zur Schau getragene Kirchlichkeit war die nächste Folge der Widerrufung des Edikts von Nantes, und sie dauerte solange als Ludwigs Augen offen standen. Als zwei Augen sich zuthaten und es nicht mehr einträglich war, das Credo auf den Lippen zu tragen und die kirchliche Fahne zu schwingen, ließ man die tote Hülse fallen, in welcher ein lebendiger Kern niemals gewesen war"; und nun traten Unglauben, Gottlosigkeit und kirchenfeindliche Gesinnung um so ungescheuter hervor, je größer der Zwang war, den die befohlene Gläubigkeit den Gemütern auferlegt hatte.

Als sich die Verfolgung der Hugenotten auch in die stillen Thäler der Sevennen erstreckte, wo Abkömmlinge der Waldenser, die sich den Calvinisten angeschlossen, in Glaubenseinfalt und nach alter Sitte dahinlebten, da fanden die Dränger hartnäckigen Widerstand. Die Verfolgung erhöhte den Mut der Gedrückten, die Mißhandlungen steigerten ihren Glaubenseifer zur Schwärmerei. Aus den Haufen der Ungelehrten gingen Verkündiger des göttlichen Wortes, Propheten und Prophetinnen hervor, die angeregt von den apokalyptischen Weissagungen Broussons und Jurieus von einer glanzvollen siegreichen Erhebung der Kirche und vom Sturz des Antichrists zu ekstatischen Zuständen fortgerissen wurden. Ihre Reden und Ermahnungen ergriffen und fesselten die Gemüter um so gewaltiger, als man in ihnen die Wirkungen unmittelbarer Inspiration „das Wetterleuchten aus einer höheren Welt" erblickte. „In den wildesten Einöden versammelte man sich um sie her, um ihre Predigten zu vernehmen; in den entferntesten Anlagen, die zur Weide des Viehes in den Bergen gemacht waren, vollzog man die religiösen Handlungen nach dem reformierten Ritus." Flüchtige Prediger entflammten die aufgeregten Gemüter der „Kinder Gottes" mit wilder Kampflust. Angeführt von Jean Cavalier, einem ehemaligen Schäferjungen, und andern „Propheten" warfen die „Kamisarden", in leinene Kittel (Camises) gekleidet, die nackte Brust den französischen Marschällen entgegen. „Prophetische Gesichte in den krankhaftesten Erscheinungen einer Epidemie und die kühnsten Kriegsthaten gingen nebeneinander her." Ein greuelvoller Bürgerkrieg, in dem über 100,000 Menschen bluteten, füllte die friedlichen Thäler der Sevennen. „Man zählte vierzig Kirchen und eine ganze Reihe von Schlössern, welche die Aufständischen zerstörten; kein altkatholisches Dorf, keine Meierei war vor ihnen sicher. Unerwartet brachen sie aus den Bergen hervor; die Sympathie ihrer Glaubensgenossen kam ihnen bei jeder ihrer Unternehmungen zu Hilfe." Mehrere Jahre lang widerstanden die schlechtbewaffneten Haufen, bald siegend, bald besiegt, nie aber mutlos und daniedergeworfen dem Marschall Villars, bis es demselben gelang, sie durch geschickte Unterhandlungen zu teilen und zu schwächen. Doch erst als der französische Machthaber den „Protestanten und Helden", so viele ihrer vom Schlachtfeld und Schafott übrig waren, freien Abzug zugestanden, nahm der schreckliche Kamisardenkrieg allmählich sein Ende. Cavalier, der „Generalissimus der Kinder Gottes", trat als Oberst eines Regiments französischer Flüchtlinge in englische Kriegsdienste, focht in der Schlacht bei Almanza und starb als Gouverneur der Insel Jersey im Jahr 1740.

Der Religionskrieg in den Sevennen.

d. Die gallikanische Kirche und das Pontifikat.

Haltung des Papstes Innocenz XI. Bei der Widerrufung des Edikts von Nantes war der Streit des Königs mit dem Papst noch nicht ausgetragen. Der Gewaltakt gegen die Ketzer machte das kirchliche Oberhaupt nicht gefügiger, und die Unterdrückung der Protestanten war für den französischen Klerus ein Motiv, mit dem König gemeinschaftliche Sache wider das Papsttum zu machen. „Diese beiden Momente zusammen gaben der Nation das Gefühl und Bewußtsein auch einer religiösen Einheit, in welcher sich katholische Orthodoxie und kirchliche Unabhängigkeit mit der Idee des Königtums verschmolzen." Die beiden angesehensten Körperschaften in Frankreich, das Parlament und die Sorbonne, stimmten dem Klerus bei, um den alten Grundsätzen von den Freiheiten der gallikanischen Kirche allgemeine Geltung zu verschaffen. Bald traten noch neue Konflikte ein. Die Quartierfreiheit. Die Quartierfreiheit, welche die fremden Botschafter in Rom nicht nur für ihre Paläste, sondern sogar für die umliegenden Straßen in Anspruch nahmen, führte fortwährend zu so vielen Mißbräuchen, daß Innocenz XI. erklärte, er würde keinen Gesandten irgend einer Macht mehr in seiner Stadt aufnehmen, der nicht auf diese Freiheit, welche zum Asyl für Verbrecher diente, Verzicht leiste. Ludwig XIV. wollte dieses einseitige Vorgehen nicht gelten lassen; es sei ein Eingriff in die Rechte des französischen Reichs, die seine Vorfahren besessen, die päpstliche Regierung hätte sich vorher mit Frankreich verständigen sollen. Der neue Botschafter, Marquis Nov. 1687. von Lavardin, zog mit einem so starken Gefolge, bei dem sich sogar bewaffnete Reiter befanden, in Rom ein, daß es aussah, als wolle er dem Papst in seiner eignen Hauptstadt mit militärischer Mannschaft Trotz bieten. Innocenz schloß daher den Gesandten von der Kirchengemeinschaft aus und belegte, als derselbe in San Luigi einem Hochamt beiwohnte, diese französische Kirche mit dem Interdikt. Und um seinen Willen, den Gewaltschritten des französischen Machthabers 1688. energisch entgegenzutreten, noch deutlicher zu beweisen, stellte er sich in der Kölner Erzbischofswahl, die wir bald als eine der Ursachen des neuen Kriegs kennen lernen werden, auf die kaiserlich-bayerische Seite. Ludwig XIV. suchte den Kirchenfürsten einzuschüchtern: er machte ihn für das Unglück verantwortlich, wenn die Kölner Irrung mit den Waffen entschieden werden müßte, ließ durch den Generalprokurator des Parlaments das Interdikt für nichtig erklären und Berufung an ein allgemeines Konzil gegen die Parteilichkeit des Papstes erheben. Prälatenkonvent in Paris. Eine Versammlung von Prälaten in Paris unter Erzbischof Harlay, einem ergebenen Diener des Königs, entschied zu gunsten Frankreichs. Aller Verkehr mit Rom wurde abgebrochen, der päpstliche Nunzius in Paris festgehalten; Ludwig besetzte abermals Avignon; man sprach von der Durchführung des Richelieuschen Plans, für Frankreich einen eignen Patriarchen zu kreieren, wofür man Harlay in Aussicht nahm. Papst Innocenz ließ sich durch alle diese Schritte nicht zum Nachgeben bestimmen. Auch auf die Vermittelung, die König Jakob II. durch Thomas Howard, Neffen des Kardinals Norfolk, anbot, ließ er sich nicht

ein: in einem Streit, sagte er, worin es sich um seine heilige Würde, um die Rechte des apostolischen Stuhles handle, könne er nicht zurückweichen. Er wußte, daß die über die fortdauernde Gewaltherrschaft der französischen Regierung erbitterten und bedrohten Mächte Europas sich zu einer gemeinsamen Aktion gegen den Friedensstörer verständigt hatten, und beschloß, die Koalition zu unterstützen. Er begünstigte Österreich in seinem schweren Kampf in Ungarn; er gab Subsidien zur Verteidigung des Deutschen Reichs; er schloß sich der großen, hauptsächlich auf protestantischen Kräften und Antrieben beruhenden Allianz gegen Frankreich an; in seinem Kabinett kannte man den Plan Wilhelms von Oranien, in England zu landen. „Wunderbare Verwickelung! Am römischen Hof mußten die Fäden einer Verbindung zusammentreffen, die das Ziel und den Erfolg hatte, den Protestantismus in dem westlichen Europa von der letzten großen Gefahr, die ihm drohte, zu befreien, den englischen Thron auf immer für dies Bekenntnis zu gewinnen." Despotismus und Gewaltherrschaft erwerben sich nirgends Freunde.

Dieser Konflikt zwischen der Krone und der Tiara führte Frankreich an den Rand eines Schisma in dem Augenblick, wo ein neuer Krieg, in dem das religiöse Moment bedeutend mitwirkte, ganz Europa ergriffen hatte. Soweit wollte man in Paris die Dinge nicht treiben. Mit dem starrsinnigen Innocenz XI. freilich war keine Beilegung des Streits unter Schonung der königlichen Autorität zu erzielen; als dieser aber am 10. August 1689 starb und der Venetianer Ottoboni als Alexander VIII. den römischen Stuhl bestieg, wurden Schritte zu einem Ausgleich gethan. Der König schickte einen neuen Gesandten in die Tiberstadt, der keinen weitern Anspruch auf das Asylrecht erhob, und gab Avignon zurück. Nur zu der Forderung Alexanders, die Pariser Versammlung und die Beschlüsse über die gallikanischen Freiheiten für nichtig zu erklären, konnte man sich in Versailles nicht sofort entschließen. Alexander VIII. ging darüber aus der Welt und Innocenz XII. wurde sein Nachfolger. Aber auch dieser Kirchenfürst, obwohl der französischen Nation wohlgesinnt, bestand auf der vollen Autorität des Pontifikats. Zwei Jahre lang versuchten Hof und Klerus durch vermittelnde Formeln eine Ausgleichung zu erlangen, wodurch dem Prälatenkonvent ein Schein von Berechtigung und Geltung erhalten würde. Aber Innocenz XII. blieb standhaft; die französischen Geistlichen mußten erklären, „daß alles, was in jener Assemblee beraten und beschlossen worden, als nicht beraten, und nicht beschlossen angesehen sein solle". „Niedergeworfen zu den Füßen Ew. Heiligkeit," hieß es in dem Schreiben der Bischöfe, „bekennen wir unsern unaussprechlichen Schmerz darüber," und Ludwig XIV. meldete dem kirchlichen Oberhaupt, daß er seine Verordnung über die Beobachtung der vier Artikel zurücknehme. Jetzt erst wurde der Friede hergestellt und den Bischöfen die kanonische Bestätigung ihrer Einsetzung erteilt. Dennoch könnte man nicht behaupten, daß die päpstliche Autorität einen vollständigen Sieg errungen hätte. Die kriegerische

Beendigung des Streits.

Weltlage bestimmte den König, den Streit mit der Kurie fallen zu lassen und ihr den Schein einer unbedingten Unterwerfung des französischen Klerus zu gewähren. Doch wurden die vier Artikel, welche die Pariser Prälatenversammlung beschlossen und die als die Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche durch ein Reichsgesetz bekannt gemacht waren, niemals förmlich zurückgenommen. Die souveräne Gewalt der Krone gegenüber dem Klerus ward festgehalten und die Unfehlbarkeit des Papstes fand keine Geltung.

e. Ausgang des Jansenistischen Streits und der Quietismus.

Mit diesem Versöhnungsakt waren die kirchlichen Streitigkeiten Frankreichs im Zeitalter Ludwigs XIV. noch keineswegs erschöpft, die religiöse Uniformität, wie sie der König für seinen absoluten Staat als notwendig erachtete, noch keineswegs völlig hergestellt. Nicht nur daß der Jansenismus in seinem Gegensatz zum Jesuitismus und zur herrschenden Hierarchie noch einmal die Gemüter mächtig aufregte und die gläubige Welt in Frankreich spaltete, auch der aus einer ähnlichen Seelenrichtung entsprungene, mit der Mystik verwandte „Quietismus“ erschien dem Herrscher und seinen Staatslenkern und Gewissensräten als eine die rechtgläubigen Kirche mit Gefahr bedrohende Abweichung von den wahren christlichen Doktrinen.

1. Ausgang des Jansenismus und des Port Royal.

Die Jansenisten vermochten sich auch nach dem Kirchenfrieden vom Jahr 1668 weder die Gunst noch das Vertrauen des Königs zu erwerben. Daß sie der Religion eine selbständige Bedeutung geben wollten, nicht in der nationalen Macht und Einheit das letzte Ziel erblickten, zog ihnen während des Streites über die Freiheit der gallikanischen Kirche die Abneigung und den Unwillen des Monarchen zu. Wagten doch mehrere Bischöfe und Gelehrte, welche die Ansichten von Port Royal teilten, über das Verhältnis zu dem Papst andrer Meinung zu sein als Klerus und Parlament! Unter den großen Ereignissen, welche die Menschheit am Ausgang des siebzehnten und am Eingang des achtzehnten Jahrhunderts in Erregung setzten, war die Kontroverse zwischen den jesuitischen und jansenistischen Auffassungen von Sünde und Gnade in den Hintergrund getreten; aber mit neuer Heftigkeit entbrannte der Streit, als Pater
1693. Quesnel, der Nachfolger und Geisteserbe Arnaulds, moralische Betrachtungen über das Neue Testament bekannt machte, die ein volksbeliebtes Erbauungsbuch wurden, dem selbst der Kardinal Noailles, Erzbischof von Paris, seinen Beifall zollte. Die Jesuiten, welche bald den Jansenistischen Geist herausfanden, benutzten des Königs Vorurteile gegen die Genossenschaft, die bei der allgemeinen Servilität stets eine gewisse geistige Selbständigkeit behauptete, um ihn zu einem neuen religiösen Gewaltstreich zu bewegen. Mit seiner Hilfe setzten sie es in Rom durch, daß der Papst durch die Bulle »in Vineam Domini« die Konstitutionen der früheren Päpste gegen den Jansenismus mit der
1705. schärfsten Zurückweisung der verdammten fünf Sätze erneuerte. Als die Frauen von
1709. Port Royal sich weigerten, die Bulle zu unterschreiben, wurde das Kloster aufgehoben. Ludwig konnte es nicht länger ertragen, daß ein Häuflein von Nonnen einige Stunden
1710. von Versailles ihm Widerstand zu leisten wagte. Im folgenden Jahr wurde die Priorin mit dem Rest der Schwestern durch Bewaffnete weggeführt, das Kloster abgebrochen, selbst die Begräbnisstätte der Toten zerstört. Doch blieb der Sieg unvollständig, solange Quesnels Andachtsbuch noch in den Händen der Gläubigen war. Daher wurde der

Papst zu einem Schritt bewogen, welcher den Jansenismus in seiner letzten fruchttreibenden Kraft vernichten sollte. Die Bulle »Unigenitus« verdammte eine Reihe von 101 1713.
Lehrsätzen der „moralischen Betrachtungen" über Gnade und menschliche Freiheit, über Werke und Glaube als „ketzerisch, gefährlich oder frommen Ohren ärgerlich", darunter Aussprüche der Kirchenväter und der Heil. Schrift selbst, weil sie jansenistisch gedeutet werden konnten. Aber ein großer Teil des französischen Klerus und Volks, Erzbischof Noailles an der Spitze, widersetzte sich der Konstitution. Dennoch gebot Ludwig dem Parlament, die Bulle in die Reichsgesetze einzutragen. Darüber starb der König; mit einem religiösen Gewaltstreich schloß sein Leben und seine Regierung. Der ganze höhere Klerus Frankreichs nahm an dem geistigen Kampf, der auch noch über Ludwigs XIV. Tod hinaus fortdauerte, den wärmsten Anteil. Noch einmal legten die Bischöfe Berufung an ein Konzil gegen das päpstliche Gesetz ein. Erst unter Kardinal Fleury wurde die Annahme der Konstitution durch Entsetzung, Kerker und Verbannung und die endgültige Einregistrierung als Reichsgesetz durch einen Akt der königlichen Souveränität erzwungen. Aber noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war die Opposition des Jansenismus nicht ganz erloschen und in einer dreifachen Gestalt hat er noch bis auf den heutigen Tag sein Dasein gefristet: „In den Niederlanden als eignes, von Rom getrenntes Kirchenwesen, dem ein Erzbischof von Utrecht (s. 1723) mit zwei Bischöfen von Haarlem und Deventer vorsteht. Das mystische Element hat in einzelnen Schwärmern (Convulsionaires) fortgelebt, welche ihr Gefühl durch die Hilfe von Mißhandlungen, Wunden, Kreuzigung zur schauerlichen Wollust steigernd den Umsturz des Thrones und der Kirche weissagten. Das freisinnige Element hat als theologische Gesinnung einen nicht geringen Teil des Klerus in Frankreich, Deutschland und Italien durchdrungen."

Wie der tote Bischof von Ypern die uralte Lehre von der göttlichen Gnade und 2. Der Quietismus.
dem freien Willen erneuerte und damit in die starre Masse der Kirche einen Gärungsstoff warf, der die äußerliche Religionsübung unsanft störte, so wurde ein spanischer Priester, Michael Molinos, der in Rom als Beichtvater und Seelsorger einflußreich wirkte, durch Wiederbelebung der altchristlichen Mystik in einer eigentümlichen Gestalt der Begründer des „Quietismus", der gleichfalls in Frankreich seine edelsten und begabtesten Jünger erhielt. Beide Religionsrichtungen wurden von Ludwig XIV., der allen Neuerungen aus Prinzip abgeneigt war, mit gleicher Ungunst, Zurücksetzung und Verfolgung belegt. Molinos, der in einer „Anweisung zu geistlichem Leben" als den Weg des Heils empfahl: „Gebetsstille und Vernichtung alles eignen Seins, um liebevoll Eins zu werden mit Gott", wurde auf Anregung der Jesuiten, insbesondere des Pater La Chaise, vor dem Inquisitionsgericht in Rom zur Abschwörung seiner Irrlehren gezwungen und starb in hartem Klostergefängnis bei den Dominikanern (1697). Seine Lehre von der mystischen Gottesliebe fand jedoch Anhänger und Bekenner in Frankreich. Johanna Maria Bouvières von Lamothe, Witwe Guyon, von jeher zu frommer Gefühlsschwärmerei geneigt und darin von ihrem Seelenführer, Pater Lacombe, bestärkt, trat, nachdem sie sich nach dem Tod ihres Gatten dem „himmlischen Blutbräutigam" angelobt und sich als Aussteuer Kreuz und Verachtung erbeten, in Schriften und Predigten als neue Prophetin auf. Angeregt von der großartigen Alpennatur Savoyens, wo sie mehrere Jahre verlebte, schilderte sie in dem poetischen Schriftchen „die Ströme" ihr inneres geistiges Leben als Bäche, Flüsse und Bergströme, welche sich zuletzt in das Meer, in Gott, ergießen und verlieren; in der „kurzen und faßlichen Anweisung zum inneren Gebet" preist sie als den höchsten Grad der Frömmigkeit im Gegensatz zu der äußerlichen Religionsübung der herrschenden Kirche das innere, stille, kontemplative Herzensgebet des Glaubens, und der Ruhe ohne Worte; die höchste Stufe der Andacht

sei das stille und ruhende, nicht bittende Gebet und die Kontemplation. Der Quietismus der Witwe Guyon litt an schwärmerischen Übertreibungen und war nicht frei von Vorstellungen und Bildern, die einer sinnlichen Auffassung fähig waren und zu verleumderischen Nachreden Veranlassung gaben. Sie nannte sich „Mutter der Gläubigen", berufen „geistliche Kinder" zu zeugen unter „Geburtsschmerzen" (inneren Seelenkämpfen); sie gründete eine Kongregation „der Kindheit-Jesu-Genossen"; in den mystischen Kreisen, die sich an sie anschlossen, ging die Weissagung, „daß ihr Millionen bekannte und unbekannte Kinder geboren werden sollten". Lacombe, dem sie eine „geistliche Mutter" sein wollte, wurde im Jahr 1687 verhaftet und bis zu seinem Tod 1714 in Gefangenschaft gehalten; die Guyon selbst wurde durch die Verwendung der Frau von Maintenon und andrer vornehmen Damen mehrmals aus der Haft befreit, so daß sie „dem Herrn immer neue Kinder gewinnen" konnte. Doch hatte sie in den letzten Jahrzehnten ihres Lebens, besonders auf Bossuets Betreiben, viele Verfolgungen zu ertragen. Ihre Schriften und Lehren wurden verdammt, ihr Name gelästert. Die Gegner sagten den Quietisten nach, „daß ihnen alles erlaubt scheine, was der Leib verlange, wofern der Geist sich einmal Gott ergeben habe". Die Andachtsschriften der Madame Guyon, ihre geistlichen Lieder, Betrachtungen über die Heil. Schrift u. a. wurden weit verbreitet und übersetzt. Noch in ihrem Todesjahr vollendete sie das kleine poetische Büchlein: „Die heilige Liebe Gottes und die unheilige Naturliebe". Die Quietisten, welche den äußeren Kultus mißachteten und in einer inneren Gebets- und Liebesschwärmerei ihre religiöse Befriedigung suchten, schienen dem verständigen Bischof Bossuet, dem König und seinem Beichtvater gefährlich für die Kirche und das bürgerliche Leben, daher
Fénelon. sie bei der Hierarchie und dem Staatskirchentum keine Gnade fanden. **Fénelon**, Erzbischof von Cambrai, der als Lehrer der Enkel Ludwigs XIV., insbesondere des leidenschaftlichen Herzogs von Bourgogne, die Tugend der Seelenruhe, der Selbstbeherrschung und der christlichen Demut hatte schätzen und üben lernen, konnte sich nicht entschließen, eine Gefühlsreligion zu verdammen, in der er nur eine Seite des altkatholischen Mystizismus erkannte, einen Gottesdienst des Herzens gegenüber dem äußeren Kirchenwesen. In seinem Werk: „Auslegung der Maximen der Heiligen über das innere Leben" wird die reine und uneigennützige Liebe zu Gott, über welche der gläubige Mensch sich selbst vergesse und nicht einmal seiner künftigen Seligkeit gedenke, als der Inbegriff aller christlichen Vollkommenheit dargestellt. Bossuet und der größte Teil der französischen Geistlichkeit erklärten sich gegen das Buch; der König, der ohnedies dem Lehrer seines Enkels nicht mit Unrecht einen ihm um dieselbe Zeit zugegangenen anonymen Brief zuschrieb, worin er zur Veränderung seiner Politik und Regierungsweise ermahnt ward, bestrafte ihn mit seiner Ungnade, indem er ihn durch die Ernennung zum Bischof von Cambrai aus der Nähe des Hofes verbannte, und ihm jede Aussicht
12. März 1699. auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris benahm. Der Papst wurde nach einigem Bedenken vermocht, 23 Sätze der Schrift als irrig und anstößig zu verdammen. Fénelon, der die auf Befehl des Königs rasch verbreitete Verurteilung in dem Moment erhielt, als er die Kanzel seiner Kathedrale bestieg, verlas das Breve mit der ihm natürlichen Demut und ermahnte seine Gemeinde sich danach zu richten. Er meinte, der Papst werde wohl nicht die reine Liebe zu Gott verdammt, er aber dieselbe in einer Weise vorgetragen haben, die zu Irrtümern hätte Veranlassung geben können.

E. Die letzten Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts.

I. Ludwigs XIV. Gewaltherrschaft.

Nach dem Nimweger Frieden stand Ludwig XIV. auf der Höhe der Macht und Herrlichkeit. In Frankreich nannte man ihn den Großen und stellte ihn über Alexander und Cäsar. Schmeichelnde Geschichtschreiber, Dichter und Redner wetteiferten in der Verherrlichung seines Ruhmes; durch seine Gnade und Gerechtigkeit habe er in Frankreich und in ganz Europa den Frieden hergestellt, zu Land und zur See habe er die Feinde seines Staats und seiner Macht besiegt, durch seine Weisheit habe er Ordnung in der Verwaltung, in den Finanzen und Gesetzen geschaffen, durch seine Freigebigkeit habe er die Wissenschaften und Künste zu ihrer Vollkommenheit gebracht. War es zu verwundern, daß seine Eigenliebe, seine Selbstsucht, seine Anmaßung alle Schranken niederwarf, daß er dieselbe Gewaltherrschaft, durch die er die eigne Nation unter seine Füße getreten, auch gegen das Ausland zu richten kein Bedenken trug? Die Artikel des Nimweger Friedens waren von den europäischen Staaten angenommen worden, wie sie der französische König, der auf die Unterhandlungen selbst den persönlichsten Einfluß übte, vorgeschrieben hatte. Sollte sein Machtspruch nicht auch vermögend sein, den Bedingungen eine weitere Ausdehnung zu geben? Wer sollte ihm entgegentreten? Spanien lag kraftlos zu Boden, mit Mühe wurden die aufrührerischen Elemente in den Provinzen niedergehalten. Das Deutsche Reich war uneinig und die Stände leicht zu gewinnen. Konnte man doch in Versailles ernstlich den Gedanken fassen, durch Ludwigs Einfluß auf die deutschen Fürsten sei es möglich dem Dauphin die Würde eines römischen Königs zu verschaffen. Die unzufriedenen Magnaten in Ungarn hatten in ihrem Kampf gegen Österreich ihre Blicke auf Paris gerichtet; in Konstantinopel war der französische Einfluß mächtig genug, um die Pforte unter die Waffen zu rufen, sei es zur Unterstützung der aufständischen Magyaren, sei es zum Kampf wider Rußland, wenn dasselbe einen Angriff auf Schweden unternehmen wollte. In Polen regierte Johann Sobiesky, der seine Bildung in Frankreich empfangen hatte und durch seine französische Gemahlin wie durch die eigne Neigung mit dem Hof von Versailles in Verbindung gehalten wurde. In Lissabon, in Turin, in so manchen andern Residenzen herrschten französische Sympathien; die Stuarts in England waren durch persönliche und religiöse Interessen an Ludwig XIV. gefesselt. Die Schweizer Eidgenossen hatten an dem Eroberungskrieg mitgewirkt und buhlten um die fernere Gunst und um die Jahrgelder des reichen Monarchen. Ludw. XIV. europäische Machtstellung.

Ermutigt durch die auf dem Friedenskongreß erlangten Erfolge setzte nunmehr der französische König durch die sogenannten „Reunionen" dem System eigenmächtiger Gewaltthätigkeiten die Krone auf. Hatte er schon, wie erwähnt, Die Reunionen. 1680. 1681.

während des Kriegs die zehn elsässischen Landvogteistädte unterworfen und befestigen lassen und Ritterschaft und Bürger durch einen Huldigungseid zu unmittelbaren Unterthanen des französischen Selbstherrschers gemacht, so wurde jetzt die Behauptung aufgestellt, eine Anzahl Herrschaften, Gebietsteile, Territorien und Ortschaften seien als ehemalige Pertinenz- und Dependenzstücke der durch die Friedensschlüsse von Münster und Nimwegen an Frankreich gefallenen Landschaften, Städte, bischöflichen Diözesen in der Abtretung inbegriffen, da in den Friedensverträgen ausgesprochen sei, daß diese Gebiete mit ihren Distrikten der französischen Souveränität unterstellt sein sollten. Die unbestimmte vieldeutige Fassung mancher Artikel und Ausdrücke bot der Anmaßung und Herrschsucht eine geeignete Handhabe. Um dem Gewaltstreich einen Schein von Recht zu geben, ließ nunmehr Ludwig in Metz, Besançon, Doornik und Breisach „Reunionskammern" zur Ermittelung dieser Pertinenzstücke errichten und ward somit Kläger, Richter und Vollstrecker in einer Person. Die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun, „ohnehin Geschöpfe von Ludwigs Hand", wurden zunächst aufgefordert, ein Verzeichnis von den Gütern und Lehen aufzustellen, die einst zu ihren Kirchen gehört, sich aber im Laufe der Zeit der bischöflichen Oberhoheit entzogen hätten. Sie brachten eine namhafte Liste zusammen. In ähnlicher Weise wurde auch an andern Orten verfahren. Und nun machte der König den Grundsatz geltend, daß die Rechte des Reichs sämtlich an die souveräne Krone Frankreichs übergegangen seien, und erklärte sich zum Oberlehnsherrn aller derer, welche ihm als Vasallen der abgetretenen Bistümer und Länder bezeichnet wurden. Demgemäß fand der Gerichtshof von Besançon, daß der Herzog von Württemberg verpflichtet sei, dem König von Frankreich für sein Fürstentum Mömpelgard als seinem Souverän zu huldigen, weil dieses zur Franche Comté gehöre; die Kammer von Metz entdeckte, daß die Pfalzgrafen von Veldenz und Lützelstein, der Herzog von Zweibrücken, die Grafen von Salm, Saarbrücken, Sponheim, Unterthanen der französischen Krone seien, und nahm gegen achtzig außerhalb Frankreichs gelegene Lehen für Ludwig XIV. in Anspruch. Der König von Schweden und der Prinz von Oranien wurden aufgefordert, jener für Pfalz-Zweibrücken, dieser für die Grafschaft Chiny die Lehnshoheit des Reichs mit der des Königs von Frankreich zu vertauschen. Durch historische Untersuchungen kam die Kammer von Breisach zu dem Ergebnis, daß die sämtlichen im Elsaß angesessenen Reichsunmittelbaren, Fürsten, Ämter, Stände, Ritterschaft, Vasallen des Königs seien. „Allerorten wurde das französische Wappen angeschlagen, der Eid der Treue nach französischem Gebrauch von den Unterthanen wie von den Herren gefordert. Vor der drohenden Nähe einer schonungslosen Gewalt beugten sich die meisten. Die Entfernteren, namentlich die mächtigen Reichsglieder widerstrebten, aber ihre Beamten wurden verjagt, ihre Archive verschlossen, ihre Renten vorenthalten; wendeten sie sich an den französischen Hof, so wurden sie an die Gerichtshöfe von Metz und Breisach gewiesen; die Minister

versagten jede Rücksprache und Unterhandlung.“ Am härtesten wurde der Erzbischof von Trier betroffen. Ludwig nahm drei Ortschaften an der Maas in Anspruch, „weil König Pipin, der sie dem Stift geschenkt, sich dabei königliche Macht und Schutz darüber vorbehalten habe“. Oberstein, das dem Erzbistum seit fünf Jahrhunderten angehörte, wurde jetzt von französischen Truppen besetzt, ebenso Homburg und Bitsch. Den Spaniern wurde Alost (Aalst) in Ostflandern, das kraft des Nimweger Friedens herausgegeben werden sollte, mit sophistischer Rechtsverdrehung vorenthalten, bis sie Luxemburg dafür umtauschten; denn dieses glaubte Ludwig zur Sicherung von Lothringen zu bedürfen. Zugleich ließ der König an allen Grenzen Frankreichs durch Vauban unangreifbare Festungswerke errichten, die das Königreich für alle Zukunft gegen feindliche Invasionen sicherstellen sollten.

Der Frankfurter Kongreß.

Der Reichstag zu Regensburg machte einige schüchterne Vorstellungen gegen solche Übergriffe, bestritt das Recht dazu durch juristische Deduktionen und beriet sich über die Aufstellung eines Reichsheeres. Um den Eifer zu kühlen, erklärte sich Ludwig bereit, auf einem Kongreß zu Frankfurt die Sache untersuchen zu lassen. Aber die französischen Bevollmächtigten verweilten solange auf der Reise, daß die Deutschen hinreichend Muße fanden, sich über Rang und Titel, über die Form der Tische und Sitze, über die Frage, ob man sich bei den künftigen Beratungen der lateinischen oder französischen Sprache bedienen solle, zu streiten. Mittlerweile wurden nach Louvois’ Anordnung in aller Heimlichkeit durch General Montclar Truppen im Elsaß angesammelt und die Netze ausgespannt, um das Kleinod des Reichs an Frankreich zu bringen. Dem Raubsystem der Reunionen, durch welche seit zwei Jahren die Gemüter der an Frankreich grenzenden Völker in Unruhe und angstvoller Erwartung gehalten wurden, setzte Ludwig dadurch die Krone auf, daß er mitten im Frieden die freie Stadt Straßburg dem Reich entriß. Der verräterische Bischof Egon von Fürstenberg, der schon lange im Solde Frankreichs stand, eine jesuitisch-katholische Partei in Stadt und Land und einige thätige Konvertiten förderten das Unternehmen, bei dem Überraschung und brutale Gewalt mit Verführung, Einschüchterung, Intrigen, vielleicht auch mit Bestechung einzelner Ratsherren Hand in Hand ging. Das Gelingen des Gewaltstreichs war so sicher vorbereitet, die Einleitungen zu der Besetzung der Reichsstadt so geschickt getroffen, daß Louvois auf die Nachricht von der Einschließung der Festung durch Montclar eilen mußte, um rechtzeitig zur Kapitulation, die er sich selbst vorbehalten, von Versailles einzutreffen. Nicht als ob es der Bürgerschaft an deutscher Gesinnung, an Pietät für das Reich und die geschichtliche Vergangenheit gefehlt hätte; man hatte oft genug in dringenden und flehenden Worten den Schutz des Reichs angerufen; aber ohne Hilfe vom Kaiser und von den Stammesgenossen, ohne genügende Wehrmannschaft und Verteidigungsanstalten in den eignen Mauern, verlassen und verraten von dem zaghaften, in kläglicher Ratlosigkeit hin und her schwankenden Magistrat,

Straßburgs Fall. 1681.

28.—30. Sept. 1681.

was sollte die Bürgerschaft beginnen gegenüber einem Feind, der im Fall eines Widerstandes mit Krieg und Verwüstung drohte, bei friedlicher Unterwerfung dagegen Verfassung, Rechte und Religionsfreiheit zu achten versprach? So fügte sich denn die Bürgerschaft Straßburgs in das unvermeidliche Schicksal und brachte der Sicherheit des Lebens und der materiellen Wohlfahrt ihre politische und kirchliche Selbständigkeit und so manches ideale Gut, das die Vorfahren errungen und behauptet, zum Opfer. Nach ihrer Entwaffnung mußte die einst freie Reichsbürgerschaft dem fremden Machthaber kniend den Unterthaneneid leisten; das Münster, die Zierde deutscher Baukunst, wurde von dem aus Zabern herbeieilenden Bischof in Besitz genommen, neu eingeweiht und dem katholischen Kultus eingeräumt, das Zeughaus geleert. Und während der König als Sieger seinen
23. Okt. feierlichen Einzug hielt und der Bischof ihn vor der wiedereroberten Kathedrale mit den Worten begrüßte: „Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen", wurde von Vauban die Citadelle abgesteckt, „die der stolze Franzose für stark genug hielt, daß keine Macht Europas ihm den Paß ins Reich je wieder nehmen sollte". Bei ihrem Ausbau sah man deutsche Bürger und Bauern Hand anlegen.

Eindruck. Wie tief immer das deutsche Nationalgefühl seit dem Westfälischen Frieden gesunken war dennoch ging ein Schrei der Entrüstung durch die Gaue des Vaterlandes über den unerhörten Gewaltstreich. In Gedichten, in Volksliedern, in Satiren und Pamphleten, in der gesamten Tageslitteratur gab sich der öffentliche Unwille kund; selbst der Reichstag, der nach Auflösung der Frankfurter Konferenz wieder in Regensburg seine Sitzungen hielt, schien die Schmach und Erniedrigung nicht ruhig hinnehmen zu wollen. Das Anerbieten des Königs, wenn Kaiser und Reich auf das, was von Frankreich bisher in Besitz genommen, feierlich verzichteten, so wolle er sich um des Friedens Willen damit begnügen und keine weiteren Ansprüche erheben, wurde anfangs zurückgewiesen. Aber die französische Diplomatie konnte die beruhigende Versicherung geben, „daß diese Stimmung in den Formalitäten der Reichsverfassung begraben werden würde". Und so geschah es. Ludwig durfte mit Zuversicht darauf zählen, daß die europäischen Mächte, die unter günstigeren Verhältnissen sich den Frieden von Nimwegen hatten aufzwingen lassen, bei der damaligen Lage und Stimmung keinen neuen Krieg beginnen würden.

Die europäische Association. Wohl wurde eine europäische Association zur Erhaltung des in Nimwegen geschaffenen Friedensstandes in Beratung gezogen: Wilhelm von Oranien und Karl XI. von Schweden, durch die Reunionen persönlich gereizt und verletzt, kamen überein, den Gewaltsamkeiten Frankreichs entgegenzutreten; Spanien, dessen Grenzlande fortwährend durch kriegerische Einfälle beunruhigt wurden, und der Kaiser schlossen sich dem Bund an, und selbst mehrere Reichsstände, vorab die neuen Kurfürsten von Bayern, Maximilian Emanuel, und von Sachsen, Johann Georg III., Herzog Ernst August von Hannover u. a. waren zum Beitritt

bereit. Aber alle Genossen dieser Association waren durch eigne Anliegen so sehr in Anspruch genommen, daß sie sich nicht leicht zu einer gemeinsamen kriegerischen Aktion ermannen konnten. Der König von Schweden, der dem französischen Monarchen die Erhaltung seiner deutschen Besitzungen verdankte, durfte seiner persönlichen Verstimmung gegen den bisherigen Verbündeten nicht allzu scharf Ausdruck geben; gegen Wilhelm von Oranien hatte Ludwig einen Hinterhalt an den hochmögenden Herren in Amsterdam, welche stets mit Eifersucht das ehrgeizige und herrschsüchtige Streben des Statthalters überwachten; und der gewandte Diplomat d'Avaux, der als französischer Gesandter im Haag weilte, wußte die Rivalität lebendig zu erhalten und zugleich die Handelsinteressen der Republik gegen den militärischen Geist des Prinzen ins Feld zu führen. Seine Thätigkeit fand eine Stütze an dem englischen König, der, wie wir später erfahren werden, damals mehr als je in den Netzen Ludwigs verstrickt war, um in seinem Widerstreit gegen das Parlament durch französische Jahrgelder unterstützt zu werden. Was konnten aber die Habsburger dem Machtherrscher von Versailles entgegensetzen? Spanien vermochte den an seinen Grenzen aufgestellten französischen Heeren im Fall eines neuen Kriegs keinen kräftigen Widerstand zu leisten, es hätte den Kampf hauptsächlich seinen Bundesgenossen überlassen müssen, und in welche Bedrängnis der Kaiser und Österreich um dieselbe Zeit durch die Türken gebracht wurden, wird der nächste Abschnitt lehren. In Wien und Madrid hätte man es gern gesehen, wenn das Reich gegen die französische Übermacht unter die Waffen getreten wäre. Als in Regensburg die Frage beraten wurde, ob man der Association beitreten oder auf Grund der Anerbietungen Ludwigs sich mit Frankreich vertragen solle, warnte der österreichische Bevollmächtigte vor der französischen Vergrößerungssucht und empfahl energischen Widerstand. „Die Erfahrung zeige, wie Frankreich seine Zusagen halte. Das Nachgeben werde nur neue Forderungen hervorrufen. Auf diesem Weg könne der französische König nach und nach ganz Deutschland in Anspruch nehmen und das Reich anstatt eines Kaisers einen französischen Statthalter haben." Aber Friedrich Wilhelm von Brandenburg bemerkte, daß die dermalige Zeitlage zum Kriegführen nicht angethan sei; seit man sich in Nimwegen einen so schimpflichen Frieden habe gefallen lassen, könne man nicht mehr mit Aussicht auf Erfolg von neuem zu den Waffen greifen. Der günstige Zeitpunkt sei verpaßt worden. „Jetzt sei es dem Reich nützlicher, mit der von Frankreich angebotenen Verzichtleistung auf weitere Ausdehnung der Reunionen den Frieden anzunehmen und das, was diese Krone schon in ihrer Gewalt habe, dahinter zu lassen, als den ganzen Reichskörper mit seinen Gliedern in einen verderblichen neuen Krieg gleichen Ausgangs wie der vorige zu stürzen und der Gefahr völliger Auflösung auszusetzen."

Denn der Kurfürst konnte es nicht vergessen, daß man ihn in Nimwegen im Stiche gelassen, daß der Kaiser, wie wir später erfahren werden, dem Kurhaus die schlesischen Fürstentümer vorenthielt, er hatte es wohl bemerkt, wie neidisch und eifer- Friedrich Wilhelm v. Brandenburg.

süchtig man in der Wiener Hofburg auf den aufstrebenden ketzerischen Kurstaat an der Ostsee blickte; nun trieb er Politik auf eigne Hand. Hatte er bisher im Widerstreit gegen Frankreich Einbuße erlitten, so suchte er jetzt durch dessen Freundschaft das Verlorne wieder zu gewinnen. Die Hand, die mächtig genug war, den Bundesgenossen in Stockholm vor Schaden zu bewahren, konnte unter veränderten Verhältnissen dem Freund oder Verbündeten an der Elbe und Oder nützliche Dienste erweisen. Es war ein beklagenswertes Schicksal, daß in dem Augenblick da der Feind der Christenheit Wien bedrohte und der Nationalfeind dem Reich im Westen den Purpursaum abriß, der kraftvolle waffenfrohe Fürst das Schwert in der Scheide hielt und seinen Mitständen den Rat gab, dem mächtigen Räuber die Beute zu lassen, damit nicht noch größeres Unheil über das Reich hereinbreche. Die matte Kriegführung der Habsburger in den siebziger Jahren und die Preisgebung der westlichen Reichsgrenzen und Straßburgs hatten alles Vertrauen auf Österreich und den Kaiser erschüttert.

Der Regensburger Stillstand. Die geistlichen Kurfürsten am Rhein, die bei einer Erneuerung des Kriegs ähnliche Unfälle wie Lothringen erfahren zu müssen fürchteten, traten der Ansicht des Brandenburgers bei; auch das Fürstenkollegium und die Städte stimmten nach einigem Bedenken für die Annahme der französischen Vorschläge. So erlangte auf dem Reichstag die Friedenspartei das Übergewicht. In den letzten
28. Aug. 1683. Tagen des August, als noch die Türken vor Wien lagen, wurde dem französischen Gesandten die Mitteilung gemacht, daß das Reich in einen Waffenstillstand von zwanzig Jahren auf Grund des Bestehenden willige. Es dauerte jedoch noch ein ganzes Jahr, ehe diese Abmachungen allseitig anerkannt und zu einem Staatsvertrag erhoben wurden. Der Entsatz von Wien und der Abzug der Türken erfüllte das österreichisch-spanische Herrscherhaus mit neuer Zuversicht. In Madrid wurde in Gegenwart des jungen Königs Karl II. an Frankreich der Krieg erklärt; der Prinz von Oranien wollte nichts von einer Auflösung der Association hören: „man dürfe den schmählichen Gewaltstreichen der Franzosen nicht ruhig zusehen; es sei offenbar, daß Ludwig nach der Herrschaft über Europa trachte"; in den deutschen Reichslanden brach im Volk und an manchen Fürstenhöfen ein kriegerischer Geist hervor. Aber bei näherer Erwägung der wirklichen Lage ernüchterte sich die Kriegslust in Deutschland und Holland. Spanien war nicht vermögend, sich gegen die französischen Heere zu behaupten; Luxemburg wurde nach langer Belagerung von Crequi und Vauban erobert; der Kaiser war vollauf in Ungarn beschäftigt und konnte keine Truppen nach Westen entsenden. In Amsterdam erklärten die Hochmögenden, daß die Republik an den kriegerischen Unternehmungen des Statthalters keinen Teil habe, und nahmen den Regensburger Stillstand an. Vor allem war es der Thätigkeit des Kurfürsten von Brandenburg zuzuschreiben, daß die Friedensgedanken das Übergewicht erhielten. Indem er einerseits den französischen Hof zur Ermäßigung seiner Forderungen bewog, anderseits den deutschen Mitständen die Schwierigkeit der Lage, die Unwahrscheinlichkeit eines Erfolges im Feld gegenüber einem so starken Feind und die drohende Kriegsnot für die Nachbarländer vorstellte, bewirkte er, daß auf dem Reichstag von Regensburg der zwanzigjährige Waffenstillstand zwischen

Frankreich und dem Deutschen Reich zum Vollzug kam und auch von dem Kaiser 15. Aug. 1684.
und von Spanien angenommen ward. Demgemäß sollten alle bis dahin reunierten und geraubten Gebiete, mit Einschluß von Straßburg samt der Kehler Schanze und von Luxemburg, dem französischen König überlassen bleiben unter der einzigen Bedingung, daß die neuen Erwerbungen bei ihren religiösen und politischen Rechten und Besitztümern erhalten würden. Dafür wurde die Versicherung gegeben, daß die Reunionen eingestellt, die Hoheitsrechte Frankreichs nicht weiter ausgedehnt und die ungarischen Rebellen nicht unterstützt werden sollten.

Aber es liegt nicht in der Natur vorwaltender Mächte, sich selbst zu be- Neue Gewaltstreiche.
schränken; die Schranken müssen ihnen gesetzt werden. Nicht nur daß gegen den ausdrücklichen Vertrag die Religionsverfolgungen auch auf die Protestanten im Elsaß ausgedehnt wurden: die Grenzverletzungen am Rhein und anderwärts dauerten fort. Auf einer Rheininsel bei Hüningen, welche zum Teil dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörte, wurde ein Fort errichtet und eine Brücke nach dem jenseitigen Ufer geführt; in Lothringen wurden Städte und Herrschaften als Lehnstücke der drei Bistümer von Frankreich in Besitz genommen. Dem Ausland gegenüber, sagt ein französischer Historiker, kannte Ludwig keine Gerechtigkeit; wo er gerecht war, glaubte er großmütig zu sein und war dann ebenso verletzend als anmaßend und übermütig in seinen Forderungen. Und nicht bloß gegen das gespaltene zwieträchtige Deutsche Reich dehnte Louvois und sein despotischer Gebieter die Gewaltstreiche aus; auch Italien, das an gleicher Schwäche und Vielgestaltigkeit litt, fühlte die Geißel der übermütigen Tyrannei. Zu gleicher Zeit mit Straßburg war infolge eines Vertrags mit dem neuen Herzog Ferdinando Carlo von Mantua-Montferrat, der für seine Lüste und Ausschweifungen mit Sängerinnen, Schauspielerinnen und Buhlerinnen mehr brauchte, als trotz seiner Finanzkünste das kleine Land aufzubringen vermochte, die Festung Casale, der Schlüssel zum Mailändischen besetzt worden und der verräterische zweideutige Unterhändler Mattioli, der durch Geld bestochen dem österreichischen und spanischen Hof Mitteilungen gemacht hatte, wurde (wie einige vermuten, unter der „eisernen Maske") auf Lebenszeit in Haft gehalten. Und nun büßte auch die Seerepublik Genua, die schon lange den Neid und Ärger des mächtigen Nachbars gereizt, für die Anhänglichkeit an die alte Freiheit und an das spanisch-habsburgische Herrscherhaus durch ein schreckliches Bombardement, infolge dessen 17.–28. Mai 1684.
der Dogenpalast, das Zeughaus und viele ansehnliche Gebäude der „Marmorstadt" zerstört wurden, und mußte nicht nur jede Verbindung mit Spanien abbrechen und sich mehrere Beschränkungen und Demütigungen gefallen lassen, sondern auch ihren Dogen nebst vier Senatoren nach Versailles schicken, um in den unterwürfigsten Ausdrücken dem König das Bedauern auszusprechen, daß 12. Jan. 1685.
sie sein Mißfallen erregt habe. Hatte doch die reiche Handelsstadt gewagt, für Spanien Galeeren zu bauen, auf die Märkte Siziliens und Kataloniens Waren

zu liefern und der Regierung aus der Georgenbank Darlehen zu machen! Darin sah Ludwig einen Abfall von der alten Oberlehnshoheit, unter welcher einst die Republik zu den französischen Monarchen gestanden. Am Hof zu Versailles gab man sich damals gern dem Gedanken hin, wie die französischen Waffen zu Lande herrschten, so sollte Frankreich auch zur See das Übergewicht erlangen. Es war besonders Seigneley, Colberts Sohn, der dieses Ziel verfolgte. Unter seinen Augen ist das Bombardement von Genua vollzogen worden. Als der französische Gesandte dem Papst die Ursachen des Strafgerichts wider Genua vortrug, sank der heilige Vater auf die Knie und rief aus: Herr verteidige du deine Sache! In Frankreich aber feierte man die Begebenheit durch eine Denkmünze! Die Welt war in Schrecken gefesselt, und doch hatte sie noch nicht das Ärgste gesehen, wozu rechtsverletzende Willkür verbunden mit unbeschränkter Macht zu führen vermag.

II. Österreich, Ungarn und die Türkei.

Litteratur. Zu den Geschichtswerken über Ungarn und Siebenbürgen, die VIII, 486 und über das osmanische Reich, die VIII, 610 aufgeführt sind, kommen für die folgende Periode in Betracht: Mailath, Gesch. des österr. Kaiserstaats. Hamb. 1834—1850. 5 Bde. Gesch. der Magyaren s. VIII, 486); Coxe, Gesch. des Hauses Öst. cet. Deutsch von Dippold u. A. Wagner. Amst. u. Leipz. 1810—1817. 4 voll.; Gal. Gualdo Priorato, Historia die Leopoldo cesare continente le cose più memorabile successe in Europa dal 1656 sino al 1670. 3 voll. Vienna 1670—1674, fol. Continuazione del historia di Leopoldo, nella quale si descrive la ribellione d'Ungheria. Eb. 1676. 4.; Wagner, Historia Lepoldi magni Caesaris. 1719. Die Relationen der Botschafter Venedigs über Deutschland und Österreich, herausgeg. v. Fiedler, zweiter Bd., im achtzehnten J. (Fontes rer. Austr. XXVII. 1867); Mémoires de Montecucculi. Amst. 1756. 8.; G. D. Teutsch, Gesch. der Siebenbürger Sachsen. Leipz. 1874. 2 voll. 2. Aufl.; Ad. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz. Wien 1869; Arneth, Leben des Feldmarsch. Guido von Starhemberg. Wien 1853; A. Graf Thürheim, Feldmarschall Ernst Rüdiger Graf Starhemberg 1683 Wiens ruhmvoller Verteidiger. Wien 1882; O. Klopp, Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Karlowitz 1699. Graz 1882; Röder v. Diersberg, Markgraf Ludwig Wilhelms von Baden Feldzüge wider die Türken. Karlsr. 1839. 2 Bde.; Feldzüge des Prinzen Eugen v. Savoyen, herausgeg. v. d. Abteilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegsarchivs 1. Serie. Wien 1876 ff. Die Schriften über Johann Sobieski von Bischof Zaluski, von Salvandy n. a. sind bei der Gesch. von Polen angeführt. Pachner v. Eggenstorf, Sammlung von Reichsbeschlüssen seit 1663; J. G. v. Meiern, Acta comitialia Ratisbonensia oder Regensburgische Reichstagshandlungen und Geschichte. 2 Bde. Leizig und Gotha 1738. 1740 f.; J. Chr. Lünig, Deutsche Reichskanzlei. 8 T. Leipzig 1714. 8.

1. Siebenbürgen und die Pforte.

Öffentliche Zustände. Wenn man den Franzosen zum Vorwurf machen wollte, daß sie sich freiwillig in Knechtschaft begeben, sich der absoluten Gewalt eines despotischen Selbst-

herrschers in stummer Unterwürfigkeit gefügt hätten, so konnten sie auf die Zustände jener Staaten hinweisen, wo es nicht gelungen war, die vereinzelten Kräfte und Parteien unter einen Einzelwillen, unter eine höchste Autorität zu bannen, wo ehrgeizige selbstsüchtige Faktionen das geschichtliche Leben bestimmten und beherrschten, wo über inneren Kämpfen sich keine nationale Kultur, kein würdiges politisches Dasein zu entwickeln vermochte, ja die Keime und Ansätze dazu wieder verkümmerten oder untergingen. In allen Ländern des östlichen Europa lag das monarchische Prinzip mit feindlichen Gewalten im Widerstreit, die keine einheitliche Machtentwickelung zulassen wollten; und in den meisten herrschte zugleich ein Gewissensdruck, der dem französischen nicht weit nachstand und doch nicht durch die Lichtseiten gemildert ward, welche die gehobene Bildung, die Philosophie und die allmählich emporkeimenden Ideen der Humanität gleichzeitig der Seele zuführten. Wir haben gesehen, welche Verödung der engherzige Konfessionsgeist des Habsburger Herrscherhauses in allen Ländern geschaffen, die es unter sein Zepter gebeugt; die Gewaltbekehrungen und die Verletzungen aller Menschenrechte waren in Böhmen und Österreich nicht weniger empörend und schmachvoll gewesen, als im südlichen Frankreich und entbehrten noch dazu der einzigen idealen Frucht, die aus der dortigen Verfolgung hervorging, der nationalen Einigung. Denn die ganze Geschichte des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts liefert den Beweis, daß nicht einmal in den deutsch-österreichischen Ländern, viel weniger bei den Tschechen oder Magyaren, ein andres als auf Gewalt und Knechtschaft gegründetes Verhältnis zwischen den Herrschern und den Beherrschten bestand, daß nur Despotismus und Militärmacht einerseits, Unterwürfigkeit und gezwungener Gehorsam anderseits obwaltete, von einem nationalen vaterländischen Zusammenwachsen von Fürst und Volk, von den geheimnisvollen Banden der Pietät und Loyalität so gut wie keine Rede war. In keinem Land tritt die Wahrheit dieser Behauptung greller hervor, als in dem ungarisch-siebenbürgischen Reich, um dessen Besitz zwei Jahrhunderte lang nicht nur Österreich mit der Pforte rang, in dem auch alle Leiden und Drangsale, alle Not und Trübsal sich lagerten, welche religiöse und politische Parteiung, ehrgeizige und selbstsüchtige Tendenzen, eigenwilliger Egoismus und zelotischer Religionshaß zu erzeugen vermögen. Um der Reformation entgegenzuwirken, begünstigten die Habsburger die Niederlassung der Jesuiten in Ungarn; und doch war die lutherische Konfession, die sich der deutschen Sprache als Lehrmittel und zu ihren Kultushandlungen bedienen mußte, eine fruchtbare Pflanzschule für deutsche Bildung und deutsches Wesen. Indem somit das österreichische Kaiserhaus dem Jesuitismus und der lateinisch-katholischen Religionsform Vorschub leistete, untergrub es das Fundament, auf dem eine dauernde Herrschaft deutsch-österreichischer Kulturelemente hätte emporwachsen können, und hielt zugleich die magyarische Volksbildung nieder. Denn wie sehr auch immer die Jesuiten und die größtenteils der Fremde angehörige katholische Hierarchie beflissen waren, durch Gründung von

Schulen und Lehranstalten ihren Doktrinen größere Verbreitung zu verschaffen, ihr Hauptzweck war doch nur, der Ketzerei Einhalt zu thun, den lutherischen und reformierten Lehrbegriffen entgegenzutreten, nicht der Humanität, nicht einer freien wissenschaftlichen Menschenerziehung den Boden zu bereiten. Selbst Kardinal Pazman, der gefeierte Erzbischof von Gran, der seinem hohen Freund und Gönner, Kaiser Ferdinand II. bald ins Grab nachfolgte, bezweckte mit seinen Erziehungsinstituten doch nur den Sieg und die Ehre seiner Kirche. Die deutsche Kultur wurde dadurch in ihrem Lauf gehemmt, eine magyarische wurde gar nicht versucht, konnte gar nicht emporkommen. So blieb denn Ungarn-Siebenbürgen im ganzen siebzehnten Jahrhundert ein Länderkomplex ohne weltgeschichtliche Lebensvorgänge. Denn die fortwährenden Kämpfe zwischen deutsch-österreichischen und türkischen Heeren, von Zeit zu Zeit durch mehrjährige Stillstandsverträge unterbrochen, bieten in ihren einförmigen länderverwüstenden Greueln weder ein militärisches noch ein historisches Interesse. Die rege Teilnahme, die das Waffenleben mit seinen Thaten und Gefahren, seinen Anstrengungen und Wechselfällen sonst der Menschheit einflößt, konnte nur in seltenen Fällen geweckt werden. Die Habsburger Kaiser nannten sich Könige von Ungarn und sandten von Zeit zu Zeit Stellvertreter in das Land, die als „Palatine“ von Preßburg aus das hohe Herrscheramt verwalten sollten; aber im Osten der Theiß und Donau, in Niederungarn und Siebenbürgen galt das Wort des Pascha von Ofen und der türkischen Klientelfürsten im Bergland „jenseit des Waldes“ mehr als das des fernen Königs und seines Statthalters.

Siebenbürgen. Wir sind im Laufe dieses Werks schon mehreren Namen begegnet, die von dem östlichen Land aus eine weltgeschichtliche Stellung sich errungen haben: Bathori, Bocskay, Gabor, denen sich die Rakoczy anreihen. Zwischen der österreichischen und türkischen Oberherrschaft sich mit Klugheit und Kraft durchwindend und bald an die eine bald an die andre Macht sich anlehnend, haben die Fürsten von Siebenbürgen und Ostungarn die einzige Autorität besessen, die in dem Land der Zerfahrenheit, der Parteiung, der Anarchie und Selbsthilfe noch einige Anerkennung sich zu verschaffen vermochte. Bocskay. Bocskay strebte nach einem engeren Bund mit Österreich: wir wissen, daß er mit Kaiser Rudolf den Wiener Frieden schloß, der den Adligen und Städten freie Religionsübung zugestand und daß er auch die Türken zum Abschluß des zwanzigjährigen Friedensvertrags von Zsitwa-Torok brachte (XI, 787 f.). Allein wie konnte bei dem Hader im kaiserlichen Haus von einer Befestigung oder Ausdehnung der österreichischen Macht im fernen Osten die Rede sein? Der gute Wille der Pforte mußte durch Jahrgelder teuer erkauft werden; die Magnaten leisteten nur Dienste, wenn es ihrem Vorteil oder Parteistandpunkt dienlich war; der Wiener Friede sicherte die Augsburgischen und helvetischen Konfessionsverwandten sowenig gegen Rechtsverletzungen als der böhmische Majestätsbrief ihre Glaubensgenossen in Böhmen. Ferdinand II. erlangte die ungarische Krone nur nach Unterzeichnung einer Kapitulation, welche seine Königsrechte stark beschränkte (XI, 790, 803 f.); der unternehmende, Bethlen Gabor. aber wandelbare Fürst Bethlen Gabor vermochte mehr als der ferne, vielbeschäftigte Habsburger. Während dieser nach der Kapitulation keine fremden Truppen in Ungarn halten durfte, konnte Bethlen Gabor die einheimischen Streitkräfte in seine

Dienste ziehen. Hätte der an Ränken und Projekten reiche Mann seine Stellung in den ersten Jahren des langen deutschen Kriegs mit staatsmännischer Umsicht und planmäßiger Energie benutzen wollen, er hätte auf das Schicksal Europas einen entscheidenden Einfluß üben können (XI, 817 f., 891). Als er den Schweden die Hand reichen wollte, starb er (XI, 908). Bethlen Gabor liebte Bildung und Kunst. Er 1629.
rief den Dichter Opitz nach Siebenbürgen und wußte sich in lateinischer Sprache mit Leichtigkeit und Zierlichkeit auszudrüken; er spielte die Laute und Violine. Von seiner Hochzeitsfeier mit Katharina von Brandenburg (1626) hat sich ein ausführliches Tagebuch erhalten mit genauer Beschreibung aller Festlichkeiten. Aber die Prinzessin machte im fernen Osten dem deutschen Namen sowenig Ehre, wie einst im Westen die sächsische Gemahlin des Prinzen von Oranien, des Schweigers (XI, 606). Nach dem Tod Bethlens vermochte sich die Fürstin Katharina nicht lange in der Würde zu behaupten. Sie trat freiwillig zurück.

Unter den Parteikämpfen, von denen nun das Land aufs neue verwirrt wurde, Georg Rakoczy I.
bahnte sich Georg Rakoczy den Weg zur Herrschaft. Er wandte sich von Österreich ab † 11. Okt. 1648.
und erkannte den türkischen Sultan als „Erhalter und Schutzherrn" von Siebenbürgen an. Die Stände legten ihm die Pflicht auf, der Pforte treu zu bleiben, „da die teutsche Hülf, weil es ein langsam Volk, zu fern liege". Während Ferdinand II. gegen die evangelischen Reichsstände in Deutschland, gegen die Schweden und Franzosen im Kampf lag, war sein Sohn gleichen Namens König von Ungarn. Unter ihm wußten die Jesuiten die Kunst recht auszufinden, „die politische Existenz der akatholischen Partei langsam aber sicher und mit vielem Schein von Rechtsformen zu zernichten". Die katholischen Stände erklärten in demselben Jahr, da Ferdinand III. 1637.
auch im Reichtsregiment seinem Vater nachfolgte, auf einem Reichstag in Preßburg, daß der Wiener Friede den Protestanten zwar freie Religionsübung gewähre, aber keine Kirchen, und nahmen an allen Orten, wo die Altgläubigen die Oberhand hatten, die Gotteshäuser in ausschließlichen Besitz. Eine verbitterte Stimmung gegen Österreich verbreitete sich immer weiter in Ungarn, gerade als die Erbländer Habsburgs durch Torstensson ins Gedränge kamen (XI, 979) und Rakoczy, der sich mehr und mehr bei der hohen Pforte in Gunst zu setzen wußte, damit umging, seine Herrschaft über Ungarn auszudehnen und in seiner Dynastie erblich zu machen. Er erreichte seinen Zweck. Im Jahr 1642 erwählten die siebenbürgischen Stände seinen Sohn gleichen Namens zum Fürsten. Als dieser im nächsten Jahr die Erbin aller Bathorischen Güter heimführte, war die Familie Rakoczy die reichste in ganz Siebenbürgen und Ungarn. Damals schrieb der Palatin Esterhazy an König Ferdinand III.: „Die Jan. 1643.
Abneigung der Landeseinwohner wird dauern, bis ihren Klagen und ihren aus den Reichsverordnungen geschöpften Forderungen genug gethan ist; bis dahin ist von ihnen nichts andres als Unruhen zu erwarten; denn was ihnen auch immerhin vorgelegt werden mag, sie kommen in ihren Beratungen schleunig davon ab und brechen in Klagen aus, daß sie sowohl in Religionssachen als in ihren übrigen Freiheiten gekränkt und beunruhigt würden, von allem dem aber, was ihnen versprochen, in den Gesetzartikeln beschlossen, von Sr. Majestät in der Kapitulationsurkunde angenommen worden, gar nichts erfüllt sei; weshalb die Sachen endlich dahin kommen würden, daß die Nation entweder gänzlich untergehe, oder daß irgend eine schreckliche Änderung sich gewaltsam Bahn breche. Er, der Palatin, habe dies schon oft gesagt, aber die Schwierigkeiten würden nicht gehoben, sondern alle Ratschläge auf gelegenere Zeit verschoben; unterdessen nehme aber Zwiespalt, Verwirrung und die Gereiztheit der Gemüter auf furchtbare Art überhand." — Am Wiener Hof fanden diese Vorstellungen kein Gehör; und selbst wenn man hätte Abhilfe gewähren wollen, wäre es schon zu

1644. spät gewesen. Denn mit Anfang des neuen Jahres brach Rakoczy, nachdem er mit den Schweden und Franzosen ein Bündnis geschlossen und sich der Freundschaft der Pforte versichert hatte, mit Heeresmacht in Ungarn ein. Von dem protestantischen Adel als Retter empfangen und zum Fürsten von Ungarn ausgerufen, erklärte Rakoczy, daß er der Nation zur Herstellung ihrer politischen und religiösen Freiheit verhelfen wolle. Zu keiner Zeit konnte dem Kaiser ein Krieg in Ungarn ungelegener kommen als damals. Wir wissen, welche drohende Stellung Torstensson nach dem dänischen Feldzug von neuem gegen die österreichischen Staaten einnahm (XI, 983); Ferdinand suchte daher mit dem siebenbürgischen Fürsten und den ungarischen Unzufriedenen möglichst bald ein Abkommen zu treffen und willigte, als Rakoczy durch die Drohrede des Sultans Ibrahim erschreckt sich auf Unterhandlungen einließ, in dem
Sept. 1645. Frieden von Linz nicht nur in die Abtretung von fünf ungarischen Komitaten an den siebenbürgischen Fürsten, sondern gewährte auch den Evangelischen mehr Zugeständnisse als sie in irgend einem der früheren Verträge zu erlangen vermocht. Nicht allein daß den Religionsverwandten Augsburger und helvetischer Konfession aufs neue volle Religionsfreiheit zugesichert ward, alle unrechtmäßig entrissenen Kirchen, mehr als neunzig an Zahl, mußten ihnen samt den dazu gehörigen Einkünften zurückgegeben werden.

Ungarn. Nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens, als bei dem Tod Rakoczys I. sein Sohn Georg Rakoczy II. den Fürstenstuhl in Siebenbürgen unter osmanischer Zinspflicht und Schutzherrschaft bestieg, gedachten die österreichischen Herrscher die im Reich verminderte Macht durch festere Vereinigung ihrer Erbstaaten zu stärken, die durch die Friedensartikel von Münster und Osnabrück gebundene kaiserliche Autorität in den Königreichen und Territorien der österreichischen Monarchie zu einer mehr einheitlichen Entwickelung zu führen. Zu dem Zweck wurde noch bei Ferdinands III. Lebzeiten an den ungarischen Reichs-
1655. tag in Preßburg das Ansuchen gestellt, die Stände möchten dem bisherigen Wahlsystem entsagen und das Gesetz aufstellen, daß der König in Zukunft kraft des Erbrechtes zum Thron gelange. Allein obwohl von einer freien Königswahl nur noch ein Schatten übrig geblieben war, so sahen doch die Ungarn in dem Wahlrecht und der damit verbundenen Kapitulationsurkunde das Fundament ihrer nationalen Freiheiten, die Magnaten die Hauptstütze ihrer Privilegien gegenüber dem Thron wie gegenüber den Untergebenen. Der Reichstag wies daher den Antrag mit Entschiedenheit zurück. Leopold wurde auf Grund der
1655. herkömmlichen Formen und Gelöbnisse zum König gewählt und am 27. Juni gekrönt. Zwei Jahre nachher folgte er seinem Vater in allen übrigen Ländern des Hauses Österreich.

Kaiser Leopold I. 1657—1705. Die lange Regierung dieses Habsburgers brachte allen seinen Reichen eine Kette von Unfällen und schwere, schließlich jedoch siegreich bestandene Gefahren. Nicht nur daß im Westen der französische Machtherrscher die Reichsgrenzen bedrängte und deutsche Städte und Landschaften in räuberischer Weise an sich riß, auch im Osten erhob sich die Macht der Osmanen zu neuem Leben und wiederholte die Schreckenstage früherer Jahrhunderte, und in Ungarn und Sieben-

bürgen erzeugten die rechtsverachtenden Gewaltthätigkeiten der eignen Regierung und der brennende Ehrgeiz und Waffendrang des Fürsten Georg Rakoczy II. kriegerische Bewegungen und Aufstände, welche Jahrzehnte hindurch die größten Erschütterungen und Wechselfälle im Staats- und Volksleben hervorbrachten. Leopold, der ursprünglich für die Kirche bestimmt und als Geistlicher erzogen, durch den frühen Tod seines älteren Bruders Ferdinand zur Herrschaft gelangte, behielt auch auf dem Thron eine Vorliebe für kirchliche Angelegenheiten. Die Unterdrückung ketzerischer Doktrinen galt ihm stets als die erste Pflicht. Da hatten denn die Jesuiten einen weiten Spielraum zu Zwangsbekehrungen und Verführungen, um die Sünde des Linzer Friedensvertrags wieder auszulöschen. Die Beschwerden der Protestanten häuften sich dergestalt, daß sie den Reichstag ganz in Anspruch nahmen und der Befehl erlassen werden mußte, die religiösen Dinge nicht mehr vor die allgemeinen Stände zu bringen, sondern in den Komitats-Versammlungen zu erledigen. Ein zweiter Gegenstand ewiger Klagen war die Einquartierungslast. Die Ungarn wollten nicht zugeben, daß das einheimische Militär zu Kriegsdiensten außer Landes gebraucht werde, und verlangten doch, daß die österreichischen Erblande zum Unterhalt der stehenden Truppen beitragen sollten. Da zog man es denn in Wien vor, deutsche Regimenter in die ungarischen Garnisonsstädte zu verlegen und dem Land die Verpflegung aufzubürden. Die Besatzungstruppen waren aber in Oberungarn und Siebenbürgen sehr verhaßt, zum Teil aus nationalen Antipathien, besonders aber auch, weil unter ihrem Schutz Priester und Jesuiten für ihr unduldsames und fanatisches Treiben ein weites Feld fanden. So herrschte in den Städten wie unter den Magnaten eine verbitterte Stimmung gegen Österreich, welche künftige Stürme voraussehen ließ.

Denn es wehte im ganzen Osten eine unheimliche kriegerische Luft. Georg Rakoczy II. wurde von seinem unruhigen Ehrgeiz zu Unternehmungen fortgerissen, die weit über seine Macht und Befähigung gingen. Im Vertrauen auf seine Reichtümer, die es ihm möglich machten, Heerhaufen von verwegenen Gesellen, von Abenteurern und verlaufenen Leuten in seinen Dienst zu nehmen, und verlockt durch die Zerfahrenheit und Unsicherheit der öffentlichen Dinge in der östlichen Welt, suchte der bewegliche Fürst die politische Lage zur Ausdehnung seiner Herrschaft, zur Erwerbung einer Königskrone für sich und sein Haus zu benutzen. Durch die Einmischung in die zwieträchtigen Nachbarländer erwarb er sich die Oberherrlichkeit über die Moldau und Walachei und nahm dann teil an dem schwedisch-polnischen Krieg zwischen Karl Gustav und Johann Kasimir. Wir werden diese Vorgänge später kennen lernen. Von beiden kriegführenden Königen um Hilfe angegangen, ergriff Rakoczy nach einigem Schwanken und Erwägen Partei für Schweden und wurde dadurch in Feindseligkeiten mit den Polen und Tataren verwickelt, die für ihn verhängnisvoll werden sollten und ihn zugleich mit der Pforte entzweiten, welche dieses eigenmächtige Vor- Fürst Georg Rakoczy II.

gehen ihres Vasallen mißbilligte. Der Feldzug gegen Polen fiel unglücklich aus. Während der Fürst selbst so sehr ins Gedränge kam, daß er sich die sichere
Juli 1657. Heimkehr durch einen schimpflichen Frieden erkaufen mußte, ward sein Feldherr Johann Kemeny, welcher mit einer andern Heerabteilung in Podolien eingefallen war, von den Tataren, den Verbündeten des Polenkönigs, umringt und konnte nicht verhindern, daß seine Soldaten sämtlich nach der Krim in Knechtschaft geführt wurden. Nur durch ein großes Lösegeld, welches Rakoczy aus eignen Mitteln aufbringen mußte, konnte ihre Befreiung und Rückkehr erlangt werden. Damit begann für Siebenbürgen und das Fürstenhaus eine schwere Zeit, ein „Schrecken ohne Ende". Während Kaiser Leopold, der mit Johann Kasimir von Polen einen Kriegsbund geschlossen hatte, sich anschickte, die Unfälle des Fürsten zur Rückeroberung der ungarischen Besitzungen Österreichs zu benutzen, erschienen in Siebenbürgen türkische Gesandte mit dem drohenden Befehl des Sultans an die „vereinigten Stände der drei Nationen", den ungehorsamen und treulosen Rakoczy abzusetzen und einen neuen Fürsten zu wählen. Georg Rakoczy beugte sich vor dem Zorn des Großherrn in Konstantinopel und legte sein Herrscheramt „mit Schmerzen" nieder. Er hoffte, wenn sich die Wolken verzogen haben würden, die Stelle wieder zu erhalten und empfahl daher zu seinem Nachfolger einen Mann von sanfter Gemütsart, von dem er voraussetzte, daß er ihm keinen Widerstand bereiten würde. Es war Franz Rhedei, ein angesehener Herr von vornehmem Geschlecht, der eine Bruderstochter von Bethlen
2. Nov. 1657. Gabor zur Frau hatte. Ihn wählten die Stände zum Fürsten von Siebenbürgen und empfahlen ihn dem Schutz des „unüberwindlichsten" Kaisers in Konstantinopel, von dessen Gnade nach Gott das Schicksal des Landes abhänge.

Mohammed Köprili und Rakoczy. Rakoczy wartete die Zeit nicht ab, bis sich der Unwille der Pforte verzogen haben würde. Während seine Gesandten mit Geldsummen in der türkischen Hauptstadt für ihn wirkten, erschien er selbst an der Spitze eines Szeklerhaufens
Jan. 1658. in Mediasch und erklärte den dort versammelten Ständen: „Ich will Fürst sein, oder hier vergehen und mein Leben lassen." Durch seine zahlreichen Anhänger setzte er es durch, daß er abermals als Fürst ausgerufen wurde. Er mochte glauben, daß die Osmanen, die während der Minderjährigkeit des Sultans Mohammed IV. an schweren inneren Zerrüttungen litten und zugleich mit den Venetianern den großen Krieg um Kandia führten, die Sache nicht auf die Spitze treiben würden; er rechnete auf die Verhältnisse und die Kraft seines Goldes. Aber er irrte sich. Wir haben oben erfahren (S. 327), daß gerade um diese Zeit der siebzigjährige Mohammed Köprili auf Veranstaltung der Sultanin Valide die Würde eines Großwesirs erlangte und mit der ganzen Energie seines entschlossenen Geistes die Herstellung des Reichs in Angriff nahm. Die gesunkene Autorität der Pforte wieder aufzurichten, die Herrschaft der Osmanen gegenüber den Christen auszudehnen, Aufruhr und Ungehorsam mit eiserner Hand niederzudrücken, war das ernstliche Bemühen des kraftvollen Mannes. Die Eroberungspolitik früherer Jahrhun-

derte wurde erneuert, der kriegerische Geist der Janitscharen geweckt, das alttürkische System in der Regierung wie beim Heer aufs neue belebt. Vor diesem kühnen praktischen Willen zerrannen Rakoczys Pläne und Hoffnungen. Er wurde zurückgewiesen und zog zugleich seine Partei und das ganze Land mit sich ins Verderben.

Als Georg Rakoczy, anstatt, wie ihm befohlen, die Festung Jenö den Türken einzuräumen, den Pascha von Ofen vor derselben überfiel und zurückschlug, rüstete Köprili zu einem Kriegszug im Geist früherer Jahrhunderte, um den ungehorsamen, übermütigen Klientelfürsten zu züchtigen. Den Heerzug eröffneten Tataren und Kosaken. Nachdem sie die Moldau und Walachei durchschritten und neue Woiwoden eingesetzt, fielen sie in Siebenbürgen ein, Mord und Verwüstung vor sich hertragend. Alles flüchtete sich in die Städte oder Wälder. Das Burzenland mit Kronstadt, wohin die Barbaren zunächst ihren Zug richteten, hatte am meisten zu leiden. „Am elften Sonntag nach Trinitatis," heißt es bei Teutsch, „am Tage des Evangeliums von der Zerstörung Jerusalems, in der die Zeitgenossen wehklagend ein Bild der Gegenwart sahen, brannten die Tataren am hellen Mittag Neustadt und Weidenbach nieder, Tags darauf Zeiden und Rosenau; allerorts wurden die Einwohner gefangen, gebunden, mißhandelt; wer durch die Schärfe des Schwerts fiel, konnte noch glücklich gepriesen werden. Bei der steinernen Brücke vor der Blumenau war Menschenmarkt; um zehn Thaler verkauften sie Ältere, um vier Hufeisen war eines Kindes Leben feil, was nicht aufging wurde in die Sklaverei geschleppt oder in Stücke gehauen." So war das Los des ganzen Landes. Einige der größeren Städte, wie Hermannstadt und Klausenburg, entgingen dem Verderben durch hohe Geldsummen; Weißenburg dagegen, die fürstliche Hofstadt, sank in Trümmer und Asche; sie wurde zur „schwarzen Burg", wie sie die Zeitgenossen fortan nannten. Bald langte der Großwesir selbst mit neuen Heerhaufen an. Nach Vereinigung sämtlicher Streitkräfte hatte er eine Truppenmacht von mehr als 200,000 Mann unter seinem Oberbefehl, verwilderte Krieger, die keine Schonung und Barmherzigkeit kannten. Rakoczy barg sich mit seinem kleinen Gefolge in den unzugänglichen Wäldern und Felsenthälern, während Achatius Barcsay, der früher als Gouverneur sich die Zufriedenheit der Türken und der Eingebornen erworben hatte, nach dem Feld von Jenö eilte, um zu den Füßen des Gewaltigen Gnade für das Land zu erflehen. In seinem Prachtzelt ernannte der Großwesir den vor ihm Knieenden zum Lehnsfürsten von Siebenbürgen. Zugleich erhöhte er den Tribut von 15,000 auf 50,000 Dukaten und legte dem Land eine Kriegsentschädigung von einer halben Million auf. Die Stände fügten sich dem Machtgebot; zu Schäßburg schwuren sie dem neuen Fürsten den Eid der Treue. Der Sachsengraf Johannes Lutsch, der einst in Straßburg seine Studien gemacht, und zwei Edelleute mußten dem Großwesir als Geiseln nach Konstantinopel folgen, als die Vorgänge in Asien dessen schnelle Abreise nötig machten.

Die Türken in Siebenbürgen.

11. Okt. 1658.

Das Blutgericht in Aleppo. Das strenge Regiment und die durchgreifenden Reformen des türkischen Staatsmannes hatten unter den Statthaltern und Sandschakbegs große Unzufriedenheit erzeugt; auch die Janitscharen und Sipahi waren unwillig, daß das zuchtlose, ungebundene Leben, an das sie sich solange gewöhnt hatten, nun aufhören sollte. Diese Mißstimmung benutzte ein kühner Abenteurer, Abasa-Hasan, um eine Empörung zu erregen, die sich bald über ganz Vorderasien verbreitete. Murtasa-Pascha, der den Aufruhr unterdrücken wollte, wurde in einer blutigen Feldschlacht bei Ilghun aufs Haupt geschlagen. Er zog mit dem Rest seiner Armee nach Aleppo, wo sich bald auch Köprili einfand. Abasa-Hasan wurde unter der Vorspiegelung, daß ihm als Preis der Unterwerfung Vergebung und die Gnade des Großherrn zu teil werden würde, gleichfalls 17. Febr. 1659. nach Aleppo gelockt. Ein fröhliches Mahl, bis in die Mitternacht verlängert, sollte die Versöhnung besiegeln. Da ertönte ein Kanonenschuß; alsbald wurde Abasa-Hasan mit dreißig seiner Gefährten ermordet und zugleich die in der Stadt zerstreut liegenden Insurgentenhäupter überfallen und niedergemacht. Damit war die Rebellion ins Herz getroffen. Die übrigen Schuldigen und Verdächtigen wurden bald ebenfalls von der Rache ereilt. Dreißig Köpfe von Paschas und Begen wurden dem Sultan nach Konstantinopel gesandt, zum Beweis, wie der Großwesir Köprili Aufruhr und Ungehorsam zu strafen wisse.

Rakoczys Ausgang. Köprili eilte von Asien nach Adrianopel, um die kriegerischen Bewegungen, die seit seiner Abwesenheit von neuem in den Donauländern ausgebrochen waren, zu leiten. Rakoczy hatte abermals die Waffen ergriffen, um dem türkischen Schützling Barcsay die Fürstenkrone von Siebenbürgen wieder vom Haupt zu reißen; Michne, ein übermütiger Krieger, der sich zum Tyrannen der Walachei aufgeschwungen und ein Regiment des Schreckens errichtet hatte, reichte dem Nachbar die Hand zum Waffenbund. In Siebenbürgen zählte Rakoczy noch viele Anhänger, namentlich standen die Szekler ganz auf seiner Seite; selbst Barcsay wäre nicht abgeneigt gewesen, ihm den Platz zu räumen, hätte der Pascha von Ofen ihn nicht auf seinem Posten festgehalten. So brach denn die Kriegsfurie zum zwei-Sept. 1659. tenmal los. Michne wurde von den Tataren bei Jassy aufs Haupt geschlagen und sein Feind Ghika von Köprili auf den Fürstenstuhl erhoben. Mit den Trümmern seiner Armee erreichte er Siebenbürgen, um im Verein mit Rakoczy den 22. Nov. 1659. Kampf zu erneuern. Aber die blutige Niederlage, die ihnen Sidi Ahmed, Pascha von Ofen, bei Deva an der Marosch beibrachte, vernichtete alle Hoffnungen. Für Rakoczy blieb nichts übrig, als ein ehrenvoller Tod; und diesen sollte er im nächsten Frühjahr finden. Er belagerte Hermannstadt, das Barcsay zu seinem Sitz gewählt. Da hörte er, daß Sidi Ahmed mit einem großen Heer zum Entsatz herbeizöge. Alsbald gab er die Belagerung auf und rückte dem Pascha entgegen; er mit 6000 Mann gegen 25,000 Feinde. Bei Samosfalva unweit Klausen-22. Mai 1660. burg kam es zu einem blutigen Zusammentreffen. Rakoczy stürzte sich an der Spitze von tausend Reitern in das dichteste Schlachtgetümmel, die feindlichen Reihen durchbrechend; aber von der Masse überwältigt sank er aus vier Wunden blutend zusammen. Sein Fall war für seine Leute das Zeichen zur unaufhaltsamen Flucht. Halbentseelt wurde Rakoczy von einigen Getreuen nach Groß-

wardein gebracht, wo er zwei Wochen später seinen Geist aufgab, kaum neunund- 6. Juni 1660.
dreißig Jahre alt. Seine Waffengenossen kamen größtenteils um, die einen in der Schlacht, die andern auf der Flucht. Gegen 4000 Köpfe sollen als Siegeszeichen nach Adrianopel geschafft worden sein, wo sie Köprili den Hunden vorwerfen ließ. Nun rückte Sidi Ahmed-Pascha vor die Mauern von Großwardein; allein die mutige Besatzung und Bürgerschaft verteidigte unter der Anführung des unlängst aus der tatarischen Gefangenschaft heimgekehrten Johann Kemeny die Stadt so tapfer, daß die Türken erst nach zweimonatlicher angestrengter Belagerung durch Vertrag die Festung in ihre Gewalt brachten. 30. Aug. 1660.

Barcsay, der durch seine schwache Haltung wie durch die drückende Eintrei- Kemeny.
bung der den Osmanen schuldigen Kriegsentschädigung das Vertrauen und die Zuneigung des Volks eingebüßt hatte, entsagte seiner Würde, worauf die Stände den Verteidiger von Großwardein, Johann Kemeny zum Fürsten wählten. Für Jan. 1661.
Siebenbürgen war durch die Veränderung wenig gewonnen. Da die Türken keine Neigung zeigten, den neuen Lehnsfürsten anzuerkennen, vielmehr mit einer Wiederholung der Feindseligkeiten drohten, wenn nicht Barcsay wieder in sein Amt eingesetzt würde, so suchte sich Kemeny in eine Lage zu versetzen, daß er sich mit Gewalt zu behaupten vermöchte. Zunächst ließ er die beiden Brüder Barcsay, die in dem gegründeten Verdacht standen, mit den Türken verräterische Verbindungen zu unterhalten, in Haft nehmen und erst den jüngern, Andreas, nach vielen Folterqualen durch den Strang hinrichten, dann auch den ältern Mai 1661.
meuchlings überfallen und ermorden. Alsdann setzte er sich mit Kaiser Leopold in Verbindung, der schon seit längerer Zeit einige deutsche Regimenter unter dem Grafen von Souches in die ungarischen Städte an der siebenbürgischen Grenze gelegt hatte, um von Österreich Hilfe gegen die Pforte zu erlangen. Ungar von Geburt und der katholischen Kirche angehörend, fand Kemeny in Wien mehr Sympathien als einst Rakoczy, der früher gleichfalls mit dem Kaiserhof unterhandelt hatte.

Wahrscheinlich hätte sich die kaiserliche Regierung noch ferner damit begnügt, Der Wiener Hof und die Pforte.
einige unzulängliche Streitkräfte in den Grenzlanden zu unterhalten, die je nach dem Gang der Dinge die habsburgischen Interessen wahren, aber alle direkten Feindseligkeiten mit den Osmanen vermeiden sollten, wäre nicht der Übermut und die Brutalität der Pforte so grell hervorgetreten, daß das ganze christliche Abendland in Aufruhr geriet. Nicht nur daß die Tataren und andre wilde Soldatenhaufen das siebenbürgische Land besetzt hielten und mißhandelten, der Ofener Pascha ernannte eigenmächtig den Michael Apafi, einen Edelmann von un- Sept. 1661.
kriegerischer Natur, der wie Kemeny lange als Gefangener bei den Tataren gelebt hatte, fast wider seinen Willen zum Fürsten von Siebenbürgen und zwang die Stände zu dessen Anerkennung. Von der vertragsmäßigen Rechtsstellung war somit keine Rede mehr; im Diwan hatte man offenbar die Absicht, das siebenbürgische Land mit allen Städten unter die unmittelbare Herrschaft des

Sultans zu zwingen. Dies durfte man in Wien schon wegen Ungarn nicht zugeben. Noch einmal betrat man jedoch den Weg der Unterhandlungen: erst als die Gesandten von dem Großwesir barsch zurückgewiesen wurden, schickte die kaiserliche Regierung zwei Heere unter dem erfahrenen Feldmarschall Raimund von Montecuccoli aus dem Modenesischen und dem Grafen Johann Richard von Starhemberg nach der mittleren Donau und an die Theiß. Der kaiserliche Oberfeldherr hätte gern einen entscheidenden Schlag geführt; er traf bereits alle Anstalten zum Übergang über die Donau, zu einem Angriff auf Gran und Ofen. Dies war aber gegen das österreichische System. Montecuccoli beklagt sich bitter in seinen Denkwürdigkeiten, daß der Kriegsrat in Wien durch seine Vorschriften und Weisungen alle Kriegspläne gelähmt und vereitelt hätte. Er mußte nach Oberungarn ziehen, wo er leere Magazine und eine feindliche Bevölkerung fand, so daß infolge von Krankheit und schlechter Verpflegung mehr Soldaten hingerafft wurden, als eine Schlacht gekostet haben würde. Er lag unthätig in Klausenburg, indes Ali-Pascha von Vasarhely aus seine Unterjochungspläne durchführte. Das zur Verzweiflung gebrachte Land flehte Kemeny an, er möge dem von den Türken eingesetzten und unterstützten Rivalen Apafi den Platz räumen; Kemeny verließ sich auf die Hilfe Österreichs und beharrte bei seiner Würde. Aber was konnten ihm die 2000 Mann helfen, welche Montecuccoli ihm abgab? Als er bei Schäßburg seinem von osmanischen Hilfsvölkern umgebenen Gegner ein Treffen lieferte, wurde er besiegt und auf der Flucht in
23. Jan. 1662. sumpfigem Boden niederstürzend von Pferden zertreten.

2. Sankt Gotthard und der Friede von Vasvar.

Die Köprili. Nach Kemenys tragischem Ausgang trat die Gefahr eines Kriegs zwischen Österreich und der Pforte näher. In Wien wollte man Apafi, den Schützling der Osmanen, nicht als Fürsten von Siebenbürgen anerkennen und noch weniger durfte man in Konstantinopel auf Nachgiebigkeit rechnen. Dort war der achtzig-
1. Nov. 1661. jährige Großwesir Mohammed Köprili kurz zuvor gestorben. Fünf Jahre hatte er seines Amtes gewaltet und während der Zeit sollen sechsunddreißigtausend Menschen eines gewaltsamen Todes gestorben sein; der Aga allein hat viertausend aus dem Wege geräumt; denn im Innern waren die Feinde der bestehenden Ordnung nicht minder thätig als von außen. Die neuen Dardanellenschlösser, die der Wesir bauen ließ, gaben Zeugnis, für wie notwendig er es hielt, eine festere Schutzwehr für die Hauptstadt zu schaffen. Sein Stelle erbte sein Sohn Ahmed Köprili, den Pietät und Naturanlage auf die von dem Vater gewiesene Bahn führte, ein Mann von einunddreißig Jahren und entschlossen seine ganze Manneskraft der Vergrößerung und dem Ruhm des Vaterlandes zu widmen. Und wie er Kandia dem osmanischen Reich einverleiben wollte, so sollte auch Siebenbürgen in den unmittelbaren Besitz des Großherrn kommen, ein Paschalik, ein Erbland werden.

Die Türken in Ungarn.

Gegenüber einem solchen Staatsmann und Kriegsfürsten, der mit praktisch-klugem Sinn und energischem Willen auf ein bestimmtes mit klarem Blick erfaßtes Ziel losging, mußte eine Regierung, wie die österreichische, die mit halben Maßregeln und kleinlichen Mitteln operierte, die anders scheinen wollte als sie in Wirklichkeit gesinnt war, und Neben- und Schleichwege dem offenen Auftreten vorzog, bald in Nachteil kommen. Als man in Wien, wo Graf Johann Ferdinand von Portia, des Kaisers Günstling, die Staatsgeschäfte leitete, sich noch der trügerischen Hoffnung hingab, der offene Krieg könne vermieden werden, führte Köprili seine wohlgerüsteten Heerscharen bereits in Eilmärschen über Essek und Belgrad nach Ofen. (Juli 1663.) Hier richtete der Gewalthaber, der nach der Vereinigung aller Truppenteile eine Streitmacht von 200,000 Mann unter seinem Oberbefehl hatte, an die bestürzten Gesandten solche Forderungen, daß sie einer Kriegserklärung gleich kamen. Nun mußte man auch in Österreich zum Schwert greifen. Aber wie gering waren die Streitkräfte, die man dem Feind entgegenstellen konnte, wie mangelhaft die Rüstungen der über das ganze Land zerstreuten Heere! Die österreichischen Truppen, die unter Souches, Montecuccoli, Peter und Niklas Zriny den Vormarsch Köprilis aufhalten sollten, waren schwach und voneinander getrennt, die ungarischen Milizen, frisch eingekleidete Bauern, waren ohne Übung und Kampflust und stets zum Ausreißen bereit; die deutschen Regimenter, welche der Regensburger Reichstag unter erschwerenden Bedingungen bewilligte, standen noch in weiter Ferne, der König Johann Kasimir von Polen, der Hilfstruppen zugesagt hatte, war anderweitig beschäftigt. Der Hof verlegte seinen Sitz nach Linz, für die eigne Hauptstadt besorgt. Als Graf Forgacz das heranrückende Türkenheer bei Gran am Übersetzen über die Donau (Aug. 1663.) verhindern wollte, wurde er zurückgeschlagen; 1200 Gefangene ließ der Großwesir vor den Augen des österreichischen Unterhändlers Goes, der dem feindlichen Heer folgen mußte, niederhauen. Mitte August standen die Osmanen vor den Mauern von Waghäusel. Mit der größten Tapferkeit verteidigte die kleine Besatzungsmannschaft die Festung gegen die feindliche Übermacht und schlug alle Stürme zurück; aber nach viermonatlicher Belagerung mußte der schwach befestigte Ort sich vertragsweise unter ehrenvollen Bedingungen den Türken ergeben. (24. Sept.) Köprili gewährte den Protestanten freie Religionsübung, wodurch er sich viele Herzen gewann. In den nächsten Wochen unterwarfen sich auch Neutra, Freistadt, Novigrad und andre befestigte Orte. Bis Brünn und Olmütz streiften türkische und tatarische Kriegshaufen und plünderten und brandschatzten Land und Städte. Die ganze Christenheit war in Sorge und Unruhe. Weniger den Verteidigungsanstalten, welche Montecuccoli um Preßburg und die Insel Schütt getroffen, als der winterlichen Jahreszeit war es zu danken, daß Ahmed Köprili nicht weiter vordrang.

Aufschwung. Kriegerischer

Diese Winterruhe kam den Österreichern sehr zu statten. Während der tapfere Graf Niklas Zriny, Ban von Kroatien, der im Gegensatz zu dem me-

thodischen Italiener Montecuccoli den Krieg mit dem Ungestüm eines Naturalisten führte, von seinem Schloß Serinwar aus Streifzüge nach Süden und Osten unternahm, die Brücke von Essek niederbrannte und den Türken allenthalben Schaden zufügte, erhob sich das Abendland aus seiner Gleichgültigkeit. Der Reichstag von Regensburg, bei dem sich Leopold selbst gegen Ende des Jahres einfand, bewilligte eine größere Reichshilfe an Reiterei und Fußvolk und drei Römermonate für die Kriegskosten und ernannte, da der Kurfürst von Brandenburg den Oberbefehl ablehnte, den Markgrafen Wilhelm Leopold von Baden zum Reichsfeldmarschall. Auch Ludwig XIV. stellte für das Elsaß ein Hilfskorps von 4000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern unter dem Oberbefehl des Grafen Coligny zum Reichsheer; einer unmittelbaren Teilnahme standen politische Rücksichten im Weg. Italien und Schweden zeigten den guten Willen, dem Feind der christlichen Kultur und Gesittung soviel sie vermochten entgegenzuwirken; England und Holland dagegen hatten nur ihren levantinischen Handel im Auge und weigerten jede Unterstützung.

Erfolge der christlichen Waffen. So konnte denn im Frühjahr der Krieg in Ungarn mit mehr Erfolg geführt werden. Noch ehe Köprili, der in Belgrad neue Mannschaft an sich gezogen, auf der wiederhergestellten Brücke von Essek seinen zurückgelassenen Truppen zu Hilfe kommen konnte, eroberten die Kaiserlichen unter Souches die Festung Neutra zurück
2. Mai 1664. und zogen dann an die Gran gegen den vor Lewenz gelagerten Pascha von Ofen; und wenn auch bei Kanischa und Serinwar der von Zriny mit wenig Überlegung und Bedacht unternommene Belagerungskrieg durch den Großwesir selbst zum
Mai u. Juni. Nachteil der Ungarn und Österreicher ausgefochten ward, so gab doch die an beiden festen Orten bewiesene heldenmütige Tapferkeit und Ausdauer dem ganzen Heer einen moralischen Aufschwung. Dieser wurde noch gesteigert als es dem
19. Juli. Grafen Souches gelang die osmanisch-tatarische Armee vor Lewenz aufs Haupt zu schlagen. Sechstausend Leichen deckten das Schlachtfeld, darunter die Paschas von Ofen, Neuhäusel und Erlau und viele Hauptleute; die Zahl der Gefangenen war nicht groß, da die Tataren in wilder Flucht davoneilten, dagegen wurden Fahnen, Geschütz und alle Wagen mit der aus ganz Ungarn und Siebenbürgen zusammengeraubten Beute erobert. Unter dem frischen Eindruck dieser Siegesthat, welche die Taschen der Soldaten mit Gold und Silber füllte, lieferte Montecuccoli, in dessen Hände der Kaiser die Oberleitung des ganzen Kriegs gelegt hatte, dem Großwesir selbst die denkwürdige Schlacht bei dem Kistercienserkloster St. Gotthardt auf dem rechten Ufer der Raab und brachte dem Türken-
1. Aug. 1664. heer, 45,000 Mann Kerntruppen, eine vollständige Niederlage bei. Ein großer Teil des Heeres, das Köprili vor die Mauern von Wien zu führen gedachte, lag erschlagen auf dem Waffenfeld oder wurde von den Wellen des Flusses hinabgetrieben. Seit drei Jahrhunderten hatten die Christen keinen so glänzenden Sieg über die Ungläubigen in der Feldschlacht davongetragen. Alle Nationen teilten sich in die Ehre, denn alle hatten mit gleicher Tapferkeit gestritten.

Aber wie groß immer der Waffenruhm für die teilnehmenden Völker war, die Erfolge waren gering genug. Die österreichische Regierung, die aus früheren Erfahrungen wußte, daß die aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzte Heeresmacht nicht lange im Feld gehalten werden könnte und die gereizte Stimmung der Ungarn kannte, beeilte sich, durch unmittelbare Verhandlungen mit dem Großwesir selbst, eine Beendigung der Feindseligkeiten herbeizuführen. So wurde wenige Wochen nach der Schlacht der zwanzigjährige Friede oder Waffenstillstand von Vasvar auf Grund der bestehenden Verhältnisse abgeschlossen, der den Österreichern keinen andern Gewinn brachte, als daß sie auf einige Zeit vor türkischen Angriffen gesichert waren, während die Osmanen in Siebenbürgen und Ungarn behielten, was sie erobert und besetzt hatten und gegen die Venetianer freie Hand bekamen. Apafi sollte Fürst von Siebenbürgen bleiben und nach seinem Tod das freie Wahlrecht der Stände in Geltung treten; der Kaiser gewährte dem Sultan ein „freiwilliges Geschenk" von 200,000 Gulden und gab zu, daß nicht nur Großwardein, sondern sogar Neuhäusel, fast im Angesicht Wiens, in türkischem Besitz verblieb. Es war begreiflich, daß sowohl die Ungarn als die deutschen Reichsfürsten mit größtem Unwillen auf eine Übereinkunft blickten, die ohne ihre Mitwirkung und unter so schmachvollen Bedingungen abgeschlossen worden. Die beiden Herrscher aber feierten die Herstellung des Friedens durch glänzende Geschenke, die sie einander zuschickten.

Der Friede von Vasvar. *Aug. 1664.*

3. Aufstände und Reaktion in Ungarn.

In Ungarn herrschte große Verstimmung. „In seinem Krönungseid hat der Kaiser geschworen über Krieg und Frieden die Einwilligung des Reichstags einzuholen, und nun schließt er auf eigne Hand einen Vertrag mit dem Sultan, der das Königreich beiden als Beute ausliefert." Derartige Reden wurden in den Kreisen der ungarischen Magnaten geführt; selbst der Palatin Wesselenyi und der sonst dem Kaiser so ergebene Graner Erzbischof Lipzay meinten, ein solcher Frieden sei schlimmer als Krieg. Umsonst berief Fürst Lobkowitz, der seit Portias Tod an der Spitze des Ministerrats stand, mehrere der einflußreichsten Adligen nach Wien, um ihnen eine bessere Ansicht beizubringen; der ungewöhnliche Schritt steigerte die Mißstimmung. Die Vermehrung der deutschen Truppen in den Städten an der Theiß und in Oberungarn schien die Absicht anzukündigen, die nationalen Rechte und Freiheiten allmählich zu beseitigen; die Hofschranzen in Wien sprachen höhnend, man werde den Magyaren die kostbaren Reiherfedern von den Hüten und die silbernen Knöpfe von ihren Röcken reißen und ihnen Joch und Zügel über den stolzen Nacken werfen. Eine Bittschrift um Entfernung der deutschen Besatzungen, die nach dem Abschluß des Friedens unnötig seien, fand keine Beachtung. Und doch waren diese so verhaßt, daß sie sich in den Straßen nicht sehen lassen durften, ohne verhöhnt und insul-

Nationale und religiöse Gegensätze.

tiert zu werden. Man hörte häufig die Äußerung: „lieber türkisch als österreichisch!“ Besonders war diese Ansicht unter den Protestanten verbreitet, weil sie unter osmanischer Herrschaft ihres Glaubens leben durften, während mit dem österreichischen Regierungssystem Religionsdruck und Bekehrungseifer verbunden waren. So vereinigten sich die zwei heftigsten Leidenschaften, nationale Antipathie und religiöser Glaubenseifer zu einem glühenden Haß, der sich zuletzt in Komplotten und Aufruhr Luft machte.

Eine Verschwörung. Einige der angesehensten und reichsten Magnaten, Zriny, Wesselenyi, Nadasdy, Frangipan u. a. benutzten die Hochzeitsfeier des jungen Franz Rakoczy mit Helena Zriny, um eine Verschwörung zur Erhaltung und Herstellung der nationalen Freiheit und Verfassung zu bilden. Zunächst hatten sie den Plan, den
1666. Kaiser Leopold, der gerade damals seine spanische Braut abholte, auf der Reise gefangen zu nehmen und ihm das Versprechen abzunötigen, die den Ungarn feindlich gesinnten Minister zu entlassen, die deutschen Söldnertruppen aus dem Land zu ziehen und freie Religionsübung zu gewähren. Das Vorhaben wurde jedoch vereitelt, weil der Kaiser einen andern Weg einschlug. Auch der Versuch,
1667. durch den Fürsten Apafi den Beistand der Pforte zu erlangen, schlug fehl; Ahmed Köprili, damals mit dem Kandiotischen Krieg beschäftigt, wollte nichts von einem Friedensbruch hören. Durch den Dragoman der Pforte erhielt der kaiserliche Gesandte in Konstantinopel, Casanova, Kunde von dem Vorhaben und meldete es nach Wien. Hier beschloß man die Gelegenheit zu benutzen, um die Häupter der Malkontenten zu Fall zu bringen und zugleich mit den verhaßten Rechten und Privilegien aufzuräumen. Man mußte jedoch vorsichtig zu Werke gehen, da die Beschuldigten durch Macht, Reichtum und Stellung in der Lage waren, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Lobkowitz wartete daher einen günstigen Zeitpunkt ab und suchte durch Kundschafter und Verräter überzeugende Beweisstücke zu erhalten.

Ehrsüchtige Ziele. Die österreichische Regierung erreichte ihren Zweck. Hatten die Verschworenen anfangs nur die Sicherstellung ihrer nationalen Rechte im Auge, so traten
28. März 1667. bald, als Wesselenyi, die Seele der patriotischen Partei, im März 1667 starb, andre persönliche Motive in den Vordergrund und störten die Eintracht und das Vertrauen. Peter Zriny, der die durch den Tod seines Bruders erledigte Stelle eines Ban von Kroatien erhalten hatte, trug sich mit dem ehrgeizigen Gedanken, er könne, wie dereinst Zapolya, als türkischer Klientelfürst über Ungarn herrschen, während sein Eidam, Franz Rakoczy die väterliche Würde in Siebenbürgen erlangen sollte. Nadasdy hoffte mit Hilfe der Verschwörer, denen noch der reiche Steiermärker Graf Tattenbach und Stephan Tököly beigetreten waren, die Palatinswürde davon zu tragen. Durch diese eigensüchtigen Zwecke einzelner wurde das innere Band gelockert; gegen Rakoczy hegten die Protestanten Mißtrauen, weil seine Mutter Sophie die Jesuiten begünstigte und die Zwangsbekehrungen ihrer nichtkatholischen Unterthanen mit fanatischer Leidenschaftlichkeit betrieb.

Dennoch verfolgten die Malkontenten ihre konspiratorischen Pläne. Zriny und Rakoczy nahmen Söldner in Dienst; Tattenbach und Frangepan unterstützten sein Vorhaben im Süden; die Grafen Nadasdy und Tököly wirkten in Oberungarn für denselben Zweck; mit der Türkei wurden die Verhandlungen fortgesetzt, auch mit Ludwig XIV. Verbindungen eingeleitet.

Lobkowitz war von den Umtrieben der Magnaten unterrichtet; aber er kannte weder die Ausdehnung noch alle Teilnehmer. Er ahnte wohl, daß es auf eine Lostrennung Ungarns von Österreich abgesehen sei, aber seinen Agenten, die nach dem Grund der Unzufriedenheit und der kriegerischen Bewegungen forschten, wurde erwidert, das Land verlange die Entfernung der deutschen Besatzungstruppen und freie Religionsübung für alle Konfessionen. Lobkowitz, der die Magyaren und die Protestanten von Grund der Seele haßte, war jedoch weit entfernt, diesem Verlangen zu willfahren, vielmehr wurden die deutschen Söldnertruppen verstärkt. Da erhielt das Wiener Kabinett durch einen ungetreuen Diener Tattenbachs Beweisstücke, welche ihm die willkommene Veranlassung gaben, auf kriminalgerichtlichem Wege gegen die Parteihäupter vorzugehen. Ausgelieferte Briefe verrieten die Namen aller Teilnehmer der konspiratorischen Umtriebe. Die Regierung schickte sofort einige deutsche Regimenter unter den Grafen Spork und Spankau nach Ungarn ab, um die kriegerischen Bewegungen niederzuhalten und sich zugleich der Führer zu bemächtigen. Zriny, dessen unbezahlte Söldnerhaufen großenteils auseinander gelaufen waren, vermochte nicht lange zu widerstehen. Der Mann, der noch vor kurzem von einer Königskrone geträumt hatte, verlor plötzlich so sehr allen Mut und alles Selbstvertrauen, daß er die Gnade des Monarchen anzurufen beschloß und zu dem Zweck, durch trügerische Versprechungen von seiten des Ministers Lobkowitz sicher gemacht, mit Frangepan nach der Hauptstadt reiste, um vor dem Kaiser sich zu rechtfertigen. Auf dem Wege kehrten sie bei ihrem Gastfreund Keri ein. Dieser mochte Zweifel fassen, ob sie ihr Vorhaben auch wirklich ausführen würden. Er meldete den Vorfall nach Wien und erhielt die Weisung, die beiden Edelleute sicher nach der Hauptstadt zu geleiten. Dort wurden sie sogleich in Haft genommen und gegen sie, so wie gegen ihre Genossen Nadasdy, Rakoczy und Tattenbach ein Hochverratsprozeß eingeleitet. Da Kaiser Leopold krank war, so hatte der feindlich gesinnte Lobkowitz die Sache gänzlich in seiner Hand, und er war entschlossen, die günstige Gelegenheit auszunutzen. Durch einen besonderen Gerichtshof wurden die Angeklagten zum Tod verurteilt und drei derselben, Zriny, Frangepan und Nadasdy, welch letzterer von Spankau gefangen genommen und den andern nachgeschickt worden war, in Wiener-Neustadt enthauptet. Ihr Gnadengesuch war dem Kaiser gar nicht überreicht worden. Einige Monate später erlitt auch Graf Tattenbach, in dessen Schloß man sechstausend verborgene Flinten entdeckt hatte, in Graz dasselbe Schicksal. Franz Rakoczy dagegen, der in Siebenbürgen die Waffen ergriffen, dann aber sich gedemütigt hatte, er-

Schicksal der Verschwornen.

April 1670.

30. April 1671.

hielt auf Fürbitte seiner Mutter, die bei den Jesuiten und dem Hof gut angeschrieben war, aus Rücksicht für seine Jugend Begnadigung, mußte aber hohe Strafgelder entrichten und einige lästige Verfügungen in betreff seiner Güter über sich ergehen lassen. Emmerich Tököly, der Sohn des mittlerweile verstorbenen Stephan, und andre malkontente Adlige suchten eine Zuflucht in Siebenbürgen.

Das System der Rache.

Man konnte die Bestrafung der ehrsüchtigen Landherren und Magnaten, welche die Unabhängigkeit des Königreichs mit ungesetzlichen Mitteln herstellen und das österreichische Regiment gegen die Oberlehnsherrlichkeit der Pforte eintauschen wollten, durch das Gebot der Selbsterhaltung entschuldigen und in der Ordnung finden; dagegen mußte das System der Rache, das Lobkowitz nunmehr dem ganzen Land auferlegte, den größten Unwillen erregen. Ungarn wurde wie ein erobertes Land behandelt. Ein in Preßburg aufgestelltes Strafgericht verfuhr gegen den gesamten Adel mit einer Strenge, als ob das Kriegsrecht waltete: die Kerker füllten sich mit Verhafteten, Hinrichtungen und Gütereinziehungen nahmen kein Ende. Wer sich gegen König und Obrigkeit auflehnt, sagte Lobkowitz, der gleicht der Motte, welche in die Flamme der Kerze fliegt. Zum Unterhalt der Besatzungsmannschaften wurden neue Steuern und Abgaben auferlegt, ohne daß man die Stände um Bewilligung anging; hohe Einfuhrzölle erschwerten den Absatz der ungarischen Rohprodukte; eine Verzehrungssteuer lastete wie ein Bleigewicht auf den untern Ständen; die Anführer der Truppen erhielten so ausgedehnte Gewalt, „als ob künftighin bloß eine militärische Regierung bestehen sollte“; die hohen Ämter wurden an Ausländer vergeben; die Würde des Palatins und königlichen Statthalters wurde abgeschafft, die höchste Macht dem Deutschmeister Johann Kaspar von Ambringer als Generalgouverneur übertragen, einem harten ungerechten und rohen Reichsritter. Und wie der weltliche Staat durch eine despotische Militärregierung geknechtet und Leben und Gut der höhern Stände durch Sondergerichte und Willkürmaßregeln gefährdet ward, so die Gewissensfreiheit durch eine der spanischen Inquisition ähnliche Gerichtstyrannei. Protestantische Prediger und Gelehrte, die dem Preis des Abfalls, Bischofstühlen, Hof- und Staatsämter widerstanden, wurden von ihren Stellen verjagt, mit ihren Familien ins Gefängnis geworfen, als Ruderknechte zu Sklavendiensten gezwungen. Auf den Galeeren in Triest und Neapel verrichteten Hunderte von weggeführten protestantischen Geistlichen lutherischer und calvinischer Konfession Zwangsarbeiten. Den Bekennern des Evangeliums entriß man ihre Kirchen, ja selbst ihre Kinder. Ungarn ging einem Schicksal entgegen, wie vor fünfzig Jahren Böhmen. Ein rechtloser Zustand lagerte sich über das Reich; Verfassung und Grundrechte hatten in den Augen des österreichischen Hofkanzlers und des kaiserlichen Kommissärs Kopp keinen Wert: das unbeschränkte Königtum, gestützt auf Militärdespotismus und Beamtenwillkür sollte fortan in dem Magyarenland zur Geltung kommen. Haufen roher Soldaten

durchzogen das Land, nahmen des Bauern Korn und Vieh weg und fügten zum Raub noch Ungebühr und Mißhandlung. Die Verwendungen protestantischer Fürsten fanden keine Beachtung.

4. Graf Tököly und die Türken vor Wien.

„Endlich mußten aber doch auch die wilden Ratgeber die Entdeckung machen, daß Gewalt allein nicht alles ausrichten könne, und daß Menschen aufs äußerste getrieben, schrecklich kraftvolle Menschen werden." Durch Steuerdruck, Erpressung und Gütereinziehung verarmt, durch die grausame Verfolgung zur Verzweiflung gebracht, rotteten sich in Oberungarn bewaffnete Volkshaufen zusammen, um an ihren Drängern Rache zu nehmen. Die Gegner belegten sie mit dem alten Spottnamen „Kuruzzen" (IX, 212). Die von den kaiserlichen Richtern und Beamten bedrohten Edelleute flüchteten massenweise nach Siebenbürgen, wo sie an Franz Rakoczy, Emmerich Tököly und Michael Teleky unternehmende Führer fanden und durch den Fürsten des Landes, Apafi mit den Türken aufs neue in Verbindung traten. In seinem Gartenhaus empfing der Großwesir die Abgesandten und gab ihnen heimlich günstige Zusagen. Mittlerweile war der große französische Krieg ausgebrochen. Wir wissen, wie treulos der erkaufte Lobkowitz die Sache des Kaisers und Reichs verriet. Die Strafe erreichte ihn endlich. Von Leopolds Ungnade betroffen und von dem Fluch des Volks begleitet, verließ er in einer finstern Oktobernacht die Donaustadt, um auf seiner Herrschaft Raudnitz in Böhmen wie ein Verbannter zu leben. Für Ungarn war jedoch dieser Wechsel von wenig Einfluß; hier hatte das Bedrückungssystem nach wie vor seinen Fortgang; daher nahm auch von den Zeitverhältnissen begünstigt der Widerstand eine drohendere Gestalt an. Noch ehe der Weltkampf im Westen zu Ende war, entfaltete Emmerich Tököly die Fahne der Empörung in Siebenbürgen und Oberungarn. In kurzem stand ihm eine beträchtliche Streitmacht von Emigranten, Aufständischen und Söldnern zur Seite. Kühn, unternehmend, von gewandter Rede und gewinnendem Wesen, war der junge Graf zum Insurgentenführer geboren. In Konstantinopel, wo mittlerweile Ahmed Köprili gestorben war und sein Schwager Kara Mustafa, ein ehrgeiziger Mann, der im Geist seiner beiden Vorgänger nach Waffenruhm dürstete, das Amt eines Großwesirs erlangt hatte, lieh man jetzt den Vorstellungen der Insurgenten ein geneigteres Ohr. Ludwig XIV., der es gern sah, wenn die kaiserlichen Waffen im Osten beschäftigt waren, damit er am Rhein desto freier schalten könnte, ließ den ungarischen Patrioten Unterstützung an Geld und Truppen versprechen, wobei der Marquis von Bethune, der Schwager des neuen Polenkönigs Johann Sobieski, dermalen französischer Gesandter in Warschau, als Vermittler diente. Aus den Bergstädten Oberungarns wurden die österreichischen Besatzungstruppen vertrieben; im Verein mit dem Marquis von Boham, der mit französischem Geld polnische Söldner in Dienst genommen, eroberte

Empörung in Ungarn.

17. Okt. 1674.

Tököly Kremnitz und Schemnitz und richtete bereits seine Blicke gen Preßburg. Neue Dukaten, aus dem erbeuteten Gold geprägt, trugen Tökölys Brustbild mit der Aufschrift „für Religion und Freiheit", andre bezeichneten Ludwig XIV. als „Beschützer der Ungarn".

Der Ödenburger Reichstag. In Wien geriet man in Unruhe. Man berief Abgeordnete des königlich gesinnten Herrenstandes zu einer Beratung nach Preßburg. Als diese vor allen Dingen auf Beseitigung der rechtsverletzenden Neuerungen und Herstellung der verbrieften Verfassung drangen, fuhr sie der Kanzler Hocher mit so heftigen
1677. Worten und kränkenden Vorwürfen an, daß sie beleidigt nach Hause zurückkehrten. Nach dem Abschluß des Nimweger Friedens gestalteten sich die Dinge günstiger für Österreich. Tököly wurde über die Theiß zurückgedrängt und wendete sich wieder nach Siebenbürgen. Nun wollte man aber in Wien noch
1679. weniger von Nachgeben hören; die Friedensunterhandlungen, die in Tirnau mit den Insurgentenhäuptern angeknüpft wurden, führten daher zu keinem Resultat. Doch wurde ein zweijähriger Waffenstillstand auf Grund des Bestehenden geschlossen. Drei Jahre früher war Franz Rakoczy zu Munkacs aus der Welt gegangen (8. Juli 1676). Seine reiche Witwe Helene gab dem Grafen Tököly trotz der Einsprache ihrer Schwiegermutter die Hand zu einem zweiten Ehebund. Dadurch wurde dieser als Stiefvater des jungen Franz Rakoczy II. gleichsam der Erbe des Einflusses und der Ansprüche dieses mächtigen Hauses, das noch immer die Sympathien der siebenbürgischen Völker besaß. Und lag dem ritterlichen Mann jetzt nicht auch die Blutrache für den hingerichteten Vater seiner Gemahlin, den Grafen Peter Zriny als heilige Pflicht ob? In Österreich verkannte man keineswegs die Gefahr, wenn der ehrgeizige Magnat, offen unterstützt durch Ibrahim-Pascha von Ofen und von der Pforte zum Lehnsfürsten für Ungarn bestimmt, an der Spitze aller Unzufriedenen die Kriegsfahne von neuem schwingen würde, in einem Augenblick, da Ludwig XIV. die Reunionen vollzog und den ganzen Elsaß samt Straßburg an sich zu reißen Miene machte. Die kaiserliche Regierung beschloß daher, in versöhnlichere Bahnen einzulenken.
Nov. 1681. Auf einem nach Ödenburg ausgeschriebenen Reichstag erbot sie sich, die von Lobkowitz angeordneten Gewaltmaßregeln zurückzunehmen oder zu mildern.

Demgemäß sollte die Palatinsstelle wieder besetzt, die eigenmächtig und willkürlich eingeführten Steuern abgeschafft, die Ämter an Einheimische verliehen werden. Außerdem wurde das Versprechen gegeben, daß die Religionsverfolgungen aufhören und den Bekennern Augsburger und Helvetischer Konfession die in den Landesgesetzen zugesicherten Freiheiten und Rechte zurückerstattet werden sollten; auch sollten die deutschen Söldnertruppen nach und nach abziehen und die alte nationale Grenzmiliz wieder eingerichtet werden, auch die Ausgewanderten und Verbannten, sofern sie einen neuen Huldigungs- und Treueid geleistet haben würden, Amnestie erhalten.

Emmerich Tököly. Allein so lockend diese Zusagen lauteten, Tököly und seine Freunde hatten alles Vertrauen verloren. Wer gab ihnen Bürgschaft, daß, wenn die Befürchtungen vor Frankreich und der Pforte zerstreut seien, nicht das alte Be-

drückungssystem wiederholt werden würde? Dann hätten sie es nicht mehr wie jetzt in der Hand, der Gewalt nachdrücklich zu widerstehen. Vor allem waren die Bekenner der von der katholischen Kirche abweichenden Glaubenslehren und Kultusformen mit den Anerbietungen unzufrieden, da die Religionsfreiheit nicht unbedingt, wie das alte Recht verlangte, gewährleistet war. Tököly gab daher der Einladung zu der Reichsversammlung keine Folge. Vielmehr schickte er ein Schreiben ein, worin er „im Namen der für den Ruhm Gottes und die Freiheit des Vaterlandes im Exil weilenden Herren, Adligen und Kämpen" und im Vertrauen auf die Hilfe der Osmanen eine sehr dreiste Sprache führte. Wie einst Zriny, sein ermordeter Schwiegervater, so träumte auch er von einer ungarischen Krone. Ließ ihm doch die Pforte, bei welcher der französische Einfluß vorwiegend war, durch den Ofener Pascha Fahne und Roßschweif überreichen und ihn als Fürst von Ungarn begrüßen. Den Königstitel wies er zurück; aber im feindlichen Heerlager bezeichnete man ihn als „Kuruzzenkönig". Kaum war daher der Waffenstillstand abgelaufen, so erschien Tököly aufs neue an der Spitze eines aus allerlei Volk gemischten Insurgentenheeres in Oberungarn und eroberte, von türkischen Kriegshaufen unterstützt, eine Bergstadt nach der andern. Auch Kaschau, Eperies und das von dem kaiserlichen Feldherrn Stephan Kohary tapfer verteidigte Füleck fielen in seine Gewalt. Er nannte sich „Fürst und Gouverneur von Ungarn" und auf seiner Fahne waren die Worte zu lesen „für Gott und Freiheit". Zu Anfang des nächsten Jahres ließ er sich von den Ständen Oberungarns huldigen und schickte 20,000 Dukaten als Lehnszins an den Sultan. Sommer 1682. 1683.

Nach solchen Vorgängen konnte kein Zweifel mehr obwalten, daß im Diwan die Kriegspolitik gesiegt habe. Dennoch machte das Wiener Kabinett noch einmal einen Versuch, den Waffenstillstand von Vasvar zu erhalten. Aber den Gesandten wurden solche Bedingungen gestellt, daß es ehrlos gewesen wäre sich darauf einzulassen. Österreich sollte eine halbe Million Gulden als jährlichen Tribut entrichten, mehrere auf dem Weg nach Wien gelegene Festungen schleifen und den Ungarn alle ihre Forderungen bewilligen und Amnestie gewähren. Soweit hatte es die österreichische Regierung gebracht, daß sich die Osmanen als Beschützer der religiösen und politischen Freiheit in den ungarischen Landen aufwerfen und bei den Eingebornen Glauben finden konnten! Die türkischen Forderungen verworfen.

Im Frühjahr 1683 hielt Sultan Mohammed IV. auf den Feldern von Adrianopel Heerschau. Ein furchtbarer Sturm, der sich dabei erhob, galt als schlimme Vorbedeutung. Der Großherr begleitete die Armee bis Belgrad und gab dann den Oberbefehl und die weitere Kriegführung an Kara Mustafa ab. In Essek fand sich Tököly ein, um dem Heer, das nach der Vereinigung sämtlicher Truppenteile über zweihunderttausend Mann faßte, als Wegweiser nach Wien zu dienen. Denn auf die Hauptstadt selbst war es abgesehen. Ohne Widerstand bewegte sich der Zug über Dotis, Papa, Altenburg der Grenze von Österreich zu; die Vorhut führte der Tatarenchan unter Sengen und Brennen. Die Türken vor Wien. 1683.

Mit ungenügenden Streitkräften suchte Herzog Karl von Lothringen den Übergang über die Leitha zu verhindern; er wurde zurückgetrieben. Anfangs Juli schlugen die Türken ihre Zelte vor den Mauern von Wien auf; der Hof hatte sich nach Linz geflüchtet, mit banger Erwartung dem Anzug der Hilfsmannschaften, welche die deutschen Reichsfürsten, und der König Johann Sobieski von Polen zugesagt hatten, entgegensehend. Die Donaustadt schwebte in der höchsten Gefahr; denn von Mitte Juli an begannen die Angriffe der Türken; die Vorstädte wurden von dem Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg, dem der Kaiser das Oberkommando in Wien übertragen hatte, in Brand gesetzt, um die Streitkräfte ganz auf die Verteidigung der Festung verwenden zu können. Durch den Heldenmut und die Entschlossenheit dieses Befehlshabers, durch die Tapferkeit und Unverdrossenheit der Besatzung und der Bürgerschaft, die sich allen Anstrengungen und Gefahren unterzogen, und durch die Ungeschicklichkeit der Osmanen im Belagerungskrieg geschah es, daß Wien sechzig Tage lang dem furchtbaren Feind Widerstand leistete und alle Stürme zurückschlug, bis die deutschen Hilfstruppen und ein starkes polnisches Heer unter dem tapfern Johann Sobieski der bedrängten Stadt zu Hilfe kamen und mit den Truppen Karls von Lothringen vereinigt den Kampf mit den Mohammedanern aufnahmen. Obwohl an Zahl um mehr als die Hälfte schwächer, gingen doch alle ohne Unterschied der Konfessionen mutig in den Streit. Galt es ja, Religion, Gesittung und alle hohen Lebensgüter gegen orientalische Barbarei zu schirmen.

Die Entscheidungsschlacht. 12. Sept. 1683.

Es war am Morgen des 12. September, als die Führer ihre Truppen zur Entscheidungsschlacht unter den Mauern Wiens aufstellten. Den rechten Flügel befehligte der hochherzige heldenmütige Sobieski, den linken Herzog Karl von Lothringen, und unter ihm die Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, die österreichischen Generale und viele Glieder fürstlicher Häuser; auch Eugen von Savoyen, damals neunzehn Jahre alt, erfocht hier seine ersten Lorbeeren. Das Mitteltreffen nahmen die deutschen Reichsfürsten ein, namentlich die Kurfürsten von Bayern und Sachsen. Daß Friedrich Wilhelm von Brandenburg dem Kampf fern blieb, wurde in den österreichischen Hofkreisen mit Befriedigung bemerkt. Die sechsstündige mörderische Schlacht entschied gegen die Türken. Zehntausend Mohammedaner deckten das Waffenfeld, das Lager des Großwesirs und unermeßliche Beute an Gold, Silber und Juwelen, an Gezelten, Geschütz und Waffen fielen in die Hände der Sieger. In fluchtähnlicher Eile zogen die Türken über Raab nach Belgrad zurück, sich durch Verwüstungen und Grausamkeit für die Verluste rächend; die gerettete Hauptstadt dagegen empfing die siegreichen Feldherren mit freudigem Triumphgepränge und im Stephansdom hielt ein Geistlicher eine Dankrede über die Schriftstelle: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes.“ Kara Mustafa suchte umsonst die Schuld des Unfalls auf andre zu schieben und ließ deshalb die Paschas von Ofen und Gran hinrichten; er konnte den allgemeinen Unwillen über die

erlittene Schmach nicht ersticken; bei seiner Ankunft in Belgrad wurde er auf Befehl des Sultans enthauptet.

Mit dem Tod dieses Verwandten des Hauses Köprili ging auch das Waffenglück und der energische Aufschwung zu Ende, welchen diese Familie dem Osmanenreich verliehen. In Ungarn drangen die Österreicher vor, in Dalmatien, Morea, Griechenland führten die Venetianer, mit dem Kaiser zu einem „heiligen" Krieg und Waffenbund vereinigt, die uns aus früheren Blättern bekannten erfolgreichen Kämpfe zu Land und zur See aus. In den Hofkreisen freilich war nach der Rückkehr des Kaisers in die Hauptstadt keine Erhebung der Seele wahrzunehmen: Leopold behandelte den evangelischen Kurfürsten von Sachsen mit solcher Kälte, daß dieser sofort in sein Land zurückkehrte, und selbst Sobieski wurde als „Wahlkönig" mit steifer Etikette und dynastischem Hochmut in der Ferne gehalten. Dagegen war eine moralische Kraft, ein edles Selbstvertrauen über die christlichen Kriegsvölker gekommen, das noch manche Waffenerfolge herbeiführte. Der Polenkönig ließ sich durch den kaiserlichen Undank nicht von der Verfolgung der Erbfeinde des christlichen Abendlandes abhalten. Eine kleine Niederlage, die er bei Parkany erlitt, rächte er zwei Tage später durch einen glänzenden Sieg. Die Geschlagenen suchten sich auf der Schiffbrücke nach Gran zu retten, aber diese brach unter der Last zusammen, so daß Tausende in den Wellen oder durch das Schwert der Verfolger den Tod fanden. Darauf vereinigte sich Sobieski mit Karl von Lothringen zur Belagerung von Gran. Die Eroberung dieser Donaustadt, die solange in der Gewalt der Türken gewesen, bahnte den Weg nach Ofen, der Hauptstadt und dem Bollwerk der Osmanenherrschaft in Ungarn. Im nächsten Jahr, als der Polenkönig nach Warschau zurückgekehrt war, übernahm Herzog Karl mit österreichischen und deutschen Reichstruppen die Belagerung von Ofen, nachdem er Waitzen und andre Donauplätze in seine Gewalt gebracht. Allein die feste, hartnäckig verteidigte Stadt widerstand allen Angriffen; nach einem Belagerungskrieg von 109 Tagen mußten die Kaiserlichen mit großen Verlusten abziehen.

[Randnotizen: Der Halbmond im Niedergang. — 7. Okt. 1683. — 9. Okt. — 25. Okt. — Sommer 1684.]

5. Habsburgs Siege und Gewaltherrschaft in Ungarn.

In Wien war man entschlossen, die Lage der Dinge auszunutzen: alle Friedensvorschläge der Pforte wurden zurückgewiesen. Als im nächsten Jahr wieder neue Lorbeeren erfochten wurden, indem der Herzog von Lothringen die feste Stadt Neuhäusel erstürmte, Feldmarschall Caprara die Bergstädte Oberungarns bezwang und Tököly nach der Grenze von Siebenbürgen zurückdrängte, wurde der Angriff von Ofen aufs neue beschlossen. Den ganzen Sommer über bedrängte das kaiserliche Heer, bei dem sich auch 8000 Brandenburger unter Hans Adam von Schöning eingefunden, die Festung, welche von Abdurrahman-Pascha mit wunderbarer Tapferkeit und Beharrlichkeit verteidigt ward. Erst als die zum Entsatz heranrückende türkische Armee von Herzog Karl zurückgeschlagen, die Mauern teilweise durchbrochen, die Besatzungsmannschaft bis auf zweitausend vermindert worden, wurde Ofen im Sturm erobert. Abdurrahmans Leiche fand man mit Wunden bedeckt unter einem dichten Haufen erschlagener Moslems. So kam denn die Hauptstadt Ungarns, nachdem sie einhundertfünfundvierzig Jahre lang im Besitz der Türken gewesen, wieder in die Gewalt der

[Randnotizen: Ofen erobert. — 19. Aug. 1685. — 1686. — 2. Sept. 1686.]

Habsburger. Es war eine alte Tradition des Islam, daß die Gläubigen da, wo sie einmal ihre Gebete verrichtet und ihre Moscheen erbaut, vor keiner Macht mehr zurückweichen würden; und nun wurde der Halbmond von den Zinnen gestürzt und das siegreiche Kreuz aufgepflanzt. Mußte nicht dieser Wechsel als verhängnisvolle Vorbedeutung wie ein scharfes Schwert das Herz des gläubigen Muselmann durchschneiden? Mittlerweile war auch das feste Munkacs, das Tökölys Gattin viele Monate lang mit der größten Tapferkeit verteidigte, zur Übergabe gezwungen und damit ganz Oberungarn, der Hauptsitz der Empörung, zurückerobert worden. Die heldenmütige Frau wurde mit ihren Kindern als Gefangene nach Wien geführt. Ihren Erstgebornen Franz II. Rakoczy übergab die österreichische Regierung den Jesuiten zur Erziehung. In Frankreich blickte man mit Neid auf die Erfolge der österreichischen Waffen, teils weil dadurch das Habsburgsche Haus im Ansehen stieg, teils aus politischen Sympathien für die Türkei.

Frankreichs Stellung zu der mohammedanischen Welt.

Schon Richelieu hatte mit der Türkei die alten freundschaftlichen Beziehungen wieder anzuknüpfen gesucht, und Colbert war auch in dieser Beziehung der Politik des Kardinals gefolgt. In Konstantinopel wurde ein französisches Konsulat errichtet, das Amt eines Dragoman eingeführt, eine Levante-Kompanie sollte den Handel mit den türkischen Staaten beleben. Leibniz verfaßte im Jahr 1672 eine Denkschrift, worin er auseinander setzte, daß eine Expedition nach Ägypten zur Beförderung eines direkten Verkehrs zwischen Europa und Indien zweckmäßiger und vorteilhafter für Frankreich wäre als ein Krieg wider Holland. Nach Niederwerfung der Türken würde dem König die Herrschaft auf dem Mittelmeer, die Führerschaft der Christenheit, das Schiedsrichteramt der Welt und die erbliche Kirchenvogtei zufallen. In Versailles sah man jedoch in dem „ägyptischen Projekt" nur den unpraktischen Gedanken eines deutschen Philosophen. Die Idee einer christlichen Koalition gegen die mohammedanische Ostwelt stimmte nicht mehr zu den damaligen politischen Anschauungen. Leibniz erhielt in Paris die kühle Antwort, seit Ludwig dem Heiligen seien die Kreuzfahrten aus der Mode gekommen. Den Franzosen lag der Rhein und die Maas näher als der Nil. Weit entfernt, dem Vordringen der Osmanen in Ungarn entgegenzutreten, mit dem Schwert die christliche Menschheit gegen die Ungläubigen verteidigen zu helfen, freute man sich am französischen Hof, daß die österreichischen Waffen anderwärts beschäftigt waren, und spornte den Großtürken zum Angriff gegen die habsburgischen Rivalen. So weit ging man jedoch nicht, daß man einen Kriegsbund schloß; wie hätte der christliche Monarch, der so gern als der Schirmherr der rechtgläubigen Kirche zu gelten wünschte, dem Papst und der gesamten katholischen Welt gegenüber an der Seite mohammedanischer Heerscharen ins Feld ziehen können? Vielmehr wissen wir ja, daß der König noch vor wenigen Jahren den Venetianern in ihrem Riesenkampf um Kandia Vorschub leistete und daß er selbst während des österreichisch-türkischen Kriegs durch seinen Admiral Duquesne die Korsaren, des Sultans Schützlinge und Vasallen, vor Chios und Algier bekriegen ließ. Dagegen unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß französisches Gold und französische Diplomaten in Stambul die kriegerischen Unternehmungen der Pforte gegen Österreich förderten und belebten, um dadurch am Rhein freie Hand zu gewinnen, daß man in Versailles mit Neid und Mißmut auf den glorreichen Gang der christlichen Waffen in Österreich und Ungarn blickte, daß man die Lorbeeren und Verdienste der österreichischen Heere und

ihrer Verbündeten zu verringern und in Schatten zu stellen suchte. Die Unterdrückung der Ketzerei und die Herstellung der kirchlichen Einheit sollte eine weit größere Ruhmesthat für die Christenheit sein. Aber es ist uns bekannt, daß nicht einmal der Papst diese Auffassung französischer Eitelkeit und Prahlerei teilte!

Und als ob die österreichische Regierung dem französischen Monarchen nicht den Ruhm der Ketzervertilgung gönnte, beschloß auch sie die Erfolge im Feld zu einem Staatsstreich gegen die ungarische Verfassung und gegen die evangelisch-reformierten Konfessionsverwandten zu benutzen. Nachdem ein in Eperies aufgestelltes Blutgericht, in welchem der harte papistisch gesinnte Neapolitaner, General Caraffa, den Vorsitz führte, die Häupter der Insurgenten und des protestantischen Adels gefällt und durch Folterqualen, Hinrichtungen und Gütereinziehungen ein Schreckenssystem begründet hatte, das an Albas „Rat der Unruhen" in Brüssel und an die spanischen Inquisitionsgerichte erinnerte, beschied Kaiser Leopold die ungarischen Stände zu einem Reichstag nach Preßburg und brachte die Versammlung unter dem Eindruck des herrschenden Terrorismus dahin, daß sie in die Aufhebung des Wahlkönigtums willigte und das wichtige Grundrecht des Adels, sich verfassungswidrigen Verordnungen der Regierung mit gewaffneter Hand widersetzen zu dürfen, aufgab. Seitdem hörte Ungarn auf ein Wahlreich zu sein, die Krone des heiligen Stephan sollte in dem Habsburger Mannesstamm nach Erstgeburtsrecht forterben, aus der „Goldenen Bulle" (VIII, 504), welche jeder neue König bei seiner Krönung zu beschwören hatte, die verfängliche Resistenzklausel wegfallen. Die Religions- und Gewissensfreiheit war in der Verfassungsurkunde nicht ausgelöscht; aber die Jesuiten und ihre Gönner bei der Regierung fanden Mittel, durch List und Intrigen das geschriebene Recht zu umgehen; die Klagen der Bedrängten über priesterliche Tücke, Verführungskünste und Rechtsverdrehungen fanden kein Gehör. Die evangelische Kirche Ungarns wurde um mehr als die Hälfte vermindert. Man vermied den Weg der Gewaltthätigkeit, den zwei Jahre früher Ludwig XIV. betreten hatte; aber der heuchlerische, im Finstern schleichende Fanatismus hatte wenig vor der offenen Religionsverfolgung voraus.

Der politisch-religiöse Staatsstreich in Ungarn.

Febr. 1687.

Die Siege, welche in den achtziger Jahren die österreichischen Fahnen fortwährend begleiteten, waren der Begründung der Habsburger Herrschaft in Ungarn günstig. Vergebens versuchte der Großwesir Suleiman von Essek aus die verlorene Hauptstadt, wo der Halbmond solange geglänzt hatte, zurückzuerobern; auf derselben sumpfigen Ebene von Mohacs, wo vor hunderteinundsechzig Jahren der letzte Magyarenkönig seinen Tod gefunden und die Türkenherrschaft in Ungarn ihre Wurzeln geschlagen hatte, gewannen jetzt Herzog Karl und Markgraf Ludwig von Baden an der Spitze eines österreichisch-deutschen Heeres, dem sich auch eingeborene Kriegshaufen unter dem neuen Palatin Esterhazy angeschlossen, einen glänzenden Sieg, dem die Eroberung von Essek und die Unterwerfung von Slawonien und Kroatien auf dem Fuße nachfolgte. Prinz Eugen

Zweite Schlacht bei Mohacs.

12. Aug. 1687.

von Savoyen, der als Generalleutnant unter Ludwig von Baden diente, überbrachte dem Kaiser die Siegesbotschaft.

Siebenbürgen unter Österreichs Hoheit.

Nun richteten die Österreicher ihre Waffen gegen Siebenbürgen; denn solange dort ein türkischer Klientelfürst den Geboten des Sultans folgte und die feindlichen Heere ins Land ließ, war Ungarn nicht vor neuen Einfällen sicher. Da kam es den kaiserlichen Heerführern zu statten, daß unter den Häuptern des Adels Zwietracht herrschte. Tököly war nach den Niederlagen der Osmanen in Ungarn bei dem Sultan verdächtigt und in Ketten und Banden nach Adrianopel geschleppt worden. Er sollte die Unfälle mit verschuldet haben. Der Großherr war jedoch bald zu der Überzeugung gekommen, daß er ein getreuer Diener sei, und hatte ihn nach Ungarn zurückgeschickt. Nach der Eroberung der Bergstädte und der Wegführung seiner Gemahlin war er mit seinen Getreuen nach Siebenbürgen gezogen, um dort im Verein mit Apafi den Türken einen sichern Rückhalt zur weitern Kriegführung zu bereiten. Er machte wohl auch Versuche, sich mit dem Wiener Kabinett zu verständigen, aber die Forderung einer unbedingten Unterwerfung auf Gnade und Ungnade schien ihm doch zu bedenklich. Solange nun Apafi zu den Türken hielt, blieb Tökölys Einfluß unerschüttert. Als aber an den siebenbürgischen Fürsten die Versuchung herantrat, sich mit dem Kaiser zu verständigen und die türkische Oberlehnsherrlichkeit gegen die österreichische zu vertauschen, änderte sich bald die Stimmung. In früheren Jahren waren die Grafen Tököly und Michael Teleki sehr befreundet, so daß der junge Emmerich sich mit des letztern Tochter verlobte. Aber als sich der Graf um Helene bewarb und der ersten Braut den Ring zurückschickte, entstand heftige Feindschaft zwischen beiden Familien. Teleki genoß bei dem schwachen unselbständigen Fürsten Apafi hohes Vertrauen. Wenn er diese Stellung benutzte, um denselben der Pforte zu entfremden, so untergrub er zugleich den Einfluß seines Gegners und nahm Rache an dem Beleidiger seiner Ehre. Es fiel daher dem klugen General Caraffa nicht schwer, den siebenbürgischen Edelmann zu bereden und zu bestechen, daß er seinem Herrn den Rat erteilte, dem Bund mit den Türken zu entsagen und den Beherrscher von Österreich als Oberherrn von Siebenbürgen anzuerkennen.

Der Vertrag von Hermannstadt. 9. Mai 1688.

Dies geschah durch eine auf dem Ständetag in Hermannstadt mit dem kaiserlichen Kommissar Caraffa vereinbarte Übereinkunft, in welcher Fürst und Landtag der türkischen Oberhoheit feierlich entsagten, sich unter den väterlichen Schutz des Königs von Ungarn stellten und sich bereit erklärten, kaiserliche Besatzungen in die Städte Kövar, Hußt, Görgeny und Kronstadt aufzunehmen und zu verpflegen. Leopold bestätigte (17. Juni.) den Vertrag, nahm die Anerkennung seiner Schutzherrlichkeit in Gnaden auf und sicherte dem Land Siebenbürgen die Aufrechthaltung der Gewissens- und Kirchenfreiheit und alle andern Grundrechte der Verfassung zu. So übte auch in dem Fürstentum jenseits der Berge das Glück der österreichischen Waffen eine mächtige Anziehungskraft. Ein Versuch Kronstadts, sich der deutschen Besatzung zu erwehren, hatte die blutige Bestrafung der Anstifter zur Folge.

6. Das Osmanenreich im Sinken und der Friede von Karlowitz.

Revolutionäre Bewegungen in Konstantinopel.

Nun war für Emmerich Tököly auch in Siebenbürgen kein Raum mehr. Er hatte sich bereits zu den Türken begeben, um von ihnen Hilfe für einen neuen Feldzug zu erlangen, aber das Land in einem revolutionären Zustand gefunden. Die Unfälle in Ungarn und Griechenland hatten in der Armee Unzufriedenheit gegen den Großwesir und gegen den arbeitsscheuen, dem Jagdleben leidenschaftlich ergebenen Sultan Mohammed IV. erzeugt und alle Disziplin gelockert. Die Janitscharen und Sipahi verlangten die Bestrafung Suleimans; der Großherr schickte ihnen zur Beruhigung das Haupt des Wesirs; aber die Tobenden, durch die Nachgiebigkeit des Sultans ermutigt, gingen nun in ihren Forderungen weiter: ein andrer Herrscher sollte auf den Thron erhoben werden. Der Aufruhr verbreitete sich über Hauptstadt und Reich. Da traten die Ulema zu einer Beratung zusammen und beschlossen, der äußern Revolution durch eine Palastrevolution entgegenzutreten. Der ältere Bruder Suleiman wurde aus dem Kerker, wo er viele Jahre lang geschmachtet hatte, auf den Herrscherstuhl erhoben und Mohammed IV. an seiner Statt in das Haftgemach eingeschlossen, wo er noch fünf Jahre lang unbeachtet von der Welt ein trübseliges Dasein fristete.

8. Nov. 1687.

Suleiman III. 1687–1691.

Aber die empörten Janitscharen und Sipahi setzten auch unter Suleiman noch viele Wochen lang ihr wildes Treiben fort. Sie plünderten die Paläste der Pfortenminister, sie mordeten den Großwesir Siawusch und mehrere verhaßte Beamten, sie verbreiteten Schrecken und Flucht in den Regierungskreisen, bis endlich der Unwille der Bevölkerung der ohnmächtigen Obrigkeit zu Hilfe kam und ihr die Bestrafung der Rädelsführer und die Unterdrückung der Rebellion ermöglichte.

Febr. 1688.

Österreichs Waffenglück.

Diese Vorgänge waren dem Waffenglück der Österreicher in Ungarn sehr förderlich. Wie sollte der neue Sultan, der im eignen Reich mit Mühe das zuchtlose meuterische Militär zur Ruhe brachte, dem siegreichen Vorgehen der deutschen, von ausgezeichneten Feldherren geführten und durch den erworbenen Kriegsruhm gehobenen Truppen Einhalt gebieten können? So drangen denn die österreichisch-deutschen Heere unter Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen immer weiter in südöstlicher Richtung vor und eroberten im September die Stadt Belgrad, das feste Bollwerk der Osmanen an der Donau.

Sept. 1688.

Gern hätte die bedrängte Pforte auch unter ungünstigen Bedingungen Frieden geschlossen; aber die in Wien gestellten Forderungen waren der Art, daß man im Diwan unmöglich darauf eingehen konnte. Schon damals tauchte der Gedanke auf, ob es nicht möglich sei, die Türkenherrschaft in Europa gänzlich abzuwerfen. Auch das folgende Jahr brachte den Österreichern glänzende Erfolge. Ludwig von Baden setzte von Belgrad aus über die Donau und drang in Serbien vor. Nachdem er den Türken zwei Niederlagen beigebracht, zuerst bei Patasch dann unter den Mauern von Nissa, eroberte er nicht nur diese Stadt, sondern im Oktober auch noch die Festung Widdin.

Aug. 1689.

Umschwung in Konstantinopel. Nun trat aber wieder eine jener Wendungen ein, wie sie in den Lebensgeschicken der Völker so oft in kritischen Momenten sich zeigen. Um dieselbe Zeit, da Ludwig XIV. sich zu einem neuen Krieg anschickte und die Blicke des Habsburger Herrscherhauses sich wieder gen Westen wandten, erlangte in Konstantinopel ein drittes Glied der Familie Köprili, Mustafa, der Bruder Ahmeds, die Nov. 1689. Würde eines Großwesirs und führte wie einst sein Vater in ähnlicher Lage Manneszucht und kriegerischen Geist in die Armee, Energie und Selbstgefühl in den Diwan zurück. „Das Beispiel dieses Großwesirs ist höchst lehrreich, wie viel ein einziger großer Mann selbst in Zeiten des höchsten Zerfalls und der allgemeinsten Mutlosigkeit noch auszurichten vermöge.“ Mustafa Köprili brachte das Steuer- und Finanzwesen in bessere Ordnung, indem er die Einkünfte der Moscheen zu den Staatsausgaben herbeizog und die nichtmohammedanischen Reichsunterthanen vor Bedrückungen schützte, und fachte in den Herzen der Janitscharen Mut, Ehrgefühl und Religionseifer an, so daß, während mehrere Jahre lang das Heer nur durch Zwang und Gewalt hatte vollzählig erhalten werden können, nunmehr Tausende sich freiwillig zum Dienst meldeten.

Tököly und Köprili. Die Wirkungen des neuen Geistes, der durch den dritten Köprili in das osmanische Staatswesen eingeführt ward, gab sich bald im Krieg wie in der 15. April 1690. Politik kund. Als im nächsten Frühjahr Apafi in Siebenbürgen starb, und das Wiener Kabinett durch Caraffa sich alle Mühe gab, die Stände zu vermögen, daß statt des schwachen unmündigen Sohnes des Verstorbenen Kaiser Leopold selbst zum unmittelbaren Herrn gewählt, der „absolute römisch-kaiserliche Dominat“ in Siebenbürgen eingeführt würde, ernannte der Großwesir das Haupt der national-ungarischen Partei, Tököly, zum Fürsten von Siebenbürgen und unterstützte ihn mit Hilfstruppen, als der Graf seine Kriegszüge in dem Gebirgsland wieder aufnahm. Zugleich brach der Großwesir selbst an der Spitze einer Armee von 80,000 Mann nach Serbien auf, um während der Zeit, daß Ludwig von Baden mit seiner Hauptmacht gegen Tököly nach Kronstadt zog, die verlorenen Aug. Sept. 1690. Festungen zurückzuerobern. Nachdem Widdin und Nissa wieder in die Gewalt der Türken gefallen, rückte Mustafa vor Belgrad, das von einer schwachen kaiserlichen Besatzung verteidigt ward. Während der Belagerung flogen drei große Pulvermagazine, durch Verrat oder Zufall entzündet, in die Luft, eine Explosion, durch welche ganze Regimenter unter Trümmern begraben, der Festungsbau selber in einen Steinhaufen verwandelt wurde. Der kleine Rest der Besatzung, der dem Verderben entrann, rettete sich in aufgelöster Flucht nach Essek, während Okt. 1690. die Osmanen abermals von der vielumstrittenen Donaustadt Besitz nahmen.

Schlacht bei Szalankemen und Siebenbürgens Unterwerfung. 23. Juni 1691. Ahmed II. 1691–1695. In Wien geriet man von neuem in Schrecken; denn im nächsten Frühjahr setzte Mustafa, nachdem er frische Verstärkungen an sich gezogen, nach Semlin über und bedrohte Ungarn mit einer neuen Invasion. Der Tod Suleimans III. brachte keine Veränderungen in der Lage der öffentlichen Dinge hervor; sein Bruder und Nachfolger Ahmed II. bestätigte den Großwesir in seiner Würde.

Im August rückte Köprili von Semlin gegen Peterwardein vor; da eilte Ludwig von Baden aus Siebenbürgen herbei, um dem Feind den Weg zu verlegen. Sein Heer war nicht halb so stark als das osmanische; und dennoch erfocht der kaiserliche Feldherr auf der Walstatt von Szalankemen seinen glänzendsten Sieg. Unter den 24,000 gefallenen Türken war der Großwesir Mustafa Köprili selbst, der, als er die Seinen zur Erstürmung der Höhen vorführte, im dichtesten Kampfgewühl von einer feindlichen Kugel getroffen ward. Unter dem Eindruck dieser mächtigen Waffenthat und der darauf folgenden Einnahme von Großwardein durch den siegreichen Feldherrn schlossen die Stände von Siebenbürgen auf Grund des „Leopoldinischen Diploms" den Staatsgrundvertrag, kraft dessen nur Fürsten aus dem Habsburger Haus in dem Bergland regieren, aber die alten Rechte und Freiheiten anerkennen und achten sollten. Caraffa nannte die Erwerbung des Fürstentums, das die Natur zur Citadelle gemacht habe, ohne welche der Besitz des Königreichs Ungarn nie sicher sei, „ein Meisterstück der subtilsten Staatskunst".

19. Aug. 1691.

4. Dez. 1691.

Mit dieser Übereinkunft, welche dem Haus Österreich die Oberherrlichkeit und einen jährlichen Tribut von 50,000 Dukaten gewährte, waren auch Tökölys Herrscherträume zerronnen. Der Tod des Wesir, der ihn stets begünstigt, an dessen Seite er bei Szalankemen gefochten hatte, raubte ihm die stärkste Stütze. Zwar erschien der unternehmende ritterliche Mann noch mehrmals mit bewaffneten Heerhaufen in Siebenbürgen und Ungarn und suchte die Oberherrschaft der Türken wieder aufzurichten, aber er verlor mehr und mehr an Ansehen und Einfluß auf die Gemüter seiner Landsleute; die Sympathien für Österreich waren im Wachsen. Doch hielt der Graf auch in den nächsten Kriegsjahren treu zur Pforte, die unter den wechselnden Zeitereignissen sich von dem bei Szalankemen erlittenen Schlag allmählich wieder erholte. Dank dem neuen Weltkrieg wider Frankreich, der die erfahrensten und geschicktesten Feldherren, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, an den Rhein und nach Oberitalien abrief, behaupteten sich die Türken in Belgrad. Weder der Feldmarschall Caprara, der seine Rettung in Peterwardein nur der ungünstigen Witterung verdankte, welche die Türken zum Rückzug nötigte, noch der neue Kurfürst von Sachsen, der starke Friedrich August II., vermochten den früheren Siegeslauf fortzuführen; und als nach dem Tod des schwachen Ahmed II. der Sohn Mohammeds IV. Mustafa den Herrschersitz in Konstantinopel einnahm und in einem Manifest (Hattischerif) erklärte, daß er nach dem Beispiel seines großen Ahnherrn Suleiman I. selbst an der Spitze der Heerscharen zum heiligen Kampf gegen die Feinde des Propheten ausziehen werde, da konnte es scheinen, als ob der osmanische Militärstaat einer neuen Ära entgegengehen sollte. Und wirklich errangen auch im Anfang die türkischen Waffen wieder einige Vorteile. Während in dem See- und Küstenkrieg wider die Venetianer die osmanische Flotte mehrere glückliche Unternehmungen machte, setzte der Sultan selbst über die Donau, eroberte eine Anzahl

Wechselvoller Kriegsgang.

Febr. 1695.

Mustafa II. 1695–1702.

22. Sept. 1695. fester Orte und vernichtete in einem mörderischen Treffen bei Lugos die getrennte Heerabteilung des italienischen General Veterani. Sechstausend Gefallene lagen auf dem Waffenfeld, darunter auch der tapfere Anführer selbst. Triumphierend kehrte Mustafa bei Anbruch des Winters nach seiner Hauptstadt zurück, wo er als Wiederhersteller der Monarchie und des alten Waffenruhms gefeiert ward. Im nächsten Sommer erschien er von neuem an der Donau, als die Kaiserlichen unter Caprara und dem Kurfürsten von Sachsen gerade vor Temeswar standen. Auf die Kunde von dem Anrücken der Türken zogen sie denselben entgegen. Da
Aug. 1696. kam es an der Bega unweit Olasch zu einem Treffen, das beiden Teilen große Opfer kostete, ohne daß es zu einer Entscheidung geführt hätte. Unter den Gefallenen war der tapfere General Gensler, der einst von Tököly gefangen genommen, dann aber gegen dessen Gemahlin Helena ausgetauscht worden war. Friedrich August kehrte darauf zurück, um die durch den Tod Sobieskis erledigte Krone von Polen zu erwerben, und Prinz Eugen übernahm wieder das Kom-
Schlacht von Zenta. mando. Nun konnte man schnell wahrnehmen, welch ein neuer Geist durch den genialen Feldherrn dem kaiserlichen Heer eingehaucht wurde. Als im nächsten Sommer der Sultan seine über 100,000 Mann starke Armee von Belgrad aus wieder in das Stromgebiet der Theiß führte, trat der kaiserliche Feldmarschall
11. Sept. 1697. dem übermächtigen Feind entgegen und lieferte ihm bei Zenta an dem linken sumpfigen Ufer der Theiß, als die türkische Armee gerade über den Fluß setzte, die große Schlacht, die zu den berühmtesten des Jahrhunderts gehört. „Die viktoriose Aktion," meldete Eugen dem Kaiser, „hat sich geendet mit Scheidung von Tag und Nacht, und die Sonne selbsten hat nicht eher untergehen wollen, bis sie mit ihrem glänzenden Auge den völligen Triumph von E. Kais. Majestät glorwürdigsten Waffen hat vollständig mit anschauen können." Das türkische Heer war so gut wie vernichtet. Mehr als 20,000, darunter der Großwesir und die meisten Hauptleute, blieben auf dem Platze; 10,000 fanden ihren Tod in den Wellen des Flusses und in den nahen Sümpfen; wie groß die Anzahl derer war, die auf der Flucht von den nachsetzenden Husaren erschlagen wurden, wer konnte das erfahren? Kaum zweitausend sollen entkommen sein. Das Lager mit dem Prachtzelt des Großherrn, die reichgefüllte Kriegskasse, Hunderte von Standarten und Feldzeichen, Geschütz und Kriegsvorrat, Ochsen, Pferde, Kamele, Wagen zu vielen Tausenden fielen in die Hände der Sieger als Trophäen des glänzenden Tages. Hätte Eugen die „ungemein große Konsternation" des Sultans sofort benutzen und die Früchte in voller Ernte einthun können, so wäre es um die türkischen Besitzungen an und jenseits der Donau geschehen gewesen. Aber Mangel an Lebensmitteln, ungangbare Wege infolge großer Regengüsse und gänzliche Erschöpfung der Soldaten machten die weitere Verfolgung unmöglich. So blieben die Türken noch ferner im Besitz von Belgrad und Temeswar. Ein Streifzug Eugens nach Bosnien hatte keine Folgen, als daß die Hauptstadt Bosna-Serai großenteils eine Beute des Feuers und der Plünderung ward.

Nach dem Frieden von Ryswyk wäre es der österreichischen Regierung leicht gewesen, ihre Streitkräfte im Osten zu mehren und die Türken, die zu gleicher Zeit von den Russen an der Nordküste des Pontus bekriegt wurden und ihnen durch Abtretung der wichtigen Stadt Asow den Zugang zu dem Meer gestatten mußten, in die größte Bedrängnis zu bringen; allein schon waren Wolken aufgezogen, die neue Stürme im Westen verkündeten, daher wünschte der Kaiser mit den Osmanen Frieden zu schließen, um bei den bevorstehenden Kämpfen um die spanische Monarchie die Hand frei zu haben. Und da auch England und Holland im Diwan in gleichem Sinn wirkten, so wurde ein Waffenstillstand geschlossen, unter dessen Waltung man Verhandlungen einleitete, welche im nächsten Jahr zu dem Frieden von Karlowitz führten. Durch diesen Frieden erlitt die Pforte eine bedeutende Machtverringerung: ganz Siebenbürgen sowie alles Land zwischen Donau und Theiß mußte an Österreich abgetreten werden: nur das Banat von Temeswar sollte noch ferner den Türken verbleiben; desgleichen wurde der größte Teil von Slawonien und Kroatien dem Kaiser zugesprochen. Auch die Republik Venedig, welche durch ihre Anstrengungen zur See und in Dalmatien wesentlich zu den Erfolgen der christlichen Waffen beigetragen hatte, ging, wie uns bekannt (S. 331), mit Ehren und Gewinn aus dem Frieden hervor. Den Russen mußte die Pforte die Hafenstadt Asow, das alte Tanais, überlassen und den Polen die von Mohammed IV. ihnen entrissenen Territorien in Podolien zurückgeben. In Karlowitz machte das osmanische Reich den ersten verhängnisvollen Schritt auf der abschüssigen Bahn des Verfalls. Seitdem war der Schrecken und die Glorie des Halbmondes dahin.

Friede von Karlowitz. Okt. 1698. 26. Jan. 1699.

Graf Tököly, der den Osmanen bis zum Ende des Kriegs Waffendienste geleistet, wurde von dem Sultan zum Fürsten von Widdin erhoben und mit einem geringen Jahrgehalt und einigen Gütern beschenkt. In einem Landhaus bei Nikomedien, „Blumenfeld" genannt, verbrachte er die letzten Jahre an der Seite seiner Gemahlin Helene, die ihm jedoch 1703 durch den Tod entrissen ward. Dort starb auch er im September des folgenden Jahres, fern von der Heimat, deren Befreiung sein heißes Streben gewesen war. Er erlebte noch die Schilderhebung seines in Österreich zurückgehaltenen Stiefsohnes Franz II. Rakoczy und die neuen Aufstände in Ungarn und Siebenbürgen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Doch nahm er keinen Teil mehr daran. Seine Lebenskraft war frühe durch Anstrengungen und Gichtleiden erschöpft und gebrochen. Die verführerische Beredsamkeit der Jesuiten, die sich an sein Krankenlager drängten, war nicht vermögend, ihn von seinem evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntnis abwendig zu machen.

Tökölys Ausgang.

III. Das englische Reich unter den zwei letzten Stuarts und Wilhelm III.

Litteratur. Außer den oben S. 83 f. angeführten Werken, die zum Teil auch die gegenwärtige Periode behandeln, wie die Memoirensammlung von Guizot, die Publikationen von Mignet, die Parliamentary history und vor allem die beiden Hauptwerke von Macaulay und von Ranke sind für die Regierungszeit der beiden letzten Stuarts und

Wilhelms III. von Wichtigkeit: Clarke, life of Charles II. Lond. 1816. 2 voll. 4; A Register and chronicle eccles. and civil cet. taken from the mss. of Kennet bish. of Peterb. Lond. 1728. fol.; Gilb. Burnet, Hist. of his own time (1660—1713). Lond. 1724. 1734. 2 voll. fol.; J. Macpherson, A hist. of Gr. Brit. from the restoration to the accession of the house of Hannover Lond. 1775. 2 voll. 4. nebst 2 Bänden Urkunden; Th. Somerville, H. of the political transactions and parties (1660—1702). Lond. 1792. 4. und die Staatsschriften (tracts) von Somers; Works of William Temple. Lond. 1750. 2 voll. fol.; Memoirs of Alg. Sidney by Wilson Meadlay Lond. 1813; Lord John Russell, The life of Will. Lord Russel. Lond. 1820; Ch. J. Fox, Hist. of the reign of James II.; J. S. Clarke, The life of James II. cet. Lond. 1816. 2 voll. 4.; John Dalrymple Memoirs of Great Br. and Irel. cet. nebst Fortsetzung (1680—1702); Al. Cuningham Hist. of Gr. Brit. (1688—1714). Lond. 1787. 4.; Belsham, H. of Gr. Brit. (1688—1802). Lond. 1805. 12 voll. 8.; die schon erwähnte franz. Biographie Wilhelms III.; Coxe, Private and original corresp. of Ch. Talbot duke of Shrewsbury with king William, Lond. 1821. 4. und von demselben: Memoirs of the duke of Marlborough. New edit. by Wade. Lond. 1847 f. 2 voll.; u. a. W. Von besonderer Wichtigkeit sind die Briefe und Berichte des franz. Gesandten Barrillon in den erwähnten Sammlungen von Dalrymple, Mignet u. a. Manche neue Aktenstücke aus Wiener Archiven enthält das neueste Werk über diese Periode von Onno Klopp, „Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover.“ Wien 1875 ff. 8 Bde.

1. Die erste Regierungszeit Karls II. bis zu Clarendons Sturz.

Reaktionärer Eifer. 8. Mai 1661.

Das Parlament, das König Karl II. im Mai 1661 in feierlicher Weise, die Krone auf dem Haupt, eröffnete, hielt es für seine wichtigste und heiligste Pflicht, die Zustände zurückzuführen, wie sie in der alten königlichen Zeit bestanden, alles zu entfernen, was während der bürgerlichen Kriege und unter Cromwells Militärdiktatur in Staat und Kirche neu begründet worden war. Der Suprematseid und der Eid der Treue wurden hergestellt, die Urkunden, wodurch der Gerichtshof über den König eingesetzt, die Bischöfe aus dem Oberhaus ausgeschlossen, die neue Kirchenordnung errichtet worden, durch die Hand des Henkers öffentlich verbrannt, die Grundsätze, daß die militärische Gewalt nicht ausschließlich der Krone zustehe, oder daß es in irgend einem denkbaren Fall erlaubt sei, dem Staatsoberhaupt mit Gewalt zu widerstehen, als hochverräterisch verdammt. Nicht einmal in die Gemeindeverwaltung sollte jemand eintreten dürfen, der nicht diese Grundlehre beschwöre oder die Konformitätsakte nicht anerkenne. Die Kavaliere widerstrebten selbst der Durchführung der von dem König feierlich verheißenen Amnestie.

Wir wissen, welches Schicksal die „Königsmörder“ erlitten; erst im Jahr 1662 wurde die Rache gegen die politischen Verbrecher mit der Hinrichtung des standhaftesten und furchtlosesten unter den Republikanern und Puritanern, Henry Vane, geschlossen. Auf derselben Stelle, wo einst Strafford, das erste Opfer der revolutionären Bewegung, geblutet, legte auch er sein Haupt auf den Block. Er wollte die Gnade des Königs nicht anrufen und ging festen Schrittes und getreu seinen Grundsätzen in den Tod, der ihm eine Notwendigkeit der Natur war, „durch welche die Seele aus Gefängnis und

Knechtschaft befreit, zu vollem Dasein gelange". Seine Rede, worin er sein politisches und religiöses Glaubensbekenntnis auf dem Schafott kund geben wollte, wurde durch Trompetenschall unvernehmbar gemacht. Nachdem der Versuch, das Episkopalsystem und Presbyterianismus zu vereinigen, gescheitert war, wurde die Uniformität des anglikanisch-bischöflichen Systems in der striktesten Form festgehalten und die gesamte Geistlichkeit und Lehrerschaft eidlich darauf verpflichtet. Presbyterianer und alle Bekenner abweichender Lehrmeinungen wurden von sämtlichen kirchlichen und bürgerlichen Ämtern ausgeschlossen und ins Elend gestoßen. Und als die der Konformität widerstrebenden Prediger bei ihren bisherigen Pfarrkindern Mitleid, Hilfe und Anhänglichkeit fanden und heimliche Bet- und Andachtsstunden anordneten, wurden durch die Konventikelakte alle religiösen Zusammenkünfte von mehr als fünf Personen, wobei nicht das allgemeine Gebetbuch zu Grunde gelegt sei, für ungesetzlich und aufrührerisch erklärt und die Teilnehmer mit schweren Strafen bedroht. Bald waren die Gefängnisse mit Dissenters angefüllt.

König Karl II. und die Zeitrichtung.

Wir haben in den früheren Blättern den Stuart, den die Nation als Retter in verzweiflungsvollen Zuständen auf den Thron seiner Väter zurückgerufen, in verschiedenen Lagen kennen gelernt. Mehr leichtsinnig, genußsüchtig und frivol als rachgierig und bösartig war er in erster Linie bedacht, sich alle Lebensfreuden in reichlichster Fülle zu bereiten. Ohne höhere Zwecke und Bestrebungen vermied er gern alles, was ihn aus dem Gleichmaß bringen, ihn in dem ruhigen Genuß des Daseins stören könnte; ohne Glauben an Tugend, an Menschenwürde, an Adel der Gesinnung sah er sich am liebsten von Menschen umgeben, die ihm schmeichelten, die seinen Lüsten dienten, deren Gesellschaft zu seiner Erheiterung beitrug. Er teilte nicht den Ehrgeiz und die Herrschbegierde eines Ludwigs XIV.; unbekümmert um Lob und Tadel der Mitwelt, lebte er nur im erschöpfenden Genuß des Tages. Wie er selbst zwischen Unglauben und Katholizismus hin und her schwankte, so glaubte er auch bei andern nicht an aufrichtige religiöse Überzeugung. Wenngleich nicht ohne Verstand, Weltkenntnis und Klugheit, verfolgte er doch weder in der Regierung des eignen Landes noch in der auswärtigen Politik ein festes, klares System; wie er in seinem Privatleben vom Genuß der Stunde, von den Reizen der Sinne, von den Einflüssen der Frauen und der Höflinge sich bestimmen ließ, so bewegte er sich während der sturmvollen Ereignisse, welche die Welt durchschütterten, gleich einer unstäten Wetterfahne ohne Grundsätze und Willenskraft nach der durch den Zwang der Verhältnisse oder äußere Impulse ihm gegebenen Richtung. Immerhin jagte er einem politischen Zweck mit folgerichtigem Geiste nach: die königliche Autorität über die parlamentarischen Gewalten zu erheben und die Prärogative der Krone unabhängig von den wechselnden Einflüssen der Parteien zu machen. — Den Frohsinn und die heitere lebenslustige Stimmung, die er in seiner eignen Seele zu schaffen oder zu erhalten bestrebt war, suchte er auch in andern hervorzurufen. Niemand verstand es besser als er die Menschen, die in seine Nähe kamen, die seine Umgebung, seine Gesellschaft bildeten, an sich zu fesseln und durch die ihm eignen Gaben persönlicher Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit und fürstlicher Freige-

digkeit zu bezaubern. Ein ritterlicher Mann, der in schweren Zeiten Mut bewiesen, von der Romantik einer gefahrvollen Vergangenheit angehaucht und emporgetragen, im geselligen Verkehr mit schönen Damen und Kavalieren durch feine Manieren, durch Witz und Laune, durch anmutiges, höfliches, gebildetes Wesen hervorragend, wie sollte nicht ein solcher Fürst von seiner Umgebung geliebt, verehrt und verherrlicht werden in einer Zeit, da derartige Eigenschaften n der vornehmen Gesellschaft so hoch im Wert standen? Die Ausschweifungen, die Hingebung an die Laster und Begierden des Fleisches, die am Hof herrschend waren, wurden in allen Kreisen nachgeahmt, fanden Beifall und Billigung; die öffentliche Meinung erhob sie zur Mode, sie galten als Zeichen feiner Bildung. Standen sie doch im Gegensatz zu der Rigorosität, zu der gezwungenen Enthaltsamkeit, welche das verhaßte Regiment der Puritaner der Nation auferlegt hatte. Leichtfertigkeit, Sittenlosigkeit, Weltlust gehörten zu dem herrschenden System. Das Bethaus wurde durch das Theater verdrängt, unter den wechselnden Liebschaften des Königs nahmen Schauspielerinnen eine wichtige Stelle ein. Man erging sich in sarkastischen Bemerkungen und Spottreden gegen die Sonderlinge, die noch an alter Sitte und Tugend festhielten. Im Salon und an der Tafel des Königs gehörte es zum guten Ton, alles, auch das Würdige und Bedeutende, ins Lächerliche zu ziehen. „Alle leichteren Gattungen der Litteratur erhielten durch die vorherrschende Zügellosigkeit dunkle Flecken; die Dichtkunst gab sich zur Kupplerin jeder niedrigen Begierde her; die Satire, anstatt Schuld und Irrtum erröten zu machen, wandte ihre furchtbaren Pfeile gegen Unschuld und Wahrheit."

Schottland. Die schottischen Presbyterianer hatten einst den Anstoß zum Umsturz der Episkopalkirche in England gegeben und ihr eignes Kirchenwesen zur Herrschaft, zur Staatskirche erhoben. Was war natürlicher, als daß die rückbewegende Strömung nunmehr ihren Weg nach dem Mutterschoß, nach der Ursprungstätte nahm? Das bischöfliche System, das Karl I. nicht durchzuführen vermocht hatte, wurde jetzt dem schottischen Volk auferlegt; die Uniformitätsakte sollte auch für das nördliche Königreich Geltung haben, League und Covenant sollten nicht mehr fortbestehen, Geistliche, von Bischöfen ordiniert, sollten den Gottesdienst nach der anglikanischen Liturgie abhalten. Die hochkirchliche Regierung glaubte der Christenpflicht der Toleranz genügend Rechnung zu tragen, wenn sie den Presbyterianern, die nicht mit vollen Segeln in das royalistisch-staatskirchliche Lager einziehen wollten, unter dem Namen „Indulgenz" eine halbe Duldung gewährte. „Aber es gab viel ungestüme und entschlossene Männer (sagt Macaulay), besonders in den westlichen Niederlanden, welche der Meinung waren, daß die Verpflichtung, den Covenant zu halten, höher stehe, als die Verpflichtung, der Obrigkeit zu gehorchen. Die Menschen fuhren fort, im Widerspruch mit dem Gesetz Versammlungen zu halten und Gott auf ihre Art und Weise zu verehren. Die Indulgenz betrachteten sie nicht als eine halbe Entschädigung für die Unbilden, welche von der Obrigkeit der Kirche zugefügt würden, sondern als ein neues und um so gehässigeres Übel, weil es unter dem Schein einer Wohlthat verborgen gehalten ward. Verfolgung, sagten sie, könne allein den Körper töten, aber die schwarze Indulgenz töte die Seele. Aus den Städten vertrieben, versammelten sie sich auf Heiden und in Ge-

birgen; durch die bürgerliche Macht angegriffen, vertrieben sie ohne Bedenken Gewalt mit Gewalt. Bei jedem Konventikel erschienen sie in Waffen, mehrfach kam es zum offenen Aufruhr. Sie wurden mit Leichtigkeit besiegt, aber unter Niederlagen und Strafen wuchs ihr Mut. Gejagt gleich wilden Tieren, gefoltert, bis ihre Knochen breitgeschlagen waren, eingekerkert zu Hunderten, gehängt zu Dutzenden, zu einer Zeit preisgegeben der Zügellosigkeit der Soldaten von England, zu einer andern der Barmherzigkeit von Räuberbanden des Hochlandes, behaupteten sie trotz ihrer Bedrängnis einen so wilden Mut, daß der kühnste und mächtigste Dränger nicht umhin konnte, ihre Verwegenheit und Verzweiflung zu fürchten."

Auch in Irland, wo man die Rückführung des Stuartschen Königtums nicht minder enthusiastisch begrüßte, als in dem Heimatland der Familie, konnte die Saat der alten Zwietracht nicht ausgerottet werden. Wohl wurde das harte und energische System, durch welches Oliver die Insel ganz und gar anglisieren wollte, verlassen und den neuen Besitzern auferlegt, den dritten Teil ihres erworbenen Landes abzutreten, aber was gewann die alte Bevölkerung, wenn nun an die Stelle der Cromwellianer irländische Männer reformatorischen Bekenntnisses traten, wie sie durch Gunst oder Willkür auserlesen wurden? Selbst Graf Ormond, dem der Kanzler Clarendon, sein Freund und Gesinnungsverwandter, die irische Statthalterschaft als Preis seiner Treue und royalistischen Hingebung zuwandte, war als strenger Anglikaner den Papisten verhaßt. Der Gegensatz der Religion und Abstammung dauerte fort; die Romanisten hegten gegen die englischen Ansiedler dieselben Antipathien, denselben Rassen- und Konfessionshaß wie ihre Vorfahren; von einer innern Versöhnung, von einem Streben nach friedfertigem Zusammenleben war keine Spur vorhanden. Zwischen keltischem und angelsächsischem Blut erbte die Feindschaft fort von Geschlecht zu Geschlecht. Irland.

Wir wissen aus der Geschichte Frankreichs, daß Karl, um bei seinen Ausgaben von den Bewilligungen des Parlaments unabhängig zu sein, Stadt und Gebiet von Dünkirchen an Frankreich verkaufte. Es focht den König wenig an, daß der Handel im protestantischen Europa schmerzliche Gefühle erregte, daß man in England die Vertreibung der dem römisch-katholischen Glauben abgewandten Landsleute mit Unwillen aufnahm, daß der Kurfürst von Brandenburg in London Vorstellungen machen ließ. Für Cromwell, meinte der Stuart, habe der Besitz des Platzes Bedeutung gehabt, „weil er Einfluß auf den Kontinent auszuüben, das protestantische Gemeingefühl für sich zu erwecken beabsichtigte". Ohne Sinn für die Ehre der Nation, trat daher Karl für fünf Millionen Livres die Hafenstadt an Ludwig XIV. ab und „verjubelte den Kaufpreis". Dünkirchen verkauft. 1662.

In der Ruhm- und Ehrsucht wetteiferte der englische König nicht mit dem französischen Monarchen; um so mehr wurde Ludwig und der Versailler Hof sein Vorbild in andern Richtungen. Wenn Karl anfangs seine Mißbilligung aussprach, daß der französische König die Damen, denen er seine Neigung zuwandte, an den Hof, unter die Augen seiner rechtmäßigen Gemahlin brachte, so ahmte er das Beispiel bald mit Übertreibung nach. Sowenig die spanische Infantin in Paris den sinnlichen Begierden ihres Gemahls genügte, sowenig vermochte auch die portugiesische den englischen König zu reizen und zu befriedigen. Beide waren voll Liebe und Hingebung für ihre königlichen Eheherren und nicht ohne Schönheit und Anmut, aber beide, in klösterlicher Einsamkeit erzogen, waren schüchtern, mehr der kirchlichen Devotion als dem verfeinerten Weltleben zugethan und nicht geistreich und gewandt genug, um zu fesseln und zu bezaubern. So kam es, daß an beiden Höfen das gesellschaftliche Leben nicht von den königlichen Frauen bestimmt und geleitet ward, sondern von Mätressen. In Whitehall nahm die Lady Castlemaine, die für die schönste Frau in England galt, und eine glän- Hofleben und Mätressen. Lady Castlemaine (Cleveland).

zende Unterhaltungsgabe mit einem beweglichen intriganten Geist und mit einer Meisterschaft in allen Buhlkünsten und Hofränken verband, dieselbe Stelle ein, wie in Versailles Lavallière und Frau von Montespan. Sie wurde in den Hofhalt der Königin aufgenommen und verdrängte die kleine südländische Infantin, die ihrem Gemahl keine Kinder gebar, bald aus dem Herzen des Stuart. Voll Ehrgeiz und Herrschsucht übte sie einen mächtigen Einfluß auf Politik und Staatsgeschäfte, da sie den König durch ihre launische Gunst ganz nach ihrem Willen lenkte.

Kanzler Clarendon. Dem Kanzler Clarendon war die königliche Geliebte nicht gewogen. Sie arbeitete unermüdlich an seinem Sturz. Der Kanzler besaß manche Eigenschaften, die ihn unliebsam machten und Blöße zu Angriffen darboten. Er war herb, anmaßend und rechthaberisch und konnte keinen Widerspruch ertragen; auch war er in Geldsachen nicht ohne Makel. Man gab ihm Schuld, daß er der Bestechung zugänglich sei, daß er Geschenke annehme, die auf seine amtlichen Handlungen und Entscheidungen Einfluß übten. In den Hofkreisen flüsterte man sich zu, daß er den König zu der Heirat mit der portugiesischen Infantin, von deren Unfruchtbarkeit er überzeugt gewesen, nur darum bestimmt habe, damit seine Enkel, die Kinder seiner Tochter Anna, der Herzogin von York, dereinst den englischen Thron erben möchten. Seine starre Anhänglichkeit an die anglikanische Episkopalkirche war der katholisierenden Hofkamarilla, insonderheit der Königin-Mutter Marie Henriette ein Dorn im Auge. Aber der Lord-Kanzler besaß solche Übung und Gewandtheit in den Staatsgeschäften, hatte unter den Bischöfen und Geistlichen, unter den Richtern und Beamten, unter der Geld- und Geburtsaristokratie so viele Anhänger, war ein so gewaltiger Redner im Parlament, so geschickt im Ausarbeiten von Staatsschriften, wußte im geheimen Rat so klar und nachdrücklich seine Vorträge zu begründen, daß er dem König und der Regierung unentbehrlich war. Es ist uns bekannt, wie sehr Karl seine während des Exils bewiesene Treue und Anhänglichkeit an die Stuartsche Dynastie und seine erfolgreiche Thätigkeit für die Herstellung des Thrones belohnt hatte; er war das Haupt des Kabinetts, alle Staatsgeschäfte lagen auf seinen Schultern, da der arbeitscheue Monarch gern ihm alle Lasten und Sorgen aufbürdete; und Clarendon scheute keine Mühe, seinem Herrn Geld in die Kasse zu liefern, was in dessen Augen der höchste Vorzug war.

Karls religiöse Ansichten und Bestrebungen. Und nicht bloß im Hofleben, auch in den religiösen und kirchlichen Angelegenheiten nahm sich der Stuartsche König seinen bourbonschen Zeitgenossen zum Vorbild, so verschieden auch die Stellung beider Völker und Monarchen zu dieser Frage war. Wie uns bekannt, hat man schon während des Exils von einem Übertritt Karls zur katholischen Kirche gesprochen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er damals wie in der Folgezeit mit Rom wegen eines solchen Schrittes Unterhandlungen gepflogen hat. Er war stets beflissen, den Katholiken Englands Erleichterung zu verschaffen, aber von dem Fanatismus seines strengeren und beschränkteren Bruders Jakob war er weit entfernt. Wenn er einer Verbindung mit dem Pontifikat innerlich nicht widerstrebte, so sollte doch die anglikanische Kirche eine selbständige hierarchische Verfassung behalten, die dem päpstlichen Stuhl nur gewisse Reservatrechte eingeräumt haben würde. Ein nationales Patriarchat und Landeskonzil sollte in den drei vereinigten Reichen die kirchlichen Dinge wahren und pflegen. Dem zweiten Karl schwebte eine anglikanisch-katholische Kirche vor, die in den Dogmen und Kultusformen sich möglichst eng an die Papstkirche anschließen, in der Verwaltung und in den hierarchischen Ordnungen und Rechten möglichst unabhängig sein, auf eignen Füßen stehen sollte. Innerhalb dieses kirchlichen Organismus könnten nach seiner Ansicht Episkopale, Papisten und Presbyterianer ihre Stelle finden, somit eine gewisse kirchliche Uniformität und Einheit begründet werden, welche die englische Reichskirche mit der römisch katholischen Kirche des Kontinents in

eine Art von Verbindung und Übereinstimmung brächte, ohne daß damit die durch die Reformation bewirkte nationale Eigentümlichkeit und Selbständigkeit aufgehoben würde. Mit solchen unionistischen Plänen hat sich Karl, soweit es sich mit seiner oberflächlichen Natur vertrug, seine ganze Regierungszeit hindurch beschäftigt; und sie wurzelten in ihm um so fester, je mehr sich von Jahr zu Jahr der Widerstand des mit dem Anglikanismus jetzt eng verbündeten Parlaments gegen ihn richtete. In dieser Stimmung ließ er im Dezember 1662 eine „Deklaration" bekannt machen, worin gesagt war, daß es zu der Prärogative der Krone gehöre, von der Ausführung des Uniformitätsgesetzes zu dispensieren; daß er demgemäß seine römisch-katholischen Unterthanen, die ihm und dem Reich viele Dienste geleistet, von der Jurisdiktion der geistlichen Gerichtshöfe und von den auferlegten Strafen entbinde. Nicht eine allgemeine Toleranz, hieß es in dem Manifest, noch eine Gleichstellung der Bekenntnisse liege in des Königs Absicht, der Unterschied zwischen Dissenters und Bekennern der Staatskirche solle fortbestehen; aber um des Friedens und der Gerechtigkeit willen halte er es für angemessen, den katholischen Glaubensverwandten „Indulgenz" zu gewähren. In der Thronrede, womit die neue Sitzung des Parlaments im folgenden Februar eröffnet ward, empfahl 18. Febr. 1663. der König den beiden Häusern die Annahme der „Deklaration". Da erfuhr er aber einen unerwarteten Widerstand. Weit entfernt, das Dispensationsrecht der Krone anzuerkennen, erklärte vielmehr das Unterhaus, die Uniformitätsakte sei ein altes Landesgesetz, das nur durch Parlamentsbeschluß verändert oder außer Kraft gesetzt werden könne; dem König habe gar nicht das Recht zugestanden, in dem Manifest von Breda derartige Zusicherungen zu geben. In ähnlichem Sinn ließ sich auch das Oberhaus vernehmen. Die Bischöfe, die hier den Ausschlag gaben, wollten nichts von einer Prärogative hören, die Jesuiten und Ordensgeistliche ins Land zurückzuführen und dem Papismus aufs neue den Zugang zu öffnen drohte.

Es war als ob Natur und Menschen sich vereinigt hätten, das englische Die Regierung und die neue Parteibildung. Reich in den ersten Jahren der Stuartschen Restauration mit schweren Drangsalen heimzusuchen. Eine Pestseuche stürzte in einem einzigen Sommer hundert- 1665. tausend Bewohner der Hauptstadt ins Grab; im nächsten Jahr verzehrten die 1666. Flammen zwei Drittel von London, 13,000 Häuser und 89 Kirchen. Bald darauf befuhr, wie früher erwähnt (S. 357), die holländische Flotte die Themse, verbrannte die Kriegsschiffe, raubte Fahrzeuge und Gut und bedrohte die Hauptstadt. Den leichtsinnigen Stuart focht dies alles wenig an. Die hohen Geldbewilligungen des Parlaments für den Krieg dienten zur Bereicherung der Schmeichler und Höflinge. In dem Frieden von Breda nahm England Schaden an Ehre 1667. und Ansehen. Eine große Verstimmung gegen den Hof ging durch die ganze Nation: man verglich die Cromwellschen Triumphe mit der ruhmlosen Gegenwart, damals habe eine kraftvolle protestantische Politik gewaltet, jetzt buhle man mit dem Romanismus. Schärfer als je wurden die katholisierenden Tendenzen verurteilt. Noch jetzt liest man auf dem Denkmal, das zur Erinnerung an den großen Brand in der City errichtet ward, die schwere Beschuldigung, daß die Katholiken das Unglück angestiftet hätten. Das Parlament suchte daher durch eine neue Akte die Konformität sicherzustellen. Jedermann sollte sich eidlich verpflichten, daß er auf keine Veränderung in Staat und Kirche denke und daß er es für ungesetzlich halte, unter was immer für Umständen Waffen gegen den König

oder seine Beauftragten zu führen. Jeder Prediger oder Lehrer, der den Eid verweigere, solle von dem Ort, wo er bisher gelebt und gelehrt, auf fünf Meilen entfernt bleiben.

Clarendons Sturz und Verbannung. Bald nach dem Frieden von Breda zog sich ein heftiger Sturm über dem Haupt des Kanzlers Clarendon zusammen. Im Unterhaus waren scharfe Reden gegen die ungetreue Finanzverwaltung, gegen die Verschleuderung der Staatsgelder während des holländischen Kriegs geführt worden; man hatte die Niedersetzung einer Kommission zur Prüfung der Rechnungsbücher der bei den Ausgaben beteiligten Beamten verlangt. Clarendon, dem alle Fehler und Übelstände in der Verwaltung zur Last gelegt wurden, war der Ansicht, der König solle das Parlament auflösen, damit nicht die Opposition wieder wie ehedem die Regierungsgewalt lähme und schwäche, die Prärogative der Krone von neuem in Frage stelle. Die Kunde von diesem Rat drang bald in die Öffentlichkeit und vermehrte die Abneigung gegen den Leiter der Staatsgeschäfte. Besonders waren die Bischöfe und alle Hochkirchlichen über das Vorhaben erzürnt, weil sie fürchteten, bei der vorherrschenden Strömung der öffentlichen Meinung würden die Presbyterianer wieder in die Höhe kommen. Aber auch in andern Kreisen hatte der Kanzler wenig Freunde. Die Dissenters haßten in ihm den schroffen und strengen Verfechter der Uniformität; sein prachtvoller Palast, den er erbauen ließ und mit den herrlichsten Bildern von van Dyk und andern Meistern ausschmückte, seine Reichtümer, über deren Erwerbung allerlei ungünstige Gerüchte im Land umliefen, erregten Neid und Mißgunst und schärften die bösen Zungen. Auch am Hof, im geheimen Rat, bei den Lords hatte er zahlreiche Gegner. Seine sarkastischen Bemerkungen über die galanten Herren und Damen, über die Stutzer und Possenreißer bei Hofe, die langen Moralpredigten, die er dem König über seinen unsittlichen Lebenswandel, über seine sündenvolle Gesellschaft hielt, erregten unangenehme und bittere Empfindungen; Lady Castlemaine setzte alle Intrigen und Buhlkünste wider ihn in Bewegung; die Mitglieder des Kabinetts, die viel unter seinem barschen hochfahrenden Wesen zu leiden hatten, und von denen manche, wie William Coventry, an Macht und Einfluß zu gewinnen hofften, wünschten seine Entfernung. Alle diese Gegner nahmen mit Schadenfreude wahr, daß der Kanzler seinen früher so starken Rückhalt im Parlament und in der Nation verloren habe, und setzten alle Hebel ein, den verhaßten und beneideten Staatsmann zu Fall zu bringen. Es gelang ihnen nur zu wohl. Karl fühlte sich ohnedies gedrückt und beengt durch die alten Ratgeber, die ihn noch immer unter einer Art von Vormundschaft hielten. Clarendon war keineswegs ein Gegner der parlamentarischen Institution. „Seine Idee war, die Prärogative des erblichen Königtums, ausgeübt durch die Großwürdenträger der Krone, und die bischöfliche Kirche mit der parlamentarischen Verfassung zu kombinieren und alle entgegengesetzten Elemente zurückzudrängen oder zu erdrücken.“ Dieser Fesseln wünschte Karl entbunden zu sein, um im Sinne seines großen Zeitgenossen jen-

seits des Kanals in die Bahnen einer absoluten Monarchie einzulenken, mit Hilfe der militärischen Macht seine Prärogative auszudehnen und in den vollen Besitz einer durchgreifenden Gewalt und Autorität zu kommen. So erfolgte denn der Sturz des Kanzlers. Der König ließ es zu, daß im Parlament eine Anklage auf Hochverrat gegen seinen langjährigen Vertrauten, den Vater des neuen Englands, erhoben wurde, vor der dieser sich nur durch die Flucht nach Frankreich rettete. Ein Parlamentsbeschluß verdammte ihn zu ewiger Verbannung. Seine Rückkehr sollte als Hochverrat betrachtet werden und seine Begnadigung nur unter Beistimmung beider Häuser erfolgen dürfen. Okt. 1667.

Clarendon hat nie wieder das Land seiner Heimat betreten. Seine Bitten um Rückkehr blieben unerfüllt. Auf französischem Boden vollendete er seine „Geschichte der englischen Rebellion und Bürgerkriege", die er schon in dem ersten Exil begonnen, und die Schrift über seine eigne Staatsverwaltung. Zugleich Geschichte und Memoiren, sind seine schriftlichen Arbeiten „das Spiegelbild seiner Stellung, seiner Bestrebungen und Ideen", niedergeschrieben im vollen Gefühl der sich vollziehenden Ereignisse und in raschem Redefluß die Eindrücke wiedergebend, die Menschen und Dinge in ihm zurückgelassen, „ein prächtiges Denkmal der Zeit, namentlich aller der Männer, welche in dem Königtum von England zugleich das alte Gesetz und die anglikanische Kirche verteidigten". Clarendon starb in Rouen am 9. Dezember 1674. Clarendons Ausgang und Schriften.

2. Das Kabalministerium und die Testakte.

Das Parlament hatte kaum Ursache sich über den Fall des Kanzlers zu freuen. Denn nur zu bald erhob sich von neuem ein Kampf zwischen dem nach Unumschränktheit strebenden Königtum und dem die Volksrechte und die Landesreligion wahrenden Parlament. Geistreiche aber grundsatzlose Männer, zum Teil den Hofkreisen angehörend, bemächtigten sich der Regierung und verfolgten eine Politik, die ohne Rücksicht auf die Ehre und Wohlfahrt der Nation nur den selbstsüchtigen Zwecken des Monarchen diente. Nach den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder (Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley, Lauderdale) wurde das Kabinett vom Volk bezeichnend das „Cabal"-Ministerium genannt, eine Benennung, die so charakteristisch erschien, daß sie eine geschichtliche Bedeutung erlangte. Das neue Kabinett.

An der Spitze des neuen Kabinetts stand lange Zeit George Villiers, Herzog von Buckingham, der Sohn jenes Günstlings, der die beiden ersten Stuarts auf die Bahn des Verderbens geführt hatte. Ausschweifend und leichtfertig wie der Vater, zwischen Zerstreuung und Anstrengung geteilt, von beweglichem Charakter und wandelbaren Grundsätzen, dabei voll Ehrgeiz und Herrschsucht, wußte sich der gewandte Lord durch die Gunst des Königs zu einer so einflußreichen Stellung emporzuschwingen, daß die innere und auswärtige Politik hauptsächlich von ihm bestimmt ward. Karl war dem Höfling, der seine Liebschaften mit Schauspielerinnen vermittelte und die nächtlichen Gelage im Schloß durch seinen beißenden Witz, seine Unterhaltungsgabe und seine Spottsucht belebte, sehr zugethan; er übersah es, daß derselbe den Earl von Shrewsbury, mit dessen Gemahlin er in einem Liebesverhältnis stand, im Duell Buckingham.

tötete, und dann, obgleich verheiratet, das Verhältnis zu der Dame fortsetzte. Buckingham teilte die Abneigung des Königs gegen das Parlament. Auch in dem Widerwillen gegen die starre bischöfliche Orthodoxie stimmte er mit seinem Gebieter überein und begünstigte die liberal-religiösen Tendenzen, die im Gegensatz zu der Uniformität für eine Toleranzakte Boden zu schaffen suchten. Während der Stuart dabei vor allem die Katholiken im Auge hatte, der römischen Kirche eine freie Rechtsstellung schaffen wollte, wünschte der Herzog, der sich den Presbyterianern zuneigte, die Duldung auch auf die übrigen Dissenters auszudehnen. Es wurden mit Baxter und andern gemäßigten Nonkonformisten neue Unterhandlungen angeknüpft. Durch einige Ermäßigungen in der Konformitätsakte sollten die Presbyterianer in die Lage gesetzt werden, sich mit der Staatskirche zu versöhnen; eine „Indulgenz", wie wir sie schon oben in Schottland kennen gelernt, sollte die Abweichenden vor Strafe schützen und Konventikel zulassen.

Kirchenpolitik.

Katholisierende Tendenzen.

Nie hatte die priesterliche Propaganda größere Erfolge in ihrer Bekehrungsthätigkeit aufzuweisen. Der Herzog von York, des Königs Bruder und mutmaßlicher Thronerbe, trat zur römischen Kirche über und brachte auch seine Gemahlin, zum großen Schmerz ihres Vaters, des verbannten Kanzlers Clarendon, zu demselben Schritt; und daß Karl II. mit seinen gegenreformatorischen Ideen nicht offen hervortrat, daß er seine katholische Überzeugung in seiner Brust verschloß und lieber auf dem unheimlichen Pfad der Heuchelei und Falschheit fortwandelte, rührte zum guten Teil von dem Rat Ludwigs XIV. her, der von einem offenen Religionswechsel und von einer übereilten Kundgebung romanisierender Neigungen Gefahr für das Bündnis fürchtete, über welches damals zwischen beiden Königen geheime Unterhandlungen gepflogen wurden. So vereinigten sich absolutistische und katholisierende Tendenzen, um den englischen Staats- und Kirchenbau zu untergraben und zu Fall zu bringen. Wenn die analogen Tendenzen Straffords und Lauds gescheitert waren, so hatte das guten Teils an der Isoliertheit der englischen Monarchie gelegen. Jetzt aber schickte sich die Regierung an, mit der ersten Großmacht eine Allianz zu Schutz und Trutz aufzurichten.

Das französisch-englische Königsbündnis.

Wir haben die politische Lage jener Zeit früher kennen gelernt. Die Tripelallianz, die den Frieden von Aachen erzwang und ein Gleichgewicht der europäischen Mächte zu begründen suchte, war durch die vereinte Thätigkeit des holländischen Staatsmannes de Witt und des englischen Gesandten William Temple zustandegebracht worden. Nun wissen wir aber, wie wenig Karl II. von jeher den aristokratischen Kaufherren, die damals an der Spitze der Generalstaaten standen, geneigt war, wie wenig ein Bund mit der protestantischen Republik, der ihn zu der katholischen Welt in feindlichen Gegensatz zu bringen drohte, seinen Herzensneigungen entsprach. Sollte er Hand in Hand mit einer Regierung gehen, welche seinen Verwandten von der Statthalterschaft in Holland ausgeschlossen, welche der Seeherrschaft und den Kolonisationen Englands in Ost- und Westindien eine so starke Rivalität entgegen brachte? Wieviel vorteilhafter und zweckmäßiger war eine Allianz mit Frankreich! Ludwig XIV., der erste

Monarch der Zeit, das unbeschränkte Oberhaupt des mächtigsten Staats, der Geld für seine Freunde und Waffen gegen die Feinde besaß, der bereit war jedem Kampfgenossen für Thron und Altar beizustehen, war in den Augen des Königs und der Hofkamarilla der rechte Mann, an den man sich anschließen müsse. Eine enge Verbrüderung der beiden Monarchen konnte den von absolutistischen und katholischen Ideen erfüllten König an der Themse allein zu dem ersehnten Ziel führen. Nur französische Hilfsgelder vermochten ihn aus der widerwärtigen Lage zu befreien, den guten Willen des Parlaments durch Zugeständnisse erkaufen zu müssen. Der katholische Lord Arundel of Wardour, der Karls besonderes Jan. 1669.
Vertrauen besaß, machte in Paris die ersten Eröffnungen über die Gesinnung des englischen Königs, die in den Tuilerien mit dem größten Wohlgefallen aufgenommen wurden. Es ist uns bekannt, wie dann unter Vermittelung der Herzogin von Orleans, der Stuartschen Königstochter, der geheime Vertrag von Dover zum Abschluß geführt ward. Es war eine zwischen beiden Monarchen Mai 1670.
persönlich vereinbarte Allianz, in welcher Karl die Ehre und Unabhängigkeit des englischen Thrones und den Glauben seiner Jugend um Jahrgelder und Mätressen hingab.

Wie früher erwähnt, wurde der Vertrag von allen Ministern unterzeichnet und dann veröffentlicht. Doch nur Clifford und Arlington wußten um die Zusage der Religionsveränderung des Königs; den drei andern, Buckingham, Lauderdale und Ashley Cooper blieb dieser Artikel verborgen. Durch den Traktat von Dover trat Karl II. gleichsam in ein Vasallitätsverhältnis zu dem französischen König, das ihn zum Krieg wider die Niederlande verpflichtete und die freie Aktion der Staatsregierung lähmte. Dafür sollte ihn der mächtige Nachbar in seinen innern Kämpfen, die nicht ausbleiben konnten, unterstützen. Denn wie groß auch die nationale Eifersucht der beiden seebeherrschenden Nationen sein mochte, eine französische Allianz, welche die Religion des Landes und die parlamentarische Verfassung gefährdete, war doch ein zu dunkles Schreckgespenst, als daß nicht die merkantilen Interessen dadurch in den Hintergrund hätten gedrängt werden sollen. Die Gleichgültigkeit des Hofes und des Kabinetts gegen die höheren Lebensaufgaben, gegen Ehre und Nationalgefühl schärfte in der patriotischen Partei den Sinn für die idealen Güter, für Recht, Freiheit und Gewissen. Als König Karl den päpstlichen Nuntius von Brüssel in geheimer Audienz empfing und Nov. 1670.
der Herzog von York sich dabei einfand, wurde der Bund zwischen den Stuarts und der englischen Nation aufs neue durchschnitten.

Als das geheime Bündnis mit Frankreich abgeschlossen wurde, war das Regierung u. Parlament.
Parlament, das davon keine Ahnung hatte, gegen die Regierung besser gestimmt als in den vorhergehenden Jahren. Man war mit der auswärtigen Politik, wie sie in der Tripelallianz ihren Ausdruck gefunden, einverstanden, man ließ den Antrag einer Untersuchung über die Verwaltung der Kriegsgelder fallen, man bewilligte eine Weinauflage, die man auf 300,000 Pfd. St. jährlich berechnete. Nur über die Nachsicht gegen die Katholiken und die papistischen Priester und Emissäre sprach sich die Versammlung mißbilligend aus und drang auf strengere Durchführung der Pönalgesetze, und gegen Frankreich zeigte sie unverhohlen

Mißtrauen und Abneigung. Und gerade in diesen beiden Fragen schlug nun die Regierung Wege ein, die notwendig zu großen Konflikten mit der gesetzgebenden Gewalt führen mußten. Auf welchen Widerstand mußte sich das Kabalministerium, dessen Leitung das auswärtige Amt ausschließlich anvertraut war, gefaßt machen, wenn der beabsichtigte Krieg gegen die Niederlande an der Seite Frankreichs zum Ausbruch kam? Denn dazu lag doch keine durchschlagende Veranlassung vor. War auch der Flottenbrand bei Chatam nicht vergessen, hatte es auch in England Ärgernis erregt, daß in Abbildungen und Denkmünzen der Vorfall von den Holländern in ruhmrediger, das englische Nationalgefühl verletzender Weise dargestellt worden war, hatten auch in den Gewässern des westlichen und östlichen Indiens hier und da Reibungen zwischen Handelsfahrzeugen stattgefunden, so walteten doch anderseits so viele gemeinsame Interessen zwischen den protestantischen Nachbarstaaten ob, daß ein so gewaltthätiges und feindseliges Auftreten, wie die Regierung vor hatte, die schärfste Mißbilligung bei dem größten Teil der Nation hervorrufen mußte. Daher wurde auch im Kabinett ernstlich in Erwägung gezogen, ob nicht das Haus aufgelöst und neue Parlamentswahlen angeordnet werden sollten. Aber die Versammlung hatte ja in so vielen Fällen ihre Loyalität und ihre Hingebung für das restaurierte Königtum bewährt, daß es zweifelhaft erscheinen mußte, ob ein neugewähltes Unterhaus willfähriger sein würde. So wurde denn beschlossen, es noch weiter mit dem gegenwärtigen Parlament zu versuchen. Das Kabinett hielt sich durch den Bund mit Frankreich für so stark, daß es jeder Opposition trotzen zu können glaubte.

Das Kabalministerium. Thomas Clifford, einer der eifrigsten Katholiken und seit dem Vertrag von Dover der eigentliche Führer des auswärtigen Amtes, war sogar der Meinung, der König sollte seinen Übertritt zur katholischen Kirche noch vor der Kriegserklärung bekannt machen. Ein Edelmann von feuriger streitfertiger Natur, nicht ohne Bildung und litterarisch-künstlerische Interessen, wenn auch in erster Linie dem Waidwerk und den Waffen zugethan, hielt er es für ritterlicher und ehrenhafter, wenn die Regierung selbst die Losung zu einem Kampf gebe, der ja doch nicht ausbleiben könne. Der Herzog von York, der seit seiner Bekehrung ein fanatischer Anhänger seines neuen Glaubens war, unterstützte seinen Freund und Gesinnungsgenossen. In seinem Eifer warf er sogar einmal hin, daß ein König und ein Parlament nicht mehr miteinander bestehen könnten. Auch Henry Bennet Graf von Arlington, ein Mann von bürgerlicher Herkunft und ursprünglich zum Geistlichen erzogen, stand auf seiten Cliffords, dem er seine Erhebung zum Staatssekretär verdankte; aber ein ruhiger und gemäßigter Mann von gutem Benehmen und feiner Sitte und Bildung, der gern baute und fürstlich wohnte, riet er von raschem unzeitigen Vorgehen ab. Man sollte sich zuvor mit dem römischen Stuhl über ein Konkordat verständigen. Die drei andern, Lauderdale, ein schottischer Presbyterianer, rauh und gebieterisch, aber von großer Gelehrsamkeit, Ashley, Cooper, ein Freidenker im Geiste seines Freundes Locke und Buckingham, innerlich indifferent, äußerlich den Nonkonformisten zuneigend, waren nicht eingeweiht in den Plan eines Religionswechsels des Königs, stimmten aber darin mit der Hofpartei überein, daß man sich um das Parlament nicht viel bekümmern solle. Lauderdale sah in demselben nur ein Werkzeug der Macht. Er hatte es in seiner schottischen Heimat, mit Hilfe des

Adels und der bischöflichen Geistlichkeit dahin gebracht, daß der Edinburger Landtag der Krone eine fast unumschränkte Autorität über die Kirche zusprach. Die Idee einer Vereinigung mit England, die er der Versammlung in Aussicht stellte, hatte für die Schotten viel Verlockendes. Die Schrift eines schottischen Gelehrten, worin dargelegt ward, „daß die legislative Gewalt und das Recht der Steuerbewilligung von den Königen dem Parlament verliehen worden und von ihnen zurückgenommen werden könnten", wurde seinem Einfluß zugeschrieben. Es war der Standpunkt des ersten Stuart. Aufs neue wurde die Kontroversfrage auf den Kampfplatz geführt, „ob die Summe der Regierungsgewalt dem jedesmaligen Inhaber des Thrones eigne, oder ob die gesetzliche Regierung des Landes erst durch das Zusammenwirken der Krone mit den beiden Häusern des Parlamentes gebildet werde".

Buckingham und Ashley wollten zunächst die starre Uniformität durchbrechen und für das Prinzip der religiösen Toleranz Boden gewinnen. Eine neue königliche Deklaration, durch welche die Strafgesetze gegen Nonkonformisten und Rekusanten suspendiert, den protestantischen Dissenters freier Gottesdienst an bestimmten Orten, den Katholiken Hausandacht nach ihrem Ritus zugesichert und ihre Priester unter den Schutz der Obrigkeit gestellt wurden, galt als das Werk dieser beiden Minister. Das Parlament war dem Gedanken der Toleranz ebenso abgeneigt wie dem Krieg, und dennoch traten beide fast gleichzeitig ins Leben. Als die französischen Heere gegen Holland vorrückten, machte der englische Kapitän Holmes, noch ehe die Kriegserklärung erfolgt war, einen Angriff auf ein holländisches Geschwader, das mit reicher Ladung aus Ostindien gekommen war und bei der Insel Wight vor Anker lag. Bald darauf fand die Vereinigung der französisch-englischen Seemacht statt. Nun war die Entscheidung erfolgt, vor der schon seit Wochen „alle protestantischen Herzen erzitterten". England bekämpfte an der Seite des katholischen Frankreich die holländischen Glaubensverwandten. Zugleich erging an die Schatzkammern der Befehl, daß die von den Londoner Kapitalisten der Regierung gemachten Vorschüsse auf die Einkünfte des Jahres 1672 nicht zurückbezahlt, die von den Auflagen eingehenden Summen sämtlich für die Bedürfnisse des Kriegs verwendet werden sollten, eine Maßregel, durch welche die Staatsgläubiger und alle, die von ihnen abhängig waren, auf das empfindlichste getroffen wurden. Die Börse befand sich in der höchsten Aufregung, mehrere große Handlungshäuser fielen, Verzweiflung erfaßte die ganze Einwohnerschaft. Um Pfingsten erfolgte die Seeschlacht in der Southwoldsbai, worin die Holländer unter de Ruyter der vereinigten Flotte beider Mächte gegenüber lagen. Die französischen Schiffe wurden zurückgedrängt, die englischen unter dem Herzog von York vermochten bei aller Tapferkeit keinen entscheidenden Sieg zu erfechten. Auf holländischer Seite fiel der Admiral Ghent, der einst die Flotte gegen Chatam geführt hatte, auf englischer der Admiral Montague-Sandwich. Aber nicht zur See sollte der Krieg ausgetragen werden, sondern durch die Landheere. Die Vorgänge sind uns bekannt. Auch nachdem der Prinz von Oranien durch die blutige Katastrophe im Haag an die Spitze des holländischen Staats gestellt

Regierung und Parlament während des holländischen Kriegs.

15. März 1672.

23. März 1672.

7. Juni 1672.

ward (S. 371), drang dennoch Karl auf die Fortsetzung des Kriegs. Zu dem
14. Febr. 1673. Zweck wurde das Parlament nach zweimaliger Vertagung wieder einberufen. Die Thronrede sprach von der Notwendigkeit den Krieg gegen Holland weiterzuführen und von den guten Wirkungen der Indulgenzerklärung. Die Versammlung, fortgerissen durch die beredten Worte Ashley Coopers, kürzlich zum Lord-Kanzler und Earl von Shaftesbury erhoben, war nicht abgeneigt für die Fortsetzung des Kriegs namhafte Subsidien zu bewilligen, denn die Eifersucht auf die übermütige Seerepublik war tief ins Volk eingedrungen; dagegen meinte sie, eine so wichtige Maßregel wie die Toleranzverkündigung, durch welche mehr als vierzig Parlamentsakten aufgehoben würden, könne nicht ohne die Zustimmung der beiden Häuser erlassen werden; die Gewalt von bestehenden Gesetzen zu dispensiren falle nicht unter die Prärogative der Krone, das Dispensationsrecht stehe mit dem Geist der Verfassung in Widerspruch. Selbst die Presbyterianer billigten diese Auffassung; aus der freudigen Erregung der Katholiken über die königliche Deklaration hatte man die wahre Bedeutung der Verordnung erkannt; die protestantischen Dissenters wollten aber nicht die Pforte öffnen helfen, um einer Religionsform, die sie für antichristlich hielten, Eingang zu verschaffen.

Entstehung der Testakte. Der König und sein Kabinett waren über die Opposition der Gemeinen sehr aufgebracht, denn durch dieselbe war auch die Subsidienbewilligung, die an die Aufhebung der Indulgenz geknüpft war, in Frage gestellt; und wie hätte man ohne die Unterstützung des Landes den Krieg weiter führen können? Es fanden aufregende Beratungen statt: die einen waren für die Auflösung; aber konnten sich dann nicht die Erscheinungen wiederholen, die einst das lange Parlament ins Dasein gerufen? Lauderdale und Buckingham meinten, man solle gegen die Ungehorsamen militärische Hilfe aufbieten, die getreuen Schotten ins Land rufen; aber Karl schauderte vor einem solchen Gedanken zurück; der blutige Schatten des Vaters schwebte ihm vor der Seele. Er suchte durch beruhigende Versprechungen die Gemüter zu gewinnen: er werde nie das Dispensationsrecht zum Nachteil der anglikanischen Kirche oder der Verfassung gebrauchen; das Parlament bestand fest auf der Zurücknahme des Indults. Selbst Shaftesbury, der wie einst Strafford des Hochverrats angeklagt zu werden fürchtete, lenkte ein; er erklärte im Haus der Lords die Deklaration für ungesetzlich. Da ließ Ludwig XIV. seinem Verbündeten durch den französischen Gesandten heimlich sagen, er solle sich in die Notwendigkeit fügen und die Beendigung des Kriegs abwarten, dann sei der französische Hof bereit, ihn zur Unterdrückung der Opposition mit seiner ganzen Kriegsmacht zu unterstützen. Und sowenig Sinn für die Ehre und Unabhängigkeit der Nation hatte der Stuart in seiner Brust, daß er freudig dem Vorschlag Gehör gab. Er berief die Gemeinen in das Oberhaus und hier erklärte er in feierlicher Sitzung, im Königsornat und die Krone auf dem Haupt, daß er die Deklaration zurücknehme, daß der ausgesprochene Indult keine Folge haben und man sich nie auf denselben berufen solle. Diese Erklärung wurde

mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen; man sah am Abend Freudenfeuer in der Stadt. Aber dem Parlament genügte die Zurücknahme nicht; der König sollte auch verhindert werden, das Dispensationsrecht, auf das er innerlich noch keineswegs verzichtet hatte, jemals wieder zu gunsten der katholischen Rekusanten auszuüben; „man müsse der Gefahr vorbeugen, von dem Katholizismus verschlungen zu werden". Nach heftigen, oft leidenschaftlichen Debatten wurde in beiden Häusern die „Testakte" angenommen, kraft deren alle, welche sich weigern würden, den Eid der Treue und des königlichen Supremats zu leisten, das Abendmahl nach dem Ritus der anglikanischen Kirche zu nehmen und eine Erklärung gegen das Dogma der Transsubstantiation zu unterzeichnen, unfähig sein sollten, irgend ein Amt oder eine Militärwürde zu bekleiden und in das Parlament oder in den Staatsrat gewählt zu werden. Der König bestätigte die Religionsbill, die mit seinen romanisierenden Neigungen in so schroffem Widerspruch stand.

Infolge der Testakte wurden die Katholiken auf Hausandacht beschränkt und von den Staatsämtern ausgeschlossen. Um des Prinzips willen mußten auch die Presbyterianer und die puritanischen Nonkonformisten unter die Strenge des Gesetzes fallen. Sie fügten sich in Geduld, damit der gemeinsame Feind unschädlich gemacht würde, in Hoffnung künftiger Erleichterungen, die man ihnen in Aussicht stellte. Der leidenschaftlichen Zornrede Cliffords, der im Haus der Lords die Bill als ein Monstrum horrendum bezeichnete, begegneten die Gemeinen mit der Beschwerde, daß die schlechten Ratgeber des Königs die Urheber aller Verwirrung seien. Der Herzog von York, der den Testeid nicht leisten wollte, sah sich genötigt, seine Stelle als Großadmiral niederzulegen. Bald nachher schloß er, da Clarendons Tochter vor zwei Jahren gestorben war, eine zweite Ehe mit der ihm von Ludwig XIV. empfohlenen jungen Prinzessin Maria von Modena, deren Mutter eine der Nichten Mazarins war, ein Bund ganz in französisch-katholischem Interesse. Nun war sein Glaubenswechsel, der bisher nur wenigen bekannt gewesen, offenkundig. Man sah also in England, da der König keine legitimen Kinder hatte, und von einer Scheidung von seiner sanften liebevollen Gemahlin nichts hören wollte, der künftigen Thronbesteigung eines der römisch-katholischen Kirche eifrig ergebenen Fürsten entgegen. Dadurch war eine Annäherung der Hochkirchlichen und der Dissenters im Interesse der Selbstverteidigung ein Gebot der Notwehr. Die beiden Töchter des Herzogs aus seiner ersten Ehe blieben dem protestantischen Bekenntnis treu und vermählten sich in der Folge mit Fürsten ihres Glaubens, die ältere, Maria, mit Wilhelm III. von Oranien, Anna, die jüngere, mit einem dänischen Königsohn.

Der Herzog von York.

Unter den Eindrücken, welche die katholische Heirat des Thronerben in England erzeugte, wurde das Parlament wieder eröffnet (27. Okt. 1673). An Yorks Stelle war der Prinz Rupert von der Pfalz, an dessen protestantischer Gesinnung kein Zweifel obwaltete, zum Großadmiral und Oberbefehlshaber der englisch-französischen Armada ernannt worden. Aber auch er trug in den Kämpfen gegen die holländischen Seehelden Tromp und de Ruyter keine Lorbeeren davon. In einer Seeschlacht unweit des Texel, worin der tapfere und erfahrene Flottenführer Edward Spragge das Leben verlor, sahen sich am Abend die Engländer nach

Das Parlament und der französisch-englische Waffenbund.

21. Aug. 1673.

dem heftigsten Kampf zum Abzug gezwungen. Der französische Vizeadmiral Jean d'Estrees, dessen rechtzeitiger Beistand die Holländer in Nachteil gebracht haben würde, hatte sich fern gehalten. Bei der Abneigung des englischen Volks gegen Frankreich mußte dieses Benehmen den größten Unwillen erregen. Es erhob sich der Verdacht, der Graf habe nach den Befehlen seines Souveräns gehandelt; Ludwigs Absicht sei, die beiden Seemächte sich gegenseitig schwächen zu lassen, damit die französische Marine die Oberhand erhielte; denn es liege weder in seinem eignen noch in dem europäischen Interesse, daß England an der holländischen Küste feste Plätze gewinne und dadurch die beiden Seiten des Kanals in seine Gewalt bringe. Diese Verstimmung fand in dem Unterhaus scharfen Ausdruck. Auf den Antrag von William Coventry, der durch Buckinghams Feindschaft aus dem Rat des Königs gedrängt an die Spitze der parlamentarischen Opposition getreten war, wurden neue Subsidien behufs des Kriegs abgelehnt und Friedensunterhandlungen empfohlen. Zugleich wurde über die Politik der Regierung und über die Räte des Kabinetts bittere Klage geführt, so daß der König schon nach einigen Tagen auf den Rat des französischen Gesandten Colbert Croissy die Vertagung aussprach, um den widerwärtigen Diskussionen ein Ende zu machen.

Shaftesbury zur Opposition.

Der König hoffte auch ohne parlamentarische Bewilligungen die Mittel zum Krieg aufzubringen. Er rechnete auf Kriegsbeute und auf französische Hilfsgelder. Die Beamten, welche mit der Opposition gingen, wurden entlassen, unter ihnen der Lord-Kanzler Shaftesbury. Der scharfsichtige, staatskluge Graf trat nun entschieden auf die Seite der nationalen Partei gegen das Kabinett. Es scheint, daß er Kunde hatte von dem geheimen Vertragsartikel, die Bekehrung des Königs betreffend; wenigstens wurde von der Zeit an die Äußerung immer lauter, bei der Allianz mit Frankreich sei es auf die Herstellung des Papsttums abgesehen, der einzige Weg, das protestantische Bekenntnis zu erhalten, sei ein Friedensschluß mit Holland. Aber auch Clifford mußte aus seinem Amt scheiden; er begab sich auf ein Landgut, wo er bald starb. Man sagte, er habe in einem Anfall von Melancholie über den Verlust seiner staatsmännischen Laufbahn Hand an sich selbst gelegt. Es ging damals eine schwüle Luft durch das Inselreich, die vielfach an die Vergangenheit erinnerte. Man glaubte überall papistische Komplotte wahrzunehmen; die Katholiken sollten den Plan haben, mit Hilfe Frankreichs und des Thronfolgers einen Staatsstreich zu gunsten ihrer Religion auszuführen; man müsse den Testeid noch verschärfen, alle in London seßhaften Anhänger des Papsttums auf zehn Meilen von der Stadt verweisen. Bei dieser Stimmung glaubte Colbert de Croissy nichts mehr nützen zu können. Er bat um seine Abberufung und riet seinem Monarchen, den früheren Gesandten Ruvigny, der als Hugenot weniger verdächtig war, an seiner Stelle zum Botschafter in London zu ernennen. Natürlich unterblieb nun die Übertrittserklärung Karls.

Cliffords Austritt und Ende.

Das Parlament erzwingt den Frieden mit Holland. Jan. 1674.

Die Hoffnung, auf andern Wegen als durch das Parlament die zum Krieg erforderlichen Summen aufbringen zu können, ging nicht in Erfüllung; der König mußte im Januar das Parlament zu einer neuen Session einberufen. Es war vorauszusehen, daß es zu stürmischen Diskussionen kommen würde: die Mitglieder der Opposition grollten über die vorausgegangene Vertagung, über die

Entlassung ihrer Parteigenossen, über die katholischen Sympathien am Hofe. Um die Versammlung zu neuen Bewilligungen zu bestimmen, erbot sich der König, dem Parlament selbst die Verwaltung der Kriegssubsidien zu überlassen, und schob die Schuld der Friedensverzögerung auf die anmaßenden Forderungen der Holländer. Er konnte aber nicht verhindern, daß das Unterhaus gegen die noch gebliebenen Mitglieder des Kabalministeriums Klage erhob und an den König eine Adresse richtete, wonach Lauderdale und Buckingham ihrer Ämter entsetzt und aus dem Staatsrat entfernt werden möchten, eine Wiederholung des Grundsatzes der Ministerverantwortlichkeit, gegen den sich die Krone früher so eifrig erklärt hatte. Und um die Gefahr eines Staatsstreichs von dem Land abzuwenden, wurde der König aufgefordert, die Truppen, die er vor zehn Jahren in seine Dienste genommen, aufzulösen. Wir wissen, mit welchem Mißtrauen von jeher die Partei des nationalen Rechts und Gesetzes die militärische Gewalt in der Hand des Staatsoberhauptes erblickt hatte. Die alten Streitfragen waren wiedergekehrt. Man mußte suchen die Grenzlinien zwischen der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt innerhalb der parlamentarischen Verfassung und der alten Gesetze zu finden und festzustellen. Bei dieser Lage der Dinge blieb dem König keine Wahl übrig, als unter Vermittelung Spaniens mit Holland Frieden zu schließen. Die Republik verstand sich zu einer Geldzahlung und kam mit England überein, daß alle während des Kriegs von der einen oder der andern Seite gemachten außereuropäischen Eroberungen zurückgegeben werden sollten. Von der französischen Allianz war keine Rede. Doch wußte der spanische Gesandte nachträglich einem geheimen Artikel Aufnahme zu verschaffen, kraft dessen es keinem der friedenschließenden Teile gestattet sein solle, dem Feind des andern Hilfe zu leisten. Schon damals tauchte der Gedanke auf, den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Neffen des Königs, dem gerade damals die Generalstaaten in Anerkennung seiner Verdienste die Würden eines Statthalters, Generalkapitäns und Generaladmirals übertragen und in seinem Mannesstamme für erblich er- 1674.
klärt hatten, durch die Vermählung mit der ältesten Tochter des Herzogs von York näher an die Dynastie und an das Reich zu fesseln, im Gegensatz zu der katholischen Thronfolge

3. Der König und die parlamentarische Opposition.

Lord Danby an die Spitze des Ministeriums berufen.

Als der Friede mit den Niederlanden geschlossen wurde, hatte die europäische Politik eine Wandlung genommen: wir wissen, daß der holländisch-französische Krieg sich mit der Zeit zu einem europäischen ausgedehnt, daß Spanien, Österreich und das Reich sich mit der Republik gegen Frankreich verbunden hatten. Im Sinne des Parlaments lag es nun, daß England dieser Koalition beitrete, im Interesse des Versailler Hofes, daß das Inselreich sich wenigstens vom Kampf fern halte, wenn auch die englische Flotte nicht länger mehr mit der französischen

vereint bliebe. Der Gesandte Ruvigny unterließ daher kein Mittel, die Spannung zwischen König und Parlament zu schärfen: er stellte dem Stuart vor, daß es seiner Ehre und dem monarchischen Prinzip schade, wenn er sich in seinen politischen Handlungen von seinen Ständen bestimmen lasse, er müsse zeigen, daß er selbständig nach freiem Ermessen seinen Weg verfolge; es wurden ihm Andeutungen gemacht, daß der französische Monarch durch Geldunterstützungen ihn gern in die Lage setzen würde, die Bewilligungen des Unterhauses auf einige Zeit entbehren zu können. Diese Vorstellungen blieben nicht ohne Einfluß, Karl behielt die verklagten Minister vorerst noch in seinem Dienst. Doch war er auch wieder zu klug und vorsichtig, als daß er es zu einem völligen Bruch mit der gesetzgebenden Gewalt kommen lassen wollte; er wußte recht gut, daß er auf die Länge der Hilfe und Mitwirkung des Parlaments nicht entraten konnte, und suchte einen Mittelweg zu finden, wie er mit den beiden Häusern auskommen möchte, ohne doch der Prärogative der Krone etwas zu vergeben oder in seinem freien Handeln gehindert zu sein. Wie früher Clifford nahm auch Buckingham seinen Abschied und Arlington, wegen seiner katholischen Gesinnung ohne Halt im Parlament, mußte gleichfalls aus dem Kabinett scheiden. So blieb von der alten Genossenschaft nur noch Lauderdale zurück. Und nun wandte der König sein Vertrauen einem Mann zu, der sich bisher mit großer Klugheit durch die Parteien zu bewegen gewußt, je nach den Umständen bald der einen bald der andern sich nähernd und doch sich eine gewisse Unabhängigkeit bewahrend, dem Großschatzmeister Thomas Osborn Graf von Danby. Einer streng royalistischen Familie aus Yorkshire angehörend hatte Danby nach der Restauration in den Hof- und Regierungskreisen Eingang gefunden und sich bald in die Höhe geschwungen. Er war in Sitte und Lebenswandel nicht besser als alle andern; er war Anhänger der königlichen Prärogative und des Anglikanismus, aber er verschmähte die Hilfe des Auslandes, die französisch-romanisierenden Tendenzen waren ihm zuwider; der Adel und die Gentry Altenglands sollten als Stützen des Thrones beigezogen werden, die anglikanische Kirche und die beiden Häuser des Parlaments mit dem Königtum in innigem Bund stehen. Diesen Bund herbeizuführen war nach seiner Meinung die Aufgabe einer nationalen Politik; in den Mitteln war er nicht wählerisch; krumme Wege waren ihm so lieb als gerade.

Die Nonresisting-Bill. Zunächst sollte der kirchliche Zwiespalt, die Hauptursache der Entzweiung zwischen König und Parlament, beseitigt und dann der unbedingte Gehorsam auf Grund der anglikanischen Uniformität hergestellt werden. Nachdem er den König zu einer neuen Deklaration gegen Katholiken und Nonkonformisten bewogen, die mit dessen früheren Verordnungen und mit seinen Sympathien in scharfem Widerspruch stand, legte Danby den Lords eine Bill vor, nach welcher niemand ein Amt bekleiden oder im Parlament sitzen sollte, der nicht vorher eidlich erklärt hätte, daß er unter allen Umständen Widerstand gegen die königliche Gewalt

für ein Verbrechen halte und daß er niemals einen Versuch machen werde, die Verfassung in Staat und Kirche zu ändern. Nach einem solchen Beweis von Treue und Hingebung, meinte der Graf, würde dann auch der König sich bereitwillig finden lassen, in der auswärtigen Politik mit den Lords und Gemeinen Hand in Hand zu gehen. Der Antrag erregte einen Sturm des Widerspruchs: sollten die Rechte, welche die Peers kraft ihrer Geburt in Anspruch nahmen, von einer Eidesleistung abhängig sein? Allein trotz aller Proteste und widerlegenden Argumente der weltlichen Lords erreichte der Minister mit Hilfe der Bischöfe seinen Zweck: die Nonresisting-Bill, „die stärkste Manifestation der anglikanisch-royalistischen Idee", wurde, wenn auch mit einigen Beschränkungen und Abschwächungen, durchgeführt und damit ausgesprochen, daß anglikanische Rechtgläubigkeit und passiver Gehorsam gegenüber dem König allein das volle Staatsbürgerrecht gewährten.

Die Nonresisting-Bill blieb jedoch nur eine Doktrin; das Unterhaus wurde wieder vertagt, ehe es einen Beschluß fassen konnte. Aber aus den Freunden und Gegnern 9. Juni 1675. des Gesetzes hat die Scheidung des politischen England in Tories und Whigs ihren Ursprung genommen. Shaftesbury, Buckingham und andre liberale Lords verwarfen in Übereinstimmung mit den Presbyterianern die Lehre vom göttlichen Recht der Krone, der man unter keinen Umständen Widerstand leisten dürfe, und legten jedem die Befugnis bei, seine Gerechtsame, wenn sie angegriffen würden, zu verteidigen.

Über den innern Fragen war die auswärtige Politik nicht zur Verhandlung gekommen, zur großen Zufriedenheit Karls. Denn wir wissen ja, daß auch nach dem mit Holland abgeschlossenen Frieden englische Truppen unter den Fahnen Frankreichs dienten. Und gerade jetzt, in den Tagen von Saßbach und Fehrbellin, mußte dem französischen König alles daran gelegen sein, England nicht auf der Seite der Feinde zu sehen. Der Gesandte Ruvigny verdoppelte daher seine diplomatische Kunst, den Stuart bei dem französischen Bündnis festzuhalten. Er wiederholte die Versicherung, daß sein Herr und Gebieter bereit sei, dem englischen Monarchen eine jährliche Beisteuer von einer halben Million Louisd'or zu entrichten, für den Fall, daß er dem Drängen des Parlaments durch eine Auflösung entgegentreten müßte. Dem vermochte Karl II. nicht zu widerstehen; wie sehr auch Danby nach der andern Seite zog, und die Lösung des französischen Bündnisses, die er dem Reichstag in Aussicht gestellt, zu verwirklichen suchte, er vermochte den König nicht umzustimmen und hatte auch nicht Charakter und Konsequenz genug, seine amtliche Existenz an die Frage zu knüpfen. So wurde die englische Politik durch persönliche Interessen nach verschiedenen Richtungen hin und her gezerrt; und als im Oktober das Parlament sich wieder zu einer neuen Session versammelte, nahm die Parteiung einen leidenschaftlichen Charakter an. Denn auch von Spanien und den Niederlanden waren Gesandte mit vollen Taschen in London erschienen und versuchten sich in den Künsten der Bestechung, weniger in den Regierungskreisen als bei einflußreichen

Stellung zu der auswärtigen Politik.

Mitgliedern des Unterhauses, bei Häuptern und Führern der parlamentarischen Faktionen. Das von oben gegebene Beispiel der Korruption hatte allenthalben Eingang gefunden; Käuflichkeit war zum herrschenden Laster des Tages in allen Schichten der Gesellschaft geworden. Koalitionen ohne höhere sittliche Zwecke suchten das Staatsleben zu persönlichen Vorteilen auszunutzen. Als das Parlament nach heftigen Debatten und Parteiintrigen die Subsidien für die Verstärkung der Kriegsmarine in einer Form und mit Bedingungen bewilligte, welche die Regierung nicht annehmen zu können glaubte, griff der König abermals zu

Nov. 1675. dem so oft versuchten Mittel einer Vertagung und zwar einer Vertagung auf fünfzehn Monate. Dieses Verfahren entsprach zwar nicht ganz der mit Ludwig XIV. getroffenen Verabredung; aber eine Prorogation von solcher Dauer kam doch fast einer Auflösung gleich; darum machte man auch in Versailles keine Schwierigkeiten, die versprochenen Jahrgelder an den König auszuzahlen. Dafür blieb England der europäischen Koalition fern und setzte durch seine neutrale Haltung im Seekrieg die französische Flotte in die Lage, den spanisch-holländischen Geschwadern die Spitze bieten zu können. Es ist uns bekannt, mit welchen Erfolgen die Franzosen in den sizilianischen Gewässern die Feinde bekämpften. Diese Erfolge der französischen Seemacht, denen das siegreiche Vorgehen der Landheere noch größere Bedeutung verlieh, verschafften dem Beherrscher Frankreichs und seinen gewandten Diplomaten das Übergewicht, das den Nimweger Frieden zu einer verlornen Schlacht für die Verbündeten machte.

König und Hof unter französischem Einfluß.

Nie ging es an dem englischen Hof lustiger her als in den Jahren, da das ganze Festland im Krieg lag, das Inselland allein sich des Friedens erfreute, aber freilich eines Friedens, welcher der Regierung zur Schande, dem Land zum Ärgernis gereichte. Ludwig XIV. und sein Gesandter sorgten dafür, daß der Stuart fortwährend durch Liebesbande an Frankreich geknüpft war. Lange blieb die Herzogin von Portsmouth die Gebieterin am Hofe; sie wußte durch ihre Buhlkünste, durch ihre Unterhaltungsgabe, durch ihre französische Grazie sich in der Gunst des Königs zu behaupten, ihr Sohn erhielt den Namen eines Herzogs von Richmond. Ihre Nebenbuhlerin Lady Castlemaine, zur Herzogin von Cleveland erhoben, mußte ihr das Feld räumen; sie wanderte mit ihren beiden Söhnen nach Frankreich aus. Aber wie sehr immer die französische Mätresse, die auch wegen ihres katholischen Eifers dem Volk verhaßt war, den König mit eifersüchtigen Blicken überwachte, sie konnte nicht verhindern, daß er nicht noch andre schöne Damen in sein minnereiches Herz einschloß: die beliebte Schauspielerin Nelly Gwyn gebar ihm zwei Söhne; aber eine viel gefährlichere Rivalin langte im Jahr 1676 in London an, es war die schöne Nichte des Kardinals Mazarin, auf welche Karl schon in der Verbannungszeit seine Blicke gerichtet hatte. Wenig zufrieden mit ihrem Mann, „der ihr zuviel in geistlichen Anwandlungen lebte“, reiste sie zum Besuch ihrer Verwandten, der jungen Herzogin von York nach England, wo sie durch ihr geistreiches Wesen, durch ihre litterarische und ge-

sellschaftliche Bildung wie durch ihre noch nicht ganz verblühte Schönheit bald eine hervorragende Rolle in den Hofzirkeln spielte. Wie konnte der Einfluß und die höfische Luft Frankreichs sorgfältiger unterhalten und gepflegt werden als durch solche Vermittler! Beide Könige verpflichteten sich, mit keinem dritten Staat in Verbindung zu treten ohne die Einwilligung des andern. Als Danby und Lauderdale Bedenken trugen, den Traktat zu unterzeichnen, aus Furcht vor der Möglichkeit einer künftigen Hochverratsanklage, schrieb ihn der König eigenhändig ab und fügte Unterschrift und Siegel bei.

Der König und die beiden Häuser. Febr. 1677.

Und dennoch trat die Opposition, als das Parlament wieder zusammenkam, mit großer Mäßigung gegen die Regierung in die Schranken. Karl hatte ganz staatsklug gehandelt, als er keine Auflösung verhängte. Es waren ja noch immer die getreuen royalistischen Männer, die Kavaliere der Restauration, welche die Sitze füllten. Zudem hatte die französische Regierung eine Verordnung ergehen lassen, welche die englischen Handelsschiffe sehr bevorzugte. Was aber vor allem den Widerstand gegen die Regierung lähmte, war eine Prinzipienfrage, durch welche die Mehrzahl der Gemeinen auf die Seite der Regierung gezogen ward. Die Führer der Opposition bei den Lords, Buckingham, Shaftesbury, Salisbury und Wharton, erhoben Einsprache gegen die Gültigkeit des Unterhauses: die lange Vertagung sei einer Auflösung gleich zu achten, durch ein altes Statut Eduards III. seinen jährlich Parlamente vorgeschrieben. Darin erblickten die Gemeinen eine Beleidigung: sie erhoben Klage gegen die vier Lords und bewirkten, daß sie in den Tower abgeführt wurden. Diesem Bund der Mehrheit des Unterhauses mit der Regierung war es zu danken, daß eine namhafte Geldsumme für die Erhaltung und Verstärkung der Kriegsflotte bewilligt ward. Damit war Karl zufrieden; als das Parlament den Antrag stellte, er möchte in die europäische Allianz wider Frankreich eintreten, erfolgte eine neue Vertagung. Der König nahm es übel, daß sich die Gesetzgebung in den Gang der Politik, in die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten mischen wolle. April 1677.

Das Bündnis mit Frankreich gelöst.

Aber sollte Karl II. wirklich noch länger der öffentlichen Meinung zum Trotz die Eroberungspläne Ludwigs XIV. unterstützen? Er selbst hatte bereits die Folgen erwogen, wenn die spanischen Niederlande in Frankreich einverleibt werden sollten. Sir William Temple, der um diese Zeit wieder mehr Geltung bei Hofe fand, suchte eine Verständigung mit Holland im Sinne der früheren Tripelallianz herbeizuführen. Gerade damals wurde während einer Anwesenheit Wilhelms von Oranien in London die Vermählung mit des Königs Nichte Maria beschlossen, zum großen Verdruß des französischen Monarchen. Sept. 1677. Dies erhöhte das Ansehen Temples, der das Ehebündnis vorzugsweise betrieben hatte, und erleichterte den Abschluß eines Übereinkommens zwischen dem Stuart und dem Oranier. Sie verabredeten die Grundbedingungen, unter denen ein allgemeiner Friede zustandegebracht werden sollte. Schon am 10. Januar 1678 (10. Jan. 1678.) wurde darauf von den Bevollmächtigten beider Staaten der obenerwähnte Allianzvertrag abgeschlossen (S. 380), durch welchen sich England und Holland verpflichteten, gemeinschaftlich für die Pazifikation Europas zu wirken. Die englischen Truppen, die noch bei den französischen Heeren standen, wurden nunmehr

abberufen, und Karl überraschte das Parlament, als es nach Ablauf der Prorogation wieder zusammentrat, mit der frohen Botschaft, daß das Bündnis mit Frankreich gelöst sei und daß er die Herstellung des Friedens selbst mit Gewalt der Waffen zu bewirken beschlossen habe. Mit großer Freude wurde diese Nachricht aufgenommen. Bereitwillig stimmte das Parlament dem Antrag bei, den König durch Bewilligung einer Million Pfd. St., welche durch eine allgemeine Kopfsteuer aufgebracht werden sollte, instandzusetzen, den Krieg gegen Frankreich zu Land und zur See in Angriff zu nehmen. Wir wissen, daß sofort englische Besatzungstruppen nach Ostende und Brügge gesandt wurden, lauter bewährte Mannschaften.

Ludwig XIV. war über diesen Abfall seines Alliierten so ergrimmt, daß er den letzten Termin der zugesagten Subsidien zurückhielt. Er verwendete lieber das Geld zur Bestechung einflußreicher Parlamentsglieder, um die Opposition gegen den König, in dessen Aufrichtigkeit niemand Vertrauen hatte, lebendig zu erhalten. Die Bemühungen des französischen Gesandten Barrillon und des jüngeren Ruvigny trugen ihre Früchte; die Korruption griff immer weiter um sich. Ob es dem Stuart ein rechter Ernst mit dem Krieg gegen Frankreich war, oder ob er die vermehrte Militärmacht zur Stärkung seiner Autorität im Innern zu verwenden gedachte, kam nie klar zu Tage. Es ist uns bekannt, daß bald darauf die Staaten von Holland einen Sonderfrieden mit Ludwig XIV. schlossen, der dann den allgemeinen Frieden von Nimwegen zur Folge hatte (S. 381). So lange diese Dinge in der Schwebe waren, konnte von Karl die Entlassung der Truppen, auf welche die französischen Parteigänger wie die Häupter der nationalen Opposition eifrig drangen, mit guten Gründen verweigert werden. Die Besorgnis, England möchte bei einer Erneuerung des Kriegs die Reihen der Alliierten verstärken, hat wesentlich beigetragen, daß die Franzosen ihre Forderungen nicht noch höher stellten und dadurch den Abschluß des Friedens ermöglichten.

Papistische Komplotte.

Während dieser ungewissen Zeitlage waren die Gemüter in großer Aufregung. Mißtrauen, Unruhe, Beängstigung durchzog die ganze Nation: wird die französisch-katholische Sache oder die holländisch-protestantische im Rat des Königs die Oberhand behalten? Diese Stimmung wurde durch Gerüchte von papistischen Komplotten der verruchtesten Art zu einer unheimlichen Höhe gesteigert. Wenn die Seele von bangen Erwartungen, von unklaren Gefühlen erfüllt ist, entstehen auf ihrem Grunde leicht schwankende Vorstellungen und Gebilde, die dann, weil sie in der herrschenden Gemütsverfassung einen Anhalt finden, mehr und mehr Gestalt gewinnen, mehr und mehr aus der dunkeln Region der Ahnungen und Befürchtungen in das Gebiet des Wirklichen und Wahren eintreten. So erging es bei der Verschwörungsgeschichte, die im Jahr 1678 wie ein zündender Funke in eine brennbare Materie fiel, ein kleiner Bestandteil von Wahrheit, der mit Lüge versetzt und durch Gerüchte aufgebläht zu einer Schreckgestalt, zu einem Gewebe der verruchtesten Pläne anwuchs. Eines Tages, als der König im St. James Park spazieren ging, trat ein alter Bekannter, Namens Kirkby, an ihn heran und sagte ihm, er möge sich zurückziehen, sein Leben sei in Gefahr. Nach dem Schloß beschieden und um nähere Auskunft befragt, berichtete

er, daß ein Londoner Geistlicher von puritanischer Richtung, Ezrael Tongue, ihm Mitteilungen von einem papistischen Anschlag auf das Leben des Königs gemacht habe; ein gewisser Titus Oates könne davon Zeugnis geben und Beweisstücke vorlegen. Titus Oates. Dieser Gewährsmann war eine sehr zweideutige Persönlichkeit von bescholtenem Lebenswandel, dem Lüge und falsches Zeugnis nicht viel Kummer machten. Aus der englischen Kirche wegen abweichender Lehrmeinungen ausgeschlossen, hatte er ein unstätes und sittenloses Leben geführt. Sich für einen Katholiken ausgebend hatte er Eingang in den alten jesuitischen Seminarien des Kontinents gefunden. Hier wollte er nun viele feindselige Reden und Vorschläge gehört haben: es sei eine verdienstliche Handlung, einen König, der mit dem ketzerischen Holland sich gegen das katholische Frankreich verbunden, aus der Welt zu schaffen. Unter seinem Nachfolger, der ein treuer Sohn ihrer Kirche geworden, müsse man dann alle Hebel einsetzen, das englisch-schottische Königreich wieder dem Papsttum zuzuführen. Er wies Briefe vor, die in diesem Sinne an Jesuiten in England geschrieben und ihm zur Besorgung anvertraut worden, die er aber unterschlagen habe. Oates wollte wissen, in einer Versammlung einheimischer und fremder Jesuiten in London sei beschlossen worden, den König zu ermorden, in Schottland und England Aufstände zu erregen, die französische Flotte in einem irischen Hafen aufzunehmen; verkappte Emissäre seien im ganzen Land für diesen Umsturzplan thätig. Das englische Volk, das die Mordversuche gegen Elisabeth und die Pulververschwörung im Gedächtnis hatte, das der festen Überzeugung war, der Stadtbrand sei durch die Missethat der Papisten herbeigeführt worden, hegte nicht den geringsten Zweifel, daß die Angaben wahr seien. Und auch die weiteren Aussagen von Mord- und Verschwörungsplänen, die sich berghoch anhäuften und ans Abenteuerliche streiften, fanden bei der aufgeregten Bevölkerung Glauben. Bei der konfessionellen Erregung, die während des Untersuchungsprozesses immer mehr angefacht wurde, befestigte sich die Ansicht, daß Reich und Religion durch papistische Umtriebe und Komplotte im Innern und von außen in der höchsten Gefahr schwebten. Coleman, der katholische Sekretär der Herzogin von York, wurde von Oates der Mitwissenschaft an den Umsturzplänen bezichtigt: man ordnete eine Haussuchung an und fand mehrere Briefe, welche die Angabe zu bestätigen schienen, obschon sie nur die zuversichtliche Hoffnung aussprachen, daß mit Hilfe Frankreichs und des Thronfolgers England wieder der katholischen Kirche zugeführt werden würde. Zu Oates gesellten sich noch andre Schwindler, wie Bedloe und Carstairs: durch Entstellungen und lügenhafte Übertreibungen nahmen die Enthüllungen immer größere Dimensionen an. Gern hätte König Karl, der nicht furchtsamer Natur war, die Sache niedergeschlagen, aber die Gärung war zu groß und allgemein. Ein bei der Untersuchung beteiligter Friedensrichter war verschwunden; nach langem Suchen fand man seine Leiche auf einem Feld bei London; nun schien die Wahrhaftigkeit der Anzeigen über jeden Zweifel gestellt. Die Beerdigung gestaltete sich zu

einer großartigen protestantischen Manifestation. Wer noch Mißtrauen äußerte, galt als Mitschuldiger. Coleman und drei Jesuiten starben auf dem Blutgerüst; bald folgten andre.

Antikatholischer Terrorismus. 21. Okt. 1678. Es war natürlich, daß diese Gemütsbewegung auch in dem Parlament sich kund gab, das der König im Oktober eröffnete. Die Thronrede gedachte in wenig Worten der Verschwörungsgeschichte, deren wahre Beschaffenheit durch die ordentlichen Gerichte bald an den Tag gebracht werden würde. Aber wie hätte sich die Versammlung damit zufrieden geben sollen! Bald wurden Repressivmaßregeln von großer Tragweite beantragt. Alle Katholiken sollten vom Hofe und von der Hauptstadt verwiesen werden, mit Ausnahme der Angesessenen und Familienväter, welche den Eid der Treue und des Supremats leisten würden; der König ward ersucht, in seiner Leibgarde, in Küche und Keller nur zuverlässige rechtgläubige Leute zu verwenden; aus beiden Häusern sollten alle Katholiken ausgeschlossen werden. Fünf Lords, welche Tongue und Oates bei einer Vernehmung im Unterhaus des Einverständnisses mit dem jesuitischen Komplott beschuldigten, wurden in den Tower abgeführt. Vor Richtern und Geschwornen, die unter den Einflüssen des Tages, unter dem Druck der populären Gereiztheit und tumultuarischen Auftritte standen, wurde nun die Untersuchung über das Komplott fortgesetzt in einer so parteiischen Weise, unter so gehässigen Voraussetzungen, daß die Hauptstadt wie im Kriegszustand erschien: die Straßen wurden gesperrt, Kanonen vor Whitehall aufgeführt, die Bürgermiliz, mit Freiwilligen verstärkt, unter die Waffen gerufen, Haussuchungen und Verhaftungen nahmen kein Ende, die Gefängnisse füllten sich mit Verdächtigen; Bekenntnisse wurden mit Foltern erpreßt, hartnäckige Leugner unter Martern hingerichtet. Die Aussagen eines Oates und seiner Genossen, die sämtlich eine bescholtene zweideutige Vergangenheit hinter sich hatten, vermochten katholische Geistliche und Laien, denen man außer ihrem Bekenntnis keinen Vorwurf machen konnte, als Teilnehmer des papistischen Komplotts in den Kerker und auf das Schafott zu bringen. Unter der Macht der religiösen Befürchtungen wurde der gerichtliche Terrorismus von der Nation geduldet, gebilligt, gefordert. In derselben Richtung bewegten sich auch die Verhandlungen im Parlament. Die Männer der Opposition in dem einen wie in dem andern Haus suchten die im Land herrschende religiöse Erregung zu benutzen, um ihre Gegner aus dem Rat des Königs zu entfernen.

Shaftesbury u. seine Genossen. Vom nationalen Gesichtspunkt aus konnte man es nur billigen, wenn Shaftesbury, der Führer der anglikanisch-patriotischen Partei und seine Freunde dahin trachteten, Reich und Kirche für die Zukunft sicherzustellen, Gesetze zu finden, durch welche zugleich das Erbrecht der Krone und die Staatsreligion gewahrt würden; aber mit diesen vaterländischen Zwecken und Bestrebungen waren so viele persönliche Motive, so viele Parteileidenschaften, Faktionsinteressen und Korruption verbunden, daß man nur mit Widerwillen auf das unsittliche Treiben, auf das Gewebe von Intrigen und unlauteren Motiven blicken kann und es ganz natürlich finden muß, daß schließlich der König als Sieger aus dem unredlichen Spiel hervorging. Wenn die mit dem ebenso

ehrgeizigen und selbstsüchtigen als geistvollen und staatsklugen Grafen verbundenen Lords und ihre Gesinnungsgenossen unter den Gemeinen danach trachteten, die Katholiken und ihr Haupt, den Herzog von York vom Hof und von der Regierung zu verdrängen und sie zu verhindern, Religion und Landesverfassung zu gefährden, so suchten sie zugleich in Übereinstimmung mit der Politik Frankreichs, dem König die Verfügung über die Armee zu entziehen, sie in der Meinung, dadurch einen militärischen Gewaltstreich im Innern unmöglich zu machen, der französische Gesandte in der Absicht, die Vereinigung der englisch-holländischen Armee gegen Ludwig XIV. zu verhindern.

Der König und die Regierung wagten es nicht, der antikatholischen Strömung sich zu widersetzen. Im Bewußtsein, durch sein eignes Betragen und Verschulden zu dem Mißtrauen des Volks Veranlassung und Gründe gegeben zu haben, und jeder sittlichen Anstrengung fremd, ließ es Karl geschehen, daß das Komplott, obwohl er von dessen Unwahrheit, von der Entstellung, Übertreibung und Falschheit der vorgebrachten Thatsachen innerlich überzeugt war, zu Zwangsmaßregeln gegen die Bekenner der römisch-katholischen Kirche gebraucht ward. Auf den Antrag der Lords, alle Papisten vom Hof und von der Regierung zu entfernen, vermochte der König seinen Bruder, daß er aus freien Stücken aus den Sitzungen des Staatsrats wegblieb. Er ließ es geschehen, daß die Testakte eine strengere Fassung erhielt, so daß alle Katholiken von dem Parlament ausgeschlossen wurden, worauf die katholischen Lords freiwillig austraten; nur mit einer kleinen Majorität wurde zu gunsten des Herzogs von York eine Ausnahme gemacht; er ließ die Einkerkerungen, Verfolgungen, Verweisungen aller der Teilnahme an dem Komplott beschuldigten oder verdächtigen Personen vor sich gehen. Erst als der Lord-Schatzmeister Danby, obwohl ein abgesagter Feind der Papisten und zugleich ein eifriger Verfechter der königlichen Prärogative und des bestehenden Erbrechts, durch die Kabalen Barrillons und des englischen Gesandten in Paris, Ralph Montague verräterischer Pläne und Handlungen beschuldigt und mit einer Hochverratsklage bedroht ward, glaubte Karl einschreiten zu müssen. Danby sollte an dem Ansuchen des Königs bei Ludwig XIV. um eine neue Geldsumme beteiligt gewesen sein. Aus Rücksicht für die Ehre seines Souveräns hielt Danby mit der Darlegung des wahren Sachverhaltes zurück und so kam es, daß der heftigste Gegner Frankreichs als Parteigänger des Versailler Hofes und des Papsttums dargestellt werden konnte. Haltung des Königs.

Dieses feindselige Auftreten gegen den ersten Minister, von dessen Loyalität und Hingebung Karl so viele Beweise hatte, und das Bestreben der beiden Häuser, ihm die Militärgewalt aus den Händen zu winden und eine von seinem Willen unabhängige Landmiliz ins Leben zu rufen, riß endlich den Stuart aus seiner passiven und nachgiebigen Haltung gegenüber einer Opposition, die mit der scheinbaren oder aufrichtigen Fürsorge für die Verfassung und Religion des Landes zugleich Sympathien für Frankreich verband, die sich durch Kabalen, durch Korruptions- und Verführungskünste als Werkzeuge des französischen Machthabers gebrauchen ließ, um wie sie wähnte das Vaterland vor Komplotten und Staatsstreichen zu retten. Das Parlament, das vor achtzehn Jahren mit royalistischem Feuereifer für die Wiederherstellung der Prärogative des Königs eingetreten war, das dann allmählich durch das ehrlose, selbstsüchtige und unredliche Regiment Karls II. und seines Kabinetts zur Bekämpfung der souveränen Gewalt der Krone und zur Verteidigung der altenglischen Verfassung und Landeskirche gegen unpatriotische Minister fortgetrieben worden, wurde zu Anfang Auflösung des Parlaments.

24. Jan. 1679. des Jahres 1679 aufgelöst. Drei Errungenschaften, die fortan als Fundamentalsätze des englischen Staatsbaues angesehen wurden: ein in bestimmten Rechtsbegrenzungen sich bewegendes Königtum, eine den parlamentarischen Gewalten gegenüber zur Verantwortlichkeit verpflichtete Regierung und eine antipäpstliche auf der bischöflichen Uniformität beruhende Staatskirche, können als die Früchte der gesetzgeberischen Thätigkeit seit der Restauration bezeichnet werden. Aber ehe diese Früchte in Sicherheit gebracht werden konnten, mußten noch manche Stürme abgewehrt werden. Die Abhängigkeit der Krone von den Geldbewilligungen des Parlaments, die ministerielle Verantwortlichkeit und die Beschränkung des absoluten Erbfolgerechts durch konfessionelle Bestimmungen standen mit den Stuartschen Anschauungen in zu grellem Widerspruch, als daß nicht von seiten des Königtums Versuche zu deren Beseitigung hätten gemacht werden sollen.

4. Aufgeregtes Staatsleben. Whigs und Tories.

Die Opposition gegen York und Danby. Seit den aufgeregten Tagen, da man zum langen Parlament gewählt, war in England kein solcher Eifer für die Wahlen zu Tage getreten, wie im Februar des Jahres 1679. Man wendete hohe Summen auf; man teilte die ehemaligen Ritterlehen, die im ersten Jahr nach der Restauration in freie Erbzinsgüter ohne Kriegspflicht und Lehnslasten verwandelt worden waren, um die Stimmen zu vermehren; Flugschriften suchten auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Die Folge war, daß die Männer der Opposition, die Karl II. für ihren Abfall von der alten Loyalität hatte bestrafen wollen, abermals in Westminster erschienen, verstärkt mit vielen neuen Gesinnungsgenossen. Ihre Angriffe waren vor allem gegen die beiden Personen gerichtet, von denen man für diese Grundrechte Gefahr fürchtete, gegen den Herzog von York und den zum Marquis erhobenen Minister Danby, zwei Männer, die dem König besonders nahe standen. Um das Erbfolgerecht des Bruders zu retten und den Großschatzmeister von der ihm drohenden Gefahr einer Hochverratsklage zu befreien, war Karl zu großen Konzessionen bereit. Als die väterlichen Ermahnungen des Erzbischofs und des greisen Bischofs von Winchester an den Herzog, zurückzukehren zu dem Glauben seiner Jugend, fruchtlos blieben, der von seinem Beichtvater und seiner streng katholischen italienischen Gemahlin geleitete Stuart vielmehr einen solchen Gedanken mit großer Entschiedenheit verwarf, erteilte ihm der König die Weisung, sich nach Brüssel zu begeben, eine Art Verbannung, die, wie er hoffte, den Eifer der Opposition ein wenig abkühlen sollte. Zugleich gab er dem Lord-Mayor und den Aldermen Nachricht, daß er die Truppen entlassen werde, und suchte das Parlament durch die Erklärung zu beschwichtigen, daß Lord Danby das Schatzmeisteramt nur bis zu dem Zeitpunkt verwalten solle, bis alle Geschäfte in Ordnung gebracht seien.
16. März 1679. Die Eröffnungsreden des Königs und des Lord-Kanzlers Finch betonten mit besonderem Nachdruck, daß die Regierung entschlossen sei, allen papistischen Ten-

denzen entgegenzutreten. Aber die nationale Partei unter den Lords und die Männer der Opposition im Unterhause, an ihrer Spitze William Russel, Sohn des Earl von Bedford, standen von ihrem Vorhaben nicht ab. Obwohl der König durch ein eignes Handschreiben den Minister von aller Schuld losgesprochen hatte, wurde er doch wie einst Strafford von den Gemeinen wegen Verrats in einer Bill of Attainder angeklagt. Danby verteidigte sich vor den Lords und es gelang ihm auch sich insoweit zu rechtfertigen, daß er dem blutigen Schicksal Straffords entging; aber straflos sollte er trotz des königlichen Begnadigungsbriefes nicht bleiben: er verlor sein Amt und mußte fünf Jahre im Tower sitzen.

In dieser kritischen Lage nahm Karl II. seine Zuflucht zu William Temple, der in den Tagen der Käuflichkeit und der Kabalen sich als einen ehrlichen, denkenden und unterrichteten Staatsmann bewährt hatte. Dieser übernahm die Leitung der Regierung; um aber den Konflikt zwischen der vollziehenden Gewalt und der Gesetzgebung auszugleichen und für die Zukunft zu vermeiden, beschloß er zwischen den Souverän und das Parlament eine Körperschaft einzuschieben, welche kräftig genug wäre, die Gewalt ihres Zusammenstoßes zu brechen, und geeignet die Nation gegen den Mißbrauch der königlichen Prärogative, die Krone gegen die Übergriffe des Parlaments zu schützen. Diese Körperschaft sollte ein erweiterter Staatsrat sein, in welchem neben den hohen Beamten, Rechtsgelehrten und Bischöfen, welche bisher den geheimen Rat gebildet hatten, eine gleiche Anzahl unabhängiger durch Reichtum und Ansehen hervorragender Mitglieder der beiden Häuser des Parlaments Sitz und Stimme haben sollte. Die Zahl sämtlicher Räte wurde auf dreißig festgesetzt, fünfzehn von jeder Seite. Der König ging auf den Vorschlag ein und gewann es über sich, Männer der Opposition, die bisher wider ihn gewesen waren, wie Russel, Cavendish, Powle von den Gemeinen, wie Shaftesbury und Halifax von den Lords zur Teilnahme an der Regierung selbst zu berufen. Dem geistreichen und gewandten Grafen von Shaftesbury wurde der Vorsitz übertragen. Aber so scharfsinnig der Organisationsplan ersonnen war, er erwies sich bald als ein Werk der Doktrin. Die neue Behörde, halb Kabinett, halb Parlament, sollte zwei verschiedenen Zwecken dienen und erreichte keinen ganz. Da es unmöglich war die Staatsgeschäfte, die geheim bleiben sollten, mit einer Körperschaft von dreißig Mitgliedern zu behandeln, so mußte sich bald wieder ein engeres Kabinett bilden, in welchem der König mit den geeignetsten Räten die wichtigsten Angelegenheiten besorgte. Zu diesem engeren Kreis gehörten außer Lord Temple selbst noch drei durch Rang, Bildung und Reichtum hervorragende Männer: Arthur Capel, Earl of Essex, Georg Saville, Viscount Halifax und Robert Spencer, Earl of Sunderland. Am längsten wehrte sich der König gegen die Aufnahme von Halifax, dessen scharfe Zunge ihm bisher so manchen Verdruß gemacht hatte; aber als einmal der geniale witzige Mann mit dem freien philosophischen Geist und der gedankenreichen Rede Zutritt bei Hof erlangt hatte, erwarb er sich rasch die volle Gunst des Monarchen. Und Halifax war nicht unempfänglich für die Gnaden und Güter, welche die Krone zu spenden vermag: er wandte sich von der Opposition, in der er bisher durch seine reichen Talente geglänzt hatte, zu der Regierungspartei und suchte der legitimen Gewalt das Feld zu erobern. Von dem Staatssekretär Sunderland, der sich in einer Diplomatenschule bewegt hatte, die gewandt und geschmeidig machte, aber das Gefühl für Sittlichkeit, Wahrhaftigkeit und Tugend abstumpfte, sagt Macaulay, daß die Natur ihm einen scharfen Verstand, einen ruhelosen und boshaften Charakter, ein kaltes Herz und eine verworfene Seele gegeben habe. Meister in der Intrige und in der Kunst der Verführung, aber ohne

William Temple und das neue Regierungsorgan.

Halifax.

Sunderland.

höhere politische Begabung und ohne Grundsätze, hat er vor allen beigetragen, daß das neue Kabinett bald jegliches Vertrauen bei der Nation verlor.

Der Kampf um die Erbfolge. Nichts lag dem König mehr am Herzen als die Sicherstellung der Erbfolge; sie galt ihm als das heiligste Fundamentalgesetz des monarchischen Staats. Beruhte denn nicht sein eignes Thronrecht auf dem Prinzip der organischen Verbindung der Dynastie mit der Nation? Er hatte dem Bruder vor seiner Abreise nach Brüssel das feierliche Versprechen gegeben, daß er niemals in eine Änderung dieser geheiligten Ordnung willigen werde. Und um auch das Parlament dafür zu gewinnen, war er bereit, demselben ausreichende Garantien zu bieten, daß die Religion und die Verfassung des Landes keine Gefahr laufen sollte, wenn das Staatsoberhaupt einer andern Konfession angehöre. Demgemäß ließ er durch den Lord-Kanzler den beiden Häusern Vermittelungsvorschläge unterbreiten, kraft deren der anglikanisch-parlamentarische Charakter der Verfassung gewahrt, die Ausschließung der Katholiken von der Regierung, von den Gerichten und vom Parlament gesetzlich ausgesprochen, die Anstellung der Bischöfe und Geistlichen der Mitwirkung eines katholischen Königs entzogen, bei einem Thronwechsel die Gemeinen und Lords vor willkürlicher Auflösung geschützt sein sollten. Aus einer Andeutung des Lord-Kanzlers konnte man folgern, daß selbst bei Ernennung der Anführer der Landarmee die parlamentarische Zustimmung eingeholt werde. Was einst Karl I. nicht zugestehen wollte, wurde nun von dem Sohn freiwillig angeboten, damit das Erbfolgerecht nicht angetastet würde. Aber die Opposition ließ sich auf kein Abkommen ein. Wer bürgte denn dafür, daß der Herzog, einmal zur Macht gelangt, den Pakt des Vorgängers, der so tief in die Verfassung eingreift und so sehr mit seinen religiösen Ansichten im Widerspruch steht, als rechtsgültig anerkennen werde? Bei den Lords war Shaftesbury, bei den Commons Russel der Führer der nationalen Partei; ihre Stellung als Präsident und als Mitglied des erweiterten Staatsrats hielt sie nicht ab, sich jedem Vergleich zu widersetzen. Gegen die Rache des fanatischen Herzogs schützte kein Vertrag, wurde geäußert, das heiße Simson mit Weidenruten binden wollen; würde er König, so müsse man sich gefaßt machen, entweder Papist zu werden oder verbrannt. Es fehlte nicht an Stimmen, welche vor der Abänderung eines Fundamentalprinzips der englischen Konstitution warnten: im Oberhaus vermochte daher auch Shaftesbury mit seinem Antrag nicht durchzudringen. Im Unterhaus dagegen hatten die antipapistischen Impulse das Übergewicht. Die Commons stellten den Satz auf, „die dem Parlament beiwohnende konstitutive Gewalt sei unbeschränkt, sie erstrecke sich über alle Gegenstände des Staatswohls, mithin auch auf die Thronfolge, und sei an keine Grundgesetze gebunden“. Die Bill zur Ausschließung des Herzogs von York von der imperialen Krone Englands wurde mit großer Majorität angenommen. (22. Mai 1679.) Wenn eine Thronerledigung eintrete, sollte die Krone, als ob der Herzog tot wäre, an die zunächst berechtigte Person protestantischen Bekenntnisses fallen.

Man sagte, Shaftesbury habe dem natürlichen Sohn des Königs, dem Herzog von Monmouth, die Nachfolge verschaffen wollen, um dann selbst das Regiment zu führen. Wie zweifelhaft immer die Vaterschaft Karls erscheinen mochte, da die schöne Walliserin Lucy Walters, die dem Stuart während seiner Verbannung im Haag einen Knaben schenkte, viele Liebhaber hatte und gegen keinen grausam war, so erfreute sich doch der kleine James Crofts, wie er genannt ward, von Jugend auf der zärtlichsten Fürsorge und Begünstigung von seiten des Königs. Er vermählte ihn mit der Erbtochter des edlen Hauses von Buccleuch, wodurch derselbe einer der reichsten Grundbesitzer in Schottland ward; er gab ihm den Titel eines Herzogs von Monmouth, ernannte ihn zum Befehlshaber der Truppen im französisch-holländischen Krieg und nahm ihn jetzt auf Shaftesburys Vorschlag in den Staatsrat auf. Ein junger Mann von schöner Gestalt und einnehmendem Wesen, der sich im Feld tapfer gehalten und stets als guten Protestanten gezeigt hatte, war Monmouth bei dem englischen Volk beliebt; seine Rückkehr nach London war mit Freudenfesten gefeiert worden; alles war entzückt über den freundlichen leutseligen Herrn, man fand sogar Gründe, seinen dissoluten Lebenswandel zu entschuldigen. Allein wie sehr immer die Liebe Karls auf diesem Sohn ruhte, nie wollte er einwilligen, daß das Erbrecht zu dessen gunsten verändert würde. Monmouth.

Die Ausschließungsbill setzte den König in große Aufregung, er prorogierte sofort die Versammlung und verfügte dann die Auflösung. Die letzte Handlung der beiden Häuser vor ihrem Auseinandergehen war die Annahme der Habeaskorpusakte, des wichtigsten Palladiums der persönlichen Freiheit der Engländer bis auf den heutigen Tag. Der König, im Begriff sich noch einmal an die Nation zu wenden, erteilte der Akte die Bestätigung, um durch eine populäre Maßregel den schlimmen Eindruck zu verwischen, den die so häufige Anwendung der Prärogative gegen die gesetzgebende Gewalt hervorbringen mußte. Nach diesem Statut, das in Zukunft jede willkürliche Verhaftung und jede Justiztyrannei verhüten sollte, darf niemand in Haft gebracht werden, ohne daß ein schriftlicher Befehl der Behörde die Gründe der Verhaftung angibt; auch soll der Gefangene innerhalb einer bestimmten Frist, in der Regel drei Tage, vor Gericht gestellt und in kein Gefängnis außerhalb seiner Grafschaft gebracht werden; dabei sind die Fälle, wo die Loslassung gegen Bürgschaft einzutreten habe, genau bestimmt. Die Habeaskorpusakte. 27. Mai 1677.

Die Habeaskorpusakte sollte ihre wohlthätigen Wirkungen erst in der Folge zeigen: in dem Augenblick ihrer Entstehung lag noch alles unter Angst und Schrecken vor papistischen Komplotten und der Religionshaß litt es nicht, daß das neue Gesetz gegen die von Oates und Genossen als Verschwörer denunzierten Katholiken in Anwendung gebracht wurde. Immer noch waren Richter und Geschworne geneigt, die Angeklagten zu verurteilen, so mangelhaft und widersprechend auch die Beweisgründe für ihre Schuld sein mochten; immer füllten sich von neuem die Kerker mit Papisten, immer neue Opfer bluteten auf dem Schafott; im Juni starben fünf Jesuiten durch den Strang; Langhore, ein Barrister von Ruf, und mehrere katholische Priester folgten ihnen im Tode nach; alle beteuerten ihre Unschuld bis zur letzten Stunde. Die Gerichtshöfe wurden zu Papistenverfolgungen. Juni 1679.

Parteizwecken mißbraucht oder von der Volksmenge eingeschüchtert: wenn der Eifer zu erlahmen schien oder das juristische Gewissen sich regte, wurden neue Gerüchte in Umlauf gesetzt, neue Anklagen eingebracht. Ein mehrfach verurteilter Bösewicht, Dangerfield, den die katholische Lady Powis gedungen hatte, daß er ähnliche Aussagen gegen die Führer der protestantischen Nonkonformisten vorbringen sollte, verriet den betrügerischen Gegenzug der Dame und reizte dadurch die Leidenschaft der Menge noch mehr auf. Eine Anzahl katholischer Edelleute harrten im Tower ihrer Verurteilung entgegen.

Wachsende Parteiung. Daß bei so gereizter Stimmung die neuen Parlamentswahlen im Sinn der Opposition ausfallen würden, war vorauszusehen: besonders zahlreich waren die Presbyterianer vertreten, als die unversöhnlichsten Gegner des Papismus. Es schien als ob die Zeiten des langen Parlaments wiederkehren würden. Auch Schottland. in Schottland rüttelten die Covenanters an den Ketten, welche ihnen durch die Tyrannei der Episkopalen angelegt worden. Der Erzbischof Sharp von St. Andrews, einer der heftigsten Verfolger, wurde auf einer Reise nach Edinburg überfallen und ermordet. Ein Haufen fanatischer Presbyterianer nahm Rache an dem „Judas der schottischen Kirche, der seine Hand in das Blut der Heiligen getaucht". Als man die Thäter mit Strenge verfolgte, entstand in der Gegend von Glasgow eine Empörung. Nur die Ankunft des milden und volksbeliebten Herzogs von Monmouth, dem der König die Mission der Friedensstiftung übertrug, vermochte die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Dadurch mehrte sich sein Ansehen in England; seitdem stiegen ehrsüchtige Gedanken in seiner Seele auf; man hörte die Behauptung aussprechen, der König sei mit Lucy Walters insgeheim verheiratet gewesen; als Sprößling einer kirchlich geschlossenen Ehe glaubte er dem Herzog von York entgegentreten zu können; was ihm an legitimem Recht abging, schien durch den Willen des Volks reichlich ersetzt zu werden, und gegen den vom väterlichen Glauben Abgefallenen konnte er als Vorkämpfer der Religion, der Freiheit und der öffentlichen Wohlfahrt auftreten.

York und Monmouth. Aug. 1679. So bedenklich erschien der Hofpartei und den Gegnern Shaftesburys und Monmouths die Lage, daß sie, als der König erkrankte, heimlich den Herzog von York nach London kommen ließen. Als sich die Gesundheit des Bruders besserte, kehrte er nach Brüssel zurück, aber nur um seine Familie nach Schottland abzuholen, wo er jetzt seinen Wohnsitz nahm. Auch Monmouth mußte sich von London entfernen; er begab sich auf einige Zeit nach Holland, erschien jedoch bald wieder in England, wo er mit Shaftesbury an die Spitze der nationalen Bewegung trat, welche durch populäre Agitation den König zur Nachgiebigkeit in der Successionsfrage zwingen wollte.

Shaftesbury und seine Freunde aus dem Staatsrat entlassen. Karl ließ sich nicht einschüchtern. In dem Augenblick, da Shaftesbury mehr galt als je, entzog er ihm den Vorsitz im Staatsrat und vertagte die Einberufung des Parlaments, welche die ganze Nation forderte, von einem Termin zum andern. Die agitatorische Bewegung zu gunsten des „protestantischen Herzogs" wurde immer lebhafter; alle Sympathien der Patrioten waren ihm zugewendet, das Volk erblickte in ihm den einzigen Mann, der die Nation vor

der papistischen Reaktion zu retten vermöchte. Aus dem königlichen Wappen auf seiner Kutsche war der Schrägbalken verschwunden, der seine uneheliche Abkunft bezeichnete. Shaftesbury war das Haupt und die Seele dieser kirchlich-politischen Bewegung, so elend und gebrechlich auch sein körperlicher Zustand damals war: „er erschien, wenn man ihn sah, wie ein sterbender Mann, halb eine Leiche: aber er hatte noch das Feuer seiner Ideen, in denen sich politische Meinung und Ehrgeiz durchdrangen". Auf seinen Antrieb verlangten auch seine Gesinnungsgenossen im Staatsrat, Russel, Cavendish, Capel Lord Essex ihre Entlassung, die ihnen Karl „von ganzem Herzen" gewährte. Immer mehr erweiterte sich nun die Kluft zwischen der Regierung, die hauptsächlich von den „Triumvirn" Sunderland, Godolphin und Lawrence Hyde geleitet ward, und der protestantischen Nationalpartei: wenn diese durch Adressen, Flugschriften, Versammlungen in ihrem Sinn zu wirken suchte, so verschärfte jene die Gesetze gegen Vereine und Presse und beschränkte das Petitionsrecht.

Französische Intrigen in England.

In den ersten Monaten des Jahres 1680 befand sich England in einem Zustand revolutionärer Gärung, den der geschäftige Gesandte Barrillon, der zugleich mit dem Hof und mit den Führern der nationalen Opposition in nahen Beziehungen stand und mit Geschenken und Jahrgeldern nicht zurückhaltend war, im Interesse Frankreichs zu verwerten wußte. Denn nichts konnte Ludwig XIV., der gerade damals zu den so allgemein verhaßten Reunionen schritt, erwünschter sein, als wenn England durch die einheimischen Zerwürfnisse abgehalten war, den europäischen Allianzen beizutreten, welche dieses gewaltthätige Vorgehen zu verhindern, das Übergewicht Frankreichs im Interesse des Gleichgewichtsystems zu brechen suchten. Wir wissen, wie sehr damals die französische Diplomatie beflissen war, allenthalben Fäden anzuknüpfen, allenthalben Sympathien und Verbindungen zu unterhalten, welche die Tendenzen der Gegner zu durchkreuzen geeignet waren. Einer der thätigsten und geschicktesten Unterhändler war Barrillon. Durch Algernoon Sidney, der über seinen patriotischen Bestrebungen und Zwecken auch seinen persönlichen Vorteil nicht vergaß, stand er mit mehreren einflußreichen Mitgliedern der Opposition des Unterhauses in lebhaftem Verkehr; durch Buckingham hatte er Fühlung mit den liberalen Lords. Am Hof besaß er in der Herzogin von Portsmouth eine warme Gönnerin; im Kabinett hatte er einen gewandten talentvollen Parteigänger an Lawrence Hyde, dem zweiten Sohn des früheren Kanzlers, dem Bruder der ersten Herzogin von York, der bei dem König in Gunst stand und den größten Einfluß auf die Staatsgeschäfte übte. Je nach der politischen Zeitlage begünstigte man in Paris bald den Herzog von York, bald Monmouth. Barrillon unterhielt daher Zusammenhang mit beiden Parteien.

Die Exklusionsbill.

Das Parlament, das am 21. Oktober 1680 eröffnet ward, war das treue Abbild der nationalen Parteiung. Umsonst suchte die Thronrede die Aufmerksamkeit auf die auswärtige Politik zu lenken; die Antwort betonte die Sicherheit

der Staatskirche im Innern, und die Opposition brachte sofort eine Bill ein, in welcher der Herzog von York für unfähig erklärt ward, die Krone von England und Schottland zu erben. Er hatte während der Sitzungen sich in London aufhalten wollen, um, wie er sagte, seinen Feinden persönlich gegenüberzustehen; aber der König, welcher fürchtete, man möchte eine Hochverratsanklage gegen den Herzog erheben und er könne dann nicht dessen Haftnahme verhindern, hatte ihn genötigt nach Schottland zurückzukehren. Die nationale Partei beabsichtigte, wie zur Zeit Elisabeths, eine Association für die Sicherheit des Königs und der Landesreligion zu gründen und den Herzog von Monmouth, der sich wieder in London aufhielt, an die Spitze zu stellen. — Die Verhandlungen über die Erbfolgefrage waren erregt und stürmisch: wenn die Regierungspartei mit Nachdruck hervorhob, daß ein Abfall von der Religion kein Rechtsgrund sei, um den Anspruch auf die Krone zu vernichten, und auf die Garantien hinwies, die der König durch gesetzliche Bestimmungen zur Sicherstellung der protestantischen Kirche zu gewähren bereit sei, so wurde von der andern Seite mit staatsrechtlichen und geschichtlichen Gründen dargethan, daß das Parlament schon öfters über die Krone verfügt habe, wurde auf die Grundsätze der katholischen Kirche hingewiesen, nach denen es erlaubt sei, alle dem Interesse der päpstlichen Religion widerstrebenden Versprechungen zu brechen, wurde endlich aus der Geschichte der blutigen Maria, der Bartholomäusnacht und andrer Verfolgungsgreuel dargelegt, welchen Gefahren man unter einem papistischen König entgegenginge. „Man werde die Seelen verdammen, die Leiber verbrennen, die Güter einziehen."

21. Nov. 1680. Im November wurde die Ausschließungsbill mit großer Majorität im Haus der Gemeinen angenommen und von einer zahlreichen Deputation, an ihrer Spitze Lord Russel, in das Oberhaus gebracht. Selbst der Lord-Mayor und mehrere Stadträte von London schlossen sich an, obwohl die Hauptstadt wegen der Möglichkeit neuer bürgerlicher Kämpfe bisher für die Exklusionsbill am wenigsten Begeisterung gezeigt hatte. Aber wie sehr immer Shaftesbury und Essex die Peers zu der Annahme zu bestimmen suchten, die Beredsamkeit von Halifax, die sich nie glänzender bewährt hatte, als bei dieser Gelegenheit, bewirkte, daß der Beschluß des Unterhauses, wonach der Herzog von York seines Erbfolgerechts verlustig gehen sollte, mit 63 gegen 30 Stimmen verworfen ward. Soweit kam man jedoch auch hier der öffentlichen Meinung entgegen, daß der Thronerbe an den Testeid gebunden sein sollte und daß man Religion und Verfassung gegen jede Angriffe, wenn er einst die Krone tragen würde, sicherzustellen suchte. Auch im Oberhaus hatte man keine Sympathien für York, nicht einmal Halifax, der am stärksten die Ausschließungsbill bekämpft hatte; aber man fürchtete, die Krone selbst und das monarchische Prinzip möchte durch Erschütterung der Erbfolge zu Schaden kommen.

Hochflut der parlamentarischen Opposition.

Die Verwerfung der Ausschließungsbill im Oberhaus machte viel böses Blut; sie galt als Beweis, wie sehr die papistische Reaktion in die höheren Kreise

eingedrungen. Die Agitation erhielt dadurch einen neuen Impuls; die Petitionen für freie Parlamente häuften sich dermaßen, daß man einen Parteinamen daraus bildete („Petitioners"); der Glaube an die Wirklichkeit der papistischen Verschwörungen und das Drängen auf Fortsetzung der gerichtlichen Verfolgungen traten wieder schärfer hervor. Zunächst hatten die gefangenen katholischen Lords unter dieser verbitterten Stimmung zu leiden. Die Gemeinen drangen auf Wiederaufnahme der Verschwörungsprozesse und der fast siebzigjährige Thomas Howard, Viscount Stafford wurde auf Zeugnisse hin, die selbst dem Volk verdächtig und unzuverlässig erschienen, zum Tod verurteilt und enthauptet. Noch (29. Dez. 1680.) auf dem Schafott beteuerte er seine Unschuld und die umstehende Menge rief: „Wir glauben Euch, Mylord! Gott segne Euch!" Es war davon die Rede, man müsse auch den Herzog selbst, der durch Colemans Briefe in ein verdächtiges Licht gestellt worden, wegen Teilnahme und Begünstigung des Papistenkomplotts vor Gericht ziehen. Das Parlament trat immer mehr in die Spuren der Versammlung vom Jahr 1641. Nicht nur daß es immer wieder auf die Ausschließung des Herzogs zurückkam, daß es die Forderung erhob, alle Stellen in Verwaltung, Gericht und Heer sollten nur mit Männern besetzt werden, deren Ergebenheit für die protestantische Sache anerkannt sei, daß es die Gesetze gegen Presbyterianer und Dissenters zu mildern suchte; es knüpfte seine Geldbewilligungen an Bedingungen, in welchen der König ein Bestreben erkannte, seine Verwaltung und Politik unter Kontrolle zu stellen; es sprach die Drohung aus, alle Kaufleute, die der Regierung Darlehen machen würden, künftig zur Verantwortung zu ziehen; es verlangte jährliche Parlamente.

Erneuerung des franz. Bündnisses.

Da glaubte Karl nicht länger zusehen zu dürfen; er lenkte in die frühere Politik ein, um von Paris neue Jahrgelder zu erlangen. Ludwig XIV. war sehr erfreut, den alten Bundesgenossen wieder zu gewinnen und England von der feindlichen Allianz der andern europäischen Mächte fern zu halten. Barrillon erhielt den Auftrag, den König der französischen Hilfe zu versichern, wenn er sich der parlamentarischen Opposition entledigen wolle; und schon am 20. Januar (20. Jan. 1681.) klopfte der Herold mit dem schwarzen Stabe an die Thür des Hauses und prorogierte die Sitzungen. Zwei Millionen Livres jährlich, welche Ludwig dem bedrängten Stuart zusicherte, waren nach Hydes Ansicht hinreichend, um mit den andern regelmäßigen Einnahmen verbunden die notwendigsten Bedürfnisse des Staats und Hofhalts zu bestreiten. Das Abkommen wurde nur mündlich getroffen, damit es nicht in die Öffentlichkeit dringe.

Whigs und Tories.

Um diese Zeit bildeten sich die zwei politischen Parteien, deren Namen „Whigs" und „Tories" bis auf den heutigen Tag die Engländer in zwei große Heerlager teilen. Der Parteiname „Whigs" ging, wie früher erwähnt (S. 191), von Schottland aus, als die strengen Covenanters den Bund von Whiggamoraid schlossen, um im Einverständnis mit den englischen Republikanern den gemäßigten Presbyterianern zu widerstehen, die mit König Karl I. eine Übereinkunft ge-

schlossen hatten. Wenngleich auf der altschottischen staatsrechtlichen Idee einer Verbindung der Volkssouveränität mit dem Erbkönigtum fußend, ist die Partei in ihren äußersten Ausläufen doch auch zu theokratisch-republikanischen Anschauungen fortgeschritten. Nur die aus Volkswahlen hervorgegangene Obrigkeit hatte in ihren Augen einen Rechtstitel. Der Name „Tory" hat seinen Ursprung im nördlichen Irland genommen und bezeichnete die extreme Oppositionspartei, welche gestützt auf die eingebornen Geschlechter-Verbände und auf die römisch-katholische Priesterschaft den von dem protestantischen England begründeten Ordnungen in Staat und Kirche sich widersetzte, selbst mit den Waffen in der Hand. Diese Bezeichnungen, aus fremdartigen Faktionsbildungen hervorgegangen, und mit einem Schatten von Schimpf und Schmähung bedeckt, wurden während der parlamentarischen Kämpfe auf die Parteistellung in England übertragen, indem die Gegner der Exklusionsbill von der nationalen Partei mit dem verächtlich klingenden Namen „Tory" belegt wurden, während die Verfechter des Erbrechts die Widersacher als „Whigs" bezeichneten. Es sind die alten Gegensätze, welche einst die „Kavaliere" und „Rundköpfe" in zwei Heerlager schieden, in abgeschwächter Form und unter dem Einfluß der brennenden Fragen der Gegenwart. Die Whigs, an deren Spitze Shaftesbury und die geistreichen Männer standen, die uns wiederholt als die Führer der parlamentarischen Opposition begegnet sind, wie Algernoon Sidney, Lord Russel, Grey u. a., betrachteten die Staatsverfassung als einen gegenseitigen Vertrag zwischen König und Nation und legten dieser im Falle der Verletzung das Recht des thätigen Widerstandes bei; die Tories dagegen, als deren Haupt die hochkirchliche Universität Oxford galt, verwarfen den Grundsatz, daß die bürgerliche Gewalt vom Volk ausgehe, bestanden auf der kirchlichen Uniformität und dem legitimen Successionsrecht und heischten von den Unterthanen einen leidenden Gehorsam.

Das Parlament in Oxford. Der Vertagung des Parlaments folgte die Auflösung und die Anordnung frischer Wahlen auf dem Fuße. Da sich die Stadt London bei der Opposition besonders hervorgethan, auch die alten Abgeordneten wieder wählte, so sollte das neue Parlament seine Sitzungen in Oxford halten, fern von dem Herd der Faktionen. Diese Universitätsstadt und das ganze umliegende Land hielt meistens zu den Tories, daher wurden die Whig-Deputierten von Haufen bewaffneter und berittener Männer ihrer Gesinnung begleitet. Sie trugen blaue Schärpen und Bänder, auf denen die Worte zu lesen waren: „kein Papismus, keine Sklaverei".
21. März 1681. Der König erklärte sich in der Eröffnungsrede bereit, für die Sicherheit der Landesreligion und der Verfassung alle Bürgschaften zu geben, dagegen weigerte er sich standhaft, den Bruder seines Geburtsrechts zu berauben. Gerade darauf aber zielte die Mehrheit ab; da der Herzog abermals die Aufforderung zum Rücktritt entschieden von der Hand gewiesen hatte, so wollte die Opposition ihn wie einen Minderjährigen behandeln: nach Karls II. Tod sollte ein Protektor mit dem geheimen Rat das Regiment führen, Jakob nur den Ehrentitel eines Königs tragen;

Person und Amt sollten somit getrennt werden. Schon damals richteten sich die Blicke der Whigs auf Wilhelm von Oranien, dem man diese Würde zudachte. Shaftesbury dagegen und seine Freunde unter den Lords wünschten, der König möge Monmouth zu seinem Nachfolger erklären. Diesem Vorschlag widersetzte sich aber der Stuart aus allen Kräften. Mit dem Erbfolgerecht, meinte er, steht und fällt die Sicherheit des Reichs. Die Einsetzung einer Regentschaft oder eines Protektorats war sowenig nach seinem Sinn wie die Exklusionsbill, auf welche das Unterhaus immer wieder zurückkam.

Bei so entgegengesetzten Tendenzen konnte kein Ausgleich, keine Versöhnung erhofft werden; auch waren die beiden Häuser untereinander zerfallen und in sich selbst gespalten. So reifte denn bei dem König der Entschluß, sich auch dieses Parlaments zu entledigen. Ohne einem Menschen sein Vorhaben mitzuteilen begab er sich in das Oberhaus, und nachdem er die Gemeinen dahin entboten hatte, sprach er feierlich die Auflösung aus. Es heißt, Shaftesbury habe, wie in der Folge Mirabeau, den Versuch gemacht, die beiden Häuser beisammen zu halten; aber zu einem solchen ungesetzlichen Akt, der einer Empörung gleichgekommen wäre, ließen sich die Geister trotz der herrschenden Aufregung nicht fortreißen. Die Vergangenheit stand noch wie ein drohendes Gespenst vor ihrer Seele. Alles eilte davon; „es war ein Anblick, wie wenn ein Windstoß einen Baum plötzlich entlaubt". Mit dem 1. April begannen die Zahlungen von Frankreich, fünf Millionen Livres auf drei Jahre verteilt. Dadurch war dem Stuart die Verpflichtung auferlegt, sich der Allianz der kontinentalen Mächte fern zu halten und in streitigen Fällen auf Frankreichs Seite zu treten. So wurde in dem Augenblick, da der französische Monarch Anstalten traf, sein Reich nach Osten und Norden auszudehnen und zugleich im Innern die religiöse Uniformität herzustellen, die größte protestantische Macht, die in Verbindung mit den Generalstaaten allein im stande gewesen wäre, den Gewaltthätigkeiten des übermütigen Königs in Versailles eine Schranke zu setzen, den allgemeinen europäischen Interessen entfremdet, ja in die Bundesgenossenschaft mit dem despotischen Machthaber gezogen. Umsonst begab sich Wilhelm von Oranien, der die Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts von Europa zum Hauptzweck seines Lebens machte, nach London, um durch seine persönliche Einwirkung den innern Konflikt auszugleichen und den Oheim zum Beitritt zu der großen Association zu bewegen; der Stuart hatte sich bereits insgeheim verkauft; Wilhelm kehrte unverrichteter Dinge zurück. Wenige Wochen nachher erfolgte der Gewaltstreich gegen Straßburg! Um dieselbe Zeit halfen Wechsel im Betrag von 50,000 Livres, die Barrillon heimlich an Lorens Hyde auszahlte, ohne nur eine schriftliche Empfangsbescheinigung zu begehren, der dringenden Geldnot des englischen Hofes ab, „vielleicht die tiefste Erniedrigung, zu der eine Regierung des stolzen und reichen England jemals verdammt gewesen ist. Beschämt durch sich selbst verbarg sie sich in ein undurchdringliches Geheimnis."

Auflösung.

29. März 1681.

Juli 1681.

5. Karls II. letzte Regierungszeit und Ausgang.

Der Toryismus im Wachsen. Man sollte denken, daß ein auf so faulen Stützen ruhendes Regiment hätte zusammenbrechen müssen; und die ersten Ausbrüche der feindseligen Stimmung, welche die neue Parlamentsauflösung erzeugte, waren allerdings drohend genug. Besorgliche Gemüter fürchteten die Wiederkehr der Vorgänge vom Jahr 1641. Mit der Zeit jedoch trat eine ruhigere Überlegung ein. Dem Mittelstand schwebte die Möglichkeit eines neuen Bürgerkriegs, einer Rückkehr der Republik wie ein Schreckbild vor der Seele. Man fing an, den Zusagen des Königs, daß Kirche und Verfassung auch unter einem katholischen Herrscher unverletzt erhalten werden sollten, mehr Vertrauen zu schenken; die Exklusionsbill, die nicht rechtlich zu begründen war, hatte viele Gegner: eine Adresse der Universität Cambridge, worin die Lehre dargelegt war, „daß die königliche Gewalt nicht vom Volk stamme, sondern aus dem fundamentalen Erbrecht, welches weder durch Religion noch durch irgend eine andre gesetzliche Bestimmung vernichtet werden könnte", machte großen Eindruck; die Bischöfe und die ganze hochkirchliche Partei blickten mit Besorgnis auf die wachsende Bedeutung, welche die Presbyterianer und Dissenters während der Bewegung erlangt hatten. Ihnen war die Erklärung des Königs, daß die gegen Papisten wie gegen protestantische Nonkonformisten erlassenen Gesetze genau durchgeführt, die Uniformität festgehalten werden sollte, ganz nach Herz und Sinn. Bald traten die Petitionen und Proteste der Opposition gegen die Loyalitätsadressen der Getreuen in den Hintergrund. Auch in Schottland erlangte die bischöfliche Partei, welche an der regelmäßigen Erbfolge nach dem Geburtsrecht wie an dem Episkopalsystem festhielt, die Oberhand. Jakob selbst, der an der Stelle des im Sterben liegenden Lord Lauderdale als Kommissar des Königs das Parlament eröffnet hatte, (Aug. 1681.) wußte die natürlichen Sympathien der Schotten für die angestammte Dynastie zu beleben, so sehr auch die auf sein Betreiben vollzogenen barbarischen Strafgerichte und Bluturteile gegen die Covenanters den harten und tyrannischen Charakter des künftigen Königs verrieten. Hätte sich Jakob entschließen können, wie ihm der Bruder durch den Minister Hyde vorschlagen ließ, wenigstens äußerlich sich zur anglikanischen Kirche zu halten, so wäre seiner Rückkehr nach England und der Anerkennung seines Thronrechts kein Hindernis in den Weg gelegt worden. Aber seine Gewissensräte widersetzten sich jeder Annäherung an die protestantische Konfession und er folgte ihnen mit ganzer Hingebung.

Shaftesbury und die Londoner Kommune. Diese starre Anhänglichkeit an den Papismus trug wenigstens bei, daß die Parteiung nicht gänzlich umschlug, daß Whigs und Tories einander das Gleichgewicht hielten. Und wenn es auch der Regierung nicht gelang, die Gerichtsverfolgungen wegen papistischer Umtriebe und Komplotte ganz niederzuschlagen, wenn Oliver Plunket, der katholische Titular-Erzbischof von Armagh, wegen einer angeblichen irländischen Verschwörung sein Haupt auf den Block legen mußte,

so fühlte man sich doch stark genug, den Arm der Justiz auch wider die Gegner in Anwendung zu bringen. Gegen Lord Shaftesbury wurde eine Klage eingereicht, daß er einen Anschlag auf die Freiheit des Königs und einen Versuch zur Einführung der Republik gemacht habe. Allein die aus Whigs zusammengesetzte große Jury von London und Middlesex, welche fürchtete, daß man Kundgebungen politischer Tendenzen zu gerichtlichen Verfolgungen gebrauchen wolle, verwarf die Anklage wegen ungenügender Beweisstücke, ein Beschluß, der in der City mit unermeßlichem Jubel aufgenommen wurde. Nun strengten aber auch die Tories ihre Kräfte an und das agitatorische Treiben gewann neues Leben. Flugschriften und politische Gedichte suchten die öffentliche Meinung im Parteiinteresse zu bearbeiten; selbst Dryden griff zur Satire. Den Hauptherd dieser politischen Bewegung bildete London. Die Bürgerschaft, die einst am meisten für die Herstellung des Stuartschen Königtums gewirkt hatte, hielt jetzt entschieden zu der Opposition. Bis in den Gemeinderat und die städtischen Behörden war der Faktionsgeist gedrungen. Shaftesbury hatte sich das Stadtbürgertum erworben, war in eine Zunft eingetreten, stand mit den einflußreichsten Männern der Kaufmannschaft in Verbindung. Die großen Privilegien, die sich die City nach und nach erworben, verliehen ihr einen hohen Grad von Autonomie im Gerichts- und Verwaltungswesen. Diese munizipalen Rechte, welche auf die Zusammensetzung der Jury so großen Einfluß übten, beschloß nun die Regierung zu beschränken. Aus einigen Sätzen der Associationsakte und der Petitionen, welche auf revolutionäre Tendenzen gedeutet werden konnten, wurde gefolgert, daß die Kommunalverwaltung ihre Befugnisse überschritten habe, und wenngleich die Häupter der Whigpartei die Echtheit der vorgebrachten Schriftstücke bestritten, oder durch mildernde Interpretation der Ausdrücke die loyale Haltung nachwiesen, so wurde doch von den Rechtsgelehrten der Krone eine gerichtliche Prüfung der städtischen Privilegien eingeleitet. Das Urteil, daß die Stadt ihren Freibrief verwirkt habe, wurde wohl nicht in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten, die Vernichtung der Charters nicht nach ihrem ganzen Umfang durchgeführt; allein die Regierung nahm davon Gelegenheit, der Wahlfreiheit der Gemeindebehörden Schranken zu setzen; Lord-Mayor und Sheriffs, von denen die Liste der Geschwornen ausging, sollten in Zukunft von einer königlichen Bestätigung abhängig sein. Dieses Verfahren wurde auch in andern Städten nachgeahmt, wobei sich der Oberrichter Jeffreys durch Eifer und Thätigkeit für die Sache des Königtums besonders hervorthat. Überall wurde der Krone das Bestätigungsrecht der städtischen Magistrate und damit größerer Einfluß auf die Besetzung der Schwurgerichte zugewendet.

Die Thronfolge Jakobs gesichert.

Seitdem war das Ansehen und der Einfluß der Whigs im Abnehmen; und da auch Ludwig XIV., um die ihm so vorteilhafte Verbindung mit den Stuarts warm zu erhalten, in seinen niederländischen Verwickelungen auf den König von England besondere Rücksichten nahm und dem Herzog von York große

Gewogenheit zeigte, so befestigte sich die Autorität der Regierung mehr und mehr. Jakob erhielt die Erlaubnis, an den königlichen Hof zurückzukommen. Die Herzogin von Portsmouth, die ihm und seiner Gemahlin bisher nicht sehr hold gewesen, versöhnte sich mit ihm, als er ihr und ihrem Sohn Richmond den Fortbezug ihrer Jahreseinkünfte über das Leben Karls hinaus zusicherte. Begleitet
19. April 1682. von vielen englischen und schottischen Adligen hielt Jakob seinen Einzug in London. Die feindselige Stellung, in welche der französische König bald nachher zu dem Prinzen von Oranien geriet, bewirkte, daß das Verhältnis des Versailler Hofes und des Herzogs von York sich immer inniger gestaltete, und daß der französische Monarch für das Successionsrecht des königlichen Bruders mit aller Entschiedenheit eintrat. Wie laut auch immer noch die Anhänger der protestantischen Nachfolge in manchen Grafschaften ihre Sympathien für Monmouth kund gaben: bei Hof und Regierung, bei Adel und Klerus gewann das Prinzip der legitimen Succession immer mehr Boden. Bald gelang es der Regierung auch in der Hauptstadt durch Wahlbeherrschung, durch Ausschließung der Nonkonformisten, insbesondere der Presbyterianer und Quäker und durch allerlei Mittel
Dez. 1682. der Korruption die öffentliche Autorität in die Hände der Tories zu bringen und den Geist der Opposition allmählich niederzuschlagen.

Whiggistisches Komplott u. Shaftesburys Ausgang. Die häufigen Vertagungen und Auflösungen des Parlaments waren sicherlich nicht im Geiste der Verfassung: aber nach dem formalen Recht konnte dem König die Befugnis dazu nicht abgesprochen werden. Den Führern der patriotischen Partei war es nun besonders darum zu thun, die Einberufung eines neuen Parlaments zu bewirken. Shaftesbury stellte dem König eine namhafte Geldbewilligung in Aussicht, wenn er sich dazu entschließen und in eine Beschränkung der Autorität des katholischen Thronerben willigen wollte. Als aber Karl jede Handreichung verschmähte, tauchte in den Reihen der Whigs der Plan auf, sich mit Gewalt des drohenden Absolutismus und Papismus zu erwehren. Aus seinem verborgenen Aufenthaltsort in der City leitete der Graf die Fäden einer agitatorischen Bewegung, welche Monmouth oder Oranien auf den Thron bringen, oder auch „die alte gute Sache" wieder beleben sollte. Es wurde ein Wort von ihm herumgetragen: „er wolle den König allgemach aus seinen Landen spazieren lassen, und der Herzog von York müsse wie Kain auf dem Erdboden schweifen". Man suchte Monmouth für die Durchführung der populären Ideen zu gewinnen. Durch gleichzeitige Aufstände in London, in Cheshire, Bristol, Newcastle, denen eine Schilderhebung der gedrückten Presbyterianer in Schottland Vorschub leisten würde, sollte der unechte Königssohn als künftiger Herrscher ausgerufen, sollten jährliche Parlamente, freie Wahl der Magistrate, Unabhängigkeit der Landwehr eingeführt, die strengen Uniformitätsgesetze gegen die Dissenters abgeschafft werden. Mit 10,000 beherzten jungen Männern, meinte Shaftesbury, die in London seines Winkes gewärtig seien, lasse sich schon etwas ausrichten. Er war sechzig Jahre alt und gichtkrank; sollten die Güter, nach

denen er sein lebenlang gestrebt, England zu teil werden, so durfte er nicht zögern. Sein Plan war, sich der Person des Königs zu bemächtigen und ihn mit Gewalt zu zwingen, auf die Vorschläge der Whigs einzugehen. Die Verfolgung aller presbyterianischen und puritanischen Nonkonformisten, die Umgestaltung der städtischen Magistrate im Sinne der Reaktion, die Beeinflussung der Richter und Geschwornen durch die Beamten hatten in den Oppositionskreisen eine große Aufregung erzeugt, die dem verwegenen Plan günstige Aussichten eröffnete. Allein es herrschte Zwiespalt in der Partei. William Russel war wohl entschieden für die Ausschließung des Herzogs von York, verschmähte aber gewaltsame Maßregeln, insbesondere einen Angriff auf die königlichen Garden; auch Monmouth war nur mit halbem Herzen bei der Sache; er ließ sich sogar ohne Widerstand auf einige Zeit unter Aufsicht stellen; Algernoon Sidney war aus Grundsatz Republikaner. Ein gewaltsames Vorgehen, wie es Shaftesbury im Sinne hatte, schien den Parteigenossen zu bedenklich. In mehreren Zusammenkünften gelangte man zu keinem gemeinsamen Entschluß. Shaftesbury prophezeite den Zaudernden Beil und Strick und entzog sich dann der Verfolgung, die er voraussah, durch die Flucht. Er begab sich nach Holland, vielleicht in der Absicht, eine Verbindung Oraniens und Monmouths zu bewirken; aber die Gemütsaufregung der letzten Tage und eine stürmische Überfahrt verschlimmerten sein Gichtleiden. Drei Monate später fand sein erschöpfter Körper im Grabe die Ruhe, die ihm im Leben fremd gewesen war.

Okt. 1682.

Jan. 1683.

Das Ryehouse-Plot. 1683.

Die Voraussagung Shaftesburys sollte bald in Erfüllung gehen. Von der großen Whiggistischen Verschwörung, welche mittels bewaffneter Aufstände die religiöse und politische Freiheit gegen reaktionäre Vergewaltigung retten wollte, hatte sich eine kleine verwegene Faktion abgezweigt, die ohne Wissen und Willen der angeseheneren Parteihäupter auf gewaltsamen Wegen vorzugehen beschloß, Männer aus der alten republikanischen Zeit, Fanatiker, die durch den religiösen Druck zur Verzweiflung gebracht waren, verwilderte Gemüter, welche während der vorausgegangenen Verschwörungsprozesse und Blutgerichte sich an Frevel und Ruchlosigkeit gewöhnt hatten. Das Ziel dieser engeren Verschwörung, bekannt unter dem Namen des „Ryehouse-Plot" war die Beseitigung des Königs und des Thronfolgers. Auf einer Reise von Newmarket nach London sollten beide in einem Hohlweg überfallen und entweder ermordet oder gefangen genommen werden. Nur der durch eine zufällige Veranlassung beschleunigten Rückkehr verdankten die Brüder ihre Rettung. Das verbrecherische Vorhaben wurde bald ruchbar; Rumbold, der Eigentümer des Mehlhauses in Hertfordshire, wo das Komplott entstanden war, entkam nach Holland, einige andre Teilnehmer dagegen, unter ihnen Walcot, ein ehemaliger Cromwellscher Hauptmann, wurden zum Tod verurteilt und hingerichtet.

Die Häupter der Whigs in das Komplott verflochten.

Bei dem Verhör hatte sich herausgestellt, daß die Verschwornen ihr Vertrauen auf mächtigere angesehenere Männer gerichtet hatten, daß sie der Meinung

gewesen, im Fall des Gelingens ihrer That würden die Whigs ihre Parteigenossen im Reich unter die Waffen rufen und die parlamentarische und religiöse Freiheit herstellen; die gedrückten Covenanters in Schottland würden sich der Erhebung anschließen. Es war daher für die reaktionäre Regierung keine gar schwierige Aufgabe, beide Verschwörungen zu verbinden und die Freunde Shaftesburys mit den Urhebern des Mehlhaus-Komplotts in eine Linie zu stellen. Alsbald wurden Russel, Sidney, Hampden, ein Enkel des alten Freiheitskämpfers, sowie die Lords Howard und Essex, Sohn des unter der Republik hingerichteten Royalisten Arthur Capel (S. 198) in den Tower gebracht und auf Hochverrat angeklagt; Ford of Grey und Monmouth entkamen. Keiner der Verhafteten hatte Kenntnis von dem Attentat; Karl selbst glaubte nicht an ihre Schuld; denn bei allen Zusammenkünften, auf denen sie und andre Whigs über die Mittel sich beraten, wie man die bürgerliche und religiöse Freiheit gegen den herrschenden Despotismus und die noch drohenderen Gefahren in der Zukunft retten könne, hatte man stets den Gedanken einer blutigen Gewalthandlung mit Abscheu zurückgewiesen. Da sie sich aber zu dem Grundsatz bekannten, daß einer rechtsverletzenden Obrigkeit gegenüber der Widerstand gestattet sei, so konnte wahrscheinlich gemacht werden, daß sie den von andern geplanten Meuchelmord, wenn er gelungen wäre, zu Umsturz und Empörung benutzt haben würden. Durch die papistischen Verschwörungsprozesse war der Begriff des Hochverrats sehr dehnbar und vieldeutig geworden: dazu hatten die Whigs selbst beigetragen, nun litten sie unter ihrem eignen Werk. Lord Essex legte im Tower Hand an sich selbst, um, da er bei dem feindseligen Charakter der Richter und Geschwornen an ein freisprechendes Urteil nicht glauben durfte, seiner Familie Rang und Vermögen zu erhalten; Lord Howard dachte niedrig genug, seiner eignen Rettung wegen die Freunde zu verraten und ihre Schuld zu erhöhen. Lord Russel blieb dabei, daß er nur den Unregelmäßigkeiten und Neuerungen der Regierung mit legalen Mitteln entgegengetreten sei; aber in Zeiten großer politischer Erregung ist es schwer die Grenzlinie zwischen erlaubtem Widerstand und Empörungsversuch darzulegen. Die der Torypartei angehörenden Richter und Geschwornen fanden, daß der Lord sich des Hochverrats schuldig gemacht, und verurteilten ihn zum Tode. Vergebens wendete er sich aus Rücksicht für seine Familie an den König um Gnade, an den Herzog von York um seine Fürbitte; er versprach, sich jeder Opposition zu enthalten; aber von der Ansicht, daß eine Nation das Recht habe, Religion und Freiheit zu verteidigen, selbst wenn der Angriff unter dem Schein der Gesetze vor sich gehe, wollte er nicht lassen; auch die zwei Geistlichen Tillotson und Burnet vermochten ihn nicht zu überzeugen, daß Widerstand gegen die Obrigkeit mit den Geboten der Schrift in Widerspruch stehe. Diese Standhaftigkeit und Ehrlichkeit brachte Russel unter das Beil. Selbst die Verwendung des ehemaligen französischen Botschafters Ruvigny, der mit dem Haus Bedford-Russel verwandt war, vermochte den König nicht zur Begnadigung zu stimmen;

Lord Russel enthauptet.

„zu seiner eignen Sicherheit und zur Erhaltung des Staats müsse er ein Exempel statuieren" war Karls Antwort. Alle weiteren Fürbitten angesehener Freunde und Familienglieder blieben ohne Wirkung. Am 21. Juli bestieg William Russel mit der größten Seelenruhe und in gläubiger Zuversicht auf die Gnade Gottes das in Lincolninfields aufgeschlagene, mit schwarzen Teppichen bedeckte Schafott und hauchte unter den Händen des Blutrichters sein Leben aus. Seine Haltung war „wie ein Triumph über den Tod". 21. Juli 1683.

An dem nämlichen Tag veröffentlichte die Universität Oxford eine Deklaration, worin sie ewige Verdammnis aussprach über die Lehren: „daß die bürgerliche Gewalt vom Volk ausgehe, daß ein Vertrag im Staat obwalte, einerlei ob stillschweigend oder ausdrücklich geschlossen, durch dessen Verletzung von der einen Seite auch die Verbindlichkeit des andern Teils erlösche; daß der Fürst, welcher nicht gemäß den göttlichen und menschlichen Gesetzen regiert, sein Recht auf die Regierung verliere", und ließ eine Anzahl Schriften, worin solche Doktrinen enthalten waren, in die Flammen werfen. Bedingungsloser Gehorsam sollte das heilige Gebot der anglikanischen Staatskirche sein. Monmouth warf sich dem König zu Füßen und erhielt Gnade, nachdem er dem Herzog von York die Erklärung gegeben, „daß er ihn als den wahren Erben der Krone anerkennen und verteidigen wolle". Als man ihn aber zu Aussagen wider seine politischen Freunde nötigen wollte, entfloh er nach Holland. Sein Vertrauter Thomas Armstrong, von den Generalstaaten ausgeliefert, wurde nachträglich enthauptet. Die Whigistischen Grundlehren verdammt. Monmouth nach Holland.

Die royalistischen Ultras waren mit den bisherigen Opfern noch nicht zufrieden; Algernoon Sidney sollte seinem Gesinnungsgenossen Russel in die andre Welt nachfolgen. Man konnte ihm keine Handlung nachweisen, die als hochverräterisch hätte ausgelegt werden können, außer daß er mit mißvergnügten Schotten in Unterhandlung gestanden habe. Dafür war jedoch nur ein einziger Zeuge, Lord Howard, aufzutreiben. Um nun den Mangel des zweiten gesetzlich erforderlichen Zeugen zu ersetzen, zog der Oberrichter Jeffreys eine in dem Arbeitszimmer des Angeklagten gefundene Handschrift zu Hilfe. Es war eine Abhandlung, in welcher Sidney seine Gedanken über Regierung niedergelegt hatte. Sie war nicht veröffentlicht worden und es konnte nicht einmal erwiesen werden, daß sie zum Druck bestimmt gewesen. Darin stand unter andern an republikanische Grundsätze streifenden Aussprüchen der Satz, Karl II. verdiene das Schicksal seines Vaters. Der Gerichtshof urteilte, daß es schon Hochverrat sei, solche Gedanken nur zu hegen, wieviel mehr, wenn sie niedergeschrieben würden! So mußte auch Sidney auf dem Blutgerüst sterben. Er beteuerte seine Unschuld bis zum letzten Atemzug und rief die Rache des Himmels auf seine Verfolger herab. Von der Zeit an fühlte sich der König noch stärker an den Bruder gefesselt; die gemeinsame Gefahr verband sie zu gemeinsamem Handeln. Jakob wurde mehr zu den Staatsgeschäften beigezogen. Man sagte, er habe schon bei Lebzeiten Karls zu regieren angefangen. Sidney verurteilt und hingerichtet. 8. Dez. 1683.

Im Frühjahr 1684 war der dreijährige Termin der Vertagung des Oxforder Parlaments vorüber, und im Staatsrat wurde in Erwägung gezogen, ob Das königliche Regiment. 1684.

nicht die Sitzungen wieder eröffnet werden sollten. Die royalistische Strömung trieb damals so hohe Wogen, daß kaum eine Opposition zu fürchten gewesen wäre. Auch waren Halifax, der in die gesetzlichen Bahnen einzulenken suchte, Hyde, zum Earl von Rochester ernannt, und Danby, dessen Befreiung Karl vor kurzem erwirkt hatte, für die Einberufung. Ein solcher Schritt, meinten sie, würde den König populär machen. Aber Karl wollte für die Jahre des Zwanges und der Demütigung volle Rache nehmen, die Prärogative der Krone, kraft deren Vertagung wie Einberufung des Parlaments ein freier Willensakt des Königs sei, bis auf die äußerste Grenzlinie ausnutzen. Auch Jakob wollte nichts von parlamentarischen Debatten hören. Noch zahlte ja Ludwig XIV., wenngleich zögernd, die Jahrgelder fort. So unterblieb denn die Einberufung. Und auch diese Ungesetzlichkeit ging ohne merkliche Aufregung vorüber. Die Nation, der Konspirationen müde und den Republikanern und Nonkonformisten abgeneigt, verhielt sich ruhig, so daß der Herzog von York seine Ämter wieder antreten und Karl unumschränkter als je regieren konnte. Die englischen Kaufleute, erfreut über den Aufschwung ihres Handels auf dem europäischen Festland, ließen ihm zu Ehren eine Bildsäule auf der Börse errichten, worin er als Wiederhersteller des Friedens, als Vater des Vaterlandes, als Herr und Beschützer der See verherrlicht ward. Wie freute sich der Stuart, daß er es mit seinen politischen Künsten so herrlich weit gebracht. Der Gedanke, lediglich ein parlamentarischer König zu sein, war ihm stets unerträglich gewesen, das stand mit der Richtung der Zeit so völlig im Widerspruch. Nun war es ihm gelungen, dem Geburtsrecht, dem er seine Herstellung auf den Thron verdankte, eine selbständige Bedeutung neben und über dem Parlament zu geben und es im ganzen Reich anerkannt zu sehen.

Karls II. Ausgang. 1685.

In seiner gewohnten heiteren Stimmung verbrachte Karl II. den Abend des 11. Februar im Kreise seiner Angehörigen und Hofleute; aber während der Nacht wurde er von einem apoplektischen Schlag getroffen; am Morgen fand man ihn entstellt in seinem Bett, verwirrt in Geist und Sprache. Durch ärztliche Hilfe erholte er sich wieder, in London läutete man die Glocken zur Feier seiner Wiedergenesung. Nach einiger Zeit wiederholte sich jedoch der Anfall, und bald war alle Hoffnung auf längeres Leben verschwunden. Der Erzbischof von Canterbury und Thomas Ken, Bischof von Bath und Wells, traten an sein Krankenlager und ermahnten ihn für seine Seele bedacht zu sein. Er erwiderte, daß er seine Sünden bereue und gab zu, daß ihm die Absolution nach dem Ritus der englischen Kirche erteilt ward. Aber so oft sie die Frage an ihn richteten, ob sie ihm das Abendmahl mit Brot und Wein reichen sollten, gab er ausweichende Antwort: es habe keine Eile, oder er sei zu schwach. Da wurde der Herzog von York, der bisher mit seinen eignen Angelegenheiten beschäftigt war, von Lady Portsmouth aufgefordert, für geistlichen Beistand zu sorgen, da der König katholisch sei. Jakob näherte sich dem sterbenden Bruder und fragte ihn leise, ob er einen Priester holen solle. „Thue das, um Gottes Willen,“ antwortete Karl,

„wenn es dir keine Gefahr bringt." Bald nachher wurde ein schottischer Benediktinermönch, John Huddleston, der dem Stuart einst nach der Schlacht bei Worcester große Dienste geleistet hatte und damals gerade in Whitehall war, in das Krankenzimmer geführt. Der Herzog sprach: „Dieser gute Mann hat einst Euer Leben gerettet, jetzt kommt er, Eure Seele zu retten." Der Priester kniete an dem Bett nieder und vernahm aus dem Mund des Königs die Erklärung, daß er in der Gemeinschaft der katholischen Kirche zu sterben wünsche. Darauf legte der Kranke eine Generalbeichte ab und empfing die Absolution, die letzte Ölung und das Abendmahl nach katholischem Gebrauch. Nur zwei Hofleute waren zugegen: die übrige Umgebung war entfernt worden, der Herzog selbst hütete die Thür. Aber in dem Vorgemach ahnte man, was drinnen vorging. Dennoch blieb die Welt über des Königs wahre Religion im Dunkel. Es heißt, die zwei anglikanischen Bischöfe seien noch einmal zugelassen worden. Der wirkliche Sachverhalt sollte verborgen bleiben. Wie Karl im Leben es mit beiden Konfessionen gehalten, so wollte er auch im Tod auf beiden Wegen in die Ewigkeit eingehen. Sein ganzes Wesen war politische Berechnung; an dieser hielt er auch in der letzten Stunde noch fest. Am andern Morgen, dem 16. Februar neuen Stils, starb König Karl II. im fünfundfünfzigsten Lebensjahr. Sein Sterbelager umstanden seine unehelichen Kinder, von denen er neun anerkannt hatte, sein Lieblingssohn Monmouth fehlte. Bei den Umstehenden entschuldigte er sich, daß er ihnen durch sein langes Absterben so viele Unbequemlichkeiten mache. Als die Königin, die durch eigne Krankheit zurückgehalten war, dem Gemahl die Bitte vortragen ließ, ihr alles zu vergeben, womit sie ihn beleidigt habe, rief Karl aus: „Armes Weib, sie bittet mich um Verzeihung? Ich bitte sie darum von ganzem Herzen!" So bewährte der Stuart noch im Sterben die feine gesellschaftliche Urbanität, durch die er sich so oft die Herzen gewonnen.

16. Febr. 1685.

6. Jakob II. und die Aufstände in England und Schottland.

Nach Karls II. Tod war der Herzog von York nach dem Geburtsrecht König von Großbritannien und Irland. Er war zweiundfünfzig Jahre alt und hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Wir sind dem Fürsten, der jetzt als Jakob II. die Krone erhielt, im Lauf der Geschichte oft genug begegnet. Er hatte einst im französischen Heer unter Turenne gedient und von der Zeit an eine starke Vorliebe für Frankreich und seinen großen Monarchen in seine Seele aufgenommen, eine Vorliebe, die mit den Jahren sich nicht verminderte; war doch das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Höfen von London und Versailles hauptsächlich sein Werk. Als Großadmiral hatte er in der Schlacht in der Southwoldsbai gegen de Ruyter Tapferkeit und entschlossenen Mut gezeigt. Von seiner beharrlichen Gemütsart, von seinem bis zum Eigensinn standhaften Charakter haben wir auch sonst Beweise gehabt. Von der wandelbaren, schmiegsamen und nach-

König Jakob II.

giebigen Natur des Bruders war er ebenso weit entfernt, wie von dessen persönlicher Liebenswürdigkeit und gewinnendem leutseligen Wesen. Man erzählte sich viele Züge von Härte, Rachsucht und Grausamkeit, die er während seiner Verwaltung in Schottland gegen seine Widersacher an den Tag gelegt. Er konnte ohne Erbarmen und Gemütserregung den unmenschlichen Torturen zusehen. In seinem Lebenswandel war er von den Sünden und Lastern der Zeit und des Hofes nicht frei geblieben; nur daß er vorsichtiger und zurückhaltender war und seiner zweiten Gemahlin große Rücksicht bezeigte und einen weitgehenden Einfluß gewährte. Frauen und Priester hatten von jeher große Macht über ihn. Von seinem Eifer für die katholische Religion haben wir viele Proben gehabt. Es war die Zeit der französischen Bekehrungsthätigkeit; und niemand bewunderte mehr die Triumphe Ludwigs XIV. als der neue König. Mit den gebrochenen Herzen der Verfolgten hatte er kein Mitleid.

Die Anfänge. Jakobs II. Regierungsantritt fand nirgends Widerspruch. Als der geheime Rat ihm seine Huldigungen darbrachte, bestätigte er die bisherigen Mitglieder in ihren Ämtern und erklärte bei der Gelegenheit, daß er den bösen Leumund, als sei er zur Willkür geneigt, durch die That widerlegen werde; er werde Kirche und Staat in ihrer gesetzlichen Verfassung aufrecht erhalten, er wisse, daß die Bekenner der anglikanischen Kirche getreue Unterthanen seien. Er werde die Gerechtsame der Krone behaupten, aber nichts antasten, was einem andern gehöre. Diese Worte, in der Zeitung von London veröffentlicht, wurden vom Volk mit Beifall aufgenommen und trugen wesentlich zur Beruhigung der Gemüter bei. Aber die ersten Handlungen stimmten wenig zu den ausgesprochenen Grundsätzen. Wenn die Verkündigung, daß die Zölle und Auflagen, die doch nur auf Lebenszeit des Königs bewilligt worden, forterhoben werden sollten, einiges Bedenken erregte, so fand diese Übertretung der gesetzlichen Bestimmungen eine Entschuldigung in der Notwendigkeit der ununterbrochenen Fortführung des Staatslebens und ein Korrektiv in der gleichzeitigen Ankündigung, daß die Reichsstände auf den nächsten Mai einberufen werden sollten; aber wie erstaunte man, als wider Gesetz und Herkommen sofort in der Schloßkapelle der Königin die Messe bei weit geöffneten Flügelthüren gehalten wurde! Jakob war ein zu eifriger Konvertit, als daß er sich wie bisher mit dem katholischen Privatgottesdienst in verschlossenem Raume begnügt hätte; eine solche Zurückhaltung mit seinen religiösen Ansichten, sagte er seinen zur Vorsicht mahnenden Räten, sei gegen seine Ehre und sein Gewissen. Der katholische Gottesdienst wurde seitdem mit allem Prunk im Schloß hergestellt, das Vorspiel zu weiteren Schritten gegen die Uniformitätsgesetze. Der König verließ sich, wie er dem französischen Gesandten aussprach, auf den Beistand Ludwigs XIV. für den Fall, daß ihm aus der Kundgebung seiner religiösen Ansichten und Bestrebungen Gefahren erwachsen würden. Bald drangen Schriften in die Öffentlichkeit, welche darzuthun suchten, daß Christus nur eine Kirche auf Erden haben könne, und das sei die römische, daß eine aus

so verwerflichen Motiven unternommene kirchliche Umgestaltung wie die Reformation Heinrichs VIII. nicht vom Geist Gottes ausgegangen sein könne. Der König meinte, die anglokatholische Kirche komme der römisch-katholischen so nahe, daß die Bischöfe leicht bewogen werden könnten, zur Beseitigung des Schisma die Hände zu bieten. Aber wir wissen bereits, daß unter den religiösen Kämpfen der letzten Jahrzehnte das protestantische Bewußtsein bei Klerus und Volk gewachsen war, daß man sich den reformatorischen Bekenntnissen des Festlandes viel näher fühlte als ehedem. Dies übersah Jakob in seinem Eifer. Die englischen Katholiken frohlockten, daß der König den Mut habe, sich über die Uniformitätsakte wegzusetzen; sie sahen darin eine Veranstaltung Gottes, „dem Licht des wahren Glaubens wieder Bahn zu machen". Habe er erst den Anhängern des Papsttums Freiheit des Gewissens und der Religionsübung verschafft, dann würden bald andre Siege ihrer Kirche nachfolgen.

Einstweilen hatten die Katholiken die Genugthuung, daß einige Priester aus dem Gefängnis entlassen wurden. Daß man der Konsequenz wegen auch einige Quäker in Freiheit setzte, hatte nicht viel zu bedeuten. Wie die Katholiken verweigerten auch sie den Suprematseid, aber aus andern Gründen. Ihr großer Prophet William Penn war am Hof wohlgelitten und verstand die Kunst, des Königs Vertrauen für sich selbst und seine Glaubensgenossen zu verwerten. — In den nächsten Tagen wurden die beiden Hauptankläger bei der Papistenverschwörung, die allein noch am Leben waren, Oates und Dangerfield, den Strafgerichten überantwortet. Nach einem Verhör, wobei der Oberrichter Jeffreys die ganze Roheit und Brutalität seines Wesens entfaltete, wurden beide verurteilt, zweimal vom Gefängnis bis zum Schandpfahl durch die Straßen gepeitscht um dann auf Lebenszeit in einem dunkeln Kerker in Ketten gelegt zu werden. Oates überlebte die mit der unmenschlichsten Grausamkeit und Barbarei ausgeführte Strafe, Dangerfield dagegen starb nach erlittenen Qualen infolge eines Schlags, den ein royalistischer Fanatiker aus dem Volk gegen sein Angesicht führte. Selbst der sanfte, wegen seiner christlichen Tugenden von allen Parteien geehrte Baxter, der einst aus Gewissenhaftigkeit das ihm angebotene bischöfliche Amt zurückgewiesen hatte, mußte ein mit Hohn und Schmach verbundenes Gerichtsverfahren über sich ergehen lassen, nach welchem der siebzigjährige Greis zu einer Geldbuße und Gefängnisstrafe verurteilt ward.

Die englische Geistlichkeit fing an unruhig zu werden. Auf den Kanzeln hörte man Predigten gegen den Papismus. Als dies dem König zu Ohren kam, ließ er den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von London vor sich bescheiden und drohte ihnen, wenn sie dieser Ungebühr nicht steuerten, so würde auch er sich nicht an sein Versprechen, die anglikanische Kirche zu schützen, gebunden erachten. Er werde schon Mittel finden, seine Absichten ohne sie zu erreichen. Eine außerordentliche Gesandtschaft, die er schon in den ersten Tagen nach Versailles schickte, um dem König für die Auszahlung der rückständigen Jahrgelder zu danken und ihn zugleich seiner ganzen Hingebung zu versichern, gab Zeugnis, wo er diese Mittel zu finden hoffe. Er entschuldigte sich, daß er ohne zuvor den Rat Sr. Majestät eingeholt zu haben, zur Einberufung des Parlaments geschritten sei, aber er werde schon Sorge tragen, daß die Häuser sich nicht in die

Jakob und Ludwig XIV

John Churchill auswärtigen Angelegenheiten mischten. Der Überbringer dieser Botschaft war John Churchill, der Bruder einer früheren Geliebten Jakobs, ein junger Mann von seltenen Gaben, aber von zweideutigem Charakter und von schmutziger Gewinnsucht. Schön, tapfer, ritterlich, war er ein Liebling der Damen und am Hof erzählte man sich manches galante Abenteuer, aber selbst die Frauengunst benutzte er, um seinen Durst nach Gold zu befriedigen. Sein militärisches Talent, das er im holländischen Krieg entfaltet, hatte ihm die Anerkennung Turennes verschafft; seinen Soldaten wußte er zugleich Liebe, Zutrauen und Gehorsam einzuflößen. Ohne eine Spur wissenschaftlicher Bildung besaß er doch Gewandtheit für Staatsgeschäfte und eine natürliche Beredsamkeit.

Krönung u. Parlament. Mai 1685. In den ersten Tagen des Mai erfolgte die Krönung. Jakob wollte das bevorstehende Parlament mit der ganzen Majestät seiner Würde eröffnen. Es war ihm höchst widerwärtig, daß die Zeremonie durch den Erzbischof mit anglikanischen Kirchengebräuchen vollzogen werden mußte. Dem war aber nicht zu entgehen. Dafür hatte er die Befriedigung, daß einige gesetzliche Bestimmungen, wie die Kommunion nach englischem Ritus, abgeändert oder ausgelassen wurden und daß der Bischof von Ely in der Krönungspredigt aus Stellen der Heil. Schrift nachwies, der König stehe über dem Parlament und habe allein die Miliz zu befehligen. Bald nachher trat das Parlament zusammen. Trotz heißer Wahlkämpfe, die an einigen Orten stattgefunden, hatte die Partei der Tories einen vollen Sieg errungen. Noch war die öffentliche Meinung gegen die Anhänger der Ausschließungsakte gerichtet. Jakob II. war mit dem Resultat sehr zufrieden. Er hatte dem französischen Gesandten Barrillon gesagt, er sehe seine Sicherheit nur in der Wiederherstellung der freien Ausübung der katholischen Religion, in diesem Streben rechne er auf den Beistand Ludwigs. Nun glaubte er dieses Ziel, womit nach seiner Ansicht die Befestigung der königlichen Autorität unauflöslich verbunden war, auch ohne innere Kämpfe erreichen zu können. Ging doch aus allen Kreisen der Nation eine Flut von Loyalitätsadressen ein, die sich in Ausdrücken von Unterthänigkeit und Hingebung überboten. Wenn hier und da bei den Wahlen Äußerungen gefallen waren, man solle die Auflagen und Steuern nicht wie üblich auf die ganze Dauer der Regierung, sondern nur auf drei Jahre bewilligen, damit der König genötigt wäre, das Parlament wieder zu berufen und seiner Neigung zu religiösen Neuerungen Einhalt zu thun, so erklärten die Kommissäre, daß Jakob sich niemals eine solche Beschränkung gefallen lassen würde. Lieber würde er die Versammlung auflösen und freie allgemeine Wahlen anordnen, woran auch die Nonkonformisten teilnehmen dürften. Wie hätten aber die Hochkirchlichen sich der Gefahr aussetzen mögen, neben Presbyterianern, Anabaptisten und Katholiken zu sitzen! Es war dem König schwerlich mit dieser Drohung ernst, denn niemand hegte tiefern Haß gegen die protestantischen Dissenters in seiner Seele, als gerade er. Aber die Hinweisung auf eine solche Möglichkeit that ihre Wirkung. Als in der Eröffnungsrede der König erklärte,

daß das angedrohte Verfahren wenig bei ihm fruchten würde, verstummte die Opposition in einem Haus, das fast lediglich aus entschiedenen Royalisten und Episkopalen zusammengesetzt war. Die Gemeinen bewilligten dem König auf seine Lebenszeit alle Einnahmen, welche sein Bruder genossen hatte.

Royalistisch-episkopaler Terrorismus in Schottland.

Und noch willfähriger hatte sich kurz zuvor das Parlament in Edinburg gezeigt. Seitdem Lauderdale und nach ihm Jakob selbst das Episkopalsystem und die Souveränitätsrechte der Krone mit eiserner Despotie in Schottland zur Geltung gebracht, waren die Reichsstände die servilen Werkzeuge der Regierung. Nur Episkopale und Royalisten wurden als Vollbürger angesehen und in das Parlament zugelassen. In willenloser Demut gewährte dasselbe nicht nur die Geldmittel, die der vorige König bezogen, in erhöhtem Umfang auf Lebenszeit, Mai 1685. die Mitglieder erteilten auch ihre Zustimmung zu einem Blutgesetz, das alle Nonkonformisten den schrecklichsten Verfolgungen preisgab: jede religiöse Versammlung, sei es in Privathäusern oder unter freiem Himmel, wurde mit Todesstrafe und Güterverlust bedroht. Zügellose Soldatenbanden durchzogen das Land, um an den standhaften Presbyterianern und Covenanters die empörendsten Gewaltthätigkeiten auszuüben; die Dragoner des John Graham von Claverhouse, die sich selbst mit dämonischer Ironie die Namen von höllischen Geistern beilegten, übertrafen an grausamer Roheit die gespornten Bekehrer in Südfrankreich; der barbarischen Ermordung des John Browne, eines armen Fuhrmanns von christlichem Wandel und friedfertigem Sinn, dem kein andres Vergehen nachgewiesen werden konnte, als daß er sich dem Gottesdienst der Episkopalen fern hielt, folgten bald andre Greuelthaten des Fanatismus und der Tyrannei; jeder Tag sah neue Blutopfer; der bittere Tod trat an die Presbyterianer in jeder Gestalt heran, die schottische Kirche zählte zahlreiche Märtyrer beiderlei Geschlechts; denn die Schergen des Königs wußten, wie tödlich der Stuart alle Puritaner haßte; der Verfolgungseifer galt als Beweis königstreuer Gesinnung, besonders seitdem verlautete, daß die englischen Emigranten, die von den Niederlanden aus eine bewaffnete Invasion im Schilde führten, Verbindung mit den Covenanters in Schottland unterhielten. Gegen diese „wilden Fanatiker und unmenschlichen Assassinen" glaubten die Satelliten des Stuartschen Despotismus und die Anhänger des Prälatismus nicht streng genug verfahren zu können.

Schon in der Thronrede hatte Jakob erwähnt, daß der Herzog von Argyle mit einem Haufen verräterischen Volks in Schottland gelandet sei und in einer Proklamation den König als Usurpator und Tyrann bezeichnet habe, und die thatkräftige Unterstützung des Parlaments gegen die dem Thron und Reich drohenden Angriffe angerufen. Dieser Aufruf fand bei der royalistisch-episkopalen Versammlung den stärksten Anklang: das Unterhaus versicherte mit Begeisterung, daß es bereit sei dem König gegen alle Rebellen und Verräter mit Gut und Blut beizustehen. Um ihm keinen Verdruß zu machen, ließ man den Antrag, daß er durch eine Proklamation die Gesetze gegen alle Dissenters verschärfen möge, fallen und begnügte sich mit einem Beschluß des Inhalts: „das Haus verlasse sich vollkommen auf das von dem König

gegebene Wort, daß er die Religion der englischen Kirche, wie sie jetzt gesetzlich bestehe, erhalten und verteidigen wolle".

Die Emigration. Argyle und Monmouth.

Und sehr bald kam die Gelegenheit, daß die Royalisten die Beteuerung ihrer loyalen Gesinnung durch die That beweisen konnten. Unter dem Schrecken der religiösen und politischen Verfolgungen der letzten Jahre hatten sich viele englische und schottische Gegner des herrschenden Systems durch die Flucht nach den Niederlanden den drohenden Gefahren in der Heimat entzogen. Die Städte Rotterdam, Utrecht, Haag, Amsterdam bargen offen und insgeheim viele Emigranten aus allen Ständen: aufrichtige Freunde der nationalen Palladien wie Andrew Fletcher von Saltoun, Sir Patrick Hume aus Berwickshire, James Stuart, Lord Grey, verwegene oder verschmitzte Verschwörer wie Rumbold und Ferguson. Ihre Hoffnungen waren auf den Herzog von Monmouth und auf den Grafen von Argyle gerichtet; von diesen erwarteten sie ihre eigne Errettung aus dem Elend der Verbannung und die Herstellung der religiösen und politischen Freiheit des Vaterlands. Archibald Campbell, Earl of Argyle, dessen Geschlecht so tief in die Schicksale und Wechselfälle seiner Heimat verflochten war, dessen Vater seine Anhänglichkeit für den presbyterianischen Glauben mit einem gewaltsamen Tod gebüßt hatte, war der in seinem Haus erblichen religiösen Überzeugung auch in den Tagen der Stuartschen Zwingherrschaft treu geblieben. Er hatte sich geweigert, den von Regierung und Parlament gebotenen Eid wider den Covenant in der vorgeschriebenen Weise zu leisten und wurde deshalb auf Grund feindseliger Gesinnung wider Königtum und Staatskirche des Verrats angeklagt und ins Gefängnis geworfen. Unter Beihilfe seiner Tochter gelang es ihm jedoch zu entfliehen. Er nahm seinen Aufenthalt auf einem Landsitz in Westfriesland, wo er mit eignen und fremden Mitteln eine Fregatte ankaufte und sich Waffen für Reiterei und Fußvolk verschaffte, in der Absicht bei einiger Aussicht auf Erfolg eine Landung an seiner heimatlichen Küste zu wagen und die gedrückten Covenanters zum Kampf wider die Tyrannei der Stuarts aufzurufen. Er hegte keinen Zweifel, daß bei seinem Erscheinen Tausende von streitbaren Hochländern sich unter seine Fahne sammeln würden. Wie die schottischen Emigranten in Argyle ihren Führer erblickten, so die englischen in Monmouth. Seit seiner Flucht nach dem Ryehouse-Plot lebte der Herzog im Haag, als Gast von Wilhelm und Maria. Er trug sich mit der Hoffnung, daß die väterliche Liebe ihm bald wieder die Rückkehr gestatten würde. Die Nachricht von dem Ableben Karls II. machte auf sein weiches Gemüt einen überwältigenden Eindruck; in dem anstoßenden Gemach hörte die Dienerschaft sein Weinen und Wehklagen. Wilhelm gab ihm den Rat, an den Türkenkriegen in Ungarn teilzunehmen; dazu konnte er sich jedoch nicht entschließen. Er zog nach Brüssel, wo bald die Versuchung an ihn herantrat. Er lauschte den verführerischen Worten eines Ferguson und Grey, die ihm vorspiegelten, bei einer Landung in England würden die zahlreichen Freunde, die er sich durch sein leutseliges Wesen in den

westlichen Gauen gewonnen, zu ihm stehen. Ihre Reden wurden unterstützt durch die Stimme der schönen Lady Wentworth, einer Dame aus einer angesehenen und reichen Familie, mit welcher Monmouth durch das Band der heißesten Liebe verknüpft war.

In Amsterdam, wo die Emigranten sich versammelten, wurde der Plan einer gleichzeitigen Invasion in Schottland und England gefaßt; denn wie wenig auch im ganzen die Angehörigen beider Nationen in ihren Ansichten und Zielen übereinstimmten, die Verständigeren unter ihnen sahen ein, daß nur ein vereinigtes Vorgehen von Erfolgen begleitet sein könne. Es wurden Proklamationen entworfen, die nur in dem einen Punkt übereinstimmten, daß sie Haß und Feindschaft gegen Papismus und königliche Willkürherrschaft atmeten, in allen andern Dingen aber weit auseinander gingen: während das unter dem Einfluß presbyterianischer Geistlichen verfaßte Manifest der Schotten den herben strengen Ton der alten Covenanters gegen Götzendienerei und Prälatismus anschlug und neben dem Abscheu gegen ein papistisches Königtum und gegen Jakob II., den „Apostaten und Usurpator", republikanische Tendenzen und Ideen von nationaler Selbstbestimmung durchblicken ließ, war das englische mehr der Ausdruck der Whiggistischen Staatstheorien, die nicht in einem republikanischen Gemeinwesen, sondern in einer parlamentarischen Herrschaft das Ideal ihrer Doktrinen erblickten. Die schottischen Verjagten wollten aus ihren Partei- und Glaubensgenossen einen „hohen Rat" errichten, der den Kern in dem reformierten Kirchen- und Staatswesen bilden sollte; Monmouth und seine Anhänger dachten nur an die Durchführung der Shaftesburyschen Reformen und wollten die künftige Staatsorganisation und Regierungsform einem freien Parlament zuweisen. Doch hegte der Herzog keinen Zweifel, daß im Falle des Gelingens ihm die Krone zufallen würde.

Ansichten und Ziele

In den Emigrantenkreisen wurden Verabredungen getroffen, daß zu gleicher Zeit im nördlichen England und im südlichen Schottland die Empörung vor sich gehen sollte. Am 2. Mai schiffte sich Argyle mit dreihundert Flüchtlingen und Dienern auf drei Fahrzeugen ein. Nach Art der Vereinigten Staaten hatte die Emigrantengemeinde ihm einen Kriegsausschuß zur Seite gesetzt. Nach einigen Tagen landete die Flottille an den Orkaden; der beträchtliche Vorrat von Waffen und Munition ward in dem von Klippen umgebenen Schloß Ellangrey geborgen; das in Holland vorbereitete Manifest, das der Sohn des Grafen in den Hochlanden verbreitete, rief die Edlen und Hintersassen zum Kampf für Freiheit und Religion gegen den papistischen Usurpator, der, wie es darin hieß, seinen Bruder getötet habe. Aber der angebrannte in Blut getauchte Stab, das alte nationale Kriegszeichen, das der Clanhäuptling durch die Flecken und Gebirgsdörfer tragen ließ, vermochte nur etwa 1800 Hörige unter die Fahne des patriarchalischen Stammhauptes zu führen; ein großer Teil der Vasallen war auf die erste Kunde von der Invasion nach Edinburg geladen und dort unter Aufsicht gestellt worden, das übrige Bergvolk hielt sich fern. Vergebens suchten die Emigranten mit ihrer geringen Mannschaft nach dem Unterland vorzudringen, um den englischen Insurgenten, die wie sie hofften in den nördlichen und westlichen Grafschaften sich erheben würden, die Hand zu reichen; die Truppen der Regierung unter den

Argyles Erhebung und Fall.

2. Mai 1685.

Grafen von Athol und Dumbarton verlegten ihnen den Weg und verbreiteten solche Bestürzung unter dem kleinen Heerhaufen, daß die Mannschaften sich aufzulösen begannen. Cochrane und Hume, unversöhnliche Covenanters, denen des Grafen religiöse und politische Ansichten nicht weit genug gingen, trennten sich von dem Stammhäuptling der Campbells und machten Streifzüge auf eigne Hand. Zugleich gelang es einigen königlichen Schiffen, sich der verborgenen Kriegsvorräte zu bemächtigen. Als der Graf die Unmöglichkeit erkannte, sich nach den Lowlands durchzuschlagen, versuchte er mit einem Haufen getreuer Clanmänner sich nach den heimatlichen Bergen zurückzuziehen. Als er aber über einen der Gießbäche setzen wollte, die durch Moore und Schafweiden ihren Lauf nach dem Meere nehmen, wurde er trotz seiner Bauerntracht erkannt und von der Landmiliz, welche die Ufer bewachte, angegriffen; er wehrte sich mit dem Mut der Verzweiflung; aber von einem schottischen Schwert zu Boden geschlagen, wurde er besinnungslos zum Gefangenen gemacht und nach Edinburg geschafft. Das Todesurteil war schon früher über ihn gefällt worden; jetzt schritt man ohne Zögern zur Ausführung. Am 30. Juni 1685 machte das Richtbeil seinem Leben ein Ende. Es war der zweite Herzog von Argyle, den die Stuarts ihrer Rache zum Opfer brachten. Ein standhafter Bekenner des presbyterianischen Glaubens und ein tapferer und ritterlicher Verfechter der alten freien Verfassung des Vaterlandes, ging der erlauchte Clanfürst mit großer Fassung und gutem Gewissen in den Tod, von den Covenanters und Patrioten als Märtyrer betrauert und geehrt. Auch Rumbold, der Hauptanstifter der Ryehouse-Verschwörung, der mit ihm verwundet und gefangen worden, starb mit dem kalten Blut eines alten Soldaten der Cromwellschen Republik. Argyleshire und das Geschlecht der Campbells wurde von der Rache der siegreichen Royalisten und Episkopalen schwer heimgesucht. Verheerung, Brand, Hinrichtungen und Verstümmelungen nahmen kein Ende.

Monmouth in Taunton zum König ausgerufen. Während dieser Vorgänge in Schottland war auch Monmouth von Amsterdam aus unter Segel gegangen. Er war mit Waffen, Munition und Geld notdürftig versehen und nur etliche achtzig bewaffnete Emigranten, unter ihnen Grey, Fletcher, Ferguson, Wade und der brandenburgische Hauptmann Buyse, bestiegen mit ihm die Fregatte. Wilhelm von Oranien hatte ihn vergebens zurückzuhalten gesucht; dagegen leistete die Stadt Amsterdam dem Unternehmen heimlich Vorschub. Am 11. Juni landete der Herzog in Lyme Regis, einer kleinen Hafenstadt an der Küste von Dorsetshire und entfaltete seine Fahne mit der Inschrift: für Religion und Freiheit. Eine von Ferguson verfaßte Proklamation voll heftiger Schmähungen gegen Jakob, den Tyrannen, Mörder, Usurpator, und voll Verheißungen von Reformen im Sinne Shaftesburys rief die Einwohner zum Anschluß auf. Noch war in der Bevölkerung, zumal unter den Freeholders und bei dem Bürgerstand die begeisterte Anhänglichkeit nicht verweht, die sie vor fünf Jahren bei einem Besuch dem populären Herzog entgegen-

gebracht hatten: aus der Gentry und den Städten, wo die puritanische Religionsrichtung viele Bekenner hatte, strömten zahlreiche Freiwillige zu seiner Fahne; selbst von der Miliz, womit der Herzog von Albemarle, Monks Sohn, von Exeter aus die Rebellen zurücktreiben wollte, ging ein großer Teil zu den Aufständischen über. Nach acht Tagen konnte Monmouth an der Spitze von 5000 Bewaffneten in Taunton einziehen. Begeisterte Jungfrauen brachten ihm selbstverfertigte Fahnen, die prachtvollste darunter zeigte die Sinnbilder der königlichen Würde. Monmouth glaubte darin die Gesinnung des Volks zu erkennen; er ging mit seinen Freunden zu Rate; Ferguson war der Meinung, er sollte den Königstitel annehmen; dadurch würde er den Adel, der sich bisher fern gehalten, auf seine Seite ziehen; solange die zukünftige Regierungsform, deren Entscheidung der Herzog von dem Parlament abhängig gemacht, unbestimmt sei, würden die grundbesitzenden Herren aus alter Abneigung gegen die Republik zum Throne stehen; wenn aber die Wahl offen sei zwischen König Jakob Stuart und König Jakob Monmouth, würden alle protestantischen Herzen zu dem letzteren übertreten. Der Rat entsprach dem Wunsch und Gelüsten des Königsohnes und so geschah es, daß Monmouth auf dem Marktplatz zu Taunton als König ausgerufen ward. Dadurch wurde aber die Partei, die es auf eine parlamentarische Herrschaft abgesehen, sei es in republikanischer Form oder mit einem begrenzten Königtum an der Spitze, in ihrem Eifer herabgestimmt und seinen Interessen entfremdet. 20. Juni 1685.

Aber noch immer war die Zahl der Anhänger des Königsohnes groß genug, um die Besorgnis der Regierung und des royalistisch-episkopalen Parlaments zu erregen. In Dorset und Somerset, dann weiter nordwärts in Cheshire, wo die alte angesehene Familie Speke für ihn wirkte, waren die Nonkonformisten, die Whigs, die Exklusionisten, die Reste der Cromwellianer in Bewegung, um sich bei einiger Aussicht auf Erfolg dem protestantischen Gegenkönig zuzugesellen. Darüber gerieten nun die Kavaliere, die Tories, die strengen Anhänger der Uniformität und des Episkopalismus in Unruhe und schlossen sich um so enger an Jakob an. Um dieselbe Zeit, da Monmouth in Taunton als König proklamiert ward, erhob das Parlament eine Klage auf Hochverrat gegen ihn, setzte einen Preis auf seinen Kopf und bewilligte dem König eine Beisteuer von 400,000 Pfd. St. zu außerordentlichen Bedürfnissen auf fünf Jahre, die durch neue Zölle und Umlagen aufgebracht werden sollten. In ihrem royalistisch-hochkirchlichen Eifer schmiedeten die Vertreter der Nation selbst die Ketten, mit welchen der Stuart bald genug jede freie Lebensregung unterband. Die Sitzungen wurden darauf vertagt; in den Provinzen konnten die loyal gesinnten Männer der königlichen Sache mehr nützen als in Westminster. Die Beweise von Hingebung unter den Lords und Gemeinen erhöhten das Vertrauen Jakobs; er erkannte mit richtigem Blick, daß von den ersten Eindrücken der Ausgang abhänge, und ergriff geeignete Maßregeln, um die Insurrektion rasch zu ersticken, ehe sich die

Royalisten und Insurgenten.

verschiedenen Elemente des Widerstands vereinigen könnten. Während er in der Hauptstadt durch Herbeiziehung von Truppen und Verhaftung einiger verdächtiger Whigs jede Empörung niederhielt, suchte er zugleich den Fortschritten der Insurgenten in den aufgeregten Provinzen zu begegnen. Churchill führte die Regimenter ins Feld, die kurz zuvor aus Tanger nach England zurückgekommen waren, seitdem man sich entschlossen hatte, diese Mitgift der portugiesischen Königin fahren zu lassen; Henry Somerset, Herzog von Beaufort aus der Familie Worcester, die ihre Reichtümer und ihre Arme der königlichen Sache gewidmet, besetzte mit der Landmiliz der westlichen Grafschaften die Stadt Bristol, ehe Monmouth, der über Bridgewater seinen Zug nach dieser Stadt nahm, vor den Mauern erschien; auch Monk-Albemarle verstärkte sich mit neuen Landwehrmännern aus Devonshire. Diesen Streitkräften konnte Monmouth keine Vorteile abgewinnen; und doch hätte nur ein siegreiches Vorgehen die Gegner des papistischen Königs und der kirchlichen Uniformität ermutigt, für ihn die Waffen zu ergreifen. Wie sollte aber Monmouth, dem es zwar nicht an persönlichem Mut, wohl aber an Entschlossenheit und strategischem Geschick fehlte, mit den zusammengelaufenen Haufen ungeübter Mannschaften, die zum Teil nur Keulen und ländliche Werkzeuge als Waffen führten, gegen den Adel und dessen Kriegsknechte das Feld behaupten? Als Beaufort der puritanisch gesinnten Bürgerschaft von Bristol drohte, falls sie dem Feind die Thore öffnen würde, die Stadt von der Burg aus in Trümmer zu schießen, zog Monmouth, um seine Freunde nicht ins Verderben zu stürzen, wieder nach Bridgewater und nach der Seeküste ab. Auf dem Wege erfuhr er das tragische Schicksal seines schottischen Verbündeten. Sein Selbstvertrauen schwand immer mehr dahin; Mangel an Geld und Kriegsbedarf wirkte lähmend auf ihn und seine Genossen. Er beklagte sich bitter über die schlimmen Ratgeber, welche Hoffnungen in ihm erweckt hätten, die nicht erfüllt worden. Einmal trug er sich mit dem Plan, mit den Emigranten, die ihn begleitet hatten, nach den Niederlanden zurückzugehen; die Gefährten, die sich in England angeschlossen, könnten dann von dem Generalpardon Gebrauch machen, den der König allen denen dargeboten, welche die Waffen niederlegen würden. Aber dieses Vorhaben wurde von Grey als feig und ehrlos bekämpft: zudem waren die Fahrzeuge, die zur Überfahrt gedient hatten, in die Hände Albemarles gefallen.

Treffen bei Sedgemoor. So blieb denn nichts übrig als die Entscheidung der Waffen zu suchen; nur entschlossenes Vorgehen konnte dem Prätendenten neue Streiter zuführen. Auf der Ebene von Sedgemoor, drei Meilen von Bridgewater, standen etwa viertausend Mann königlicher Truppen unter Lord Feversham, einem Neffen Turennes, in einem schwach verschanzten Lager. Auf dieses richtete Monmouth, nachdem er von dem hohen Kirchturm der Stadt herab die Beschaffenheit des
6. Juli 1685. Bodens erspäht, einen nächtlichen Angriff. Das Unternehmen schien zu gelingen: Wenn persönliche Tapferkeit hingereicht hätte, so wäre der Sieg dem Gegen-

könig und seinen kühn vordringenden Kampfgenossen zugefallen: allein die armseligen Waffen der Insurgenten, die unbehilfliche Reiterei mit Pferden, die nur an Feldarbeiten gewöhnt waren, und die Unfähigkeit des Reiteranführers Grey verschafften schließlich den Königlichen den Sieg, sowenig auch der stutzerhafte französische Anführer sich seiner Aufgabe gewachsen zeigte.

Noch kämpften die kräftigen Bauern aus Somersetshire mit ihren Lanzen und Kolben wider die königlichen Truppen, als Monmouth, an dem glücklichen Ausgang verzweifelnd, ein Roß bestieg und vom Schlachtfeld wegritt. Nun wichen auch die Insurgenten; aber bis ans Ende hielten die Kohlengräber von Mendip tapfer zu ihren Fahnen und verkauften ihr Leben teuer. Dies war die letzte Feldschlacht auf englischem Boden; seitdem hat das Land ein andres Aussehen erhalten; wo jetzt fruchtbare Kornfelder und Äpfelbäume prangen, waren damals noch weite Moor- und Heidestrecken. Dennoch hat sich die Erinnerung an das nächtliche Treffen und an die schrecklichen Folgen bis zur Stunde bei der Bevölkerung erhalten. Der Name des Oberst Percy Kirke, der die Kunst des Mordens bei den Barbaren in Tanger gelernt hatte, blieb in Bridgewater und Taunton unvergessen. Während die Sieger auf dem Schlachtfeld zechten und sangen, wurden die trauernden Einwohner gezwungen, die Gefangenen an Galgen aufzuknüpfen, die Todten zu vierteilen. Monmouth floh nach Hampshire, begleitet von Grey und Buyse, in der Absicht die Seeküste zu erreichen und nach den Niederlanden zurückzukehren. Wie einst sein Vater nach der Schlacht bei Worcester verbarg er sich vor den umherstreifenden Verfolgern, die den Preis von 5000 Livres gewinnen wollten, in Kornfeldern und Buschwerk, bis er trotz des Hirtenkleides, in das er seine Glieder gehüllt, erschöpft von Hunger und Ermüdung und entstellt durch Schmutz, in einem von Farnkraut und Gebüsch überdeckten Graben aufgefunden und als Gefangener nach London geführt ward, nach derselben Stadt, wo er als König einzuziehen gedachte, wo er so viele Freunde und Gesinnungsgenossen zählte. Dahin wurden auch seine beiden Begleiter, die man schon vorher entdeckt hatte, gebracht. Im Kerker entsank dem Herzog, der nicht von so starkem Metall war wie Argyle, der Mut; der verwöhnte Liebling des Hofes und einer wandelbaren Menge vermochte nicht mit Festigkeit dem Tod ins Auge zu blicken. Er schrieb an den König einen demütigen Brief, in dem er seine Reue über sein Unternehmen aussprach und die Schuld auf schlimme Ratgeber schob; er bat den Oheim in kläglichen Ausdrücken, daß es ihm gestattet werde vor sein Angesicht zu treten; er habe ihm wichtige Mitteilungen zu machen. Jakob II. war entschlossen, den Gefangenen, der in seinem Manifest die ärgsten Schmähungen und Beschuldigungen über ihn ausgeschüttet, der ihn seiner Krone, vielleicht seines Lebens zu berauben getrachtet, dem Tode zu weihen; dennoch war er grausam und unmenschlich genug, die erbetene Audienz zu gewähren und dadurch in dem Unglücklichen die Hoffnung auf Gnade zu wecken. Er mochte Enthüllungen erwarten, die seiner Rachsucht neue Opfer geliefert hätten. Die

Ausgang des Herzogs von Monmouth.

8. Juli 1685.

Hände auf dem Rücken gebunden trat Monmouth vor den Oheim; er warf sich vor ihm auf die Erde; er beschwor ihn, aus Rücksicht auf das Stuartsche Blut, das auch in seinen Adern rolle, Mitleid zu haben; er bat flehentlich um sein Leben; er gab sogar zu verstehen, daß er geneigt sei, sich mit der katholischen Kirche auszusöhnen. Der finstere Monarch blieb unbewegt. „Sire! ist für mich keine Rettung?" Jakob wandte ihm schweigend den Rücken. Da erst erwachte wieder das Bewußtsein seiner Manneswürde. „In zitternder Haltung war er gekommen; mit festen Schritten ging er von dannen." Alle späteren Versuche, durch Verwendungen und Fürsprachen Gnade oder wenigstens Aufschub der Todesstrafe zu erlangen, blieben erfolglos; Monmouth sollte sein Verbrechen mit dem Leben büßen. Zwei Bischöfe erhielten den Auftrag, ihn zum Tod vorzubereiten. Sie stellten ihm vor, daß er durch seine Empörung gegen den König und durch sein Zusammenleben mit Henriette Wentworth sich gegen Gottes Gebote vergangen habe. Er sagte, daß er sein Unternehmen wegen des dabei vergossenen Bürgerbluts bereue, aber weder wollte er zugeben, daß jeder Widerstand gegen die Obrigkeit unerlaubt sei, noch konnte er dahin gebracht werden, die Verbindung mit Lady Wentworth, die er als eine Gewissensehe ansah im Gegensatz zu der konventionellen Heirat seiner Jugend, für sündhaft zu erklären. Lieber wollte er auf Absolution und Sakrament verzichten und der unmittelbaren Gnade Gottes seine Seele empfehlen. Sein Tod war schrecklich. Schon daniederliegend erhob er sich noch einmal, um das Beil zu prüfen; es schien ihm nicht scharf genug; und wirklich mußte der Nachrichter fünfmal zuhauen, ehe das Haupt vom Rumpf getrennt ward. Viele Thränen folgten dem leutseligen Herrn ins Grab; er wurde als Märtyrer des protestantischen Glaubens betrauert. Im nächsten Jahr starb auch Henriette Wentworth an gebrochenem Herzen.

Jeffreys und die blutigen Assisen. Nach der Hinrichtung des unglücklichen Königsohnes folgte der Terrorismus der Blutgerichte und des Justizmordes in der empörendsten Gestalt. Man muß bei Macaulay die Darstellung der Hochverratsprozesse lesen, welche in den westlichen Grafschaften durch den unmenschlichen Oberrichter Jeffreys veranstaltet wurden, um sich einen Begriff zu machen von den „blutigen Assisen", die in der Geschichte menschlicher Greuelthaten eine der hervorragendsten Stellen behaupten. Ein Mann ohne Herz und Gewissen, der von Jugend auf mit leidenschaftlicher Parteiwut der Reaktion gedient, der durch die Höhlen des Lasters gewandelt, unter den Ränken und Schikanen eines gottlosen racherfüllten Geschlechts alles Gefühl von Menschlichkeit und Gerechtigkeit in seiner Seele erstickt hatte, zog Jeffreys durch die Städte und Landschaften von Hampshire, Dorset, Somerset, um von Soldaten und Schergen unterstützt mit Richtbeil und Henkern nicht nur die Teilnehmer und Förderer des Aufruhrs zu fällen, sondern gegen alle Whigs und Dissenters zu wüten. Es genügte ihm nicht, die Angeklagten, Geschwornen und Zeugen durch Drohungen einzuschüchtern, er fügte zu dem Schrecken noch den Hohn, er wendete bei dem Verhör Schmähungen und Schimpfreden an, er

verschärfte die Strafurteile durch Brutalität und barbarische Roheit. Dabei schändete er sich durch Orgien mit Zechgenossen und Buhlerinnen und benutzte sein Strafamt zu eigennütziger Gewinnsucht für sich und seine Gesellen. Mitleid und Hilfeleistung für Bedrängte und Verfolgte wurde für Teilnahme an hochverräterischen Handlungen erklärt und führte zu Kerker und Hinrichtung. In Winchester mußte die Witwe des ehemaligen Parlamentsgliedes John Lisle, eine allgemein geachtete Matrone, das Schafott besteigen, weil sie zwei Flüchtlinge in ihrem Haus beherbergt hatte; in Somersetshire, dem Hauptschauplatz des Aufruhrs, übten die Henker ihr Blutgeschäft in solcher Ausdehnung, daß die Luft mit Leichengeruch erfüllt war und jeder Windzug die mit Ketten beladenen Gerippe ertönen machte. So wurden durch die „blutigen Assisen" in kurzer Zeit über dreihundert Schuldigbefundene hingerichtet, über achthundert in engen Schiffsräumen nach den überseeischen Besitzungen geschafft, um dort zu Sklavenarbeiten verkauft zu werden. Dann folgte das Geschäft der Gütereinziehung und des Gnadenverkaufs, wobei Habsucht, Härte und Parteiwut Hand in Hand gingen. Selbst die Hofleute, selbst die Königin und ihre Damen trugen keine Scheu sich durch Blutgeld zu bereichern. Diesem Durst nach Gold verdankten einige Insurgentenführer, die wie Grey und Cochrane reich genug waren die Habgier der Mächtigen zu befriedigen, ihre Rettung, während minder Begüterte mit ihrem Leben büßten. Ferguson entkam nach dem Festland. König Jakob erzählte die Erfolge des „Feldzugs" seines Lord-Oberrichters im Westen in einer Weise, daß die fremden Gesandten beim Hören erblaßten. Und als nun dieser Mann von dem Schauplatz seiner Unthaten nach London zurückkehrte, legte der Monarch das Reichssiegel in seine Hände. „Des Königs Herz ist härter als der Marmor seines Kamins," sagte einst Churchill zu einem Hilfeflehenden. Es war die treffendste Bezeichnung.

7. Katholische Reaktionspolitik.

Nach der Bewältigung der englisch-schottischen Rebellion stand Jakob II. auf dem Höhepunkt seiner Macht. Whigs und Dissenters lagen im Staube; im Parlament herrschten die Tories, die dem König während der bürgerlichen Aufregung so große Beweise von Treue und Hingebung dargeboten, die Richter waren seine Sklaven; der Aufruhr hatte ihm Gelegenheit gegeben, die Landarmee zu vermehren und viele katholische Offiziere darin anzustellen, die Subsidien, welche die Liberalität des Unterhauses gewährt, die Hilfsgelder, welche Ludwig XIV. immer noch fortzahlte, um England den kontinentalen Mächten zu entfremden, setzten den Stuart in stand, die verstärkte Kriegsmacht zu unterhalten. Das stehende Heer von 15,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern sollte ihm die Möglichkeit schaffen, sich der Gesetze zu entledigen, die Karl II. zur Beschränkung der Katholiken und der königlichen Prärogative hatte erlassen müssen.

Ansätze zum Absolutismus.

Unter diesen stand in erster Linie die Testakte, welche alle, die nicht zur anglikanischen Kirche gehörten, von den bürgerlichen und militärischen Ämtern ausschloß; neben diesem verhaßten Uniformitätsstatut, dem Jakob selbst einst hatte weichen müssen, war ihm besonders die Habeaskorpusakte ein Dorn im Auge. Mit einem solchen Gesetz, sagte er, könne keine Regierung bestehen. Allerdings war es diesem Schutzgesetz der persönlichen Freiheit zu danken, daß die Blutgerichte sich nicht noch weiter erstreckten, daß nicht die ganze Oppositionspartei in den Kreis der Mitschuldigen hereingezogen wurde, indem viele Verdächtige oder Bedrohte die Wohlthat der Bürgschaftsfrist benutzten, um Beweise für ihre Unschuld zu sammeln. Jakobs Streben war also dahin gerichtet, eine stehende Armee unter zuverlässigen Führern an die Stelle der Landmiliz zu setzen und mit deren Hilfe die unter der Herrschaft der Whigs erlassenen Parlamentsstatuten umzustürzen. Auf diese Weise gedachte er die römisch-katholische Kirche, zu der er sich selbst, seine Gemahlin und ein großer Teil des Hofes bekannten, aus der unwürdigen Erniedrigung zu dem ihr gebührenden Rang zu erheben und die Fesseln der königlichen Machtfülle zu zerreißen. „Jene Springflut der Reaktion, welche ihm selbst den Weg zum Thron bereitet, suchte er mit gewandter Kriegslist auch zur Umbildung der Verfassung zu verwerten.“

Eindrücke der Revokation des Edikts von Nantes.

Gerade damals gelangte die Nachricht von der Revokation des Edikts von Nantes nach England und regte die Gemüter mächtig auf. In den Hofkreisen bewunderte man die Energie des glaubensstarken Monarchen jenseit des Kanals und begrüßte die Maßregel mit lautem Beifall; bei der englischen Nation dagegen, selbst in den Reihen der hochkirchlichen Uniformitätsgläubigen sah man mit Bestürzung und Unwillen auf diesen Akt brutaler Gewissenstyrannei. Die hugenottischen Flüchtlinge, welche auf englischem Boden eine Zufluchtsstätte suchten, fanden eine hilfreiche Aufnahme. Der Bischof von London, Henry Compton, widmete den Ankömmlingen eine Fürsorge, als ob sie die nächsten Glaubensverwandten wären. Es erregte das größte Aufsehen, daß der Bischof von Valence in einer Dankrede an Ludwig XIV. wegen Ausrottung der Ketzerei die Ermahnung beifügte, der Allerchristlichste Monarch möge dem englischen König seinen starken Arm zur Durchführung ähnlicher Maßregeln leihen. Die ersten Stuarts waren die Verbündeten der Hugenotten gewesen; welche Wandlung war jetzt eingetreten!

Die neue Kamarilla.

Nun setzte König Jakob II. ein politisches System ins Werk, welches nicht nur die religiöse Rechtsungleichheit beseitigen, sondern dem Romanismus mit der Zeit die Herrschaft verleihen sollte. Selbständige Männer wurden vom Regiment entfernt: Halifax, welcher die bestehenden Gesetze gegen die königliche Willkür in Schutz nahm, mußte seine Ämter niederlegen und aus dem geheimen Rat ausscheiden. Bei der Mitteilung dieser Entschließung erklärte Jakob den Mitgliedern, „daß er in seinen Geschäften fortan niemand dulden, sein Vertrauen niemand schenken werde, der in Meinungen und Absichten nicht vollkommen mit ihm übereinstimme“. Halifax war einst der heftigste Gegner der Ausschließungsbill gewesen; aber solche der Vergangenheit angehörenden Verdienste fanden jetzt keine Geltung. Albemarle mußte sein Kommando niederlegen, weil er dem Lord

Feversham, von dem der Volkswitz sagte, er habe die Schlacht von Sedgemoor im Bett gewonnen, sich nicht unterordnen wollte. Männer ohne Charakter und Grundsätze, wie der gewissenlose Jeffreys, wie Lord Sunderland, der durch völlige Hingebung seine frühere oppositionelle Haltung in Vergessenheit zu bringen suchte, standen an der Spitze der Regierung. Neben ihnen genoß der habsüchtige ehrgeizige Jesuitenpater Edward Petre aus einer angesehenen englischen Familie die Gunst und das Vertrauen des Königs. Er war die Seele der kleinen Gesellschaft eifriger Katholiken, eines Arundel, Powis, Castlemaine, Lord Dover, mit welcher der König die religiösen Angelegenheiten besprach. Als Jakob auf den Rat Rochesters einmal den Plan einer Defensiv-Allianz mit Holland in Erwägung zog, wußte Sunderland das Vorhaben zu vereiteln; dafür ließ Ludwig XIV. dem durch Spiel und Verschwendung stets geldbedürftigen Edelmann eine Rente von 25,000 Kronen zuweisen. Und bald wurde Rochester selbst von seinem unerbittlichen Schwager seines Schatzmeisteramtes enthoben. Er teilte die Ungnade der protestantisch gesinnten Mätresse Jakobs, der zur Gräfin von Dorchester erhobenen Katharina Sedley, welche die leidenschaftliche Königin Maria d'Este mit Hilfe des Beichtvaters ihres Gemahls vom Hof verdrängte.

Am 9. November 1685 wurden die Sitzungen des Parlaments von neuem eröffnet. *König und Parlament.* Wir wissen, wie loyal die fast ausschließlich aus Tories zusammengesetzte Versammlung gesinnt war. Es stand zu erwarten, daß die Mitglieder mit freudigem Dank aus dem Mund des Königs die glückliche Bewältigung der Rebellion vernahmen. Auch war das Unterhaus bereit den geforderten Mehraufwand für das stehende Heer zu bewilligen, sowenig auch eine solche Neuerung den englischen Traditionen entsprach. Wohl erregte es einiges Bedenken, als Jakob in der Eröffnungsrede erklärte, daß er im Widerspruch mit der Testakte eine Anzahl katholischer Offiziere in der Armee angestellt habe und entschlossen sei, sie noch ferner in ihren Stellen zu erhalten, damit wenn eine neue Rebellion ausbräche, er Leute habe, die ihre Treue durch gute Dienste bewährt hätten. Aber selbst diese durch den Drang der Umstände entschuldigte Gesetzesübertretung wollte man hingehen lassen, falls sich der König entschließen könnte, die Angestellten sofort zu entlassen oder nachträglich bei dem Parlament um Dispensation nachzusuchen. Denn eine von der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt gemeinschaftlich getroffene Bestimmung dürfe doch nicht einseitig von dem König übertreten werden. Mit der größten Devotion brachte das Unterhaus seine Vorstellungen vor den Thron; allein Jakob wollte den ersten Schritt der eigenmächtigen Umgehung des ihm so verhaßten Gesetzes nicht unvollendet lassen; er wies die Deputation in stolzer selbstherrlicher Haltung mit einer unbestimmten Antwort ab; und als auch im Oberhaus sich die Neigung zum Widerstand kund gab, als der erwähnte Lord-Bischof Henry Compton von London, dessen Vater einst für die königliche Sache sein Leben gelassen, scharf und klar darlegte, daß, wenn man nicht von vornherein dem Eindringen des Katholizismus Widerstand

leiste, „das durch die Gesetze eingedeichte Gebiet des Protestantismus bald von der katholischen Weltmacht wie von einer großen Wasserflut durchbrochen werden würde“, da beschloß Jakob II. dem Beispiel des Bruders folgend nach elf-
20. Nov. 1685. tägiger Dauer die Sitzungen auf den 10. Februar zu vertagen. Er wollte der Krone das Recht beilegen, eigenmächtig von statutarischen Festsetzungen zu dispensieren, um auf diesem Weg seine katholischen und absolutistischen Entwürfe durchzuführen. Lieber entbehrte er die bewilligten Subsidien, als daß er von diesem Vorhaben abgestanden wäre. Wenn er erst von dem Dispensationsrecht faktisch Gebrauch gemacht, die Katholiken in den Besitz gewisser Rechte gesetzt haben würde, meinte er, so würde sich das Parlament in den Thatbestand leichter finden. Darum verlängerte er auch nach Ablauf des Termins die Vertagung aufs neue. Er war sich wohl bewußt, daß er sich in einen schweren Kampf einließ, aber die Sache war seinem Herzen zu teuer. Dem Bevollmächtigten des Papstes, der um jene Zeit bei ihm eintraf, sagte er: „er wisse, daß er ein großer und glücklicher König sein könne, wenn er es in bezug auf die Religion beim alten lassen wollte; aber er meine, daß das gegen seine religiöse Pflicht laufen würde“. Zu andern sagte er: „nachdem ihm Gott die Gewalt gegeben, wolle er sie zur Behauptung und Förderung seiner Religion anwenden“.

Die Vertrauten des Königs und das Dispensationsrecht. Seitdem Jakob sich des Parlaments entledigt, legte er mit dem ihm eignen Starrsinn Hand an die Durchführung seines Planes. Zunächst galt es dem Dispensationsrecht Geltung zu verschaffen. Zu dem Zweck erhielten katholische Offiziere in der Armee ein Patent unter dem großen Siegel, welches ihre Person von den gesetzlichen Bestimmungen gegen ihre Glaubensverwandten ausnahm. Dann wurden mit Hilfe Jeffreys' die hohen Gerichtshöfe von widerstrebenden Elementen gereinigt; alle, welche nicht erklären wollten, daß der König von England das Recht habe, von den Gesetzen zu dispensieren, sei es aus Rechtssinn oder aus Scheu vor künftiger Verantwortlichkeit, wurden ihrer Stellen enthoben und durch dienstwilligere Rechtsmänner ersetzt. Denn die Befugnis, Richter zu ernennen und vom Amt zu entfernen, gehörte zu der Prärogative der Krone.
Juni 1686. Darauf wurde von dem Lord-Oberrichter eine Kommission von zwölf Auslegern der Gesetze einberufen, um ein entscheidendes Gutachten über das Dispensationsrecht abzugeben. Zehn erklärten, es stehe in der Macht des souveränen Königs von England, in gewissen Fällen von den Reichsgesetzen zu dispensieren; die Gesetze von England, argumentierte man, seien Gesetze des Königs, so habe man sie von jeher betrachtet; folglich stehe es in seinem eignen Ermessen, Ausnahmen zu gestatten. Zwei widersprachen und büßten deshalb ihre Stellen ein. Und nun wurden zugleich Schritte gethan, dem neuen Kronrecht praktische Folge zu geben. Gegen den katholischen Oberst Sir Edward Hales wurde Klage wegen Übertretung des Testeides erhoben; er berief sich auf des Königs Dispensationspatent, und sein Verteidiger bewies, daß der Dienst des Fürsten eine Pflicht sei, auf welche kein parlamentarisches Statut einwirken könne. Hales wurde freigesprochen.

Der König hatte gesiegt; das Dispensationsrecht war der Krone durch richterliche Entscheidung zugesprochen und Jakob beschloß, dieses große Privilegium zum Vortheil der katholischen Kirche auszunutzen. Mit dem Eifer eines Missionärs und dem Trotz eines Fanatikers legte er Hand an das Werk, das er für seine wichtigste Regierungsaufgabe ansah. Der Papst hatte einen Botschafter nach London geschickt; nun erwiderte Jakob die Aufmerksamkeit durch eine Gegengesandtschaft; er gestattete den katholischen Kultus und veranlaßte den Geschäftsträger des Kurfürsten von der Pfalz, mitten in der City eine Kapelle einzurichten, in welcher die Katholiken der Stadt der Messe anwohnen könnten; er gewährte den Jesuiten und andern Ordensbrüdern sichern Aufenthalt im Reich, beförderte Bekehrungen und Anstellungen und andre Vorteile, ließ Geistliche, die zum römischen Glauben übertraten, im Besitz ihrer Pfründen, verlieh Bistümer, die in Erledigung kamen, an Prälaten von zweifelhafter Rechtgläubigkeit oder zweideutigem Charakter. Die Aussicht auf irdischen Lohn, auf Ämter und Ehrenstellen verfehlte ihre Wirkung nicht bei den Schwachen und Leichtsinnigen, die Verführung war zu lockend und das Beispiel von oben gab manchem Scheingründe zur Beschwichtigung seines mahnenden Gewissens. Wir wissen, daß alle, die unter der vorhergehenden Regierung wegen Verweigerung des Suprematseides in Haft gebracht worden, ihre Gefängnisse verlassen durften, darunter auch einige Quäker und protestantische Dissenters. Damit aber nicht die Meinung aufkommen möchte, als ob des Königs Herz auch mit diesen Mitleid empfände, seine Toleranz sich weiter als über die Grenzen der römisch-katholischen Kirche erstrecke, gab er Befehl, daß das französische Buch des Hugenotten-Geistlichen Jean Claude über die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich durch Henkershand öffentlich verbrannt werden sollte; und da er nicht verhindern konnte, daß in den englischen Kirchen Kollekten zur Unterstützung der flüchtigen Glaubensverwandten veranstaltet wurden, so suchte er die Verteilung der Beiträge dadurch zu erschweren, daß er den Übertritt zur anglikanischen Religion als Bedingung des Empfanges auferlegte. Alle diese Maßregeln brachten indessen nur geringe Triumphe, zumal da die englische Geistlichkeit durch die drohende Gefahr auch ihrerseits zu größerem Eifer aufgestachelt ward und ohne Unterlaß von den Kanzeln herab und in den Katechisationsstunden die Mahnung an die Versammelten richtete, „fest zu halten an dem protestantischen Glauben und sich nicht von den Irrtümern des Papsttums umgarnen zu lassen“. Die von papistischer Seite mehr und mehr hervortretende Anstrengung, die römisch-katholische Kirche als die allein wahre darzustellen, forderte die Gegenpartei zum Widerspruch heraus. Die Kontroverspredigten wurden immer lebhafter; der Pfarrer von St. Giles in London, John Sharp, ein sehr geachteter Kleriker von anerkannter Loyalität, bewies in einer Kanzelrede, daß die anglokatholische Kirche als die wahrhaft apostolische zu betrachten sei, und entwickelte den Begriff der Katholizität nach der Auffassung der bischöflichen Hochkirche. Diese oppositionellen Kundgebungen des englischen Klerus reizten den Ingrimm des Königs. Sollte er dulden, daß man eine Kirchenlehre, zu der er sich selbst bekannte, des Irrtums zeihe? Er stellte daher an die Oberhäupter der Geistlichkeit die Forderung, daß sie alle Kontroverspredigten, in welchen die Doktrinen der katholischen Kirche angefochten würden, verbieten sollten. Sein Zorn richtete sich in erster Linie gegen den Bischof von London. Er hatte gleich nach der Vertagung des Parlaments, wo der Prälat an der Spitze der Opposition bei den Lords gestanden, denselben aus dem geheimen Staatsrat ausgeschlossen und ihm alle weltlichen Ämter entzogen; jetzt gedachte er ihn auch aus seiner kirchlichen Stellung zu verdrängen, weil er nicht unbedingt den königlichen Befehlen gegen die Geistlichen der Hauptstadt Folge leisten, insbesondere den Dr. Sharp nicht ohne Verhör und Untersuchung von seinen pfarramtlichen Verrichtungen suspendieren

Schritte zur Refatholisie- rung Englands.

wollte. Um zu diesem Ziel zu gelangen, stellte er sich auf den Standpunkt der anglikanischen Staatskirchenlehre, wonach der König zugleich das Oberhaupt der Kirche war und somit von dem gesamten Klerus unbedingten Gehorsam fordern durfte. Ein andrer Sinn konnte doch dem zur Prärogative der Krone gehörenden Supremat nicht beiwohnen. Und so ereignete sich denn das merkwürdige Schauspiel, daß ein katholischer König im Interesse der römisch-katholischen Kirche ein Recht in Anspruch nahm und übte, das nach den Grundlehren dieser selbigen Kirche eine arge Sünde und Ketzerei war, daß er als oberster Bischof sich Handlungen zu gunsten des Papismus gestattete, welche vom Standpunkt des römischen Primats als ein unerträglicher Eingriff in die oberhirtlichen Rechte des Nachfolgers Petri, in die hohenpriesterliche Autorität des Pontifikats erscheinen mußten. Jakob erklärte offen, sagt Macaulay, „daß durch eine weise Fügung der Vorsehung die Akte über den Supremat das Mittel sein würde, den verhängnisvollen Bruch zu heilen, den sie hervorgebracht; Heinrich und Elisabeth hätten sich eine Herrschaft angemaßt, welche rechtmäßig dem heiligen Stuhl gehöre; diese Herrschaft wäre durch den Gang des Erbfolgerechts auf einen rechtgläubigen Fürsten gekommen und sei von diesem für den heiligen Stuhl auszuüben. Er sei durch das Gesetz ermächtigt, kirchliche Mißbräuche abzuschaffen, und der erste kirchliche Mißbrauch, den er abschaffen werde, sei die Freiheit, welche die anglikanische Geistlichkeit sich herausgenommen hätte, ihre Religion zu verteidigen und die Lehren Roms anzufeinden".

Erneuerung der hohen Kommission. Dieselbe Institution also, durch welche einst die Trennung der anglikanischen Kirche von dem Papsttum vollzogen worden, sollte jetzt zum neuen Bund mit der Kurie gebraucht werden. Zu dem Zweck übertrug der König die oberkirchliche und summepiskopale Autorität, welche ihm kraft des Suprematgesetzes einwohnte, auf einen Oberkirchenrat von sieben Mitgliedern, welcher zugleich die geistlichen Befugnisse, die einst Heinrich VIII. seinem Generalvikar Thomas Cromwell zugewendet (X, 582 ff.), mit der Gewalt der „Hohen Kommission" unter Elisabeth vereinigen sollte, ein höchstes Inquisitionstribunal mit unbeschränkter Macht in allen geistlichen Angelegenheiten. (Juli 1686.) An der Spitze dieser aus drei Prälaten und vier weltlichen Staatsmännern zusammengesetzten oberkirchenrätlichen Kommission stand der Lord-Kanzler Jeffreys; neben ihm besaß Sunderland den größten Einfluß. Der Erzbischof Sancroft wohnte den Sitzungen nicht bei, die zwei andern Bischöfe waren servile Geschöpfe, bei denen der Ehrgeiz die religiöse Gesinnung überwog. Bischof Compton suspendiert. Die erste Handlung dieses neuen Kirchenregiments, das weniger ein Glaubenstribunal als einen Disziplinargerichtshof vorstellte, war die Untersuchung gegen Bischof Compton wegen Ungehorsams gegen das königliche Gebot. Die Meinungen waren geteilt; aber Jakob, dem die Kommission die Entscheidung anheimstellte, sprach sich für die Suspension aus; die Säule der Opposition bei Klerus und Adel sollte gefällt werden. Darauf wurden dem Bischof Compton alle kirchlichen Funktionen entzogen und die Verwaltung seines großen Sprengels seinen beiden geistlichen Richtern, Crewe von Durham und Sprat von Rochester übergeben. Henry Compton zog sich nach dem bischöflichen Landsitz Fulham zurück, wo die Früchte seiner botanischen Studien noch heute sichtbar sind.

Während gegen die reformatorischen Regungen eine inquisitoriale Gewalt geschaffen wurde, erwiesen der König und die Vollstrecker seiner Befehle eine bewunderungswürdige Nachsicht gegen die papistischen Überschreitungen. Katholische Eiferer geistlichen und weltlichen Standes übertraten in trotzigem Siegesbewußtsein die kirchlichen Landesgesetze, ohne sich durch den Unwillen des Volks, der sich hier und da in tumultuarischen Auftritten Luft machte, einschüchtern zu lassen. „Katholische Kapellen erhoben sich im ganzen Land; Kapuzen, Gürtelstricke und Rosenkränze zeigten sich allenthalben in den Straßen zum Erstaunen einer Bevölkerung, deren älteste Glieder die klösterliche Kleidung nur auf der Bühne gesehen hatten, ein Kloster entstand zu Clerkenwell an der Stelle des alten Klosters St. Johann; die Franziskaner nahmen Besitz von einem Gebäude in Lincolns Inn-Feldern; die Karmeliter setzten sich in der City fest; einer Gesellschaft von Benediktinermönchen ward eine Wohnung im St. James-Palast eingeräumt; in dem Savoy ward ein geräumiges Haus mit einer Kirche und einer Schule für die Jesuiten gebaut und unter des Königs besondern Schutz gestellt." Wohl traten da und dort Anzeichen von Unzufriedenheit und Aufregung im Volk hervor; allein Jakob verließ sich auf seine stehende Armee, die er 13,000 Mann Reiterei und Fußvolk stark auf der Heide von Hounslow im Angesicht von London in einem großen Lager gesammelt hatte. Er lachte der Warnungen des der katholischen Kirche eifrig ergebenen Kurfürsten Philipp Wilhelm, dessen Geschäftsführer sich gegen den Wunsch seines Herrn zur Errichtung der City-Kapelle hatte gebrauchen lassen müssen; denn wie sollte eine Empörung Erfolg haben können, wo eine schlagfertige Armee dem König jederzeit zur Verfügung stand? Aber auch in das Lager war bereits die religiöse Aufregung gedrungen. Die protestantischen Soldaten lasen mit Begierde die „Ansprache" eines englischen Geistlichen, Samuel Johnson, der die Truppen in feurigen Worten ermahnte, ihre Waffen nicht zu gebrauchen zur Verteidigung des Meßbuches, sondern der Bibel und des Landrechts. Der Verfasser hatte schon früher eine Schrift unter dem Titel „Julian der Apostat" herausgegeben, worin er nachgewiesen, daß die Christen der ersten Jahrhunderte nicht an die Unzulässigkeit des Widerstandes geglaubt hätten, und war deshalb als Verleumder und Aufruhrstifter ins Gefängnis geworfen worden; jetzt wurde er zum Pranger und zur Geißelung verurteilt. Die Standhaftigkeit, womit er die entsetzliche Strafe von mehr als dreihundert Peitschenhieben ohne einen Schmerzenslaut über sich ergehen ließ, hat ihm bei dem Volk den Ruhm eines Märtyrers eingetragen. Zugleich wurde von gelehrten Theologen der beiden Universitäten eine scharfe Polemik gegen die römisch-katholische Kirche eröffnet, nachdrücklicher und schneidender als zur Zeit der Reformation. Religiöse Aufregung.

Noch vertrauensvoller blickte Jakob II. auf Schottland. Dort hatte er früher selbst zum Sieg des Royalismus und des Episkopalsystems beigetragen, und die neuliche Niederlage der aufständischen Covenanters unter Argyle hatte vollends die hochkirchlichen und legitimistischen Ideen in die Höhe gebracht. Auch hier war die Uniformität die Grundbedingung der bürgerlichen Rechtsstellung; aber diese Uniformität war nicht wie in dem Nachbarland aus dem Volk selbst hervorgegangen, nicht mit dem geschichtlichen Leben verflochten; sie war durch die despotische Hand der Regierung der Nation gewaltsam aufgedrängt worden, hatte keine tiefen Wurzeln im Herzen der Eingebornen. Daraus zog Jakob den Schluß, daß es nicht schwer fallen würde, dem Katholizismus eine Freistätte zu bereiten. Standen doch an der Spitze der Regierung Männer, von denen kein Begünstigung des Katholizismus in Schottland

Widerstand gegen den Willen des Königs zu befürchten war. Der erste Minister, der Lord-Schatzmeister William Douglas, Herzog von Queensberry, war wie die ganze Clarendonsche Familie, der er durch seine Gemahlin angehörte, ein treuer Anhänger des von Gott stammenden vollberechtigten Königtums, und im geheimen Rat standen ihm zwei Brüder zur Seite, der Kanzler James Drummond, Earl of Perth, und der Staatssekretär Lord Melfort, welche bereits den reformatorischen Glaubenslehren abgesagt hatten und aus Ehrgeiz dem königlichen Absolutismus zu dienen bereit waren. Und noch ein andres Mitglied des geheimen Rats, Alexander Stuart, Earl of Murray, ein Nachkomme und Erbe des Regenten, schwur die Religion ab, für die sein erlauchter Ahn in den ersten Reihen gekämpft hatte, und trat zum Papsttum über. Gordon, Befehlshaber des Edinburger Schlosses, war ein Bekenner Roms. Bilder, Reliquien, Rosenkränze, Kreuze wurden zollfrei eingelassen, während der Vertrieb religiöser Schriften protestantischer Richtung überwacht und gehemmt ward. In der Kapelle von Holyrood wurde die Messe gefeiert; als darüber ein Volkstumult entstand, erhielten Claverhouses Dragoner Befehl zum Einhauen und Schießen.

Protestantische Opposition bei den Schotten.

Am 29. April 1686 wurde der Landtag in Edinburg eröffnet. Der König zweifelte nicht, daß er noch glänzendere Erfolge ernten werde, als in London. Er ernannte den Konvertiten Murray zum Lord-Oberkommissar und ließ den Ständen eine königliche Botschaft vorlesen, worin dem Land einige materielle Vorteile in Aussicht gestellt waren, zugleich aber das Verlangen beigefügt, man möge seine Unterthanen von der römisch-katholischen Religion, die so viele Beweise von Loyalität und Friedensliebe gegeben, des vollen Genusses der bürgerlichen Rechte teilhaftig machen, ohne ihnen eine Eidesleistung aufzulegen, die mit ihrer Religion unvereinbar sei. Da konnte sich nun aber die Regierung bald überzeugen, daß der altschottische Geist trotz aller Stuartschen Glaubenstyrannei in dem Land jenseit des Tweed noch nicht erstorben sei. Die Versammlung wollte nicht einmal die Bezeichnung „römisch-katholische Religion" für die Anhänger einer Glaubensform gelten lassen, die ihnen nur als „Götzendienst" erschien; sie hätte am liebsten den Ausdruck „Papisten" angewendet, am Ende verstand man sich, sie als „die von der römischen Genossenschaft" zu benennen. Nicht einmal die Lords of Articles, welche die Gesetzvorlagen vorzubereiten hatten, konnten von Murray bewogen werden, mehr als die Freiheit des Privatgottesdienstes zu gestatten; in allem andern hielten sie an der bisherigen Vorschrift fest, ohne Eidesleistung sollte niemand weder ein bürgerliches noch ein militärisches Amt bekleiden dürfen. Es half nichts, daß die Parteigänger des Königs die Absicht durch eine weitere Fassung zu verhüllen, den Schutz der Gesetze auch auf Presbyterianer und Dissenters auszudehnen suchten; die Schotten ließen sich nicht täuschen; laut wurde die Ansicht ausgesprochen, „Toleranzgewährung liege nicht in dem Bereiche der weltlichen Obrigkeit und sei unvereinbar mit Gottes Geboten; ihr Zweck sei, Tyrannei aufzurichten und die Herzen der Protestanten dem Papismus zu öffnen und somit Ketzerei, Gotteslästerung und Abgötterei zu gestatten". Ergrimmt über die Widerspenstigkeit der Stände prorogierte

Juni 1686.

der König auch das Edinburger Parlament, um wie in England den Weg der Eigenmächtigkeit und Willkür einzuschlagen. Er versicherte die schottischen Katholiken seines Schutzes, den er vermöge seines Supremats und seiner königlichen Prärogative ohne Berufung auf das Dispensationsrecht gewähren zu können glaubte, entfernte mehrere

Mitglieder, die nicht willfährig genug schienen, aus dem geheimen Rat, darunter Mackenzie von Rosehaugh, einen beredten Rechtsgelehrten, und rief Douglas von allen seinen Ämtern ab. Von der Zeit an traten die antikatholischen Parteiverwandten in Schottland und England einander näher. Sie erkannten die Gleichartigkeit ihrer Ziele: die Landesreligion und die gesetzlichen Rechtsordnungen gegen Papismus und Absolutismus zu verteidigen. Da wie dort widerstrebte man der Abschaffung der Pönalgesetze und der Eidesleistungen weniger aus Intoleranz als aus Besorgnis, daß der Romanismus, wenn er nicht mehr durch gesetzliche Schranken gebunden wäre, durch die Gunst und Unterstützung der Krone allmählich die Oberhand gewinnen und die aus der Reformation hervorgegangenen kirchlichen Formen und Lehren untergraben würde. Daß diese Besorgnis nur zu gegründet sei, lehrte das Beispiel Irlands.

Als Jakob II. die Regierung antrat, stand Ormond noch immer als wahrer Vizekönig an der Spitze der Verwaltung und der Heeresmacht in Irland. Er hatte das hohe Amt als Lohn seiner Verdienste und seiner Loyalität aus Karls II. Händen empfangen. Jakob rief denselben bald ab. Der Lord-Leutnant lud seine Offiziere zu einem Bankett, trank aus einem bis zum Rand gefüllten Becher auf das Wohl des Königs und schiffte sich nach London ein. Darauf teilte Jakob die Stelle: die bürgerliche Verwaltung übertrug er dem Lord Clarendon, dem zweiten Sohn des ehemaligen Kanzlers und Bruder der ersten Gemahlin des Königs, zum Oberfeldherrn über das stehende Heer, das sich auf 7000 Mann verschiedener Waffengattungen belief, ernannte er den erwähnten Talbot von Tyrconnel, einen Irländer, welcher das Blut seiner normännischen Ahnen verleugnend die Leidenschaften und den Fanatismus seiner irischen Landsleute in seiner Seele trug. Irland lag noch in den Fesseln, die Cromwell der Insel angelegt: die Herrschaft und der größte Teil des Grundeigentums war in den Händen der englischen Kolonisten, die der Protektor vorgefunden oder neu-angesiedelt hatte und die auch unter Karl II. in ihren Besitzungen und Rechten geblieben waren. Wir wissen, mit welchem Grimm und Rassenhaß die keltischen Ureinwohner auf die Fremdlinge von anderm Blut und anderm Glauben blickten. Dadurch waren diese genötigt zu ihrer eignen Sicherheit und Gegenwehr sich enger aneinander anzuschließen. Ohne Rücksicht auf die religiöse Verschiedenheit, indem nur die Hälfte sich zu der herrschenden Staatskirche bekannte, der Rest aus Katholiken, aus Presbyterianern und andern Dissenters bestand, bildeten die schottischen und englischen Ansiedler eine geschlossene Phalanx gegenüber den Eingebornen. Im Besitz der Macht, der Güter, des Handels, der höheren Bildung waren sie die Herren und Gebieter der Insel, mußten aber stets bereit sein, diese Stellung gegen die lauernden, neidischen, verbitterten Feinde zu verteidigen. Der Testeid war in Dublin unbekannt, und so saßen denn neben Anhängern der Staatskirche auch katholische und protestantische Nonkonformisten in den Staats- und Gemeindeämtern, in den Richterstellen, im Parlament. Ähnlich verhielt es sich bei der Armee. Allenthalben überwog das nationale Interesse und die Notwendigkeit der Selbstverteidigung gegenüber einer unver-

Katholische Politik in Irland.

söhnlichen Bevölkerung die konfessionellen Rücksichten und Gegensätze. Diese Verhältnisse hatten manches Harte; bei der Verteilung der Güter und Rechte war die Stimme der Humanität nicht gehört worden; manche tiefe Wunden warteten der Heilung. Und wer wäre geeigneter und berufener gewesen, diese Heilung zu versuchen, die feindlichen Stämme zu versöhnen und auszugleichen als Jakob II., der durch seine Geburt den Ansiedlern, durch seine Religion den Eingebornen verwandt war? Aber Jakobs Plan war, das Regiment in Irland ausschließlich in römisch-katholische Hände zu bringen und zu dem Ende, soweit die englisch-schottischen Bekenner dieser Kirche nicht hinreichten, auch irische Eingeborne zu Staats- und Richterämtern, bei der Gemeindeverwaltung und Militärführung zu verwenden. Auf solche Weise gedachte er sich in Irland einen Rückhalt zu verschaffen, wenn seine katholisierenden Tendenzen in seiner schottisch-englischen Heimat auf unüberwindlichen Widerstand stoßen sollten. Dieser Aufgabe konnten Rochester und Clarendon, die Männer der anglikanischen Uniformität, auf die Dauer nicht genügen. Wie lange auch die beiden Brüder, um sich in ihren einflußreichen Stellen zu erhalten, ihre eignen Ansichten und Überzeugungen dem königlichen Schwager zum Opfer brachten, zu dem ehrlosen Schritt einer Abschwörung ihres Glaubens, durch den sie sich allein ihr Amt zu sichern vermocht hätten, konnten sie sich nicht entschließen. Daher fiel es dem ehrsüchtigen, heißblütigen Irländer Tyrconnel, der sich der höchsten Gunst und Gnade in Whitehall erfreute, nicht gar schwer, die Abberufung des englischen Rivalen zu erwirken und die ganze bürgerliche und militärische Gewalt in seine eigne Hand zu bringen. Und nun benutzte er seine Stellung, um vermittelst neuer Güterteilung seinen Stammes- und Glaubensgenossen die Ländereien zurückzugewinnen, die ihnen die Republik entrissen, und die Armee in sichere und zuverlässige Verfassung zu setzen. Viele Offiziere, welche mit ihren protestantischen Ansichten allzu entschieden hervortraten, wurden verabschiedet und durch Katholiken ersetzt. Die Entlassenen begaben sich meistens nach Holland und traten in des Oraniers Dienste. Tyrconnel hatte dabei einen weiter gehenden Zweck im Auge: Jakob war schon bejahrt und noch immer ohne männlichen Leibeserben; sollte nach seinem Tod die Krone an die älteste Tochter Maria und ihren Gemahl fallen, so dachte der ultramontane Graf den alten Plan einer Losreißung der grünen Insel von der angelsächsischen Herrschaft zu erneuern.

8. Testeid und Gewissensfreiheit.

Die katholische Propaganda unter der Maske der Gewissensfreiheit.

Mit der Entlassung der beiden Brüder Hyde, Rochester und Clarendon, zu Anfang des Jahres 1687, traten die Pläne Jakobs II., der katholischen Kirche in England nicht nur eine Freistätte, sondern eine herrschende Stellung zu bereiten, immer deutlicher hervor; Katholiken oder Konvertiten hatten bereits die einflußreichsten Ämter inne; die Religionsstatuten wurden durch das Dispensationsrecht zu gunsten der Katholiken umgangen; an die Einberufung eines

Parlaments wagte man kaum mehr zu glauben. Der Übertritt so mancher Männer von erlauchter Herkunft, wie des Henry Mordaunt, Earl von Peterborough, und des James Cecil, Earl of Salisbury, oder von berühmtem Namen, wie des Dichters Dryden, des Dramatikers und Schauspielers Haines, bestärkte den Stuart immer mehr in dem Glauben, daß die Vorteile und Gnadenerweisungen, die als Preis des Abfalls geboten wurden, eine mächtige Triebkraft auf die Gewissen übten. Solange jedoch die Staatskirche im ausschließlichen Besitz der bürgerlichen Rechte und Ehren war, solange der Testeid nur durch königliche Dispensation, die doch immerhin gewisse Grenzen einhalten mußte, umgangen werden konnte, war für Renegaten nur ein beschränkter Schauplatz offen. Darum wurde jetzt ein andres Panier aufgepflanzt; die papistische Propaganda hüllte sich in das Gewand der Gewissensfreiheit und Toleranz. Bisher hatten alle Stuarts den puritanischen und anabaptistischen Sekten tödliche Feindschaft gezeigt und keiner der Vorgänger hegte größere Abneigung gegen diese strengsten Widersacher des Papismus als Jakob; unbarmherzig waren die Uniformitätsgesetze gehandhabt worden: wie oft hatte man mit Piken und Musketen die Konventikel auseinander gesprengt; wie viele puritanische Prediger, die den Armen die Worte des Lebens zu verkündigen gewagt, schmachteten im Gefängnis! Nun ging dem König auf einmal das Schicksal der Verfolgten zu Herzen; im Gespräch mit William Penn schien sein dürrer trockener Geist für die hohe Idee der Religionsfreiheit Begeisterung zu fühlen.

Wir haben diesen merkwürdigen Mann, den die Quäker als ihren zweiten Stifter verehren, in den früheren Blättern kennen gelernt. Jenseits des Ozeans hatte er auf einem Gebiet, das ihm Karl II. für eine Schuldforderung seines Vaters als erbliches Eigentum eingeräumt, und das als „Penns Waldrevier" bezeichnet ward, ein Asyl eröffnet, wo alle „Freunde" in der Stadt der Bruderliebe ihres Glaubens leben durften, frei von aller kirchlichen Uniformität und religiösen Zwangsgewalt. In dem Quäkertum liegt ein praktischer Zug, ein Verständnis für die realen Verhältnisse des Lebens; unter den Formen der Einfachheit, der Menschenliebe, der gesellschaftlichen Gleichheit bewahrt die Sekte einen klugen Blick für die Dinge der Zeitlichkeit, ein richtiges Urteil über die Wirklichkeit und Nützlichkeit. Sie verschmäht es nicht, durch weltliche Mittel und Wege die idealen Zwecke der Humanität, der Philanthropie, der Gewissensfreiheit zu erreichen. Als Typus dieser praktisch-idealen Weltanschauung kann, wie im achtzehnten Jahrhundert Franklin, so für das siebzehnte William Penn gelten. Beide suchten durch vielseitige Thätigkeit in Schriften und Reden und durch ihre politische Stellung für ihre gesellschaftlichen Theorien zu wirken. Neben Jesuiten und Renegaten lieh Jakob II. niemand so willig Gehör als dem hochgewachsenen wohlbeleibten Quäker, der stets einen großen Stock und ein einfaches Kleid trug, jedermann, den König ausgenommen, mit du anredete, dabei im Umgang liebenswürdig und fein, im Gespräch witzig und anmutig war. Er ging in Whitehall ein und aus und der König erwies ihm solche Zuneigung und Aufmerksamkeit, daß das Gerücht aufkam, Penn sei katholisch geworden. Das war nun keineswegs der Fall; aber aus den Theorien und Prinzipien des Idealisten wußten die feindlichen Gegensätze Gewinn zu ziehen; Penns weitherzige Ideen von Freiheit und Humanität lieferten dem engherzigsten Bekehrungseifer

William Penn.

des Ultramontanismus die Waffen in die Hand. Wir haben es vielfach erlebt, wie geschickt die Papstkirche und ihre eifrige Miliz, der Jesuitenorden, alle Zeitideen zu ergreifen und zu Gottes größerem Ruhm zu verwerten weiß. Vor allem liebte sie es, aus dem Freiheitsbegriff einen Schild für ihre Propaganda zu machen. Penn teilte mit dem Papismus die Abneigung gegen die anglikanische Staatskirche und ihren Uniformitätszwang; er bestärkte daher den König in dem Vorhaben, die gesetzliche Beschränkung durch die Idee der Gewissensfreiheit aufzuheben, dem Grundsatz religiöser Toleranz Geltung zu verschaffen: Marquis Posa hat im Drama Schillers vergebens auf den Knien den König Philipp II. beschworen; der starre Spanier wollte die kirchliche Uniformität nicht zersetzen lassen; William Penn war glücklicher: Jakob II. hatte ein Interesse, wenn die ihm feindliche Konformität gelöst ward, die Gedankenfreiheit schien ihm dazu die geeignetste Waffe, in die durchbrochene Stelle konnte dann der Jesuitismus seine Brecheisen einsetzen; die Fluten des Romanismus konnten dann ungehindert eindringen.

Die Indulgenzerklärung. Die neue Religionspolitik wurde zuerst in Schottland in Gang gesetzt, wo die souveräne Autorität des Königtums ein freieres Feld hatte. Am 17. Februar (17. Febr. 1687.) wurde im geheimen Rat zu Edinburg ein königlicher Erlaß verlesen und bald im ganzen Land bekannt gemacht, worin den Katholiken und Quäkern kraft königlicher Machtvollkommenheit und Gnade Toleranz gewährt war. Sie sollten nicht allein ihre Religion ausüben, sondern auch bürgerliche und militärische Ämter bekleiden dürfen. Auch die gemäßigten Presbyterianer sollten dieser Rechte teilhaftig sein, die Covenanters dagegen nur auf Privatgottesdienst angewiesen bleiben. Selbst bei diesem berechneten Gnadenedikt konnte Jakob seinen Groll gegen die strengen Puritaner nicht unterdrücken. Einige Zeit nachher wurde eine
4. April 1687. Deklaration ähnlichen Inhalts auch in London bekannt gemacht: darin wiederholte der Stuart sein schon oft gegebenes und oft gebrochenes Wort, daß er die Staatskirche in ihren Rechten und Besitzungen erhalten wolle, suspendierte dann alle Strafgesetze in Religionssachen, da er nicht wolle, daß den Gewissen seiner Unterthanen Gewalt angethan werde, und erklärte, daß zur Erlangung bürgerlicher und militärischer Ämter keine Eidesleistung notwendig sei. Dies war die berühmte Indulgenzerklärung, durch welche Jakob kraft seiner königlichen Prärogative mit einem Federstrich alle Statuten vernichtete, welche das volle Staatsbürgerrecht an den Testeid und an den Eid der Treue und des Supremats banden. Er gedachte der monarchischen Autorität einen höheren Schwung zu geben, wenn er den königlichen Dienst und die Pflicht des Gehorsams als das erste Gesetz hinstellte, das durch kein andres Gesetz beschränkt werden könne. Mit welcher Genugthuung empfing er die Dankadressen seiner römisch-katholischen Glaubensgenossen, die zum Teil dem höchsten Adel angehörten! Auch die Anabaptisten, die Quäker, die Kongregationalisten oder Independenten und selbst die Presbyterianer ließen sich herbei, dem König für das hohe Gut der Gewissensfreiheit zu danken. Er versprach, die Indulgenz durch ein Gesetz so zu befestigen, daß das künftige Zeitalter sie nicht wieder umstoßen könne. Am Hof wurde es Mode, Quäker und Dissenters mit Aufmerksamkeit zu behandeln; Toleranz und Ge-

wissensfreiheit waren die Schlagwörter des Tages. Vielverfolgte Antagonisten der Staatskirche, wie Baxter, Howe, Bunyan wurden aus der Gefangenschaft befreit, in der sie solange geschmachtet; sie durften am offenen Tag ihre Gläubigen um sich versammeln. Aber es war als ob das Feuer der Begeisterung erloschen sei, seitdem sie nicht mehr gegen den Antichrist und die babylonische Hure predigen durften.

Die Indulgenzerklärung konnte als die praktische Geltendmachung des Grundsatzes angesehen werden, daß der König über dem Gesetz stehe. Darum wurden jetzt alle Hebel angewendet, dieses Prinzip in das englische Staatsleben einzuführen. Unter der Maske der Toleranz sollte den Katholiken der Zugang zu den Staats- und Lehrämtern und in die beiden Häuser des Parlaments geöffnet, und auf diese Weise unter Beihilfe des katholisch-absolutistischen Königs und einer nach seinem Sinn zusammengesetzten Regierung allmählich das Brandmal des Schisma von der britischen Nation abgewischt werden. Der feierliche Empfang des zum Erzbischof in partibus und zum Nunzius erhobenen päpstlichen Botschafters Monsignor d'Adda eines feinen gewandten Mannes von gefälligen Manieren, durch den König, die Königin und die Spitzen des Hofes und des Kabinetts in dem Prunksaal von Whitehall war der erste Schritt zur Verwirklichung des weit angelegten Planes. Nach den Gesetzen durfte kein päpstlicher Abgesandter das Land betreten; und nun sahen die Bewohner von London, die massenhaft zu dem neuen Schauspiel herbeigeströmt waren und alle Fenster der umliegenden Häuser besetzt hatten, den priesterlichen Diplomaten mit einer langen Reihe sechsspänniger Karossen seine Auffahrt zur königlichen Audienz machen. Da der erste Kammerherr, der Herzog von Somerset aus dem alten reformatorisch gesinnten Hause der Seymours, seine Dienste bei dieser ungesetzlichen Zeremonie verweigerte, wurde er von seinem Hofamt entfernt und der katholische Herzog von Grafton, einer der natürlichen Söhne Karls II., zu der Stelle ernannt.

Der päpstliche Nunzius bei Hof.

Anfang Juli 1687.

Die Hauptsorge des Königs war nun darauf gerichtet, unter dem Schild der Parität in alle Korporationen und Regierungsstellen offene oder heimliche Katholiken und Renegaten einzuführen, um die geschlossene Phalanx des Episkopalismus zu durchbrechen und zu zersetzen; daß dabei des äußern Scheins halber auch Presbyterianer und protestantische Dissenters berücksichtigt werden mußten, ließ sich zu seinem Leidwesen nicht ändern. Die städtischen Magistratsstellen, die früher durch einen willkürlichen Regierungsakt ausschließlich in die Hände der Tories gelegt worden, wurden jetzt nach demselben Verfahren in entgegengesetzter Richtung umgestaltet. Eine eigne Kommission von sechs Mitgliedern, unter denen Jeffreys, der nunmehr offen zur römischen Kirche bekehrte Sunderland und der irische Katholik Butler die größte Autorität besaßen, wurde eingesetzt, um eine Regulierung der Munizipalitäten vorzunehmen, durch welche an Stelle der Tories und Episkopalisten entschiedene Anhänger der Indulgenz

Die Propaganda für Gewissensfreiheit.

und Nonkonformisten in den Kommunen das Regiment erhalten sollten. Demgemäß wurde aus den Aldermenkollegien, aus den städtischen Ämtern, aus der Verwaltung der Zünfte eine große Anzahl von Mitgliedern ausgeschlossen, welche als standhafte Bekenner der Staatskirche sich gegen die Indulgenzerklärung und den Grundsatz der Gewissensfreiheit ausgesprochen hatten. Auf einer Reise nach den westlichen Grafschaften, als die leidende Königin die Bäder in Bath gebrauchen sollte, zeigte sich Jakob besonders huldvoll gegen die puritanischen Dissenters; er schien es ganz vergessen zu haben, daß sie vor zwei Jahren zu den eifrigsten Anhängern des Herzogs von Monmouth gehört hatten. In Bristol und in andern Städten ließ er sich versprechen, daß in das nächste Parlament nur Deputierte gewählt werden sollten, welche für die Abschaffung der Eidesleistung und für Religionsfreiheit stimmen würden. Seine Absicht war, das Unterhaus, das trotz seines torystischen Charakters an der Uniformität und an der parlamentarischen Verfassung festhielt, nach Verlauf der Vertagungsfrist aufzulösen und neue Wahlen anzuordnen, wobei auch die Nonkonformisten auf Grund der bürgerlichen Gleichberechtigung Sitz und Stimme erhalten sollten. Bei den Lords gedachte er die antiepiskopalen Elemente durch neue Peersernennungen zu vermehren. Zu dem Zweck strengte die Regierung alle Kräfte an, die öffentliche Meinung für das neue System zu bearbeiten: nicht nur daß, wie erwähnt, die städtischen Munizipalitäten, die gleichsam „die Ringe der Opposition" im ganzen Land bildeten, durch dissentierende Mitglieder zersetzt wurden, auch die Friedensrichter, die Sheriffs, die Lord-Leutnants in den Grafschaften wurden aufgefordert, für die Abschaffung der Eide und der Strafbestimmungen zu wirken; standhafte Anhänger der Uniformitätsgesetze mußten gefügigeren Männern weichen. Die Listen der Sheriffs wurden in der Art verändert, daß zwei Drittel aus Katholiken und Dissenters und nur ein Drittel aus Bekennern der Episkopalkirche bestanden. Jakob betrieb die Agitation wie eine persönliche Angelegenheit; er reiste in den Städten und Grafschaften umher, um für die Idee der Gewissensfreiheit Propaganda zu machen. Nur solche Beamte sollten geduldet werden, welche sich bereit erklärten, bei den bevorstehenden Wahlen im Sinne der Indulgenz zu wirken oder, falls sie selbst gewählt würden, mit der Regierung zu stimmen. Von den Lord-Leutnants in den Grafschaften, die den angesehensten Adelsgeschlechtern angehörten, wurden sechzehn ihrer Stellen beraubt und durch Männer ersetzt, die großenteils der katholischen Kirche anhingen. Es war eine eigentümliche Erscheinung, die zwei Quäkerhäupter Penn und Barclay an des Königs Seite zu sehen, um als Sekundanten eines fanatischen Fürsten die Fahne der Menschenrechte, der Toleranz, der Gewissensfreiheit für ultramontane Zwecke hoch zu halten.

Die Lehrfreiheit und die hochkirchlichen Universitäten.

Neben der Kommunalverwaltung und den Beamten der Grafschaften waren besonders die Universitäten Oxford und Cambridge der Gegenstand des königlichen Reformeifers. Wir kennen den konservativen Charakter der beiden Hochschulen; die tory-

stischen Ansichten hatten besonders in den Oxforder Gelehrten ihre schärfsten Vorkämpfer. Jakob hatte nicht so ganz Unrecht, wenn er behauptete, „es gebe unter ihnen viele geheime Katholiken, denen man nur Luft machen müsse, um gegen die alleinherrschende episkopale Doktrin einen Gegensatz in den großen Lehranstalten hervorzurufen". Er suchte daher Kraft seines Dispensationsrechts in die Kollegien mehrere katholische Mitglieder zu bringen und ernannte einen heimlichen Papisten zum Präsidenten im Magdalenen-College. Als er dabei auf Widerstand stieß, benutzte er die geistliche Kommission, um die Unfolgsamen durch Amtsentsetzung zu bestrafen. Sie wiesen den Vorwurf des Ungehorsams zurück, denn wer die von den Königen bestätigten kirchlichen und bürgerlichen Gesetze beobachte, sei dem König gehorsam; aber diese Anschauung hatte damals ihre Berechtigung verloren; der neue Inquisitionshof enthob die Mitglieder des Magdalenen-Kollegiums ihrer Funktionen. Die hochkirchlichen Männer wollten sich nicht zu dem Grundsatz einer von der religiösen Konfession unabhängigen Lehrfreiheit bekennen, zu welchem William Penn sie zu bekehren suchte.

Der König scheint es für möglich gehalten zu haben, durch Beherrschung und Beeinflussung der Wahlen ein Parlament zustandezubringen, das auf seine Intentionen einging. Allein was half es, wenn während seines Lebens die Pönalgesetze und die religiösen Eidesleistungen wegfielen, nach seinem Tod aber unter einem protestantischen Nachfolger alles wieder in den frühern Zustand zurückgeführt ward? Denn noch immer war die Königin ohne Kinder. Nur wenn für alle Zukunft das Gesetz der Gleichberechtigung der Konfessionen gesichert war, konnte Jakobs Absicht erreicht werden. Darum war er aufs eifrigste bemüht, seine Tochter und seinen Schwiegersohn, denen das nächste Anrecht auf die Erbfolge zustand, für seine Ideen zu gewinnen. Er forderte mit gebieterischem Nachdruck ihren Beitritt und war sehr erzürnt, als er auf Widerstand stieß. Mit heftigen Worten führte er dem Bevollmächtigten des Generalkapitäns der niederländischen Republik, Dijkvelt, zu Gemüte, daß der Testeid einst zur Beschränkung des Königtums angeordnet worden sei, daß durch die Indulgenz die Autorität der Krone wachse; nimmermehr werde er gestatten, daß man die, so der alten und wahren Religion getreu geblieben, zurücksetze und solche begünstige, welche die Religion, zu der er selbst sich bekenne, für irrtümlich, abergläubisch und götzendienerisch erklärten. William Penn wurde nach dem Haag geschickt, um das statthalterische Ehepaar zu besserer Einsicht zu bringen; aber der Oranier, der von seinem Gesandten über die öffentliche Meinung in Kenntnis gehalten ward, der mit mehreren Häuptern des malkontenten Adels, wie Bedford, wie die beiden Clarendons, wie die Lords Nottingham, Shrewsbury, Danby, Dorset u. a. in vertraulichem Verkehr stand, dem sogar Lady Sunderland, die andre Ansichten hegte als ihr Gemahl, die Politik des Hofes in geheimen Briefen an Wilhelms Vertrauten Bentink mitteilte, ließ sich zu keiner Erklärung im Sinn des königlichen Schwiegervaters fortreißen. Der kluge Oranier wollte sich nicht überzeugen lassen, daß mit der Indulgenzerklärung in England ein goldenes Zeitalter religiöser Freiheit angebrochen sei, daß die Idee einer allgemeinen Toleranz und Gewissensfreiheit, die als Fundamentalgesetz, den künftigen Königen Englands

Haltung Wilhelms v. Oranien.

auferlegt werden sollte, wirklich aufrichtig gemeint sei. Er sah darin weiter nichts als eine versteckte Kriegführung gegen die anglikanische Staatskirche.

Jakob war sehr gereizt über den hartnäckigen Unglauben seines Schwiegersohnes; er meinte, Gilbert Burnet, der berühmte Historiker der englischen Reformation, der sich vor dem Unwillen Jakobs über seine Darstellung nach dem Haag geflüchtet hatte, sei der Urheber des Mißtrauens und der Antipathie; er drang auf dessen Entfernung; aber Wilhelm wollte den Rat und die Dienste des beredten und verständigen Mannes nicht missen; er behielt denselben in seiner Nähe, obwohl er selbst als strenger Calvinist keineswegs mit dessen episkopalisirenden Ansichten in allem einverstanden war, und setzte seinen Verkehr mit den Unzufriedenen fort, die in ihm den Retter und Befreier aus den Nöten der Zeit erblickten. Selbst die Prinzessin Anna und Lord Churchill versicherten ihn ihrer Sympathien und ihrer Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben. Ein von dem Ratspensionär Fagel verfaßter offener Brief, der im Namen Marias und Wilhelms die Erklärung enthielt, daß sie niemals in die Aufhebung der Testakte willigen würden, da bei der herrschenden Richtung des Königs Schutzmaßregeln Aug. 1687. für die Erhaltung der anglikanischen Kirche unentbehrlich seien, wurde schnell im ganzen Land verbreitet und reizte Jakob noch mehr zum Zorn.

Tendenzpolitik im Innern. Am 2. Juli 1687 sprach Jakob II. die Auflösung des Parlaments aus; aber erst am 27. November des folgenden Jahres sollte das neue sich in Westminster versammeln. Bis dahin hoffte er durch die Regulierung der Munizipalitäten und durch die Verführungen, Einschüchterungen, Absetzungen der Sheriffs und Beamten in den Grafschaften es dahin zu bringen, daß die Mehrheit des Unterhauses für die Abschaffung der Zwangsgesetze stimmen würde. Im Oberhaus gedachte er durch neue Ernennungen seinen Zweck zu erreichen. Das Übrige, meinte Sunderland, würde die in Westminster aufgestellte königliche Garde vollbringen. Mittlerweile fuhr er fort, die nach seiner Meinung dem Königtum eigentümlich anhaftende Autorität, die Prärogative der Krone in solcher Ausdehnung zu gebrauchen, daß das Parlament bei seinem Zusammentritt einen Zustand vorfände, den es nur einfach durch die förmliche Abschaffung der entgegenstehenden Akte zu bestätigen hätte. Wie in Frankreich sollte das Parlament nicht neben sondern unter dem souveränen Königtum stehen, ein Institut in dem monarchischen Staatsorganismus bilden, das von dem legitimen Oberhaupt seine Richtschnur empfangen und zur Anwendung bringen sollte. Hatte man doch Mittel zur Verfügung, die jeden Widerstand wegzuräumen im stande waren. Der geheime Rat, in dem nunmehr der Jesuit Petre und der von ihm konvertierte Sunderland das entscheidende Wort führten und worin man merkwürdigerweise auch den Sohn des hingerichteten Anabaptisten und Republikaners Henry Vane aufgenommen hatte, ging ganz in die Tendenzen des Königs ein; einige auserwählte Mitglieder wurden zu der katholischen Hofkamarilla beigezogen, in welcher die zu ergreifenden Maßregeln beraten wurden. Von dem Richterkollegium der Kingsbench, welches Jeffreys so geschickt zusammengesetzt hatte, daß es ein willfähriges Instrument des Absolutismus war, konnte man stets Gutachten und Rechtsentscheide für alle königlichen Anordnungen erlangen; denn

nach dem Dispensationsrecht war ja der König über die bestehenden Gesetze erhaben. — Die neue hohe Kommission, die sich in dem Verfahren gegen den Bischof von London so sehr bewährt hatte, konnte immerfort gegen widerspenstige Geistliche der Episkopalkirche gebraucht werden. Und war denn nicht, wenn alle Hebel versagen sollten, Ludwig XIV. ein Helfer in der Not? Auf diesen Beistand konnte der König um so sicherer rechnen, als die kontinentale Politik damals den französischen Monarchen in eine feindliche Stellung zu dem Statthalter setzte, gegen welchen auch Jakobs Eifersucht und Mißtrauen in erster Linie gerichtet war.

Wir wissen, wie sehr Jakob über die Gegenwart hinaus in die Zukunft schaute. Sollte der katholischen Kirche für alle Zeiten eine ehrenvolle Existenz oder dominierende Stellung gesichert sein, so mußte nicht nur die anglikanische Staatskirche aus ihrer ausschließlichen Herrschaft gedrängt, nicht nur die gegen die Nonkonformisten aufgerichtete Barriere auf legalem Wege beseitigt werden, auch von dem Thron sollte der Katholizismus dauernd Besitz nehmen. Denn seit einiger Zeit sprach man davon, daß sich die Königin in gesegneten Umständen befände. Das Volk war ungläubig; man meinte, es sei eine Wiederholung des Falles von Maria Tudor. Der König aber war nun um so eifriger bedacht, den Testeid wegzuschaffen, damit nicht wieder eine Agitation für die Ausschließung eines katholischen Thronfolgers ins Leben treten oder eine protestantische Vormundschaft unter dem Schild der Landesgesetze eine Erziehung nach dem Bekenntnis der Staatskirche vornehmen könne. Die Indulgenzerklärung wurde von neuem verkündigt und zwar mit dem Zusatz, daß sie in allen Kirchen zur Zeit des Gottesdienstes verlesen werden solle. Petre hatte im geheimen Rat den Befehl durchgesetzt, um die Prälaten zu entehren oder zu verderben. Und in der That kam nun die anglikanische Geistlichkeit in eine schwierige Lage: sollte sie durch Folgsamkeit eine Maßregel gutheißen, die gegen sie selbst gerichtet war, oder durch Widerspruch sich eines Ungehorsams gegen König und Obrigkeit schuldig machen? Der Erzbischof Sancroft, ein gemäßigter Mann von tiefem religiösen Gefühl und durchdrungen von der Wahrheit seiner Kirche, ging mit einigen Bischöfen zu Rate, wie sie sich gegenüber der zweischneidigen Anordnung verhalten wollten. Auch Henry Clarendon, ein ebenso aufrichtiger Anhänger des Königtums als strenger Gegner der katholisch-nonkonformistischen Tendenzen des Stuart, wohnte der Beratung in Lambeth-House bei. Man einigte sich zu dem Beschluß, daß die Indulgenzerklärung nicht verlesen werden sollte. Um aber einen offenen Akt des Ungehorsams zu vermeiden, wollten sie den König selbst durch eine Adresse um Zurücknahme des Gebotes ersuchen. Diese Adresse wurde sechs Tage später in einer großen geistlichen Konferenz, zu welcher sich die gelehrtesten und angesehensten Prälaten einfanden, wie die Bischöfe Kenn von Bath und Wells, Trelawney von Bristol, die Deans Tillotson, Stillingfleet, Tennison u. a., beraten und entworfen. Zur Rechtfertigung ihres Schrittes führten sie den seitdem in allen Verfassungsstaaten gültigen Grundsatz an, daß alles Gesetz-

Marginalien: Der König und die Bischöfe. — 4. Mai 1688. — 12. Mai. — 18. Mai.

widrige, das in des Monarchen Namen angeordnet werde, nicht ihm, sondern seinen Ministern und Räten zur Last falle; daß es somit gestattet sei, von einem Erlaß des geheimen Rats an den König selbst zu rekurrieren. Als die Adresse, worin die Prälaten neben der Beteuerung ihrer loyalen Gesinnung die Bitte aussprachen, der König möge den Befehl der Verlesung der Deklaration in den Kirchen zurücknehmen, ausgestellt und unterzeichnet war, wurden sieben Bischöfe gewählt, welche das Schriftstück dem König überreichen sollten. Der Erzbischof war nicht in der Zahl, weil ihm wegen seiner Weigerung den Sitzungen der hohen Kommission beizuwohnen der Hof untersagt war, auch nicht Compton, der suspendierte Bischof von London, obwohl er der Versammlung angewohnt hatte. 20. Mai 1688. Der König gewährte die erbetene Audienz; er mochte glauben, daß die Kirchenmänner ihm einige demütige Vorstellungen machen wollten. Aber wie erstaunte er, als er beim Durchlesen der Bittschrift eine Protestation fand, als das Recht der Deklaration angezweifelt war, weil das Parlament sich früher dagegen ausgesprochen! Er gab den Überbringern einen höchst ungnädigen Bescheid: das heiße die Fahne der Rebellion erheben; „das Recht der Dispensation hat mir Gott verliehen", rief er, „ich werde es mir nicht entreißen lassen". Die Bischöfe wurden indessen nicht eingeschüchtert; sie beriefen sich auf das apostolische Wort, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Mit dem Ausruf: „Gottes Wille geschehe!" verließen sie das Schloß. Noch an demselben Tag war die Adresse, durch den Druck verbreitet, in der ganzen Stadt bekannt. Die befohlene Verkündigung unterblieb; wo sie versucht wurde, verließ die Gemeinde die Kirche

Die Prälaten nach dem Tower.

Es war ein entscheidender Schritt: die englische Kirche, ihrer ganzen Idee nach mit der Krone aufs innigste verbunden, nahm jetzt Stellung auf der Opposition gegen den König, warf sich zur Beschützerin der Landesgesetze gegen die königliche Prärogative auf. Es läßt sich denken, welche Aufregung dadurch hervorgerufen ward. In einer Menge von Flugschriften wurde der Fall erörtert und je nach dem Parteistandpunkt verworfen oder gebilligt. Bleibt der Testeid in Geltung, sagten die einen, so wird ein großer Teil der Nation um der Religion willen in seinen angebornen bürgerlichen Rechten verkürzt, von aller Teilnahme an der Regierung ausgeschlossen. Seit wann gehört es denn zu der Prärogative der Krone, eigenmächtig von Gesetzen zu dispensieren? fragten die andern; die legislative Gewalt ruhe in dem König und den beiden Häusern, das Recht der Suspendierung sei nur ein Teil dieser Gewalt. Die wahre Loyalität bestehe in der Beobachtung der Gesetze. In einem vielverbreiteten Flugblatt hieß es: „Wenn wir die Erklärung verlesen, so fallen wir, um niemals wieder aufzustehen. Wir fallen unbemitleidet und verachtet, unter den Flüchen der Nation." Selbst die Häupter der Kamarilla, Pater Petre und Sunderland wurden betroffen über den Widerstand einer Priesterschaft, die seit mehr als einem Jahrhundert die wichtigste Stütze des Thrones gewesen war; man zog in Erwägung, ob man es nicht mit einer Rüge sollte bewenden lassen. Allein des

Königs Hochmut und Starrsinn gab sich damit nicht zufrieden: würde es denn nicht den Schein gewinnen, als ob er seiner eignen Sache mißtraue, von der Legalität seines Dispensationsrechts nicht völlig überzeugt sei? So wurde denn der Beschluß gefaßt, die Überbringer der Adresse bei demselben Gericht zu verklagen, welches einst die Rechtsbeständigkeit der Dispensation anerkannt hatte, und zwar auf Grund des Inhalts der Adresse: „In Form einer Petition hätten sie unerlaubter und boshafter Weise ein falsches und empörerisches Libell überreicht und dann veröffentlicht, zur Verachtung des Königs, gegen die Gesetze des Reichs und den öffentlichen Frieden.“ Demgemäß wurden die sieben Bischöfe zu einem Verhör vor König und geheimen Rat vorgeladen, und da sie bei ihren Worten beharrten, ein Gerichtstag zur weiteren Verhandlung festgesetzt. Da sie als Peers keine Bürgschaft stellen wollten, wurden sie bis zu dem bestimmten Termin in den Tower abgeführt. Beim Einsteigen in die Barke und während der Fahrt auf der Themse wurde ihnen eine begeisterte Verehrung erwiesen. Die Menge betrachtete sie als religiöse und politische Märtyrer; alles warf sich auf die Knie und erflehte ihren Segen. „Es war der Augenblick, in welchem das Bischoftum gleichsam seinen Bund mit der Bevölkerung von London schloß.“ Auch während ihrer Gefangenschaft empfingen die Prälaten von allen Seiten Beweise der innigsten Teilnahme und Hochachtung. Während der Kommandant des Towers, der Renegat Sir Edward Hales sich sehr unfreundlich zeigte, fuhren die ersten Adelshäupter, Tories wie Whigs, zu der Festung, um sich nach dem Befinden der Gefangenen zu erkundigen.

8. Juni 1688.

Zwei Tage darauf wurde die Königin, früher als man erwartet hatte, im Palast St. James von einem Knaben entbunden. Hatte schon vorher das Volk die Schwangerschaft und bevorstehende Niederkunft der „Este“ mit ironischem Unglauben aufgenommen, so wurde dieser Unglaube noch vermehrt, als verlautete, daß mehrere Personen, deren Anwesenheit erforderlich gewesen wäre, um die Geburt eines Thronerben vollgültig zu bezeugen, wie die Prinzessin Anna, wie der Erzbischof Sancroft, wie die beiden Hydes, wie der Vertreter Oraniens, nicht zugegen gewesen. Es verbreitete sich das Gerücht, die Hoffnung sei schon vor Monaten fehlgeschlagen; man habe der Königin, die plötzlich in der Nacht von Whitehall nach dem kühleren St. James-Palast überführt worden, ein andres neugebornes Kind in das Bett getragen. Diese Behauptung entbehrte jeder Stütze, in der Folge hat niemand an der Echtheit gezweifelt; aber in jenen Tagen der Aufregung und des Mißtrauens fand alles Glauben, was zum Nachteil des königlichen Hauses ausgesagt ward. Noch an demselben Tage brachte der päpstliche Nunzius dem hocherfreuten König seine Glückwünsche dar; der heilige Vater selbst ward zum Paten ausersehen. Auch der französische Gesandte säumte nicht mit seinen Freudenbezeugungen: Jakob umarmte ihn, empfahl das Kind dem Schutz Ludwigs und entließ ihn mit den Worten: „Ich hoffe, wir werden noch große Dinge für die Religion ausrichten.“

Entbindung der Königin. 10. Juni 1688.

Die Bischöfe vor Gericht. Wohlmeinende Ratgeber empfahlen dem König, das frohe Familienereignis zu einem Akt der Gnade für die Prälaten zu benutzen; allein Jakob beharrte bei seinem Vorhaben. Gerade jetzt schien ihm die Durchführung seines monarchischen Prinzips für die Zukunft des Thronerben um so notwendiger. So 29. Juni 1688. nahm denn die große politisch-juridische Aktion vor der Kingsbench ihren Anfang. Auf beiden Seiten waren die geschicktesten und erfahrensten Rechtsanwälte bemüht, ihre Ansichten zur Geltung zu bringen; dabei bot sich die merkwürdige Erscheinung dar, daß die Verteidiger der Bischöfe der Torypartei angehörten, während die Sache des Königs von einem Mann geführt ward, William Williams, der früher als Sprecher des Unterhauses auf der äußersten Opposition gestanden und die Ausschließungsakte betrieben, dann aber als Preis seiner politischen Bekehrung die Stelle eines Generalprokurators erhalten hatte. Der Kampf war heiß; die Geschwornen blieben die ganze Nacht hindurch im Gerichtsgebäude. Am folgenden Tag erkannten sie auf Nichtschuldig. Selbst die Richter konnten nicht leugnen, daß durch die Aufrechterhaltung des Dispensationsrechts das Wesen der legislativen Gewalt der Krone zufallen würde, daß der Widerstand der Bischöfe gegen den obrigkeitlichen Befehl auf einem Konflikt der Prärogative mit der zu Recht bestehenden Staatskirche beruhe, der nur durch ein Parlament seinen vollgültigen Ausgleich finden könne.

Die Stimmung. Die Freisprechung der Angeklagten wurde wie ein Siegesfest mit Glockengeläute, mit Frohlocken und Glückwünschen, mit nächtlichen Freudenflammen gefeiert; bis in die Gemächer von Whitehall drangen die Jubeltöne des Volks. Aber Jakob verharrte auf seinem Sinn: die Richter, die sich für die Bischöfe ausgesprochen, erfuhren seine Ungnade; nur die Schmeichelreden der Kamarilla, welche die Geburt eines Thronerben für ein Zeichen erklärten, daß Gott ihre Gebete erhört und dem Katholizismus ein Pfand des Fortbestehens für alle Zukunft gegeben, waren nach seinem Sinn und Herzen. Die Gegenpartei und die ganze protestantische Nation erkannte jedoch in der Geburt eines Prinzen von Wales das verhängnisvollste Ereignis; das zerschnitt die Hoffnungen, womit man sich bisher getröstet, daß bei dem Tod des Königs eine protestantische Thronfolge eintreten und das Reich von der Gefahr einer absolutistisch-papistischen Unterdrückung befreien würde, und stellte dem englischen Volk ein langes Elend unter monarchisch-klerikalem Despotismus vor Augen. Es war natürlich, daß der Gedanke der Selbsthilfe immer mehr Wurzel faßte, daß der Plan, sich mit den noch vorhandenen gesetzlichen Kräften von dem unerträglichen Joch des Gewissenszwanges, der Rechtsverletzung, des Fremdeneinflusses zu befreien, in alle Stände eindrang.

9. Die Revolution vom Jahr 1688.

a. Die Landung Wilhelms von Oranien in England.

Wilhelm von Oranien u. die protest. Politik. Um dieselbe Zeit bereiteten sich wichtige Dinge auf dem Kontinent vor. Wir werden bald erfahren, daß die europäischen Mächte zur Wahrung des

politischen Gleichgewichts gegenüber der Vergrößerungssucht Ludwigs XIV. zu einem großen Bündnis zusammentraten. Wilhelm von Oranien und die vereinigten Niederlande waren dabei vor allem thätig. Selbst Papst Innocenz XI., damals in Hader mit dem französischen Machthaber, begünstigte die Koalition. Die Besetzung des fürstbischöflichen Stuhles von Köln gab den Hauptanstoß zu einer neuen allgemeinen Schilderhebung. In diesem kritischen Zeitpunkt suchte der französische Monarch den ihm so sehr ergebenen König von England ganz auf seine Seite zu ziehen, und Jakob II., der weder für das europäische Gleichgewicht, noch für die politischen Interressen des britischen Reichs Sinn hatte, der nur seinen persönlichen Gefühlen und seinen religiösen Vorurteilen folgte, ging gänzlich auf dessen Wünsche und Pläne ein, zumal da beide in dem Widerwillen gegen den Oranier und den protestantischen Freistaat übereinstimmten. Auf Ludwigs Betreiben kreuzte eine englische Flotte, von Frankreich unterstützt, in den Gewässern der Nordsee, um die Holländer abzuhalten, den Schweden gegen den französischen Schützling Christian V. von Dänemark Hilfe zu leisten. Schon vorher hatte Jakob II. an die sechs britischen Regimenter, die seit zehn Jahren in holländischen Diensten gestanden, den Befehl ergehen lassen nach England zurückzukehren. Allein nur sechsunddreißig Offiziere und wenige Gemeine leisteten Folge, die übrigen verblieben in den Niederlanden. Der Grundsatz, daß jeder freigeborne Mann das Recht habe, Kriegsdienste zu nehmen, wo er wolle, leuchtete ihnen mehr ein als die Pflicht des Unterthanenverbandes, welche der englische Gesandte geltend machte. Überall herrschte die Ansicht, bei dem neuen Krieg, zu dem sich die beiden katholischen Potentaten von Frankreich und England vereinigt die Hand reichten, sei es auf die Vernichtung der protestantischen Religion im nordwestlichen Europa abgesehen. Beide Nationen hatten daher das gemeinschaftliche Interesse, den feindseligen Absichten der verbündeten Fürsten mit aller Kraft und Energie entgegenzutreten, ehe ihre Unternehmungen vollständig zur Ausführung gekommeu sein würden. Und wer war dazu ein geeigneterer Bannerträger als Wilhelm von Oranien, der einst die Niederlande aus der Not gerettet, auf den die englischen Patrioten schon seit Jahren ihre Hoffnung gesetzt, in dessen Residenzstadt Haag Scharen von Emigranten aus allen Ständen weilten? Wenn früher die Bekenner der anglikanischen Kirche mit einigem Rückhalt auf den streng calvinistischen Fürsten geblickt hatten, welcher an die Prädestination glaubte und den Zeremoniendienst der englischen Kirche mißbilligte, so hatte sich jede Besorgnis verloren, seitdem es der Beredsamkeit Burnets gelungen war, denselben von der Notwendigkeit der parlamentarischen Verfassung und der damit verbundenen bischöflichen Staatskirche zu überzeugen. Burnet war der Repräsentant der latitudinarischen Kirchenideen, die damals im Gegensatz zu den katholisierenden Tendenzen des Königs in den englischen Klerus und in die hochkirchlichen Kreise eingedrungen waren: angesichts der von der katholischen Propaganda drohenden Gefahr zeigten die Episkopalen gößere Hinneigung zu

den reformatorischen Kirchen des Kontinents und den ihnen verwandten Nonkonformisten in England. Um namentlich gegenüber den calvinischen Presbyterianern der Scheintoleranz des ultramontanen Stuart das Gegengewicht zu halten, wurde ihnen in Flugschriften und Gesprächen eine Ermäßigung der Uniformitätsgesetze in Aussicht gestellt, sobald die Gefahr vor der römisch-katholischen Reaktion verschwunden sein würde. Es war eine durch die gemeinsame Not gebotene Handreichung der Episkopalen und Calvinisten zu einem friedfertigen Zusammenleben unter einem Bekenner der Genfer Kirche.

Wilhelm und Maria.

Diese friedfertige und einträchtige Gesinnung mußte zuerst bei dem fürstlichen Ehepaar selbst geweckt und gefestigt werden, und auch dies gelang dem gemäßigten Kirchenmann Burnet. Der Prinz hatte Zweifel geäußert, ob das Recht der Thronfolge seiner Gattin auch auf ihn übertragen werden würde; sein männlicher Stolz verabscheute den Gedanken, daß er dereinst nur als Gemahl der Königin angesehen und behandelt werden möchte. Diesen Argwohn erstickte das liebevolle Gemüt Marias und die geschickte Vermittelung Burnets. Sie gab dem geistlichen Herrn, der viel bei ihr galt, die Antwort, wenn ihr Gemahl das Gebot der Heil. Schrift befolge: „Männer, liebet eure Frauen", so werde sie auch das andre halten: „Frauen, gehorchet euren Männern in allen Dingen." Mit dieser Erklärung, die sie dem Gatten selbst mitteilte, verschwand aus Wilhelms Herzen das bittere Gefühl, das manchmal sein eheliches Glück getrübt hatte.

Die nationale Partei und Wilhelm von Oranien.

Aber alle diese Aussichten und Pläne schienen für immer zerronnen, als die Nachricht von der Geburt eines männlichen Thronerben im Haag anlangte. Und doch gab gerade dieses Ereignis den Anstoß, daß das Ziel früher erreicht wurde, als nach dem natürlichen Lauf der Dinge erwartet werden konnte. Nur wenige Menschen in ganz England glaubten an die Echtheit des Prinzen von Wales. Durch einen Staatsstreich der Kamarilla sei der Akt in Szene gesetzt worden, um die katholische Herrschaft für alle Zukunft zu sichern. Und nun suche man durch unerhörte Gewaltmaßregeln, Wahlbeherrschung, Bestechung, durch alle schlechten und ungesetzlichen Mittel und Wege ein fügsames willfähriges Parlament zusammenzubringen, das diesem Wechselbalg den Stempel der Legitimität aufprägen und die Nachfolge auf dem englischen Thron sichern solle. Eine solche Schmach könne die Nation nicht auf sich laden lassen. Die Lehre von der Unzulässigkeit jedes Widerstandes, die einst im royalistischen Eifer und im Abscheu gegen die überwundene Republik von den Konservativen und Hochkirchlichen aller Stände aufgestellt worden war, hatte mehr und mehr ihre Geltung verloren: selbst in den Reihen der Tories und der Geistlichkeit wurde die Aufrechthaltung der parlamentarischen Rechte und der Landeskirche gegenüber einer tyrannischen Staatsgewalt als heilige Pflicht, als berechtigte Handlung jedes vaterländisch gesinnten Mannes hingestellt. Die Unzufriedenheit war so allgemein, daß eine nationale Erhebung auf sichern Erfolg rechnen konnte; aber wie sollte dieselbe ins Leben gerufen werden? Man hatte noch nicht den tragischen Untergang von Monmouth und Argyle vergessen. Eine königliche Flotte kreuzte in

der Nordsee; Ludwig XIV. konnte dem Bundesgenossen zu Hilfe kommen, in Irland hatte Tyrconnel ein zahlreiches Heer zu Jakobs Verfügung. Man mußte also vorsichtig zu Werke gehen. Da kam es nun den Patrioten zu statten, daß schon seit mehr als einem Jahr die Fäden vertraulicher Verbindungen zwischen ihnen und dem oranischen Fürstenpaar angeknüpft waren, daß eine Menge von ausgewanderten Engländern in Holland weilten und den Verkehr zwischen beiden Ländern lebendig erhielten, daß die politische Zeitlage ein inniges Zusammengehen der Generalstaaten und ihres Generalkapitäns notwendig machte, daß die Verfolgung der Hugenotten die ganze protestantische Welt in Aufregung und Erbitterung gegen die römisch-katholische Religionswut gesetzt hatte, daß die englischen Whigs und Malkontenten die Überzeugung hegten, jetzt sei der rechte Moment zum Handeln gekommen. So groß war die Abneigung der anglikanischen Aristokratie gegen das treulose Regierungssystem mit seiner perfiden Kamarilla, daß sich unter den ersten Adelshäuptern eine Verständigung bilden konnte, die einen konspiratorischen Charakter trug. Sieben Männer ersten Ranges, die Grafen von Shrewsbury, Devonshire und Danby, der Bischof Compton von London, Lord Lumley, Henry Sidney, Bruder des hingerichteten Algernoon und Vertrauter der Lady Sunderland, und Admiral Russel verabredeten den Plan eines gewaltsamen Thronwechsels, wobei sie auf die Hilfeleistung des Oraniers rechneten. Als der Gesandte, durch welchen Wilhelm dem König seinen Glückwunsch zu der Vaterschaft aussprechen ließ, den Freunden im Vertrauen eröffnete, daß der Fürst nach wie vor zu ihnen stehen würde, setzte Edward Russel, der nahe Verwandte des unter dem Richtbeil gestorbenen Lord, nach dem Haag über, um genauere Verabredung zu treffen. Wilhelm gab ihm zur Antwort, wenn eine bestimmte Einladung von Männern ersten Ranges an ihn käme, daß er seinen Arm leihen möge zur Befreiung Englands von Papsttum und Gewaltherrschaft, so könne er bis zum September Schiffe und Mannschaft aufbringen. Darauf richteten die Lords eine Adresse in Chiffern an den Statthalter der Niederlande mit der dringenden Bitte, noch vor Ende des Jahres wohlgerüstet an 30. Juni 1688.
der englischen Küste zu landen; neunzehn Zwanzigstel der Bevölkerung seien für ihn; er würde zahlreiche Bewaffnete finden, bereit unter seine Fahne zu treten; Offiziere und Gemeine des königlichen Heeres würden sich bei seinem Erscheinen für ihn erklären, ebenso die Flotte. Große Geldsummen wurden zusammengebracht und zum Teil in der Bank von Amsterdam niedergelegt. Der Einladung der Sieben folgten bald andre Kundgebungen: Lord Churchill bot dem Oranier in einem schwungvollen Schreiben seine Dienste an; selbst der Präsident des geheimen Rats, Sunderland, billigte es, daß seine Gemahlin durch den Mann ihres Herzens Henry Sidney sich an dem konspiratorischen Treiben gegen den Stuart beteiligte. Denn seitdem Jakob immer starrer bei seinem System verharrte, die Richter, welche die Bischöfe freigesprochen, mit seiner Ungnade belegte und ihre Stellen gefügigeren Männern verlieh, als er den gesamten Klerus, der sein

Toleranzedikt nicht bekannt gemacht hatte, mit einer Gerichtsverfolgung bedrohte, als er irische Regimenter nach England kommen ließ, um die City in Zucht zu halten, da verlor auch er den Glauben an die Zukunft der Stuartschen Herrschaft und sah sich nach einem Anker der Rettung um.

Wilhelm und die Generalstaaten. Aus allen diesen Anzeichen zog der Oranier den Schluß, daß eine nationale Erhebung gegen Jakob II. unvermeidlich eintreten würde. Sollte er der Entwickelung der Dinge teilnahmlos zusehen? dann war es mit seinen Hoffnungen auf den englischen Thron zu Ende. Denn siegte das Königtum, so hatte er sich von dem zürnenden und mißtrauischen Stuart des Schlimmsten zu versehen; behielten die Gegner die Oberhand, so stand zu erwarten, daß man es noch einmal mit der Republik versuchen würde. Er beschloß also, mit den Freunden und Verbündeten Hand in Hand zu gehen und sich durch seine Mitwirkung bei der Revolution ihren Dank zu verdienen und zugleich auf den Gang der Dinge einen entscheidenden Einfluß zu sichern. Mit unermüdlicher Thätigkeit traf er die Vorbereitungen zu einer bewaffneten Intervention. Seine Stellung als Admiral und Generalkapitän der Republik setzte ihn in die Lage militärische Anordnungen zu treffen. Da aber die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichend für das große Unternehmen erschienen, so suchte er die Generalstaaten zur Hilfeleistung zu bereden. Es war keine leichte Aufgabe, die hochmögenden Herren von Amsterdam, die stets mit Eifersucht auf die Gewalt des ehrgeizigen unternehmenden Oraniers blickten, zur Teilnahme und Unterstützung fortzureißen; sie wollten die Sache hinausschieben. Erst die Erwägung, welchen Gefahren ihr eigner Staat und die protestantische Kirche ausgesetzt seien, wenn die Könige von Frankreich und England sich zu einer gemeinsamen Aktion vereinigten, und der entschlossene Ausspruch Wilhelms: „Jetzt oder niemals!" verscheuchte die Bedenklichkeit. Man ließ es geschehen, daß der Statthalter die flüssigen Staatsgelder zur Vermehrung und Ausrüstung der Flotte, zur Anwerbung von neuntausend Matrosen, zu militärischen Vorkehrungen verwendete.

Das englisch-französische Bündnis scheitert. Ludwig XIV. bemerkte mit Verdruß diese Vorgänge, von denen ihm seine Diplomaten genaue Kunde gaben; er warnte den Stuart und bot ihm seinen Beistand an; aber Jakob glaubte nicht an die Gefahr, auch wollte er nicht, wenn das Parlament zusammenkommen würde, als Verbündeter Frankreichs vor demselben erscheinen. Zugleich verlangte der französische Monarch von den Niederländern die Einstellung der Kriegsrüstungen und ließ im Haag erklären, daß er jeden Angriff wider England als eine gegen ihn selbst gerichtete Feindseligkeit betrachten werde; allein die Generalstaaten antworteten, daß sie angesichts der französischen Kriegsmacht, die Ludwig an ihrer eignen Grenze vereinigt habe, und der Flotte, die im Hafen von Brest segelfertig liege, auf die Sicherstellung ihres Landes gegen unerwartete Angriffe bedacht sein müßten. Man wolle nicht eine Wiederholung der Katastrophe von 1672 erleben. So konnten die Rüstungen des Prinzen als Vorkehrungen zur Verteidigung der Niederlande dargestellt

werden. Am englischen Hof aber bemerkte man mit Eifersucht, daß Ludwig XIV. die Sache des Königs zu seiner eignen mache, daß er England gleichsam unter seine Bevormundung stellen, zur Gemeinschaft und Bundesverbrüderung bei dem bevorstehenden Krieg zwingen wolle. So nahe seien die Interessen beider Länder nicht verwandt; der Stuartsche Thron brauche keinen Protektor, König Jakob sei kein Fürstenberg. Der englische Botschafter in Paris, Skelton, der die Allianz zu eifrig betrieben hatte, wurde abberufen und in den Tower geschickt; dem holländischen Gesandten van Citters gab der König die Versicherung, daß er um Frankreichs willen den Frieden mit den Generalstaaten nicht brechen werde. Die französisch-englische Allianz, welche von Versailles aus aufs eifrigste betrieben ward, kam unter dem Druck dieser Mißstimmung nicht zum Abschluß. Und doch wäre in diesem Augenblick ein festes Zusammengehen mit Frankreich dem König von England mehr als je von nöten gewesen. Denn während er mit den hochmögenden Herren in Amsterdam freundliche Worte austauschte, um sie von dem Statthalter zu trennen, ja sogar sich bereit erklärte, mit Holland und Spanien ein Bündnis gegen den französischen König zu schließen, hatte Wilhelm seine Vorbereitungen soweit vollendet, daß niemand mehr zweifeln konnte, das von langer Hand geplante Unternehmen würde nächstens ins Werk gesetzt werden. Ludwig XIV. gab die Hoffnung auf, den in tiefer Täuschung befangenen Monarchen zu einer gleichzeitigen Kriegsaktion fortzureißen und begann den Feldzug gegen Philippsburg und die mittelrheinischen Gebiete auf eigne Hand. Dies war Jakobs Verderben: denn nun leisteten die von der Besorgnis eines unmittelbaren Angriffs befreiten Generalstaaten dem Prinzen allen möglichen Vorschub. Der englische König erblaßte, als ihm sein Gesandter im Haag meldete, daß Wilhelm nächstens in See gehen werde, daß die Generalstaaten nichts von einem Bündnis mit katholischen Mächten wissen wollten, daß sich Scharen englischer und schottischer Flüchtlinge und Ausgewanderter, zum Teil berühmte Namen, im Haag aufhielten, um an der Invasion teilzunehmen.

Nun gingen dem König die Augen über seine Lage auf. Er erkannte mit Schrecken, wie sehr er sich die Herzen des Volks durch seine von Fanatismus und religiöser Einseitigkeit eingegebene Politik entfremdet hatte. Er hoffte noch durch Einlenken in andre Bahnen den drohenden Sturm abwenden zu können. Eine Proklamation verkündigte der englischen Nation, der König werde die Uniformitätsakte aufrecht erhalten, die Ausschließung der Katholiken vom Unterhaus zugeben, alle berechtigten Beschwerden abstellen, er baue auf die Treue des Volks. Die Bischöfe, selbst diejenigen, die vor Gericht gestanden hatten, wurden zu einer Konsultation nach Whitehall beschieden, damit sie aussprechen möchten, welche Änderungen als Bedingung der Aussöhnung sie wünschten. Auf ihren Antrag erfolgte die Wiedereinsetzung des Bischofs Compton, die Herstellung der Freibriefe an die City von London und an die Magistrate der andern Städte, Aufhebung der geistlichen Kommission und Zulassung der ausgeschlossenen Fellows

Jakob lenkt ein.

21. Sept. 1688.

3. Okt.

im Magdalenen-College in Oxford. Die ihrer Stellen beraubten Lord-Leutnants, Sheriffs und Beamten der Grafschaften wurden großenteils wieder eingesetzt, Vorkehrungen zu freien Parlamentswahlen getroffen; Jeffreys selbst brachte der Londoner Munizipalität die Rechtsurkunden zurück und erklärte die Verfügungen der Regulativkommission für ungültig. Nur dem Dispensationsrecht, das er als den wichtigsten Bestandteil seiner Prärogative ansah, wollte Jakob nicht entsagen.

Das Oranische Manifest und die Gegenmaßregeln.

Durch diese rasche Umgestaltung seiner ganzen innern Politik, durch die Kundgebung einer vollständigen Sinnesänderung hoffte der Stuart sich die Sympathien der Nation wiederzugewinnen und dem drohenden Sturm vorzubeugen. Denn schon war das Manifest im Umlauf, das Fagel in Amsterdam entworfen, Burnet in englische Sprache und in populäre Fassung gebracht hatte. Indem nun der König die darin enthaltenen Beschwerden und Ausstellungen an seiner bisherigen Regierung beseitigte und somit aus freier Entschließung einen Zustand schuf, wie ihn das Manifest als Ziel und Zweck der Invasion hinstellte, konnte er dann nicht erwarten, daß sich alle royalistischen und konservativen Elemente, alle Anhänger der Legitimität zur Abwehr vereinigen würden? Der Prinz von Wales, dessen Echtheit das Manifest in Zweifel zog, wurde in Eile getauft, wobei der Nunzius in Vertretung des Papstes Patenstelle übernahm, und zugleich beurkundete, daß er wirklich das von der Königin geborne Kind sei. Es fehlte nicht an Adressen, worin Edelleute, Geistliche, Stadtgemeinden, Beamte ihren Gefühlen von Treue, Anhänglichkeit, Sympathie Ausdruck gaben; denn die Doktrin von der innigen Verbindung von Thron und Altar, von Königtum und Staatskirche hatte tiefe Wurzeln in den Herzen der Tories und der Kirchenmänner. „Aber in den großen Ereignissen tritt ein Moment ein, in welchem kein vermittelnder Schritt mehr von Wirkung sein kann; sie sind durch das Vorangegangene unwiderruflich vorbereitet und entwickeln sich dann durch ihre eignen Triebe.“ Die in der Hast und Angst des Augenblicks gewährten Zugeständnisse fanden doch nur wenig Vertrauen; konnte sich ja der König nicht einmal entschließen, wie ihm der Lord-Präsident riet, das Parlament sofort einzuberufen. Er fürchtete, die episkopalistisch gesinnten Häuser möchten sich auf die Seite Oraniens schlagen.

Haltung der Generalstaaten u. des englischen Hofs. 7. Okt. 1688.

In denselben aufgeregten September- und Oktobertagen, als König Jakob sich ratlos von einem Entschluß zum andern fortstürzte, machte Wilhelm von Oranien den Generalstaaten Mitteilung von seinem Vorhaben und bat um ihre Unterstützung. Es sei kein Zweifel, daß eine Allianz zwischen Frankreich und England bestehe; schon die Gleichartigkeit der religiösen Interessen müsse dazu führen. Würde nun König Jakob mit Hilfe seines Bundesgenossen Meister über die innere Bewegung, die seinem Regierungssystem widerstrebe, so stehe auf beiden Seiten des Kanals Freiheit und Glaube in der größten Gefahr; erlangte aber die nationale und kirchliche Opposition in England die Oberhand, so würde es abermals zur Gründung einer Republik kommen. Dies sei aber weder in ihrem noch in seinem Interesse. Er sei daher entschlossen der nationalen Partei in England beizustehen, damit die parlamentarische Verfassung, wie sie durch Gesetz und Herkommen überliefert sei, damit Religion und Freiheit der Nation

und zugleich das seiner Gemahlin und ihm selbst zustehende Recht gewahrt und gesichert würden; dabei sollten die Generalstaaten, insbesondere die hochmögenden Herren von Holland ihm behilflich sein. Seine Gründe schlugen durch; ganz in der Stille wurde beschlossen, den Prinzen mit Schiffen und Mannschaft bei Ausführung seines Vorhabens zu unterstützen. Dem englischen Gesandten gaben sie zur Antwort, daß sie in das Anerbieten des Königs kein Vertrauen setzen könnten, da ja die von Ludwig XIV. angedeutete Allianz nicht in Abrede gestellt worden; doch seien sie bereit, angesichts der in England herrschenden bürgerlichen Zwietracht auf die Herstellung eines guten Verständnisses zwischen dem König und dem englischen Volk auf Grundlage der Religion und Freiheit vermittelnd einzuwirken. Eine solche zurückweisende Antwort, worin König und Nation als zwei einander entgegengesetzte Gewalten dargestellt waren, erschien dem englischen Hof als eine unerträgliche Anmaßung. Jakob überschüttete den niederländischen Gesandten mit Vorwürfen gegen den Prinzen und gegen die Republik; er entließ den Herzog von Sunderland, der ihn bewogen hatte, die versöhnenden Schritte zu thun, aus seinem Dienst und näherte sich von neuem dem französischen Monarchen, der ihm durch Barrillon in freundlichster Weise eine Geldunterstützung anbieten ließ. Bald erlangte die französisch-katholische Kamarilla wieder das Übergewicht in Whitehall. Die Verhandlungen über einen Kriegsbund wurden eifriger als je betrieben. Als Jakob, betroffen über eine Stelle in Oraniens Manifest, wonach dieser von geistlichen und weltlichen Lords zu seinem Unternehmen aufgefordert worden sei, von den Bischöfen verlangte, daß sie zur Entkräftung dieser Behauptung die Unzulässigkeit jedes Widerstandes als Grundsatz der Episkopalkirche öffentlich aussprechen sollten, von diesen aber eine Weigerung erfuhr, da regte sich wieder sein ganzes Selbstgefühl und sein unbeugsamer Starrsinn. Er beschloß, sich auf sich selbst zu stützen, dem bewaffneten Angriff mit seinem Heer und seiner Flotte bewaffneten Widerstand entgegenzustellen.

In den letzten Tagen des Oktober und in den ersten des November 1688 sah man an der Seeküste von Holland ein bewegtes Leben sich entfalten. Englische und schottische Emigranten von hohem Rang, wie Lord Mordaunt, wie der Earl of Macclesfield, wie der Vizeadmiral Herbert, wie Archibald Campbell, Sohn des hingerichteten Argyle, alte Genossen Monmouths, wie Fletcher von Saltoun, Patrick Hume, der streitsüchtige Ferguson, Männer aller Stände, verschieden an Ansichten aber einig im Haß gegen das katholisch-absolutistische System Jakobs II. und Ludwigs XIV., brannten vor Begierde, die Küste der Heimat zu betreten; neben ihnen holländische Matrosen und Kriegsleute, die ihrem Generalkapitän die englische Krone, sich selbst Ehre und Gewinn erkämpfen wollten; deutsche Hilfsmannschaften zu Roß und zu Fuß, welche der Kurfürst von Brandenburg seinem Verwandten zugeschickt und denen sich andres deutsches Kriegsvolk nach alter Landsknechtart angeschlossen, um den protestantischen Glauben gegen katholische Vergewaltigung zu verteidigen. Vor allen aber waren die flüch-

Die Einschiffung.

tigen Hugenotten, viele Hundert an Zahl, von Eifer beseelt, die erlittenen Drangsale an dem Verbündeten Ludwigs, an der katholischen Kamarilla, an den jesuitischen Aufstiftern zu rächen. An ihrer Spitze stand ein Mann von erlauchtem Namen, Marschall Schomberg. Deutscher von Geburt, Franzose durch Erziehung und vieljährige Kriegsdienste, mit hervorragenden Engländern verwandt und befreundet, war er der geeignetste Mann, dem Prinzen als zweiter im Rang zur Seite zu stehen. Nach der Revokation des Edikts von Nantes aus Frankreich flüchtig, hatte er sich zunächst nach Portugal, dem alten Schauplatz seines Ruhmes, begeben und war dann, als auch dort die engherzige Religionswut ihm das Leben verbitterte, in die Dienste des großen Kurfürsten in Berlin getreten, dem er bei der Einrichtung des Heerwesens durch seine militärischen Kenntnisse und Erfahrungen von großem Wert war. Auch bei dem Sohn und Nachfolger Friedrich III. stand Schomberg in hohen Ehren, und es war ein starker Beweis von Hingebung an die gemeinsame Sache, daß der Kurfürst dem Bundesgenossen in den Niederlanden den geschickten Heerführer abtrat. Diese Vermischung vielgestaltiger Elemente hatte die notwendige Folge, daß keine extreme Richtung die Oberhand erlangte, daß der Episkopalismus in der latitudinarischen Weitherzigkeit eines Burnet mit den calvinischen Doktrinen der Presbyterianer, Holländer, Hugenotten unter derselben Fahne Stellung nahm.

Marschall Schomberg.

Landung in Devonshire.

Es waren etwa 14,000 Mann, welche zu Anfang November sich in Helvoetsluys einschifften. Die Flotte bestand aus drei Geschwadern, jedes von dreizehn Kriegsschiffen mit mehr als dreißig Kanonen und vielen kleineren Fahrzeugen. Am 5. November a. St., dem Tage der Pulververschwörung, stieg Wilhelm an der Küste von Devonshire in der weiten Seebucht Torbay ans Land. Auf dem Hauptmast seines Schiffes erblickte man die englischen Farben mit der Inschrift: „Für die protestantische Religion und ein freies Parlament" und darunter den Wahlspruch der Nassauer: Je maintiendray. Die königliche Flotte unter Lord Dartmouth hatte seiner Landung kein Hindernis in den Weg gelegt, sei es daß der sonst loyal gesinnte Anführer sich nicht für stark genug zu einem Seekampf hielt oder daß er der Zuverlässigkeit der Mannschaft nicht traute. Nach der Ausschiffung rückte das Heer in dieselbe Gegend vor, wo Monmouth vor drei Jahren eingezogen war. Ganz Europa blickte mit Spannung auf den Ausgang des kühnen Unternehmens; und dem Kaiser, dem König von Spanien, den katholischen Fürsten Deutschlands mochten manche religiöse Beklemmungen durch die Brust ziehen; aber so groß war der Unwille über die Kriegs- und Eroberungspolitik des übermütigen Machthabers in Versailles, der soeben zur Verwüstung der Rheinlande seine Anstalten traf, daß alle andern Bedenken zurücktraten, daß man in jedem Gegner Frankreichs und seiner Verbündeten einen Genossen der eignen Sache erkannte. Billigte doch sogar der Papst den Invasionsplan des Oraniers, weil damit dem Gewaltherrscher an der Seine ein Bundesgenosse entzogen ward.

5/15. Nov. 1688.

Bedenken andrer Art wußte Wilhelm mit diplomatischer Gewandtheit zu zerstreuen. Dem kaiserlichen Hof von Wien gab er die Versicherung, daß er durchaus nicht die Absicht habe, den legitimen Herrscher vom Thron zu stoßen. Er wolle nur der Nation zur Behauptung ihrer alten Rechte und Verfassung behilflich sein; die Successionsfrage solle der Entscheidung des Parlaments anheimgegeben werden; auch werde er für die Abschaffung der Pönalgesetze gegen die Katholiken wirken. So wurden die parlamentarischen Prinzipien mit den Ideen des europäischen Gleichgewichts und der Gleichberechtigung der Konfessionen in Übereinstimmung gesetzt.

b. Flucht der königlichen Familie.

Die Landung des Prinzen und die Verbreitung seines Manifestes im ganzen Reich versetzte die englische Nation in eine fieberhafte Aufregung. Die Royalisten, an ihrer Spitze Preston, der Nachfolger Sunderlands im geheimen Rat, und viele geistliche und weltliche Lords suchten den König zur sofortigen Einberufung eines freien Parlaments zu bewegen, mit dem er gemeinschaftlich die Invasion zurücktreiben möge: aber die französisch-katholische Kamarilla bekämpfte dieses Vorhaben und betrieb aufs eifrigste die Allianz mit Frankreich. Da bei der Armee, die sich nach den westlichen Landschaften in Bewegung gesetzt hatte, um das Vorrücken des Prinzen zu verhindern, Lord Cornbury, Clarendons Sohn, den Versuch machte, drei Reiterregimenter in das oranische Heerlager hinüberzuführen (was jedoch fehlschlug), so beschloß Jakob sich in eigner Person zu dem bei Salisbury aufgestellten Heer zu begeben, um durch die dem legitimen Königtum inwohnende moralische Macht auf die Gesinnung der Soldaten einzuwirken. Aber auch die nationale Partei regte sich. Wenn der Prinz anfangs betroffen war, daß seine Verbündeten nicht so rasch als er gehofft in die Aktion eintraten, daß sich bei der besitzenden Klasse, bei der Kaufmannschaft und dem Bürgertum einige Zurückhaltung bemerklich machte, so gewannen doch in kurzem die patriotischen und nationalen Ideen die Oberhand. Auf Anregung von Edw. Seymour, der eine Zeitlang unter Karl II. im Ministerium thätig gewesen, bildete sich, wie zur Zeit der Königin Elisabeth, eine Association, die sich verpflichtete, mit Wilhelm zusammenzuhalten, „bis Religion, Gesetze und Freiheiten des Landes in einem freien Parlament unerschütterlich befestigt seien“. In Exeter, wo der Prinz um Mitte November seinen glänzenden Einzug feierte, wurde seine Erklärung, daß er gekommen sei, um dem Papismus und der Willkürherrschaft ein Ende zu machen, die alten Rechte und Freiheiten zurückzuführen, mit großer Begeisterung aufgenommen. Von entscheidendem Gewicht aber war die Stimmung im Heer. Die beiden angesehensten Feldhauptleute, Grafton und Churchill gehörten der nationalen Partei an; die Offiziere und Gemeinen waren erbittert und mißvergnügt, daß so viele Katholiken aufgenommen und befördert worden; das Herüberziehen der irischen Regimenter hatte den Verdacht erweckt, daß man sich der verhaßten Papisten zu ihrer eignen Überwachung und Danniederhaltung bedienen wolle. Es erregte Verstimmung, daß Jakob, anstatt von Salisbury

Unsichere Haltung des Königs. Abfälle im Heer.

aus, wo er am 19. November eingetroffen, gegen das feindliche Heerlager vorzurücken oder ein Treffen zu wagen, auf den Rat der französisch-katholischen Faktion in seiner Umgebung, insbesondere des so verhaßten und verachteten Lord Feversham, den Rückzug über die Themse anordnete, um die Hauptstadt zu decken, und sein Söhnchen in Sicherheit zu bringen. Man hatte ihm den Argwohn eingeflößt, die Anführer wollten sich seiner Person bemächtigen und ihn dem Prinzen ausliefern. In der nächsten Nacht ritten Churchill und Grafton mit mehreren Offizieren in das oranische Lager hinüber. Dies gab das Zeichen zu einem allgemeinen Abfall. Täglich sah man Landedelleute mit bewaffneten Knechten nach dem Kriegsschauplatz reiten; in allen Grafschaften erfolgten Kundgebungen protestantisch-patriotischer Sympathien. Die Gerüchte, daß der König Ludwigs XIV. Hilfe angerufen, daß französische Galeeren mit Kriegsmannschaft nächstens an Englands Küste landen würden, steigerten die Aufregung. Da und dort wurden Papisten entwaffnet und in Gewahrsam gebracht; alles drängte sich zur Unterzeichnung der Associationsakte; in den wichtigen Seeplätzen Plymouth und Hull wurde die oranische Fahne aufgepflanzt; als Wilhelm in Salisbury einzog, wurde er von dem Magistrat, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft wie ein regierender Fürst empfangen. Während der Rückreise nach London wurde der König wie von Hiobsposten verfolgt. Selbst in seiner nächsten Nähe zeigte 24. Nov. 1688. sich Abfall und Verrat. In Andover verließ ihn sein zweiter Schwiegersohn, Prinz Georg von Dänemark, der Est-il possible wie man ihn nannte, weil er bei jeder unerwarteten Nachricht in jenen Ausruf der Verwunderung ausgebrochen war. Bald folgte ihm seine Gemahlin Anna in das oranische Lager.

Ratlosigkeit und Vermittelungsversuche. Wie war alles verändert, als Jakob am 27. November wieder in London einzog! Das ganze Land in Gärung oder unter Waffen, allenthalben Aufrufe und Proklamationen voll leidenschaftlicher Ausfälle gegen die Regierung, den König selbst, die ganze Stuartsche Dynastie; die Landarmee der Auflösung nahe, die Seemannschaft unzuverlässig. Jakob II. gewahrte jetzt zu seinem Schrecken, wie gefährlich es sei, dem Grundsatz Raum zu geben, daß man Gesetze und Eidschwüre durch sophistische Deutung umgehen könne. Denn wie er seinen Krönungseid und die Testakte beiseite geschoben, so hielt sich auch die Nation nicht länger an den Grundsatz vom passiven Gehorsam und von der Gesetzwidrigkeit eines bewaffneten Widerstandes gebunden. Wenn der Fürst an die Stelle des Rechtes Willkür und Gewalt setze, hieß es in mancher Proklamation, so seien die Unterthanen durch das Gesetz der Notwehr berechtigt, demselben zu widerstehen. Der Boden, auf dem er sich bewegte, war durch Verrat, Heuchelei und Meineid, womit die Stuarts das englische Volk vertraut gemacht, wankend geworden. Der Haß gegen die französisch-katholische Faktion, auf die der König sich gestützt, war die vorherrschende Empfindung im Lande. Nach seiner Ankunft in London 27. Nov. machte Jakob noch einen Versuch, durch Änderung seines bisherigen Regierungssystems den Sturm zu beschwören. Er berief die in der Stadt anwesenden geistlichen und weltlichen Peers zu einer Beratung nach Whitehall und zeigte sich geneigt, auf Mitte Januar ein Parlament einzuberufen. Er bekam viel zu hören, was seinen Herscherstolz tief verletzte, dennoch wagte er nicht zu widerstehen, als sie verlangten, daß er gleichzeitig mit den Wahlausschreiben eine allgemeine Amnestie ankündige, damit ein

freies Parlament zusammentreten könne, und daß er mit dem Prinzen von Oranien Unterhandlungen anknüpfe, damit durch gemeinschaftliche Beratung die Mittel und Wege für die notwendigen Reformen gefunden werden möchten. Wie sehr es ihm auch gegen den Sinn ging, er schickte Bevollmächtigte in das oranische Heerlager, um den Prinzen aufzufordern, sich nicht der Hauptstadt zu nähern; er sei bereit, alle Beschwerden, die jener in seinem Manifest als Ursache seiner Heerfahrt angegeben, mit Hilfe der beiden Häuser abzustellen, dazu bedürfe es eines Parlaments, das ungestört vom Getöse der Waffen und unabhängig von äußern Einflüssen und freier Beratung seine Beschlüsse fassen könne. Zu dieser Mission ernannte er Männer, die, ohne daß er es ahnte, schon lange zu den Anhängern des Prinzen gehörten, wie Halifax, Nottingham, Godolphin. — Zu gleicher Zeit begab sich auch Lord Clarendon in das Hauptquartier, das von Salisbury nach Hungerford verlegt worden war, um seine Vermittelung anzubieten. Da ja Wilhelm in seiner Deklaration die Entscheidung dem Parlament anheimgestellt und der König nunmehr zu dessen Einberufung sich entschlossen habe, so sei ein befriedigender Ausgleich wohl noch möglich. Man könne dem König Titel und Rang lassen, die Administration dagegen in die Hände des Prinzen legen. Seine verwandtschaftliche Stellung zu beiden, sowie sein Ansehen bei den Tories und Episkopalen machte ihn zu der Mission eines Vermittlers besonders geeignet. Aber die königlichen Kommissare, vor allen der kluge Halifax, arbeiteten ihm entgegen. Der gewandte Lord, der sich stets über den Parteien zu halten gewußt, niemals der französisch-katholischen Faktion gedient hatte, konnte kein Vertrauen mehr zu dem Stuart fassen; er verlangte ganze Arbeit: „nur auf einer neuen Gewalt könne man ein neues Gebäude errichten; nur wer das Land von Papsttum und Knechtschaft erlöst, könne in Zukunft das Regiment führen". Dieser Ansicht war auch Bischof Burnet; beide kannten die öffentliche Meinung, die sich in zahllosen Flugschriften, Liedern, Kundgebungen gegen Papismus und Franzosentum aussprach. Und in der That war jeder Versuch einer Vermittelung ein Danaidenwerk. Wie hätte der König zugeben sollen, daß, wie verlangt wurde, während der Parlamentssitzungen der Prinz in London anwesend, sein Heer in der Nähe sei? wie hätte er die Katholiken, denen er allein noch traute, aus dem Militär und aus den Ämtern entfernen oder den Tower den Stadtbehörden überliefern sollen, wie weiter verlangt ward? War dann nicht zu befürchten, daß man sich des kleinen Prinzen von Wales bemächtige und ihn in der protestantischen Lehre erziehe? Bereits ließ er den Gedanken an die Einberufung eines Parlaments wieder fallen und nahm abermals seine Zuflucht zu Frankreich. Er meinte, wenn Ludwig eine Flotte in den Kanal sende und einige Mannschaft unter einem geschickten Heerführer ans Land setze, könnte es wohl geschehen, daß die englischen Truppen und Seemannschaften, die noch treu geblieben, sich mit den Franzosen vereinigten, und er schließlich doch noch Meister seiner Feinde würde. Aber wie konnte sich der französische König, während er selbst mit einem großen Krieg beschäftigt war, auf ein solches Unternehmen einlassen?

Clarendon und Halifax.

Immer schwieriger wurde die Lage des Königs. Ein unter den Eindrücken des Tages einberufenes Parlament hätte ihm unfehlbar drei Bedingungen gestellt, die ihm unerträglich waren: Anschluß Englands an die europäische Allianz gegen Frankreich, Entfernung aller Katholiken aus Heer und Ämtern und protestantische Erziehung des Kronprinzen. Die versprochenen Ausschreibungen zu Parlamentswahlen wurden daher zurückgehalten. Und so groß war seine Sorge um den kleinen Sohn, daß er denselben nach Portsmouth bringen ließ

Flucht der königlichen Familie.

zur sichern Überfahrt nach Frankreich. Allein der sonst dem König treugesinnte Admiral Dartmouth wollte die Verantwortung für eine solche Handlung nicht auf sich nehmen; der Thronerbe mußte nach London zurückgeschafft, ein neuer
9. Dez. 1688. Weg der Flucht gesucht werden. In einer kalten Dezembernacht wurde die Königin mit ihrem Säugling und der Amme von zwei französischen Edelleuten, den Grafen von Lauzun und St.-Victor, auf ein Schiff gebracht und nach Calais entführt. Als die zarte Italienerin wehklagend die geheime Treppe hinabstieg, um zu der Barke zu gelangen, tröstete Jakob die Scheidende mit dem Versprechen, daß er bald nachfolgen werde. Und schon am nächsten Tag, während die Unterhandlungen in Hungerford noch fortdauerten, brachte er seine wichtigen Papiere in Sicherheit, übergab die ausgefertigten Wahlausschreiben zum Parlament den Flammen und traf alle Anstalten zur heimlichen Flucht. An einen erfolgreichen Widerstand seiner Truppen konnte er nicht mehr glauben, seitdem 600 Irländer und Schotten in Reading beim Anrücken einiger feindlichen Reiterschwadronen in wilder Flucht auseinander gestoben waren. Vergebens suchte Barrillon den König von dem Vorhaben abzubringen, das, wie er wohl einsah, dem Einfluß Frankreichs in England für immer ein Ende machen würde: Jakob beharrte auf seinem Entschluß. Nachdem er in einem Schreiben an Lord Feversham die
10. auf 11. Dez. 1688. Auflösung seiner Armee angeordnet, setzte er in tiefer Nacht über die Themse, warf im Angesicht von Lambethhouse das Reichssiegel, das er sorgfältig gehütet hatte, in den Strom, damit nicht während seiner Abwesenheit Amts- oder Gerichtshandlungen wider seinen Sinn vorgenommen werden möchten, und fuhr dann in einem bereitstehenden Wagen nach Eveslay-Ferry, wo er ein offenes
Anarchie und Exzesse in London. Boot bestieg, das ihn nach dem Kanal bringen sollte. Er hatte auf den Morgen den geheimen Rat nach Whitehall beschieden, um jeden Verdacht niederzuhalten. Als der Kammerherr Northumberland den Harrenden eröffnete, daß das Gemach des Königs leer sei, wurde alles von Schrecken und Bestürzung erfaßt. Mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht über Stadt und Land und zerriß alle Bande des Gehorsams und der obrigkeitlichen Autorität. War doch der Träger der öffentlichen Gewalt verschwunden. In London richtete sich die Volkswut gegen die Katholiken; man griff ihre Häuser, ihre Kapellen, selbst die gesandtschaftlichen Hotels einiger katholischen Mächte an; man forschte nach Petre, nach Sunderland, nach dem Lord-Kanzler Jeffreys. Den beiden ersten gelang es, sich verkleidet über das Meer zu retten, Jeffreys dagegen wurde entdeckt, unter Insulten und Mißhandlungen vor den Lord-Mayor geführt, der ihn im Tower in Sicherheit brachte. Dort ist er einige Monate darauf gestorben, ehe er vor Gericht gestellt werden konnte. Auch der päpstliche Nunzius wurde festgehalten, bis ein Paß des Prinzen von Oranien ihm die Rückkehr nach dem Kontinent gestattete. Die Not der Zeit, die Gefahren einer drohenden Anarchie erforderten schleunige Hilfe. Daher traten noch an demselben Tag die in London anwesenden oder in der Nähe seßhaften geistlichen und weltlichen Lords mit dem

Stadtrat in Guildhall zu einer Beratung zusammen. Sie trafen Anordnungen zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und erließen eine Erklärung, daß das Parlament, dessen Einberufung durch den König nunmehr unthunlich geworden, dennoch sobald als möglich zusammentreten solle, um vereint mit dem Prinzen von Oranien die von Jakob II. verletzte Verfassung des Landes und der Kirche herzustellen. Vor allem mußten Anstalten zur Verhinderung von Frevel und Ausschreitungen getroffen werden, denn die Schrecken der „irländischen Nacht“, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, die in der Nähe der Hauptstadt stehenden irischen Regimenter hätten es auf Ermordung und Plünderung der protestantischen Bewohner Londons abgesehen, stellten die Notwendigkeit obrigkeitlicher Schutzmaßregeln dringend vor Augen. Es war daher ganz im Sinn der Magnaten, daß der Prinz auf die Kunde, der Anführer der Leibgarde und ein andrer Befehlshaber habe sich für ihn erklärt, in die Nähe der Hauptstadt vorrückte, den Lord Feversham, weil er die königlichen Truppen aufgelöst hatte, in Haft nahm und zur Verhütung von Gewaltthätigkeiten zweckmäßige Befehle ausgehen ließ.

Der König wieder in Whitehall. 16. Dez. 1688.

Da wurde der Oranier durch die unangenehme Nachricht überrascht, König Jakob sei wieder in Whitehall. In der That war er von herumstreifenden Fischersleuten, die an der Küste Jagd auf flüchtige Papisten machten, aufgegriffen und ohne daß die Menge eine Ahnung hatte, wer er sei, ausgeplündert, dann unter Schmähungen und Thätlichkeiten als Gefangener nach Faversham geführt worden. Hier wurde er erkannt und gegen weitere Insulten geschützt. Aber weder Bitten noch Drohungen vermochten die Einwohner zu bewegen, ihm zur Fortsetzung seiner Fahrt behilflich zu sein. Unter tumultuarischem Geleit wurde Jakob nach London zurückgebracht. Trotz einzelner Beweise von Ehrfurcht und Ergebenheit, die ihm auch jetzt noch zu teil wurden, konnte er doch leicht bemerken, daß es mit seiner Macht und Autorität vorbei war: die Edelleute, die unter Halifax' Vorsitz eine Art provisorischer Regierung gebildet hatten, waren in ihren Unterhandlungen mit dem Prinzen schon zu weit gegangen, als daß sie hätten zurücktreten können; und wenn sie es versucht hätten, wäre die Nation ihnen nicht gefolgt. Es waren bittere Stunden, die Jakob nach seiner Rückkehr in den königlichen Gemächern verbrachte; er faßte einen Beschluß nach dem andern; alle scheiterten an der Macht der Verhältnisse. Bald wollte er sich unter die Obhut der Londoner Bürgerschaft stellen, bis das Parlament eine Entscheidung getroffen hätte: die Aldermen wollten die Verantwortlichkeit für seine Person nicht übernehmen; bald suchte er eine Unterredung mit seinem Schwiegersohn zu erlangen, aber der Prinz, der mittlerweile das Schloß Windsor zu seinem Aufenthalt gewählt, lehnte aus Rücksicht seiner Sicherheit die Zusammenkunft in London ab. Leicht hätte Wilhelm die Gefangennehmung des Königs erwirken können. Aber was sollte er mit ihm beginnen? Viel lieber wäre es dem Prinzen gewesen, wenn ihn die Schiffer hätten entfliehen lassen.

Jakobs Abreise nach Frankreich. Wilhelm in London. In diesem Wunsch stimmten beide überein. Auch Jakobs ganzes Trachten war darauf gerichtet, nach Frankreich zu entkommen. Er zweifelte nicht, daß er mit Ludwigs Hilfe bald wieder zurückkehren könne und daß die Verwirrung des Reichs, die, wie er sicher voraussetzte, seiner Entfernung auf dem Fuße folgen müsse, die Sehnsucht nach seiner Restitution so lebhaft erwecken würde, wie einst in den letzten Zeiten der Republik. Gleich dem Bruder würde er dann mit Begeisterung aufgenommen, die Prärogative willig anerkannt werden. Als ihm der Prinz durch Halifax und zwei andre Lords ankündigen ließ, daß er Westminster zu verlassen habe, war es ihm daher ganz erwünscht, daß man ihm gestattete, seinen Aufenthalt in der Seestadt Rochester zu nehmen. Von dort aus 18. Dez. konnte er die Überfahrt leichter bewerkstelligen. Nach seiner Abreise besetzten oranische Truppen die wichtigsten Posten von London, indes der Prinz selbst, von dem Lord-Mayor und den Gemeindebehörden eingeladen, unter den jubelnden Zurufen des Volks an der Seite Schombergs seine Einfahrt hielt und die Gemächer des Palastes von St. James bezog. Nun war Wilhelm Herr und Meister von England; die Landarmee stand zu seiner Verfügung; die Flotte harrte seiner Befehle. Niemand hätte ihn hindern können, sich der Krone zu bemächtigen und es hat nicht an Stimmen gefehlt, die ihm zuredeten, er solle wie einst Heinrich VII. sich zuerst auf dem Thron festsetzen und dann in herkömmlicher Weise das Parlament berufen. Aber damit hätte er gegen sein Manifest, gegen die den europäischen Mächten gegebenen Zusagen gehandelt; das war nicht in seiner Art.

21. Dez. 1688. Wie freuten sich die geistlichen und weltlichen Peers, die er am 21. Dezember um sich versammelte, aus seinem Mund zu vernehmen, daß er auf ihre Einladung über das Meer gekommen sei, um im Verein mit einem freigewählten Parlament für Herstellung der Rechte und Freiheiten des Königreichs und der Religion Sorge zu tragen. Indem er sich selbst nur das Recht vorbehalte, die militärischen Angelegenheiten nach seinem Ermessen zu leiten, überlasse er ihnen die Bestimmungen über die bürgerliche Regierung und über die Einberufung des Parlaments. Das war eine männliche That in Worten. Nun lag nur die Frage vor, wie man den Willen der Nation in gesetzmäßiger Weise erforschen könne. Die Hochtories hielten an dem Glauben fest, der König selbst, der ja noch im Land weilte, möchte sich bewegen lassen, die Einberufung eines Parlaments in herkömmlichen Formen anzuordnen; zu dem Ende schickten sie eine Deputation nach Rochester. Allein Jakob ließ sie nicht vor, er hatte seiner Gemahlin versprochen, ihr innerhalb vierundzwanzig Stunden zu folgen; es war ihm leid genug, daß dies durch äußere Umstände unmöglich geworden war, nun drängte es ihn, die Abfahrt zu beschleunigen. Auch hielt er es für unvereinbar mit seiner religiösen Pflicht, eine Versammlung ins Leben zu rufen, welche ohne Zweifel auf dem Fortbestehen des Testeides beharren würde. Er verweigerte daher den Peers, denen er ohnehin wegen ihrer illoyalen Haltung während der Krisis grollte, die nachgesuchte Audienz und bewerkstelligte seine Abreise, an der ihn nun niemand

mehr verhinderte. Nach einer stürmischen Überfahrt landete Jakob II. zu Ambleteuse an der französischen Küste und eilte nach St.-Germain en Laye, wo Ludwig XIV. seiner Gemahlin und dem kleinen Thronerben eine Zufluchtsstätte bereitet und mit verschwenderischer Pracht ausgestattet hatte. Der französische Monarch umarmte seinen Schützling und führte ihn selbst der Königin zu. Zugleich wies er mit freigebiger Hand die Unterhaltungskosten für einen glänzenden Hofstaat an. „So verließ Jakob das Steuer, das er nach einem falschen Polarstern gerichtet hatte,“ aber voll Hoffnung bald wieder mit fremder Hilfe zurückzukehren, das Reich aus der unvermeidlichen Verwirrung zu retten, seinen Glaubensgenossen eine gesetzliche Stellung, der Prärogative neue Geltung zu verschaffen. 25. Dez.

c. Die neue Staatsordnung.

Allein wie Träume bei Anbruch des Tages so zerrannen diese Hoffnungen und Entwürfe des Königs vor den Ereignissen, die seiner Abreise auf dem Fuße folgten. Verstimmt über die Zurückweisung traten die Lords zu einer Beratung zusammen, wie man jetzt, nachdem der König selbst das Reich aufgegeben, zu einem geordneten Staatswesen gelangen könne. Unter dem Impuls der thatsächlichen Lage erhielten die Whigs die Oberhand. Sie kamen zu dem Entschluß, eine Konvention d. h. eine parlamentarische Versammlung ohne königliche Ausschreiben einzuberufen und den Prinzen von Oranien zu ersuchen, dabei mitzuwirken und bis zum Zusammentritt der Stände die Administration des Landes in die Hand zu nehmen. Zu dem Zweck lud Wilhelm alle Mitglieder, die in den Parlamenten Karls II. gesessen hatten, nebst dem Lord-Mayor und dem Stadtrat von London zu einer Zusammenkunft ein. Sie fand im Sitzungssaal des Unterhauses statt, nicht als ob sich die Berufenen für ein rechtmäßiges Parlament angesehen hätten, sondern weil dieser Raum allein groß genug war, die Menge zu fassen. Das Resultat ihrer Beratung war ein Ansuchen an den Prinzen, er möge die Regierungsgewalt interimistisch in die Hand nehmen und die zur Wahl einer Konvention erforderlichen Ausschreiben erlassen. Denn in Irland und in Schottland traten bereits Erscheinungen zu Tage, die, sollten sie nicht zu Anarchie und Bürgerkrieg sich steigern, ein festes auf militärische Macht gegründetes Regiment notwendig machten. Wilhelm von Oranien kam der Aufforderung der Versammlung nach. Während die Wahlen zu der Konvention in herkömmlicher Weise vor sich gingen, handhabte er die öffentliche Gewalt mit königlicher Autorität und fand überall willigen Gehorsam. Aus dem Landheer und der Marine wurden die katholischen Offiziere und alle Elemente von zweifelhafter Treue entfernt, wobei Lord Churchill dem Regenten behilflich war; eine Anleihe von 100,000 Pfd. St. für den Staatsbedarf kam in vier Tagen durch freiwillige Beiträge zusammen; wo die Wahlen vorgenommen wurden, zogen sich die Truppen zurück, um jeden Schein einer Einwirkung zu vermeiden. An dem bestimmten

Die Konvention und Prinz Wilhelm.

26. Dez. 1688.

1. Febr. 1689. Tag, 22. Januar alten, 1. Februar neuen Stils, trat die Konvention zusammen, sowohl die neuen gewählten Gemeinen als die erblichen Peers, die Bischöfe und Lords. Die ganze gesetzgebende Macht trug das Gepräge eines regelmäßigen Parlaments, nur ohne die Autorität eines Königs. Beide Häuser begrüßten in einer Adresse den Prinzen als das glorreiche Werkzeug zur Befreiung des Königreichs von Papsttum und Knechtschaft, sprachen ihm den Dank der Nation für seine bisherige Verwaltung aus und ersuchten ihn bis zur Vollendung ihrer konstituierenden Arbeiten die Regierungsgewalt in derselben Weise fortzuführen.

Der Thron für erledigt erklärt. Seit einem halben Jahrhundert waren die fundamentalen Begriffe des englischen Staats so vielseitig entwickelt und klargestellt, die Prinzipien einer repräsentativen Erbmonarchie von der Grenzlinie republikanischer Selbstverwaltung bis zum göttlichen Königsrecht und zum passiven Gehorsam so eingehend erörtert und durchgeführt worden, daß die Debatte über die Konstituierung und Rechtsordnung des künftigen Staatslebens, welche die Gemeinen in der freien Form eines Ausschusses des ganzen Hauses eröffneten, einem rechtspolitischen Kampf glich, in welchem Tories und Whigs einander in Schlachtordnung mit scharfen Waffen gegenüberstanden. (28. Jan. (7. Febr.) 1689.) Daß der Thron erledigt sei, konnte nicht bestritten werden; aber ist diese Erledigung als eine freiwillige Niederlegung der Krone zu betrachten, die durch eine Regentschaft bis zur Rückkehr der gesetzlichen Ordnung ausgeglichen werden möge, oder als eine Verwirkung der Krone infolge gesetzwidriger Verletzung des Urvertrags durch Gewaltthat und Tyrannei, welche eine Ausschließung vom Thron, eine Abschaffung der erblichen dynastischen Rechte als notwendige Vergeltung und Sühne nach sich führe? Alle die hohen Staatsfragen von Volkssouveränität und Unantastbarkeit des Erbkönigtums, von erlaubtem Widerstand und passivem Gehorsam traten wie die Feldzeichen zweier Heerkörper in das Gefecht ein. Die Ansichten der Whigs hatten die Sympathien der Mehrheit des Volks für sich; doch war das Bedürfnis einer Verständigung auf einer mittleren gemäßigten Grundlage so allgemein, daß man alle schroffen Aufstellungen zu vermeiden suchte. Man gab insoweit den Tories nach, daß man eine freiwillige Entsagung, eine Abdikation des Königs gelten ließ, infolge deren der Thron in Erledigung gekommen sei; daß somit die Ausschließung nicht als eine Absetzung durch das Volk, sondern als eine Folge der eignen Handlungen des Königs aufgefaßt wurde. Aber mit der Annahme einer „Vakanz“ des Thrones war doch auch die Unterbrechung der regelmäßigen Erbfolge verbunden und damit der Sieg des Whiggismus ausgesprochen. Nach langen Debatten vereinigte sich das
28. Jan. Haus der Gemeinen zu dem Beschluß: „König Jakob II. hat durch seinen Versuch, die Verfassung dieses Königreichs zu vernichten, indem er den ursprünglichen Vertrag zwischen König und Volk brach und auf den Rat der Jesuiten und andrer gottloser Leute die Grundgesetze verletzte, sowie durch seine Entweichung aus dem Königreich der Regierung entsagt, und der Thron ist dadurch erledigt.“
29. Jan. Am nächsten Tag, während das Oberhaus über den Beschluß der Gemeinen in

Beratung eintrat, wurde als Zusatz der weitere Antrag angenommen: „Nach der Erfahrung ist es mit der Sicherheit und Wohlfahrt dieses protestantischen Königreichs unverträglich, daß es von einem papistischen König regiert werde.“

Übertragung der königlichen Würde an Wilhelm u. Maria und Deklaration der Rechte.

Die Lords trugen Bedenken, die Anträge der Commons anzunehmen; sie brachten mehrere Änderungen zu gunsten des Erbrechts der Krone in Vorschlag. Die Hochtories, unter ihnen die meisten Bischöfe, waren der Meinung, Wilhelm von Oranien sollte als Prinz-Regent die Verwaltung übernehmen, der nominelle Besitz der Krone aber dem legitimen König gewahrt bleiben. Als dieser Vorschlag durch seine eigne Haltlosigkeit und Unausführbarkeit fiel, überlegte man, ob nicht das Erbrecht ausschließlich auf die Töchter Jakobs übertragen werden sollte? Der Oranier ließ die Beratungen und Redeschlachten ruhig vor sich gehen, er war trocken und schweigsam wie sein großer Ahnherr; aber sobald man sich zu einem entscheidenden Schluß einigen wollte, wußte er durch seine Vertrauten Bentinck oder Dijkvelt seine Meinung unter die Leute zu bringen. Er habe nichts gegen eine Regentschaft, nur werde er diese Stellung nicht annehmen, sondern nach Holland zurückkehren und nach wie vor Statthalter bleiben. Wolle man der Prinzessin Maria die Krone zuwenden, so sei ihm auch das ganz recht; nur dürfe man nicht erwarten, daß er als Diener und Unterthan seiner Gemahlin, als König-Consort in England bleiben und, wenn sie vor ihm sterben sollte wieder heimgehen und seiner Schwägerin Anna den Platz räumen werde. Eine solche Wendung stieß aber bei der Nation auf den entschiedensten Widerspruch, auch war weder Maria noch Anna damit einverstanden. Der einzige Ausweg, auf den Wilhelm selbst hinwies, war die Übertragung der Königswürde auf beide Eheleute, so daß Marias Name in allen königlichen Erlassen neben dem seinen genannt werde, die Regierungsgewalt aber allein und bis zu seinem Tod bei ihm stehe. Sollte seine Ehe kinderlos bleiben, so möchte das Erbrecht an Anna und ihre Nachkommen übergehen, selbst in dem Fall, daß er in einer zweiten Ehe Nachkommenschaft erzielen sollte. Und diesen Weg betrat nunmehr auch das Oberhaus, indem es besonders auf Betreiben der Lords Danby und Halifax mit großer Mehrheit den Beschluß faßte: der Prinz und die Prinzessin von Oranien sollten fortan König und Königin von England und den dazu gehörigen Gebieten sein. Aber gewarnt durch die bittere Vergangenheit wollte man nicht wieder vertrauensselig sich ohne Rückhalt dem Königtum in die Arme werfen. Eine aus rechtskundigen und erfahrenen Männern beider Häuser gebildete Kommission trat zu einer Konferenz zusammen, welche in einer Art Verfassungsentwurf, „Erklärung der Rechte“ genannt, die Fundamentalsätze aufstellte, die in Zukunft als Basis des öffentlichen Lebens in England Geltung haben sollten. Und hier waren es die Gemeinen, insbesondere Hampden und Richard Temple, jener der Enkel, dieser der Neffe der uns bekannten Staatsmänner, welche den Lords die Mahnung zuriefen: „Sichert eure Freiheiten!“ Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als sollten die Forderungen des langen Parlaments wiederholt

werden, als wolle die gesetzgebende Gewalt allzu tief in das Bereich der ausübenden eingreifen; aber auch diese Gefahr wurde durch den verständigen, umsichtigen Prinzen abgewendet. Fest erklärte er: „Er sei nach England gekommen, um Gesetze und Freiheiten herzustellen, aber nicht um die Krone ihrer Rechte zu berauben; er werde keine Beschränkung annehmen, die nicht aus den Gesetzen hervorgehe, die Prärogative nicht zerstören lassen."

Die Bill of Rights. So wurde denn auf Grund der deklaratorischen Artikel ein neues Staatsgrundgesetz vereinbart, welches von beiden Häusern genehmigt, von dem König bestätigt als „Bill of Rights" die Standarte der parlamentarisch-monarchischen Staatsverfassung geworden ist, eine neue Magna Charta, welche die alten Satzungen und Rechte der Nation gegen Willkür und Mißbrauch der Prärogative sicherstellte, ohne doch der Würde und Majestät der Krone zu nahe zu treten, und die katholische Linie der Stuarts von der Erbfolge ausschloß. Man band dem neuen König nicht die Hände durch eine Kapitulation; aber indem man die ungesetzlichen Eingriffe der vergangenen Regierung einzeln aufzählte und das alte unzweifelhafte Recht des englischen Volks gegenüberstellte, das im Krönungseid anerkannt und bestätigt werden sollte, wurde das richtige Verhältnis zwischen gesetzgebender und exekutiver Gewalt festgesetzt. Durch die Annahme der „Deklaration der Rechte" bei Gelegenheit der feierlichen Übertragung der Krone an den 12. 13. Febr. 1689. König Wilhelm und die Königin Maria in Whitehall gestand der Oranier zu, daß die vorgebliche Befugnis der Krone, von Gesetzen zu dispensieren und Gesetze ruhen zu lassen, den Grundrechten des Königreichs zuwider sei und nicht ferner in Anspruch genommen werden sollte, daß ohne Bewilligung des Parlaments keinerlei Steuern und Abgaben erhoben und kein stehendes Heer errichtet werden dürfte, daß, um die Willensmeinung des Landes zu erforschen, eine öftere Einberufung der Reichsstände erforderlich sei, daß die Gerichte unabhängig von der Regierung und die Minister für ihre Amtshandlungen dem Parlament verantwortlich sein müßten, ohne daß der Krone dabei ein Begnadigungsrecht zustehe. In Beziehung auf die Kirche wurde die Gültigkeit der Uniformitätsakte und des Testeides festgehalten: aber die Härte dieser Bestimmung, die mit der milderen Anschauungsweise der Zeit und den latitudinarischen Tendenzen der Whigs und einiger Kleriker von der Gesinnung Burnets in Widerspruch stand, durch erläuternde Erklärung von seiten der parlamentarischen Wortführer wie des calvinistischen Throninhabers, daß es auf keine religiöse Verfolgung abgesehen sei, ermäßigt und abgeschwächt. Dies ging schon aus der Aufhebung der von Jakob II. erneuerten „hohen Kommission" hervor. Die Ideen der Toleranz, der Gewissensfreiheit, der Gleichberechtigung der Konfessionen, die unter der vorigen Regierung zu einer heuchlerischen Maske mißbraucht worden waren, konnten unter den obwaltenden Umständen nicht zur gesetzlichen Geltung kommen, angesichts eines europäischen Kriegs, bei dem die religiösen Interessen von wesentlichem Einfluß waren.

Die gemäßigte latitudinarische Religionsrichtung war jedoch keineswegs nach dem Sinn aller, wie sich bald zeigte. Die zum regelmäßigen Parlament umgestaltete Konvention beschloß, um das „Settlement" zur Vollendung zu führen, die Krönung anzuordnen, wobei von seiten des Königs die Rechte und Freiheiten des Staats und der Kirche beschworen, von seiten der Nation dem Königspaar der Eid der Treue geleistet werden sollte. Die Zeremonie wurde in der Westminsterabtei in herkömmlicher Form vollzogen. Nun weigerte aber ein großer Teil der bischöflichen Geistlichkeit den Huldigungs- und Treueid, die einen aus Anhänglichkeit an die Grundsätze der Legitimität und der Nonresistenz, die andern aus hochkirchlichem Eifer, weil sie von dem calvinistischen König, der eine Milderung der strengen Gesetze gegen die Dissenters anstrebte und den Presbyterianern die Hand der Versöhnung reichte, für die Herrschaft ihres hierarchischen Systems Gefahr fürchteten. Das Parlament ließ ihre Einwendungen nicht gelten: die Staatsgewalt, die den Eid geschaffen, behauptete das Unterhaus, könne denselben auch ändern. Als die Eidverweigerer (Nonjurors) nach Ablauf eines bestimmten Termins in ihrem Widerstand beharrten, wurden sie als Nonkonformisten ihrer Stellen entsetzt. Sie bildeten mit den toryistischen Gegnern des Settlement die Partei der „Jakobiten", welche in Hoffnung baldiger Rückkehr des Stuartschen Herrschers als Verfechter legitimistischer und hierarchischer Grundsätze gegenüber der „Revolution" sich thätig zeigten. Ihre Opposition mehrte sich, als die neue whiggistische Regierung durch die sogenannte „Comprehension" den Presbyterianern und protestantischen Dissenters religiöse Toleranz und Zugang zu den Ämtern zu gewähren sich bemühte. „Die Eidverweigerer ehrten sich und das Häuflein ihrer Anhänger als die wahre Kirche; sie konsekrierten ihre eignen Bischöfe und lenkten vom Hintergrund aus die schroffere Partei des staatskirchlichen Klerus." — Desto bereitwilliger gaben die Schotten ihre Zustimmung zu dem Thronwechsel. Auch in Edinburg war eine Konvention zusammengetreten und hatte „Rechtsforderungen" aufgestellt, welche gleich der englischen Deklaration Wiederherstellung der von den Stuarts verletzten alten Gesetze und Freiheiten verlangten. Eine Deputation überbrachte diese „Forderungen", unter denen die Abschaffung des Episkopats und die Rückführung der presbyterianischen Synodalverfassung in erster Linie standen, und bot gegen Gewährung derselben dem Königspaar Wilhelm und Maria auch die schottische Krone an. Wilhelm ging auf den Pakt ein, nachdem die Gesandten ihm auch ihrerseits die Versicherung gegeben, daß es dabei nicht auf eine Religionsverfolgung abgesehen sei. So wurde in beiden Ländern der kirchliche Zustand hergestellt, wie er durch Cranmer und Knox diesseit und jenseit des Tweed begründet worden war. Und man muß es dem neuen König hoch anrechnen, daß er nach Kräften bemüht war, jeden engherzigen Konfessionseifer niederzuhalten und der Humanität, der das Zeitalter zustrebte, Rechnung zu tragen. Wie er in England dem hochkirchlichen Episkopalismus entgegentrat, so in Schottland dem exklusiven Presbyterianertum.

Die Jakobiten.

20. Febr. 1689.

11. April 1689.

11. Mai 1689.

d. Die Schilderhebungen der Royalisten und Katholiken in Schottland und Irland.

Parteiwut in Schottland.

In England selbst verharrten die Jakobiten in einer stummen Opposition gegen die durch die Revolution geschaffene Ordnung, eine künftige Reaktion erwartend. In Schottland aber war der Druck der Royalisten und Episkopalen während der Stuartschen Gewaltherrschaft zu tief in die Nation eingedrungen, als daß sich nicht die Macht der Leidenschaft hätte regen und zu Thaten der Rache hätte schreiten sollen. Drohungen und Gewaltthätigkeiten von seiten der Covenanters gegen ihre bisherigen Dränger bewaffneten den Arm ihrer Widersacher zur Abwehr; jene entfalteten die Fahne Wilhelms, diese waren feurige Anhänger Jakobs. Die letzteren hatten einen energischen Führer in dem uns bekannten John Graham von Claverhouse. Ein rauher Kriegsmann, der einst unter Turenne seine militärische Schule gemacht, hatte er sich von den Stuarts als Werkzeug ihrer Tyrannei gebrauchen lassen, hatte sich ganz in den Dienst Jakobs II. gegeben, der ihm Gunst und Vertrauen erwies, ihn zum Marquis von Dundee erhob und auf alle Weise auszeichnete. Dafür zollte dieser dem König Dank und Hingebung; in seinem Lebenswandel weniger frivol und genußsüchtig, in seiner Gesinnung weniger niederträchtig und servil als die englischen Günstlinge der Stuarts, hatte Dundee doch der eisernen Gewaltherrschaft Jakobs II. seinen Arm geliehen, war in knechtischer Loyalität selbst vor Unthaten und Grausamkeiten nicht zurückgebebt. Als die covenantischen Tendenzen in der Edinburger Konvention den Sieg davontrugen, eilte der unternehmende Kriegsmann mit 50 Reitern nach den Hochlanden, um unter jenen Söhnen des Gebirges den Royalismus für Jakob zu entzünden und den dort heimischen kleinen Krieg zu organisieren. Noch lebte die Erinnerung an Montrose unter den Clans; Claverhouse, der demselben Stamm der Grahams angehörte, warf sich zu dessen Rächer auf; als das alte Kriegszeichen unter dem wilden Klang von Pfeifen und Zimbeln durch Berg und Thal getragen ward, scharten sich die Macleans, die Macdonalds, die Clanricards, die Camerons unter die Fahne des feurigen Royalisten. Neben der Anhänglichkeit an die altschottische Dynastie wirkten auch persönliche Motive mit: die Güter Argyles und der Campbells, der Vorfechter der Covenanters, waren in andre Hände gekommen; nun fürchteten die jetzigen Besitzer zur Herausgabe gezwungen zu werden. Auf die Nachricht von der kriegerischen Bewegung in den Hochlanden schickte Wilhelm einen zuverlässigen Feldhauptmann, gleichfalls von schottischer Herkunft, Hugh Mackay, [mit etlichen tausend Mann wohldisziplinierter Truppen nach Norden ab. Mackay war ein ebenso begeisterter Orangist und Presbyterianer als sein ehemaliger Kriegsgefährte Dundee Jakobit und Episkopalist. Die Hochländer standen vor Schloß Blair in Athol, am südlichen Abhang der Grampianhügel, als die Truppen Mackays den Paß von Killiekranky, „die kaledonischen Thermopylen“, durch-

Hugh Mackay.

ziehend sich dem Feind gegenüber aufstellten. Hier entbrannte eine merkwürdige Schlacht, in welcher die wilde Naturkraft der Bergsöhne über die methodische Kriegskunst der niederländischen Heerhaufen den Sieg davontrug. Dieser Ausgang hätte für die ganze Zukunft Jakobs und Wilhelms die wichtigsten Folgen haben können, wäre nicht Dundee durch eine Stückkugel dahingerafft worden. Kein andrer Führer hatte die Fähigkeit und Autorität, um die eifersüchtigen und zwieträchtigen Stämme zusammenzuhalten und zur Fortsetzung des Kampfes zu bewegen. Die Sieger kehrten mit ihrer Beute in die Hochlande zurück; Mackay schloß den Norden durch Fortifikationen ab und verhinderte die Einwohner, durch neue Kriegsbewegungen den Gang der Ereignisse zu hemmen. 27. Juli 1689.

Die Nachethat von Glencoe.

Als aber Jakob fortfuhr, die Bergschotten gegen das neue Regiment aufzureizen, selbst nachdem in Irland seine Sache verloren war, so glaubte der Staatssekretär Dalrymple, der die Autorität Wilhelms in Schottland zur allgemeinen Anerkennung zu bringen bestrebt war, zu einem Akt blutiger Strenge schreiten zu müssen, um die Opposition in den Hochlanden auf immer zu unterdrücken. Er benutzte die Feindschaft der Campbells gegen die Macdonalds von Glencoe, um die letzteren, deren Häuptling M'Jan Macdonald die Sympathien für den flüchtigen Stuart am offensten kund gab, zu vernichten. Von Stammeshaß getrieben fielen die Männer von Argyle über den benachbarten Clan her, erschossen M'Jan und trugen den Mordstahl in die umwohnenden Familien, durch das herrschende Regiment, als dessen Rächer sie auftraten, vor Strafe geschützt. Denn der Macdonald hatte es versäumt, durch rechtzeitige Unterwerfung die dargebotene Verzeihung anzurufen. „Die Gebirgsthäler von Glencoe, deren dunkle Großheit der Reisende bewundert, pflanzen das Andenken an diese Begebenheit von einem Geschlecht auf das andre fort." Jan. 1692.

Tyrconnel ruft Jakob nach Irland.

Noch heftiger und drohender war der Widerstand gegen die neue Thron- und Staatsordnung in Irland. Wir wissen, welche Pläne Jakob II. hegte, als er den Mann seines Vertrauens, Richard Talbot, Herzog von Tyrconnel, zum Lord-Leutnant der Insel ernannte. Das katholische Irland sollte ihm die Mittel zur Bezwingung Englands gewähren. Zu dem Zweck hatte Tyrconnel ein beträchtliches Heer für den Dienst des Königs geworben. Dieser Plan wurde nun von Jakob in St.-Germain mit Lebhaftigkeit aufgegriffen: Tyrconnel versagte dem Prinzen von Oranien den Gehorsam und behandelte dessen Anhänger als Rebellen. Von den englischen Ansiedlern flohen die einen aus dem Land, die andern setzten sich in Verteidigungsstand. In der ganzen Insel herrschte Krieg und Parteiwut; aber die Katholiken und Jakobiten hatten die Oberhand. Diese Zustände beschloß Ludwig XIV. zu gunsten Frankreichs und seines Schützlings zu benutzen. Nicht bloß aus Großmut hatte er der Königin Maria Beatrix, die, wie sie ihm von Boulogne aus meldete, „flüchtig und in Thränen gebadet bei dem größten und edelmütigsten Monarchen der Welt eine Zuflucht suchte", einen prachtvollen Empfang und glänzenden Aufenthalt gewährt und auch ihren Gemahl nach seiner Ankunft mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, er hatte dabei auch den Zweck, in dem Inselreich den Bürgerkrieg zu entzünden, damit Oranien und die Holländer von dem kontinentalen Krieg fern gehalten würden.

Welche Befriedigung empfand man daher in Versailles, als eine Botschaft von Tyrconnel in St.-Germain eintraf, welche den Stuart einlud nach Irland zu kommen, um mit Hilfe seiner Getreuen die Krone zurückzuerobern. Ludwig und seine Minister Louvois und Seignelai begünstigten nicht nur den Plan, sie gewährten auch die Mittel zur Ausführung. Man stellte dem Stuart Geld, Schiffe und Kriegsbedarf zur Verfügung, man suchte Offiziere und Mannschaften durch vorteilhafte Bedingungen zur Teilnahme zu bewegen.

Die irischen Katholiken u. Jakob II. Bei der Abfahrt gab Ludwig dem Scheidenden den Rat, sich von seinem religiösen Eifer nicht allzusehr fortreißen zu lassen, damit nicht die protestantischen Royalisten seiner Sache entfremdet würden. Sein Bestreben solle dahin gerichtet sein, „alle guten Unterthanen unter seinem Zepter zu vereinigen". Aber das war nicht die Meinung Tyrconnels und der eingebornen Irländer. Sie wollten die kirchlichen und weltlichen Güter, die ihnen infolge der Reformation und durch die Konfiskationen Cromwells entrissen worden waren, zurückgewinnen, alle Engländer und Protestanten verjagen, sich von der angelsächsischen Herrschaft befreien. Und darin leistete ihnen der französische Gesandte, Graf d'Avaux selbst
20. Mai 1689. Vorschub. Als am 20. Mai 1689 sich das irländische Parlament in Dublin versammelte, bildeten die protestantischen Peers eine verschwindende Minorität im Vergleich zu den Nativisten und Katholiken; es war ein Gegensatz zu den Konventionen in Westminster und Edinburg. Und dieser Zusammensetzung entsprachen denn auch die Beschlüsse: sie erkannten Jakob II. als ihren rechtmäßigen König an unter der Bedingung, daß Irland in gerichtlicher und administrativer Beziehung von England emanzipiert und die Güter aller Rebellen d. h. der Anhänger Wilhelms III. für verfallen erklärt würden. Sie stellten eine Liste von mehr als dritthalbtausend Namen auf, darunter die reichsten Gutsbesitzer und viele englische Bischöfe, deren Vermögen und Grundeigentum konfisziert werden sollte, ein unermeßlicher Reichtum. Und Jakob willigte ein, weil die Irländer nur in diesem Fall zu seiner Fahne stehen wollten. Was lag dem Stuart daran, wenn die englischen und schottischen Ansiedler, die ja doch alle Ketzer und Rebellen waren, zu Grunde gingen!

Religions- und Rassekampf in Irland. So gestaltete sich die Lage der Dinge in Irland zu einem Kampf auf Leben und Tod. Dem keltisch-französischen Katholizismus gegenüber schlossen sich die germanisch-protestantischen Elemente, Anglikaner wie Presbyterianer, zu einer Association der Selbstverteidigung zusammen. Wie einst die Hugenotten Frankreichs auf Larochelle, so stützten sich die protestantischen Williamiten auf Londonderry. Nach Abzug des katholischen Teils der Stadtbevölkerung betrug die Zahl der Bewohner etwa 20,000 darunter 7000 militärisch geübte und gut bewaffnete Kriegsleute. Neben den Anführern Baker und Murray ragte besonders ein Landgeistlicher, Walker, durch Geschick und Eifer hervor. „Heute sah man ihn zu Pferde, um einen Ausfall auszuführen, morgen wieder auf der Kanzel, um die religiösen Antriebe rege zu erhalten." Diese Entschlossenheit trug ihre

Früchte: umsonst suchten die Feinde die Mauern und Festungswerke zu erobern; sie vermochten den Mut der Verteidiger nicht zu erschüttern; selbst die Grausamkeit, Protestanten aus der Umgegend, Männer, Weiber und Kinder auf die Wälle zu stellen, um die Belagerten vom Schießen abzuhalten, half den Royalisten nicht viel. Zuletzt setzten sie ihr Vertrauen auf den Hunger, da die Lebensmittel ausgingen; aber noch zu rechter Zeit gelang es einigen englischen Fahrzeugen in den Lough Foyle einzudringen und Rettung zu schaffen. (30. Juli 1689.) Nun brachen die Königlichen ihre Zelte ab und gaben die Belagerung auf. Noch schlimmer erging es ihnen vor Enniskillen, der Inselfeste in Loch Erne, einer einst von Cromwellschen Soldaten gegründeten und bevölkerten Kolonie. Durch einen Sturmausfall wurden sie auseinander gejagt, ihr Anführer gefangen. Und schon drang die Nachricht ins Lager ein, daß von Schottland und Irland Hilfstruppen im Anzug seien. Da gab Graf d'Avaux dem Stuart den wilden Rat, alle Protestanten auf der Insel, so viele man ihrer habhaft werden könne, ermorden zu lassen, damit sie nicht, während die irisch-französische Armee die Feinde am Landen zu verhindern suche, im Rücken eine Empörung veranstalteten.

Zu diesem grausamen Mittel brauchte indessen Jakob nicht zu schreiten. (Hoffnungen der Jakobiten.) Als er bei der Landung des kleinen englischen Heers unter Schomberg bei Carrickfergus die große Standarte auf den Zinnen Droghedas entfaltete, strömten (10. Sept. 1689.) bewaffnete Irländer in solcher Menge herbei, daß er bald ein Heer von 30,000 Mann mustern und dem Feind, der in einer Stärke von 6000 Köpfen ein Lager bei Dundalk bezogen hatte, entgegenrücken konnte. Die angebotene Schlacht nahm jedoch Schomberg nicht an; wie hätte er durch einen so ungleichen Kampf die Sache seines Herrn aufs Spiel setzen sollen! Aber seine Lage wurde bald schlimm genug. Die Herbstwitterung erzeugte ansteckende Krankheiten; er sah sich genötigt, seine Truppen in benachbarte Orte zu verlegen; es kamen Anzeichen von Insubordination und zweideutiger Gesinnung zu Tage. In Versailles und in der Umgebung Jakobs II. lebte man des festen Glaubens, in kurzem werde ein vollständiger Umschwung der Dinge eintreten; man sprach bereits davon, daß der Oranier mit dem Plan einer Abdikation umgehe; er wolle nach Amsterdam zurückkehren, wo die Aristokratenhäupter die Abwesenheit des Statthalters zur Verwirklichung ihrer Ideen von republikanischer Selbstverwaltung zu benutzen trachteten; seine Gemahlin solle allein die königlichen Rechte üben. Die englischen Jakobiten regten sich mit neuer Thätigkeit; Dartmouth unterhielt verdächtige Verbindungen mit den Seeleuten, William Penn reiste im Land umher, um die Sympathien für den Stuart lebendig zu erhalten, Preston nährte die Unzufriedenheit unter den Tories, welche die anmaßende Herrschaft der Whigs mit Unmut ertrugen; man reizte die Eifersucht und den Neid der Handels- und Kaufmannswelt gegen die Holländer, welche die günstigen Zeitumstände zu eigensüchtigen merkantilen Zwecken auszubeuten suchten; da seien doch die Franzosen großmütigere Bundesgenossen!

Lage und Stimmungen. Es gelang jedoch dem kräftigen und verständigen König Wilhelm, die sich auftürmenden Schwierigkeiten und Gefahren zu überwinden: ein neues Parlament, das an die Stelle des Konventionsparlaments trat, bewilligte ihm die zur Durchführung der neuen Ordnung und zum irländischen Krieg erforderlichen Geldmittel. (März 1690.) Gegen die Aufwiegler schritten die Gerichte ein, Ashton, der katholische Geheimschreiber der ehemaligen Königin Maria Beatrix, der die Fäden des Komplotts geleitet hatte, wurde hingerichtet. Die eidweigernden Bischöfe mußten ihre Sitze verlassen. Sancrofts Nachfolger war der gelehrte und gemäßigte John Tillotson. Ganz anders sah es während derselben Zeit in Dublin aus. Die altirischen Häuptlinge, die mit ihren Fähnlein dem Stuart zu Hilfe gezogen waren wie ihre Ahnen in alten Tagen dem Oberkönig von Tara, trieben sich in ihrer Landestracht unter Franzosen und englischen Jakobiten herum; Geld hatte man wenig, so daß man Kupfermünzen den Wert von Schillings und Halfcrowns beilegen mußte, mit dem Versprechen sie in bessern Zeiten zu vollem Wert auszuwechseln; das hinderte aber nicht, daß es lustiger und ausschweifender in der irischen Hauptstadt herging, als je zuvor. Das leichte keltische Blut machte sein Recht geltend. Man bezeichnete schon die Orte, an denen man im nächsten Frühjahr in England landen und den Usurpator nach Holland zurückjagen werde. Die Zuversicht auf den bevorstehenden Triumph erreichte den Gipfel, als Graf Lauzun, der seit seiner Hilfeleistung bei der Flucht der Königin in St.-Germain ein gern gesehener Gast war, mit französischen Hilfstruppen in Dublin ankam und in den irländischen Heerhaufen die mangelhafte Disziplin verbesserte. Auf ihm und Tyrconnel ruhte nun das höchste Vertrauen Jakobs. Eine französische Flotte unter dem erfahrenen Admiral Tourville kreuzte in den westlichen Meeren; denn Seignelai, neben Louvois der einflußreichste Minister, gedachte die politische Lage zum Vorteil der französischen Marine zu benutzen: das Übergewicht Hollands und Englands zur See sollte mit einem Schlag vernichtet werden. Und wahrlich schlimm genug ließ sich im Anfang der Kampf für das neue englische Königtum an. Die Jakobiten regten sich in so herausfordernder Weise, daß man in London mehrere ihrer Häupter, darunter selbst Lord Clarendon, den Oheim der Königin, in Gewahrsam brachte; und als Tourville die englisch-holländische Flotte auf der Höhe von Beachy Head, zwischen Hastings und Brighton angriff, erlangte er große Vorteile über die Feinde. (26. Juni 1690.) Admiral Herbert, der für seine Verdienste um die Thronbesteigung Wilhelms zum Lord Torrington erhoben worden, hatte sich aus Verdruß, daß das Regiment nicht ausschließlich in die Hände der Whigs, seiner Parteigenossen gelegt worden, so eigensinnig und zweideutig benommen, daß man in Whitehall an Verrat glaubte und ihn in den Tower bringen ließ.

Der Sieg an der Boyne. Aber wie schnell nahmen die Dinge eine andre Gestalt! In denselben Tagen, noch ehe die Nachricht von dem Ausgang des Seetreffens nach Irland dringen und in dem einen Heerlager eine ermutigende, in dem andern eine niederschlagende

Wirkung hervorbringen konnte, war Wilhelm III. auf dem Marsch gegen Dublin begriffen. Er war Mitte Juni mit frischen Truppen in Carrickfergus gelandet, hatte sich in Armagh mit Schombergs Heerhaufen vereinigt und war dann rasch südwärts gezogen, um dem Heer, das unter Jakob und den beiden Feldherren Lauzun und Tyrconnel in Dundalk lag, eine Schlacht anzubieten. Wilhelms Armee belief sich auf etwa 36,000 Mann aller Waffengattungen. Wie vor anderthalb Jahren bei der englischen Invasion war auch jetzt wieder Kriegsvolk verschiedener Nationen und Sprachen unter seiner Fahne vereinigt: Engländer und Schotten, Holländer und Deutsche, französische Hugenotten voll Begierde, an ihren katholischen Landsleuten im andern Heerlager Rache zu nehmen. Auch Dänen befanden sich im Heer, ein Name, der den Irländern Erinnerungen und Sagen aus alter Vorzeit in die Phantasie zurückrief. Christian V. hatte sich von Frankreich abgewandt und war der Koalition der kontinentalen Mächte beigetreten. Die irisch-französische Kriegsmacht mochte von gleicher Stärke sein; dennoch hielten die Führer nicht für ratsam, den Angriff des Feindes abzuwarten; Jakob ordnete den Rückzug gen Drogheda an, um jenseit des Küstenflusses Boyne, der durch das Zuströmen verschiedener Bergwasser bei seiner Mündung eine ansehnliche Breite und Tiefe erhält, eine gedeckte Stellung zu nehmen. Kaum hatten die Jakobiten auf den Höhen des rechten Ufers eine Lagerstätte bezogen, so erschien das oranische Heer auf der linken Seite. An diesem denkwürdigen Ort, wo die ersten Keime der christlichen Kultur in den irischen Boden gepflanzt wurden, sollte sich die Zukunft des britischen Reichs entscheiden. Es war ein heißer Kampf, nicht unwürdig des hohen Preises, der den Sieger er- 30. Juli 1690. wartete. Wilhelm ließ sich durch die leichte Wunde, die er beim Besichtigen der Örtlichkeit empfing, nicht abhalten, selbst den Oberbefehl zu übernehmen; unter ihm dienten die beiden Schomberg, Vater und Sohn. Während der letztere, Graf Meinhard, mit Dragonern und Fußvolk stromaufwärts unweit Slane den Übergang erzwang, führte der Marschall selbst bei Oldbridge den Kern des gemischten Heeres über den Fluß nach der andern Seite, ein Unternehmen von der größten Kühnheit und Tapferkeit. Sie wurden von der feindlichen Macht am Aufsteigen gehindert und mancher brave Kriegsmann mußte sein Leben lassen. Mit jugendlichem Mut stürmte der alte Held Schomberg voran, den Hugenotten zurufend, daß sie im andern Lager ihre Verfolger finden würden; da machten die Säbelhiebe einiger Jakobiten seinem Leben ein Ende. Sie glaubten den König selbst getötet zu haben; aber bald sahen sie Wilhelm III., hoch zu Roß das gezogene Schwert schwingend an der Spitze der tapfern Männer von Enniskillen über den Strom setzen und den Kampf erneuern. Und nun hielten die Feinde nicht länger Stand; die irischen Dragoner begannen die Flucht, ihre eignen Waffenbrüder zu Fuß überreitend. Lauzun und Tyrconnel, die den jungen Schomberg vom Vordringen abzuhalten gesucht, standen vom weitern Kampf ab und ordneten den Rückzug nach Dublin an, wohin Jakob mit einigen

Reiterschwadronen vorausgeeilt war. Die Beute, die den Siegern in die Hände fiel, war ansehnlich.

Ausgang der irischen Insurrektion.

Während die erschöpften Truppen auf dem eroberten Schlachtfeld ausruhten, gewannen die beiden feindlichen Heerführer Zeit, den Rückzug in militärischer Ordnung fortzusetzen. Doch gaben sie die Hauptstadt auf; Jakob war bereits über Waterford nach Kinsale geflüchtet, von wo ihn ein französisches Fahrzeug nach Frankreich trug. Lauzun und Tyrconnel brachten ihre Mannschaften und Kriegsvorräte nach Limerick in Sicherheit; die katholischen Beamten und Richter, welche Jakob eingesetzt hatte, verließen in Eile die Hauptstadt, worauf die protestantischen Einwohner, die sich bisher still gehalten oder unter Aufsicht gestellt waren, unter Führung des Kapitäns Robert Fitzgerald, Sohnes des Grafen von Kildare Schloß und Stadt besetzten und den König einluden. In der Kirche von St. Patrick, wo am nächsten Sonntag Wilhelm dem Gottesdienst anwohnte, wurde Marschall Schomberg beigesetzt. Bald darauf bemächtigten sich die Führer der englischen und der dänischen Truppen, Lord Churchill und Prinz Ferdinand Wilhelm von Württemberg, der wichtigen Seestädte Cork und Kinsale. Limerick und Galway blieben noch einige Zeit in den Händen der Feinde, bis Ludwig seine Hilfstruppen und die zahlreichen Eingebornen, die sich ihnen anschlossen, nach Frankreich abberief. Doch hielt General Sarsfield die Jakobitische Fahne in den westlichen Landschaften noch einige Zeit aufrecht, von den Irländern als Nationalheld gefeiert, von dem Stuart zum Grafen von Lucan ernannt, von Frankreich ab und zu mit Kriegsbedarf versehen. So endete die Expedition Jakobs II. in Irland. Die englischen Ansiedler der grünen Insel hatten alle Ursache, den Jahrestag der Schlacht an der Boyne als ein Dank- und Siegesfest zu feiern. Erwägt man, daß d'Avaux eine Art irischer Bartholomäusnacht angeraten, daß Lauzun dem König den Vorschlag gemacht, Dublin und die Umgegend in eine Wüstenei zu verwandeln, wie Louvois die Pfalz, so läßt sich leicht denken, welches Schicksal der protestantischen Bevölkerung bevorstand, wenn der Sieg den rachsüchtigen Jakobiten, den leidenschaftlichen Irländern, den fanatischen Franzosen zugefallen wäre. Die englische Kolonisation, die Arbeit vieler Jahrhunderte, wäre mit der Wurzel vernichtet worden; kein protestantisches Haupt wäre verschont geblieben. Es lag in der grausamen Kriegspolitik jener Tage, daß nun auch den besiegten Irländern kein leichtes Joch aufgelegt ward. Die Maßregeln Cromwells kamen von neuem in Anwendung; die Insel wurde als erobertes Land behandelt und der Herrschaft der englischen Regierung und Hierarchie von neuem unterworfen. Aber wie viele Eingeborne wanderten über das Meer, um in den katholischen Staaten des europäischen Festlandes, insbesondere in Frankreich, oder jenseit des Ozeans eine neue Heimat zu suchen!

10. Die Regierung Wilhelms III.

Auch nachdem die Anerkennung Wilhelms III. in allen drei Königreichen durchgeführt war, hatte er noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Die Whigs, die bei der Regierung und im Parlament die entscheidende Stimme hatten, suchten ihren Einfluß im Parteiinteresse auszubeuten. Nicht nur daß sie alle Ämter an sich zu reißen und ihre Grundsätze ausschließlich zur Geltung zu bringen bemüht waren, sie widerstrebten auch den Absichten Wilhelms, durch eine Indemnitätsbill die politischen Spaltungen auszugleichen, durch Milderung der kirchlichen Zwangs- und Strafgesetze alle akatholischen Elemente in die Dienste des Staats zu ziehen, und durch Aufstellung eines festen Staatshaushalts ein sicheres, von alljähriger Bewilligung unabhängiges Einkommen für sich zu gewinnen. Es verdroß sie, daß noch so manche Männer, die mit Jakob II. gegangen, auch unter dem neuen Regiment thätig sein sollten; sie hätten lieber statt der Indemnität eine Bill der Rache und Vergeltung durchgesetzt und alle Tories aus den Staats- und Gemeindeämtern verdrängt. Sie glaubten in Wilhelm zu viel Eigenwillen, zu große Neigung für persönliche Regierung, auch zu starke Sympathien für Holland zu entdecken, und waren daher bestrebt, die parlamentarischen Rechte so viel als möglich zu mehren und zu sichern, der ausübenden Gewalt einen kurzen Zaum anzulegen. Es wurde erwähnt, wie schwierig die Lage des Königs im Winter von neunundachtzig auf neunzig sich gestaltete. Erst als er das vorwiegend aus whiggistischen Ultras bestehende Konventions-Parlament aufgelöst und durch neue Wahlen ein fügsameres Unterhaus zustande-gebracht hatte, in welchem eine beträchtliche Zahl gemäßigter Tories Sitz und Stimme hatte, gelang es ihm, Beschlüsse durchzuführen, welche die königliche Prärogative mit dem parlamentarischen Regiment in das richtige Verhältnis setzten. Ein Gnadenakt wurde angenommen, welcher der Parteireaktion der Whigs ein Ende machte: nur wenige, meistens flüchtige Glieder der katholischen Kamarilla, wie Petre, Sunderland, Powis, Castelmaine, Dover, Melford, sollten von der Amnestie ausgeschlossen sein und aller Ämter und Ehrenrechte verlustig gehen. Auch wurde der Staatshaushalt auf Grund früherer Einrichtungen zweckmäßig geordnet und zwischen dem erblichen Besitztum der Krone und den Einkünften für die Staatsbedürfnisse eine Scheidung getroffen. Alles Eigentum und Einkommen, in dessen Genuß der vorige König gewesen, sollte auch dem Nachfolger gehören; die Zölle und Accisen wurden dem Königspaar Wilhelm und Maria zur Hälfte auf Lebenszeit zugewiesen, die andre Hälfte von einer Parlamentsbewilligung von vier zu vier Jahren abhängig gemacht. Zugleich wurden die von der Konvention und dem Konventionsparlament getroffenen gesetzlichen Anordnungen gutgeheißen und bestätigt. Damit war der Akt der Revolution von 1688 geschlossen; die Zwischenregierung ging zu Ende, ein monarchisch-parlamentarisches Regiment trat an die Stelle.

Die erste Regierungszeit Wilhelms u. Marias.

März 1690.

Befestigung und Anerkennung des neuen Königtums. Nun wandte Wilhelm sein Vertrauen wieder mehr den gemäßigten Tories von alter Erfahrung zu, den Lords Danby, Halifax, Nottingham; die Whigs von der äußersten Richtung, wie Mordaunt und de la Mere wurden aus dem Ministerium entfernt. Gern hätte der König den Earl of Shrewsbury, der einer katholischen Familie entstammt zu den freiesten religiösen Ansichten übergetreten war und sich der besonderen Gunst Wilhelms erfreute, bei seinem Amt eines ersten Staatssekretärs erhalten; dieser wollte jedoch seine Sache nicht von den Parteigenossen trennen. Mit tiefer Gemütsbewegung gab er dem König
Juni 1690. das Siegel zurück. Als Wilhelm bei seiner Abfahrt nach Irland die Regierung in die Hände seiner Gemahlin legte, stellte er ihr einen aus Tories und Whigs gemischten Rat zur Seite. Zu der Konsolidierung des neuen Regiments in dem Inselreich trug der festländische Krieg nicht wenig bei. Denn da die verbündeten Mächte den Anschluß Englands dringend wünschten, so trugen die beiden Habsburger Großmächte, der Kaiser und Spanien kein Bedenken, Wilhelm III. als König anzuerkennen. Die politischen Interessen erlangten das Übergewicht über die religiösen. Mit Hilfe des neuen Großpensionarius der Generalstaaten, des dem Oranier innig befreundeten Anton Heinsius, wurde auch der Einfluß des Statthalters in den Niederlanden verstärkt und sichergestellt. Durch das Zusammenwirken der englischen und holländischen Marine ward der französischen Seemacht ein Gegengewicht geschaffen, das sie nicht zu überwinden vermochte. Das
2. Okt. 1690. neue Parlament, das Wilhelm nach seinem Sieg an der Boyne versammelte, gewährte ihm mit freigebiger Hand die Mittel, die zur Durchführung der kriegerischen Unternehmungen wider Frankreich nötig waren. Da der Antrag, die Konfiskationen in Irland dazu zu verwenden, nicht durchdrang, so mußten die Summen durch die Landtaxe und durch Erhöhung der indirekten Steuern aufgebracht werden. Dabei behielt sich jedoch das Parlament das Recht vor, die Voranschläge der Regierung für die Kriegskosten zu prüfen und nach Befinden zu ermäßigen und Kontrolle über die Ausgaben zu führen, ein Recht, das fortan das Unterhaus sich nicht mehr entreißen ließ. Wilhelm selbst begab sich nach Holland, um die Fortschritte der französischen Heere zu verhindern; seine Feldherren Mackay und der Prinz von Württemberg zogen wider die irischen Insurgenten am Shannon. Bei einem Angriff der Wilhemiten auf Galway wurde
30. Juli 1691. der französische General St.-Ruth durch eine Stückkugel getötet und die Stadt erobert. Bald nachher ergab sich auch Limerick vertragsweise. Sarsfield nahm jedoch die angebotene Amnestie nicht an; er setzte mit 12,000 Irländern nach Frankreich über, wo sie in den königlichen Militärdienst traten. Damit war die Unterwerfung der Insel vollendet; die übrigen Arbeiten fielen den Strafgerichten zu.

Innere Widersacher und äußere Kriege. Aber zum friedlichen Genuß seiner Herrschaft kam Wilhelm auch jetzt noch nicht. Eine revolutionäre Umwandlung einer bestehenden Staatsordnung regt die Geister mägtich auf und läßt sie nicht leicht zur Ruhe kommen. Die Partei

der Jakobiten war zahlreich und mächtig; durch den Anschluß aller malkontenten
Elemente wuchs ihre Bedeutung, der Krieg führte manche Wechselfälle herbei,
wodurch die Hoffnungen auf eine zweite Restauration lebendig erhalten wurden.
Waren denn nicht die französischen Heere, trotz der großen Zahl der Feinde fast
allenthalben im Vorteil? Selbst in der Nähe des Hofes, selbst in den ersten
Staats- und Kriegsämtern waren offene oder heimliche Anhänger Jakobs, die
eine neue Umwälzung mit Freuden begrüßt hätten. Zu den Unzufriedenen gehörten
sogar die beiden Männer, denen Wilhelm das Gelingen seiner Unternehmung
in erster Linie zu danken hatte — Lord Churchill und Admiral Russel;
beide meinten, ihre Verdienste seien nicht in vollem Maße gewürdigt worden,
sie seien zurückgesetzt; mit den Churchills war die Prinzessin Anna aufs innigste
verbunden; sie schrieb an ihren Vater zärtliche Briefe voll Reue über ihre frühere
Haltung. War es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn man in Versailles
und St.-Germain frische Hoffnung schöpfte, eine neue Landung Jakobs
ins Auge faßte? Wilhelm war meistens mit dem Krieg in den Niederlanden beschäftigt;
mittlerweile konnten in seinem Rücken konspiratorische Umtriebe in
England ungestört fortgehen. Wirklich erhielt Tourville den Befehl, mit der Mai 1692.
französischen Flotte einen Landungsversuch in England zu machen. Jakob II.
selbst begab sich nach La Hogue, der äußersten Spitze der normännischen Halbinsel
Cotentin unweit Cherbourg, wo die französischen Schiffe zur Überfahrt
bereit lagen. Wie einst Philipp II. mit der großen Armada, so gedachte jetzt
Ludwig XIV. einen entscheidenden Schlag wider die beiden protestantischen Seestaaten
zu führen; denn gleichzeitig mit der Marine war auch das Landheer in
Bewegung, um Namur, die feste Stadt an der Maas zu bezwingen. Der König
selbst hatte sich dahin begeben. Aber auch diesmal scheiterte der Plan, das Inselreich
unter katholische Herrschaft zu bringen. In der großen Seeschlacht von 19/29. Mai 1692.
La Hogue trug die vereinigte englisch-holländische Flotte unter Russel den Sieg
über die französische Seemacht unter Tourville davon, eine Entscheidung, die
Jakobs Hoffnungen auf eine zweite Restauration der Stuarts für immer vernichtete.
Schon beriet man auf dem englischen Admiralschiff, wie und wo eine
Landung an der Küste Frankreichs am zweckmäßigsten veranstaltet werden möchte;
zwei ausgewanderte Hugenotten, der jüngere Schomberg und Ruvigny, jener
zum Herzog von Leinster, dieser zum Grafen von Galway erhoben, wurden von
Russel zur Beratung beigezogen; allein die Nachricht, daß Namur gefallen und 30. Juli.
der Angriff Wilhelms auf das französische Lager bei Stenkerke abgeschlagen 4. Aug.
worden, vereitelte das Vorhaben. Die Flotte mußte zurücksegeln, um die holländische
Küste zu decken. Im folgenden Sommer rächte sich Tourville für den
Schlag bei La Hogue durch einen siegreichen Angriff auf eine große englische
Kauffahrteiflotte in der Bai von Lagos in Algarvien. Fünfundvierzig englische Juli 1693.
Fahrzeuge wurden verbrannt, siebzehn genommen.

Ausbau des parlamentarischen Staats. Die Bank von London.

Der fortdauernde Krieg mit seinen Wechselfällen zu Land und zur See hielt den Parteigeist rege und erschwerte dem König die Regierung. Der starke Aufwand für Heer und Marine forderte große Opfer und leistete den Jakobiten Vorschub. Man fragte, ob das Interesse Englands die aktive Beteiligung an den Vorgängen des Kontinents erfordere. Es fanden viele erregte Parlamentssitzungen statt. Wilhelm verstand es, die englische Nation bei der Koalition zu erhalten und das Unterhaus zu Bewilligungen zu bringen; dafür mußte er aber auch der gesetzgebenden Gewalt manche Zugeständnisse machen, welche die Grenzlinien und Befugnisse des monarchisch-parlamentarischen Verfassungsbaues klarer bestimmten und festsetzten. So wurde das Steuer- und Finanzwesen genauer geregelt, die Unabsetzbarkeit der Richter durchgeführt, jährliche Einberufung des Parlaments und dreijährige Dauer des Hauses der Gemeinen, Ausschließung oder Neuwahl der zu öffentlichen Ämtern erhobenen Mitglieder in Antrag gebracht und nach einigem Bedenken zugestanden. Die wichtigste Einrichtung jedoch war die Gründung der Bank von England. Da man die Bedürfnisse der Staats- und Kriegsverwaltung nicht durch die laufenden Einnahmen zu decken im stande war, so sah sich die Regierung genötigt, zu Anleihen zu schreiten, für deren regelmäßige Verzinsung und Rückzahlung Garantien geschaffen werden mußten. Wie bei der Georgbank in Genua, die man in erster Linie zum Vorbild nahm, nur in weit geringerem Umfang, wurden die von Kaufleuten und Kapitalisten gemachten Vorschüsse auf die Staatseinkünfte gegründet, die von der Londoner Bank als Empfangsbescheinigungen für eingelegte Summen ausgegebenen Noten von der englischen Staatsgemeinschaft als gültige Wertzeichen anerkannt. Im April 1693 vollzog sich die für das Wirtschaftsleben des englischen Staats so denkwürdige Schöpfung, unter Beihilfe französischer Refugiés, die ihre mitgebrachten Kapitalien gern einem Staat zur Verfügung stellten, mit dem ihre Existenz und Zukunft aufs innigste verbunden war. Nachdem die Bill, bei welcher außer dem Schotten W. Paterson besonders Charles Montague, zuerst Schüler, dann Freund und Gönner Newtons sein großes Talent beurkundete, im Unterhaus angenommen war, wurde auch der Widerstand der Lords überwunden, die nicht unbegründete Bedenken geltend machten gegen die Privilegierung eines Kreditunternehmens, „welches das flüssige Kapital aufspeichern und den Hypothekenzins in die Höhe treiben würde“. Am 23. April erlangte das Gesetz auch im Oberhaus die Mehrheit der Stimmen. So trat mitten im Krieg und wesentlich unter dem Drange desselben ein nationales Institut ins Leben, das mit der Zeit die großartigste Werkstätte des Geldverkehrs werden sollte und mehr als alles andre zur Konsolidierung der Regierung Wilhelms III., zur innigsten Vereinigung der öffentlichen Gewalten in dem konstitutionellen Staatsorganismus beigetragen hat. Wenn die Londoner Bank, die drei Jahre später ihre abschließende Organisation erhielt, einerseits der Regierung als „Geschäftsführer für Auflagen und Anleihen“ diente, so war sie anderseits die Bun-

18. April 1694.

deslade des nationalen Kredits, das Vorratshaus und die Betriebsanstalt des Metallvermögens des Gesamtstaats: während Frankreich einem wirtschaftlichen Ruin entgegensteuerte, wurde in England die Solidarität der materiellen Interessen des konstitutionellen Staats auf fester Grundlage aufgerichtet.

Die Folgen dieses Zusammenwirkens der Regierung und der Nation traten bald zu Tage. Wilhelm konnte mit einer so beträchtlichen Heeresmacht in den Niederlanden auftreten, daß die Franzosen nicht weiter vorrückten, sondern sich auf Verteidigung ihrer Grenzen beschränkten. Nur dem kräftigen Auftreten des englischen Königs zu Land und zur See war es zu danken, daß die französischen Waffen weder in den spanischen Niederlanden noch an den Pyrenäen und am Rhein in diesem Jahr große Erfolge im Feld erzielten. Nach seiner Rückkehr wurde er freudig begrüßt und alles ließ sich wohl an. Das Parlament war entgegenkommend, das Kabinett erhielt neue Kräfte, indem Shrewsbury, der dem König besonders genehm war, wieder die Stelle eines Staatssekretärs annahm und Montague, der Gründer der Bank, zum Kanzler der Schatzkammer erhoben ward. Lord Sunderland war als Bekehrter zurückgekommen und unterstützte den König mit seinem Rat. Da wurde Wilhelm ganz unerwartet von einem schweren Schlag betroffen; seine Gemahlin, zu der er stets große Liebe und Achtung gehegt, starb gegen Ende des Jahres an den Blattern, eine edle echt weibliche Seele, die ihrem Eheherrn stets mit ganzem Herzen ergeben gewesen, so verschieden auch in ihrer Erscheinung und in ihrem Charakter die beiden Gatten waren: sie eine kräftige stattliche Frau voll Leben und Bewegung, gesprächig und beweglich, er ein hagerer, wortkarger, ernster Mann, mit seinen Gedanken zurückhaltend und wenig zugänglich. Wilhelm wurde von dem Verlust tief ergriffen. Die Regierung erlitt jedoch dadurch nur geringe Schwankungen. Zunächst nahm die Opposition sogar ab, indem seine Schwägerin Anna, welche mit ihrer Schwester nicht gut gestanden und sich meistens vom Hof fern gehalten hatte, sich mit ihm aussöhnte und seine Politik unterstützte. Um den König instandzusetzen, den Krieg mit aller Energie zu betreiben, schritt das Parlament zu großen Bewilligungen mittels neuer Auflagen. Dank diesen Anstrengungen konnte Wilhelm die Franzosen unter Villeroi und Boufflers, die an Stelle des kurz zuvor gestorbenen Marschalls von Luxembourg getreten waren, in ihren Grenzlinien festhalten und ihnen die Festung Namur wieder entreißen.

Tod der Königin Maria. 1694.

28. Dez. 1694.

Sept. 1695.

Bei dieser Machtstellung des „Usurpators“ und des protestantisch-whiggistischen Regiments in England war es natürlich, daß die Faktionen der Gegenpartei noch einmal alle Kräfte anstrengten, eine Reaktion in dem Inselreich zu bewirken. Bereits waren geschäftige Parteigänger, vor allen Lord Middleton, ein Schotte, an dem kleinen Hof von St.-Germain erschienen, um eine neue Landung ins Werk zu setzen. Jakob willigte ein; ein Manifest von weitgehenden Zusagen wurde ausgearbeitet, das ihm die Herzen seines getreuen Volks gewinnen sollte; Ludwig XIV. war bereit, das Unternehmen mit Schiffen, Geld und

Jakobitische Verschwörung und Restaurationspläne.

Febr. 1696. Kriegsbedarf zu fördern. Im Februar begab sich der Stuart nach Calais, wo französische Fahrzeuge bereit lagen, während sein natürlicher Sohn, der Herzog von Berwick, ein junger Mann von Unternehmungsgeist und militärischem Talent, sich heimlich einschiffte, um die legitimistischen Freunde in der Heimat aufzubieten. Auch manche Emigranten fanden sich in Calais ein, um bei der erwarteten Restauration die Früchte ihrer Loyalität zu ernten. Aber die englischen Parteigenossen wollten nicht zu den Waffen greifen, bevor Jakob gelandet wäre und sein Manifest verbreitet hätte. Um nun die Entscheidung rasch herbeizuführen, bildete ein Renegat von Oxford, Robert Charnock, mit einem schottischen Edelmann Barclay und einigen alten Militärpersonen aus der ehemaligen Leibgarde ein Komplott, um den Oranier, der noch nicht zur Armee abgegangen war, bei Gelegenheit einer Jagd auf dem Weg nach Richmond zu überfallen und in Sicherheit zu bringen. Daß es auf eine Ermordung abgesehen sei, wurde nicht ausgesprochen, aber keiner der Teilnehmer verhehlte es sich, daß dies der Ausgang sein würde. Auch nach Calais gelangte die Kunde von dem blutigen Vorhaben; Berwick hatte sich eingeschifft, um dem Vater Mitteilung zu machen. Man zweifelte nicht, daß nach gelungener That eine allgemeine Insurrektion ausbrechen würde; dann war der rechte Moment zur Landung gekommen. Aber
13. Febr. 1696. das Attentat wurde am Tag vor der Ausführung durch einen Irländer, den man ins Geheimnis gezogen, an Bentinck-Portland verraten. Die Jagd unterblieb; die Hauptschuldigen, deren Namen man erfahren hatte, wurden ergriffen und drei von ihnen, darunter Charnock, hingerichtet. Von einer Landung konnte nun keine Rede sein. Jakob, der darum so lange gezögert hatte, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, in seinem Manifest die Gültigkeit des Testeides aufzunehmen, kehrte nach St.-Germain zurück. Die Priester, deren Meinung ihm über alles ging, hatten ihn von jenem Zugeständnis abgehalten; die Herstellung des Thrones hatte für sie nur dann Wert, wenn damit auch zugleich die Rekatholisierung Englands verbunden war. Bald darauf schloß sich der Stuart, um seinem religiösen Eifer Genüge zu thun, der Kongregation von La Trappe an.

Wilhelm III. in Ryswyk als König anerkannt. Für Wilhelm hatte das Attentat die Wirkung, daß der Bund zwischen Krone und Parlament sich noch mehr befestigte. Lords und Commons empfanden mehr als je, daß sie und der König durch die Gemeinschaft der Interessen aneinander gewiesen seien und daß ihre Wege zusammengehen müßten. Es bildete sich eine neue Association zur Erhaltung der durch das Settlement ausgesprochenen Thronfolgeordnung. Den katholischen Stuarts und ihren Anhängern sollte jede Hoffnung einer Restauration abgeschnitten werden. Da hier und da Bedenken aufgetaucht waren, ob nach dem Tod der Königin Maria, die doch die eigentliche Thronerbin gewesen, die im Jahr 1688 getroffene Anordnung noch ferner gültig sei, so wurde von dem whiggistischen Parlament ausdrücklich der Beschluß gefaßt, Wilhelm sei der rechtmäßige König von England; durch das Gesetz sei ihm ein ausschließendes Recht auf die Krone verliehen worden. Die whiggistischen

Grundsätze behielten die Oberhand; wer der Association für König Wilhelm nicht beitreten wollte, sollte zu keinem öffentlichen Amt zugelassen, ja als Feind der nationalen Freiheit angesehen werden. Im Januar des nächsten Jahres wurde Sir John Fenwick, weil er mit dem Hof von St.-Germain Verbindungen unterhalten und die Häupter der Whigs bei König Wilhelm zu verdächtigen gesucht hatte, durch eine Bill of Attainder als Hochverräter verurteilt und hingerichtet. (22. Jan. 1697.) Dieses Zusammenwirken der Nation und der Regierung machte es dem Oranier möglich, den Krieg gegen Frankreich ohne Ermattung fortzuführen und im Frieden von Ryswyk die Anerkennung seiner Königskrone zu erzwingen. Es kostete viele Mühe, den Selbstherrscher in Versailles zu dieser Anerkennung eines neuen nicht auf dem Erbrecht beruhenden, sondern von dem Parlament übertragenen Königtums von Großbritannien zu bewegen; da aber Jakob selbst die Erklärung abgegeben, daß er während der Lebenszeit Wilhelms keinen Versuch mehr zur Wiedererlangung des englischen Thrones machen werde, so ließ Ludwig das Unvermeidliche geschehen. In möglichst reservierter Form gab der französische Bevollmächtigte die Zusicherung, daß sein Herr und Gebieter den Statthalter von Holland als König von England anerkennen und dessen Feinde „ohne alle Ausnahme“ weder direkt noch indirekt unterstützen werde. Auch stand man ab, die Rückkehr der Emigranten zu fordern; dafür gab aber Wilhelm auch die Zusage, daß das Fürstentum Orange, das ihm wieder zurückgegeben wurde, nicht als Asyl flüchtiger Hugenotten dienen solle. Die französischen Flüchtlinge, die dem Oranier den Thron hatten erkämpfen helfen, durften sich nicht einmal an dem Saum des alten Frankreich ansiedeln. Wie ganz anders wahrte Ludwig XIV. die katholischen Interessen in der „Ryswyker Klausel“! Die mit Wilhelm und den Holländern abgeschlossenen Präliminarien setzten den französischen König auch diesmal in die Lage, desto anspruchsvoller gegen die übrigen Teilnehmer der Allianz, insbesondere gegen Deutschland aufzutreten.

IV. Frankreich und die neue europäische Koalition.

1. Die rheinische Pfalz seit dem Westfälischen Frieden.

Nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens war der Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich V. und der englischen Königstochter Elisabeth, Karl Ludwig, (Kurfürst Karl Ludwig. 1649—1680.) in die Pfalz zurückgekehrt, die er als Kind verlassen hatte. Eine schwere Vergangenheit lag hinter ihm; er hatte in England mit eignen Augen gesehen, wie das Haupt seines Oheims Karl Stuart unter dem Henkerbeil der Puritaner gefallen, und seiner in Holland weilenden Mutter die Schmerzensbotschaft überbracht; und als er jetzt in das verarmte und verwüstete Heimatland einzog, da konnte er gewahren, welche Früchte der religiöse Fanatismus in seinem Schoß berge. Und er war nicht unempfänglich für

die Lehren und Eindrücke, welche das ernste Leben ihm zugetragen: er war frühe zum Manne gereift, die Neigungen zu Ausschweifungen hatte er abgelegt, er brachte ein warmes Herz für das Volk, ein duldsames Gemüt für religiöse Überzeugungen in das Land seiner Väter am Rhein und Neckar zurück. Durch Nachlaß oder Befreiung von Steuern auf längere oder kürzere Zeit suchte er zum Anbau der Felder, zur Wiederherstellung der zerstörten Dörfer und Städte, zu neuen Anlagen zu ermuntern, Fleiß und frischen Lebensmut zu erwecken. Mit verständigen Räten im Finanzwesen, in der Verwaltung, im volkswirtschaftlichen Leben wurden zweckmäßige Reformen geschaffen, heilsame Anordnungen getroffen. Durch religiöse Toleranz und Weitherzigkeit beförderte er die Niederlassung fremder Ansiedler. Während man in Wittenberg und Leipzig die Melanchthonianer als „synkretistische Mameluken" verketzerte, die gemischten Ehen zwischen Lutheranern und Calvinisten als Todsünde verfluchte, war der Pfälzer Kurfürst Karl Ludwig bedacht, seinem Volk den kirchlichen Frieden zu schaffen und zu erhalten: er erlaubte den Lutheranern die Providenzkirche in Heidelberg zu erbauen; er gestattete den Wiedertäufern sich in Mannheim, den piemontesischen Waldensern sich in Germersheim niederzulassen; er gewährte allen christlichen Konfessionen freie Religionsübung. Die Professoren der weltlichen Fakultäten verpflichtete er nur auf das Wort Gottes und die ältesten ökumenischen Symbole, er errichtete für Pufendorf einen Lehrstuhl des Naturrechts und ging mit dem Gedanken um, den jüdischen Philosophen Spinoza für die Universität zu gewinnen. Das wiederhergestellte Fräuleinstift Neuburg sollte auch lutherischen Töchtern zugänglich sein. Während anderwärts der Verfolgungsgeist sich zu neuen Kämpfen rüstete, wurde unter ihm die Universität Heidelberg „eine feste Burg akademischer Freiheit inmitten der Lande des Krummstabes". Die Früchte dieser väterlichen und milden Regierung traten bald zu Tage. Das von der Natur reich gesegnete Land blühte in kurzem rasch empor, so daß der Marschall von Grammont, der im Jahr 1646 mit seinem Heer durch die verwüstete und verwilderte Gegend gekommen war, zwölf Jahre später schreiben konnte, Stadt und Land mache den Eindruck, als wenn niemals Krieg geführt worden wäre. Der Kurfürst selbst hat durch Sparsamkeit und umsichtigen Haushalt wesentlich zu dem Emporkommen des Landes beigetragen und dem Volk ein gutes Beispiel gegeben.

Häusliche Verhältnisse. Wie sehr wäre dem wohlwollenden Fürsten zu wünschen gewesen, daß er auch in seiner Häuslichkeit das Glück und den Frieden gefunden hätte, die er überall zu fördern bedacht war. Aber auf seinem ehelichen Leben lag ein dunkler Schatten. Seine Gemahlin Charlotte, die Tochter des um die protestantische Sache und um das pfälzische Haus während des Kriegs so hoch verdienten Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der hochsinnigen Amalia, erwiderte die warme Liebe und Hingebung des Kurfürsten mit Kälte und stolzer Zurückhaltung. Sie hatte bei ihrer Verlobung eine andre Neigung im Herzen getragen und in den Ehebund mit innerem Widerstreben gewilligt; und sie besaß nicht Selbstbeherrschung genug, um sich mit ihrem Schicksal auszusöhnen; ihre kalte Schönheit war unempfänglich für die Liebe ihres Gemahls; ihre Launenhaftigkeit und ihr widerstrebender Sinn ließ kein harmonisches Zusammenleben aufkommen; ihr Hang zu glänzenden und rauschenden Vergnügen, zu Festlichkeiten und Jagdpartien fand an dem einfachen sparsamen Hof zu Heidelberg keine Befriedigung. Die Mißverhältnisse mehrten sich, als Karl Ludwig seine Neigung einer jungen schönen Hofdame, Louise von Degenfeld, zuwandte. Nach vielen gereizten Auftritten kam es endlich so weit, daß der Kurfürst sich von seiner Gemahlin trennte und mit dem Edelfräulein, der er den alten pfälzischen Adelstitel einer „Raugräfin" verlieh, eine morganatische Ehe einging. — Das geschah um dieselbe Zeit, als sich seine jüngste Schwester, die ebenso geistreiche als schöne Prinzessin Sophie, auf dem Heidelberger Schloß mit

Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg vermählte, eine Verbindung von künftiger welthistorischer Bedeutung. Ihr ältester Sohn Georg Ludwig sollte dereinst die Krone von Großbritannien tragen.

Auch die auswärtigen Angelegenheiten machten dem reizbaren heftigen Kurfürsten viel Verdruß. Auswärtige Angelegenheiten. Sein Streben war darauf gerichtet, dem Kurfürstentum die frühere Stellung zu erwerben, die verlornen oder streitigen Gerechtsame und Territorien zurückzubringen. Dadurch sah er sich in manche Händel und Fehden verwickelt, bald mit den bayrischen Wittelsbachern, welche dem pfälzischen Zweig des Hauses das Reichsvikariatsrecht während des kaiserlichen Interregnums streitig machten, bald mit den Nachbarn, insbesondere dem Erzbischof von Mainz, welcher dem Pfalzgrafen den Besitz von Ladenburg und andern Orten an der Bergstraße bestritt und nicht zulassen wollte, daß er wie seine Vorfahren das „Wildfangrecht" übte, d. h. alle in der Pfalz und Umgegend wohnenden „Wilde" oder Fremde als „eigne Leute" behandelte und mit einer Kopfsteuer belegte. Da war es denn für Karl Ludwig ein großer Vorteil, daß die beiden garantierenden Mächte des Westfälischen Friedens, Schweden und Frankreich, ihm wohl gesinnt waren, jenes weil seit Christinens Abdankung sein Verwandter, Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, die schwedische Krone trug, dieses weil Ludwig XIV. die rheinischen Fürsten in sein Interesse zu ziehen beflissen war. Auch Karl Ludwig verschmähte es nicht, Stellung zu Frankreich. gleich so manchem andern deutschen Fürsten, von dem Versailler Hof Subsidien anzunehmen, einen „Judaslohn", wie man es bezeichnete; und als er dem Herzog von Orleans, dem Bruder des französischen Monarchen, seine Tochter Elisabeth Charlotte in die Ehe gab, gedachte er das Bündnis noch enger zu knüpfen. Schmeichelte 1671.
er sich doch eine Zeitlang mit dem Gedanken, Ludwig XIV. würde Lothringen und einige umliegende Territorien zu einem Königreich „Austrasien" vereinigen und ihn zum Herrscher einsetzen. Aber wie bald sollte er seines Irrtums gewahr werden! Das Bündnis mit Frankreich war die Quelle unsäglichen Wehes für das Pfälzer Land. Die kraftvolle geistreiche Fürstentochter, deren Briefe an ihre Halbschwester Luise und an andre Verwandte ein so lebendiges Bild von dem Pariser Hof- und Gesellschaftsleben entrollen, hatte eine Ahnung von den verhängnisvollen Folgen der französischen Heirat, um derentwillen sie ihren calvinischen Glauben und ihr inneres Lebensglück hingab; sie betrachtete sich als „das politische Lamm, das dem Staat geopfert ward". Karl Ludwig selbst mußte noch erleben, daß in dem ersten Koalitionskrieg die Rheinebene und die Bergstraße in Brandstätten und Wüsteneien verwandelt wurden und doch waren jene Verheerungen und Drangsale, die uns aus den früheren Blättern bekannt sind, nur das Vorspiel von den Greueln und Unthaten, welche bald nach seinem Hingang über das Pfälzer Land hereinbrechen sollten.

Auf dem Simmernschen Kurhaus lag ein hartes Verhängnis. Das pfälzische Kurhaus. Der Erbprinz Karl, den die nach Kassel zurückgekehrte Charlotte ihrem Eheherrn geboren, war von schwächlicher Gesundheit; seine Schwester, die Herzogin von Orleans, an Geist und Charakter das Ebenbild ihres Vaters, fühlte sich unglücklich an dem Versailler Hof. Luise von Degenfeld hatte dem Kurfürsten eine große Zahl trefflicher und wohlgestalteter Kinder gegeben; als der trauernde Gatte die Gestorbene in der „Konkordienkirche" der Mannheimer Friedrichsburg beisetzen ließ, umstanden fünf Söhne und drei Töchter die März 1677.
Gruft. Allein unebenbürtig und von dem Stiefbruder in der Folge lieblos behandelt, traten die Raugrafen größtenteils in fremde Kriegsdienste und fanden sämtlich einen frühen Tod; von den Töchtern sind zwei unverheiratet geblieben; mit der zweiten, der Raugräfin Luise, welche die geistigen Fähigkeiten des Vaters mit der schönen Weiblichkeit der Mutter vereinigte, hat ihre Halbschwester in Paris den lebhaften Briefwechsel unterhalten, dessen wir eben Erwähnung gethan. Die Brüder des Kurfürsten, die uns

aus den englischen Kriegen bekannten pfälzischen Prinzen, verbrachten ihr Leben in der Fremde. Ruprecht hatte zürnend über des Kurfürsten unfreundliche Behandlung seinem Heimatland den Rücken gewendet und war durch keine spätere Einladung des Bruders zur Rückkehr zu bewegen. So ging der edle Fürstenstamm seinem Ende entgegen. Als Karl Ludwig auf einer Reise von Friedrichsburg (Mannheim) zu Edingen auf seinem Lehnstuhl unter freiem Himmel von einem hitzigen Fieber dreiundsechzig Jahre alt 28. Aug. 1680. dahingerafft und in der Heilige-Geistkirche zu Heidelberg beigesetzt war, ruhte die männliche Dynastie auf zwei Augen. Denn der Kurprinz hatte in seiner Ehe mit der dänischen Königstochter Wilhelmine Ernestine keine Kinder.

Kurfürst Karl 1680—1685. Wie verschieden war der neue Kurfürst Karl, der auf die Kunde von dem Tod des Vaters rasch von seiner englischen Reise zurückkehrte und die Regierung antrat, 17. Okt. 1680. von dem Dahingegangenen. Von schwacher Gesundheit, ohne Liebe und Vertrauen zu dem Vater, Zeuge der ehelichen Zerwürfnisse der Eltern, hatte er eine freudlose Jugend verlebt; und auch die Heirat mit der auf ihre königliche Abkunft stolzen, unliebenswürdigen Prinzessin von Dänemark hatte ihm kein Glück gebracht. Melancholisch und mit der Welt zerfallen trat der kaum dreißigjährige Fürst die Herrschaft an, ohne eine Spur von der kräftigen Natur und der eisernen Willensthätigkeit des Vorgängers. Der einzige Mensch, dem er bisher Gewogenheit und Vertrauen gezeigt, war sein Lehrer Paul Hachenberg, und sicherlich hätte derselbe auch ferner auf den Gang des Staatslebens einen bedeutenden Einfluß geübt, wäre er nicht schon wenige Monate nach dem Regierungswechsel in auffallender Weise plötzlich gestorben. Aber Karl war eine unselbständige Natur; und so traten bald andre Ratgeber an die Stelle des dahingegangenen Günstlings, und von ihrer Richtung hing auch vielfach das Regierungssystem und die Politik ab. So bewirkte der Hofprediger Langhanns, daß die religiöse Toleranz und konfessionelle Weitherzigkeit Karl Ludwigs bald einer rigoroseren Kirchlichkeit weichen mußte. Der strenge Calvinismus, wie er durch Friedrich III. begründet worden, sollte in Glauben, Kultus und Verfassung wieder hergestellt werden. Hatte dies einerseits die heilsame Wirkung, daß bei der Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtige Hugenotten ein Asyl in der Pfalz fanden und daß vertriebene Calvinisten aus Sachsen, Ungarn, Frankfurt sich nach dem Land ihres Bekenntnisses retteten, so führte anderseits die konfessionelle Engherzigkeit dahin, daß man die Lutheraner in ihren Rechten verkürzte, sie in ihrer Religionsübung und kirchlichen Autonomie beschränkte und ihnen manchen lästigen Zwang auflegte. Und auch in weltlichen Dingen gewahrte man bald eine große Veränderung. Das volkswirtschaftliche Sparsystem, wodurch sich Karl Ludwig hauptsächlich den Beinamen eines „Wiederherstellers der Pfalz" verdient hatte, wurde aufgegeben; die kurfürstliche Hofhaltung wurde glänzender und kostspieliger; Karls Gemahlin und seine von Kassel zurückgekehrte Mutter liebten Pracht und Aufwand; Schauspiele, Maskeraden und Festlichkeiten aller Art belebten die gesellschaftliche Unterhaltung; der Kurfürst selbst stellte militärische Scheinkämpfe an; eine zahlreiche Hofdienerschaft mehrte die Ausgaben. In kurzem war der Nachlaß des verstorbenen Kurfürsten verschwunden, für die Kosten des kurfürstlichen Haushalts und des Staates mußten neue Einkünfte beschafft, neue Steuern aufgelegt werden; die Residenz, wo bisher bürgerliche Einfachheit, Zucht und Sittlichkeit geherrscht, war bald berüchtigt wegen Ausschweifung und Unmäßigkeit der Kavaliere, wegen Korruption der Beamten. Man ahmte den Hof von Versailles und Whitehall nach, aber die feineren weltmännischen Manieren fehlten. Der Kurfürst selbst hatte am wenigsten Teil an dem Freudeleben: sein Hang zur Schwermut nahm immer zu; gegen seine Gemahlin hegte er eine solche Abneigung, daß er alle eheliche Gemeinschaft mit ihr mied. Sein einziger Vertrauter und Günstling war Langhanns; auf ihm lag daher

der Neid und das Übelwollen der vornehmen Welt, ihm wurden alle Fehler und Mißstände zugeschrieben. Und eines argen Versehens, das bald viel Unglück über das Land brachte, hat er sich allerdings schuldig gemacht. Als im Frühjahr der Kurfürst von einem hitzigen Fieber befallen ward und wenig Hoffnung war, daß er vom Krankenlager wieder erstehen würde, wurde mit dem erbberechtigten Nachfolger, dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg, in Schwäbisch-Hall ein Vertrag geschlossen, welcher die protestantische Kirche der Pfalz sicherstellen sollte gegen ungerechte Vergewaltigung durch den katholischen Thronfolger. Dieses Vertragsinstrument, kraft dessen der religiöse Zustand auf der im Westfälischen Frieden festgesetzten Grundlage erhalten werden sollte, wurde durch die Säumigkeit des Bevollmächtigten Langhanns von dem im Sterben liegenden Kurfürsten Karl nicht mehr unterzeichnet. Anfangs schien die Sache ohne Bedeutung zu sein, da Philipp Wilhelm, ein siebzigjähriger Herr von wohlmeinender Gesinnung und friedfertigem Charakter, den Hallischen Rezeß als bindend anerkannte und gelobte, allen darin enthaltenen Verpflichtungen „unverbrüchlich nachzukommen"; aber später benutzten die Jesuiten den Formfehler, um den nur einseitig unterschriebenen Vertrag in seiner rechtlichen Gültigkeit anzufechten. So kam denn die Pfalz in eine ähnliche Lage wie um dieselbe Zeit England: ein protestantisches Land erhielt einen katholischen Herrscher, in dessen Gefolge ein Schwarm von Priestern, von Jesuiten und andern Ordensleuten einzog und seinen Teil an den reformierten Kirchengütern verlangte. Und auch darin hatten beide Staaten Ähnlichkeit, daß in Heidelberg wie in London das neue Regiment mit Strafgerichten begann und Ludwig XIV. da wie dort mit Machtsprüchen hervortrat. Karls Günstling, der Oberkirchenrat Langhanns wurde durch die Kabalen der verwitweten Kurfürstinnen und des grollenden Adels und Beamtentums zu Prangerstrafe, Güterverlust und Gefängnis verurteilt nach einem Gerichtsverfahren, das an Ungerechtigkeit, Parteihaß und Gewaltthätigkeit mit Jeffreys „blutigen Assisen" verglichen werden konnte.

Die Erbfolge und Karls Ausgang. Mai 1685.

Die Besitzergreifung der Kurlande durch Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg nach den Gesetzen des Reichs und des kurfürstlichen Hauses wie nach dem Testament des Verblichenen und dem Hallischen Staatsvertrag ging nicht ohne Einsprache vor sich. Leopold Ludwig von einer Zweibrückschen Nebenlinie konnte zwar mit seiner Geltendmachung eines näheren Rechts nicht durchdringen, da der Kaiser und das katholische Deutschland ein großes Interesse hatten, daß der Sitz im Kurfürstenkollegium nicht einem Protestanten zu teil ward; desto wirksamer waren die Ansprüche Ludwigs XIV., der für seine Schwägerin Elisabeth Charlotte von Orleans nicht nur die ganze bewegliche Hinterlassenschaft ihres Bruders Karl in weitgehendem Umfang verlangte und allmählich einzog, sondern auch die Pfalz-Simmernschen Lande auf der linken Rheinseite als Erbteil der einzigen überlebenden Schwester des verstorbenen Kurfürsten ansprach und endlich seine Forderungen über alle Territorien ausdehnte, von denen nicht nachgewiesen werden könne, daß sie nur Mannlehen seien. Zwar hatte die Prinzessin bei ihrer Verheiratung durch einen Revers auf allen Allodialbesitz nach dem Herkommen des pfälzischen Kurhauses Verzicht geleistet, allein dies konnte auf den französischen Gewaltherrscher um so weniger Eindruck machen, als er ja auch die Gültigkeit des Renunziationsaktes seiner Gemahlin, der spanischen Infantin, anfocht. Politische und nationale Interessen waren dabei im Spiel: der Herzog von Orleans sollte als Pfalzgraf von Simmern und Lautern Reichsfürst, die französische Grenze nach dem Rhein vorgerückt werden. Ein Federkrieg mit Rechtsdeduktionen und Manifesten, der den Reichstag in Regensburg und die Justizbehörden in Heidelberg jahrelang beschäftigte, gewährte der Versailler Regierung die gewünschte Zeit, den geeigneten Moment abzuwarten, um den Forderungen mit dem Schwert Nachdruck zu geben,

Die Orleansschen Erbansprüche.

den Federkrieg in einen Waffenkrieg zu verwandeln, der „Usurpation" Philipp Wilhelms Schranken zu setzen.

2. Die Augsburger Ligue und der Streit im Erzstift Köln.

Die Augsburger Ligue. Die früheren Versuche, durch eine europäische Association der Vergrößerungssucht Ludwigs XIV. Schranken zu setzen, waren, wie wir gesehen, an der Zwietracht und den Partikularinteressen der einzelnen Staaten gescheitert; der französische Monarch fuhr fort, die Grenzlande in den Bereich seiner Machtsphäre zu ziehen, durch Anlegung von Grenzfestungen das eigne Reich gegen feindliche Angriffe sicherzustellen und zugleich geschützte Orte zu Ausfällen gegen die Nachbarstaaten zu schaffen. Diese wachsende Übermacht eines rücksichtslosen herrischen Autokraten konnte Europa unmöglich länger ertragen. Aus allen Handlungen Ludwigs ging hervor, daß es auf die Übermacht Frankreichs über alle andern Fürsten und Staaten abgesehen sei. In Frankreich stellten Religion und Kultur, Krieg und Staatsverwaltung, Auswärtiges und Inneres eine Einheit dar, in welcher ein einziger Wille gebot, der, weil er dem nationalen Gedanken entsprach, freudigen Gehorsam fand. Insbesondere waren die Staaten im Osten und Norden, die rheinischen Glieder des deutschen Reichs und die spanischen und holländischen Niederlande der Gegenstand der französischen Eroberungslust. So vereinigten sich unter dem Eindruck der österreichischen Siege in Ungarn mehrere europäische Mächte abermals zu einer Koalition gegen die Gewaltherrschaft Ludwigs. Zunächst schlossen Wilhelm von Oranien, der Kurfürst von Brandenburg, sein Oheim und König Karl XI. von Schweden eine Übereinkunft, daß sie die Friedensverträge von Westfalen, Nimwegen und Regensburg aufrecht erhalten und jede Verletzung derselben durch Frankreich mit gewaffneter Hand verhindern wollten. Daraus ging noch in demselben Jahr die „Augsburger Ligue" hervor, in welcher sich der Kaiser, Spanien, mehrere Fürsten und Kreise des Deutschen Reichs, insbesondere die Wittelsbacher in Kurpfalz und in Bayern, zu einer Defensiv-Allianz mit jenen vereinigten. Eine Armee von 60,000 Mann und eine Bundeskasse zur Bestreitung der Kosten sollte durch gemeinsame Kontingente und Matrikularbeiträge aufgestellt werden. Der König von Schweden, empört über Ludwigs Ansprüche auf die Pfalz-Zweibrückschen Territorien und ergrimmt über dessen Verbindung mit seinem Gegner Christian V. von Dänemark, gab den Anstoß, aber als die Seele des Ganzen galt der Statthalter von Holland, dem vor allem daran gelegen sein mußte Ludwig XIV. zu verhindern, den König Jakob II. von England in seine Netze zu ziehen und zu Vasallendiensten zu zwingen.

(Randnotizen: 12. Jan. 1686. — 6. Juli 1686.)

Verschiedenartige Interessen. Es waren widerstrebende Elemente, die sich in Augsburg zu der pazifikatorischen Politik die Hände reichten, und verschiedenartige Motive waren dabei von Einfluß: In Wien und Madrid kamen große Familieninteressen in Frage, die auch bei den bayrischen Wittelsbachern mitspielten. Kurfürst Max Emanuel

nämlich, welcher im Jahr des Nimweger Friedens seinem Vater Ferdinand Maria, dem Sohn Maximilians I., in der Regierung nachgefolgt war, hatte die Erzherzogin Maria Antonie, die Tochter Kaiser Leopolds I. und der spanischen Infantin, als Gemahlin heimgeführt. Die Erzherzogin mußte zwar bei ihrer Vermählung allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie für den Fall des kinderlosen Ablebens ihres Oheims Karl II. entsagen, dagegen stellte man dem Kurfürsten die Statthalterschaft der spanischen Niederlande in Aussicht mit der Zusicherung, daß diese Würde in seiner Person „perpetuiert" werden sollte. Und war denn der spanische König genötigt, die erzwungene Entsagung seiner Nichte anzuerkennen? Wir werden in der Folge sehen, daß Karl II. ganz und gar nicht die Absichten des Wiener Hofes teilte. Dazu kam noch die streitige Wahl im Erzstift Köln, wobei das bayrische Fürstenhaus zu den Plänen Ludwigs XIV. in Gegensatz trat. So geschah es, daß bei den neuen kriegerischen Verwickelungen Max Emanuel die traditionelle Politik der bayrischen Wittelsbacher aufgab und sich der antifranzösischen Allianz anschloß. Ein militärisch gebildeter Fürst, der im kaiserlichen Dienst sich in Ungarn wider die Türken hervorgethan hatte, wurde der Kurfürst als Hauptführer der verbündeten Armee ausersehen. Auch der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, dem, wie wir soeben erfahren haben, im vorhergehenden Jahr die rheinische Kurpfalz zugefallen war, und der nun sein Stammland, sowie das Herzogtum Jülich-Berg dem ererbten Gebiet beifügte, wurde durch die Ansprüche Ludwigs XIV. für den Herzog von Orleans auf die Seite der Augsburger Verbündeten gedrängt. Alle Teilnehmer verpflichteten sich zu gemeinsamem Handeln; niemand sollte sich auf einen Sondervertrag einlassen. Soweit hatte es Ludwig XIV. mit seiner rechtsverletzenden Politik gebracht, daß alle europäischen Mächte ohne Rücksicht auf religiöse Verschiedenheit sich die Hände zum Widerstand gegen eine unerhörte Gewaltherrschaft reichten. Wir wissen, daß sich bei dem Kaiser und andern katholischen Bundesverwandten konfessionelle und legitimistische Bedenken regten, ob sich ein Bund mit Wilhelm von Oranien, mit Holland und den englischen Whigs gegen Ludwig und Jakob II. Stuart rechtfertigen lasse. Aber vor dem Haß gegen den anmaßenden Machthaber in Versailles, der selbst den Türken seine Sympathien zuwandte, traten alle andern Rücksichten und Erwägungen in den Hintergrund. Begünstigte doch selbst der Papst die Augsburger Ligue!

Französische Kriegspolitik.

Dem Monarchen in Versailles entging es nicht, daß eine europäische Koalition gegen Frankreich im Werk sei und daß er sich auf einen neuen Krieg gefaßt machen müßte, wenn er das durch Raub und Gewaltthat Errungene behaupten wolle. Um aber Herr der Situation zu bleiben und den günstigen Moment zur Schilderhebung abwarten zu können, schlug er verschiedene Wege ein: während er die Grenzbefestigung, insbesondere die Fortifikationen in Hüningen und Trarbach aufs eifrigste betrieb, um zum Schutz wie zum Angriff gerüstet zu sein, ließ er zugleich auf dem Reichstag den Antrag stellen, daß der Regensburger Still-

stand in einen definitiven Frieden verwandelt werde. Damit wäre zugleich die förmliche Abtretung aller eroberten Gebiete mit Einschluß von Straßburg und Luxemburg inbegriffen gewesen. Aber so allgemein war selbst in Deutschland das Mißtrauen gegen den französischen Gewalthaber, der in den Pfälzer Erbansprüchen seine unersättliche Vergrößerungssucht aufs neue kund gab, daß er in Regensburg mit seinem Vorschlag nicht durchzudringen vermochte. Auf Betreiben des brandenburgischen Bevollmächtigten wurde die Umwandlung des Stillstandsvertrags in einen Frieden zurückgewiesen; doch gab man die beruhigende Versicherung, daß das Augsburger Bündnis nur defensiver Natur sei und daß Kaiser und Reich nicht daran dächten, Frankreich mit Krieg zu überziehen. In dieser Weigerung glaubte Ludwig die geheime Absicht der Verbündeten zu erkennen, nicht bloß der französischen Eroberungspolitik entgegenzutreten, sondern auch bei der ersten günstigen Veranlassung, die Reunionen ihm mit den Waffen wieder zu entreißen. Und gerade damals stand er im Begriff, durch das diktatorische Auftreten in der Pfalz und in der Kölner Erzbischofswahl die Autorität Frankreichs bis an den Rhein auszudehnen. Noch waren die kaiserlich-österreichischen Waffen in Ungarn beschäftigt; die Streitkräfte des Reichs konnten somit nicht im Westen konzentriert werden, der französischen Kriegsmacht am Rhein keinen erfolgreichen Widerstand leisten. Wenn jetzt der Krieg begonnen ward, so konnten zugleich die Osmanen vor weiteren Unfällen bewahrt, die Absichten des Oraniers und der Holländer gegen die Stuartsche Herrschaft durchkreuzt, der französische Einfluß über die westlichen Gebiete des Reichs befestigt, in den Protestantismus, der in den Niederlanden und im nördlichen Deutschland seine Hauptstützen hatte, ein Keil getrieben werden. Alles sprach dafür, daß man die Gelegenheit, da so scheinbare Gründe zur Kriegserklärung vorlägen, nicht unbenutzt vorübergehen lasse. Nur durch eine rasche Schilderhebung könne die Ehre und Machtstellung Frankreichs behauptet, könne in England die katholische und absolutistische Politik des verbündeten Stuart durchgeführt, könne die türkisch-ungarische Opposition gegen Österreich vor gänzlicher Niederlage bewahrt werden. Will man noch persönliche Gründe annehmen, so wird man dieselben weniger in der bekannten Erzählung suchen dürfen, Louvois habe seinen über das unsymmetrische Fenster am neuen Lustschluß Trianon zürnenden Gebieter durch Kriegshändel beschäftigen und die drohende Ungnade von sich abwenden wollen, als in dem Ehrgeiz Ludwigs, zu beweisen, daß sein Vorgehen gegen die Hugenotten ihn nicht geschwächt habe, daß er noch immer der kriegsbereiteste Fürst von Europa sei.

Die Vorgänge im Erzstift Köln. Kein Reichsfürst war dem Interesse Frankreichs so zugethan wie der Kurfürst-Erzbischof Heinrich Maximilian von Köln aus dem bayrischen Haus, der zwei Jahre nach dem Westfälischen Frieden seinem Oheim Ferdinand, dem er schon seit 1643 als Koadjutor zur Seite gestanden, auf dem erzbischöflichen Stuhl nachgefolgt war. Zugleich Fürstbischof von Lüttich und Bischof von Münster und Hildesheim, war er für Ludwig ein wichtiger Bundesgenosse. Die beiden Fürstenberge, die wir bereits als

die ergebensten Diener des französischen Monarchen kennen gelernt, waren die einflußreichsten Ratgeber des Kirchenfürsten und hielten ihn bei der französischen Politik fest. Als Franz Egon starb, wurde auf Ludwigs XIV. Betreiben sein Bruder Wilhelm dessen Nachfolger auf dem Bischofstuhl zu Straßburg; allein er leitete nach wie vor von Bonn aus die Angelegenheiten des Kölner Erzstiftes im Interesse Frankreichs. Dafür verschaffte ihm der König den Rang eines Kardinals und gab sich alle Mühe, ihm auch die Nachfolge in den geistlichen Würden Heinrich Maximilians zu sichern, wenn der bejahrte Kirchenfürst mit Tod abgehen würde. Französischer Einfluß und französisches Gold setzten es durch, daß Wilhelm von Fürstenberg zum Koadjutor des 7. Jan. 1688.
Erzbischofs ernannt ward, und als einige Monate später Heinrich Maximilian aus dem Leben ging, zweifelte man in Versailles keinen Augenblick, daß er in dessen Stelle 3. Juni 1688.
einrücken würde. Wirklich entschied sich auch die Mehrheit des Domkapitels für seine Wahl. Die formalen Schwierigkeiten wußte man aus dem Weg zu räumen. Aber sollten Kaiser und Reich ruhig geschehen lassen, daß eine der ersten fürstlichen Würden einem Mann übertragen ward, dem der Vorteil Frankreichs über alles ging, den der Kaiser seiner reichsfeindlichen Gesinnung wegen in Haft gehalten? Die Gültigkeit der Wahl wurde angefochten und ein junger Prinz aus dem bayrischen Haus, Joseph Clemens, als Gegenkandidat aufgestellt. Bei der in Köln herrschenden Stimmung hielt es jedoch schwer, diesem Anerkennung zu verschaffen. Die meisten Domkapitulare waren durch französisches Geld gewonnen worden, für den Kardinal zu stimmen. Und wenn auch die bei einem „postulierten" Bischof erforderliche Stimmenzahl von zwei Drittel nicht erreicht ward, so wurde Fürstenberg dennoch als Erzbischof ausgerufen. Dagegen gewann in Köln selbst die bayrische Partei die Oberhand; und in Lüttich und den andern Bischofstädten vermochte Fürstenberg trotz der französischen Unterstützung nicht durchzudringen. Dort war der Einfluß Wilhelms von Oranien und des neuen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrichs III., wirksam genug, der französischen Partei das Gegengewicht zu halten. Bei dieser Lage der Dinge war es von entscheidender Wichtigkeit, daß Papst Innocenz XI., der damals gerade mit Ludwig XIV. im Streit lag (S. 404 f.), sich auf die deutsche Seite stellte. Die Kongregation der Kardinäle erkannte den von der Minderheit des Domkapitels gewählten und von dem Kaiser „mit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reichs" begünstigten bayrischen Bewerber Joseph Clemens als Erzbischof an und das Kurfürstenkollegium nahm ihn in seine Mitte auf.

Sollte aber der französische Monarch diese Vorgänge ruhig hinnehmen, die Versailler Politik besiegt vom Kampfplatz weichen? Dieser Gedanke war dem Stolz des Königs unerträglich. *Die politische Lage im Jahr 1688.* In dem Augenblick, da Österreich an der Spitze christlicher Heere im Osten die Osmanen aus der vorherrschenden Stellung drängte, die sie seit mehr als einem Jahrhundert behauptet hatten, und die Donauländer zurückeroberte, mußte ein Nachgeben von seiten Frankreichs als eine Demütigung, als ein Zurückweichen aus der bisherigen Präponderanz erscheinen. Politische und religiöse Motive wirkten zusammen. Mit der Festsetzung des französischen Einflusses im Kölner Erzstift sollte zugleich den protestantischen Nachbarstaaten ein drohendes Gegengewicht aufgestellt und den ehrgeizigen Plänen des Oraniers der Beistand der Generalstaaten entzogen werden. Aber wir wissen bereits, daß diese Berechnung nicht eintraf. Die religiöse Bedrohung schärfte auch das reformatorische Bewußtsein. Die Niederlande unterstützten das Unternehmen ihres Statthalters, und damit nicht während der englischen Expedition des Oraniers Holland von den französischen Kriegsheeren angegriffen werden und die Katastrophe von 1672 sich wiederholen möchte, hatte Wilhelm durch seinen Vertrauten Bentinck mit dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg und mit Hessen und Hannover einen Vertrag geschlossen, kraft dessen deutsche Truppen die Grenzen der

Republik hüten und jedem Versuch einer französischen Invasion entgegentreten sollten. Es ist uns bekannt, welchen wichtigen Anteil die deutschen Hilfstruppen und die flüchtigen Hugenotten an dem Gelingen der englischen Revolution und an der Bewältigung der irischen Empörung genommen haben. Und als bei dem Ausbruch des kontinentalen Kriegs Frankreich seine Angriffe nicht gegen Holland, sondern gegen die Gebiete des Mittelrheins richtete, wendeten die deutschen Reichsfürsten, denen auch noch Sachsen beitrat, ihre Waffen dorthin, um zunächst Köln und Koblenz zu sichern. „So bildete sich eine Vereinigung derselben Fürstenhäuser, die einst die Reformation der Kirche durchgefochten hatten, zu ihrer Rettung in Europa." Der Marschall Schomberg, den bei dieser Gelegenheit der Brandenburger Kurfürst dem Oranier abtrat, hat, wie wir wissen, sowohl durch seine Kriegserfahrung als durch seine Bekanntschaft mit der englischen Nation und Sprache wesentlich zu den Erfolgen Wilhelms III. beigetragen.

3. Der Orleanssche Krieg in der Pfalz.

Die französischen Heere am Rhein. Louvois war der Ansicht, man solle wieder wie im Jahr 1672 gegen den Niederrhein und Holland ziehen. Allein der König meinte, es liege dem Interesse Frankreichs näher, die Waffen zunächst zum Schutz der Ansprüche des Herzogs von Orleans auf die Pfälzer Erbschaft zu ergreifen. So wurde der
Mitte Sept. 1688. Feldzug gegen die Rheinpfalz unternommen, ohne daß zuvor eine Kriegserklärung
24. Sept. vorausgeschickt worden wäre. Als in Versailles ein Manifest ausgegeben ward, worin es hieß: der Kaiser hege schon lange die Absicht, nach Beendigung des Türkenkriegs Frankreich anzugreifen, zu dem Zweck sei der Waffenbund in Augsburg geschlossen worden, zu dem Zweck suche man die Besitznahme der durch das Ableben des Kurfürsten Karl der Herzogin von Orleans zugefallenen Güter und Länder zu verhindern und den Kardinal von Fürstenberg aus dem Erzbistum Köln zu verdrängen, waren bereits zwei französische Heere ins Feld gerückt, das eine, bei dem sich der Dauphin selbst befand, unter dem Marschall von Duras und den Generalen Vauban und Catinat gegen die Festung Philippsburg, das andre unter Boufflers gegen die Rheinpfalz. In wenigen Wochen wurden Kaiserslautern, Alzei, Neustadt und Oppenheim besetzt, die schutzlosen Reichsstädte Worms, Speier, Mainz zur Aufnahme französischer Besatzungen gezwungen. Als am 21. Oktober Philippsburg sich vertragsweise ergab, vereinigten sich beide Abteilungen und drangen in das Herz der Kurpfalz vor. Nachdem Mannheim
Nov. 1688. und Frankenthal zur Übergabe gezwungen, nahm der Dauphin mit dem Generalstab seinen Aufenthalt in dem von dem kurfürstlichen Hof verlassenen Heidelberg. Während des Winters wurden die Ortschaften im Neckar- und Rheingebiet besetzt; weit in das südwestliche Deutschland streiften französische Heerabteilungen.

Verwüstung der Pfalz. 1689. Aber mit dem neuen Jahr änderte sich die Lage. Im Dezember suchte Jakob II. in St.-Germain eine Zufluchtsstätte und Wilhelm von Oranien konnte nunmehr die englischen und holländischen Streitkräfte wider Frankreich wenden.
Febr. 1689. In Regensburg und Wien wurde der Krieg gegen den Reichsfeind erklärt deutsche Truppen richteten ihren Marsch gegen den Rhein. Da konnten die fran-

zösischen Heere die ausgesetzten Posten und kleinen Plätze nicht behaupten; sie mußten sich auf eine nähere Verteidigungslinie zurückziehen, auf die größeren Festungen sich beschränken. Und nun wurde jene barbarische Maßregel angewendet, welche den französischen Namen für alle Zeiten mit Haß und Schmach bedeckt hat. Um den Feinden das Eindringen in Frankreich unmöglich zu machen, wurde in Versailles der Beschluß gefaßt, durch Verheerung der Rheingegenden eine Wüstenei zwischen beiden Reichen zu schaffen. Louvois schrieb an den Marschall Duras: es sei des Königs Wille, daß alle Orte und Plätze, welche den Feinden zum Aufenthalt oder zu Winterquartieren am Rhein dienen oder den französischen Plätzen an diesem Fluß zum Schaden gereichen könnten, zerstört werden sollten. Diesem Befehl eines hartherzigen Ministers und eines tyrannischen Königs, »de brûler le Palatinat«, wurde mit unerhörter Grausamkeit Folge gegeben. Wie Mordbrenner fielen die wilden Scharen über die blühenden Dörfer an der Bergstraße, über die reichen Städte am Rhein, über die Ortschaften der südlichen Pfalz her und verwandelten sie in Aschenhaufen. Der gesprengte Turm des Heidelberger Schlosses ist noch jetzt ein stiller Zeuge von der Barbarei, mit der Melac und andre Anführer die Befehle einer grausamen Regierung vollzogen. Elisabeth Charlotte, die sich als Urheberin der Ruinen ihres Vaterlandes betrachtete, brachte in lautem Weinen die Nächte zu und sprach ihren Schmerz in erschütternden Briefen aus. Vom März bis tief in den Sommer hinein dauerte das Werk der Zerstörung. Heidelberg ging zum Teil in Flammen auf, nachdem die Neckarbrücke in die Luft gesprengt worden; Rohrbach, Wiesloch, Kirchheim, Baden, Bretten, Rastatt, Pforzheim u. a. O. wurden niedergebrannt, Handschuhsheim, Ladenburg, Dossenheim, Schriesheim erholten sich nie wieder ganz von den Verheerungen, womit sie der „allerchristlichste" König heimsuchte; vom Haardtgebirge bis zur Nahe — Frankenthal, Alzey, Kreuznach — rauchten Städte und Dörfer, Weinberge und Fruchtfelder; in Mannheim mußten die Einwohner selbst zerstörende Hand an die Festungswerke und Gebäude legen. Worms wurde mit Ausnahme der Dom- Juni 1689.
kirche in eine öde Brandstätte verwandelt, in Speier verjagten die Franzosen die Bürgerschaft, zündeten die ausgeplünderte Stadt und den altehrwürdigen Dom an und trieben Hohn mit den Gebeinen der alten Kaiser. Oppenheim wurde verwüstet. Die Festung Mainz und die meisten Städte des Kölner Erzstifts erhielten französische Besatzungen; tief in Schwaben und in Franken trieb der Reichsfeind Brandschatzungen ein. Man kann noch heute die Holzschnitte der Zeit, in denen über den Türmen und Dächern so vieler altberühmten und kunstgeschmückten Städte die herausschlagenden Flammen und die darüber liegenden Rauchwolken abgebildet sind, nicht ohne Herzeleid ansehen. Der Herzog von Crequi sagte den flehenden und jammernden Einwohnern von Worms: er habe eine Liste von zwölfhundert Ortschaften; die müßten alle verbrannt werden, weil die deutschen Fürsten sich mit dem Prinzen von Oranien gegen den

katholischen König von England verschworen hätten! Darum hatten auch vor allem die Reformierten zu leiden; in ihren Kirchen wurde für die Soldaten Messe gefeiert und nach dem Frieden wurden sie dann für Simultankirchen erklärt.

4. Der zweite Koalitionskrieg und der Friede von Ryswyk.

Charakter u. Ausdehnung des Kriegs. Dies war der Anfang des neuen achtjährigen Koalitionskriegs, den wir zum Teil schon in den früheren Blättern kennen gelernt. Trotz der überlegenen Anzahl der Feinde behaupteten sich die Franzosen im Feld. An Erfahrung und Kriegskunst waren Feldherren und Gemeine den Gegnern überlegen, und wo es galt die Ehre und den Ruhm der Nation zu erhöhen, wurden keine Anstrengungen und Opfer gescheut. Durch die Errichtung neuer Milizregimenter zu Fuß, wozu jede Pfarrgemeinde einen Mann stellen, ausrüsten und unterhalten mußte, wurde im Innern eine Hilfsmacht geschaffen, die jederzeit da verwendet werden konnte, wo die Sicherheit des Reichs sei es auf den Grenzen sei es an der Küste bedroht war. Der Krieg mußte auf allen Seiten zugleich geführt werden. Allenthalben wurde die Waffenehre behauptet, wenn auch nicht glänzende Siege mit großen Erfolgen erfochten wurden. Noch standen große Feldherren aus Turennes Schule, wie der Marschall von Luxembourg, ebenso kriegskundig und unternehmend als ränkevoll und sittenlos, wie der geistreiche und charaktervolle Catinat, wie der geniale Vauban an der Spitze der Heere und waren bemüht die alten Lorbeeren durch neue zu vermehren. Der Orden des heil. Ludwig, der während des Kriegs gegründet ward, diente als Sporn für militärische Ruhmesthaten. Der Hauptschauplatz des Kriegs Am Rhein. war im Anfang das Rheinland, von Köln bis in den Breisgau. Es brachte den Mainzern wenig Vorteil, daß die Kurfürsten meistens zu Frankreich gehalten, daß Johann Philipp von Schönborn und sein katholisch gewordener Minister Boyneburg früher in den Kämpfen zwischen den Habsburgern und Bourbonen eine vermittelnde Friedenspartei zu bilden bestrebt waren, die nur den ehrsüchtigen Plänen Ludwigs XIV. gedient; jetzt sah sich sein dritter Nachfolger Anselm Franz zur Flucht nach Erfurt genötigt, während die Franzosen Besitz von Mainz und Bonn nahmen. Brandenburgische und sächsische Truppen rückten vor die Mauern; aber erst nach mehrwöchiger hartnäckiger Belagerung wurde die Übergabe dieser rheinischen Festungen erzwungen. Doch behaupteten die französischen Heere ihre Positionen in der Pfalz und am Oberrhein. Der Tod des hochbejahrten Kurfürsten Philipp Wilhelm, bei Gelegenheit eines Besuches in der 2. Sept. 1690. Kaiserstadt Wien, führte keine Änderung in der Kriegslage herbei. Sein Sohn und Nachfolger Johann Wilhelm hielt an der Politik des Vaters fest, nur daß er noch eifriger den Ratschlägen der Jesuiten folgte und „die Fortpflanzung der alleinseligmachenden katholischen Religion“ für seine erste Regierungsaufgabe In den Niederlanden. hielt. Von größerem Erfolg waren die Waffen Frankreichs in den Niederlanden begleitet, als der König und Louvois es über sich gewannen, den erfahrenen Marschall von Luxembourg, der bei dem Monarchen nicht sehr und noch weniger

bei dem Minister in Gunst stand, an die Spitze des Heeres zu stellen. Dieser griff den Fürsten von Waldeck, welcher mit brandenburgischen, hannöverschen, holländischen und spanischen Truppen die Gegend an der Maas und Mosel besetzt hielt, bei Fleurus an und brachte ihm durch eine ebenso geschickte als kühne 1. Juli 1690. Strategie eine bedeutende Niederlage bei. „Die Kriegskundigen der späteren Zeiten haben die Kühnheit und Geschicklichkeit bewundert, mit welcher der Marschall den Fürsten zugleich in seiner ganzen Fronte beschäftigte und in seinem linken Flügel umging.“ Zehn Tage nachher gewann auch Tourville in der Nähe der Insel Wight die Seeschlacht über die holländisch-englische Flotte, die uns aus früheren Blättern bekannt ist. Dennoch trat in der Kriegslage kaum eine Veränderung ein. Die Verluste der Verbündeten wurde durch frische Verstärkungen so schnell ausgeglichen, daß der Marschall von Luxembourg weder vorzudringen noch eine neue Schlacht, wozu ihn der Kurfürst von Brandenburg zu bewegen suchte, anzunehmen wagte.

Auch in den Alpengegenden behaupteten die Franzosen den alten Kriegs- Savoyen-Piemont. ruhm. Viktor Amadeus II. von Piemont, obwohl mit den Bourbonen verwandt und durch die überlieferte Politik seines Hauses an Frankreich gewiesen, war der europäischen Allianz gegen Ludwig XIV. beigetreten. Ein ehrgeiziger, herrischer Fürst, der nach königlichem Rang strebte, fühlte sich der Herzog durch die französische Übermacht gedrückt. Die Garnisonen von Casale und Pinerolo an den Grenzen seines Landes hielten ihn in einer Art von Unterwürfigkeit; er wurde in Versailles wie ein Vasall und Untergebener angesehen. Wie ganz anders war die Behandlung, die man ihm in Wien zu teil werden ließ! Man gewährte ihm königliche Ehren und übertrug ihm einige Reichslehen; für seinen Beitritt zum Kriegsbund wurden ihm von Wilhelm III. holländische und englische Subsidien versprochen. Viktor Amadeus widerrief nun die Edikte gegen die Waldenser, gab den heimkehrenden Exulanten ihre Besitzungen zurück und nahm sogar flüchtige Hugenotten in sein Heer auf. Karl von Schomberg, der zweite Sohn des Marschalls, erhielt den Oberbefehl über die Bataillone der Reformierten, ein feuriger Refugié, dessen sehnlichster Wunsch es war, an den Verfolgern Rache zu nehmen. Er drang in die Dauphiné vor und besetzte einige Orte. Aber die Thätigkeit und Wachsamkeit Catinats hinderte weitere Fortschritte. Durch den glänzenden Sieg bei der Abtei Staffarda, wo die Tapferkeit 18. Aug. 1690. der Soldaten und die Kunst des Führers zusammenwirkten, wurden nicht nur die beiden Festungen sichergestellt, sondern auch der größte Teil von Savoyen bis Montmélian und Nizza für Frankreich in Besitz genommen. Schade nur, daß der sonst hochherzige und edelmütige Feldherr gleichfalls der verheerenden Kriegsräson des Ministers Louvois seinen Arm lieh, wie die Generale in der Pfalz, daß auch er Brand und Plünderung über Ortschaften und Felder verhängte.

Auch im folgenden Jahr hatten die Franzosen das Übergewicht. In den Fortgang des Kriegs. Niederlanden wurde unter den Augen des Königs und des Dauphin die wichtige

8. April 1691. Festung Mons von Luxembourg und Vauban erobert, in den Pyrenäen Urgel genommen und Barcelona von der Flotte aus beschossen, in Savoyen der Besitz ausgedehnt. Der Tod Louvois', der so plötzlich und überraschend eintrat, daß
16. Juli 1691. man sogar von Vergiftung sprach, brachte keine Änderung in der Kriegspolitik hervor. Der König fühlte keine tiefe Trauer über den Hingang eines Mannes, der im Vertrauen auf seine Verdienste nicht selten die Unterwürfigkeit und Hingebung gegen den Monarchen und Madame de Maintenon vermissen ließ; er übertrug die Geschäfte dem Sohn des Verstorbenen, dem Marquis de Barbesieux, dessen ehrerbietiges Benehmen und geschmeidigere Manieren mehr gefielen, er berief den gewandten Pomponne und den Vorsteher des Finanzrats, Beauvilliers, in das Konseil und hatte das Glück, unter seinen eignen Augen die Festung
1. Juli 1692. Namur übergehen zu sehen. Vergebens hoffte Wilhelm III. nach des Königs
3. Aug. 1692. Rückkehr den Verlust wieder auszugleichen; die Schlacht bei Steenkerken, wo Luxembourg siegte, sicherten die Eroberung und hielten die Streitkräfte im Gleichgewicht. Auch am Oberrhein behauptete de Lorges das linke Ufer und machte mitunter Versuche, auf das rechte überzusetzen. Entscheidende Kämpfe fanden
Ende Mai 1692. nicht statt, dagegen vereitelte der Ausgang der Seeschlacht bei La Hogue die Hoffnung Ludwigs, seinen Schützling Jakob II. Stuart wieder auf den englischen Thron zurückzuführen. Der französische König suchte durch verdoppelte Anstrengungen zu Land die Verluste zur See auszugleichen; mit einem weit überlegenen Heer rückte er selbst gegen Wilhelm III. ins Feld. Aber die Folgen entsprachen nicht den Erwartungen: obwohl der Marschall von Luxembourg in dem
29. Juli 1693. zwölfstündigen blutigen Kampf bei dem Dorf Neerwinden unweit Tirlemont seinen alten Kriegsruhm aufs neue bewährte, die Verschanzungen der Feinde erstürmte und ihre ganze Artillerie wegnahm, so machten doch die Franzosen keine namhaften Eroberungen: Ludwig war vor der Schlacht nach Versailles zurückgekehrt; ein Teil des Heeres zog nach dem Mittelrhein ab; die Armee des Marschalls selbst war erschöpft durch anstrengende Märsche und mangelhafte
Sept. 1693. Verpflegung. So blieb die Einnahme von Charleroi die einzige Frucht des niederländischen Feldzugs.

Zweite Verwüstung der Pfalz. Größer waren die Erfolge am Rhein, freilich weniger durch die Verdienste der französischen Heerführer als durch die Unfähigkeit der Gegner und durch die Feigheit oder Verräterei des Kommandanten Heidersdorf, der in Heidelberg sein Hauptquartier genommen hatte. Die Stadt war wieder notdürftig befestigt worden und Besatzung und Bürger waren entschlossen, jeden feindlichen Angriff mutig zurückzuweisen, bis Markgraf Ludwig von Baden mit Reichstruppen eintreffen würde; aber durch die Kopflosigkeit und elende militärische Haltung des erwähnten Befehlshabers, eines kaiserlichen Feldmarschallleutnants, fielen
18. Mai 1693. Stadt und Schloß fast ohne Gegenwehr in die Gewalt der Franzosen, welche nun zum zweitenmal die unglücklichen Einwohner alle Schrecken und Greuel jener barbarischen Kriegsweise erleiden ließen; der feige Kommandant wurde

nach der schmachvollen Übergabe des Schlosses durch kriegsgerichtlichen Spruch für ehrlos erklärt und aus der Armee ausgestoßen; aber der bürgerliche Wohlstand des Landes war auf Menschenalter dahin. Die reformierte Kirche war fast gänzlich aufgelöst, die Glieder des Oberkirchenrats weilten in der Fremde; unter Begünstigung der Franzosen nahmen die Ordensgeistlichen Besitz von den kirchlichen Gütern und Gebäuden der protestantischen Einwohner. Der Hader zwischen Calvinisten und Lutheranern leistete ihrem gewaltthätigen Treiben treffliche Dienste.

Es sei gestattet, aus Häussers Geschichte der rhein. Pfalz einige Stellen mitzuteilen, um einerseits die Leiden und Drangsale der Bevölkerung, anderseits die an die schlimmsten Vorgänge des Dreißigjährigen Kriegs erinnernde Brutalität und Grausamkeit einer verwilderten Soldateska erkennen zu lassen. „Jetzt holten die Truppen Ludwigs XIV. das nach, was sie 1689 noch unterlassen hatten. Nur einige Hundert der in der Stadt Zurückgebliebenen nahm man sich die Mühe zu Gefangenen zu machen; die Übrigen erlitten schmachvolle Mißhandlung, am grausamsten verfuhr man gegen Wehrlose und Schwache. Fünf Regimenter zogen plündernd durch die Stadt; das Morden der Bürger, das Schänden der Frauen, die ausgedachten Qualen der Greise und Kinder wurden von den Flammen beleuchtet, womit die Kämpfer des „allerchristlichsten“ Königs die unglückliche Stadt zum zweitenmal heimgesucht hatten. Was noch übrig blieb, trieb man in die Heilige Geistkirche; als die gefüllt war, wie ein Pferch, und man am Altar mit den Hilflosen schreckliche Mißhandlung getrieben, ward auch die Kirche angezündet. An dem Heulen der Eingesperrten, über deren Köpfen die Glocken schmolzen, der Turm einzustürzen drohte, weideten sich die Mordbrenner behaglich; erst als der äußerste Moment der Lebensgefahr gekommen war, ließ man die Armen heraus, um sie in einer andern Kirche weiteren Qualen preiszugeben. Die Stadt stand indessen in vollen Flammen, die meisten Kirchen wurden verbrannt oder stark beschädigt, die Gebäude der Universität gingen ganz zu Grunde und von den Privathäusern sind nur wenige vom Feuer verschont geblieben. — Alle Bewohner ohne Unterschied der Religion wurden mißhandelt oder verjagt, die Mauern selbst dem Erdboden gleich gemacht. Sogar die Gräber der Kurfürsten schonte man nicht; selbst der alte König Ruprecht ward in seinen sterblichen Überresten aus der beinahe dreihundertjährigen Ruhe hervorgerissen; auch Karl Ludwigs Ahnung, daß sein Leichnam im Grabe nicht sicher sein würde, fand jetzt ihre Erfüllung. Bis in den September lagen die Franzosen noch auf dem Schloß, um die Zerstörung zu vollenden. Die Stadtmauern und die Schanzen um die Stadt verschwanden spurlos, die Thore des Schlosses und die meisten Befestigungen wurden gesprengt, der Otto-Heinrichsbau verbrannt und ein Teil der Gewölbe entweder verschüttet oder durch Minen zerstört. Man zählte nach dem Abzug der Feinde noch einige Dutzend Wohnungen, die der Verwüstung nicht unterlegen waren. In Paris ließ Ludwig XIV. ein Tedeum feiern und eine Denkmünze mit der verbrannten Stadt schlagen, deren Inschrift: Rex dixit et factum est, Gottes Allmacht in lästerlicher Weise parodierte.“

Im Jahr 1694 fiel es dem erschöpften und von Steuern gedrückten Frankreich schwer, so viele Streitkräfte ins Feld zu stellen, als es gegenüber den zahlreichen Feinden erforderlich war. Man mußte sich in erster Linie auf die Verteidigung der Grenzen beschränken. Wenn Catinat in dem savoyischen Alpenland sich behauptete, wenn der Marschall von Noailles in dem Pyrenäenland der Die Jahre 1694. 1695.

elenden spanischen Armee einige Vorteile abgewann und im Laufe des Sommers Palamos, Gerona, Hostalrich und das Bergschloß Castel-Foli einnahm, so wurden dagegen die Landungsversuche der englisch-holländischen Flotte an den Küsten der Normandie und Bretagne nur mühsam und mit manchen Verlusten zurückgewiesen und in den Niederlanden und am Oberrhein trafen die erfahrenen und umsichtigen Anführer, Wilhelm von Oranien und Markgraf Ludwig von Baden so geschickte Anstalten, daß weder der französische General de Lorges noch selbst der kriegskundige Marschall von Luxembourg namhafte Erfolge zu erzielen vermochten. Einige Streifzüge nach Schwaben und Franken mit Brandschatzungen und Kontributionen verbunden und einige militärische Bewegungen gegen Lüttich und Löwen, um in fremden Landen die zur Unterhaltung des Heeres erforderlichen Bedürfnisse zu erpressen, waren die einzigen Lorbeeren des Jahres. Mehr und mehr machten die Franzosen die Erfahrung, daß sie nicht mehr die einzigen Meister in der Kriegskunst waren, daß sowohl der Oranier als der Oberfeldherr der Reichsarmee Ludwig von Baden, der talentvolle Zögling des im Jahr 1690 verstorbenen Karl IV. von Lothringen, an strategischem Geschick wie an Übung und Sicherheit in der Führung der Heere den französischen Generalen und Marschällen gewachsen waren, daß der Krieg auch für den Feind eine Schule und Bildungsstätte war. Niemand wurde von dieser Wahrnehmung mehr betroffen als der Marschall von Luxembourg, dem die Überlegenheit der französischen Waffen hauptsächlich zu danken war. Er sprach es dem König offen
4. Jan. 1695. aus, ehe er im Anfang des folgenden Jahres aus der Welt ging. Sein Tod war für das französische Heer ein unersetzlicher Verlust. Bereits regte sich die Ahnung bei den Franzosen, „daß die feindlichen Kräfte, die sie aufgeregt hatten, ihnen zu stark sein würden“. Luxembourgs Nachfolger im Kommando der Nordarmee, der Marschall Villeroi, der seine glänzende Laufbahn weniger seinen Verdiensten, als der Gunst des Königs und der Frau von Maintenon verdankte, war nicht der Mann, gegenüber dem Oranier und dem holländischen Feldherrn Coehorn, dem niederländischen Rivalen von Vauban, das Feld zu behaupten. Noch in demselben Sommer brachte Wilhelm III. Stadt und Citadelle von Namur, die stolze Trophäe des früheren königlichen Feldzugs Ludwigs zur
Juli—Aug. 1695. Unterwerfung, und zugleich wurden von der See aus St.-Malo und Dünkirchen beschossen. Zur Vergeltung wurde Brüssel von den Franzosen durch ein Bombardement heimgesucht, wie ein Jahrzehnt früher die stolze Handelsstadt Genua.

Notstände und Steuerdruck in Frankreich. Mehr und mehr erlangten nun die Friedensgedanken in Versailles die Oberhand. Der Stand der Staatskasse, die selbst unter der Verwaltung des hochbegabten geistvollen Ministers Pontchartrain die Kriegskosten nicht länger zu bestreiten vermochte, und die durch die Hugenottenverfolgungen herbeigeführte, durch den Krieg vermehrte Stockung der früher so blühenden Gewerbthätigkeit und des Handelsverkehrs machten den Frieden für das erschöpfte Land notwendig. Die regelmäßigen Einnahmen, selbst wenn man sie durch Errichtung

und Verkauf neuer Ämter, durch Steigerung der von den Städten und Provinzialständen zu leistenden Abgaben, durch Münzveränderungen und ähnliche Maßregeln zu mehren suchte, reichten für die Bedürfnisse nicht aus und vermochten den Ausfall an den Zollerträgnissen nicht zu decken. Man mußte zu den royalistisch-patriotischen Gefühlen der höheren Stände seine Zuflucht nehmen, von der Geistlichkeit ansehnliche Donative begehren, den Adel und alle vermögenderen Familien zu einer Kapitation beiziehen, die einer weitgreifenden Einkommensteuer gleich kam, man mußte Anleihen suchen. Noch war der Enthusiasmus für das Königtum, das dem Ruhm und Stolz der Nation eine so gebietende Stellung unter den europäischen Völkern verliehen, stark genug, neue Hilfsmittel zu schaffen: der Klerus bewilligte zehn Millionen Livres, „da der Ruhm des Königs zugleich der Religion diene"; das Parlament genehmigte das Edikt, das die neue Vermögensumlage ausschrieb, wenn auch mit der Beschränkung auf den gegenwärtigen Krieg; dennoch gewann die Ansicht, daß man durch Ermäßigung der Anforderungen eine Pazifikation ermöglichen müsse, immer mehr Boden.

Sollte aber der stolze Monarch in Versailles, wie die Verbündeten verlangten, auf die Friedensschlüsse von Westfalen und Nimwegen zurückgehen, Straßburg und Luxemburg herausgeben, die Reunionen verwerfen? Sollte er seinen verhaßtesten Gegner Wilhelm von Oranien als König von England anerkennen und seinen Schutzbefohlenen und Glaubensverwandten, den Stuart Jakob II. fallen lassen? Dazu konnte sich Ludwig nicht verstehen: das Höchste, was man von ihm erwarten durfte, war eine Ermäßigung der Orleansschen Ansprüche auf die Pfalz und einige Zugeständnisse, die man als Ersatz für Straßburg und Luxemburg ansehen möchte. Auf Grund dieser Basis versuchte der Schwedenkönig Karl XI. eine Vermittelung: allein das Anerbieten eines Staats, der von seiner ehemaligen Höhe und Machtstellung bedeutend herabgestiegen war und an den kriegerischen und politischen Vorgängen der letzten Jahre sowenig teilgenommen, legte auf keiner Seite ein großes Gewicht in die Wagschale. In Versailles kannte man aber die Mittel und Wege, durch diplomatische Künste den Waffengang zu unterstützen. Der alterprobten Taktik getreu suchte die französische Regierung auch diesmal wieder einzelne Mitglieder der Allianz durch Separatverträge zu gewinnen, um dadurch auf die übrigen einen Druck zu üben.

Friedensvorschläge.

Zunächst gelang der Plan bei dem Herzog von Savoyen-Piemont. Viktor Amadeus II. hatte aus seinem habsburgischen Bündnis wenig Gewinn und noch weniger Ruhm davongetragen. Die Hugenotten in der Provence und Dauphiné, die er zum Aufstand wider die französische Regierung und zum Anschluß an seine aus verschiedenartigen Elementen gebildete Armee zu bewegen suchte, hatten wenig Vertrauen zu einem Fürsten und zu einer Dynastie, die sich von jeher durch katholischen Religionseifer hervorgethan, die andersgläubigen

Savoyen-Piemont für Frankreich. 1696.

Bewohner der Alpenthäler so grausam bedrängt hatten. Sein Versuch, die Festung Pinerolo in seine Gewalt zu bringen, war durch Catinats Sieg bei dem Dorf
4. Okt. 1693. Marsaglia unweit Moncaglieri vereitelt worden. Seine Kriegslust schwand mehr und mehr dahin, er fing an zu überlegen, ob er nicht durch einen rechtzeitigen Übertritt zu Frankreich mehr erlangen könnte als mit den Waffen: In Versailles kam man dem alten Bundesgenossen, der von dem Pfad politischer Verirrung reuevoll zu dem naturgemäßen Bündnis zurückzukehren wünschte, freundlich entgegen. Und nun kam der Plan des Abfalls rasch zur Ausführung. Nachdem Viktor Amadeus bei Gelegenheit einer Pilgerfahrt nach Loretto unter Vermittelung des Papstes sich heimlich mit der Regierung in Versailles verständigt, trat er von
Aug. 1696. der großen Allianz zurück und schloß mit Ludwig den Vertrag von Turin. Er wurde reichlich für seinen Abfall belohnt. Um die Truppen, die bisher gegen die Piemontesen und die mit ihnen verbundenen Waldenser und Hugenotten die südöstlichen Grenzgebiete hatten verteidigen müssen, frei zu bekommen und in den Niederlanden und in Katalonien verwenden zu können, trat der Versailler Monarch die beiden Festungen ab, die man in Frankreich als „Schlüssel zu Italien" betrachtet hatte. Er überließ dem Herzog zuerst Casale, scheinbar gedrängt durch eine Belagerung, und räumte dann Pinerolo, auf dessen Erwerbung einst Richelieu so hohen Wert gelegt. Die Vermählung einer Prinzessin von Savoyen mit dem Herzog von Bourgogne, Ludwigs Enkel, befestigte den Bund zwischen beiden Häusern. „Es ist ein höchst seltenes Beispiel in der Geschichte, daß ein kleiner Herr mit großen zusammenspielte, und doch am Ende des Spiels einen beträchtlichen Gewinn machte." Im nächsten Jahrhundert sollte dem Herzog eine ähnliche Politik noch glänzendere Früchte eintragen.

Einleitung von Friedensverhandlungen. Als Catinat mit den freigewordenen Truppen die Heere, die unter Villeroi und Boufflers in den Niederlanden standen, verstärkte, waren die französischen Streitkräfte den Verbündeten überlegen. Dennoch lag es nicht in der Absicht Ludwigs XIV., die Entscheidung einer Feldschlacht zu suchen; die Einnahme der Festung Ath war die einzige Kriegsthat; er wollte nur gegenüber seinem Hauptfeind Wilhelm III. und dem holländischen Staatsmann Heinsius, der dem befreundeten König-Statthalter hilfreich zur Seite stand, eine imponierende Stellung behaupten, um ihn und die Republik zum Frieden geneigt zu machen. Den Gedanken an eine Restauration des Stuart in England mußte man aufgeben, seit infolge des gescheiterten Mordversuchs wider Oranien (S. 550) die englische Nation durch eine Association sich aufs innigste mit der Person ihres Königs verbunden hatte. Sollte der Friede, nach welchem sich beide Teile sehnten, nicht ins Ungewisse hinausgezogen werden, so mußte man auf eine Ausgleichung der wichtigsten Streitpunkte bedacht sein. Zu dem Ende waren bereits Bevollmächtigte von allen kriegführenden Mächten in Delft und Haag eingetroffen. Auch Schweden, dessen Vermittelung man doch schließlich angenommen hatte, war durch den Baron von Lilienroth vertreten. In dessen Quartier, dem

oranischen Schloß zu Ryswyk, wurden die Verhandlungen geführt, die endlich zu einem friedlichen Ausgleich führten.

Wir haben schon mehrere Bestimmungen davon kennen gelernt: von dem Pyrenäischen Frieden wurde Abstand genommen, da das ohnmächtige Spanien zu wenig geleistet hatte und noch während der Unterhandlungen in Ryswyk der General Vendome die Seestadt Barcelona zur Übergabe zwang; man war zufrieden, daß Ludwig von den spanischen Eroberungen außer der Insel St. Domingo nur eine Anzahl Orte behielt, auf die er ein Recht zu haben behauptete, weil sie in frühere Abtretungen einbegriffen wären, die Erwerbungen in Katalonien aber und die Festung Luxemburg herauszugeben sich bereit erklärte. Um so fester glaubten die Verbündeten, insbesondere der Kaiser, die deutschen Reichsfürsten und König Wilhelm III. auf der Einhaltung des Westfälischen und Nimweger Friedens bestehen zu müssen. Allein auch dieser Standpunkt konnte nicht eingehalten werden: da England kein besonderes Interesse für das Gleichgewichtsprinzip zeigte, überhaupt sich mit Widerstreben in die kontinentale Kriegspolitik einmischte, die Generalstaaten aber mehr Wert auf den vorteilhaften Handelsvertrag legten, den ihnen der französische Monarch in Aussicht stellte, als auf die Rückgabe der Reunionen, so mußten der Kaiser und seine Verbündeten von dem Gedanken einer Restitution Straßburgs und der übrigen Städte im Elsaß an das Reich abstehen, wollten sie nicht erleben, daß die Seemächte sich durch Separatverträge von ihnen trennten, wie einst die Holländer in Nimwegen. Und als es, wie wir gesehen haben, der französische König über sich gewann, den Oranier, wenngleich in einer Form, welche die widerstrebende Zurückhaltung verriet, als König von England anzuerkennen, was blieb da für den Kaiser und die deutschen Fürsten anders übrig als den Elsaß mit der wichtigen Rheinstadt in den Händen Ludwigs XIV. zu lassen, den Kardinal von Fürstenberg wieder in seine Güter und Rechte einzusetzen und ihm und seinen Verwandten und Anhängern volle Amnestie zu erteilen? Man mußte zufrieden sein, daß Ludwig als Ersatz die Städte Freiburg und Breisach an das Haus Österreich, Philippsburg und alles, was die Franzosen außerhalb des Elsaß eingenommen, an das Reich zurückerstattete, die Territorien des Herzogtums Zweibrücken den früheren Besitzern einräumte und in die Wiedereinsetzung des Herzogs Leopold, des Sohnes von Karl IV. in Lothringen willigte. Der neue Fürst vermählte sich mit einer Nichte Ludwigs, der Tochter Philipps von Orleans und der Pfälzer „Liselotte", und wußte sich mit Klugheit und Vorsicht unter schwierigen Verhältnissen gegen die französische Ländergier bis zu seinem Tod († 1729) zu behaupten. Unter welchen Bedingungen Leopolds Sohn und Nachfolger Franz Stephan das Land seiner Väter abtrat, werden wir später erfahren.

Der Friede von Ryswyk. 1697.

Und noch in der letzten Stunde mußte Deutschland sich in Ryswyk eine weitere Demütigung gefallen lassen. In das Friedensinstrument wurde eine Klausel eingeschaltet, wonach in allen protestantischen Ortschaften, welche die Franzosen während

Die Ryswyker Klausel.

des Kriegs vorübergehend oder dauernd besessen, der katholische Kultus geduldet werden sollte. Vergebens widersetzten sich die evangelischen Stände dieser „dem Reich obtrudierten Ryswyker Klausel"; von den Verbündeten verlassen, von dem Haus Österreich verraten und zurückgestoßen, mußten sie wie einst der Brandenburger in Nimwegen, von ihren gerechten Ansprüchen abstehen. Wie hätten sie allein dem waffenstarken Frankreich, das mit der Erneuerung des Kriegs drohte, widerstehen können? So wurde denn das Friedensinstrument mit der verhängnisvollen Klausel unterzeichnet und damit eine Leidensgeschichte für die Protestanten der Pfalz geschaffen. Wo nur irgend einmal ein Feldprediger Messe gelesen, da sollte fortan der Katholizismus zu Recht bestehen. Als von protestantischer Seite lebhaft die Herstellung der früheren Rechtszustände in den zurückzugebenden Landschaften verlangt wurde, gab der König zur Antwort: „wenn ihnen soviel an ihrer Religion liege, so wolle auch er seinerseits beweisen, daß ihm die seine über alles gehe". Von einer Herstellung des Edikts von Nantes und einer Rückkehr der ausgewanderten Hugenotten durfte vollends nicht die Rede sein. Wir wissen, wie wenig Wilhelm III. für die Glaubensverwandten, die doch so wesentlich zu seinen Erfolgen in England und Irland beigetragen, zu thun im stande war.

Bedeutung des Friedens. 20. Sept. 1697. 30. Okt.

Am 20. September wurden die Friedenstraktate zwischen Frankreich und den Seemächten und Spanien und sechs Wochen später mit dem Kaiser und den Reichsständen unterzeichnet. Aber man hatte das Gefühl, daß in Ryswyk nur ein Waffenstillstand geschlossen sei. Hing denn nicht die „große Frage" der spanischen Erbfolge wie eine schwere Gewitterwolke am politischen Himmel Europas? Absichtlich hatten die Franzosen jede Berührung des peinlichen Gegenstandes vermieden und sich gegen Spanien besonders zuvorkommend und nachgiebig bewiesen, um den Madrider Hof von Österreich zu trennen und für die eignen Pläne zu gewinnen. Die Friedenspause, die durch das Ryswyker Abkommen geschaffen wurde, gewährte der französischen Diplomatie die nötige Muße, um jenseits der Pyrenäen die Interessen des Versailler Hofes nachdrücklich zur Geltung zu bringen.

V. Der Norden und Nordosten Europas.

Litteratur. 1. Allgemeines und Brandenburg-Preußen: Gediegene gleichzeitige Geschichtswerke über die vorliegende Periode sind die Arbeiten Samuel Pufendorfs, De rebus gestis Frid. Wilh. magni electoris commentariorum libri 19, Berol. 1694, Lips. et Berol. 1733; De rebus a Carolo Gustavo rege Sueciae gestis comment. l. 7 Norimb. 1696 und De rebus gestis Frid. III. 1688—90. Fragm. posth. Berol. 1784. Das archivalische Material ist neuerdings gesammelt in: Urkunden und Aktenstücke zur Gesch. des Kurf. Friedr. Wilh. von Brandenburg, herausg. von B. Erdmannsdörffer, Heffter, Hirsch, Peter, Simson, Berlin 1864 ff. — Bearbeitungen: v. Orlich, Gesch. des preußischen Staats im siebzehnten Jahrhundert, Berlin 1838 f.; Fr. Förster, Friedr. Wilh. der Gr. Kurf. und seine Zeit. Berlin 1855, vor allem J. G. Stenzel (Gesch. des preuß. Staats) und Droysen (Gesch. der preuß. Politik), sowie Ranke, Neun Bücher preuß. Gesch. Berlin 1847 f., der erste Theil neu bearbeitet als Genesis des preuß. Staats, 4 Bücher preuß. Gesch., Leipz. 1874; Eberty, Gesch. des preuß. Staats. Breslau 1867—1870. 7 voll. 8. — Neuere Monographien: E. Isaacsohn, Geschichte des preuß. Beamtentums von Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, 3 Bde. Berl. 1874—84;

H. v. Gansauge, Veranlassung und Gesch. des Kriegs in der Mark Brandenburg im Jahr 1675, Berl. 1834; P. F. Stuhr, Gesch. der See- und Kolonialmacht des Gr. Kurf. Berlin 1839; B. Erdmannsdörffer, Graf Gg. Fr. von Waldeck. Berl. 1869; H. Peter, Der Krieg des Großen Kurf. gegen Frankreich, Halle 1870; J. G. Droysen, Die Schlacht von Warschau. Leipzig 1863 u. a. W. — 2. Schweden. Außer der VIII, 414 genannten Gesch. Schwedens von E. G. Geijer, fortges. von Carlson, das ältere Werk von Fr. Rühs, Geschichte Schwedens in der Allgem. Welthistorie und auch besonders Halle 1803—1814; Archenholtz, Mémoires pour servir à l'histoire de Christine. Amsterd. 1752. 4 voll. Auch deutsch Berl. 1751—1760; Lundblad, Gesch. des Königs Karl X. Gustav aus dem Schwed. Berl. 1826; Grauert, Christine K. von Schweden und ihr Hof. Bonn 1838. 1842. 2 voll. — 3. Dänemark: L. v. Holberg, Dänische Reichshistorie. 3 voll. 4. Flensb. und Leipzig 1757; Gebhardi, Gesch. der Königr. Dänemark und Norw. in der Halleschen Allg. Welthist. und auch separat Halle 1768 f.; E. F. Allen, Gesch. des Königr. Dänemark. Aus dem Dän. nach der 3. Ausg. von Falck. Kiel 1846; Spittler, Gesch. der dänischen Revolut. im J. 1660. Berl. 1796. Sämtl. W. V.; Philippi, Gesch. von Dänemark. Dresd. 1831. — 4. Polen: Zaluski, Epistolae hist. familiares. 5 voll. Fol. Vratisl. 1709; Coyer, Hist. de Jean Sobiesky, roi de Pol. Paris 1761. 3 voll. 12. Deutsch. Leipzig 1762. 8.; Salvandy, Hist. du roi Jean Sob. et du royaume de Pol. Paris 1863. 2. Edit.; Joach. Lelewel, Gesch. Polens. Deutsche Übers. Leipzig 1646. — 5. Sachsen: Chr. E. Weiße, Gesch. der kursächs. Staaten. V. Leipz. 1808; Böttiger, Gesch. des Kurstaats und Königr. Sachsen. Gotha 1831. — 6. Rußland: Zu den VIII, 583 aufgeführten allgemeinen Geschichtswerken über Rußland von Ewers, Herrmann, Ustrialow sind beizufügen: Slowaisky, Kurzgefaßte Geschichte des russischen Reichs. Deutsch von Adelb. v. Fabricius. Reval 1867; Theod. v. Bernhardi, Gesch. Rußlands und der europäischen Politik. Bd. II. 1. 2. in: Staatengeschichte der neuesten Zeit. Bd. 21. Leipz. 1875; A. Brückner, Peter der Große in Onckens Allgemeine Weltgeschichte, Berl. 1879. — Ferner folgende Spezialschriften: (Webers) „Verändertes Rußland, in welchem die jetzige Verfassung des geist- und weltlichen Regiments" u. s. w. in einem bis 1720 gehenden Journal dargestellt sind. Frankf. 1721. 1739. 2 voll. 4. mit Forts. Hannov. 1840; Alex. Gordons Hist. of Peter the great. Aberd. 1755. 2 voll. 8. Auch Deutsch. Leipz. 1765; Basville, Précis histor. sur la vie et les exploits de Fr. Lefort. Ed. 2. Lausanne 1786. 8; Moritz Posselt, Der General und Admiral Franz Lefort. Sein Leben und seine Zeit. Frankf. a. M. 1866. 2 voll. 8; Voltaire, Hist. de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand. Auch Deutsch v. Büsching. Frankf. und Leipz. 1761; Leben Peter d. Gr. von G. A. v. Halem. Münster und Leipz. 1803 f.; Herrmann, Rußland unter Peter d. Gr. Leipz. 1872.

1. Der brandenburgisch-preußische Staat unter dem Großen Kurfürsten und König Friedrich I.

1. Die Lage vor und nach dem Westfälischen Frieden. Innere Landesverwaltung.

Wir haben im elften Band dieses Werkes (S. 1015 ff.) die Geschichte des Friedrich Wilhelms brandenburgisch-preußischen Staats bis zu dem Zeitpunkt verfolgt, da Friedrich Jugend. geb. 16. Febr. Wilhelm, nachmals der „Große Kurfürst" genannt, die Zügel der Regierung in 1620. einem tiefzerrütteten Land übernahm und an die Aufgabe herantrat, durch die gewaltigsten europäischen Umwälzungen und Verwickelungen das Schifflein des

kleinen, vielfach zerrissenen Staats zu steuern. Der Kurfürst war bei des Vaters Tod erst zwanzig Jahre alt, allein die schweren Zeiten reiften die Jünglinge früh zu Männern und bildeten feste und ernste Naturen. Bei dem jungen Kurprinzen Friedrich Wilhelm war auch von Anfang an die Sinnesart auf tüchtige Arbeit, auf Erwerbung vielseitiger Kenntnisse, auf eine verständige und edle Lebensauffassung und eifrige Pflichterfüllung gerichtet, Anlagen, die der erste Erzieher des Knaben, Romilian Kalkum, genannt Leuchtmar, mit treuer Sorge ausbildete. Politische und Familienzerwürfnisse trübten dem Prinzen schon die früheste Jugend. Schwedische und kaiserliche Einflüsse kreuzten sich am Hof des Kurfürsten Georg Wilhelm und störten die Eintracht der fürstlichen Familie. Der allmächtige Minister Schwarzenberg, der ergebene Diener Habsburgs, lag in bitterster Feindschaft mit dem „fürstlichen Frauenzimmer" und im Haß gegen diesen Günstling und seine Politik wuchs der Knabe heran. Dazu kamen die Schrecknisse des Kriegs, die sich in der unmittelbarsten Nähe abspielten, und die Not des armen Landes, das mitunter den fürstlichen Lebensunterhalt nicht bestreiten konnte, lauter Eindrücke, die einen ernsten und strengen Sinn erzeugen mußten.

Früh bezog Friedrich Wilhelm die Universität Leiden und hielt dann einen kleinen Hof in Arnheim, von wo er in unmittelbare Berührung mit den benachbarten klevischen Ständen trat. Das Begehren derselben, den Prinzen zum Statthalter zu empfangen, nahm jedoch der Kurfürst sehr ungnädig auf, als ob man seiner überdrüssig sei. Der
1633—1638. mehrjährige Aufenthalt in den Niederlanden war für das ganze Leben Friedrich Wilhelms von Einfluß. Dort blühten Kunst und Wissenschaften, Handel und Gewerbe, und eine freie kräftige Staatsleitung waltete über Holland. Unter den Augen des Statthalters Friedrich Heinrich von Oranien, der an dem aufgeweckten Neffen Gefallen fand, nahm er an den kriegerischen und politischen Vorgängen teil; die Tochter des Oraniers, Luise Henriette, wurde nachmals (1646) des Kurfürsten Gattin, nachdem sich eine Reihe andrer Eheprojekte, mit einer pfälzischen, einer österreichischen Prinzessin und namentlich mit der Königin Christine von Schweden, an welch letzteren Plan sich gewaltige politische Kombinationen knüpften, zerschlagen hatten. Die Kurfürstin war eine treffliche Frau von hohen Geistesgaben, die ihr selbst bei Staatsangelegenheiten einen wohlthätigen Einfluß erwarben, und von einer edlen Menschenfreundlichkeit, die sich in vielen milden Stiftungen und Werken der Barmherzigkeit kund gab. In den Jahren seines holländischen Aufenthalts, unter den großen Verhältnissen und Interessen der dortigen Politik erwarb Friedrich Wilhelm jenen umfassenden, weiten Blick, jene kühne staatsmänische Weltanschauung, die von der kleinlichen deutschen Fürstenart so gewaltig abstach. „In den deutschen Landen," sagt Droysen, „vor allen auch an dem Hof seines Vaters lebte man in einem Dunstkreis reichspatriotischer Phrasen, verworrener Rechtstheorien, kirchlicher Verbitterungen, in dem die nächsten und einfachsten Aufgaben alles staatlichen Lebens mehr und mehr verdunkelt wurden und dem Blick entschwanden. Wie anders erschien von den Niederlanden aus beobachtet das Wesen des Reichs, die spanisch-österreichische Politik, der vielgepriesene Eifer Schwedens für das Evangelium, Frankreichs für die Libertät. Hier lernte der junge Fürst die heimischen Dinge in ihrem europäischen Zusammenhang, in ihrem pragmatischen Wert sehen." Mit schwerem Herzen folgte endlich Friedrich Wilhelm dem väterlichen Ruf und verließ das Land, wo er sich so heimisch gefühlt. Die Mißhelligkeiten mit dem

Vater und dessen leitendem Staatsmann hörten auch nach seiner Rückkehr nicht auf; der Prinz fürchtete von den Ränken Schwarzenbergs sogar für sein Leben; eine heftige Krankheit, in die er verfiel, schrieb er selbst, wenn auch sicherlich mit Unrecht, dem Gift bei einem Gastmahl des Ministers zu, dem er den Plan zutraute, sich selbst oder seinen Sohn zum Herrn des Landes zu machen.

Als nach des Vaters Tod (1. Dez. 1640) der junge Kurfürst zur Regierung gelangte, traf er die schwierigsten Verhältnisse an: die halbe Mark und die Grenzen waren mit schwedischen Truppen angefüllt, die brandenburgischen Söldnerhaufen waren im höchsten Grad verwildert und zuchtlos, die Festungskommandanten meist den kaiserlichen Interessen ergeben, das Land ausgesogen; von staatlicher Ordnung und landesherrlichem Regiment konnte gar nicht mehr die Rede sein. Das Herzogtum Preußen, das vom Krieg ziemlich verschont geblieben war und die Mittel zur Wiederaufrichtung der kurfürstlichen Macht geboten hätte, stand, wie wir wissen, unter polnischer Lehnshoheit, und bei jedem Regierungswechsel mußte die Erneuerung des Vasallenverhältnisses mit lästigen und beschämenden Bedingungen erkauft werden. Die klevischen Lande waren noch lange Jahre von den Hessen und den Holländern besetzt. Die Bildung eines kleinen zuverlässigen Heeres und der Abschluß des Waffenstillstandes mit Schweden (XI, 978) waren die ersten Maßregeln, welche der Kurfürst ergriff, um einigermaßen Ordnung zu schaffen und der schwierigen Verhältnisse Herr zu werden. Die unbotmäßigen Regimenter wurden aufgelöst; die trotzigen, habsburgisch gesinnten Obersten und Festungskommandanten, die zugleich dem Kaiser und dem Kurfürsten geschworen, die Kracht, Goldacker, Rochow flohen außer Landes nach Wien. Einige neugeworbene Regimenter, kaum mehr als 3000 Mann stark, auf die sich der Kurfürst unbedingt verlassen konnte, bildeten die Grundlage und den Kern des nachmals so waffengewaltigen stehenden Heeres in Brandenburg. Konrad von Burgsdorf leistete dem Kurfürsten bei dieser militärischen Organisation die besten Dienste und wurde dafür reich mit kriegerischen und höfischen Würden und Ämtern ausgestattet.

Regierungsantritt 1640. Lage der verschiedenen Landesteile. Brandenburg.

Schwarzenberg, den der Kurfürst anfangs in seiner gebietenden Stellung zu schonen genötigt war, wurde jetzt beiseite geschoben und starb bald (März 1641), erschüttert von dem großen Wechsel des Geschicks. Auch Burgsdorf, der eine Zeitlang die Leitung der Staatsgeschäfte und den Vorsitz im geheimen Rat führte, wurde bald beseitigt, um würdigeren Personen Platz zu machen. „Aufgewachsen in dem wilden Treiben des Dreißigjährigen Kriegs vereinigte Burgsdorf mit Völlerei und Spielsucht sinnlichen Übermut, Eigensinn und einen seltsamen Anspruch auf höhere Eingebungen. Der Sache seines Fürsten unbedingt ergeben, legte er eine gewisse Tüchtigkeit, sie zu führen, an den Tag; aber er ließ doch in der Verwaltung der innern Geschäfte eine Unordnung ohnegleichen einreißen und in den äußern verletzte er Freund und Feind."

Schwarzenberg und Burgsdorf.

Nicht minder schwierig als in der Mark waren die Verhältnisse im Herzogtum Preußen: die landesherrliche Gewalt war völlig überwuchert durch die Ansprüche und Forderungen der Stände, und diese, Adel und Städte, waren wieder

Preußen.

in heftigster Parteiung untereinander; das Vasallenverhältnis zu Polen gab dieser Krone fortwährend Anlaß, sich in die innern Streitigkeiten des Landes zu mischen; von Hingebung an den Landesherrn oder gar an eine Gesamtstaatsidee und von Opferwilligkeit hierfür konnte keine Rede sein. Unter drückenden und beschämenden Bedingungen wurde endlich die polnische Belehnung vollzogen, nachdem sich der Kurfürst persönlich zur Huldigung nach Warschau begeben.

17. Okt. 1641.

Er versprach, über die Festungen Pillau und Memel nur solche Befehlshaber zu setzen, die dem König genehm seien, verpflichtete sich, einen jährlichen Tribut zu zahlen, mit keinem Feind der Republick einen Neutralitätsvertrag zu schließen, die Appellationen von preußischen an polnische Gerichte zu gestatten; die Reformierten sollten von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen sein, die Katholiken der freiesten Religionsübung genießen u. s. w.

Der Staat beim Abschluß des Westfäl. Friedens.

Unter Friedrich Wilhelms kluger und fester Politik atmete das brandenburgische Land in den letzten Jahren des großen Kriegs einigermaßen auf, und bei den westfälischen Friedensverhandlungen konnte der Kurfürst, der in dem wirren diplomatischen Treiben eine außerordentliche Gewandtheit, Zähigkeit und List an den Tag legte, ein entscheidendes Wort in die Wagschale werfen. Wir kennen das Ergebnis des Westfälischen Friedens für Brandenburg (XI, 994); seinen Lieblingsgedanken, die Erwerbung Pommerns, an dem er mit größter Hartnäckigkeit festgehalten, erreichte der Kurfürst doch nur zur Hälfte. Räumlich nicht unbeträchtlich vergrößert, war der Staat trotzdem in einer seltsamen und unbequemen Lage. Nur die hinterpommerschen Erwerbungen, Magdeburg und Halberstadt schlossen sich unmittelbar an das brandenburgische Kernland an; im Osten war die Verbindung mit Preußen durch ein weites polnisches Gebiet unterbrochen: im Westen glichen die klevischen Lande einer abgelegenen Insel und ein andres ganz vereinzeltes Gebiet war Minden an der Weser. Und alle diese Gebietsteile hatten die verschiedenartigsten Verfassungen und staatsrechtlichen Verhältnisse und standen sich fremd und eifersüchtig gegenüber; vom Gefühl der Zusammengehörigkeit, von einem gemeinsamen staatlichen Bewußtsein war unter diesen mannigfaltigen Volkselementen keine Spur. Die Zusammenfassung dieser spröden, widerstrebenden Teile zu einem festen Staatsorganismus, die Vereinigung loser Länderstrecken zu einem politischen Ganzen war die hohe und schwierige Aufgabe, die eines klaren und kräftigen Geistes, eines genialen Blicks und einer festen Hand bedurfte. Der Kurfürst war der Mann, in der entscheidungsvollen Stunde seinen Beruf voll und ganz zu verstehen.

Neue Verwickelungen um die Jülicher Erbschaft. April 1653.

Nach dem Krieg vergingen noch mehrere Jahre, ehe die Verhandlungen mit Schweden über die Ziehung der Grenzen und über finanzielle Abmachungen zu dem Stettiner Vertrag führten und die letzten schwedischen Truppen das brandenburgische Gebiet räumten. Der Kurfürst mußte sich zur Abtretung ansehnlicher Landstriche auf dem rechten Oderufer und zur Übernahme des größten Teils der pommerschen Landesschuld verstehen. Auch im Westen gaben die ungelösten Streitfragen des Westfälischen

Friedens alsbald zu neuen kriegerischen Verwickelungen Anlaß. Wenige Jahre nach dem Frieden brachen die alten Streitigkeiten mit Pfalz-Neuburg um die Jülicher Erbschaft aufs neue aus (XI, 995). Die früheren Teilungsverträge waren immer nur augenblickliche Pausen in dem Kampf; Brandenburg betrachtete sich stets als den rechtmäßigen Herrn des ganzen Landes und glaubte sich durch die Teilung beeinträchtigt; die religiösen Angelegenheiten fachten die Flamme des Unfriedens stets von neuem an. Im pfälzischen Teil wurden die Evangelischen wider Vertrag und Recht gedrückt, mißhandelt und in ihrer Religionsübung behindert; man versuchte, das im Westfälischen Frieden festgesetzte Normaljahr auch hier zur Durchführung zu bringen, was Brandenburg in diesen noch nicht definitiv getrennten Landschaften für unzulässig hielt. Zur Vergeltung verfuhr der sonst sehr tolerante Kurfürst ebenso gegen die Katholiken im Klevischen; General Sparr fiel dann plötzlich in das Bergische ein, besetzte mehrere Juni 1651. feste Plätze, erhob die Steuern, nahm die landesfürstlichen Rechte für seinen Herrn in Anspruch und erklärte in dessen Namen die mit Neuburg geschlossenen Verträge nicht mehr anzuerkennen. Es hatte bereits den Anschein, als sollte der kaum beendete entsetzliche Religionskrieg wieder ausbrechen. Neuburg klagte bei Kaiser und Reich über den Friedensbruch und setzte sich zur Gegenwehr; schon kam es zu einer Reihe von Gefechten. Unter kaiserlicher Vermittelung wurde jedoch der drohende Sturm noch Okt. 1651. einmal beigelegt, die Schlichtung der Religionsstreitigkeiten Schiedsrichtern übertragen und der Zustand vor Ausbruch der Feindseligkeiten hergestellt. Die Spannung blieb freilich bestehen und ein ehrlicher dauernder Friedensschluß kam damals noch nicht zu stande. Allein wichtigere Angelegenheiten und entscheidungsvollere Kämpfe nahmen bald des Kurfürsten ganze Thätigkeit und Sorge in Anspruch.

Erst im folgenden Jahrzehnt, als die großen Weltereignisse im Westen und die Bewerbung des Pfalzgrafen von Neuburg um den polnischen Thron eine engere Verbindung beider Teile wünschenswert machten, kam ein endgültiger Vergleich zu stande, der Kleve, Mark und 19. Sept. 1666. Ravensberg dem Kurfürsten, Berg und Jülich dem Pfalzgrafen zusprach, das Direktorium des westfälischen Kreises beiden Teilen gemeinschaftlich anwies und eine ewige Erbverbrüderung festsetzte. Das Verhältnis der beiden Fürsten war von da an ein aufrichtig freundschaftliches; die Erbverbrüderung aber führte noch im folgenden Jahrhundert zu ernsten Auseinandersetzungen zwischen dem Kurhaus Brandenburg und den pfälzischen Seitenlinien.

Es war nach dem Frieden des Kurfürsten ernsteste Sorge, aus dem Ruin des Kriegswesen. Dreißigjährigen Kriegs sein Land nach Kräften zu erheben, die Reste staatlicher Ordnung zusammenzufassen, zu beleben, auszubilden. Es bedurfte der hingebendsten Arbeit und eines weiten und großen Blicks für die Erfordernisse eines kräftigen und gesunden Staatswesens. In jenen eisernen Zeiten, da jedes Jahr neue Kriegsgefahren drohten, war vor allem ein zuverlässiges, geübtes und zahlreiches Heer eine Lebensbedingung. Das mittelalterliche Lehnsaufgebot der Ritterschaft war ebenso unbrauchbar wie die ungeordneten und unerfahrenen städtischen und ländlichen Milizen; wir sehen überall die Einrichtung der stehenden Heere, der „geworbenen Knechte", in immer weiterer Entwickelung begriffen. Der Kurfürst ließ sich die Verstärkung und kriegstüchtige Ausbildung seiner Waffenmacht ganz besonders angelegen sein; im Jahr 1655 konnte er schon 26,000 Mann und 72 Geschütze ins Feld stellen, im schwedischen Krieg sogar gegen 40,000, die allerdings in ruhigeren Zeiten teilweise wieder entlassen wurden. Zwei in organisatorischer und strategischer Hinsicht gleich bewährte Männer standen ihm hierbei zur Seite: der Generalfeldmarschall Otto Christoph von Sparr, und der aus schwedischen in brandenburgische Dienste getretene Georg Derfflinger, ein Kriegsmann aus dem Dreißigjährigen Krieg, von Geburt ein protestantischer Österreicher,

dessen frühere Heerfahrten die sagenhafte Überlieferung in bekannter Weise verhüllt hat (unter Baner und Torstensson finden wir ihn bis 1645 im schwedischen Heer, seit 1655 im brandenburgischen, wo er bald den Rang eines Generalfeldzeugmeisters und Feldmarschalls erlangte und in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde). Das Besoldungs und Verpflegungswesen der Truppen wurde geregelt, die Bewaffnung und Ausrüstung verbessert, die Festungen hergestellt, die Mannszucht eingeschärft, ein förmliches Kriegsrecht erlassen.

Steuerwesen. Stände in der Mark.

Um die Mittel für das Heerwesen, den Hofhalt und die Staatsverwaltung zu beschaffen, wurde das Finanz- und Steuerwesen des Landes revidiert und geordnet, und im Jahr 1667 statt der unerschwinglichen direkten „Kontribution“, die auf den Grundstücken und Häusern lastete, den märkischen Städten die Erhebung einer indirekten Verbrauchssteuer (Accise) gestattet, eine aus Holland übernommene Besteuerungsform, die sich für die damalige Zeit außerordentlich bewährte und den Druck erleichterte; die Ritterschaft aber widerstrebte dieser Steuer und behielt die alten Abgaben bei. In den letzten Jahren des Kurfürsten wurden die Staatseinkünfte bis auf etwa $2^1/_2$ Mill. Thaler gesteigert, wovon fast die Hälfte für die Unterhaltung des Heeres verwendet wurde. Die Opposition der märkischen Stände gegen den hohen Steuerdruck nahm immer mehr ab. Die eigenmächtige selbstherrliche Art der Landesfürsten jener Zeit hob sich überall über die morschen und verwitterten ständischen Institute hinweg; das alte privilegierte Korporationswesen entsprach längst nicht mehr den Bedürfnissen eines fortgeschrittenen Staats- und Volkslebens. Ein Glück war es, wenn, wie in Brandenburg, die schrankenlose landesherrliche Gewalt an einen Fürsten überging, der für das Wohl und die Größe seines Staats und Volks Verständnis und Hingebung hatte.

Der geheime Rat. Der Graf von Waldeck.

Friedrich Wilhelm hatte die Gabe, mit sicherem Blick die geeigneten Männer auszuwählen und an den richtigen Platz zu stellen; in seinem geheimen Rath, einer Zentralbehörde für die innere Landesverwaltung wie für die auswärtigen Angelegenheiten, auch für gewisse Justizsachen, waren tüchtige und patriotische Männer, wie Otto von Schwerin, der erste Minister und höchste Landesbeamte, und der Graf Georg Friedrich von Waldeck, zugleich Staatsmann und Feldherr, der aus holländischen in kurfürstliche Dienste getreten war, „einer der Männer, in welchen das Gefühl der Selbständigkeit, das sich in Brandenburg regte, zuerst zu energischem Bewußtsein kam“. In den großen Fragen der Reichspolitik kam bei dem Grafen von Waldeck zum erstenmal die Idee einer preußisch-deutschen Union, wie später in dem Fürstenbund Friedrichs des Großen, zum Durchbruch. Seine Reformpläne zur Reichsverfassung und seine Ideen von einem Fürstenbund unter brandenburgisch-preußischer Vorherrschaft führten freilich, wie so manche andre Entwürfe, nicht zu positiven Resultaten, sind aber ein Denkmal seines staatsmännischen Geistes. Nachdem der Graf im schwedisch-polnischen Krieg gute Dienste geleistet, gab er bald darauf, durch seine herrische Art in mancherlei Mißhelligkeiten verwickelt, seine brandenburgische Bestallung auf (Mai 1658) und nahm ein hohes schwedisches Kriegsamt an, was ihm mit Recht sehr verdacht wurde, denn neue Kämpfe mit Brandenburg standen vor der Thür. Es kam jedoch in der Folge eine äußerliche Versöhnung mit dem Kurfürsten zu stande; später finden wir Waldeck im Türkenkrieg des Jahres 1685 und 1690 bei Fleurus wieder; 1692 ist er gestorben.

Fürsorge für Landeskultur und Handel.

Die Seele der Regierung blieb immer der Kurfürst selbst, der für alle Zweige der Verwaltung ein offenes Auge hatte. Es galt zunächst, die durch den Krieg arg geschädigte materielle Kultur des Landes zu heben. Der Kurfürst sorgte dafür, daß die Domänen, die sich in dem traurigsten Zustand befanden, ausgelöst oder eingezogen, ordentlich verpachtet und betrieben wurden. Er munterte zum Anbau der zahlreichen

wüsten Stellen der Mark auf, zog fleißige und geschickte Kolonisten ins Land, untersuchte und besserte nach Kräften die Verhältnisse des Ackerbaues und der Viehzucht. Ebenso ließ er dem Gewerbe, der Fabrikation, dem Handel alle Förderung zu teil werden. Im Jahr 1685, als in Frankreich die religiösen Verfolgungen wüteten, zog er über 7000 Hugenotten nach Berlin, eine tüchtige industrielle Kolonie, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Eine für damalige Verhältnisse vorzügliche Posteinrichtung verband bald die weit auseinander liegenden brandenburgischen Gebietsteile; der neuangelegte Friedrich-Wilhelmskanal vermittelte den Verkehr der Oder mit die Spree und Elbe. Vom Seehandel freilich, dessen hohe Bedeutung für den Wohlstand eines Landes er in Holland kennen gelernt haben mochte, war der Kurfürst so gut wer ausgeschlossen; sein Anteil von Pommern enthielt keinen einzigen wertvollen Hafenplatz; Stettin und die freie Schiffahrt auf der Oder in seinen Besitz zu bekommen war ihm trotz der angestrengtesten Bemühungen und verschiedener Tauschanträge nicht möglich gewesen; Schweden, Dänen, Polen waren die Herren der Ostsee; der Kurfürst war sich dessen wohl bewußt und trug es mit schwerem Mißmut. Die Begründung einer brandenburgischen Seemacht, die Beförderung des transmarinen Handels war bis an sein Lebensende eines seiner hauptsächlichsten Anliegen, wenngleich die Ungunst der geographischen Lage dauernde Erfolge verbot. Durch einen holländischen Kaufmann, Benjamin Raule, den er zum Oberdirektor des Seewesens ernannte, ließ er eine Anzahl Fregatten bauen, die nicht nur bei den militärischen Operationen gute Dienste leisteten, sondern auch die Handelsinteressen schützten. Selbst an die spanische Flotte wagten sich die brandenburgischen Kriegsschiffe, um eine alte Subsidienforderung einzutreiben, und man erstaunte in der ganzen Welt nicht wenig über das plötzliche Auftreten einer vorher ganz unbekannten Seemacht. Dabei war der Kurfürst bemüht, überseeische Kolonien zu erwerben. Im Jahr 1682 errichtete er eine afrikanische Handelskompanie, nachdem er von einigen Negerhäuptlingen in Guinea die Anerkennung seiner Oberherrschaft und das Versprechen erhalten hatte, nur mit brandenburgischen Schiffen Handel zu treiben. Der Major von der Gröben wurde mit zwei Schiffen und einer Kompanie Soldaten nach Afrika gesandt (1683), pflanzte an der Goldküste die brandenburgische Fahne auf und errichtete einige Forts mit Garnisonen; eine Gesandtschaft dieser Negerreiche kam sogar nach Berlin und erneuerte die Verträge. Das abenteuerliche Unternehmen hatte freilich keinen dauernden Erfolg, zeugt aber von dem kühnen Geist und weiten Gesichtskreis des Kurfürsten. Die ferne Kolonie wurde unter König Friedrich Wilhelm I. an die Holländer verkauft, die von Anfang an alle möglichen Feindseligkeiten dagegen geübt hatten.

Beförderung der Künste und Wissenschaften.

Über den materiellen Gütern des Lebens wurden aber auch die idealen nicht vergessen. Die Universität Frankfurt wurde aus dem Zustand tiefen Verfalls zu neuer Blüte erweckt, auch das gänzlich daniederliegende untere Schulwesen hob sich unter der Gunst und Pflege des Landesherrn. Aus den Niederlanden wurden Maler, Bildhauer, Stempelschneider in die kurfürstlichen Dienste gezogen und entfalteten ihre Kunstfertigkeit in der von den Musen bis dahin wenig besuchten Mark; holländische Baumeister und Zimmerleute waren bemüht, das unansehnliche Berlin, zur Zeit des Westfälischen Friedens eine Stadt von noch nicht 10,000 Einwohnern, einigermaßen instandzusetzen, wie es die Würde der Residenz und die Prachtliebe des Kurfürsten beanspruchte. Der phantastische Plan einer „Universal-Universität", den der schwedische Reichsrat Bengt Skytte entworfen, kam freilich nicht zur Ausführung, zeugte aber von der hohen Begeisterung des Kurfürsten für freie Geistesbildung. In einer Stadt der Mark sollte eine Gelehrtenrepublik von Männern der Kunst und Wissenschaft aller Nationen und Glaubensbekenntnisse errichtet werden, wo in völliger politischer und

religiöser Freiheit nur der Dienst der Musen gepflegt würde. Die Bereicherung der Berliner Bibliothek ließ er sich zeitlebens angelegen sein und begünstigte Künstler und Gelehrte aller Art; um seine und seines Hauses Geschichte auf die Nachwelt zu bringen, stellte er eigne Hofhistoriographen an, wie Schookius und den Franzosen Nocolés, auch der Italiener Gregorio Leti hatte sich für seine schmeichelnde und oberflächliche Geschichte des Hauses Brandenburg der kurfürstlichen Gunst zu erfreuen. —

Kirchliches. Eine wohlthuende Erscheinung in jener Zeit des engherzigsten Konfessionshasses und der widerwärtigsten dogmatischen Streitigkeiten ist auch der aufgeklärte und duldsame Sinn des Kurfürsten in religiöser Hinsicht. Waren ja doch die brandenburgischen Fürsten als reformierte Herren lutherischer Länder von selbst auf eine weitherzige Auffassung konfessioneller Dinge angewiesen. Für viele um des Glaubens willen Verfolgte waren die brandenburgisch-preußischen Lande eine Zufluchtsstätte und der Kurfürst schützte sie trotz des Eiferns der rechtgläubigen Priester. Selbst die vielverketzerten aus Polen vertriebenen Socinianer wurden thatsächlich in Preußen geduldet, und wegen ihres stillen, ehrbaren, fleißigen Wandels geschätzt, wenngleich der Kurfürst dem Verlangen der Stände nachzugeben und offiziell ein Verbot gegen sie zu erlassen geraten fand. Das Lästern und Schmähen der reformierten und lutherischen Geistlichen gegeneinander, das Verfluchen und Verleumden des entgegengesetzten Bekenntnisses von den Kanzeln herab war ihm ein Greuel und er ließ es sich nach Kräften angelegen sein, die Ausbrüche des geistlichen Fanatismus zu verbieten und zu bestrafen; den Besuch der Universität Wittenberg, wo damals eine maßlose lutherische Orthodoxie gelehrt wurde, verbot er allen seinen Unterthanen. Als ein schönes Ziel erschien ihm stets die gänzliche oder doch möglichst weitgehende Vereinigung der beiden protestantischen Bekenntnisse; aber die Zeloten jener Zeit brandmarkten alle Versuche zur Friedensstiftung als „Synkretismus" und gottlose Religionsmengerei. Die Religionsgespräche, die er anordnete, führten zu keiner innerlichen Einigung, doch hielt des Kurfürsten strenges Wort die
16. Sept. 1664. geistlichen Eiferer einigermaßen in Schranken. Eine kurfürstliche Verordnung, welche das gegenseitige Schmähen und Verlästern von den Kanzeln verbot, vor absurden und boshaften Konsequenzen aus den Lehren der Gegner warnte, den Streit über die Gnadenwahl insbesondere untersagte, die Taufe ohne Exorzismus gestattete, wurde allen Pfarrern der Mark zur Unterschrift vorgelegt, erregte aber unter der lutherischen Geistlichkeit laute Klagen über Gewissenszwang und Glaubensdruck. Gleichwohl unterzeichneten die meisten den Revers aus Furcht ihr Amt zu verlieren. Einzelne, die es aus Gewissensbedenken weigerten, wie der geistliche Liederdichter Paul Gerhard und der Archidiakonus Reinhardt in Berlin, wurden wirklich ihres Amtes entsetzt, ein Schritt, der dem Kurfürsten, trotzdem er sich alle Mühe gab den berühmten Kirchendichter zu halten, und bald auch den Zwang der Reverse aufhob, sehr verdacht wurde. — In die Zeit der katholischen Konversionen während der letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten fällt auch die Abfassung der „Lehninschen Weissagung" über das Haus Hohenzollern und die Mark Brandenburg, Wünsche eines ultramontanen Gemüts als Prophezeiungen ausgesprochen, aus der Vergangenheit die Zukunft deutend. Die neueste Forschung glaubt in dem bisher unbekannten Verfasser nicht einen Mönch des dreizehnten Jahrhunderts, sondern den im Jahr 1668 zum Katholizismus übergetretenen und nach Prag ausgewanderten Berliner Konsistorialrat Andreas Fromm zu finden.

2. Die nordischen Kriege der fünfziger Jahre.

a. Der polnische Krieg.

Mit Karl X. Gustav von Pfalz-Zweibrücken, der mit Leib und Seele dem Waffenhandwerk ergeben war, schlug Schweden die einige Jahre unterbrochene kriegerische Bahn wieder ein und erfüllte bald aufs neue den Norden mit Schlachtenlärm. Der Waffenstillstand von Stuhmsdorf (XI, 958) hatte den langen Hader mit Polen nur zeitweilig zur Ruhe gebracht und mehrmals war man auch unter der Regierung Christinens unmittelbar vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten gestanden. König Johann Kasimir, der letzte Wasa auf dem polnischen Thron, weigerte dem neuen schwedischen König die Anerkennung, sei es weil er wirklich durch den Übergang der Krone an ein andres Haus seine Erbrechte verletzt glaubte, sei es weil er durch Erneuerung seiner Ansprüche eine hohe Abfindung erlangen zu können hoffte. Karl X. aber war dieser Anlaß nur erwünscht, seiner und seines Volks Kriegslust genug zu thun und unter einer ehrenvollen Fahne einen neuen Eroberungszug anzutreten; der schwache König Johann Kasimir und das zerrissene polnische Reich schienen kein allzu gefährlicher Gegner, zumal die Kosaken und Russen gleichzeitig mit Polen im Krieg lagen. Ausbruch des schwedisch-polnischen Kriegs.

Es galt dem Schweden vor allem, den Kurfürsten von Brandenburg in sein Interesse zu ziehen. Nur unter schwerer Überwindung konnte die brandenburgische Politik mit dem nordischen Staat zusammengehen; der Verlust der besseren Hälfte Pommerns verschmerzte sich nicht leicht und fortwährende Grenzstreitigkeiten steigerten die Spannung. Auch konnten die durch neue Siege berauschten Schweden unter einem kräftigen eroberungslustigen König für Brandenburg noch weit gefährlicher werden als das in starkem Rückgang begriffene polnische Reich. War doch die schwedische Politik auf die Herrschaft der gesamten Ostseeküsten gerichtet; sie würde nach der Niederwerfung Polens schwerlich vor den kurfürstlichen Grenzen still gestanden haben. Friedrich Wilhelms Haltung.

Während der Kurfürst in einer ihm von seiner gepreßten Lage gebotenen Zurückhaltung verharrte, brach der schwedische Feldmarschall Wittenberg von Stettin auf und zog durch das brandenburgische Gebiet gegen Großpolen. Fast ohne Widerstand unterwarf sich das Land; ein starkes polnisches Adelsheer hatte sich an der Netze gelagert, ergab sich aber ohne Schwertstreich und überlieferte die Palatinate Posen und Kalisch dem schwedischen Schutz. Nach wenigen Wochen konnte Karl X., der mit einem neuen Heer dem Feldmarschall nachgefolgt war, in Warschau einziehen; bald ergab sich auch Krakau; der König Johann Kasimir flüchtete nach Oppeln, das ihm vom Kaiser verpfändet war; die Starosten, die Edelleute, die Truppen huldigten dem neuen Herrn; ein Heer von 11,000 Mann unter Potocki, das Krakau entsetzen wollte, streckte die Waffen; die „Quartianer", die stehenden Truppen (sogenannt von dem vierten Teil der Kroneinkünfte, zu dem ihr Unterhalt veranschlagt war) verstärkten die schwedische Macht. Ein zweites Heer unter Magnus de la Gardie war zu gleicher Zeit von Livland aus Unterwerfung Polens. Juli 1655. 30. Aug. 1655. Okt.

in Litauen eingefallen; allein hier hatten die Russen, welche die günstige Gelegenheit zur Gebietserweiterung sich nicht entgehen ließen, bereits Fortschritte gemacht und Wilna erobert, zum nicht geringen Verdruß der Schweden, die von dem Umsichgreifen der moskowitischen Macht Gefahr für ihre Besitzungen an der Ostsee fürchteten; denn schon richteten die Russen ihr Auge auf die für eine europäische Stellung und für den Handelsverkehr so überaus wichtige Küste. Doch aber wagten die Schweden noch nicht, sich mit diesem zweifelhaften Bundesgenossen zu überwerfen. Fast gleichzeitig mit Karl X. langten russische Truppen in unmittelbarster Nähe von Warschau an. Nach einem Feldzug von wenigen Wochen, fast ohne Widerstand schien das polnische Reich vernichtet und aufgelöst, und man konnte schon die Frage aufwerfen, ob der kühne Schwedenkönig die polnische Krone an sich zu nehmen oder nur die besten Landesteile an der Ostsee sich anzueignen und den Rest an befreundete Fürsten und Mächte zu verteilen gedenke.

Der Königsberger Vertrag. Durch den unerwartet raschen Siegeszug des Schwedenkönigs geriet der Kurfürst von Brandenburg in nicht geringe Verlegenheit. Die begonnenen Unterhandlungen wurden schließlich ganz abgebrochen; der Kurfürst betrieb seine Rüstungen mit größter Anstrengung, rückte in das polnische Preußen ein und bewog die dortigen Stände, sich mit ihm zur Landesverteidigung zu verbünden; in Großpolen, Litauen, Masovien zeigte man Neigung, sich unter brandenburgischem Schutz von der schwedischen Herrschaft loszumachen. Um der Gefahr im Rücken zu begegnen, wandte sich der Schwedenkönig ebenfalls in das polnische Preußen und begann die Feindseligkeiten gegen die Brandenburger. (Nov. Dez. 1655.) Die Städte Thorn, Elbing u. a. ergaben sich nach der Reihe der überlegenen schwedischen Heeresmacht; nur Danzig leistete kräftigen und erfolgreichen Widerstand. Die brandenburgischen Truppen wichen überall zurück; bald überschritt der rasche Schwedenkönig die Grenze des herzoglichen Preußens und stand in den letzten (Dez.) Tagen des Jahres wenige Stunden vor Königsberg. Der Kurfürst hatte sich verrechnet und mußte jetzt eine höchst ungünstige Übereinkunft schließen. In dem **Königsberger** (17. Jan. 1656.) **Vertrag** erkannte er für das Herzogtum Preußen die schwedische Lehnsherrlichkeit an, verpflichtete sich, den Schweden 1500 Mann zu stellen, freien Durchzug, den Gebrauch der Häfen und einen Anteil an den Seezöllen zu gestatten, das polnische Preußen vollständig zu räumen; dafür erhielt er das Bistum Ermeland als schwedisches Lehen, die Räumung seines Gebiets und Verzicht auf die früher an Polen geleistete Jahressumme.

Stellung des schwedischen Königs zu den europ. Mächten. Karl X. stand auf dem Gipfel seiner Größe, aber der Boden wankte unter seinen Füßen. Nirgends hatten die Schweden eine feste Stütze, auch nicht an ihrem neuen Vasallen, dem Kurfürsten, der notgedrungen den Vertrag eingegangen war. Noch unzuverlässigere Bundesgenossen waren die Russen, die sich durch die schwedischen Siege in ihren eignen Eroberungen gehemmt sahen; schon kam es zwischen beiden in Litauen zu Feindseligkeiten. Von den entfernteren Mächten waren ganz besonders Holland und der Kaiser der aufstrebenden schwedischen Macht gram. Die Republik konnte dem Bestreben, jenes Meer zu einem schwedischen Binnensee zu machen, nur mit größter Besorgnis zusehen; die Generalstaaten ermunterten daher alle Feinde Schwedens zum Widerstand und

sandten selbst Schiffe aus, um die Feindseligkeiten zu eröffnen. Der Bund Schwedens mit England, dem Rivalen Hollands im See- und Handelsverkehr, brachte nicht viel praktische Vorteile. Auf der andern Seite blickte der Kaiser mit Besorgnis und Mißtrauen auf die schwedischen Fortschritte; mußte man doch fürchten, Karl X. werde den deutschen Eroberungszug Gustav Adolfs erneuern, noch festeren Fuß im Reich fassen und das protestantische Übergewicht verstärken. Auch der König von Dänemark, der einen Anfall von schwedischer Seite längst befürchtete, machte starke Rüstungen. Kurz, es gab Feinde ringsum.

Wie mit einem Zauberschlag waren die schwedischen Waffen von Sieg zu Sieg geeilt. Aber in Polen erholte man sich, als König Karl nordwärts gezogen, ebenso rasch von dem lähmenden Schrecken. Bei dem Adel, der in seiner Selbstsucht, Erschlaffung und Parteileidenschaft den Schweden keinen Widerstand entgegengesetzt, ja mit König Karl konspiratorische Unterhandlungen geführt hatte, kehrte doch die Scham ein, daß man das große Reich einer solchen Handvoll fremder Soldaten preisgegeben, und zudem lastete der schwedische Druck schwer auf dem Lande. Die Aufreizungen der katholischen Geistlichkeit entflammten das gläubige Volk gegen den protestantischen König. Es gab sich noch einmal ein nationaler Aufschwung kund. Eine Anzahl Magnaten, unter Führung der Palatine Stanislaus Potocki und Lankoranski, schlossen eine Konföderation zu Tyskiewicz und forderten den in Schlesien weilenden König auf, in ihrer Mitte zu erscheinen. Bald war auf den Ruf des hohen Adels der Aufstand in Polen und Litauen allgemein; die polnischen Regimenter, welche sich unter die Fahne des Eroberers gestellt, fielen ab; die Erfolge der schwedischen Waffen schienen ebenso rasch zerronnen, wie sie erfochten waren.

Die Erhebung Polens. 1656.

7. Jan. 1656.

Karl X. war jedoch nicht der Mann, vor einer plötzlichen Gefahr zu verzagen. Alsbald rückte er wieder in das Herz von Polen vor, unter fortwährenden Kämpfen mit den Heerhaufen der Aufständischen. Bei Golomb wurde der tapfere Czarnecki geschlagen. In bitterer Winterkälte, unter unerhörten Mühseligkeiten drangen die Schweden noch einmal bis Jaroslau vor. Allein täglich verstärkte sich die Übermacht, mit der die polnischen Feldherren Czarnecki, Koniecpolski, Lubomirski u. a. das kleine schwedische Heer zu erdrücken drohten. Einer offenen Schlacht wichen die Polen aus, indem sie es der Not des Landes, den Beschwerden in den unwegsamen Gegenden, dem Hunger und dem fortgesetzten kleinen Bandenkrieg überließen, die Feinde aufzureiben. Karl X. mußte unter diesen Umständen den Rückzug gen Warschau antreten, von Czarnecki und den Litauern des Fürsten Sapieha fortwährend beunruhigt. Zwischen den Flüssen Weichsel und San eingeschlossen, geriet das schwedische Heer in große Gefahr und mußte sich durch eine außerordentlich kühne That, den Übergang über den Fluß auf einer nur zur Hälfte vollendeten Brücke, mit nur drei Booten, unter den Augen des Feindes, den Weg nach der Hauptstadt bahnen. In demselben Monat noch erlitt Czarnecki eine neue Niederlage bei Gnesen.

Febr. 1656. *März.* *April.*

Allein die Schweden waren doch furchtbar gelichtet worden und vermochten kaum mehr, sich in dem feindlichen Land aufrecht zu halten. Eine engere Verbindung mit Brandenburg schien die einzige Rettung. Der König begab sich

Vertrag von Marienburg.

jetzt selbst wieder nach Preußen, teils um die Belagerung von Danzig kräftiger zu betreiben, teils um die Verhandlungen mit Brandenburg abzuschließen. Der Kurfürst, der den Königsberger Vertrag schmerzlich empfand, geriet aufs neue ins Schwanken und überlegte, auf welcher Seite sein Interesse am besten gewahrt sei. Am liebsten wäre er parteilos geblieben, wenigstens solange, bis sich die Entscheidung absehen ließ; er wollte keinen der beiden Rivalen auf Kosten des andern allzu mächtig werden lassen. Die Neutralität war aber nicht möglich, und Polen schon jetzt auf den Kurfürsten wegen seiner bisherigen Haltung außerordentlich erbittert. Als daher Karl X. in seiner gefährlichen Lage den Kurfürsten bestürmte, eine bewaffnete Allianz einzugehen, und ihm reichen Lohn nach der
25. Juni 1656. Niederwerfung des polnischen Reichs versprach, kam endlich der **Bund von Marienburg** zu stande. Der Kurfürst verpflichtete sich, 4000 Mann zu dem König stoßen zu lassen; dafür wurden ihm als Ersatz der Kriegskosten vier großpolnische Palatinate (Posen, Kalisch u. a.) mit voller Landeshoheit zugesagt und der Lehnsvertrag in einzelnen Punkten erleichtert.

Schlacht bei Warschau. 1. Juli. Wenige Tage nach dem Abschluß dieses Vertrags mußten die Schweden nach tapferster Verteidigung die Stadt Warschau räumen. Hier zog sich nun die Entscheidung zusammen. Bei der Mündung des Bug in die Weichsel vereinigte sich der Kurfürst mit dem schwedischen Heer; unter ihm befehligte der Graf Georg Friedrich von Waldeck die Reiterei, der Generalfeldzeugmeister von Sparr das Fußvolk und Geschütz. Das brandenburgische Heer war weit größer als ausbedungen; mit den Schweden vereinigt mochte es 25,000, das polnische mit den litauischen Truppen unter Gonsiewski 40,000 Mann zählen. An den Ufern der Weichsel in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt **Warschau** entspann sich
28.–30. Juli 1656. nun eine gewaltige dreitägige Schlacht, die mit der völligen Niederlage und wirren Flucht des polnischen Heeres endete. Die zähe Tapferkeit der Schweden und Brandenburger und die geschickten taktischen Anordnungen entschieden das Schicksal des Tages. Ohne Widerstand konnten die Sieger in Warschau einziehen und sich an der reichen Beute erholen.

Der Sieg bei Warschau bleibt ohne Frucht. Allein zur weiteren Verfolgung des Sieges, zur schonungslosen Niederwerfung Polens wollte der Kurfürst die Hand nicht bieten; er fürchtete von der schwedischen Übermacht für seine eigne Sicherheit und wollte sich die Aussöhnung mit Polen nicht gänzlich abschneiden; ein gewisses Gleichgewicht der beiden Mächte herzustellen oder zu erhalten, war stets das Ziel seiner Politik. Er suchte jetzt den Frieden zu vermitteln, trennte sein Heer von dem schwedischen und kehrte nach Preußen zurück, wo der Einfall litauischer und tatarischer Schwärme und ihr grauenhaftes Wüten seine Anwesenheit dringend erforderte. Das brachte Karl X. um die beste Frucht seines Sieges. Das polnische Heer erholte sich bald wieder von der Niederlage; der Adel konföderierte sich aufs neue; da und dort erlitten die Schweden Verluste und ihre Lage in dem feindlichen Land wurde mit jedem Tag schwieriger. Vom Kaiser, von Holland kam Aufmunterung zum weiteren Krieg und Zusage von Unterstützung; das Verhältnis zu Rußland nahm eine für Schweden sehr bedrohliche Wendung; die französische Friedensvermittelung wurde trotz aller Niederlagen von den Polen zurückgewiesen, bevor die

Okt.

Schweden alle Eroberungen geräumt hätten; Dänemark rüstete längst zum Krieg. König Johann Kasimir konnte wieder in Warschau einziehen und erschien bald in Danzig, das die ganze Zeit über von einer holländischen Flotte unterstützt, trotz gütlicher Anträge und feindlicher Versuche treu bei Polen ausgehalten hatte; am Lyck wurde eine brandenburgisch-schwedische Truppenabteilung unter dem Grafen von Waldeck von einem großen litauischen Heer unter Gonsiewski geschlagen.

Vertrag von Labiau.

20. Nov. 1656.

In dieser gefahrvollen Lage sah sich Karl X. genötigt, die weitgehendsten Anforderungen des Kurfürsten zu befriedigen, um ihn bei dem Bündnis festzuhalten. Es kam jetzt der **Vertrag von Labiau** zu stande, der den Königsberger Lehnsvertrag aufhob und den Kurfürsten und seine männlichen Nachkommen als souveräne Herzöge von Preußen anerkannte, wogegen dieser den Schweden seinen Beistand zur Behauptung Westpreußens sicherte und sich ihnen zur gemeinsamen Verteidigung ihrer Länder verbindlich machte. Allein auch jetzt wurde der Kurfürst kein zuverlässiger Bundesgenosse, begann vielmehr alsbald, in der Überzeugung, daß der Schwedenkönig sich gegen die von verschiedenen Seiten heraufziehenden Gefahren doch nicht werde behaupten können, mit Polen zu unterhandeln.

Der Feldzug des Fürsten Rakoczy.

Jan. 1657.

1. Dez. 1656.

Mai 1657.

Juni.

Um diese Zeit gelang es Karl X., den Fürsten von Siebenbürgen, **Georg Rakoczy**, der nach der Krone der Jagellonen oder doch wenigstens einem Stück des Landes lüstern war, und den Hetman der Kosaken zu einem Heereszug gegen Polen zu bewegen, während gleichzeitig Kaiser Ferdinand III., dem die polnische Thronfolge für einen jüngeren Prinzen seines Hauses in Aussicht gestellt war, ein Schutz- und Trutzbündnis mit Johann Kasimir abschloß und die Versöhnung mit Brandenburg eifrig betrieb. Der Feldzug des unfähigen Siebenbürgers, der sich eine mühelose Besitzergreifung des Landes versprochen, hatte wenig Erfolg. Sein Heer, wohl 60,000 Mann stark, bestand aus buntgemischten Scharen, Ungarn, Kosaken, Walachen u. a., und war ohne alle Disziplin und Kriegstüchtigkeit. Zwar gelang die Vereinigung mit König Karl und die Eroberung der wichtigen Festung Brzesk; allein dann ging der ganze Feldzug in nutzlose und aufreibende Märsche über. Zu dem kam jetzt die Nachricht, daß die Dänen die Feindseligkeiten gegen die deutschen Besitzungen Schwedens eröffnet hatten, und rief den König Karl auf einen andern Kriegsschauplatz. Er ließ jedoch einen Teil seines Heeres unter General Stenbock bei dem Siebenbürger, der mit dieser Hilfe auf kurze Zeit Warschau noch einmal besetzte. Allein seit dem Abzug des Schwedenkönigs fühlte sich Rakoczy ratlos und verlassen, und als nun auch die Österreicher in Polen einbrachen, gab er alles Vertrauen auf; sein Heer lief fast auseinander und war zum Krieg gar nicht zu gebrauchen; er folgte den Kosaken nach Wolhynien und ging, von diesen zweifelhaften Bundesgenossen im Stich gelassen, in der äußersten Bedrängnis einen schimpflichen und nachteiligen Frieden mit den Polen ein; an Ehre und Macht geschwächt, kehrte er dann in sein Land zurück (S. 421 f.).

Vertrag von Wehlau.

Aug. 1657.

Zu dem Abzug des siebenbürgischen Fürsten trug das Auftreten eines neuen Feindes, der Österreicher unter Montecuccoli und Hatzfeld, auf dem polnischen Kriegsschauplatz wesentlich bei. Die Kaiserlichen erzwangen die Übergabe von Krakau von dem schwedischen Kommandanten Würtz, der die entlegene Stadt solange tapfer gehütet; allein gegen die österreichische Hilfe hegte der polnische König tiefes Mißtrauen und die Bundesgenossen waren von vornherein eifersüchtig und uneinig. Johann Kasimir war nach den vielen Drangsalen der letzten Zeit frie-

densbedürftig und suchte sich eine kräftige Stütze für den Fall des wiederauflebenden schwedischen Kriegsglücks zu verschaffen. Die Sicherheit gegen einen neuen Anfall von schwedischer Seite lag für Polen in erster Linie in einer Aussöhnung mit dem Kurfürsten von Brandenburg, der seinerseits in dem gewaltigen Ansturm von Polen, Dänen, Österreichern und Russen gegen die schwedische Macht seine Interessen am besten in einem Bund mit den Alliierten gewahrt
19. Sept. 1657. glaubte. So kam denn endlich zu Wehlau der polnisch-brandenburgische Friedensvertrag zu stande. Gegen Rückgabe aller polnischen Eroberungen erhielt Friedrich Wilhelm das Herzogtum Preußen in voller erblicher Souveränität, mit dem Rückfall an Polen beim Aussterben seiner männlichen Nachkommenschaft. Zugleich schlossen beide Teile einen Verteidigungsbund gegen Schweden auf die Dauer des Kriegs, mit Festsetzung der einander zu gewährenden Hilfsmannschaften. Einige Wochen später kamen die beiden Fürsten in Bromberg zusammen und erneuerten den Vertrag, wobei der Kurfürst noch die beiden Herrschaften Lauenburg und Bütow an der pommersch-preußischen Grenze und die übrigens noch von den Schweden besetzte Stadt Elbing erwarb. König Karl X., damals im siegreichen Vordringen in Dänemark begriffen, war über den Abfall des Kurfürsten sehr erbittert, obwohl nach der treulosen Staatskunst der Zeit das Geschehene lange verheimlicht und die trügerischen Unterhandlungen fortgesetzt wurden. Mit gutem Grunde durfte sich der Kurfürst der ernstesten Rache von seiten der Schweden versehen und setzte sich nicht nur selbst in Verteidigungsstand, sondern war auch erfolgreich bemüht, einen umfassenden Waffenbund gegen
10. Nov. 1657. Schweden zu bilden. Er schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit Dänemark
9. Febr. 1658. und mit Österreich. Allein das Mißtrauen und die Rivalität der Mächte, die Hinterhaltigkeit und Unehrlichkeit der Politik jener Tage standen einer energischen gemeinsamen Aktion im Wege.

Der Vertrag von Wehlau war ein Ereignis von weitreichender historischer Wirkung. „Die große deutsche Kolonie im Osten," sagt Ranke, „deren Gründung den lange fortgesetzten Anstrengungen der deutschen Nation zu verdanken war, wurde dadurch in ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit von den benachbarten Mächten hergestellt, wenigstens insoweit als sie den Kurfürsten von Brandenburg, Herzog von Preußen, als ihr Haupt anerkannte. Und was lag nicht alles für diesen Fürsten selbst und für sein Haus in dem Ereignis. In der Mitte der großen Reiche, die ihnen bisher ihren Willen auflegten und eine eigentümliche Politik nach eignem Interesse doch in der That verhinderten, erscheinen der Fürst und das Land als ihnen ebenbürtig und gleichberechtigt, als nur von sich selbst abhängig. Es war das Werk eines geschickten Steuermanns, der in dem politischen Sturm, der sich um ihn her erhob, die Richtung seiner Fahrt mehr als einmal verändert und zuletzt glücklich in den sichern Hafen gelangt. Für die Bildung des Staats ist die Erwerbung insofern unschätzbar, als sie den Kurfürsten aller Rücksicht auf die Politik von Polen entledigte: er konnte fortan seinen eignen Gesichtspunkten folgen."

Russisch-schwedischer Krieg. 1656 —1658. Der Fortgang der schwedischen Unternehmungen in Polen nach der Schlacht bei Warschau wurde wesentlich durch den gleichzeitigen Ausbruch des russischen Kriegs gehemmt. Zar Alexei, Sohn und Nachfolger Michaels Feodorowitsch (XI, 879), benutzte die Zerrüttung des Polenreichs, um sich des größten Teils von Litauen und Wolhy-

nien zu bemächtigen. Die schwedischen Ostseeprovinzen waren in der traurigsten Verfassung; die besten Streitkräfte zog der polnische Krieg ab; die Festungen waren verfallen; an Geld, an Waffen und Proviant war der äußerste Mangel; die Einwohner griechischen Bekenntnisses standen mit ihren Sympathien offen auf seiten der Russen. Als die Moskowiter die Grenze von Ingermanland überschritten, fanden sie geringen Juni 1656.
Widerstand; kaum daß die festen Plätze von den schwachen Garnisonen gehalten werden konnten. Dann führte der Zar selbst ein gewaltiges Heer, das auf 100,000 Mann angegeben wurde, gegen Livland. Neuhaus, Dünaburg, Kockenhusen mußten den stürmenden Russen die Thore öffnen. Die Wut und Grausamkeit, womit die damals noch gänzlich rohen und zuchtlosen Russen die Landschaften heimsuchten, erregte selbst in jener an Kriegsleiden aller Art gewöhnten Zeit Entsetzen und Grauen. Bald langten die wilden Horden vor Riga an. Hier brach sich freilich ihr Ungestüm, denn im Be- August.
lagerungswesen, überhaupt in der Kunst der Kriegführung hatten sie noch äußerst wenig Erfahrung. Nach sechswöchiger Belagerung sahen sie sich zum Abzug genötigt. Dafür gelang es ihnen, sich Dorpats durch Kapitulation zu bemächtigen, wo wenige Okt. 1656.
hundert Mann zehn Wochen lang 18,000 Feinden getrotzt hatten, und sich hier einen Stützpunkt für weitere verheerende Streifzüge zu schaffen. Dafür rächten sich dann die Schweden unter Magnus Gabriel de la Gardie durch Einfälle in russisches Gebiet; die Litauer unter Gonsiewski ergossen sich ihrerseits über Livland und versuchten sich ebenfalls vergeblich an Riga; das ganze Jahr 1657 und bis ins Jahr 1658 hinein währte in jenen Gegenden das entsetzliche Kriegsschauspiel, ohne irgend eine entscheidende und großartige Waffenthat. Den Russen ward endlich, im Rücken von den Tataren bedroht, die Beendigung des Kriegs wünschenswert; daher kam ein dreijähriger Waffen- Dez. 1658.
stillstand zum Abschluß, demzufolge jeder im einstweiligen Besitz dessen blieb, was er in Händen hatte. Im dritten Jahr darauf wurde der definitive Frieden von Kardis 21. Juni 1661.
geschlossen, worin die Russen ihre Eroberungen in Liv- und Esthland herausgaben.

b. Die dänischen Kriege.

Als Karl X. mit dem Fürsten von Siebenbürgen vereinigt tief in Polen Schwedens erster dänischer Krieg. 1657. 1658. Veranlassung.
stand, kam die Nachricht, daß der längst befürchtete Krieg mit Dänemark durch die Feindseligkeiten dieses Reichs eröffnet worden, und daß der vom inneren Polen bis Livland ausgedehnte Kriegsschauplatz jetzt auch auf die schwedischen Besitzungen in Deutschland erweitert sei. Die Unternehmungen in Polen mußten nun unterbrochen oder doch sehr eingeschränkt werden; denn die Gefahr an der Elbe und am Sund bedrohte Schwedens Macht aufs unmittelbarste. Seit dem Frieden von Brömsebro (XI, 983) hatten die Waffen zwischen den beiden Nachbarreichen geruht, aber die dänische Politik betrachtete mit steigender Besorgnis das Umsichgreifen der schwedischen Herrschaft, die sich an sämtlichen Ostseeküsten festzusetzen und Dänemark von allen Seiten zu umklammern drohte. Es schien ratsamer, der Gefahr zuvorzukommen, solange der kriegslustige König Karl X. durch die Verwickelungen mit Polen und Rußland in Anspruch genommen war. Das dänische Reich war freilich damals in arger Zerrüttung, die Königsmacht durch die Adelsoligarchie gebrochen, das Heer und Finanzwesen in trostloser Verfassung. Allein auswärtige Bundesgenossen schienen zu ersetzen, was dem Reich selbst an Kraft fehlte. Die Generalstaaten trugen trotz des neuen Handelsver-

trags feindselige Gesinnung gegen Schweden; der Kaiser munterte zum Krieg an und stellte Hilfe in Aussicht; ein glücklicher Feldzug, so hoffte König Friedrich III., werde auch die gebrochene monarchische Macht in seinem Reich kräftigen; die Stimmung in den neu erworbenen Landschaften Schwedens schien das Unternehmen zu befördern. Unter dem Einfluß dieser Aussichten und Hoffnungen

Febr. 1657. wurde auf dem Reichstag zu Odense der Beschluß gefaßt, den alten Krieg zu erneuern und sich in das unbesonnene Wagnis zu stürzen, welches das Reich an den Rand des Abgrunds bringen sollte.

Ausbruch des Kriegs. Karls X. Siegeszug. Juni 1657.

Der Angriff begann zugleich von verschiedenen Seiten. Eine dänische Flotte blockierte Gotenburg und andre schwedische Häfen, um den Handel zu sperren; gleichzeitig rückten dänische Heere in Holland und in Bremen ein. In Schweden war man keineswegs überrascht und hatte die Verteidigungsanstalten nicht vernachlässigt; der Reichsdrost Graf Brahe organisierte die Gegenwehr und rief die Bauernschaften unter Waffen; Stenbock, ein trefflicher General, kam aus dem Polenkrieg heran und leitete die Operationen in Halland und Schonen; gleichwohl hatten die Dänen auf diesem Teil des Kriegstheaters das Übergewicht, und auch von Norwegen aus machten sie in den Herbstmonaten siegreiche Fortschritte in Jemtland und Herjedalen. Allein die Entscheidung mußte sich jenseits des Meeres vollziehen. Der König Karl X. hatte bei der ersten Nachricht von den dänischen Feindseligkeiten den unfruchtbaren polnischen Krieg im Stich gelassen; sein Mut wurde auch durch die neue Gefahr nicht niedergebeugt. Mit wenigen tausend Mann Kerntruppen zog er in Eilmärschen nordwärts und stand bald an

Juli 1657. der holsteinischen Grenze. Während General Wrangel die Feinde aus dem

August. Bremischen jagte, unterwarf der König selbst fast ohne Schwertstreich ganz Holstein, Schleswig und Jütland; ein Feldzug von wenigen Wochen genügte, um die Überlegenheit der schwedischen Waffen aufs neue darzuthun. Bestürzung und Schreck bemächtigte sich aller Gemüter. Auch die starke Festung Fredericia wurde mit stürmender Hand genommen, eine außerordentlich kühne Waffenthat. Der Kern des dänischen Reichs aber war nicht das Festland, sondern die Inseln. Den Feind hier, in seinem Herzen zu treffen, war das kühne Ziel des rastlosen Schwedenkönigs; es drängte ihn um so mehr eine Entscheidung herbeizuführen, als die Gefahr von seiten der verbündeten Polen, Österreicher und Brandenburger mit jedem Tag wuchs.

Der Übergang über den Belt.

Mit dem Übergang auf die Inseln zu warten, bis die bessere Jahreszeit die Schiffahrt gestattete, schien zu langwierig; die Strenge des Winters gab Karl X. einen Plan von unerhörter Kühnheit ein. Über das Eis des Kleinen Belt

Jan. 1658. südlich von Middelfart wurde in den letzten Tagen des Januar der Übergang nach Fünen bewerkstelligt, trotzdem vom gegenüberliegenden Vorgebirg Ivernaes aus die Dänen ein heftiges Feuer eröffneten und unter zwei Schwadronen das Eis zusammenbrach. Das dänische Heer auf Fünen wurde zersprengt und gefangen genommen. Es stand nun noch das schwierigere und gefährlichere Werk

des Übergangs nach Seeland, über den viel breiteren Großen Belt bevor. Die Vorsichtigen warnten vor der Schwäche und den Lücken des Eises, vor dem Thauwind, der mit strengerer Kälte abwechselte. Mit sorgenvollem Sinn erwog der König die Möglichkeit, mit dem ganzen Heer in den Fluten begraben oder auf einer der Inseln abgeschnitten zu werden. Und doch wurde das Wagnis ausgeführt. Nicht der nähere, aber ununterbrochen über das Wasser führende Weg von Nyborg nach Korsör wurde gewählt, sondern der weitere über die Inseln Langeland, Laaland, Falster, zwischen denen die Meeresstraßen minder breit sind. So zog denn eine ganze Armee, Reiterei, Fußvolk und Geschütz, über die mit einer leichten Eisdecke belegten Gewässer. „Es war etwas Erschreckliches," sagt ein zeitgenössischer Bericht, „während der Nacht über dieses zugefrorene Meer zu marschieren, wo das Trampeln der Pferde den Schnee geschmolzen hatte, so daß das Wasser wohl eine Elle hoch auf dem Eise stand und man jeden Augenblick fürchten mußte, irgendwo das Meer offen zu finden." Das beispiellos kühne Wagstück glückte; nach wenigen Tagen stand das Heer auf dem Boden von Seeland und bald dicht vor Kopenhagen, das von der Landseite äußerst mangelhaft befestigt war. Anfang Februar 1658.

Jetzt gewannen die englischen und französischen Friedensvermittler Gehör. Dänemark konnte im Augenblick an Widerstand nicht mehr denken, und auch Karl X., dem die Übermacht seiner andern Feinde schon lange Sorge machte, ergriff gern den Frieden. So wurde denn zu Roeskilde (Rotschild) der Vertrag geschlossen, der Dänemark die schwersten Opfer auferlegte. Beide Mächte entsagten allen Bündnissen, welche zu des andern Schaden eingegangen waren, und verpflichteten sich, fremden feindlichen Flotten die Ostsee zu sperren. Schweden erhielt ferner durch Schonen, Blekingen, Halland, Drontheim, Bohuslän, die Insel Bornholm eine sehr bedeutende Gebietsvergrößerung und gelangte dadurch in den vollen Besitz seines eignen Kontinents und eines Stückes von Norwegen; es wurde ein abgeschlossenes Ganze, durch die See und durch den norwegischen Gebirgsrücken von dem dänischen Reich getrennt. In ganz Europa bewunderte man den heldenmütigen König, der aus Not und Gefahr nur immer größer hervorging. Allein der Friede mit Dänemark trug von vornherein nur den Charakter eines Waffenstillstandes; die Verhandlungen über eine engere Allianz führten nicht zum Ziel. Friede von Roeskilde. 28. Febr. 1658.

Die Holländer, welche die schwedische Übermacht in der Ostsee fortwährend mit Besorgnis betrachteten, reizten zu einem neuen Krieg an und stellten jetzt kräftigere Unterstützung in Aussicht; die Verbündeten im Osten, Brandenburg, Polen, Österreich, schickten sich ebenfalls an, den Dänen zu Hilfe zu kommen. Auf der andern Seite dachte auch Karl X. jetzt mit seinen alten Gegnern abzurechnen und wollte nicht einen so zweideutigen Freund, wie Dänemark es dermalen war, im Rücken lassen. Gewohnt, seine Entschlüsse rasch auszuführen, und dem Gegner zuvorzukommen, griff er zuerst zum Schwert. Der zweite dän. Krieg. 1658. 1659.

Als die Dänen sich weigerten, Schiffe aufzustellen, um der holländischen Flotte den Eintritt in die Ostsee zu verwehren, eröffnete der König die Feindseligkeiten. Noch standen von dem ersten Krieg schwedische Besatzungstruppen in Dänemark, als Karl X. Patriotischer Aufschwung in Kopenhagen.

Aug. 1658. wiederum an Seeland anlegte und nach wenigen Tagen vor Kopenhagen hielt. Aber die Hoffnung, durch die Schnelligkeit seines Angriffs die Stadt überrumpeln zu können, erwies sich diesmal als eitel. Die Aussicht, die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu verlieren und gänzlich in Schweden einverleibt zu werden, erzeugte eine nationale Begeisterung, wie man sie lange in Dänemark nicht erlebt hatte. Die baufälligen Mauern und Befestigungen wurden mit größtem Eifer hergestellt, die Bürger, die Studenten traten unter Waffen. Angesichts dieser entschlossenen Haltung gab Karl den Gedanken, die Hauptstadt mit stürmender Hand zu nehmen, auf und entschloß sich zur Belagerung, die jedoch keineswegs den gewünschten Fortgang hatte. Zwar
Sept. gelang es dem tapfern C. G. Wrangel, das feste Kronenborg zur Übergabe zu zwingen und sich zum Herrn des Sundes zu machen, aber Kopenhagen widerstand allen Angriffen und Belagerungsarbeiten, die unter Stenbocks Leitung unternommen wurden. Und doch hätte die Stadt, an vielen Stellen in Brand geschossen und vom Hunger bedrängt, am Ende sich ergeben müssen, wenn nicht zur Rettung die holländische
Okt. Flotte unter dem Admiral Opdam erschienen und zugleich die Verbündeten im Anmarsch gegen Holstein gewesen wären. Im Öresund kam es zu einer heftigen Seeschlacht; trotz der rühmlichen Haltung der schwedischen Marine bahnte sich die holländische Flotte den Weg nach Kopenhagen. So wurde die Hauptstadt entsetzt und die Holländer und Dänen wurden Herren des Meeres.

Die Verbündeten in Dänemark. Jetzt kamen auch die östlichen Alliierten dem bedrängten Dänemark zu Hilfe. Vereinigt mit kaiserlichen und polnischen Truppen unter Montecuccoli und Czarniecki zog der Kurfürst Friedrich Wilhelm in das von den Schweden besetzte Herzogtum Holstein; unter ihm befehligten die Generale Sparr, Derfflinger und der aus schwedischen in brandenburgische Dienste getretene Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau. Mit überlegenen Streitkräften zogen die Verbündeten durch die Herzogtümer bis tief in Jütland hinein. Nicht nur in Dänemark erhob sich der Widerstand wieder kräftiger, auch allenthalben in den neuerworbenen Landschaften regte sich die Auflehnung gegen die schwedische Herrschaft. Drontheim mußte nach tapferster Gegenwehr von der schwe-
Dez. dischen Garnison geräumt werden, als ein dänisches Heer vor der Stadt erschien und die Bürgerschaft dem alten Herrn sich anschloß; auf der Insel Bornholm verjagten die Einwohner die schwedische Besatzung und kehrten unter die dänische Hoheit zurück. Gleichzeitig wütete in Pommern und Preußen der Krieg. Ein polnisch-kaiserliches Heer lag lange Monate vor Thorn, bis endlich die Handvoll schwedischer Besatzungstruppen
Dez. 1658. unter den ehrenvollsten Bedingungen sich ergab. Das kühne Unternehmen, der Stadt
Febr. 1659. Kopenhagen jetzt durch einen Sturm mit ungenügender Mannschaft Herr zu werden, schlug fehl. Es kam zu einem furchtbaren nächtlichen Kampf in den Gräben und Wällen; nach empfindlichem Verlust mußten die Schweden sich zurückziehen und verschanzten sich allenthalben auf den Inseln in festen Stellungen. Es schien um diese Zeit, als sollten die langen Unterhandlungen mit England, dem alten Rivalen Hollands, zum Ziel führen; es zeigte sich eine starke englische Flotte im Sund, um die Holländer zu beobachten, und die Schweden knüpften daran die zuversichtlichsten Hoffnungen. Allein der Sturz des Protektors Richard Cromwell vereitelte diese Aussichten; die holländische Flotte herrschte wieder allein zur See und hemmte die Schweden auf das empfindlichste in der Freiheit ihrer Bewegungen.

Ausgang des Kriegs. Mit dem Fall von Fredericia war das ganze dänische Festland von den
Mai 1659. Schweden gesäubert und in den Händen der Verbündeten; nur auf den Inseln hielt sich Karl X. unbezwungen. In Pommern und Preußen brach dann der
Herbst 1659. Krieg mit erneuter Heftigkeit aus; ein starkes kaiserliches Heer unter de Souches

zog aus Schlesien nach dem schwedischen Pommern; eben dahin wandte sich die Hauptmacht der Verbündeten aus Jütland unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm selbst. Eine Reihe fester Plätze fiel in ihre Hand; aber die Eifersucht und Uneinigkeit verhinderte entscheidende Erfolge; Stettin widerstand allen Angriffen. Trotz der Übermacht der Feinde hielt sich der tapfere Schwedenkönig aufrecht; auch als ein brandenburgisches Heer unter dem General Quast, mit Polen und Kaiserlichen verbunden, auf holländischen Schiffen nach Fünen übersetzte und Nov. die Schweden unter dem Pfalzgrafen Philipp von Sulzbach bei Nyborg schwer aufs Haupt schlug, wankte Karl X. nicht in seinen festen Stellungen auf Seeland. Doch zweifelte der unverzagte Kriegsheld auf die Dauer der feindlichen Übermacht widerstehen zu können; er hatte seine gewaltigen Pläne, die einst auf die Teilung von ganz Polen und Dänemark gerichtet waren, unter den schweren Widerwärtigkeiten der Zeit wesentlich herabgestimmt. Allein er sollte das Ende dieses Kriegs nicht erleben. Gerade hatte er noch einen Feldzug gegen Tod Karls X. Gustav. das dänische Norwegen angeordnet, als ihn, erst 38 Jahre alt, ein plötzlicher 23. Febr. 1660. Tod hinwegraffte.

Der Tod des schwedischen Königs erleichterte den Friedensschluß; die vor- Friedensschlüsse. mundschaftliche Regierung erhob keine allzu hohen Ansprüche; die Finanznot des Reichs, der zerrüttete Zustand des Heerwesens, der Druck, der auf den vom Feind besetzten Provinzen lastete, rieten dringend zum Frieden, den auch die westlichen Mächte, England, Holland, Frankreich, welche sich in den sog. „Haager Konzerten“ zur gemeinsamen Vermittelung in den nordischen Wirren verbanden, energisch betrieben. So wurde denn endlich ein allgemeiner Kongreß in dem Kloster **Oliva** bei Danzig eröffnet, der nach monatelangem Unterhandeln und Feilschen zu einem Frieden zwischen Polen, dem Kaiser und Brandenburg einer- 3. Mai 1660. seits und Schweden anderseits führte. Die territorialen Veränderungen, die der fünfjährige Krieg hervorbrachte, waren sehr unbedeutend; die Eroberungen wurden gegenseitig zurückgegeben. Polen entsagte den Ansprüchen auf den schwedischen Thron, wodurch dieser lange Successionsstreit beendet wurde, und erkannte Schweden im Besitz von ganz Livland an. Das Herzogtum Preußen wurde in der im Wehlauer Vertrag erlangten Souveränität bestätigt.

Einen Monat später schloß auch Dänemark Frieden mit dem Nachbarreich. Als die Holländer eine Übereinkunft mit Schweden eingingen und ihre Flotte, die den ganzen insularen Kriegsschauplatz beherrscht hatte, aus dem Sund zurückzogen, hatte man auch in Dänemark keine Neigung den Kampf fortzusetzen. In diesem Kopenhagener Frieden wurde im allgemeinen der Rotschilder Vertrag bestätigt, doch wurde 5. Juni 1660. der Artikel über den Ausschluß fremder Flotten von der Ostsee aufgehoben und Drontheim in Norwegen nebst der Insel Bornholm an Dänemark zurückgegeben.

Die von den Schweden besetzte und Brandenburg als Pfandschaft zugesprochene Stadt **Elbing** wurde den Polen überliefert und von diesen auch nicht herausgegeben; erst unter dem Nachfolger Friedrich Wilhelms (1698) wurde die Stadt mit Gewalt unter brandenburgische Hoheit gebracht, was in Polen große Aufregung und fast einen

neuen Krieg erzeugte; die Pfandsumme wurde jedoch nie bezahlt und die Stadt blieb auf immer brandenburgisch.

Erwerbung von Magdeburg. Einige Jahre nach dem Friedensschluß strebte der Kurfürst mit Erfolg, sich des Besitzes der wichtigen Stadt **Magdeburg** zu versichern. Das Erzstift war ihm im Westfälischen Frieden als erbliches Herzogtum nach dem Tod des damaligen Verwesers, des Prinzen August von Sachsen, zugesichert worden (XI, 994), mit dem Recht, sogleich die Huldigung entgegenzunehmen. Im Erzstift fand er auch keine große Schwierigkeiten, wohl aber in der Stadt, welche nach wie vor ihre Reichsfreiheit behauptete und aufrecht zu halten suchte und sich auf eine dunkle Fassung des Friedensinstruments stützte, welche zwar keine Anerkennung der städtischen Freiheit enthielt, doch aber zu gunsten ihrer Ansprüche gedeutet werden konnte. An der Spitze der Bürgerschaft stand damals Otto Gericke, der berühmte Erfinder der Luftpumpe. Um die
1666. Huldigung zu erzwingen, zog der Kurfürst ein gewaltiges Heer um die Stadt zusammen. Der schwache Administrator war im Einverständnis und die Bürgerschaft sah sich genötigt, den Treueid zu leisten und eine brandenburgische Besatzung aufzunehmen, gegen die Zusicherung, daß ihre Rechte und Privilegien nicht beeinträchtigt werden sollten. Bei dem Tod des Administrators (1680) fiel dann der wichtige Besitz in die alleinigen Hände des Kurfürsten.

3. Die Souveränität in Preußen.

Feindselige Stimmung in Preußen. Nachdem der Kurfürst von Brandenburg die Souveränität über das Herzogtum Preußen erworben, war es sein eifrigstes Anliegen, dieselbe praktisch geltend zu machen. Das durch den Krieg hart mitgenommene Land seufzte unter einer von Jahr zu Jahr steigenden, unerträglichen Steuerlast und nahm die neue Souveränität keineswegs freundlich auf. Die Mißstimmung, die namentlich unter der Königsberger Bürgerschaft, aber auch unter dem Adel und der lutherischen Geistlichkeit hervortrat, nahm bisweilen einen sehr heftigen Charakter an und führte wiederholt zu Hilfegesuchen an den Warschauer Hof. An der Spitze der städtischen Opposition stand der Schöppenmeister von Königsberg, **Hieronymus Rohde**; die feindselige Agitation unter dem Adel betrieb vor allen der Oberst **Christian Ludwig von Kalkstein**. Die Stände protestierten
1661. auf einem Landtag geradezu gegen die Loslösung von Polen, die ohne ihren Willen vollzogen worden und ihren Privilegien nachteilig sei; die Souveränität sei weder ihnen, noch dem Kurfürsten nützlich.

Wachsende Opposition. Rohde in Haft. Das alte ständische Wesen lag hier mit dem neuen monarchischen Staatsbegriff in einem jahrelangen erbitterten Kampf. Wie der Kurfürst sich weigerte, die ständischen Privilegien im alten Umfang zu bestätigen und danach zu handeln, so die Stände, die neue Souveränität anzuerkennen. Es wurde öffentlich gesagt, daß man härter als türkisch regiert sei und alles daransetzen werde, die Freiheit wieder zu erringen. Die von den Ständen für Anerkennung der Souveränität verlangte „Assekuration" beanspruchte, daß der Kurfürst ohne ihre Bewilligung weder Krieg anfange noch Bündnisse schließe, keine fremden Truppen ins Land bringe, keine neuen Zölle und Abgaben einführe; der Landtag sollte auch ohne fürstliche Berufung alle zwei Jahre zusammentreten und die Stände, wenn ihre Rechte verletzt würden, des Eides entbunden sein.

Dagegen nahm der vom Kurfürsten aufgestellte Entwurf einer Verfassung die nahezu unumschränkte Gewalt der Regierung in Anspruch. Die Stände traten über diese Verfassung gar nicht einmal in Beratung. Der kurfürstliche Statthalter, Fürst Bogislaw von Radziwill, hatte einen schweren Stand; die Bürger, die Adligen veranstalteten stürmische Versammlungen und drohten mit offenem Landesverrat; die Landtagsverhandlungen führten bei der gereizten Stimmung zu keinem Erfolg und mußten wiederholt vertagt werden. Die Spannung wurde so stark, daß der Sohn des Schöppenmeisters Rohde im Namen der Stadt nach Warschau geschickt wurde mit der Bitte um Hilfe und der Erklärung, „die Königsberger wollten eher dem Teufel unterthänig werden als länger unter solchem Druck leben"; von Polen aus wurde denn auch die Auflehnung geschürt und unterstützt. Man stand vor der offenen Empörung; der Kurfürst zog drohend Kriegsvolk um Königsberg zusammen, während die Bürger ebenfalls zu den Waffen griffen und sich anschickten, polnische Truppen aufzunehmen. Es war dem Kurfürsten vor allem darum zu thun, Rohde, den Leiter der ganzen Bewegung, in seine Hand zu bekommen. Und dies gelang ihm auch durch Gewalt und Okt. 1662.
List, obwohl die Königsberger Bürgerschaft sich zusammengeschart hatte, um die Verhaftung ihres Wortführers mit gewaffneter Hand zu hindern. Ungeachtet der dringenden Bitte der Bürgerschaft und der Verwendung des Königs von Polen wurde Rohde des Hochverrats überwiesen erklärt und blieb sechzehn Jahre, bis an seinen Tod (1678), in Gewahrsam zu Peitz. Ein Gnadengesuch an den Kurfürsten, der vielleicht zu vergeben geneigt war, brachte der trotzige Mann nicht übers Herz, da er Recht und keine Gnade verlange.

Das Schicksal Rohdes brach den Widerstand der Königsberger und verschaffte Huldigung und Versöhnung.
den gütigen Worten des Kurfürsten Eingang; die Schöffen, Zünfte und Deputierten der Stadt erkannten jetzt willig die Souveränität an. Nach langen Verhandlungen 16. Nov.
mit den Ständen kam endlich die verlangte „Assekuration" zu stande. Der Kurfürst 12. März 1663.
entschuldigte sich, daß er wider das Recht der Stände den polnischen Vertrag allein abgeschlossen, und versprach in Zukunft, bei solchen Handlungen, die das Herzogtum beträfen, der Stände Rat einzuholen und ohne diesen nichts zu beschließen. Er verhieß, die Souveränität nur in dem Umfang brauchen zu wollen, wie sie den Verträgen zwischen Preußen und Polen und der Landesverfassung gemäß sei, bestätigte sämtliche Privilegien und Rechte der Stände und die ungefährdete Übung der lutherischen Religion mit Beschränkung des landesherrlichen Rechts in Kirchensachen. Ohne ständischen Rat und Einwilligung sollte wegen des Herzogtums Preußen kein Krieg angefangen, sollten keine Steuern und Abgaben auferlegt werden. Die Landtage sollten in regelmäßigen Zwischenräumen berufen und niemand der Weg Rechtens und Beschwerde über öffentliche Angelegenheiten verschlossen werden. Nun kam endlich die feierliche 28. Okt. 1663.
Huldigung des Adels, der städtischen Abgeordneten und Beamten an den Kurfürsten und, für den Fall des Erlöschens des kurbrandenburgischen Mannsstammes, an die Krone Polen zu stande. Allein auch nachher gerieten die alte Freiheit und die neue Souveränität noch oftmals in Kampf; der Kurfürst hielt sich keineswegs immer an die Assekuration; das Mißtrauen der Stände war stets rege und die ewigen Steuerforderungen machten viel böses Blut. Mit großer Härte und Unbilligkeit wurden die seit einem halben Jahrhundert verpfändeten Domänen zurückgefordert, und wo die Besitztitel nicht ganz unanfechtbar waren, oft mit offenbarer Willkür die Einziehung verfügt.

Das allgemeine Mißvergnügen drohte wenige Jahre später wieder in offenen Kalkstein. 1667.
Kampf und Aufruhr auszubrechen. Der erwähnte Christian Ludwig von Kalkstein hatte seinen Widerspruch gegen die Souveränität nie aufgegeben und den Huldigungseid nicht geleistet. Als er jetzt seiner Hauptmannschaft von Oletzko entsetzt wurde, sann

er in seinem Ingrimm auf Rache am Kurfürsten, drohte mit einem Einfall der Polen und hätte bei der herrschenden Gärung leicht eine große Bewegung ins Leben rufen können. Dem kam der Kurfürst durch rasche Gefangennahme des gefährlichen Mannes zuvor. Kalkstein wurde des Hochverrats schuldig erkannt, zum Tod verurteilt und zu ewiger Gefangenschaft begnadigt. Streng und gewaltsam brach der harte Kurfürst Schritt für Schritt den Widerstand; die steigende Steuerlast mußte getragen werden, allein das neue Regiment hatte wenig Freunde im Lande, wenn auch die offene Widersetzlichkeit gegen den gestrengen Herrn nachließ. Kalkstein wurde nach einjähriger Haft
Dez. 1668. in Freiheit gesetzt, nachdem er Urfehde geschworen und gelobt hatte, sich ohne Erlaubnis des Kurfürsten nicht von seinen Gütern zu entfernen. Allein der unruhige und rachsüchtige Mann spann alsbald neue gefährliche Umtriebe, indem er sich an den Warschauer Hof begab, wo auch der jüngere Rohde weilte. Am polnischen Hof fanden die Anschläge gegen den Kurfürsten stets geheimes Entgegenkommen und Aufmunterung; Kalkstein rühmte sich öffentlich, er werde es dahin bringen, daß Preußen wieder ein polnisches Lehen werde. Die Auslieferung des eidbrüchigen Hochverräters, die der Kurfürst verlangte, wurde verweigert. Vor dem Reichstag reichte der verwegene Mann, angeblich im Namen der preußischen Stände, ein Bittgesuch um Befreiung von dem brandenburgischen Joch ein. Als alle Vorstellungen des Kurfürsten gegen die landesverräterischen Umtriebe nicht fruchteten, nahm auf seine Veranlassung der branden-
30. Nov. 1670. burgische Resident in Warschau, von Brandt, durch List und Waffengewalt den Kalkstein gefangen und ließ ihn schleunig nach Preußen schaffen. Darin lag unstreitig eine Verletzung des Völkerrechts; am polnischen Hof war man äußerst erbittert und verlangte die Rückgabe des Entführten unter Kriegsdrohungen; Brandt hatte sich, um Repressalien zu entgehen, schleunigst ebenfalls nach Preußen begeben. Die Sache führte zu höchst gereizten Auseinandersetzungen zwischen den beiden Höfen; doch scheute man sich beiderseits vor einem Krieg um des einen Menschen willen; der Kurfürst gab entschuldigende Erklärungen ab, als habe er die Entführung nicht veranlaßt, die Thäter mußten sich einige Zeit verborgen halten, und der polnische Hof gab sich endlich zur Ruhe. Kalkstein aber wurde nach Memel gebracht und dort in einem sehr formlosen, in verschiedener Beziehung den preußischen Landesgesetzen widersprechen-
8. Nov. 1671. den Verfahren als Hochverräter zum Tod verurteilt. Das Urteil wurde auch alsbald durch Enthauptung vollstreckt. Die hinterlistige Ergreifung und blutige Exekution des Kalkstein war freilich keine rühmliche That, aber sie übte eine gewaltige Wirkung auf das noch immer widerspenstige preußische Land.

4. Die schwedischen Feldzüge in den siebziger Jahren.

Frankreich u. Schweden. Während der Kurfürst dergestalt seine losen Ländergebiete zu einem Staat zusammenfaßte, nahm er auch an den großen Weltereignissen erfolgreich teil. Wir haben an einer andern Stelle erfahren, welchen Anteil Friedrich Wilhelm an den großen Kriegen mit Ludwig XIV. hatte. Er allein unter den europäischen Monarchen nahm sich der bedrängten Republik Holland an und trieb den Kaiser widerwillig und mit halbem Herzen in den Reichskrieg gegen Frankreich hinein. Daß die deutschen Waffen dem übermächtigen Feind gegenüber sowenig Erfolge errangen, war nicht die Schuld des thatkräftigen Kurfürsten, der die lahme Kriegführung und den allgemeinen Mangel an Nationalsinn bitter genug empfand.

Die schwedische Aristokratie in französischem Sold.

Während der Kurfürst im Elsaß und am Oberrhein den Heeren Ludwigs XIV. gegenüberstand, gelang der französischen Staatskunst jenes Meisterstück, das uns bereits bekannt ist. Es galt den entschlossensten und eifrigsten Gegner vom Reichsheer abzuziehen, und dazu schien das beste Mittel, die Schweden zu einem Einfall in die Mark zu veranlassen. In Schweden war die französisch gesinnte Partei, an deren Spitze der Reichskanzler Magnus de la Gardie stand, seit alten Zeiten mächtig und schon jahrelang flossen französische Pensionen und Subsidien ins Land. Schon im April 1672 war zwischen Frankreich und Schweden ein Vertrag geschlossen worden, worin die beiden Kronen sich den Besitz der deutschen Erwerbungen gegenseitig gewährleisteten und das nordische Reich gegen ansehnliche Subsidien insbesondere zu bewaffnetem Einschreiten im Krieg gegen die Holländer sich verpflichtete, wenn den letztern von einer andern Macht Hilfe geleistet werde. Am liebsten wäre man freilich in Stockholm neutral geblieben und hätte die Hilfsgelder dennoch bezogen, wie es auch in der That mehrfach gelungen war. Die schwedische Regierung hatte anfangs gehofft, sich mit einer Friedensvermittelung begnügen zu können, allein sie wurde gegen ihren Willen weiter gedrängt. „Sie hatte sich in luftigen Kriegsbildern bewegt, um ihren Bedürfnissen abzuhelfen, bis die schreckliche Wirklichkeit im ungünstigsten Augenblick über sie einbrach. In der drückendsten Geldverlegenheit, mit einem ungeordneten Wehrsystem und unter einer überhand nehmenden Schlaffheit in der ganzen Verwaltung ging Schweden in einen Krieg, welcher nicht einmal wie die früheren für den eignen, sondern zu Frankreichs Vorteil geführt wurde." Das war der Fluch der traditionellen schwedischen Subsidienpolitik. Als jetzt die französischen Diplomaten ernstlich mit der Einstellung der Zahlungen drohten und an die vertragsmäßigen Verpflichtungen erinnerten, mußte Schweden dem Drängen Folge leisten. Zögernd und bedächtig schritt man zu Feindseligkeiten; man meinte anfangs nur eine Pression auszuüben, den Kurfürsten zum Rückzug vom Reichsheer zu veranlassen; aber es wurde bald ernster, als man in Stockholm vorgehabt.

Einfall der Schweden in die Mark. Dez. 1674.

Unter dem Vorgeben, sie kämen nicht als Feinde und würden gleich nach der Rückkehr des Kurfürsten aus dem Elsaß dessen Gebiet räumen, zogen schwedische Regimenter unter dem altersschwachen Feldmarschall Karl Gustav Wrangel aus dem Bremischen und Pommern in die Ukermark ein und schickten sich an, hier Winterquartiere zu nehmen. Sie traten anfangs mit größter Schonung und Milde auf und vermieden alle Feindseligkeiten, wie denn auch der Statthalter der Kurmark, Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, den ungebetenen Gästen keinen Widerstand leistete, doch aber die verfügbaren Truppen zusammenzog und die festen Plätze in Verteidigungsstand setzte. Allein lange ließ sich der sonderbare Zustand zwischen Freundschaft und Feindschaft nicht aufrecht halten. Die Schweden breiteten sich immer weiter in der Mark aus und erhoben Steuern und Kriegsleistungen; es kam bald zu offenen Feindseligkeiten, Gewaltthaten, Plünderungen, namentlich als an des kranken Feldmarschalls Stelle sein Stiefbruder Wolmar Wrangel trat und den französischen Einflüsterungen mehr Gehör schenkte. Es begann nun in dem wald- und sumpfreichen Land ein erbitterter Parteigängerkrieg. Die schwedische Soldateska übte bald wieder alle jene Erpressungen und Greuel, die wir aus der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs kennen; voll Ingrimm erhoben sich die Bauern und wehrten das zügellose Kriegs-

volk auf eigne Hand ab, so gut es ging. Das entgalten dann wieder die Schweden mit erhöhten Mißhandlungen. Noch sieht man da und dort, als Erinnerung an jenen Guerillakrieg, in märkischen Kirchen die Fahnen, unter denen die Bauernhaufen auf eignen Antrieb ins Feld rückten; unter dem roten brandenburgischen Adler steht die Inschrift: „Wir sind Bauern von geringem Gut, und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut." Die Schweden
Mai. Juni 1675. waren bald im Besitz des ganzen Havellandes bis vor Spandau und Berlin; die drei wichtigsten Havelpässe, Brandenburg, Rathenow und Havelberg, waren in ihrer Hand; schon schickten sie sich an, die Elbe zu überschreiten und dem französisch gesinnten Herzog von Hannover die Hand zu reichen.

Der Kurfürst zieht heran. Die Gefahr war aufs äußerste gestiegen; aber der Retter war nicht mehr fern. In seinen oberdeutschen Quartieren hatte der Kurfürst die Kunde von dem Vordringen der Schweden vernommen. Er scheint durch die Nachricht keineswegs betroffen oder schmerzlich berührt worden zu sein. Seine alten Pläne, diese Feinde vom deutschen Boden zu treiben, tauchten alsbald wieder auf. „Das kann den Schweden Pommern kosten," war sein erstes Wort. Dort war Schlachtenruhm und Ländergewinn zu erwerben; dort war ein ehrenhafter Krieg zu führen, während am Rhein im Bund mit Österreich nur Demütigung und Schmach zu holen war. Gleichwohl übereilte sich der klug berechnende Fürst nicht mit der Rückkehr in seine Lande; hätte er alsbald vom Krieg gegen Frankreich abgelassen, so hätten ohne Zweifel die Schweden sein Gebiet ohne weitere Feindseligkeiten wieder geräumt. Die Diversion war ja ursprünglich nur das Ziel des Einfalls. Der Kurfürst aber wollte den alten Streit diesmal ausfechten; ein ehrenvollerer Anlaß, mit Schweden gründlich abzurechnen, konnte sich nicht bieten. Zunächst ließ er wieder alle diplomatischen Fäden spielen; an den Kaiser, an die Reichsfürsten, an Holland, Dänemark, England wandte er sich um Unterstützung; allein er fand überall kühle Abweisung oder doch wenig Ernst und
Mai 1675. Aufrichtigkeit. Der Kurfürst ging selbst nach dem Haag und erhielt dort auch die Zusicherung von Hilfe zur See, wie auch einige benachbarte deutsche Fürsten in Bremen einzufallen bereit waren. Allein im wesentlichen mußte der Brandenburger doch auf seine eigne Kraft vertrauen. In aller Stille wurden nun die Vorbereitungen getroffen; das Heer hatte sich in den fränkischen Quartieren erholt und durch neue Werbungen verstärkt. Ende Mai wurde der Marsch über
21. Juni. den Thüringer Wald angetreten; bald war Magdeburg erreicht, und unaufhaltsam ging es weiter, die Reiterei und ein auserlesenes Fußvolk auf Wagen voran, auf grundlosen Straßen, durch strömenden Regen. Es galt die schwedische Linie an der Havel durch einen plötzlichen Überfall zu durchbrechen, die getrennten Heerabteilungen an der Vereinigung zu hindern und sie einzeln zu schlagen. Die
Überfall von Rathenow. Schweden hatten nicht die mindeste Kunde von dem Heranrücken der Brandenburger; das rasche Vorgehen der schneidigen Kriegsmänner war vom besten Erfolg gekrönt. In aller Stille gelangten sie vor Rathenow, den Mittelpunkt

der schwedischen Aufstellung, und ein kühner Handstreich lieferte den wichtigen 25. Juni 1675.
Havelpaß in die Gewalt des Kurfürsten. Der Marschall Derfflinger, damals ein Mann von fast siebzig Jahren, gewann, indem er sich für einen flüchtigen schwedischen Offizier ausgab, die Havelbrücke; gleichzeitig drangen andre Truppenabteilungen unter dem Kurfürsten selbst und seinen besten Generalen von verschiedenen Seiten in die Stadt; es entbrannte ein wilder Straßenkampf und nach anderthalbstündigem Gefecht war die finnische Besatzung vollständig niedergehauen und zersprengt. Das war der in der preußischen Kriegsgeschichte vielgefeierte Überfall von Rathenow, der die beiden Flügel des schwedischen Heeres in Havelberg und Brandenburg auseinander riß. Es galt nun, ihre Vereinigung zu hindern, ihre Trennung zu benutzen.

Während die beiden schwedischen Hauptkorps den Rückzug antraten, um Schlacht bei Fehrbellin.
hinter dem Flüßchen Rhin ihre Vereinigung zu vollziehen, schickte der Kurfürst kleine Streifscharen voraus, welchen es gelang, die Pässe bei Fehrbellin, Kremmen und Oranienburg zu zerstören oder zu besetzen. Ohne die Ankunft seines Fußvolks abzuwarten, das zum größten Teil noch von Magdeburg her im Anmarsch war, setzte der rasche Kurfürst den abziehenden Feinden nach. Die brandenburgische Vorhut, 1500 Reiter unter dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg „mit dem silbernen Bein", erreichte denn auch bald den Nachtrab der vom General Wrangel befehligten schwedischen Hauptmacht bei dem Dorf Linum, eine halbe Meile von Fehrbellin, und ließ sich sofort in ein Gefecht 28. Juni (18. Juni a. St.) 1675.
ein. Der Kurfürst stand noch weiter zurück und hatte den Landgraf angewiesen, vorläufig den Kampf nicht zu beginnen. Als er aber vernahm, daß Homburg trotzdem mit den Feinden bereits handgemein geworden, zog er schleunig zur Verstärkung heran; es war freilich fast nur Reiterei, fünftausend Mann, die er dem doppelt überlegenen schwedischen Heer entgegensetzen konnte. Hier, bei den Dörfern Linum und Hakenberg, entbrannte nun jener erbitterte Kampf, der nach dem nahen Fehrbellin benannt, in der brandenburgischen Kriegsgeschichte eine ewig denkwürdige Stelle einnimmt. Auch hier wieder zeichnete sich der alte Derfflinger vor allen aus; indem er die wichtigste Position, einen Hügel bei Hakenberg, besetzte, gab er recht eigentlich den Ausschlag; um diesen Hügel, von dem aus einige brandenburgische Geschütze ein sehr wirksames Feuer eröffneten, entbrannte ein mörderischer Kampf; allein die Brandenburger hielten den gewaltigen Stürmen am Ende doch stand. Der Oberst von Mörner wurde erschossen, der Kurfürst selbst geriet mitten ins Handgemenge mit schwedischen Reitern; dicht neben ihm fiel sein Stallmeister Emanuel Froben; einer spätern unbeglaubigten Erzählung zufolge hatte er mit seinem Herrn das Pferd getauscht, weil er bemerkt hatte, daß die Feinde nach dem Schimmel des Kurfürsten mit besonderem Eifer feuerten. Nach einem mehrstündigen über die Maßen wilden und erbitterten Kampf behaupteten, trotz aller Tapferkeit der alten schwedischen Regimenter, die Brandenburger ihre Stellung; mit dem Rest des dezimierten

Heeres erreichte Wrangel Fehrbellin und die Rhinbrücke; eine weitere Verfolgung konnte auch der Kurfürst nicht wagen.

„Das ganze Unternehmen," sagt Erdmannsdörffer, „von dem scharfen Ritt aus Franken her durch das Reich bis zum Sieg bei Fehrbellin war nur ein einziges Vorstürmen ohne Atemholen gewesen; elf Tage lang hatten zuletzt die brandenburgischen Reiter nicht abgesattelt. Welch andre Art der Kriegführung dies, als soeben noch die unglückliche Kampagne im Elsaß, mit ihren fehlgebornen Schlachten, mit ihren strategischen Künsteleien, mit ihren demütigenden Erfolgen. Das war seit langem einmal wieder eine deutsche Kriegsthat ganz aus Sturm und Feuer gewirkt, die alte »furia tedesca« hatte gezeigt, daß sie noch lebte, und bald erklangen weithin die Lieder von der Schlacht bei Fehrbellin und von dem Sieger, den man von hier an den Großen Kurfürsten zu nennen pflegte." Die Volkssage hat die herrliche Kriegsthat mit einer Menge romantischer Züge und anekdotenartiger Erzählungen ausgeschmückt, und der patriotische Stolz der nachfolgenden Geschlechter hat sich ganz besonders an dieser Begebenheit aufgerichtet. War es doch seit langer Zeit der erste deutsche Sieg der nicht mit ausländischer Hilfe und um fremder Interessen willen, sondern in rühmlicher Verteidigung des vaterländischen Bodens gegen fremden Angriff erfochten ward. In jenen Zeiten der nationalen Schmach und Bedrückung konnte der Fehrbelliner Sieg als das Morgenrot einer bessern Zukunft angesehen werden.

Bündnisse gegen Schweden. Schon am folgenden Tag, nachdem einige Verstärkungen eingetroffen, setzten die Brandenburger den Feldzug fort. Fehrbellin selbst wurde genommen; der flüchtige Rest des schwedischen Heeres vereinigte sich endlich bei Wittstock mit dem andern Flügel, den Marschall Wrangel, der Bruder des bei Fehrbellin geschlagenen Generals, befehligte. Die Schweden konnten sich nicht mehr im Land halten; sie zogen durch das Mecklenburgische nach Wismar in voller Auflösung; die einheimischen Truppen waren furchtbar gelichtet; die geworbenen rissen massenhaft aus. Allein mit der Vertreibung der Feinde vom brandenburgischen Boden war das Ziel des Feldzugs nicht erreicht; der einzig würdige Preis des glorreichen Sieges war nach des Kurfürsten Meinung die völlige Verdrängung der Schweden von der deutschen Erde, die Besitzergreifung der großen Strommündungen. Kaiser Leopold erklärte jetzt endlich die Schweden für Reichsfeinde, sagte Reichshilfe zum ferneren Krieg zu, sandte auch eine Truppenabteilung unter dem General Cob durch Schlesien zum Beistand; im Grunde aber war er eifersüchtig auf die Erfolge des Kurfürsten und mißtrauisch gegen dessen Vergrößerungspläne und wirkte ihm, soviel er konnte, entgegen. Die norddeutschen Fürsten suchten ihrerseits sich einen Anteil an der Beute zu sichern. Der kriegerische Bischof von Münster Bernhard von Galen besetzte im Bund mit dem Kurfürsten das Bremensche; die Herzöge von Hannover und Lüneburg schlossen sich dem Bund gegen Schweden an und entwarfen Teilungsverträge über das Herzogtum Bremen, das von dem schwedischen General Heinrich Horn mit seiner geringen Truppenmacht bis auf wenige feste Plätze fast ohne Widerstand geräumt wurde. Gleichzeitig trat auch Dänemark in die Vereinigung gegen Schweden ein und verständigte sich mit dem Kurfürsten über die Verteilung der schwedischen

Provinzen, die man gemeinsam erobern wollte. Allein unter den Verbündeten herrschte viel Zwietracht, Eifersucht und Mißtrauen, die andern möchten von der Beute zu viel erhalten. Die Mißstimmung stieg oft so hoch, daß man kaum mehr wußte, wer Freund oder Feind sei.

Unter diesen Verhandlungen, welche dem Krieg eine erweiterte Ausdehnung gaben, vergingen mehrere Monate. Erst im Spätherbst wurden die militärischen Operationen ernstlich wieder aufgenommen. Es galt nun, die Schweden aus Pommern zu treiben. General Bogislaw von Schwerin erstürmte Wollin und Swinemünde; der Kurfürst selbst drängte, im Bund mit Dänemark, die Schweden bis Stralsund zurück und nahm Wolgast; nach harter Belagerung eroberten die Dänen Wismar. Dann ermannten sich auch die Schweden wieder; General Mardefeld nahm Swinemünde aufs neue und versuchte mehrere, jedoch erfolglose Stürme auf Wolgast. Im folgenden Sommer begann das Kriegstreiben in Pommern mit erneuter Heftigkeit. Ein großer Erfolg war die Eroberung der starken schwedischen Festung Anklam durch die Verbündeten.

Krieg in Pommern. — Okt. 1675. — 21. Dez. — Jan. 1676. — Aug. 1676.

Auch die Flotte, auf der die Hoffnung Schwedens beruhte, rechtfertigte die Erwartungen nicht. Sie vermochte nicht die Vereinigung der holländischen und der dänischen Seemacht zu hindern und erlitt bei Öland eine empfindliche Niederlage. Seitdem waren die Feinde Herren der See und hinderten die Verbindung mit dem deutschen Kriegsschauplatz; man mußte einen Einfall in Schonen und Halland erwarten als Entgelt für die schwedischen Landungen auf Seeland; durch das ganze Volk ging Gärung und Unzufriedenheit, der junge König Karl XI. war ratlos, niedergeschlagen, verzweifelt; man glaubte vor dem Untergang Schwedens zu stehen. Die Dänen säumten denn auch nicht, die Verlegenheit des Feindes sich zu nutze zu machen und 16,000 Mann stark, unter König Christian V. selbst, an der Küste von Schonen, in ihren früheren Besitzungen zu landen. In Schonen erwachte die alte Ergebenheit an die dänische Krone aufs neue; Helsingborg, Landskrona, Christianstadt fielen. Der dänische Adel des Landes ließ sich in verräterische Verbindungen mit dem früheren Herrn ein; in den Wäldern rotteten sich die „Schnapphähne" zusammen und führten auf eigne Hand den kleinen Krieg gegen Schweden, überall gegenwärtig und höchst gefährlich und dabei nirgends zu fassen. Gleichzeitig rückte ein andres Heer von Norwegen aus in Bohuslän ein und überschwemmte ganz Westergötland. Bei Halmstad zeigte sich jedoch noch einmal die alte ritterliche Tapferkeit der Schweden. König Karl XI., der einen tollkühnen Mut bewies, leitete den Angriff, der mit der Zersprengung und Gefangennahme des dänischen Heeres endete. Der unermüdlichen Thätigkeit des Königs gelang es dann, in den entlegeneren Teilen des Reichs die Bauern unter die Waffen zu rufen und bald ein Heer von gegen 15,000 Mann um sich zu vereinigen. Das Glück wechselte rasch in diesen Kriegen, wo so oft eine zufällige kleine Übermacht, ein gelungener Handstreich oder Überfall die Entscheidung eines ganzen Feldzugs mit sich brachte. Der Schwedenkönig, dessen Feuereifer auch der hereinbrechende Winter nicht abkühlte, zog jetzt wieder in Schonen ein und bei Lund, der alten Bischofsstadt, wo die vormundschaftliche Regierung vor zehn Jahren eine Universität gestiftet, kam es zu einer gewaltigen Schlacht. Das schwedische Heer, vom Feldmarschall Helmfeldt und unter ihm von Ascheberg befehligt, verleugnete auch diesmal seine alte Kriegsschule und taktische Überlegenheit nicht, trotzdem es an Zahl und Ausrüstung dem dänischen nachstand. Karl erfüllte alle Pflichten eines tapfern Soldaten und umsichtigen Feldherrn. Dreimal glaubte jede Partei sich des Sieges schon gewiß, so wogte die Entscheidung hin und wider in dieser großen und blutigen Schlacht.

Die Dänen fallen in Schweden ein. — Juni 1676. — Juli 1676. — Aug. — Dez. 1676.

Am Ende behielten die Schweden das Übergewicht, ein glänzender Lichtblick in einer traurigen Zeit, da man an der Zukunft des Reichs schon zu verzweifeln begonnen. Das schwedische Heer war ebenfalls so geschwächt, daß eine Ruhepause im Krieg eintreten mußte. Nur den „Schnapphähnen" wurde jetzt ernstlich das Handwerk gelegt und die Bauern, die das Treiben der wilden Gesellen begünstigt, mit Strenge zum Gehorsam zurückgeführt. Im nächsten Sommer brach der Krieg mit erneuter Heftigkeit
Juni 1677. aus. Die Dänen zogen mit gewaltiger Heeresmacht vor Malmö, die wichtigste Festung in Schonen, wurden aber bei dem Versuch, die Stadt zu stürmen, von der tapfern Besatzung mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Dagegen erlitt die schwedische Flotte,
Juli. die in Pommern landen sollte, wiederum eine Niederlage in der Kiöge-Bucht; die vereinigten Holländer und Dänen beherrschten aufs neue die See und hinderten die Verbindung mit dem deutschen Kriegsschauplatz. Zu Land entschied die Schlacht bei
Juli. Landskrona, wo der Feldmarschall Helmfeldt fiel, für König Karl XI. Dagegen nahmen in Westergötland, wo eine andre dänische Armee unter Gyldenlöw operierte, die Dinge eine bedrohliche Wendung; der Reichskanzler de la Gardie selbst wurde bei
Aug. Uddevalla überrascht und empfindlich aufs Haupt geschlagen. Auch im folgenden Jahr noch dauerte der Krieg innerhalb der schwedischen Grenzen fort und zog sich hauptsächlich um die beiden Festungen Christianstadt und Bohus zusammen; während König
Aug. 1678. Karl selbst die erstere zur Kapitulation zwang, entsetzte Gustav Otto Stenbock die hartumlagerte Feste Bohus und vertrieb die Feinde aus jenen Gegenden. Zu einer wirklichen Entscheidung aber wollte es trotzdem nicht kommen.

Stettin und ganz Pommern erobert. Das Streben des Kurfürsten war seit lange vor allem darauf gerichtet, der Stadt Stettin, des wichtigsten Stützpunktes der schwedischen Herrschaft in Deutschland, Meister zu werden. Der festen Stadt hatte man bisher vergeblich durch dänische und holländische Geschwader von der Seeseite beizukommen gesucht; eine schwedische Besatzung und die Bürgerschaft selbst leistete entschlossenen Widerstand. Im Sommer 1677 zog nun der Kurfürst alle verfügbaren Truppen, auch lüneburgsche, münstersche, dänische Hilfsscharen, vor der starken Festung zusammen und eröffnete ein heftiges und zerstörendes Geschützfeuer. Trotz der
Aug. bis Dez. 1677. ärgsten Bedrängnis hielt sich die Stadt monatelang, erlag aber schließlich dem Angriff. Die Verhandlungen des Friedenskongresses zu Nimwegen, die von Anfang an für den Kurfürsten eine so ungünstige Wendung nahmen, die großen Fragen der allgemeinen Politik, die in engstem Zusammenhang bestimmend auf alle Ereignisse des europäischen Welttheaters einwirkten, verkümmerten freilich am Ende dem Kurfürsten die Früchte aller seiner Kriegsthaten und heldenmütigen Anstrengungen. Doch aber ließ er, in der Hoffnung, wenigstens einen Teil der Eroberungen zu dauerndem Gewinn zu behalten, von dem Vorsatz nicht ab, die nordischen Eindringlinge vom deutschen Boden völlig zu verdrängen. Die Schweden waren nach Stettins Fall in Pommern auf den westlichen Winkel beschränkt. Dahin wandte sich nun der Kurfürst. Die Insel Rügen fiel nach
Sept. 1678. kurzem Widerstand in seine Hände, als er mit Derfflinger, Götz und Schöning auf einer kleinen Flotte dahin absegelte; der tapfere schwedische General Königsmark warf sich nun in das feste Stralsund. Und auch diese Stadt, die vor einem halben Jahrhundert dem siegreichen Wallenstein einen unüberwindlichen

Widerstand entgegengesetzt, zog die weiße Fahne auf, als das furchtbare brandenburgische Geschütz seine Wirkung that. Im nächsten Monat ergab sich auch Greifswald, der letzte schwedische Besitz in Pommern; die ganze Frucht aus dem Dreißigjährigen Krieg war dahin. 22. Okt. Nov.

Der Krieg in Preußen. Was den Schweden auf der einen Seite so schlecht ausgefallen war, wiederholten sie jetzt auf einer andern. Schon einige Zeit hatte König Karl XI. im Einvernehmen mit den französischen Staatsmännern, welche den Kurfürsten noch länger im Osten festzuhalten und vom Rhein abzuziehen suchten, einen Einfall von dem schwedischen Livland in das herzogliche Preußen geplant. In dem Land gab es von der Errichtung der Souveränität her noch Unzufriedenheit und Gärung genug und der unter den Kriegsereignissen anhaltende oder vermehrte Steuerdruck war nicht geeignet, die Stimmung zu bessern. Der König von Polen, Johann Sobieski, stand schon lange zu Frankreich in engen Beziehungen und eine mächtige Partei an seinem Hof schürte in französischem und schwedischem Interesse zum Krieg gegen den Kurfürsten. Es kam nun ein Bündnis zwischen Polen und Schweden zu stande, worin die Anzahl der beiderseitigen Truppen und die Teilung der Eroberungen festgesetzt war; allein als die Expedition sich mehr und mehr verzögerte, verlor König Johann die Lust, sich mit dem Unternehmen zu befassen. Einstweilen gestattete er, daß im königlichen Preußen durch den Marquis von Bethune Truppen geworben wurden, um die Schweden bei dem beabsichtigten Einfall zu unterstützen und den Brandenburgern den Übergang über die Weichsel zu wehren. Der Kurfürst war in einer schwierigen Lage: mit Schweden im offenen Kampf, mit Polen in langjähriger Spannung, von den Franzosen in seinen klevischen Besitzungen bedroht und verlassen von allen Bundesgenossen, die um jene Zeit ihren Frieden mit Frankreich schlossen. Allein der tapfere Kurfürst verzagte nicht. Im Spätherbst rückte der schwedische General Heinrich Horn gegen die preußische Grenze vor und gelangte bald bis Tilsit, Insterburg und Wehlau, ohne daß die schlechtbewaffnete und ungeübte Landmiliz Widerstand geleistet hätte; es fehlte sogar nicht an landesverräterischen Verbindungen mit den Feinden. Der Kurfürst schickte alsbald die verfügbaren Truppen unter dem General Görzke voraus, um Königsberg zu decken, und zog dann in der grimmigen Winterkälte selbst an die Ostgrenze seines Reichs, mit ihm die alten bewährten Heerführer, Derfflinger, Schöning u. a. Im königlichen Preußen ließ er die strengste Mannszucht halten, um die Polen nicht zum Krieg zu reizen. Auf die Kunde von seiner Ankunft wichen die Schweden, von Kälte und Mangel schwer mitgenommen und der erwarteten polnischen Hilfe beraubt, schon wieder zurück. Die brandenburgische Reiterei folgte ihnen auf der Ferse nach, mit ihr die erlesensten Fußtruppen, der Schnelligkeit halber auf Schlitten fortgeschafft. Das war die berühmte „bewaffnete Schlittenfahrt", ein Feldzug voll unerhörter Drangsale, in einem unwegsamen, dürftig bevölkerten und wenig Nahrung bietenden Land, in eisiger Winterkälte. Quer über das gefrorene Frische und Kurische Haff ging die wilde Jagd nach Königsberg und Tilsit, die Generale Görzke und Henning von Treffenfeld immer voran; der Rückzug der Schweden, die abermals durch die brandenburgische Schnelligkeit in Bestürzung geraten, wurde immer fluchtähnlicher und zuchtloser. Eine eigentliche Schlacht gab es nicht auf diesem Feldzug, aber zahlreiche kleine Gefechte und unerhörte Strapazen aller Art, die mehr Menschen wegrafften als das Schwert. Mit kaum 1500 Mann gelangte Horn endlich nach Riga, bis unter die Mauern dieser Stadt von den brandenburgischen Reitern verfolgt. Aug. 1677. Nov. 1678. Jan. 1679. Febr. 1679.

Frieden von St.-Germain. So waren die Schweden in zwei großen Feldzügen niedergeworfen. Aber die herrlichen Waffenthaten brachten keine Frucht. Als Kaiser und Reich den

Frieden zu Nimwegen mit Frankreich abschlossen und der auf dem Höhepunkt seiner Macht stehende Ludwig XIV. gebieterisch die Beendigung des Kriegs verlangte, mußte auch der Kurfürst nachgeben (S. 382). Die Pariser Staatsmänner beharrten dabei, das verbündete Schweden in seinem vollen Besitz herzustellen, die französischen Heere bedrängten die rheinischen Besitzungen des Kurfürsten aufs äußerste und drohten, wenn nicht alsbald Friede geschlossen werde, mit aller Macht die brandenburgischen Kernlande anzugreifen. Schritt für Schritt und schweren Herzens mußte der geheime Rat Meinders, der brandenburgische Unterhändler, von seinen Ansprüchen zurückweichen. Selbst Stettin war nicht zu halten, auch nicht für das Angebot, Kleve an Frankreich abzutreten.

29. Juni 1679. So wurde denn der Friede mit Frankreich und Schweden zu St.-Germain en Laye geschlossen. Der Kurfürst mußte alle pommerschen Eroberungen herausgeben, mit Ausnahme einiger ganz unbedeutender Landstriche auf dem rechten Oderufer; zum Ersatz des erlittenen Schadens erhielt er von Frankreich eine dürftige Geldsumme.
6. Okt. 1679. Einige Monate später schlossen auch Dänemark und Schweden den Frieden von Lund, der die territorialen Festsetzungen des Kopenhagener Vertrags (S. 589) bestätigte, und die Franzosen räumten nach und nach das mindensche und klevische Gebiet. Das war die ganze Frucht der ruhmvollen Kriegsthaten von Fehrbellin bis Riga. Voll tiefen Schmerzes unterzeichnete der Kurfürst den Vertrag. „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen" war der Text der Friedenspredigt. Brandenburg hatte Ursache, sich dieses Bibelworts zu erinnern. Der Kaiser selbst begünstigte die französische Restitutionspolitik, „denn es stehe seiner Maj. nicht an", äußerte ein kaiserlicher Minister, „daß sich ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erhebe". Die bittern Erfahrungen, die der Kurfürst beim Nimweger Frieden machte, und die schlimmen Früchte, die ihm bisher seine Teilnahme an den Reichskriegen wider Frankreich eingebracht, erklären es zur Genüge, daß auch Brandenburg den ferneren Übergriffen Ludwigs XIV. gleichgültig zusah.

5. Die letzten Lebensjahre des Großen Kurfürsten.

Häusliche Verhältnisse. Nach dem Tod der oranischen Luise, an der er immer mit größter Verehrung gehangen († 1667), hatte sich der Kurfürst mit Dorothea, einer Prinzessin von Holstein-Glücksburg, verwitweten Herzogin von Lüneburg, vermählt, die ihm aber die treffliche erste Gemahlin nicht ersetzen konnte. Im kurfürstlichen Haus herrschte, seit aus den beiden Ehen Kinder vorhanden waren, mannigfach Unfrieden und Eifersucht. „Daß die Kurfürstin hierbei die gehässige Rolle gespielt habe, die man ihr zuschreibt," sagt Ranke, „dafür findet sich keinerlei Beweis. Sie liebte in dem Haus zu herrschen und zu walten; sie wollte ihre eignen Kinder so gut wie immer möglich versorgen; aber darum hat sie ihre Stiefsöhne nicht gehaßt noch verfolgt. Der Kurfürst rühmt einmal die mütterliche Sorgfalt, die sie für seine sämtlichen Kinder an den Tag lege. Den nächsten Anlaß zu dem Mißvergnügen des Kurprinzen gab der Kurfürst selbst. Das große Verdienst, das er besaß, sein Ansehen in der Welt, seine geistige Überlegenheit und der natürliche Zug der meisten Regenten, ihren Nachfolgern gegenüber ihre Autorität ungeschmälert zu erhalten, mag dazu beigetragen haben, daß er den Kurprinzen, der einen aufstrebenden Geist in sich nährte, mit einer gewissen zurückweisenden Härte behandelte; wenigstens klagt dieser selbst darüber."

Vater und Sohn. Eine hauptsächliche Quelle des Unfriedens zwischen dem Kurfürsten und dem

Prinzen Friedrich, dem Thronerben nach dem plötzlichen Tod des älteren Karl Emil († 7. Dezember 1674), war des ersteren Vorsatz, wider die Hausverträge und die natürliche gesunde Staatsklugheit den nachgebornen Söhnen gesonderte Provinzen als regierenden Herren zuzuweisen. Was immer für Ursachen zusammengekommen sein mögen: die Stellung zwischen dem Vater und dem ältesten Sohn und dessen Verhältnis zu seiner Stiefmutter war in den letzten Lebensjahren des Kurfürsten äußerst gespannt. Der Argwohn jener Zeit, der gleich mit dem schwärzesten Verdacht bei der Hand war, schrieb der Kurfürstin Dorothea sogar einen Vergiftungsversuch gegen den Prinzen zu, wie denn auch der plötzliche Tod seines Bruders Ludwig der Verleumdung neue Nahrung gab. Es kam so weit, daß der Kurprinz sich außer Landes, nach Kassel, 1687.
flüchtete und nach Kleve gehen zu wollen erklärte, was den Vater dermaßen verdroß, daß er den Sohn enterben wollte. Zwar wurde durch die Vermittelung von Eberhard Danckelmann, dem Erzieher und vertrautesten Rat des Prinzen, eine Versöhnung hergestellt und der Thronfolger kehrte nach Berlin zurück, allein das Testament wurde trotzdem nicht umgestoßen.

Das Testament des Großen Kurfürsten. 9. Febr. 1686.

Nachdem früher schon mehrere derartige Vermächtnisse abgefaßt waren, vollzog der Kurfürst seinen letzten Willen unter Bestätigung des Kaisers in einem Testament, das man nur als Erzeugnis eines altersschwachen müden Geistes oder als Ausfluß übergroßer Vaterliebe beklagen kann. Verschiedene Stücke des Staatsgebiets, Minden, Halberstadt, Ravensberg u. a., wurden den nachgebornen Söhnen als unabhängige Territorien angewiesen, wenn auch das Kriegs- und Steuerwesen und die Vertretung auf dem Reichstag in der Hand des künftigen Kurfürsten vereinigt bleiben sollte. Es war freilich für jene Zeit, da das Recht der Primogenitur noch keineswegs ein fest und allgemein anerkannter, staatsrechtlicher Grundsatz war und auch die Landesherrschaft vielfach gleich einem privatrechtlichen Besitz aufgefaßt wurde, nicht leicht, die standesgemäße Ausstattung nachgeborner Söhne mit dem Prinzip des unteilbaren Staatsganzen in Einklang zu bringen, und der Kurfürst glaubte, durch die selbständige Anweisung von Land und Leuten an die jüngern Söhne die Einheit des Staats nicht zu gefährden, da ja in den hauptsächlichsten Funktionen des Staatslebens die Hoheit des Ältesten gewahrt blieb. Doch aber war das Vermächtnis des Großen Kurfürsten ein Abfall von der brandenburgischen Tradition und seinen eignen politischen Grundsätzen und hätte, wenn es zur Ausführung gekommen wäre, nur zur Lockerung der kaum gegründeten Staatseinheit beitragen können.

Auseinandersetzung mit dem Kaiser über die schlesischen Ansprüche.

In den letzten Lebensjahren des Kurfürsten kam mit dem Kaiser ein Abkommen zu stande, welches damals vielleicht eine sehr weittragende Bedeutung nicht besaß, aber eine Angelegenheit betraf, die in der Folge noch zu den gewaltigsten Verwickelungen führen sollte. Es handelte sich um die seit mehr als einem halben Jahrhundert schwebenden Differenzen über die schlesischen Ansprüche. Brandenburg behauptete nicht nur fortwährend sein Recht auf das kraft einer Erbverbrüderung Brandenburg zustehende, von Österreich aber eingezogene und dem Fürsten von Liechtenstein verliehene Herzogtum Jägerndorf (XI, 1016), sondern auch bei dem Aussterben des piastischen Hauses in Liegnitz (1675) auf Grund eines von Kurfürst Joachim II. geschlossenen Erbvertrags (vom Jahr 1545) auf die drei Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau. Die böhmische Krone hatte die piastische Erbverbrüderung nie anerkannt, und gestützt auf diesen zweifelhaften staatsrechtlichen Grund hatte Österreich die Fürstentümer als erledigte Reichslehen in Besitz genommen. Für Jägerndorf war man am Wiener Hof bereit allenfalls eine Entschädigung zu geben, namentlich als die Türkenkriege den Kaiser Leopold nötigten, sich nach brandenburgischer Hilfe umzusehen. Es kam nun zu Berlin ein geheimer Allianzvertrag zu stande, in welchem Österreich einen kleinen 22. März 1686.

Landstrich, den Schwiebuser Kreis, abtrat, Brandenburg dagegen nicht nur seinen weiteren schlesischen Ansprüchen entsagte, sondern auch das engste Bündnis mit dem Kaiser einging. Sie versprachen sich gegenseitige Hilfeleistung, falls einer feindlich angegriffen werden sollte; der Kurfürst sollte, um zu diesem Zweck eine starke Kriegsmannschaft erhalten zu können, österreichische Subsidien beziehen, und versprach dafür, bei einer Kaiserwahl seine Stimme einem Erzherzog zu geben und bei der bevorstehenden Erledigung der spanischen Erbschaft die Rechte der deutschen Linie verfechten zu helfen. Infolge dieses Vertrags zogen in demselben Jahr 8000 Brandenburger unter dem General Johann Adam von Schöning dem Kaiser gegen die Türken zu Hilfe und bewährten im fernen Ungarland bei der Erstürmung von Ofen ihren alten Kriegsruhm (S. 437). Es war ein Vertrag, der die brandenburgische Politik für eine noch unabsehbare Zukunft fesselte und den wiederholt ausgesprochenen Erklärungen des Kurfürsten selbst entgegen die umfassendsten Ansprüche gegen ein geringfügiges Zugeständnis preisgab. Eine österreichische Partei am Berliner Hof hatte den Abschluß des Vertrags, der den vornehmsten Ministern niemals mitgeteilt worden ist, in aller Stille betrieben, und der alte Kurfürst glaubte in den damaligen Verhältnissen um jeden Preis ein Übereinkommen mit dem Kaiser schließen zu müssen. Das Meisterstück der diplomatischen Schlauheit Österreichs bestand aber darin, daß die Abtretung jenes kleinen Territoriums nicht einmal Ernst war. Der Kurprinz Friedrich, der die Trennung von Frankreich und die enge Verbindung mit dem Kaiser für die beste brandenburgische Politik hielt, ließ sich, über die rechtlichen Ansprüche seines Hauses wie über die ganze Sachlage mangelhaft unterrichtet, gegen Zahlung von 10,000 Dukaten zu dem geheimen Versprechen bewegen, den Schwiebuser Kreis an den Kaiser zurückzugeben, sobald er an die Regierung gelange. Der Fürst hat sich später selbst bitter darüber beklagt, daß er bei Ausstellung dieses Reverses überrumpelt sei; doch kann von einer Täuschung nicht wohl die Rede sein. Gleichwohl aber wurde die „Retradition" im Jahr 1695 ausgeführt, womit dann freilich auch die anderweitigen Ansprüche in Schlesien wieder auflebten.

Tod Friedrich Wilhelms. Sein Testament nicht ausgeführt.

Mitten in der thätigsten Fürsorge für die Verwaltung seiner Lande nahte dem Kurfürsten die letzte Stunde. Er hatte schon geraume Zeit an Gicht und Wassersucht gelitten, ohne sich doch durch die Leibesbeschwerden in der Hingebung an die Staats- und Regierungsgeschäfte stören zu lassen. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er die geheimen Räte und seine Familie zu sich bescheiden, trennte sich von ihnen mit tröstlichen Worten und wohlmeinenden Ermahnungen und verschied sanft und gottergeben. *(29. April 1688.)* Sein Testament kam zum Wohle des Staats nie zur Ausführung. Der neue Herrscher selbst und seine vornehmsten Räte waren der Ansicht, daß die beabsichtigte Landesteilung nicht nur der Entwickelung des Staats verderblich, sondern auch ungesetzlich sei, im Widerspruch mit den Hausgesetzen, der „Achilleischen Disposition" und dem Geraer Vertrag (IX, 24; XI, 1015 f.) stehe; in dem Recht der Primogenitur sahen sie den Grund- und Eckstein für die Größe des Staats. Auch die nachgebornen Söhne ließen es sich gefallen, daß man das Vermächtnis von sehr zweifelhafter und anfechtbarer Rechtsgültigkeit nicht ausführte, und begnügten sich mit einer ansehnlichen Apanage (Vertrag von Potsdam, 3. März 1692). So entging der junge Staat der Gefahr, aufs neue als ein privatrechtliches Teilungsobjekt im mittelalterlichen Sinn betrachtet und aus Familienrücksichten in Bruchstücke getrennt zu werden. — Die Markgrafschaft Schwedt, welche hundert Jahre unter einer apanagierten Seitenlinie bestand, besaß keine landesherrliche Selbständigkeit.

Die geschichtliche Bedeutung des Großen Kurfürsten.

Die obigen Blätter geben den Nachweis, wie sehr mit Recht Kurfürst Friedrich Wilhelm als der Begründer des preußischen Staats verehrt werden darf.

Diese fast halbhundertjährige Regierung hatte genügt, das kleine zerrüttete brandenburgische Territorium, das beim Beginn jener Laufbahn an Macht und Ansehen hinter andern deutschen Fürstentümern zurückstand, und ein armes, durch Kriegsleiden ausgesogenes Volk zu einer Großmacht zu erheben, die in den Welthändeln fortan ein gebietendes Wort mitzusprechen hatte. Die Nachfolger bauten auf der vom Großen Kurfürsten gelegten Grundlage fort, und daß sie, die dem Vorfahren nicht alle an Kraft und Einsicht glichen, doch fort und fort den Staat zu mehren und zu festigen in der Lage waren, zeugt von der Gediegenheit der Fundamente, die jener errichtet. Seit Friedrich Wilhelm den ständischen Trotz gebrochen und die entfremdeten Stämme seines zerrissenen Reichs mit einem gemeinschaftlichen Gefühl der Zusammengehörigkeit erfüllt hatte, konnte erst von einem brandenburgisch-preußischen Staat die Rede sein, und die Hingebung an das Ganze, die Opferwilligkeit für politische und nationale Ziele war seitdem ein dem preußischen Volk vor andern deutschen Stämmen eigentümlicher Zug: hier gab es doch eine Geschichte, an der sich der patriotische Sinn aufrichten konnte. Wie der Große Kurfürst diese Geschichte vorgezeichnet, ist sie auch in der Folge geblieben: nicht mühelos und zufällig ist dieser Staat groß geworden, sondern durch harte Anstrengung und durch blutigen Krieg; bei aller Bereitschaft aber, das gute Recht und die politische Existenz mit dem Schwert zu verteidigen, sehen wir doch nimmer rohe Eroberungslust und schnöde Unterdrückung Schwächerer um sich greifen, wie die gleichzeitige französische Geschichte abstoßende Beispiele auf jeder Seite liefert. Es geht bei aller nüchternen Realität durch des Großen Kurfürsten und die nachfolgende Geschichte Preußens ein idealer Zug, die Ahnung und später das Bewußtsein, daß dem aufstrebenden Staat, dem schon damals beziehungsreich die Grenzen seines größten Umfangs von jenseits des Rheins bis zur Memel abgesteckt waren, das Heiligtum der nationalen Staatsbildung anvertraut sei, der Beruf, aus Stammeseifersucht und dynastischer Zersplitterung heraus dem Streben der Nation nach einer politischen Gemeinschaft Genüge zu thun. So steht der Große Kurfürst vor uns, nicht als ein tapferer Schlachtensieger bloß, sondern auch als ein Staatsmann voll Wohlwollens, voll Einsicht und scharfen Blicks, voll genialer, bisweilen zu weit ausgreifender Gedanken, von hartem, durchfahrendem, herrischem Wesen; nirgends aber Despotenlaune und Tyrannenart; nein, diese Hohenzollernhärte überwand auch harte Stoffe zum Wohl des Ganzen und zwang spröde Elemente in den Dienst des Staats. Und dabei war diese rauhe Natur unter der schweren kriegerischen und politischen Arbeit keineswegs für die zarteren Regungen des Geistes, die künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen unempfindlich; wir haben davon ja in den vorigen Blättern Kenntnis genommen; wie hätte er auch sonst dem idealen deutschen Volk jemals als ein würdiger Führer erscheinen können! Und vor allem traf er in seiner religiösen Haltung mit den Gefühlen der Besten der Nation zusammen. Von tiefinnerlicher Frömmigkeit, hat er doch jene edle Geistesfreiheit und Duld-

samkeit sein Leben lang kund gegeben, die ihn zum würdigen Vorkämpfer des protestantischen Europa in jener Zeit der katholischen Reaktion und des engherzigsten Konfessionalismus machte. Stark und wehrhaft nach außen, geachtet und gefürchtet in einer Zeit, da das heilige römische Reich zum Spielball fremder Eroberungslust und zum Spott der Völker geworden, im Innern von einer bis dahin in Deutschland unbekannten Hingebung an die Interessen des Staats und der Gesamtheit erfüllt, ein Gemeinwesen von bürgerlicher Rechtsgleichheit, konfessioneller Duldsamkeit und geistiger Freiheit, soweit es die Begriffe der Zeit gestatteten, so ging der Staat des Kurfürsten auf seine Nachfolger über, befruchtet mit den schönsten Keimen für eine große ruhmreiche Zukunft.

6. König Friedrich I.

Friedrich III. (I) 1688–1713. geb. 11. Juli 1657.

Des Großen Kurfürsten ältester überlebender Sohn Friedrich III. war dem Vater an schöpferischer Thatkraft, an Festigkeit des Willens und Einsicht des Geistes nicht gewachsen; er war weder Staatsmann noch Feldherr; er sah das Wesen der Herrschaft häufig mehr in der Entfaltung von äußerem Glanz und Prunk, als in der Erhöhung der wirklichen Machtmittel des Staats. Auch der Vater war für die Äußerlichkeiten fürstlicher Hoheit, für den Eindruck eines prunkvollen Auftretens nicht unempfänglich und brachte gern seine landesherrliche Würde in einem blendenden Zeremoniell zum Ausdruck; allein bei ihm war die Prachtliebe mehr ein Mittel zum Zweck; er kannte die Wirkung dieser Dinge auf die Welt und benutzte sie zur Erhöhung seines Ansehens und der Ehrfurcht vor seiner fürstlichen Person; nimmer hätte er darüber das Wesen der Sache übersehen und nie, wie so viele andre Fürsten aus der prunkenden Zeit Ludwigs XIV., einen Luxus entfaltet, der über seine Verhältnisse und die knappen Mittel seines Staats ging. Wohl aber kam dies unter seinem Sohn vor. Am Berliner Hof ging es jetzt oft prächtiger und freigebiger bei der Entfaltung eines glänzenden Hofzeremoniells, bei der Veranstaltung von Festen und Lustbarkeiten her, als es der Ernst der Zeit und die Armut des Landes gestattete. Der Berliner Hof sollte dem Ludwigs XIV. an Pracht nicht nachstehen und der Kurfürst selbst verwandte die größte Sorgfalt auf die Feststellung einer peinlichen Etikette und die Anordnung rauschender Feste, die dann der Zeremonienmeister von Besser in schwülstigen Versen besang. Eitelkeit, der Grundfehler des Kurfürsten Friedrich, ließ ihn an solchen Dingen innerlich Gefallen finden und ihnen eine Wichtigkeit beimessen, die sie nicht verdienen. Es ist bezeichnend für seine Sinnesart, daß er schon als zehnjähriger Knabe einen Orden stiftete und daß die bedeutendste Errungenschaft seiner Regierung eine Rangerhöhung war.

Pflege der Künste und Wissenschaften.

Die Neigung zur Entfaltung von Pracht und Glanz zeigte sich jedoch bei Friedrich III. nicht etwa bloß in übermäßigem Aufwand der Hofhaltung und in verschwenderischer Freigebigkeit für eitle Vergnügungen und äußeren Prunk: er hatte auch eine

offene Hand für edlere Bestrebungen der Kunst und Wissenschaft und seinem leicht erregbaren, für vielseitige Eindrücke empfänglichen Sinn waren die geistigen Interessen keineswegs fremd. Er und noch mehr seine zweite Gemahlin Sophie Charlotte, die Tochter Ernst Augusts von Hannover, waren feingebildete Naturen, die durch künstlerische Genüsse, durch den Umgang mit geistreichen und gelehrten Männern, durch wissenschaftliche Beschäftigungen den Reiz des Lebens zu erhöhen wußten. Als ein schönes Denkmal seines Sinnes für Wissenschaft und geistige Freiheit steht die Universität Halle da, die der Kurfürst im Jahr 1692 als lutherische Hochschule gründete, um der verknöcherten Orthodoxie in Leipzig und Wittenberg das Gegengewicht zu halten; Männer wie Thomasius und Hermann Francke, die wegen ihres Freimuts aus Sachsen vertrieben worden, brachten, wie wir später erfahren werden, die junge Hochschule bald in Flor. In Berlin wurde eine Akademie der bildenden Künste errichtet und eine Societät der Wissenschaften, unter dem Vorsitz von Leibniz, der ganz besonders die Pflege der mathematisch-physikalischen und der Sprachstudien anregte. Künstler und Gelehrte aller Art wurden herangezogen, wie Philipp Spener und der berühmte Samuel von Pufendorf, der die Geschichte des Großen Kurfürsten mit ebensoviel Gründlichkeit als Freisinn behandelte, wie der Bildhauer und Baumeister Andreas Schlüter, dann die französischen Prediger und Kirchenhistoriker Jakob Lenfant und Isaak von Beausobre, die Übersetzer des Neuen Testaments ins Französische, die Archäologen und Sprachforscher Vignoles und Lacroze, Jakob le Duchat, der Herausgeber Rabelais' u. a. Und nicht allein die prunkvolle Wissenschaft, auch das untere Schulwesen, der Volksunterricht fand sorgfältige Pflege. Die Residenz wurde bedeutend erweitert und mit schönen Denkmälern und Bauwerken geschmückt (Lange Brücke, Zeughaus, Ausbau des Schlosses, Reiterstatue des Großen Kurfürsten). In dem nahen Lustort Lietzenburg (von da an Charlottenburg genannt) waltete die anmutige Sophie Charlotte, die von Leibniz in die Wissenschaften und selbst in die Tiefe der Philosophie eingeführte Kurfürstin, in einem geistig angeregten, von der steifen Etikette des Hofes entbundenen Kreise gebildeter und bedeutender Männer, in Musik und litterarischer Unterhaltung, eine geistige Atmosphäre voll Freisinns, zwangloser Würde und Feinheit.

Auswärtige Politik.

In seiner auswärtigen Politik wandelte Friedrich III. im ganzen die Wege des Vaters und war gleich dem Großen Kurfürsten bemüht, in den gewaltigen Weltereignissen, welche sich um die Scheide des Jahrhunderts vollzogen, den Ruhm und die Macht des brandenburgisch-preußischen Staats zur Geltung zu bringen und zu erhöhen. Der Anteil, den Brandenburg auch unter Friedrich III. an den europäischen Verwickelungen nahm, war keineswegs kraftlos oder unrühmlich. Eine entschiedene Hingebung an das protestantische Bekenntnis, die ihn überall zur thatkräftigen Unterstützung seiner Glaubensgenossen und zur eifrigen Beförderung der Unternehmung Wilhelms von Oranien gegen England veranlaßte, und ein lebhaftes deutsch-patriotisches Gefühl, das sich in der energischen Betreibung des Reichskriegs gegen Ludwig XIV. und der persönlichen Teilnahme an den militärischen Vorgängen in den Rheingegenden kund gab, ist Friedrich III. ebensowenig abzusprechen wie seinem Vater und Vorgänger. Wenn es in den weitausgreifenden politischen Kombinationen des Großen Kurfürsten Zeiten gab, wo er sich Frankreich näherte und im Bund mit dieser Macht seine Entwürfe durchzuführen gedachte, so glaubte Friedrich III. entschiedener

und konsequenter seine und des Reichs Wohlfahrt durch ein enges Zusammengehen mit dem Kaiser gewahrt und hielt am Bund mit Österreich, für das er am Rhein gegen die Franzosen und in Ungarn gegen die Türken kämpfte, trotz mancherlei Enttäuschungen fest. Die Teilnahme an den großen Kriegen der Zeit brachte aber wenig Gewinn, und bei den Ryswyker Friedensverhandlungen wurde der Kurfürst mit einer Geringschätzung behandelt, die den für persönliche Ehre und äußern Glanz so empfänglichen Mann im tiefsten Innern verletzte.

Eberhard von Danckelmann. In den auswärtigen Angelegenheiten wie im Innern stand Eberhard von Danckelmann an der Spitze der Regierung, der erwähnte ehemalige Erzieher Friedrichs, der an Stelle Schwerins als Oberpräsident die Leitung der Geschäfte neben den einflußreichsten Räten der frühern Herrschaft, einem Grumbkow, Meinders, Paul Fuchs u. a., führte. Der Kurfürst war dem begabten, energischen und tüchtigen Mann in den ersten Jahren seiner Regierung mit außerordentlicher Gewogenheit und dem höchsten Vertrauen zugethan, überließ ihm fast allein die gesamte Staatsverwaltung und überschüttete ihn und seine sechs Brüder mit Würden und Ehren. Allein die Hingebung des unbeständigen, schwachen und lenkbaren Kurfürsten erkaltete mit der Zeit. Der geringe Erfolg der auswärtigen Politik, der mit der Erschöpfung der Finanzen Hand in Hand ging, wurde dem Minister zum Vorwurf gemacht; seine übermächtige Stellung, sein im Bewußtsein seiner Verdienste und seiner Rechtschaffenheit schroffes Wesen hatte ihm viele Feindschaften bereitet, und unausgesetzt wurde an seinem Sturz gearbeitet; auch die Kurfürstin war ihm nie zugethan, und selbst der Kurfürst wurde mit der Zeit des strengen, eigenmächtigen und kargen Mannes müde, der für die großen Bedürfnisse des glänzenden Hofhalts nicht immer die Mittel schaffen wollte oder konnte. In der fürstlichen Umgebung spann vor allen der Freiherr Kolb von Wartenberg, ein geschmeidiger Hofmann und Diplomat, ein Pfälzer von Herkunft, Ränke gegen den leitenden Minister. Als Danckelmann bemerkte, daß die Gunst seines Herrn im Nov. 1697. Schwinden sei, kam er um seine Entlassung ein und erhielt sie. Allein nicht zufrieden mit diesem Erfolg, stellten die Höflinge dem Kurfürsten vor, der gekränkte Mann könne die Kenntnis aller Staatsgeheimnisse mißbrauchen; Danckelmann wurde plötzlich verhaftet, in verschiedene Festungen gebracht und sein Vermögen mit Beschlag belegt. Er wurde angeklagt, eine eigenmächtige und unregelmäßige Verwaltung geführt, das Staatsinteresse und die Ehrfurcht gegen den Kurfürsten verletzt zu haben; eine Reihe gänzlich unbegründeter, zum Teil geradezu lächerlicher Beschuldigungen wurde vorgebracht und ein höchst formloser Prozeß angestrengt, der dem Minister keine Verschuldung nachweisen konnte. Gleichwohl wurde er zehn Jahre lang in Haft gehalten und auch dann noch streng überwacht und eingeschränkt. Erst unter der folgenden Regierung wurde der alte schwergekränkte Mann in volle Freiheit gesetzt. Der ganze Vorgang ist ein häßliches Denkmal der damaligen Justiz und für den Charakter des Kurfürsten wenig rühmlich. An Danckelmanns Stelle trat der hauptsächliche Urheber seines Sturzes, Kolb von Wartenberg, neben dem nur der General Barfuß als Kriegs-, Fuchs als Justizminister und der geheime Rat Ilgen, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete, Einfluß besaßen. Der habgierige, ränkesüchtige, gegen den Hof schmeichlerische, gegen Untergebene hochfahrende Günstling war ein schlechter Ersatz für den rechtschaffenen charakterfesten Danckelmann.

Die Idee der Königskrone. Was dem Kurfürsten Friedrich III. an territorialen Erwerbungen, an Gebietsvergrößerung entging, ersetzte er durch eine Rangerhöhung, die freilich zunächst nur äußerlichen Glanz verlieh, doch aber auch eine große politische

Bedeutung in sich schloß, namentlich in einer Zeit, da die Fragen des Zeremoniells so tief in den Verkehr der Staaten eingriffen. Es war eine öfter aufgetauchte Idee, die kurfürstliche Ländermasse, die schon damals weit über den Umfang eines gewöhnlichen Reichsfürstentums emporragte, mit der Königswürde auszustatten, die auf das außerhalb des Reichsverbands stehende Herzogtum Preußen zu gründen wäre, und dem mächtigen Kurfürstentum, das seit einem halben Jahrhundert in allen europäischen Verwickelungen eine entscheidende und selbständige Rolle spielte, die äußere Repräsentation zu geben, die es beanspruchen durfte. Mit besonderem Eifer ergriff der prachtliebende, von einem hohen Gefühl seiner Würde durchdrungene Kurfürst Friedrich diese Idee, die schon sein Vater gehegt hatte. Die Erwerbung der Kurwürde durch das Haus Hannover, der englischen Königskrone durch Wilhelm von Oranien, der polnischen durch August von Sachsen verschob die ganzen europäischen Rangverhältnisse zu Ungunsten Brandenburgs. Man muß, um sich die Wichtigkeit eines solchen Vorhabens zu vergegenwärtigen, die eigenartigen und peinlich strengen Rang- und Etikettenverhältnisse im damaligen diplomatischen Verkehr sich vorstellen.

„Noch bildeten," so schildert Ranke diese Zustände, „die abendländischen Fürstentümer und Republiken eine große Körperschaft, an deren Spitze der römisch-deutsche Kaiser stand. Wie mannigfaltige und langwierige Unterhandlungen hat es selbst der Krone Frankreich gekostet, das Prädikat Majestät zu erlangen, das sonst nur dem Kaiser gebührte. Dem König von Frankreich wollten die übrigen Könige gleich sein; diesen stellte sich wegen der Königreiche, die sie einst besessen, die Republik Venedig zur Seite; wohl haben die kurfürstlichen Gesandten in Wien unbedeckten Hauptes stehen müssen, während der venetianische sich bedeckte; aber nur schlecht waren die Kurfürsten und souveränen Herzöge mit diesem Vorrang zufrieden; auch sie forderten die Bezeichnung Serenissimus, den Titel Bruder, für ihre Gesandten das Prädikat Exzellenz. Selbst den mächtigsten weltlichen Kurfürsten aber fiel es schwer, hierin einen Schritt weiter zu kommen, weil, was man ihnen zugestand, dann auch von den geistlichen, die doch zum Teil bloße Reichsbarone von Herkunft waren, in Anspruch genommen wurde. Es konnte nicht anders sein, als daß diese Rangstreitigkeiten auf die Unterhandlungen in den großen Kongressen zurückwirkten. Um der widerwärtigen Mißverständnisse, die zugleich tief in die Geschäfte eingriffen, auf einmal überhoben zu werden, gab es für den Kurfürsten von Brandenburg nur das eine Mittel, die königliche Würde anzunehmen. Augenscheinlich ist, daß der brandenburgische Staat, wie er nunmehr war, keine seinen Machtverhältnissen entsprechende Repräsentation finden konnte, solange das Oberhaupt desselben eben nur den Rang eines Kurfürsten besaß, der an einem Besitz haftete, welcher doch nur ungefähr den dritten Teil der Landschaften bildete, aus denen seine Macht bestand."

Es kostete freilich am Wiener Hof, dessen Einwilligung in die Erhebung des Herzogtums Preußen zur Königswürde man in erster Linie für unerläßlich hielt, wie auch bei den andern europäischen Höfen langwierige und mühevolle Unterhandlungen, um die gewünschte Anerkennung zu erreichen. Der brandenburgische Gesandte in Wien, Bartholdy, gab schon alle Hoffnung auf; um auf einem andern Weg zum Ziel zu kommen, entwarf der Jesuit Vota, der Beichtvater Augusts des Starken, eine Denkschrift, worin dem Kurfürsten der Rat gegeben war, sich vom Papst die Königswürde zu verschaffen, ein Gedanke, auf

Erwerbung der Krone.

den man weitgehende Entwürfe hinsichtlich einer religiösen Bekehrung Brandenburgs baute; in der That unterstützte auch der Jesuitenpater Wolf, ein einflußreicher Mann am Wiener Hof, eifrig die Krönungsfrage; ein seltsamer Zufall wollte, daß der Kurfürst durch eine Verwechselung der Chiffre sich persönlich an den vielvermögenden Pater, statt an seinen Gesandten gewendet. Allein man täuschte sich in der Festigkeit und Aufrichtigkeit der protestantischen Gesinnung Friedrichs III. Am Ende ließen die Verwickelungen, welche durch die spanische Thronfolge herbeigeführt und von dem Kurfürsten vorzugsweise im Interesse seiner Rangerhöhung ausgebeutet wurden, den Lieblingswunsch seines Herzens doch in Erfüllung gehen. Gegen mancherlei Zusagen, bei künftigen Kaiserwahlen das Haus Österreich berücksichtigen zu wollen, in andern Fragen der Reichspolitik ihm zu Willen zu sein, insbesondere aber seine spanischen Ansprüche mit Waffengewalt zu unterstützen, verstand sich der kaiserliche Hof, dem die brandenburgische Bundesgenossenschaft von größtem Wert sein mußte, zur Anerkennung der preußischen Königswürde, worauf die feierliche Krönung mit niegesehenem Gepränge in Königsberg erfolgte. Der glänzenden Handlung unmittelbar voran ging die Stiftung des schwarzen Adlerordens, der höchsten Auszeichnung der preußischen Krone.

Kronvertrag vom 16. Nov. 1700.

18. Jan. 1701.

„Obwohl die neue Würde nur auf Preußen gegründet war, so umfaßten doch Titel und Rang alle Provinzen; auch der durch herrliche Thaten wachsende Kriegsruhm, der sich an den Namen Preußen knüpfte, war ein Gemeingut aller. Die dem deutschen Reich angehörigen Gebiete wurden aus der Reihe der andern deutschen Landschaften gleichsam herausgehoben und zu einer besondern Einheit zusammengefaßt, wie sorgfältig man auch sonst noch das Verhältnis zu dem Reich aufrecht erhielt." Die europäischen Mächte erkannten nacheinander im Lauf der nächsten Jahre die neue Würde an, zuletzt Frankreich und Spanien im Utrechter Frieden; nur Papst Clemens XI. erließ einen wirkungslosen Protest gegen die Anmaßung, Könige zu ernennen, ein Recht, das nur dem Heiligen Stuhl zustehe.

Finanzielle Erschöpfung.

Die großen Verwickelungen, welche der nordische und der spanische Erbfolgekrieg über Europa brachten, zogen natürlich auch den preußischen Staat in ihre Kreise; an fast allen Schlachten des Erbfolgekriegs, bis weit in Italien hinein, haben preußische Regimenter mit Auszeichnung und Ruhm teilgenommen, obwohl die gleichzeitigen nordischen Wirren die ganze Kraft König Friedrichs hätten in Anspruch nehmen sollen und weit mehr Gewinn in Aussicht stellten. Die preußischen Waffenerfolge blieben denn auch ziemlich unfruchtbar und die nordischen Verwickelungen wurden, wie wir an einem andern Ort sehen werden, von ferne nicht benutzt, wie es einem thatkräftigen und aufstrebenden Reich geziemt hätte. Und, was das Schlimmste war, durch die kostspieligen Kriegsunternehmen und den stets wachsenden Aufwand der Hofhaltung gerieten die Finanzen des Staats und die ganze Verwaltung in die höchste Verwirrung; stets neue und erhöhte Steuern sogen das Mark des Volks aus. Unter allen Versuchen, die damals gemacht wurden, um die fiskalischen Einkünfte zu steigern, war keiner

einschneidender und für die gesamte Landeskultur bedeutsamer als das Unternehmen einer rationelleren und einträglicheren Bewirtschaftung der sehr ausgedehnten Domänen.

An die Stelle der bisherigen Zeitpacht der Domänen sollte die Vererbpachtung und eine vermehrte Parzellierung mit intensiverem Anbau treten. Christian Friedrich Luben von Wulffen war der Schöpfer dieser Idee und wurde mit der Ausführung der Reform betraut. „Seine Gedanken waren nicht allein fiskalischer Art; sie erinnern bereits an eine Agrikulturgesetzgebung, die später aus ganz andern Rücksichten vorgenommen worden ist. Er wollte die von den Vorwerken abhängigen Bauern der harten Dienste entledigen, zu denen sie den Pächtern verpflichtet waren, und ihre persönlichen Leistungen in ein Dienstgeld verwandeln; er hegte die Hoffnung, infolge der Begründung neuer Bauernstellen werde sich das Land bevölkern, die Jugend sich dem Ackerbau widmen, vielleicht eine große Anzahl von Fremden anziehen; in der Menge der Unterthanen bestehe die Glorie des Herrn, sowie die Sicherheit des Landes; denn in ein Gebiet, das überall mit Eigentümern besetzt sei, werde sich kein Feind mehr wagen." Hand in Hand damit ging der Versuch, eine Art Landwehr zu errichten, die Bauernsöhne zu einer ländlichen Miliz auszubilden, welche sich gegen feindliche Überfälle verteidigen könnte. Allein das Erbpachtssystem, das man in ziemlich weitem Umfang in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts durchführte und das anfangs auch glänzende fiskalische Erfolge aufwies, bewährte sich schließlich doch nicht oder blieb wenigstens weit hinter der gehegten Erwartung zurück. Man gab die Idee auf und kehrte zur Zeitpacht zurück. (Die Domänenfrage.)

Diese Vorgänge trugen mit zu dem Sturz der bisherigen Günstlinge und Ratgeber bei, welche als Förderer des Erbpachtplanes aufgetreten waren, insbesondere des Grafen Wartenberg. Der Graf hatte sich zwar durch sein geschmeidiges und unterwürfiges Wesen bei dem schwachen König in einem beispiellosen Grad in Gunst gesetzt und sich durch eine königliche Verordnung sichergestellt, wonach alle Verantwortung in Geschäftssachen nicht ihm, sondern seinen Unterbeamten zur Last fallen sollte, aber anderseits hatte er und noch mehr seine anmaßende Gemahlin, eine Frau von niederer Herkunft und Bildung, früher das Eheweib eines kurfürstlichen Kammerdieners, durch Habsucht und herrisches Betragen sich eine Menge Gegner an dem ränkevollen Hof gemacht und es wurde unablässig an seinem Sturz gearbeitet. Viele Intrigen fielen nur zum Schaden der Anstifter aus; so wurde der Feldmarschall Barfuß, die beiden Grafen Dohna, der Hofmarschall von Wensen bei einem Versuch, den Günstling beim König zu verdächtigen, in Ungnaden ihrer Ämter entlassen. Der Minister umgab sich nun 1702. mit noch gefügigeren Gehilfen; der Graf Wartensleben erhielt die Leitung des Kriegswesens, der Graf Wittgenstein, ein hochfahrender, eigennütziger Mann, die Finanzgeschäfte. Unter dem Druck dieses „dreifachen Wehs", wie die drei einflußreichsten Männer spottend genannt wurden, kam das Land tief herunter. Allein mit der Zeit gewannen die Gegner des anmaßenden Günstlings doch Gehör bei dem alternden König, namentlich da auch der Kronprinz, Friedrich Wilhelm, der einzige Sohn der um diese Zeit (1. Febr. 1705) verstorbenen Königin Sophie Charlotte, die Leiter des herrschenden Verwaltungssystems mit seiner Verschwendung und seinen Mißbräuchen haßte. Das Vorspiel zum Sturz des allmächtigen Günstlings war die Verhaftung des Dez. 1710. Grafen Wittgenstein, dem man Eigenmächtigkeit und Unredlichkeit in der Finanzverwaltung, selbst offenbare Unterschlagung schuld gab und bewies. Er wurde aus dem Lande verbannt. Wenige Tage später wurden auch dem Grafen Wartenberg die Insignien seines Amtes abgefordert. Im Genusse einer stattlichen Pension und großer (Sturz des Grafen Wartenberg.)

Reichtümer, die er auf die Seite gebracht, zog er aus dem Lande, starb aber schon im zweiten Jahr darauf.

Tod des Königs. Dem alternden König gingen diese Dinge sehr nahe, zumal auch eine neue Ehe, die er mit Sophie Luise von Mecklenburg geschlossen, einer streng lutherischen Prinzessin, welche durch ihren Bekehrungseifer und fanatischen Sinn dem Gemahl sehr lästig ward und am Ende in religiösen Irrsinn verfiel, ihm nicht
† 25. Febr. 1713. das ersehnte häusliche Glück für seinen Lebensabend brachte. Er überstand diese Vorgänge nicht lange; nachdem ihm zwei Enkel frühzeitig gestorben, hatte er ein Jahr vor seinem Tod noch die Freude, die Geburt eines dritten zu erleben; es war Friedrich, in der Folge „der Große" genannt.

Territoriale Erwerbungen unter Friedrich I. Die territoriale Vergrößerung des preußischen Staats unter Friedrich I. war nicht bedeutend. Er kaufte (1697) von dem geldbedürftigen August dem Starken von Sachsen die Vogtei über Stift und Stadt Quedlinburg und das Reichsschulzenamt in der Stadt Nordhausen; doch gelang die Besitzergreifung, deren Rechtsgültigkeit bestritten wurde, erst als der König die Städte mit Truppen besetzte, und auch in der Folge erhoben sich aus diesem zweifelhaften Kaufgeschäft noch mancherlei Verwickelungen. Ferner nahm Friedrich die dem Großen Kurfürsten als Pfandschaft für eine Kriegsent-
1698. schädigung zugesprochene Stadt Elbing mit Gewalt in Besitz (S. 589) und fügte sie, als die Summe nicht bezahlt wurde, dauernd dem preußischen Gebiet bei. Die bedeutendste Erwerbung, freilich aber wegen der weiten Entfernung und der fremden Nationalität von zweifelhaftem Wert, war die Souveränität über Neuchatel und Valengin (Welsch-Neuenburg), ein Stück der oranischen Erbschaft, die nach dem Tod des kinderlosen Königs Wilhelm von England (1702) an König Friedrich, den Sohn der oranischen Luise, fiel. Nach dem Aussterben des Hauses Longueville (1707) besaß das Haus Nassau-Oranien unzweifelhaft die nächsten Erbrechte auf das Fürstentum, und der Erbe der oranischen Ansprüche war König Friedrich. Trotz des Widerspruchs Ludwigs XIV. und einer ganzen Reihe andrer Prätendenten gelang es dem preußischen König, der auch im Lande den meisten Anhang hatte und von den Ständen anerkannt wurde, seine Erbrechte durchzusetzen und im Frieden von Utrecht die Bestätigung seiner Souveränität zu erlangen. Doch war das Verhältnis stets nur eine lockere Personalunion; in eine eigentliche politische Verbindung konnte das ferne Land mit dem nordischen Staat nicht treten. Aus der oranischen Erbschaft, welche übrigens zu häßlichen Zerwürfnissen mit Holland und dem von dem letzten Oranier gegen den alten Ehevertrag des Großen Kurfürsten zum Erben eingesetzten Seitenverwandten, Johann Wilhelm
1712. Friso von Nassau-Dietz führte, erwarb Friedrich schließlich auch die Grafschaft Mörs, indem er die Holländer mit gewaffneter Hand daraus vertrieb. Durch Kauf wurde ferner ein großer Teil der Grafschaft Tecklenburg an der Ems mit dem preußischen Staat vereinigt.

2. Schweden im siebzehnten Jahrhundert.

1. Schweden unter der Königin Christine.

Christinens Minderjährigkeit 1632—1644. geb. 8. Dez. 1626. Gustav Adolf hinterließ von seiner Gemahlin, der brandenburgischen Marie Eleonore, eine einzige Tochter, Christine, die bei des Vaters Tod noch im zartesten Kindesalter stand. Die Stände faßten alsbald den Beschluß, eingedenk

des Erbvertrags von Norköping (XI, 865 f.), in Ermangelung männlicher Nachkommen des seligen Königs das „hochgeborne Fräulein“ als erkorene Königin und Erbfürstin Schwedens anzuerkennen; während ihres minderjährigen Alters möchten die fünf hohen Reichsämter, der Drost, der Marschall, der Admiral, der Kanzler und der Schatzmeister, die Verweserschaft führen. Die Würden des Drosts und des Schatzmeisters, die erledigt waren, wurden zugleich neu besetzt und zwar beide durch Glieder der Familie Oxenstierna, die somit drei Stellen in der Vormundschaft innehatte. Sodann wurde eine Reichsverfassung festgesetzt. Der Kanzler Axel Oxenstierna entwarf eine „Verordnung über Staat und Regierung des Reichs“ im Namen Gustav Adolfs, der mehrfach die Reichsverfassung neu zu ordnen beabsichtigt und den Grundsätzen des Kanzlers Zustimmung erteilt hatte, so daß der nach seinem Tod vorgelegte Verfassungsentwurf als sein Testament angesehen werden konnte. Die Aufgabe des Königs in dieser Hinsicht war nach Geijers Ansicht „zunächst den von seinem Vater niedergedrückten Adel am Ende mit dem Erbreich zu versöhnen. Dem Adel setzte er eine vom König abhängige Beamtenmacht entgegen. Die Regierungsform von 1634 bildete in dieser Hinsicht bloß aus, was seine Regierung als Grund gelegt. Daß die Beamtenmacht zu einer neuen Adelsmacht ward, das lag in den Umständen einer vormundschaftlichen Regierung, welche dazu vielleicht noch mehr durch ihre Verdienste als durch ihre Fehler beigetragen“. Der Entwurf Oxenstiernas wurde mit einigen Veränderungen von den Ständen angenommen. Der Satz „Schweden ist ein Erbreich, kein Wahlreich“ wurde weggelassen; noch war die alte Neigung zum Wahlreich nicht ganz erloschen, und man behielt sich die Möglichkeit vor, diesen Grundsatz unter andern Verhältnissen vielleicht noch einmal geltend zu machen, dachte auch, den Ansprüchen des polnischen Wasazweiges auf diese Weise sicherer zu begegnen. 29. Juli 1634.

Die neue Verfassung ordnete die Zusammensetzung, Wirksamkeit und Befugnisse der obersten Behörden, des ausschließlich aus einheimischen Edelleuten bestehenden Reichsrats und der fünf hohen Ämter, die an der Spitze von fünf Kollegien stehen, des Hofgerichts, des Kriegsrats, der Admiralität, der Kanzlei und der Rechnungskammer; sie regelte die Verwaltung und Gerichtsverfassung, die Einteilung des Reichs, militärische und Beamtenverhältnisse und insbesondere die Regierungsweise während der Abwesenheit oder Minderjährigkeit des Königs. „Diese Regierungsform,“ heißt es bei Rühs, „ist nicht bloß eine Instruktion für die Vormundschaft, sie ist vielmehr eine vollkommene Konstitution; überall leuchtet aus ihren Bestimmungen ein vortrefflicher Geist, ein heller politischer Blick hervor; nur das war ein Übel, daß der Reichsrat aus lauter Edelleuten bestand; es war vorauszusehen, daß dieser Stand sein Übergewicht benutzen und sich auf Kosten der übrigen immer größere und bedeutendere Vorrechte verschaffen werde.“ War doch ohnehin seine staatsrechtliche Stellung als ein Mittelglied zwischen dem König und den Ständen eine schwankende, unsichere und zu Übergriffen einladende. „Umstände noch mehr als Grundsätze machten später die Verfassung von 1634 dem schwedischen Volk unbehaglich. Sie kam niemals in allen Teilen zur Ausführung. Für ihre Zeit war sie ein Werk politischer Weisheit. Man muß Axel

Oxenstierna bewundern, desto mehr, je näher man ihn kennen lernt und je größer die Hindernisse sind, mit denen er zu kämpfen hatte. Während die Last des Kriegs draußen auf seinen Schultern ruht, umfaßt sein Blick in der Ferne alle innern Verhältnisse seines Vaterlandes." Nach seiner Rückkehr vom Friedenskongreß zu Brömsebro (XI, 983) wurde der Reichskanzler zum Grafen von Södermöre erhoben unter schmeichelhaftester Anerkennung seiner Verdienste. Es war das letzte Zeichen von Vertrauen; bald kamen andre Familien, die de la Gardie, die Brahe empor und die Oxenstiernas wurden geflissentlich zurückgesetzt; sie waren zu einer allzugroßen Höhe und Macht gestiegen: man mißtraute ihren Absichten und war ihrer Herrschaft überdrüssig.

Friedensschlüsse. Sept. 1635. Um die schwedischen Kräfte ganz auf den deutschen Krieg verwenden zu können, schlossen die Reichsverweser den sechsundzwanzigjährigen Frieden von Stuhmsdorf mit Polen (XI, 958). Damit wurde ein Krieg zu einem vorläufigen Ende gebracht, den Christine noch von ihrem Vater und Großvater geerbt und der nach zeitweiligem Waffenstillstand immer von neuem wieder ausbrach. Die Schweden blieben im Besitz von Livland, das Gustav Adolf in einem mehrjährigen erbitterten Kampf erobert. Aug. Sept. 1621. Seit der furchtbaren Belagerung der Stadt Riga, die sechs Wochen lang den schwedischen Stürmen widerstand, ehe sie endlich fiel, bis zur blutigen Schlacht bei Wallhof (Jan. 1626.) in Kurland war in den livischen und kurischen Landen viel schwedisches und polnisches Blut geflossen und eine Stadt nach der andern hatte dem siegreichen nordischen König die Thore öffnen müssen. Die Eroberungen in Preußen aber, die Städte an der Ostsee, die Gustav Adolf in den „preußischen Feldzügen" (1626—1629.) in seine Gewalt gebracht und großenteils noch in dem Altmärker Vertrag (XI, 905) festgehalten hatte, mußten an Polen zurückgegeben werden. Zwei große Kriege gleichzeitig zu führen, überstieg die Kräfte Schwedens; darum vertrug es sich unter erheblichen Opfern mit Polen; allein unter der folgenden Regierung brach der Kampf aufs neue aus. Vorteilhafter war der Friede von Brömsebro mit Dänemark (Aug. 1645.) (XI, 983), das freilich zu Land und zur See völlig unterlegen war. Außer der uneingeschränktesten Zollfreiheit im Sunde, deren Verletzung von seiten Dänemarks die hauptsächlichste Ursache der Mißhelligkeiten gewesen, erwarb Schweden die Provinzen Jemtland und Herjeådalen, die Inseln Gotland und Ösel, und die Provinz Halland, die jedoch nach dreißig Jahren durch eine entsprechende Entschädigung abgelöst werden könnte. Schweden begann damit Herr seines eignen Kontinents zu werden. Die schwedischen Erwerbungen an der Ost- und Nordsee, in Pommern und Bremen, welche der Westfälische Friede einbrachte, haben wir früher kennen gelernt (XI, 993 f.).

Christinens selbständige Regierung. 1644—1654. An ihrem achtzehnten Geburtstag übernahm die Königin Christine die Regierung selbständig. Die schlimmste Erbschaft, welche die Monarchie aus der vormundschaftlichen Verwaltung antrat, war die durch den langen Krieg erzeugte finanzielle Verlegenheit und die Veräußerung eines bedeutenden Teils der Krongüter, zu welcher sich die Reichsverweser aus Mangel an andern Mitteln veranlaßt gesehen. Schon unter Gustav Adolf waren die Steuern, die vorzugsweise auf den Bauern lasteten, zu einer unerschwinglichen Höhe gestiegen; die unentbehrlichsten Lebensmittel wurden mit indirekten Abgaben belegt oder gar zum Monopol der Regierung gemacht. Die Veräußerung der Domänen wirkte um so unheilvoller, als sie nur an den Adel gestattet war und vielfach auch die Kronrenten der Steuerbauern in sich schloß, wodurch der Edelmann leicht die Möglichkeit gewann, freie Bauern sich unterthänig zu machen. Es wurden Stimmen laut,

alle Steuerpflicht habe ihren Ursprung vom ersten Besitzrecht der Krone an den Boden, und das Überlassen der Rente an den Adel schließe daher ein Überlassen des Bodens selbst in sich. Das uralte Recht des freien bäuerlichen Grundbesitzes war in Gefahr. Christine bestätigte nicht nur die während ihrer Minderjährigkeit vorgenommenen Veräußerungen, sondern sie schritt noch weit rücksichtsloser auf dem bedenklichen Weg weiter und ließ ihrer Neigung zu Freigebigkeit und Verschwendung alle Zügel schießen. Unter dem Bauernstand und selbst dem niedern Adel gab sich eine tiefe Bewegung gegen die großen Geschlechter kund, welche alle Macht und allen Besitz an sich zu reißen suchten. Die Zukunft der Bauern, klagt eine Flugschrift der Zeit, sei, aus einem freien Reichsstand zu Leibeignen und Knechten zu werden; die Milde der Königin werde mißbraucht, so daß sie bald nicht mehr als den Titel von Reich und Krone habe; die Auflagen wären so hoch gestiegen, daß sie fürder nicht zu ertragen, die Beschwerden des gemeinen Volks würden an den Reichstagen nicht gehört.

Im Jahr 1650 übergaben Geistlichkeit, Bürger und Bauern der Königin eine „Protestation über die Zurückgabe der Krongüter", worin sie begehrten, daß man alle solche Allodialdonationen abschaffe, das Entfremdete an die Krone zurückbringe und alljährlich ein Untersuchungsgericht abhalte, zu richten, was gegen das Recht der Krone und die Freiheit des gemeinen Volks begangen worden. Die Aufregung war so groß, daß man am Vorabend eines Bürgerkriegs zu stehen glaubte. Die Königin nahm die Anträge gnädig auf, wich aber doch einer Entscheidung aus. Die Schwierigkeit dieser Frage bestärkte sie in ihrem Entschluß, das Zepter andern und kräftigeren Händen anzuvertrauen. Erst der Folgezeit war eine Lösung vorbehalten.

Um die Zukunft der Dynastie sicherzustellen, drangen die Stände in die Königin, sich zu vermählen oder aber einen Nachfolger aus den nächsten Seitenverwandten des königlichen Hauses einzusetzen. Man erwartete allgemein, sie würde ihrem Vetter Karl Gustav, dem Sohn des Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken (Kleeburg), die Hand reichen. Unter der Aufsicht der Pfalzgräfin Katharina, Gustav Adolfs Schwester, war sie erzogen und der Vetter, der in Schweden geboren und herangewachsen war, ihr schon in der Kindheit verlobt worden; allein die Königin fand kein Gefallen an seiner Person und ebensowenig an einer andern Ehe. Es widerstrebte ihrem selbständigen eigenwilligen Sinn, einem Mann sich unterzuordnen, irgend jemand, und sei es auch der Gemahl, als ihren Gebieter anzuerkennen. Um dem Drängen der Stände ein Ende zu machen, kam Christine mit dem Vorschlag heraus, den Pfalzgrafen zu ihrem Nachfolger zu ernennen, und durch ihr energisches Eintreten für diesen Entschluß erreichte sie es in der That, daß der Reichsrat und die Stände Schwedens trotz vielfacher Bedenken der Thronfolge Karl Gustavs zustimmten, im Fall die Königin ohne Erben stürbe. Im folgenden Jahr erkannte der Reichstag die Erblichkeit der Krone für die männlichen Nachkommen des Pfalzgrafen an. Bald darauf eröffnete die Königin ihr schon mehrere Jahre gehegtes Vorhaben, die Krone niederzulegen.

Die Thronentsagung.

März 1649.

1650.

Okt. 1651.

Es gab Leute, die es nicht abwarten konnten, bis sie die Absicht auch wirklich ausführte. Der junge Arnold Messenius, der Sohn des gleichnamigen Historiographen, überhäufte in einer Schrift, die er dem Pfalzgrafen zusandte, die Königin und das Adelsregiment mit Schmähungen und Anklagen und suchte Karl Gustav zu bereden, mit gewaffneter Hand den Thron in Besitz zu nehmen. Der Urheber der hochverräterischen Flugschrift und sein schuldloser Vater erlitten den Tod durch die Hand des Scharfrichters und endeten damit ihr unglückliches Geschlecht. (Dez. 1651.)

Charakter der Königin Christine. Zu dem Entschluß der Thronentsagung trugen ebensowohl die schwierigen politischen Verhältnisse bei, die wir angedeutet, wie die persönliche Sinnesart und Denkweise der Königin. Ihr fehlte die Hingebung an das rauhe Land ihrer Geburt, an die harte Natur ihres Volks und dessen strengen religiösen Sinn, und dieses wiederum nahm Anstoß an den zahllosen ausländischen Günstlingen, an dem Eindringen fremder Sitten und Moden, an dem verschwenderischen prunkvollen Leben am Hof; sie fühlte sich in ihrem eignen Vaterland nicht heimisch. Ihr fehlte auch die Kraft und der Wille, sich ernstlich der Staatsgeschäfte anzunehmen und unter schweren politischen Wirren eine mühe- und sorgenvolle, voraussichtlich aufreibende und wenig ersprießliche Thätigkeit zu üben. Wenn sie, namentlich im Anfang, mit größtem Eifer ihren Regierungspflichten oblag, allen Ratssitzungen anwohnte, den diplomatischen Verkehr persönlich pflegte, von allen Angelegenheiten sich aufs genaueste unterrichtete, so entsprang dies doch mehr der ihr eignen Sucht, mit ihrem Geist und Verstand, mit der Selbständigkeit ihres Urteils zu glänzen, als daß sie für die Aufgaben des Staatslebens eine wirklich innere Hingebung besessen hätte. Ihre eigentlichen Interessen lagen ganz wo anders. Sie war von einer selbst unter Männern jener Zeit seltenen Tiefe der klassischen und gelehrten Bildung, die ihr vor allen der unterrichtete und duldsame Johannes Matthiä, in der Folge Bischof von Strengnäs, beigebracht, von einem ungewöhnlichen Lerntrieb beseelt, in den antiken Schriftstellern wie in den philosophischen Disziplinen bewandert. An männlichen Geistesbeschäftigungen fand sie Gefallen, wie sie auch in ihrer Lebensweise, in ritterlichen Übungen, in wildem Reiten, in den Freuden der Jagd, in der Verachtung von äußerer Anmut und Würde, häufig ihr Geschlecht vergessen ließ. Geistreiche Gespräche und gelehrte Disputationen sagten diesem starken Geist mehr als alles andre zu. An ihrem Hof sammelten sich die berühmtesten Männer der Wissenschaft, ein Hugo Grotius, Descartes, Conring, Isaak Vossius, Nikolaus Heinsius, Salmasius, der Philosoph und Dichter Stjernhjelm, die Rechtsgelehrten Stjernhöök und Loccenius, die Bearbeiter des schwedischen Rechts, und viele andre Ausländer und Einheimische von Geist und Ruf, die Gunst und Unterstützung fanden. Die ältern Universitäten Upsala und Greifswald und die neugegründeten Hochschulen zu Dorpat und Abo wurden reichlich ausgestattet und soweit dies damals in Schweden überhaupt möglich war, mit tüchtigen Lehrkräften besetzt.

Übertritt zum Katholizismus. Das arme ungebildete Volk, das auch in höhern Gesellschaftsschichten noch von einer unglaublichen Unwissenheit und Roheit war, hatte freilich von diesem fremden gelehrten Prunk wenig Gewinn, und Christine selbst schöpfte aus dem Verkehr mit der Wissenschaft nicht reine Geistesbildung und edle Humanität, sondern Zweifelsucht und eitle Selbstgefälligkeit. Es fehlt diesem Charakter vor allem an dem glücklichen gesunden Ebenmaß. Hocherhaben über die Ideenkreise ihres Geschlechts und Volks, findet sie in ihrer Umgebung, in dem ihr zugefallenen Feld der Wirksamkeit keine Befriedigung und überspringt die Schranken, die ihr die natürliche und gesellige Ordnung gesteckt. Aus dieser Stimmung der Übersättigung und Unzufriedenheit verfiel sie dann auf die religiösen Dinge. Einst hatte sie mit ihrem Lehrer Johann Matthiä, der in der Folge (1664) zugleich mit dem Bischof Joh. Terserus von Abo wegen Irrlehren und Hin-

neigung zum Calvinismus seines bischöflichen Amtes entsetzt wurde, sich für die Vereinigung der beiden protestantischen Konfessionen begeistert; der lutherische Zelotismus, der ihr dabei begegnete, stieß sie ab; sie wurde mehr und mehr, wie ihrem Land, so auch dem Glauben desselben entfremdet. Sie geriet in religiöse Zweifel; es schien ihr, als sei alle Religion Menschenerfindung und im Grunde gleichgültig, zu welcher man sich bekenne. Manche der auswärtigen Gelehrten nährten diesen Hang; insbesondere einem französischen Freigeist und Arzt, Bourdelot, der sie von einer Krankheit geheilt und seitdem in höchster Gunst stand, wird eine erfolgreiche Thätigkeit in dieser skeptischen Richtung zugeschrieben. Aus innerer Zweifelsucht, Frivolität und Eitelkeit aber haben schon viele haltlose Naturen eine letzte Zuflucht im Schoß der katholischen Kirche gesucht. Die Jesuiten erkannten bald den günstigen Boden und arbeiteten an dem Bekehrungswerk; ein neuer Günstling, Don Antonio Pimentelli, der spanische Gesandte, kam ihnen dabei zu Hilfe. „Abgestoßen von tausend Zufälligkeiten," sagt Ranke, „unberührt vom Geist des Protestantismus, eigenwillig reißt sie sich von ihm los; das Entgegengesetzte, von dem sie nur eine dunkle Kunde hat, zieht sie an; daß es in dem Papst eine untrügliche Autorität gebe, scheint ihr eine der Güte Gottes angemessene Einrichtung; darauf wirft sie sich von Tag zu Tag mit vollerer Entschiedenheit; es ist, als fühlte sie das Bedürfnis weiblicher Hingebung hierdurch befriedigt."

Nachdem auf Bitten des alten Reichskanzlers die Thronentsagung noch mehrere Jahre verschoben worden, brachte Christine diesen Entschluß wirklich zur Ausführung, und unmittelbar darauf verließ sie, einer ansehnlichen Rente versichert, das Land ihrer Geburt; in demselben Jahr stieg auch Axel Oxenstierna ins Grab. Zu Innsbruck trat des großen Gustav Adolf Tochter öffentlich zur katholischen Kirche über. Nachdem sie in Rom von Papst Alexander VII. die Firmung erhalten, durchreiste sie zwei Jahre lang Frankreich. In Fontainebleau ließ sie, als ob sie noch souveräne Königin wäre, ihren Stallmeister, den Marquis Monaldeschi, wegen angeblichen Hochverrats in der Schloßgalerie umbringen, eine in Roman und Dichtung vielbehandelte mysteriöse Geschichte, die ihr bei Mit- und Nachwelt bösen Leumund zuzog. Nach der Hauptstadt der katholischen Welt zurückgekehrt, verbrachte sie daselbst den Rest ihres Lebens zu den Füßen des heil. Vaters, in vollen Zügen die litterarischen und künstlerischen Anregungen genießend, welche die Weltstadt am Tiber bot. Zweimal erschien sie noch auf dem schwedischen Boden und suchte nach dem Tod ihres Nachfolgers ihre Thronansprüche wieder hervor; allein für die katholische Königin regten sich nirgends mehr Sympathien im Lande. Am 19. April 1689 endete sie in Rom ihr verfehltes Leben. Von ihrem hochgebildeten Geist zeugen ihre zahlreichen litterarischen Arbeiten, Memoiren, Sinnsprüche, Briefe, voll der feinsten Gedanken und treffendsten Urteile. Sie wurde in der Peterskirche begraben, wo ihr Papst Innocenz XII. ein von Carlo Fontana ausgeführtes Denkmal errichten ließ.

[Ausgang Christinens. — Juni 1654. — 10. Nov. 1657. — 1658.]

2. Die pfälzischen Könige.

Die kurze Regierung Karls X. Gustav wurde fast vollständig von den großen Kriegen mit Polen und Russen, Dänen und Brandenburgern ausgefüllt,

[Karl X. Gustav. 1654—1660. geb. 1622.]

die wir an einer andern Stelle kennen gelernt haben. Die guten Absichten des Königs für die Verwaltung kamen unter den auswärtigen Sorgen und Anstrengungen größtenteils nicht zur Ausführung. Die brennende Frage der Zeit, die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts, die in erster Linie auf der Reduktion der entfremdeten Krongüter beruhte, wurde zwar unter der Leitung des Kammerpräsidenten Hermann Fleming in Angriff genommen, geriet aber nach einem kräftigen Anlauf unter den Kriegswirren bald ins Stocken, und man schritt in der beständigen Geldverlegenheit sogar zu neuen Verpfändungen. Hätte Karl X. länger gelebt, so würde er ohne Zweifel des Regiments im Innern sich mit derselben Thatkraft angenommen haben, die er nach außen entfaltete. Denn der erste Pfälzer auf dem schwedischen Königsthron war nicht allein ein schneidiger Kriegsheld, sondern auch ein Staatsmann voll Einsicht in die innere und auswärtige Politik, voll Bildung und Sinn für Wissenschaft und Kunst, voll Verständnis für die Bedingungen der staatlichen Blüte und Wohlfahrt, von einem hohen Bewußtsein seiner königlichen Pflichten und Rechte, von einer wahrhaft rastlosen Thätigkeit und Arbeitskraft, wie sie allen diesen schwedischen Pfälzern eigen war, im Glück kühn aufstrebend, aber auch im Unglück nicht verzagt.

Die vormundschaftliche Regierung 1660—1672.

Als diese edle Kraft unter dem Übermaß der Anstrengung und Arbeit zusammengebrochen war (S. 589), traten die schwierigen innern Verhältnisse alsbald zum Vorschein. Schon das Testament gab zum heftigsten Streit Anlaß. Der König hatte die Regierung während der Unmündigkeit seines vierjährigen Sohnes so geordnet, daß seine Gemahlin Hedwig Eleonore von Holstein an der Spitze der fünf höchsten Reichsbeamten die vormundschaftliche Verwaltung führen sollte; zum Reichsfeldherrn hatte er seinen Bruder Herzog Adolf Johann, der sich in den polnischen und dänischen Kriegen vielfach ausgezeichnet, zum Reichskanzler seinen Schwager Magnus Gabriel de la Gardie eingesetzt, einen pracht- und kunstliebenden Mann, der „schwedische Mäcen“ genannt, verschwenderisch, wankelmütig und der nötigen Energie entbehrend; zum Reichsschatzmeister war Hermann Fleming ernannt, der bisher an der Spitze des Reduktionsgeschäfts gestanden, ein deutlicher Beweis, daß der König auch nach seinem Tod das große Finanzwerk fortgesetzt und damit die Macht der hohen Aristokratie vermindert zu sehen wünschte. Die letztere erhob denn auch aus Haß gegen den hochfahrenden und durchgreifenden Herzog und die gefährlichen Reduktionsbestrebungen lebhaften Widerstand gegen das Testament und focht dessen Gesetzlichkeit an; es konnte nicht vollständig ausgeführt werden. Die Königin und der Reichsrat übernahmen einstweilen die Regierung, deren Seele der Reichsdrost Per Brahe war, ein echter Repräsentant der alten schwedischen Hocharistokratie, ganz in den Ideen der Vergangenheit lebend. Die Reduktion hörte jetzt fast ganz auf; dafür fanden neue Verpfändungen des Kronguts, an denen die Mitglieder der Regierung selbst teilnahmen, und lästige Zollerhöhungen statt, die den Handel beschwerten; immer rascher schritt man dem finanziellen Ruin entgegen. Unter den nichtadligen Ständen und selbst unter dem niedern Adel herrschte eine tiefe Gärung gegen die Hocharistokratie. Auf dem Reichstag von 1660 schon brach die Aufregung der Gemüter in heftige Kämpfe aus. Der Herzog Adolf Johann wurde jetzt endgültig durch den Reichstag von der Regierung ausgeschlossen; der ehrgeizige Mann gab damit freilich seine Ansprüche nicht auf; allein er machte vergebliche Anstrengungen und Umtriebe, um zu seinem Recht zu kommen;

auf dem Reichstag von 1664 wurde er nochmals zurückgewiesen und sein Vertrauter Bengt Skytte, ein unruhiger, abenteuerlicher, intriganter Mann, seiner Stelle im Reichsrat verlustig erklärt. Auch Hermann Fleming wurde aus seinem Reichsschatzmeisteramt gedrängt und durch Gustav Bonde ersetzt, der, obwohl ein ernster, thätiger und erfahrener Mann, wenig zu leisten vermochte, weil er die einzige Rettung, die Reduktion, nicht ernstlich zu ergreifen wagte. Statt dessen wurden immer neue unfruchtbare Finanzpläne entworfen, die das Übel höchstens vertuschten, aber nicht an der Wurzel trafen. Es war die Nemesis, daß der Sohn des unterlegenen Fleming das Werk in der Folge so energisch zu Ende führen sollte. Die ersten Jahre der vormundschaftlichen Regierung sind durch den Sieg und die Übermacht des Reichsrats und des Ritterhauses über die nichtadligen Stände bezeichnet. Allein im Ritterhaus wuchs wieder in feindlichem Gegensatz zur Hocharistokratie der niedere Adel empor, an dessen Spitze der Freiherr Johann Gyllenstierna stand, ein Mann, der eine bedeutsame Einwirkung auf die politische Entwickelung hatte, zumal als er in der Folge aus einem Verfechter der Adelsmacht ein feuriger Vorkämpfer der Souveränität der Krone und der monarchischen Alleinherrschaft wurde. Die innern Schwierigkeiten, mit denen die vormundschaftliche Regierung zu kämpfen hatte, wurden noch gesteigert durch die Fehler der auswärtigen Politik. Dieselbe wurde jetzt fast allein unter dem Gesichtspunkt der Subsidien betrachtet; wer am meisten bot, konnte die schwedische Bundesgenossenschaft haben, die sich freilich am liebsten nur in Neutralität oder in Friedensvermittelung äußerte. Von einem festen und klaren System der äußern Politik war nicht mehr die Rede; die entgegengesetzten Ziele und Bestrebungen durchkreuzten sich in der Regierung selbst; bald hatte diese, bald jene Strömung die Oberhand. Wie unwürdig nnd verderblich diese Politik war, zeigte sich recht deutlich in dem Bremischen Krieg, der mit unerhörtem Leichtsinn unternommen ward und die Stellung der vormundschaftlichen Regierung wie kein andres Ereignis erschütterte.

Der Anspruch der Stadt Bremen auf Reichsunmittelbarkeit, eine Frage, die im Westfälischen Frieden nicht mit der notwendigen Klarheit und Bestimmtheit festgestellt war, hatte schon früher Anlaß zu Mißhelligkeiten gegeben. Jetzt wurde dieser Streitpunkt wieder aufgegriffen und die Beseitigung der zweifelhaften bremischen Ansprüche zum Vorwand eines Feldzugs gemacht. Auch dieser Kriegszug war doch nur ein Glied in der Kette der großen europäischen Verwickelungen. Schweden stand damals in englischem Sold und Interesse und es sollte gegen die mit England im Krieg befindlichen Holländer vom Bremischen aus ein schwedischer Angriff gemacht oder doch mit einer solchen Diversion gedroht werden; man wollte einen Vorwand für schwedische Rüstungen auf deutschem Boden haben. Doch hatte man zu einer kräftigen und entschiedenen Teilnahme am Krieg weder Neigung noch Fähigkeit. Am Ende blieben noch dazu die englischen Soldzahlungen aus, und nun hatte man einen ganz zwecklosen Krieg im eignen Land und mußte froh sein, nicht noch weiter in die westeuropäischen Wirren hineingezogen zu werden. Zu einem Angriff auf die Stadt Bremen kam es gar nicht. Als endlich der Reichsfeldherr Karl Gustav Wrangel mit einer ansehnlichen Armee vor die Stadt rückte, nahmen sich ihrer die benachbarten deutschen Fürsten an, und es wurde ein Vergleich geschlossen, der das staatsrechtliche Verhältnis in der alten Unklarheit bestehen ließ. Bremen hielt zwar den Anspruch auf seine Reichsunmittelbarkeit aufrecht, versprach aber, sie vorläufig nicht praktisch geltend zu machen.

Der Bremische Krieg. 1665. 1666.

Juli 1666.

Nov.

Die finanziellen Schwierigkeiten, die Unzufriedenheit und Gärung im Lande hatten die äußerste Höhe erreicht, als Karl XI. für mündig erklärt wurde und die Regierung in die eigne Hand nahm. Noch wußte man nicht, wessen man

Karls XI. selbständige Regierung. 1672—1697. geb. 1655.

Ziele und Charakter des Königs. sich von ihm zu versehen habe. Er hatte einen mangelhaften Unterricht genossen, war von seiner schwachen Mutter wegen seiner zarten Gesundheit in jeder Weise verzogen worden; von Staatssachen verstand er nichts und hatte bisher wenig Interesse dafür gezeigt; am Kriegswesen allein hatte er Freude; man wußte nur, daß er eine heftige, durchfahrende Art hatte; von der unbeugsamen Festigkeit seines Charakters und seiner Willensstärke hatte man noch keine Proben. Es folgten dann die größtenteils unglücklichen Jahre des Kriegs mit Dänemark und Brandenburg (S. 593 ff.), welche alle Schäden und Leiden des Staatswesens offenkundig ans Licht brachten und noch steigerten. Man sah, daß der junge König ein wackerer Soldat war, wie das seinem kräftigen Geschlecht im Blute lag. Aber in jenen Jahren der schweren Schicksalsschläge reifte in dem jugendlichen Fürsten auch der feste Entschluß, das Staatswesen auf stärkere und gesündere Grundlagen zurückzuführen und der aristokratischen Mißwirtschaft, die das Reich an den Rand des Abgrundes gebracht, ein Ende zu machen. Er fand für seine Bestrebungen eine treffliche Stütze in dem erwähnten Johann Gyllenstierna, der in den traurigen Zeiten, da die ganze Verwaltung lahm lag und der Staat auseinander zu fallen drohte, eine große Umsicht und Uneigennützigkeit an den Tag gelegt und sich dem König wert zu machen gewußt hatte.

Auswärtige Politik. Von den auswärtigen Welthändeln hielt sich die schwedische Politik unter Karls XI. späterer Regierung so fern, als es bei den engen Wechselbeziehungen und ineinander laufenden Interessen der europäischen Länder möglich war. Der Bund mit Frankreich hatte Schweden immer weiter in einer ungemessenen Eroberungspolitik geführt und die Kraft des Staats in fernen Unternehmungen aufgerieben. Karl XI. dachte weniger an neue Erwerbungen, als an Sicherung und Befestigung des Erworbenen. Damit stand ein tiefgehender Umschwung in der auswärtigen Politik Schwedens in Verbindung. Zunächst wurden, soweit der alte Hader und die nie ganz beseitigte Eifersucht zwischen den beiden Mächten es zuließ, engere freundschaftliche Beziehungen zu Dänemark gesucht, als deren Ausdruck die Vermählung Karls mit der schönen und sanften Prinzessin Ulrike Eleonore gelten konnte. Sodann wurde eine Annäherung an den Kaiser und die gegen Frankreichs Übermacht verbündeten Staaten vollzogen. Bengt Oxenstierna, der nach dem Tod Johann Gyllenstiernas († Juni 1680) die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, wirkte während seiner langen Amtsführung unablässig im kaiserlichen Interesse, trotz vielfacher Gegenbemühungen von seiten des französischen Hofes und der noch immer einflußreichen französischen Partei in Schweden, an deren Spitze der intrigante Graf Nils Bielke stand. Im Verein mit den Alliierten nahmen schwedische Truppen an den späteren Kriegen gegen Frankreich teil, wenngleich der Eifer nicht gerade groß war. Es gelang Ludwig XIV. nicht mehr, den schwedischen König zu einer Allianz oder auch nur zu einem Neutralitätsvertrag zu bewegen, und Nils Bielke, der mit Oxenstierna in immerwährendem Kampf lag, fiel am Ende gänzlich in Ungnade. Die schwedische Friedensvermittelung (S. 567 f.) war das Einzige, was die französische Politik erreichen konnte.

Reformen der Verwaltung und Fürsorge für die materielle Wohlfahrt. Ein Mann weder von genialer Herrschergröße noch von schöpferischen Ideen, hat Karl XI. doch die schwedische Staatsverfassung und Verwaltung, die politischen und sozialen Zustände umgestaltet und in die innere Entwickelung des

Landes weit folgenreicher eingegriffen als die großen Schlachtenhelden, die vor und nach ihm auf dem Thron saßen. Rastlos hat er nach seinem Ziel gestrebt; von allem nahm er selbst Einsicht, durchreiste monatelang die Länder seines Reichs, um sich mit allen Verhältnissen bekannt zu machen, und erfüllte mit dem oft übergeschäftigen Eifer, der ihn antrieb, auch seine Untergebenen; ein schwedischer Beamtenstand, der nichts als den Dienst des Königs und Staats kannte und in der hingebendsten Pflichterfüllung seine Aufgabe und seinen Stolz sah, ist nur unter Karl XI. großgezogen worden.

Viel Segensreiches hat diese Regierung geschaffen. Sicherheit des schwedischen Seehandels war das hauptsächlichste Ziel, welches der König bei den diplomatischen und kriegerischen Verwickelungen in den beiden letzten Dezennien des Jahrhunderts verfolgte; hohe Schutzzölle und Einfuhrverbote waren, wie überall, in erster Linie die Mittel, durch welche die Volkswirtschaft jener Zeit die einheimische Industrie zu befördern suchte. Vielfach entstanden neue Straßen und Kanäle, der Postverkehr wurde verbessert; ganz besonderer Pflege erfreute sich das wichtigste Gewerbe Schwedens, der Bergbau, die Kupfer- und Eisengruben; Graf Fabian Wrede, der einsichtsvolle Leiter der Finanzverwaltung, entfaltete in dieser Hinsicht eine sehr ersprießliche Thätigkeit. Je mehr der hohe Adel die Hand des Königs fühlte, desto freier atmeten die Bauern und die Stadtbürger auf, denen Karl ein gnädiger Herr war. Das Kriegswesen war vortrefflich eingerichtet und zu jedem Schlage bereit, die Flotte, um welche sich der Admiral Hans Wachtmeister sehr verdient machte, in bestem Stand. Eine wichtige Reform im Heerwesen wurde dadurch erzielt, daß an Stelle der allgemeinen Aushebungen, die daneben eine umfangreiche Werbung nötig machten, jeder Landschaft die Aufbringung einer bestimmten Truppenzahl auferlegt wurde; dadurch wurde die Last, von der die Höfe des Adels bisher vollständig befreit waren oder doch nur in geringerem Maß betroffen wurden, gleichmäßig auf das Ganze verteilt. Unter heftigen Kämpfen wurde die „beständige Rottierung", die fortan eine gerechtere und zweckmäßigere Grundlage der Rekrutierung der schwedischen Kriegsmacht bildete, auf dem Reichstag des Jahres 1682 durchgesetzt. Und wie in alle Seiten des öffentlichen Lebens die Hand Karls XI. reformierend und organisierend eingriff, so wurde jetzt auch die schwedische Kirchenordnung zum Abschluß gebracht, ein Werk, wobei der gelehrte Erzbischof Olaf Svebilius sehr thätig war; auch hier zeigte sich die herrschende Strömung darin, daß das königliche Kirchenregiment scharf hervorgehoben und die Macht und Selbständigkeit der Hierarchie eingeschränkt wurde.

Die wichtigste Frage, welche die ganze Regierung Karls XI. durchzog, betraf die „Reduktion", und die zähe Energie des Königs ließ nicht nach, ehe er seinen Plan bis in die letzten Konsequenzen ausgeführt hatte. Der hohe Adel erhob freilich gegen die Pläne des Königs einen starken Widerstand; allein die monarchische Gewalt, der in der Reduktionsfrage die untern Stände, die Bauern, die Bürger, auch die Priester und der niedere Adel mit aller Kraft zur Seite standen, wurde Schritt vor Schritt der hochadligen Opposition Meister. Seit 1680 wurde der Widerstand auf jedem Reichstag geringer. Zunächst wurde beschlossen, die Verwaltung der vormundschaftlichen Regierung zu untersuchen; die „große Kommission", welche die Stände mit dieser Arbeit betrauten, trat unverzüglich in Thätigkeit und zog nicht nur die Vormünder, sondern den ganzen damaligen Reichsrat zur Verantwortung; viele Große wurden zu sehr bedeutenden Rückerstattungen verurteilt. Waren schon damit der Hochadel und die reichsrätlichen Familien empfindlich

Die Reduktion.

getroffen, so schnitt die gewaltige „Reduktion", welche seit jenem Jahr ins Werk gesetzt wurde, noch viel tiefer in ihre Interessen ein. Zunächst wurden die großen Lehen, die Graf- und Freiherrschaften mit selbständiger Gerichtsbarkeit und Verwaltung eingezogen, die nach deutschem Vorbild vor mehr als hundert Jahren eingeführt worden, aber im schwedischen Staatsleben nie Wurzel geschlagen hatten. In fortschreitender Härte wurde die Reduktion auf immer neue Kategorien von Gütern ausgedehnt, schließlich auf alle Besitzungen, die jemals, auch in den ältesten Zeiten, zur Krone gehört hatten; kein Rechtstitel, auch nicht Kauf oder Tausch, hinderte die Rückforderung. Auch in den später erworbenen Ländern, in den Ostseeprovinzen, in Pommern und Bremen wurde die Reduktion ausgeführt. Der Leiter des schwierigen Werkes war Claës Fleming, ein Mann von seltener Arbeitskraft und schonungsloser Energie. Die ganzen Grundbesitzverhältnisse wurden umgeworfen, Güter eingezogen, von denen seit Jahrzehnten niemand wußte, daß sie ehemals zur Krone gehört hatten, die von den zeitigen Inhabern wohl erworben und in gutem Glauben besessen waren; wo sich nur in alten Grundbüchern oder vergessenen Urkunden ein Anspruch der Krone nachweisen ließ, wurde er ohne Ausnahme und Rücksicht geltend gemacht. „Der König," sagt Carlson, „verfuhr hierbei nach den strengsten Grundsätzen. Das Recht des Staates stand in seinen Augen so hoch, daß jedes andre vor demselben zurücktreten mußte, und als der höchste Vertreter desselben glaubte er ohne Bedenken mit dem Besitztum der Einzelnen verfahren zu können, wie es das Bedürfnis des Gemeinwesens erforderte. Seine Auffassung der Sache war, daß die Güter der Krone durch keine Verjährung aufhören konnten ihr rechtmäßiges Eigentum zu sein, und es konnten und mußten infolgedessen Einziehungen gemacht werden, wenn sie für Befriedigung irgend eines öffentlichen Bedürfnisses nötig waren. Auf Grund dieser Auffassung maß er der Beweisform nicht das Gewicht bei, welches allgemein geltende Rechtsgrundsätze unzweifelhaft forderten." Viele reiche und mächtige Adelsfamilien wurden vollständig zu Grunde gerichtet; keine vergangenen Verdienste, kein Ansehen und keine Würde, auch nicht die Verwandtschaft mit dem König schützte vor der gefürchteten Reduktion; ihr hervorragendstes Opfer vielleicht war der alte Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie; es gab keine große Familie, die nicht die empfindlichste Einbuße an ihrem Vermögen erlitten hätte, teilweise geradezu in Dürftigkeit versetzt worden wäre. In sechs Jahren war aus Privathänden an die Krone ein Kapital in Grundbesitz übergegangen, welches mehr als 3 Millionen Reichsthaler jährlicher Rente gab. Man muß den damals herrschenden Wert des Geldes in Betracht ziehen, um sich die Größe der Besitzumwälzung vorzustellen. Auf dem Reichstag von 1686, wo schon aller Widerstand gebrochen war, wurde durch ein hart an den Staatsbankerott streifendes, sehr willkürliches und unbilliges Verfahren, das im wesentlichen in der Herabsetzung des Zinsfußes und Abrechnung der früher bezahlten höheren Zinsen vom Kapital bestand, die riesige Staatsschuld um mehr als die Hälfte vermindert. Es ist begreiflich, daß diese gewaltigen Finanzoperationen eine ungeheure Aufregung hervorriefen; der Haß und die Verzweiflung machten sich in Schmähschriften, Drohungen und gefährlichen Konspirationen gegen den König Luft; als Fleming in jungen Jahren der übermäßigen Arbeitslast erlag (1685), glaubte man an Vergiftung; viele Große, wie der ausgezeichnete Feldherr Otto Wilhelm von Königsmark, traten voll Unwillens in fremde Dienste. Nirgends erregte die Reduktion größere Mißstimmung und Gärung, als in Livland, wo eine mächtige, reiche und trotzige Ritterschaft waltete und keine angestammte Loyalität gegen das schwedische Königtum bestand. Aber auch hier wurde das Werk der Rückerstattung schonungslos durchgeführt, besonders unter dem harten und energischen Gouverneur Graf Hastfehr. Als Wortführer der Ritterschaft trat damals schon der Hauptmann

Johann Reinhold von Patkul auf, ein ehrgeiziger und intriganter Mann aus altem livischem Adel. Mit Mühe wurde der Aufruhr in Livland niedergehalten; trotzige und drohende Zuschriften wurden dem König eingesandt. Allein noch überwog das gewaltige Ansehen des Monarchen und die Furcht vor seiner Macht. Der Führer der Bewegung, Patkul, flüchtete außer Landes und spann seitdem an den auswärtigen Höfen seine rachsüchtigen Umtriebe gegen Schweden. Bald nach des Königs Tod schoß in jenem Ostseeland die verderbliche Saat auf.

Der Reichsrat wurde von Grund aus reformiert und mit ganz ergebenen Anhängern des Königs besetzt; diejenigen Mitglieder, welche schon während der Minderjährigkeit dieses Amt ausgeübt, wurden fast alle zum Rücktritt genötigt. Unter dem Namen „königlicher Räte" wurde dies Kollegium in eine rein beratende und vom König gänzlich abhängige Behörde verwandelt. „Diese uralte Institution," sagt Carlson, „trat in den Schatten und der Ausgangspunkt für eine neue Entwickelung der Staatsordnung Schwedens war gegeben. Auf den Reichtum und das Ansehen der hohen Aristokratie sich stützend, hatte die frühere Autorität des Reichsrats eine selbständige, wiewohl unbestimmte Stellung im Staat eingenommen; von den Ständen wie vom König unabhängig, hatte sie die Macht jener geleitet und die des letzteren gezügelt. Zu einem nicht geringen Teil infolge eignen Verschuldens gezwungen, diese Stellung, deren Grundfesten schon erschüttert waren, aufzugeben, wurde der Reichsrat nun das dienstwillige Werkzeug der absoluten Königsmacht, und als er nach ihrem Falle wieder zu Einfluß gelangte, erschien er als Organ der Stände." Die Königsmacht setzte sich sodann mit derselben Leichtigkeit und Schrankenlosigkeit über die Gewalt der Stände hinweg, und auch diese beugten sich demütig vor dem überlegenen Willen. Auf dem Reichstag von 1682 wurde es ausdrücklich anerkannt, daß der König das Recht habe, auch ohne Mitwirkung der Stände Gesetze zu erlassen, ein Zugeständnis, das praktisch allerdings nicht die Bedeutung hatte, die man ihm später beilegte; denn das staatliche Grundrecht der Gesetzgebung war überhaupt nie unzweideutig festgestellt, die Mitwirkung des Reichstags nicht immer für notwendig gehalten worden, und es ist auch in dem Verfahren bei der späteren Gesetzgebung nach jenem Beschluß keine Änderung gegen früher zu bemerken. Die Steuerbewilligung war fortan das einzige unbestrittene Recht der Stände und wurde ebenfalls nur in sehr demütiger Weise ausgeübt, zumal Karl XI. nach seinen großen Reduktionen in seinen Steuerforderungen sich mäßigen konnte. Auf dem Reichstag des Jahres 1693 wurde in fortschreitender Selbstentsagung die „Souveränitätserklärung" erlassen, worin die Stände anerkannten, daß der König als ein souveräner Fürst, der nach seinem Gutdünken befehlen könne, ohne irgendwie beschränkt oder gebunden zu sein, den Reichstag zu berufen nicht nötig gehabt habe, daß seine Se. Majestät als ein selbstherrschender, allein gebietender und souveräner König eingesetzt wäre, der niemand auf Erden für seine Handlungen verantwortlich sei, sondern nach seinem Gutdünken Macht und Gewalt habe, als ein christlicher König sein Reich zu beherrschen und zu regieren. In einer späteren

Die absolute Monarchie.

Periode der schwedischen Geschichte blieb der Rückschlag gegen diese unumschränkte Königsmacht nicht aus; ja die Vorzeichen der Reaktion ließen sich schon erkennen, als Karl XI. aus dem Leben schied. († 5. April 1697.)

3. Dänemark und Norwegen.

1. Dänemark unter Christian IV. und Friedrich III.

(Das dänische Wahlkönigtum.) Eine nicht minder tiefgreifende Umgestaltung des Staatslebens trat in dem Königreich Dänemark ein, wo infolge einer Revolution, bei der kein Tropfen Blut floß, der beschränkteste Monarch Europas zu absoluter Souveränität gelangte und der übermächtige Herrenstand seiner bedeutendsten Rechte und Privilegien verlustig ging. Wir haben in früheren Blättern die feudale Monarchie Dänemark-Norwegens kennen gelernt (X, 567; XI, 837). Der durch die Wahl der edlen Geschlechter zum Thron berufene König schien mehr der Vorsitzende des Reichsrats als der Herrscher eines freien Volks zu sein. Denn er mußte durch eine Wahlkapitulation die Krone mit so vielen Bedingungen und Zugeständnissen erkaufen, daß die Gewalt und die Hoheitsrechte auf ein sehr geringes Machtgebiet beschränkt waren. Die Geschlechter, welche die Königswahl bestimmten, waren stets bedacht, ihre Privilegien zu mehren und die Staatslasten von sich abzuwälzen: wir wissen, daß ihre Güter von Steuern und Zehnten befreit waren, ein Vorrecht, das für das Land um so drückender war, als die Gutsherren immer mehr darauf ausgingen, freie Bauernschaften in ihr Bereich zu ziehen und gutshörig und leibeigen zu machen; sie hatten ausschließlich die Reichsratsstellen im Besitz; die Domänen sahen sie als Erbgüter an, kamen den darauf lastenden Verpflichtungen in ungenügender Weise nach und entzogen sich aller Rechenschaft; sie wußten sich Befreiung von Zöllen und Abgaben und eine Ausnahmsstellung bei den Gerichten zu verschaffen; alle Staats- und Regierungsgeschäfte lagen in ihren Händen. König Christian IV., sonst ein unternehmender, thatkräftiger Fürst, war nicht im stande in diese Verhältnisse Wandel zu bringen: die Verwickelungen mit Deutschland und Schweden, in die ihn sein unruhiger Geist drängte, nötigten ihn, sich den guten Willen der Magnaten durch aufmerksames und entgegenkommendes Benehmen zu erhalten, und gestatteten ihm keine Muße zu innern Reformen: vergebens hatte er sich in Wien ein kaiserliches Patent verschafft, welches das Recht der Erstgeburt und die Nachfolge ohne Wahl festsetzte; er vermochte dasselbe nur in den schleswig-holsteinischen Herrschaften zur Geltung zu bringen, während es in Dänemark unbeachtet blieb.

(Christian IV. † 1648.) Als Christian IV. in dem Jahre des westfälischen Friedensschlusses aus dem Leben schied, konnte sein zweiter Sohn Friedrich erst nach einem Interregnum, während dessen die Königswahl vollzogen ward, zu der väterlichen Würde gelangen, so eifersüchtig suchte man die Idee einer Erbberechtigung fern zu halten.

Und doch war Christian IV. ein volksbeliebter Regent. Sowenig er auch vom Glück begünstigt war, sein Name wurde dennoch gefeiert. Das Volkslied: „König Christian stand am hohen Mast" verherrlichte seinen Heldenmut in der Seeschlacht an der Kolberger Heide vor dem Kieler Hafen im Schwedenkrieg. Die neue Hauptstadt Norwegens, Christiania, die auf den Trümmern des im Jahr 1624 durch Brand zerstörten Opslo errichtet worden, die Festung Glückstadt in Holstein, Christianstadt in Schonen u. a. verewigten sein Andenken; er ist der Begründer der dänischen Marine: er brachte den Seehandel in Aufschwung, förderte die Anlegung von Kolonien in Ost- und Westindien, in Afrika und anderwärts und führte in Norwegen manche gute Einrichtung ein; er trug sich sogar mit dem Gedanken, den Bauernstand von der drückenden Leibeigenschaft zu erlösen, ein Gedanke, der jedoch vor den Augen des selbstsüchtigen Adels wenig Gnade fand. Ein gebildeter Fürst, der mehrere Sprachen verstand, beförderte Christian IV. auch Bildung und Wissenschaften; Tycho Brahe erfreute sich der königlichen Unterstützung, wenngleich nicht in so reichlichem Maße wie unter dem Vater.

Nach dem Tod der Königin Katharina von Brandenburg schloß Christian IV. eine morganatische Ehe mit Christine Munk, der Tochter eines jütländischen Edelmannes, erhob sie zur Gräfin von Schleswig-Holstein und zeugte mit ihr zwei Söhne und acht Töchter, die er bis auf die jüngste als legitim anerkannte. Die Töchter wurden in der Folge mit eingebornen Edelleuten vermählt, von denen zwei: Hannibal Sehestedt und Corfiz Uhlefeld (Ulfeld) sich der besonderen Gunst des königlichen Schwiegervaters erfreuten und mit Gütern, Würden und Ehrenstellen überhäuft wurden. Durch den Einfluß einer neuen Geliebten, der Wibeke, trennte sich Christian später von der Gräfin und hielt sie, obwohl ein gerichtliches Urteil sie von der ihr schuldgegebenen Untreue freisprach, in Gefangenschaft. Dies reizte Uhlefeld, einen ebenso klugen, talentvollen und unterrichteten als leidenschaftlichen und ehrgeizigen Mann, zur Rache. Im Vertrauen auf seine Familienverbindungen, seinen Reichtum und seine bedeutende Stellung als Reichshofmeister suchte er nach dem Tod seines Schwiegervaters die Zeit bis zur neuen Königswahl im eignen Interesse auszunutzen. Den Gedanken, selbst als Thronbewerber aufzutreten, ließ er nicht laut werden, um nicht die Eifersucht der andern Geschlechtshäupter zu erregen; aber wenn es ihm gelänge, einem Bruder seiner Gemahlin, dem Grafen Waldemar die Krone zuzuwenden, würde die eigentliche Gewalt doch in seine Hände fallen. Darum war er eifrigst bemüht, durch Verlängerung des interimistischen Zustandes Zeit zu Umtrieben und Intrigen zu gewinnen. Man sprach sogar davon, ob nicht Dänemark eines Königs ganz entbehren könne. Die feingesponnenen Fäden zerrissen jedoch: selbst sein Schwager Sehestedt, Vizekönig von Norwegen, wandte sich von ihm ab. Friedrich III. wurde zum König gewählt; doch mußte er in einer Handfeste der Adelsgemeinde neue Zugeständnisse auf Kosten der Königsgewalt machen: der Reichsrat legte sich bei Erledigung einer Stelle das Vorschlagsrecht bei, wodurch das durch Kooptation ergänzte Aristokratenkollegium den Charakter eines permanenten Regierungsorgans erhielt; die vier höchsten Reichsämter sowie die Statthalterwürde in Norwegen sollten nur an solche Personen verliehen werden, welche der Reichsrat empfehlen würde; keinen Beschluß dieses oligarchischen Körpers sollte der König aufheben oder abändern dürfen u. a. m.

Häusliche Verhältnisse. Corfiz Uhlefeld.

8. März 1648.

Friedrich III. 1648—1670. Wie offenkundig indessen auch die Ränke und Umtriebe Uhlefelds waren, König Friedrich III., ein Mann von ruhigem Temperament, trug es dem Ehegatten seiner Halbschwester nicht nach. Er wurde im folgenden Jahr nach dem Haag gesandt, um mit den Niederländern einen Handels- und Seevertrag abzu-
1649. schließen; die Wirkung dieser Gesandtschaftsreise war der „Redemtions-Traktat", durch den die Holländer von der Entrichtung des Sundzolles gegen eine jährliche Abfindungssumme und eine augenblickliche Geldhilfe entbunden wurden und dafür versprachen, im Fall eines Kriegs Dänemark zu unterstützen. Erregte dieses Abkommen die Unzufriedenheit der Großen, so hatte eine prunkvolle Rede, in der Uhlefeld den aristokratisch-monarchischen Staat Dänemark mit dem aristokratisch-republikanischen Gemeinwesen der Niederlande auf gleiche Linie stellte, am Hof zu Kopenhagen Anstoß gegeben. Besonders fühlte sich die Königin Sophie Amalie von Lüneburg, eine stolze, geistvolle und kluge Fürstin, welche Friedrich noch als Administrator von Bremen in jungen Jahren heimgeführt, durch das Auftreten des hochfahrenden Edelmannes verletzt. Die trefflichen Eigenschaften der Königin waren allgemein anerkannt: sie besaß Verstand, Mut und Einsicht; sie gab ihren Kindern eine gute Erziehung, sie teilte mit ihrem Gemahl alle Sorgen in treuer Hingebung. Aber sie zeigte den Deutschen am Hofe mehr Liebe und Vertrauen als den Dänen, ein unverzeihlicher Fehler in den Augen des eingebornen Adels. Durch ihre Fürsprache erhielten zwei deutsche Beamten, der „Kammerschreiber" Christoph Gabel aus dem Bremischen, ein verständiger gewandter Mann, und der geheime Kammersekretär Theodor Lenthe aus Lüneburg trotz ihrer bescheidenen Stellung großen Einfluß bei dem König.

(Margin: Die Königin Sophie Amalie.)

Hof und Oligarchie. Diese nationale Eifersucht gab den Häuptern der Oligarchie eine feste Unterlage für ihre persönlichen Zwecke. Manches mag auf beiden Seiten geschehen sein, um die Spannung und gereizte Stimmung zu steigern; es heißt, die Königin sei den Töchtern Christians IV. und der Munk mit Stolz entgegengetreten; Uhlefeld und seine Gemahlin wurden von Dina Winhofvers, der Witwe eines Holsteiners, die sich in der vornehmen Gesellschaft Zutritt zu verschaffen wußte und durch Intrigen und Zwischenträgereien Zwietracht und Feindschaft zu stiften suchte, des Vorhabens einer Vergiftung des Königs beschuldigt; die Weigerung des mächtigen Reichshofmeisters, Rechenschaft über die Verwendung der Staatsgelder während seiner Gesandtschaft abzulegen, ließ schlimme Absichten argwöhnen. Daß Dina Winhofvers von Uhlefeld wegen Verleumdung und falscher Beschuldigung gerichtlich angeklagt von dem Reichsrat zum Tode verurteilt ward, galt in den Hofkreisen nicht als Beweis ihrer wirklichen Schuld; es war ja bekannt genug, welchen Einfluß die mächtigen Adelshäupter auf die gerichtlichen Entscheidungen zu üben pflegten. Und wirklich wiederholte Georg Walter, der sich einst als Kommandant von Rendsburg durch seine Tapferkeit großen Ruhm erworben hatte und von dem König zum Obersten und geheimen Rat befördert worden, nach der Hinrichtung der Verurteilten dieselbe Beschuldigung. Auch

gegen ihn reichte Uhlefeld eine Anklage bei dem Reichsrat ein; der König aber, um ein neues Bluturteil zu verhüten, verwies den Oberst aus dem Lande und entzog ihn somit der Rache des Feindes. Darin erblickte der Reichshofmeister nicht nur eine tödliche Beleidigung, sondern auch die geheime Absicht ihn zu verderben. Er entfloh daher nach Amsterdam und begab sich dann an den schwedischen Hof, Juli 1651. um diesen zur Erneuerung der Dänenkriege zu reizen. In Kopenhagen aber benutzte man das hochverräterische Beginnen Uhlefelds zu einem Schlag gegen die ganze Verwandtschaft. Ebbo Uhlefeld, gleichfalls mit einer Tochter der Christine Munk vermählt, und Graf Waldemar, dem Corfiz einst die Krone zu verschaffen gesucht, folgten dem Beispiel des Bruders und Schwagers, und auch Sehestedt, dessen Treue ebensowenig zuverlässig war, als die der andern, entwich aus dem Reich. Ihre Güter wurden unter Sequester gelegt, dann eingezogen, ihre Ämter und Ehrenstellen an andre vergeben. Die Strafe war hart, aber nicht unverdient; die Folge bewies, daß die übermütigen Adelshäupter alles vaterländischen Gefühls bar waren und nur von egoistischen Zwecken geleitet wurden.

Jahrelang weilte Corfiz Uhlefeld in Stockholm, ohne sein Ziel zu erreichen: der Uhlefeld und der Schwedenkrieg. Thronwechsel in Schweden, der polnische Krieg, in welchem Graf Waldemar im Heer Karls X. seinen Tod fand, alle die Verwickelungen und Zeitverhältnisse, die uns aus früheren Blättern bekannt sind, verhinderten die Erneuerung der alten Fehden zwischen den Nachbarreichen. Erst als Karls X. Waffenglück und die andern oben angedeuteten Ursachen die Eifersucht und Besorgnis der dänischen Regierung und Stände erweckten, so daß Friedrich sich in die nordischen Kriege einmischte und dadurch den waffengeübten Schwedenkönig selbst in das Inselreich hineinzog, reiften auch die Rachepläne Uhlefelds. Er war es, der den Rotschilder Frieden vermittelte, ein Denkmal der Schmach seines Febr. 1658. Vaterlandes, für ihn selbst aber und seine Genossen die Wiederherstellung in ihre Güter und Ehren (S. 587). Wir wissen, wie kurz dieser Friede dauerte. Nur dem patriotischen Aufschwung der Kopenhagener Bürgerschaft und dem heldenmütigen Benehmen des Königs und der Königin war die Rettung der Hauptstadt zu danken, bis der unerwartete Tod Karls X. den Frieden von Kopenhagen herbeiführte (S. 589).

2. Die dänische Revolution vom Jahr 1660.[1]

In jenen großen Tagen der Prüfung, da sich die begeisterte Volkskraft so Der Reichstag von Kopenhagen. wunderbar entfaltete, hatte man die deutsche Fürstentochter Tag und Nacht auf den Wällen herumreiten sehen, bald allein, bald an der Seite des Gemahls, Soldaten und Bürger zu Kampf und Widerstand aufmunternd, während der Adel auch in dieser Zeit der Not seine Selbstsucht nicht verleugnete. Seine Immunitäten, für die er dem Staat bestimmte Pflichten leisten sollte, sah er schon längst nur als eine Quelle zu Mehrung seiner Einkünfte und seiner Machtstellung an; man rechnete nach, daß er, obwohl im Besitz von zwei Dritteilen des ganzen Königreichs, doch nicht mehr als 70,000 Rthlr. zur Unterhaltung der Armee und Flotte beigetragen, und statt den ihm obliegenden Roßdienst in eigner Person zu verrichten, sandte er einige ungeübte Knechte, Bauern oder Fuhrleute ins Feld; desto eifriger nahm er seine Standesrechte wahr. Man

hatte den Krieg hauptsächlich mit Mietsoldaten führen müssen, die nun auf ihre Löhnung drangen. Und woher Geld nehmen, da eine große Schuld auf dem Staat lastete, die Kassen leer waren und die niedrige Pacht für die Krongüter kaum in Betracht kam? Zu dem Ende wurde auf den September ein allgemeiner Reichstag nach Kopenhagen einberufen, bei dem die drei stimmberechtigten Stände: Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft in voller Zahl vertreten waren. Die Bauernschaft, die ehedem gleichfalls an den Sitzungen teilgenommen, war so herabgekommen, daß sie längst keinen eignen Stand mehr bildete. Der größte Teil der Kronbauern war durch Pfandschaft oder Kauf unter die Gewalt des Adels geraten und leibeigen geworden. Nach der Eröffnung des Reichskonvents wurde von der Regierung die Aufgabe gestellt: „daß Mittel ausgefunden werden müßten zur gebührenden Unterhaltung des Königs und seines Hauses; Miliz, Flotte und Festungen in guten Stand zu setzen, die Reichsschulden zu tilgen und auswärts den Kredit der Krone zu erhalten". Zu dem Ende wurde eine allgemeine Konsumtionsaccise in Vorschlag gebracht, wie sie einige Zeit vorher in Holland und England eingeführt worden. Da meinten aber die Herren vom Reichsrat und vom Adel, daß sie selbst vermöge ihrer Immunitäten für ihre persönlichen und häuslichen Bedürfnisse von einer solchen Abgabe befreit wären, nur die beiden andern Stände und die Bauernschaft sollten derselben unterliegen. Es klang daher wie eine Kriegslosung, als der Bischof von Seeland, Hans Svane, und der erste Bürgermeister von Kopenhagen, Nansen, ein erfahrener verständiger Mann, der sich im letzten Krieg durch vaterländischen Mut hervorgethan hatte, die Bemerkung hinwarfen: „Das Natürlichste wäre wohl, daß der König vor allen Dingen sich in den Besitz seiner Domänen setzte und alles künftighin dem Meistbietenden verpachten würde, ausgenommen was den Reichsräten an Besoldungsstatt angewiesen sei. Würde dies nicht zureichen, so möge für den Rest eine Konsumtionssteuer eingeführt werden und der Adel dabei vorangehen." Es läßt sich denken, welchen Sturm das Auftreten der Wortführer der Geistlichkeit und Bürgerschaft, die sich gleich anfangs das Versprechen zu gemeinschaftlichem Vorgehen gegeben hatten, bei den privilegierten Herren erregte. Nansen war ohnedies schon um seiner deutschen Herkunft willen den Inseldänen in der Seele verhaßt. Bald nachher wurde ein Schriftstück bekannt, welches als ein offenes Manifest gegen den gesamten Adelsstand betrachtet werden konnte: darin war nicht nur die Zurückforderung und Neuverpachtung der Krongüter und die allgemeine Zollpflichtigkeit empfohlen, sondern auch die Verminderung der Staats- und Hofämter und die Errichtung einer gemischten Aufsichtskommission zur Prüfung und Kontrollierung aller Einnahmen und Ausgaben des Reichs. Mit Umgehung des Reichsrats übergaben Nansen und Svane dem König selbst ein mit zahlreichen Unterschriften aus dem Bürgerstand und der Geistlichkeit versehenes Schriftstück, in welchem eine Domänenreduktion als erstes Heilmittel des kranken Staatsorganismus verlangt war.

8. Sept. 1660.

Eine solche tief eingreifende Maßregel konnte jedoch nur dann mit Aussicht auf dauernden Bestand durchgeführt werden, wenn die Kapitulation beseitigt und das Erbkönigtum gesetzlich begründet ward. Dies war auch die Ansicht der Königin und des gewandten staatsklugen Kammerschreibers Gabel, und durch sie wurde auch der König zu der Überzeugung gebracht, daß nur durch einen solchen Staatsstreich das dänische Königreich vom gänzlichen Schiffbruch gerettet werden könnte. Es kam dem geraden ehrlichen Fürsten schwer an, gegen seinen Krönungseid zu handeln, in ein Komplott zwischen dem Hof und der ständischen Opposition zu willigen. Aber er traute den Absichten und klugen Ratschlägen Gabels, der die Seele des ganzen Unternehmens und der Vermittler und geheime Agent zwischen den Beteiligten war. Unter dem Vorwand, größere Sicherheit für die aufgeregte Hauptstadt zu schaffen, wurde eine Bürgerwehr errichtet und dem Befehlshaber der Besatzungstruppen General Schack, einem zuverlässigen Anhänger der königlichen Sache, untergeordnet. Vergebens suchte der Adel, dem es unheimlich zu werden anfing, die Verbindung zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft zu zerreißen, indem er aussprengen ließ, auch der Kirchenzehnten sollte abgeschafft werden; es gelang dem beredten Bischof, die Besorgnisse seiner Kollegen zu zerstreuen und das einträchtige Zusammengehen beider Stände zu erhalten. Erbreich mit Aufhebung der Kapitulation war die Losung.

Abschaffung der Kapitulation und Begründung des Erbkönigtums.

Die Einführung einer Stempelsteuer, zu welcher der Reichsrat den König nötigte, vermehrte die verbitterte Stimmung unter dem Bürgerstand. Soll damit der Finanznot abgeholfen werden? fragte man ironisch. Wie erstaunte der Reichshofmeister Joach. von Gersdorf, als ihm am 8. Oktober zwei mit den Unterschriften sämtlicher Abgeordneten der Geistlichkeit und des Bürgerstandes versehene Gesuche überbracht wurden, daß man dem König die Krone des Reichs als Erbkrone anbieten solle. Auch seine herbeigerufenen Kollegen vernahmen das unerhörte Verlangen mit Entsetzen. Es vergingen mehrere Tage in der größten Aufregung. Die hohen Herren bestritten den Abgeordneten das Recht, einen solchen Antrag, der in den zur Verhandlung bestimmten Punkten gar nicht inbegriffen sei, in den Reichstag zu bringen; beide Teile wandten sich an den König, die einen, daß er den Konvent auflöse, die andern, daß er ihre Bitte gewähre. Auf der Schloßbrücke begegnete der Reichsrat Otto Krag der städtischen Deputation. „Kennt ihr diesen?“ fragte er den Führer Nansen, indem er mit drohender Geberde auf den blauen Turm, das Gefängnis für Staatsverbrecher hinwies. „Was hängt dort oben?“ entgegnete der Angeredete, auf den Kirchturm mit der Sturmglocke zeigend. Wie milde und salbungsvoll und doch wie nachdrucksam flossen die Worte von den Lippen des Bischofs, bald um dem König in feierlicher Audienz die Erbkrone als Dank der Nation für die mutige Hingabe an das Vaterland anzubieten, bald um die Herzen des Reichsrats und Adels zu rühren, daß sie bei dem großen Werk gemeinsame Sache mit ihnen machen möchten. Seine Worte brachten auf die steinharten Seelen der Magnaten keinen Eindruck hervor, wohl aber die einmütige Haltung und das feste Auftreten der beiden Stände, von denen keiner wich und wankte. Der Reichsrat hatte seine Weigerung auch damit gerechtfertigt, daß das Kollegium unvollständig sei; da wurde von der Kopenhagener Bürgerschaft ein Gesuch an den König gerichtet, er möge die erledigten Stellen besetzen, aber nicht mit Adligen, sondern mit Gliedern aus dem Bürgerstand und der Geistlichkeit, und mit Richtern und Beamten.

Bei der Audienz im Schloß sahen die Anwesenden mit Erstaunen, daß Hannibal Sehestedt vertraulich mit dem Hof verkehre und sich freundlich mit Svane unterhalte, ein Beweis, daß dieser Edelmann ersten Ranges sich von seinen Standesgenossen wie einst von Corfiz Uhlefeld abgewandt habe und des Königs Sache zu führen bereit sei. Friedrich hatte nun alle Bedenken überwunden, freudig und entschlossen erklärte er, wenn Reichsrat und Adel sich nicht mit dem Klerus und Bürgerstand vereinigten, würde er von den letzteren allein sich zum Erbkönig erheben lassen. Reichsrat und Adel erkannten jetzt die Notwendigkeit, in die Erblichkeit der Krone zu willigen; um aber ihre Privilegien durch ein Bollwerk zu schützen, sollte der Wahlkapitulation keine Erwähnung geschehen. In dieser Form wurde am 13. Oktober in einer feierlichen Reichstagssitzung dem anwesenden König die Gabe von den Wortführern der drei Stände dargebracht, wobei Nansen die Hoffnung aussprach, daß in Zukunft auch Geistlichkeit und dritter Stand eine Stimme im Reichsrat haben würden. Aber war denn eine durchgreifende Verfassungsreform möglich, solange die Kapitulation, das Palladium des Reichsrats und Adels zu Recht bestand? Dem ersten Schritt mußte notwendig der zweite folgen.

Die königliche Diktatur. Ein gemischter Ständeausschuß von zwanzig Personen trat am folgenden 14. Okt. 1660. Tag in einem Saale des Schlosses zur Beratung über die künftige Staatsordnung zusammen. Hier gelang es nun vor allem dem vermittelnden Einfluß des mild-beredten Bischofs Svane, die entgegenstehenden Meinungen zu versöhnen. 14. Okt. So wurde denn noch an demselben Abend eine Urkunde aufgestellt und unterzeichnet, kraft deren Friedrich III. als erblicher König regieren und statt der nun hinfällig gewordenen Kapitulationsverfassung eine neue Staatseinrichtung, doch mit Berücksichtigung der bestehenden Privilegien, treffen möge.

Ein feierlicher Huldigungsakt, mit dem größten Glanz unter freiem Himmel in Szene gesetzt, war die Einweihung der neuen Ära in der Geschichte von Dänemark. Der neue Huldigungseid wurde von allen Ständen geleistet.

3. Dänemark als unbeschränkte Monarchie.

Neue Regierungskollegien. Die hohen Reichsämter wurden durch einen Staatsrat und Regierungskollegien ersetzt, in welche auch bürgerliche Mitglieder aufgenommen wurden. Von diesen Behörden gingen nun die Maßregeln aus, welche der Adelsgemeinde einen schweren Schlag versetzten und manche Familie dem Ruin nahebrachten. Die bisherigen Domanialpachtungen wurden abgeschafft und eine wirtschaftliche Selbstverwaltung eingeführt. Vorgeschossene Kapitalien sollten, bis die Rückzahlung möglich sei, einstweilen verzinst und statt der Grundhypotheken Schuldbriefe dafür ausgegeben werden. Aber wie mancher behauptete Vorschüsse geleistet oder Lieferungen gemacht zu haben, deren Richtigkeit er nicht darzuthun vermochte! Staatsgläubiger dieser Art wurden als Betrüger verfolgt. Mit einem Staatsrat, wo Svane und Nansen, die sich fortwährend der königlichen Gunst und Gnade erfreuten, Sitz und Stimme hatten, und mit Regierungskollegien, in denen Gabel und Lenthe das entscheidende Wort führten, verschwanden auch die hohen Herren, die früher ein Neben- und Mitregiment gebildet hatten, mehr und

mehr aus dem neuen königlichen Amts- und Regierungsorganismus. Sie konnten immerhin zufrieden sein, daß ihr Schicksal in die Hände eines milden und gerechten Monarchen gelegt war; denn es fehlte nicht an Stimmen, die viel weiter gehende Maßregeln verlangten; eine Reduktion der Krongüter, so durchgreifend wie sie bald darauf in Schweden durch Karl XI. vorgenommen ward, schien den Kronbauern das richtige Heilmittel. Friedrich III. begnügte sich vor der Hand mit dem Errungenen. Nur Corfiz Uhlefeld sollte empfinden, daß man seine Umtriebe und schwedischen Sympathien nicht vergessen habe. Aufs neue unter Anklage gestellt, entging er der Todesstrafe nur durch heimliche Flucht, aber seine stolze hochsinnige Gemahlin wurde über zwanzig Jahre in der härtesten Gefangenschaft gehalten.

Eine Staatsurkunde, die von allen Ständen in Dänemark und selbst in Norwegen und Island unterzeichnet wurde, war die feierliche Sanktion des Geschehenen, eine Souveränitätsakte, wodurch die Nation die Errungenschaften der Revolution als rechtsbeständig und als Ausdruck ihres Gesamtwillens anerkannte und gutthieß. Gestützt auf diesen Rechtstitel ging nun die Regierung auf dem Weg der Reformen voran: die Einlösung der verpfändeten Domänen, neue Verpachtungen, Ausdehnung der Freiheit über Bauernschaften, die ehemals der Krone gehört hatten, im Laufe der Zeit aber leibeigen geworden waren, wurden allmählich und mit schonender Rücksicht durchgeführt; die Geistlichkeit wurde unabhängiger gestellt und in ihrem Einkommen aufgebessert; die Städte, insbesondere Kopenhagen, erhielten manche neue Rechte in Beziehung auf die innere Verwaltung und auf Handel und Schiffahrt. Alles was auf diese Weise innerhalb mehrerer Jahre auf Grund der Souveränitätsakte eingeführt wurde, erhielt seinen rechtsgültigen Abschluß durch das „Königsgesetz" oder die pragmatische Sanktion, worin der Stammherr alle seine Nachkommen verpflichtete, die absolute Königsgewalt heilig und unverbrüchlich zu wahren, bei dem evangelischen Glauben zu verharren und an dem Fundamentalsatz zu halten, daß die Krone ungeschwächt und ungeteilt nach dem Recht der Erstgeburt sich in der Dynastie vererbe. Dieses Königsgesetz, „gleichsam ein Kommentar über die Souveränitätsakte", das der Kanzleisekretär Schuhmacher, der Sohn eines Weinhändlers, der seine natürlichen Anlagen durch eingehende Studien und große Reisen ausgebildet und in verschiedenen Stellungen seinen Scharfsinn und politischen Geist bewährt hatte, entworfen und Theodor Reinkingk, ein berühmter Jurist in Glückstadt, revidiert haben soll, wurde jedoch erst fünf Jahre später, bei der Krönung des neuen Königs Christian V. veröffentlicht, als die neuen Einrichtungen sich bereits befestigt und eingelebt hatten. Wohl hielten sich anfangs viele vom Adel in Zurückgezogenheit und machten dem in Brügge weilenden Corfiz Uhlefeld von ihrer Unzufriedenheit brieflich Mitteilung; aber mit der Zeit, als einer um den andern von den älteren Herren zu Grabe ging, versöhnte sich die jüngere Generation mit den veränderten Verhältnissen. „Wer nur immer in seiner kleinen

Das Königsgesetz.

14. Nov. 1665.

Christian V. 1670—1699.

Spanne Zeit lebt, der kann nicht begreifen, wie schnell das Gras wächst und wie viele Dinge das schnell gewachsene Gras ruhig und sicher deckt. Nansens Urenkelin wurde von einem Krag als Gemahlin heimgeführt. In der neuen Generation erzählte man sich mit Lächeln, was für Krauseköpfe die Väter gewesen seien." Bald verfaßte der hochgelehrte Professor J. Wandal von Kopenhagen auf Grund der Bücher Samuelis und andrer biblischen Stellen ein Werk über die Rechte eines absoluten Königs, das ein kanonisches Ansehen erlangte.

Peter Schuhmacher, Graf von Griffenfeldt. Solchen staatsrechtlichen Theorien praktische Geltung zu verschaffen, war das politische Bestreben des staatsklugen Ministers Peter Schuhmacher, der zum Dank für seine Verdienste von Christian V. zum Grafen von Griffenfeldt 1671. und zum Großkanzler erhoben ward. Ein neugeschaffener Grafen- und Freiherrnstand mit bestimmten Privilegien und hierarchischen Abstufungen und die Errichtung des Danebrogordens fesselte die Aristokratie an den Thron.

Welche Gefahren aber die absolute Königsgewalt in ihrem Schoß berge, sollte Griffenfeldt selbst erfahren. Trotz seiner Verdienste um die Erhöhung und Befestigung 1676. der souveränen Machtstellung erlebte er einen tragischen Ausgang. Es gelang einer mächtigen Adelsfaktion, die Eifersucht des Königs gegen den Kanzler zu erwecken, als ob er sich zu große Gewalt und Ehre anmaße und durch ungerechte Mittel und verräterische Verbindungen mit auswärtigen Höfen sich bereichert habe. Er verteidigte sich mit Würde und überzeugender Beredsamkeit; aber die Feinde waren zu zahlreich. Er wurde zum Tod und zum Verlust seines Vermögens und seiner Ehre verurteilt. Auf dem Schafott wurde ihm das Leben geschenkt, aber die Umwandlung der Strafe in lebenslängliche Gefangenschaft konnte kaum als ein Akt der Gnade gelten. Er mußte dreiundzwanzig Jahre lang in harter Kerkerhaft schmachten, zuerst in Friedrichshaven und dann, als die Gegner aus einer Bemerkung des Königs, „der einzige Griffenfeldt habe den wahren Nutzen Dänemarks besser eingesehen, als jetzt der gesamte geheime Rat", eine Änderung seines Schicksals befürchteten, in dem entlegenen Turm von Munkholm bei Drontheim. Von Christian endlich in Freiheit gesetzt, starb er einige Wochen darauf im selben Jahre mit dem König.

Christians V. spätere Regierung. Gegen den Rat des Kanzlers hatte sich Christian V. in den großen Koalitionskrieg wider Ludwig XIV. eingelassen, in der Hoffnung, mit Hilfe der Verbündeten die an Schweden abgetretenen Landschaften wieder zu erlangen und seinen Verwandten, den Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein-Gottorf, den Gründer der Universität Kiel (1665), der mit dem Hof von Stockholm durch Familienbande und politische Sympathien befreundet war, seiner selbständigen Herrschaft zu berauben. Wir haben die Wechselfälle dieses Land- und Seekriegs im Zusammenhang mit den brandenburgisch-schwedischen Feldzügen kennen gelernt (S. 597 ff.). Den Herzog lockte der Dänenkönig unter dem Schein vertraulicher Mitteilungen nach Rendsburg und hielt ihn dann gefangen, bis er sich bereit zeigte, seiner vollen landesherrlichen Gewalt zu entsagen und die Festung Tönningen abzutreten. Aber der Friede von St.-Germain sicherte nicht bloß die Integrität Schwedens; dem Herzog von Holstein-Gottorf mußten auch alle Länder und Gerechtsame zurückgegeben werden, die kraft älterer

Friedensschlüsse ihm gebührten. Christian Albrechts Sohn, der seinem Vater in der Herrschaft folgte, trat durch seine Vermählung mit einer Tochter Karls XI. in noch nähere Beziehungen zu dem schwedischen Königshaus. Um so gespannter wurde sein Verhältnis zu König Christian, als dieser bei dem Tod des Grafen Anton Günther Oldenburg und Delmenhorst, auf welches auch Gottorf und die Plöner Nebenlinie des Holsteinschen Hauses Anspruch erhoben, mit Dänemark vereinigte. Auch an dem zweiten Koalitionskrieg wider Frankreich nahm Christian V. teil; wir wissen, welchen Schrecken der dänische Namen in Irland verbreitete, als der Krieg zwischen dem Oranier und dem von Frankreich unterstützten Stuart auf jener Insel zur Entscheidung kam (S. 543). Dennoch schwebte ihm der Hof Ludwigs XIV. als Vorbild vor Augen; auch Kopenhagen sollte von den Herrlichkeiten von Paris und Versailles seinen Anteil haben. Eine Ritterakademie wurde gegründet, die gesellschaftliche Bildung verfeinert, ein neues Opernhaus errichtet. Aber der entsetzliche Brand, der bei der Aufführung eines mythologischen Effektstückes das Theater samt der Amalienburg verzehrte und gegen dreihundert Menschen den Flammentod brachte, blieb den Bewohnern der Hauptstadt lange im Gedächtnis.

4. Polen und Sachsen.

1. Polen unter den letzten Wasa und die Kosakenkriege.

Während in Dänemark die Adelsherrschaft durch einen aus der Geistlichkeit und der Bürgerschaft hervorgegangenen revolutionären Akt zu gunsten des absoluten Königtums gebrochen ward, gelangte dieselbe in Polen zu ihrer vollen Ausbildung, zu einer Aristokratenrepublik mit monarchischer Spitze. Wir haben in früheren Blättern (VIII, 527 ff.; XI, 850 ff.) den Entwickelungsgang des polnischen Staatswesens kennen gelernt. Als Siegmunds III. Sohn Wladislaw IV., der sich einst mit dem Gedanken getragen, das moskowitische Reich mit dem polnischen zu vereinigen (XI, 878), durch die Wahl des Adels den väterlichen Thron bestieg, mußte er die Prärogative der Krone durch neue Zugeständnisse an die herrschende Kaste vermindern. „Alljährlich sollte ein neues, zweites Viertel des Ertrags der königlichen Domanialgüter zur Erhaltung des stehenden Militärs und besonders zum Unterhalt der Artillerie ausgesetzt werden; bloß die königlichen Tafelgüter blieben von dieser Abgabe frei. Überdies sollte der Münzertrag künftighin nicht mehr dem König, sondern der Republik zugehören." Ohne alle Rücksicht auf die Wohlfahrt und Sicherheit der Nation war der polnische Adel mit dem engherzigsten Egoismus nur bedacht, bei jedem Regierungswechsel die Pacta conventa zum Vorteil seines Standes zu erweitern, seine eignen Leistungen für das gemeine Wesen auf das geringste Maß herabzusetzen, die nichtadligen Volksteile von aller Mitwirkung am öffent-

Der polnische Adelsstaat.

Wladislaw IV. 1632–1648.

lichen Leben auszuschließen, sie an jedem freien selbständigen Handeln zu hindern. Nicht nur, daß die Gutsherren die eignen Bauern in harter Leibeigenschaft hielten, sie wollten auch nicht zugeben, daß die Unterthanen in den Kronländereien besser gestellt wurden. Denn da die Domanialgüter durch Pacht oder Pfandschaft meistens in adligen Händen waren, so konnten den Herren aus einer solchen Verschiedenheit Nachteile erwachsen. Die bäuerliche Bevölkerung sollte die gleiche Knechtschaft ertragen; eine Ungleichheit würde unter den Hörigen der Adelsgüter ein Verlangen nach Freizügigkeit, ein bedenkliches Trachten nach Veränderung und Bewegung erzeugen. Mit Argusaugen wachte die Aristokratie, daß die bestehenden Zustände und Einrichtungen keine Veränderung erfuhren, daß die Verfassung der „Republik" Polen rein erhalten, d. h. die Rechte der herrschenden Klasse durch keinerlei Reformen beeinträchtigt oder durchbrochen würden. Es wurde dem König nicht gestattet, nach dem Beispiel andrer Potentaten, durch Einführung von Orden oder Titeln, durch gräfliche oder fürstliche Rangerhöhungen die Gleichheit der Adelsgemeinschaft zu stören; die Glieder der polnischen Aristokratie dünkten sich weit erhaben über alle ständischen Würden und Auszeichnungen des Auslandes, sie hielten sich für Kurfürsten, denn das Staatsoberhaupt war ja nur ein Geschöpf ihrer Wahl, das ihren Willen vollzog. Allein so einträchtig die Magnaten in dem Bestreben waren, die Königsmacht zu schwächen und alle fremden und nichtadligen Elemente fern zu halten, so parteisüchtig waren sie untereinander, so sehr lähmten sie durch leidenschaftliches Faktionswesen, durch Umtriebe und Komplotte jede nationale Kraftentfaltung, jede obrigkeitliche Autorität.

Johann Kasimir und die Kosaken. Wenn unter der Regierung des Königs Wladislaw die äußere und innere Ruhe wenig gestört ward, so lag die Ursache darin, daß im Westen alle Nationen auf dem großen deutschen Kriegsschauplatz beschäftigt waren, im Osten die Russen ihre Kräfte sammeln mußten, um die durch die langen bürgerlichen Kämpfe und Zerrüttungen empfangenen Wunden zu heilen. Aber noch ehe dieser König aus der Welt ging und sein Bruder Johann Kasimir auf Grund derselben Pacta conventa zum König gewählt ward, erlitt diese Ruhe eine Unterbrechung durch den sechsjährigen Kosakenkrieg, dessen Ausgang nicht minder zu der Schwächung des polnischen Reichs beitrug als der unmittelbar darauf folgende Krieg gegen Schweden-Brandenburg, der uns bereits bekannt geworden ist. Jener Teil des im Norden des Schwarzen und Asowschen Meeres seßhaften weit verzweigten Volksstammes, den Stephan Bathori der polnischen Oberhoheit unterworfen und organisiert hatte (XI, 854) und der von seinen Wohnsitzen im Süden der Wasserfälle des Dnjepr den Namen „Saporoger" führte, war den Polen ein Dorn im Auge. Das an Krieg und Freibeuterei gewöhnte, in freier Autonomie unter einem selbstgewählten Hetmann lebende Reitervolk, das durch die Kargheit des Reichstags nur ungenügend in dem Dienst und Sold des Königs beschäftigt ward, ließ sich durch die schutzherrlichen Bande, womit es an die polnische Krone

(Randnotiz: Johann Kasimir 1648–1669.)

geknüpft war, nicht abhalten, aus seinen von Felsen, Wald und Gebüsch durchzogenen, durch Verhacke und Schanzwerke gedeckten Wohnsitzen bald dahin bald dorthin Raubfahrten zu unternehmen, wodurch der Regierung in Warschau manche Widerwärtigkeiten bereitet wurden. Hatte doch eine Schar verwegener Gesellen, mit andern Stammesgenossen verbunden, ohne Geschütz die Handelsstadt Asow eingenommen und mehrere Jahre lang behauptet, jene Metropole 1637–1642.
des Verkehrs zwischen Asien und Europa, die einst von den Türken den Genuesen entrissen worden war. Und noch mehr verdroß es die Gutsbesitzer in der Ukraine und im ganzen südlichen Polen, daß so viele ihrer leibeignen Bauern dem Druck der Frondienste und der Geißel der Hörigkeit entflohen und bei den Kosaken, die ohnedies als Anhänger der griechischen Kirche den papistisch gesinnten Polen und ihren jesuitischen Lehrmeistern so sehr verhaßt und verabscheut waren, eine Freistätte suchten, wo sie unter dem Schutz verbriefter Rechte in Sicherheit leben konnten. Wie wenig Adel und König sonst Liebe und Vertrauen zu einander hatten, in der Abneigung gegen alle Dissidenten und insbesondere gegen die schismatischen Kosaken waren beide einig. Johann Kasimir war mehr eine priesterliche als königliche Natur: auf großen Reisen, die er unter der Regierung seines Bruders durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien unternommen, war er in Rom dem Jesuitenorden beigetreten und zum Kardinal erhoben worden, und wenn er auch später wieder in den weltlichen Stand zurückkehrte, und mit päpstlicher Erlaubnis sich vermählte, so bewahrte er doch die Grundsätze und Tendenzen der Gesellschaft Jesu und eine Neigung für den geistlichen Stand in seinem Herzen.

Regierung und Reichstag faßten daher den Beschluß, die Freiheiten der Kosaken zu beschränken und der staatlichen Selbständigkeit ein Ende zu machen. Anfang der Kosakenkriege. Eine feste Burg, Kudak, am ersten Wasserfall gegen Kiew zu, von einem französischen Ingenieur erbaut und mit einer polnischen Besatzung versehen, sollte das Reitervolk überwachen und im Zaum halten. Ein verunglückter Versuch, das Werk zu zerstören, bot die willkommene Gelegenheit, mit Strenge vorzugehen. Der Anführer wurde wider gegebenes Versprechen hingerichtet und die Ausnahmsstellung durch Reichstagsbeschluß aufgehoben. Die freie Wahl ihres Hetman sowie alle Sonderrechte seien durch die Rebellion verwirkt worden. Fortan sollte der Kronfeldherr alle Obersten und Hauptleute d. h. alle Behörden in dem militärisch gegliederten, in Regimenter geteilten Gemeinwesen der Kosaken ernennen und zwar aus dem Adel, kein Unterschied sollte mehr bestehen zwischen einem Kosaken und einem polnischen Bauer, der demokratische Soldatenstaat mit brüderlicher Gleichheit in aristokratischer Weise umgestaltet werden. Nun wurde von den königlichen Regierungsbeamten und von der katholischen Priesterschaft um die Wette an der Unterdrückung und Bekehrung der Kosaken gearbeitet und dabei keine Gewaltthat gescheut. Nicht mehr der Metropolit von Kiew, sondern der Papst in Rom sollte als Oberhaupt der Kirche verehrt werden. Der Bogdan Chmelnizky, ein tapferer Kosakenführer von polnischer Abkunft, wurde von einem Starosten seines Gutes beraubt, und als er in Warschau Klage führte, überfiel der Beamte sein Haus, nahm ihm sein Weib und heiratete sie selbst, nachdem er sie zur katholischen Kirche gebracht. Da rief Chmelnizky die Kosaken zu den Waffen und eröffnete mit Hilfe der 1647.

Tataren, jenes mächtigen Bruchteils der einst so gewaltigen „Goldenen Horde“, der in der Krim im alten Taurien unter türkischer Hoheit ein kriegerisches Nomadenleben führte, einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Polen. Der Feldherr Potocki erlitt
Mai 1648. eine schmähliche Niederlage um dieselbe Zeit, da Wladislaw aus der Welt ging. Diesem wäre es vielleicht möglich gewesen, den Abfall zu verhüten; denn er war dem tapfern Kosakenführer bisher gewogen gewesen und hatte die Härte und Ungerechtigkeit der polnischen Magnaten verdammt. In einem Krieg wider die Türken, den er kurz vor seinem Ende im Schilde geführt, konnte ihm das streitbare Volk wesentliche Dienste leisten. Aber unter dem neuen König, der ganz in der Gewalt des Adels stand, war für das ketzerische und rebellische Volk keine Gnade zu hoffen. Und wenn auch durch
Aug. 1649. den Zborowschen Vertrag der Versuch einer Ausgleichung gemacht ward, sollte der kluge Chmelnizky gegen die unsichere Zusage einer Amnestie und die Ernennung zum Hetman die Vorteile aus der Hand geben, die ihm das Waffenglück und das faktiöse Treiben der Adelshäupter gerade jetzt eingebracht? Zudem wollten die Kosaken nicht wieder zur Feldarbeit zurückkehren, nicht wieder der Gewalt der polnischen Magnaten und den Verführungskünsten der Jesuiten ausgesetzt sein. So war der Vertrag von kurzer Dauer und die Zukunft auf die Spitze des Schwertes gestellt.

Abfall der Kosaken von Polen zu Rußland.

Der Krieg war blutig und wechselvoll; aber wohin sich auch der Sieg neigen mochte, die Nation und die Republik trug in allen Fällen Schaden und Schwäche davon. Und welche Greuel mußte ein Kampf zu Tage bringen, der zugleich ein Bürger-, ein Rassen- und ein Religionskrieg war, und in welchem wilde mohammedanische Tatarenhaufen und entlaufene polnische und litauische Bauern unter der Fahne der Kosaken stritten? Der Hetman Chmelnizky selbst geriet in Sorge über die verwilderten Banden, die nur noch ihren rohen Trieben und Leidenschaften folgten. Namentlich wünschte er die Tataren los zu werden. Dies konnte er aber nur bewerkstelligen, wenn er sich entweder mit Polen versöhnte oder eine andre Hilfe anrief. Der erstere Ausweg war für ihn so gut wie verschlossen. Denn in Polen nahm während dieses Kriegs die Adelsoligarchie einen solchen Charakter an, daß nicht Verfassung und Gesetz, sondern Anarchie im Lande zu herrschen schien. In den Landesversammlungen wurde nicht mehr mit Gründen für und wider verhandelt, sondern die Mehrheit pflegte die widersprechende Minderzahl durch tumultuarische Drohungen, ja durch offene Gewalt zum Schweigen zu bringen. Zwietracht und Parteiwut traten so ohne alle Scheu hervor, daß einzelne Großen die Unternehmungen der Kosaken förderten, und im
1652. Reichstag kam zum erstenmal das Beispiel vor, daß einer der Landboten oder Deputierten mit seiner einzigen Gegenstimme den Fortgang der Beratungen verhinderte und die von der Versammlung gefaßten Beschlüsse für ungültig erklärte, ein Fall, der, anfangs verwünscht und verabscheut, bald ein anerkanntes Recht ward. Nur mit Stimmeneinheit sollte ein gültiger Reichstagsbeschluß gefaßt werden können. Wir werden dieses abenteuerliche Recht des Liberum Veto, das als Gegengift die bewaffneten Konföderationen in seinem Schoß barg, in seinen alles staatliche Leben zersetzenden Wirkungen noch näher kennen lernen: für jetzt hatte das Umsichgreifen der Anarchie und der Adelsfaktionen die Folge,

daß der Hetman Chmelnizky den Gedanken an eine Verständigung mit der Republik aufgab und sich nach anderweitiger Hilfe umsah. Und was konnte ihm da vorteilhafter erscheinen als ein Anschluß an das Moskowiterreich, das unter dem Haus Romanow gerade so der festen monarchischen Konzentration entgegenging, wie die polnische Adelsrepublik der Auflösung aller staatlichen und gesellschaftlichen Bande? Zar Alexei nahm mit Billigung einer Reichsversammlung 1654. die Boten des Kosakenhauptmanns freundlich und entgegenkommend auf. Dem Abschluß eines Schutzbündnisses, kraft dessen der Überschuß der Bevölkerung der Sloboden sich in den unbewohnten aber fruchtbaren Landstrichen in der Gegend von Bielgorod niederlassen durfte und den Grund zu den rasch emporblühenden Ansiedelungen von Achtirka, Sumi, Charkow u. a. legte, folgte ein Staatsvertrag mit gegenseitigen Rechtsverbindlichkeiten. Als Chmelnizky seinen ver- Sept. 1653. sammelten Starschinen und Obersten die Bundesakte vorlegte und sie fragte, ob sie lieber einem katholischen König gehorchen und mit Mohammedanern in Freundschaft leben oder von einem rechtgläubigen mächtigen Monarchen geschützt werden wollten, entschieden sich alle für den Anschluß an das durch Religion und Sprache verwandte Brudervolk der Russen. Alle Kosaken schwuren darauf dem großen Zar in Moskau, dessen Oberhoheit bereits ein andrer Zweig der Kosakenfamilie, der am Don seßhafte Stamm, anerkannt hatte, den Eid der März 1654. Treue und empfingen die Bestätigung aller der Rechte, die sie früher unter der Hoheit des Polenkönigs genossen hatten.

Nun nahm der Krieg weitere Dimensionen an: Kosaken und Russen drangen Polen in Kriegsnot. gemeinsam gen Westen vor, schlugen den litauischen Großfeldherrn Joh. Radziwill in die Flucht und eroberten in raschem Siegeslauf die Städte Smolensk, Witebsk, Minsk, Grodno u. a. O. Das geschah um dieselbe Zeit, als der Schwedenkönig den oben beschriebenen Feldzug von Westen her unternahm und bis Warschau vorrückte (S. 579). Ein polnischer Edelmann, der Kron-Unterkanzler Hieronymus Radziejowski, der vom König tödlich beleidigt, zuerst heimlich mit den Kosaken konspiriert hatte, dann mit racheglühender Seele an den Hof von Stockholm geflohen war, diente dem Schwedenkönig als Führer und feindlicher Aufstifter gegen das eigne Vaterland. Und nun brach die Kriegsfurie von allen Seiten in das polnische Land ein: Russen und Kosaken, Schweden und Deutsche, der Siebenbürger Rakoczy trachteten gleichzeitig die Republik zu verschlingen. Schon damals tauchte der Gedanke einer Teilung Polens auf. Aber Dank der durch die Geistlichkeit bewirkten Erhebung der Polen selbst und der Eifersucht und Zwietracht der Feinde unter einander ging die Nation, wenn auch mit zerschlagenem Körper, doch lebendig aus dem Todeskampf hervor. Der Zar, der sein Schwert gegen die schwedischen Ostseeprovinzen kehren wollte, schloß mit Polen auf Grund des Bestehenden in Wilna einen Waffenstillstand. Aus einem Gegner wurde nunmehr Alexei Okt. 1656. ein Helfer, da er den gemeinschaftlichen Feind Karl X. bekämpfte. Zu diesem freundschaftlichen Verhältnis trug nicht wenig der Umstand bei, daß die polnischen Magnaten dem Zaren mit der Aussicht schmeichelten, nach dem Tod Johann Kasimirs würde er zum Nachfolger gewählt werden. Denn der letzte kinderlose Wasa war ein schwaches Reis auf dem rauhen Polenstamm. Als der Schwedenkönig wider Dänemark zog, wurde der Krieg gegen Polen und Rußland mit geringerem Eifer fortgesetzt, ohne daß

jedoch die Waffen gänzlich geruht hätten; aber der Tod des unternehmenden eroberungslustigen Fürsten vor Kopenhagen führte zu einer Reihe von Friedensschlüssen, deren Ergebnisse uns bereits bekannt sind. Durch den Wehlauer Vertrag entsagte der König Johann Kasimir der Lehnsherrlichkeit über das Herzogtum Preußen und drei Jahre später im Frieden von Oliva seinen Ansprüchen auf Esthland und Livland, die nun wieder an die Krone Schweden fielen, eine Bestimmung, in welche auch der Moskowiter-Zar in dem „Ewigen Frieden" von Kardis (einem Gut zwischen Dorpat und Reval) einging.

Neuer Kosakenkrieg und polnische Parteikämpfe. Als dieser Friede mit Schweden zum Abschluß kam, war der Krieg zwischen Polen und Rußland wieder in vollem Gang. In Warschau konnte man die Schwächung der Republik durch den Verlust der Ukrainischen Kosaken nicht verschmerzen. Es wurden Versuche gemacht, dieselben wieder zu gewinnen. Bogdan Chmelnizky, der während des Aug. 1657. Kriegs aus der Welt ging, hatte vor seinem Tod bewirkt, daß die Volksgemeinde seinen sechzehnjährigen Sohn Georg zum Nachfolger wählte; aber dessen Vormund, der ehrgeizige **Johann Wigowski** strebte selbst nach dieser Würde, die er am ersten mit Hilfe des Polenkönigs erlangen zu können hoffte. In Warschau kam man seinen Anträgen gern entgegen, man war bereit, die Rückkehr des verlornen Sohnes mit einem Versöhnungs- und Freudenfest zu feiern: in dem mit Wigowski und seinen Partei- 1658. gängern abgeschlossenen Vertrag von Hadiatsch wurde ausgemacht, daß die Kosaken gegen Zusicherung religiöser Freiheit und politischer Autonomie wieder unter die Lehnsherrlichkeit Polens zurückkehren sollten; dafür sollte Wigowski als Hetman anerkannt werden und die Befugnis erhalten, aus der Mitte des Volks einen Ritterstand zu bilden, dem die Rechte des polnischen Adels zukommen würden. Aber gerade diese letztere Bestimmung, die Wiederholung des früheren Versuchs, in die demokratische Gemeinschaft einen Keil zu treiben, machte den Vertrag unausführbar und erzeugte neue Spaltungen. In kurzem scharte sich eine nicht minder große Partei um den jungen Georg Chmelnizky und forderte, daß der Eid der Treue, den man vor sechs Jahren dem Zaren geschworen, gehalten werde. Dies war der Anfang eines neuen Kriegs zwischen Polen und Rußland, in welchem die Kosaken in zwei Heerlager gespalten auf beiden Seiten stritten. Der Kampf gestaltete sich um so heftiger als noch dynastische Motive mitwirkten: der König und die Königin nämlich hegten den eifrigen Wunsch, daß der Herzog von Enghien, der einzige Sohn des Prinzen Condé, dermaleinst den Thron in Warschau einnehmen möchte, während Alexei, gestützt auf die Zusage der Großen, die Krone davonzutragen wünschte. Der mehrjährige Krieg zwischen den beiden rivalisierenden Nachbarvölkern war ohne entscheidende Wechselfälle. Man verglich sich endlich dahin, daß die Wahlsache unberührt bleiben sollte; und da *ein* Krieg mit der Pforte drohte, so hielt es Polen für geraten, auch mit den Russen *eine* Übereinkunft zu treffen. Nach längeren Unterhandlungen wurde dann in dem Dorf **Andrussow** zwischen Smolensk 20. Jan. 1667. und Mstislawl ein Frieden geschlossen, vorläufig auf dreizehn Jahr sechs Monate, infolgedessen der Zar Smolensk, Severien und Tschernigow sowie die Oberherrschaft über die Ukrainischen Kosaken jenseit des Dnjepr erhielt, auch noch auf zwei Jahre im Besitz von Kiew blieb. Die Woiwodschaften Polozk, Witebsk und polnisch Livland wurden der Republik zurückgegeben.

Aufstand der Donischen Kosaken gegen Rußland. 1667—1671. Die innern Bewegungen, von denen bald nachher sowohl Polen als das Zarenreich heimgesucht wurden, hatten zur Folge, daß der Frieden von Andrussow sorgfältiger beobachtet ward, als die frühern Abkommen. Während nämlich die Saporoger Kosaken sich allmählich in die gegebenen Verhältnisse fügten, entstand unter dem verwandten Zweig, der am Don sein umherschweifendes oder seßhaftes Dasein verbrachte, ein furchtbarer Aufruhr gegen die Russen, denen jenes Reitervolk bisher so wesentliche

Dienste geleistet, soviel zur Erweiterung und Befestigung ihrer Herrschaft beigetragen hatte. Wie der polnische Reichstag, so wollte auch die russische Regierung die Autonomie und die Vorrechte der Donischen Kosaken abschaffen und sie unter die Ordnungen und Gesetze des Gesamtreichs beugen. Sie sollten das freie Wahlrecht ihrer Oberen und Atame und ihre herkömmlichen Volksgerichte nach eignen ererbten Rechtsgewohnheiten aufgeben und unter der Obmacht des Woiwoden von Tscherkask stehen. Als Jurii Alex. Dolgorukij dieses Uniformitätssystem mit großer Strenge durchzuführen suchte, erhob Stenka Rasin, dessen Bruder wegen Widerspenstigkeit mit dem Strang hingerichtet worden, die Fahne der Empörung und trug, von andern Häuptlingen unterstützt, Tod und Verderben in die Wolgagegenden bis an das Kaspische Meer. Über drei Jahre durchstürmten die Kosakenhaufen, von Tag zu Tag sich mehrend, die östlichen Landschaften des Reichs, füllten die Städte Ssaratow, Ssamara, Atamas mit Blut und Entsetzen und verbreiteten Schrecken bis in die Hauptstadt. In drei Monaten wurden elftausend Menschen durch Scharfrichters Hand am Leben gestraft. Erst als der verwegene Anführer nach einer unglücklichen Schlacht in die Gewalt der 2. Juni 1671. Russen gefallen und in Moskau nach den entsetzlichsten Peinigungen, wobei er keinen Schmerzenslaut hören ließ, gevierteilt worden war, erloschen allmählich die Flammen des Bürgerkriegs.

2. Johann Sobieski und August II. von Sachsen.

Während des großen Kriegs war die Königin, eine Tochter Frankreichs, aus der Welt gegangen, wie man sagte aus Verdruß, daß ihre Pläne hinsichtlich der Thronfolge gescheitert waren. Nun reifte auch bei Johann Kasimir der Entschluß, sich von dem politischen Leben zurückzuziehen und die letzten Jahre den religiösen Dingen zu weihen. Als er einst auf der erwähnten großen Reise während des spanisch-französischen Kriegs auf einer genuesischen Galeere, die ihn nach Spanien bringen sollte, an der Küste der Provence landete, wurde er auf Richelieus Befehl aus Staatsgründen zurückgehalten und zwei Jahre lang unter Aufsicht gestellt. Der Aufenthalt war ein unfreiwilliger gewesen; dennoch scheint Johann Kasimir an dem Land, wo die Adelsmacht niedergeworfen und die königliche Majestät auf so glänzende Höhe gestellt war, großes Wohlgefallen gefunden zu haben, dort wollte er sein Leben beschließen. Nachdem er sich eine ansehnliche Leibrente ausbedungen, nahm er auf dem Reichstag Abschied von der 1669. polnischen Nation und begab sich nach Frankreich, um in der alten Bischofstadt Nevers, im reizenden Gebiet der obern Loire, seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Es war der letzte Wasa, in dem noch das Blut der Jagellonen floß, der so dem Land seiner Ahnen den Rücken wandte. Fortan war die Königswahl an keine dynastische Traditionen, an keine Rücksichten der Pietät weiter gebunden. Johann Kasimir überlebte seine Thronentsagung noch drei Jahre, fern von dem † 16. Dez. 1672. Schauplatz wilder Parteikämpfe und Wahlstürme, die seiner Abdankung auf dem Fuße folgten.

Kasimirs Thronentsagung.

Der wahlberechtigte Adel spaltete sich in zwei Parteien, in eine französisch-lothringische und in eine deutsch-neuburgische, die einander bis aufs Blut be-

Stürmische Wahlbewegungen.

kämpften, so daß der Reichstag ein Gesetz erließ, daß in Zukunft kein König mehr abdanken dürfe, ein trauriges Zeugnis, wie wenig neidenswert selbst den Magnaten die höchste Ehrenstelle in der Republik Polen dünkte. Nach einem siebenmonatlichen Interregnum voll leidenschaftlicher Kämpfe und Umtriebe, Ränke und Intrigen vereinigten sich endlich die Faktionen auf einen einheimischen Edelmann mittleren Ranges, Michael Wisniowiecki, weniger aus Gründen seiner Bedeutung oder Würdigkeit, als weil der tapfere litauische Kriegsmann ohne großes Vermögen und mächtigen Familienanhang niemand Besorgnis einflößte, dem Einfluß und den Vorrechten der Großen keine Gefahr zu bereiten schien. Die Häupter des Senats und des Klerus, vor allen der Primas Nikol. Prazmowski und der Kronfeldherr Johann Sobieski, voll Neid und Erbitterung, daß der geringere Adel in einer patriotischen Aufwallung bei der Wahl den Ausschlag gegeben, machten auch diesem neuen König das Amt sehr schwer; schon der erste Reichstag wurde gesprengt.

Michael Wisniowiecki. 1669–1673.

Kosaken- und Türkenkrieg.

Außer den innern Parteibewegungen schuf besonders das unruhige Treiben der Kosaken ein Meer von Verwirrung und Verlegenheiten. Der kriegerische Volksstamm, unzufrieden, daß er in zwei Hälften zerrissen worden, wovon die eine unter russischer, die andre unter polnischer Herrschaft stehen sollte, trachtete nach Wiedervereinigung, sei es durch Rückkehr unter die Hoheit der Republik, oder durch Anschluß an den Zar von Moskau. Daß bei diesem Streben nach Veränderung sich wieder verschiedene Faktionen unter herrschsüchtigen Führern bildeten, die teils nach Warschau teils nach Moskau den Blick richteten, lag in der Natur der Dinge. Unter den innern Unruhen der beiden Volksteile diesseit und jenseit des Dnjepr, und unter den Parteikämpfen des einen Hetman gegen den andern, traten auch konspiratorische Umtriebe mit den Tataren der Krim, den alten Waffenbrüdern und durch diese mit der Pforte ins Dasein, Umtriebe, die sowohl den Russen als den Polen verderblich wurden. Es ist uns bekannt, daß gerade damals die Osmanen unter dem energischen Regiment der beiden Köprili einen kriegerischen Aufschwung nahmen: sie entrissen den Venetianern nach einem Riesenkampf die Insel Kandia und suchten Siebenbürgen und Ungarn unter die Lehnshoheit der Pforte zu zwingen, wobei ihnen eingeborne Magnaten Hilfe leisteten. Ähnliche Verhältnisse boten sich ihnen nun auch in der Ukraine dar: der ehrsüchtige und ränkevolle Hetman Doroschenko war bereit, den Beistand der Türken zur Erwerbung der Führerschaft über alle Kosaken mit der Anerkennung der Oberhoheit der Pforte zu erkaufen. Die kecke Sprache des polnischen Gesandten in Konstantinopel mehrte die Kriegslust des Sultans Mohammed IV. Bald stand ein zahlreiches Türkenheer vor den Mauern von Kamenez am Dnjestr. Die schwach verteidigte Stadt mußte sich ergeben; der Kronfeldherr Sobieski war nicht stark genug, den übermächtigen Feind zurückzudrängen; ganz Podolien fiel in türkische Hände; Lemberg mußte durch eine hohe Brandschatzung den Abzug der Janitscharen erkaufen. Der schwache König Michael erschrak und schloß eilends den schmachvollen Frieden von Budziak, kraft dessen Podolien den Osmanen und die Ukraine dem Kosakenhetman unter der Hoheit der Pforte verbleiben und die Republik ein beträchtliches Jahrgeld als Tribut entrichten sollte. In Kamenez rückte ein türkisches Besatzungsheer ein und bei Chotin am rechten Ufer des Dnjestr bezogen 80,000 Osmanen ein befestigtes Lager.

Aug. 1672.

18. Sept. 1672.

Johann Sobieski. 1674–1696.

Wie schimpflich immer dieser Friedensvertrag war, der Reichstag in Warschau trug doch Bedenken, durch Verweigerung der Bestätigung den schrecklichen

Feind zu reizen: nur die dringenden Vorstellungen Sobieskis, der mit
Thränen im Auge die Versammlung beschwor, die Übereinkunft zurückzuweisen Febr. 1673.
und zugleich Vorschläge über die Weiterführung des Kriegs machte, weckten
Mut und Selbstvertrauen. Der Friedensvertrag wurde verworfen und der
Kronfeldherr ermächtigt, den Waffengang zu erneuern. Der kleinmütige König
geriet darüber in solche Aufregung, daß er auf den Tod erkrankte und einige
Monate nachher in einem Alter von fünfunddreißig Jahren in Lemberg starb. 10. Nov. 1673.
Sobieski rettete die Ehre und den kriegerischen Ruhm der Nation. Um dieselbe
Zeit, da der unglückliche König aus der Welt ging, machte er einen Angriff auf
das weitgedehnte Lager bei Chotin und fügte dem feindlichen Heer eine vollständige Niederlage zu. 8000 Janitscharen nebst anderm Kriegsvolk fanden noch
auf dem fluchtähnlichen Rückzug nach Kamenez durch den Einsturz der überfüllten Dnjestrbrücke ihren Tod in den eisigen Wellen des Stromes. Die große
grüne Hauptfahne, die der Kronfeldherr erbeutet, sandte er als Siegestrophäe
dem heiligen Vater in Rom, der sie in St. Peter aufhängen ließ. Unter diesen
Eindrücken fand die Königswahl statt. Sechs fürstliche Bewerber waren aufgetreten, zum Teil mit den glänzendsten Versprechungen. Aber trotz aller Intrigen
und Parteiumtriebe wurde doch der Sieger von Chotin mit patriotischer Begeisterung zum König ausgerufen. Die kriegerische Tugend des tapfern Edel- 19. Mai 1674.
manns, die eine ruhmvolle Zukunft versprach, und die Thätigkeit der französisch
gesinnten Partei, die an dem Gesandten Ludwigs XIV. einen einflußreichen
Begünstiger hatte, wirkten dabei zusammen. Aber auch nach seiner Wahl, noch
ehe die Krönung erfolgen konnte, mußte der neue König die Grenzlande gegen
den übermächtigen Feind verteidigen. Rachedürstend rückten die osmanischen Heere
von Kamenez aus in das polnische Gebiet, füllten Podolien, die Ukraine, Galizien mit grausenhafter Verwüstung und bedrohten Lemberg. Da zog Sobieski
abermals mit Heeresmacht gegen die Türkenhaufen ins Feld und erfocht, trotz
seiner weit geringeren Streitkräfte, unter den Mauern von Lemberg einen
zweiten glänzenden Sieg. Auch diese Niederlage war nicht vermögend die Pforte Aug. 1675.
zum Aufgeben des Friedens von Budziak zu bewegen; noch über ein Jahr hatte
der Krieg seinen ununterbrochenen Fortgang; und als die kleine und an allem
Mangel leidende Armee Sobieskis bei dem Ort Zurawna in der Nähe des
Dnjestr von einem überlegenen Türkenheer in Blockade gehalten wurde, hatte es
den Anschein, als ob die Anstrengungen Polens ohne Früchte bleiben sollten.
Allein dank der unverzagten Haltung des Königs und der Besorgnis der Pforte
vor einem mit Rußland drohenden Krieg, welcher die türkischen Waffenerfolge in
Ungarn beeinträchtigen könnte, gewannen in Konstantinopel die Friedensgedanken
das Übergewicht. Man beschloß um den Preis einer Ermäßigung der früheren
Vertragsbedingungen den Krieg wider Polen zu Ende zu bringen. Nach dem
vorläufigen Abkommen von Zurawna wurde in Konstantinopel eine neue Okt. 1676.
Friedensurkunde vereinbart. Darin verzichtete der Sultan auf den Tribut und März 1678.

begnügte sich mit einer Grenze, welche den größten Teil von Podolien mit Einschluß der Festung Kamenez der Türkei zuwies, dagegen zwei Drittel der Ukraine samt der Oberhoheit über die dort seßhaften Kosaken im Besitz der Republik ließ.

Jan. 1681. Drei Jahre später wurde auch zwischen Rußland und der Pforte der Friede von Radzin auf zwanzig Jahre geschlossen, welcher dem wechselvollen Krieg, den beide Völker um Tschigirin und am Dnjepr geführt, ein Ende machte. Georg Chmelnizky, den der Sultan als Hetman der Kosaken anerkannt hatte, fand in diesem Krieg seinen Tod. Die Türken mußten alle Ansprüche auf die Ukraine aufgeben und Kiew blieb im Besitz der Russen.

Sobieskis spätere Regierung und Ausgang.

Als die Türkennot vorüber war, kehrten die Leidenschaften der Faktionen und die bürgerlichen Unruhen in Polen zurück. Trotz seiner großen Verdienste im Feld hatte Sobieski viele Gegner. In Litauen hatte die stolze Familie Pac, die ihren Ursprung von den florentinischen Pazzi ableitete, seine Wahl bekämpft, und ihre feindselige Gesinnung auch nachher nicht abgelegt: um ein Gegengewicht zu bilden, begünstigte Sobieski das reiche Geschlecht der Sapieha, denen man tatarische Abstammung beilegte. Bald war Graf Kasimir Sapieha der mächtigste Herr des Großfürstentums und nährte den ehrgeizigen Gedanken in sich, dermaleinst die Krone Polens zu erwerben oder falls diese Hoffnung fehlschlüge, das litauische Land von der Republik loszureißen und wie ehedem vor der Zeit Jagellos zu einem selbständigen Fürstentum zu erheben. Er vertraute auf den Beistand Österreichs, dessen Interessen er stets eifrig verfocht. — Es geschah im Widerspruch mit der Hofpolitik, als Johann Sobieski jenen berühmten Feldzug zum Entsatz von Wien unternahm, der sein Haupt mit unverwelklichen Lorbeeren umflechten sollte. Im Bund mit Kaiser und Reich und unterstützt von Rußland, hoffte er die Türken auf immer von der polnischen Erde zu verjagen und die verlornen Gebietsteile wieder mit dem Mutterland zu vereinigen. Die Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen; vielmehr wurden seitdem die Türken schlimmere Nachbarn als zuvor. Wie tapfer und mannhaft König Johann jahraus jahrein ins Feld zog, er war nicht im stande, den Ungläubigen Kamenez und Podolien zu entreißen oder das Fürstentum Moldau für die Republik zu erobern. Die abnehmende Kriegslust der Polen, der Mangel an Geld, Mannschaft und genügendem Geschütz und die heimlichen Künste der Neider und Gegner unter den Magnaten lähmten die Kraft des Königs und verhinderten Erfolge, die mit seinen ersten Kriegsthaten in Vergleich gestanden hätten. Dazu nun die Fülle innerer Verdrießlichkeiten. In Litauen stand der Oberbefehlshaber Kasimir Sapieha, der bald nach dem Wiener Feldzug mit dem König zerfallen war, in offener Empörung gegen Sobieski, als dieser sich in einem Streit des Grafen wider den Bischof von Wilna auf die Seite des letzteren stellte. Als der Kriegsheld, der nicht nur wegen seiner Feldherrngaben, sondern auch wegen seiner allgemeinen Bildung, seines ritterlichen Wesens und seiner Welt- und Menschen-

kenntnis, die er durch große in der Jugend unternommene Reisen sich erworben und durch sein wechselvolles Leben vermehrt hatte, die letzte würdige Königsgestalt auf dem polnischen Thron war, kummervoll und mit getäuschten Hoffnungen ins Grab stieg, konnte man an den leidenschaftlichen Parteibewegungen der † 17. Juni 1696. Großen die Stürme voraussehen, die über seiner Leiche sich erheben würden.

Es dauerte ein volles Jahr, ehe die neue Königswahl sich vollziehen konnte, Der sächsisch-französische Wahlkampf in Polen. obwohl nur zwei Bewerber ernstlich in Betracht kamen: der Prinz von Conti, für welchen der französische Hof durch seinen Gesandten den Abbé Polignac wirkte, und August II., Kurfürst von Sachsen, den Kaiser Leopold und sein Sohn Joseph begünstigten. Der Kurfürst von Sachsen, der durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche das Hindernis der Religion beseitigte und sich die Unterstützung Österreichs und der Jesuiten erwarb, hatte den Vorteil, daß er näher bei der Hand war, daß sein Bevollmächtigter, der nachmalige Feldmarschall Flemming, ein gewandter, schlauer, in den Mitteln nicht wählerischer Kriegsmann und Diplomat, reichlicher mit Gold versehen war als Polignac und an seinem Schwager, dem Kastellan von Kulm, einen thätigen Unterhändler hatte. Auch begünstigte der junge Zar Peter den deutschen Bewerber. Hätte der französisch gesinnte Kardinal-Primas die Wahlhandlung in dem Moment vorgenommen, als viele Adlige durch französische Bestechungen gewonnen waren, so hätte der Prinz von Conti wahrscheinlich die Stimmenmehrheit erhalten, denn die Sympathien für Frankreich waren weit verbreitet im Weichselland; da sich aber die Entscheidung hinauszog und dem französischen Bewerber das Geld ausging, so erhielt die sächsische Partei mehr und mehr Oberwasser, denn der Kurfürst hatte durch Veräußerung und Verpfändung vieler Stammgüter und Anrechte, durch Aufgeben der sächsischen Erbansprüche auf das Herzogtum Lauenburg gegen eine Entschädigung von 1,100,000 Gulden, durch Einführung indirekter Steuern und Abgaben, durch Anlehen zu hohen Zinsen und andre Mittel solche Summen aufgebracht, daß er für seine Wahl zehn Millionen polnische Gulden aufwenden konnte. Und auch mit andern glänzenden Zusagen und Verheißungen war Flemming nicht sparsam. Das Feld war für den Kurfürsten bereits gewonnen, als der Prinz mit einer kleinen französischen Flottille an der Rehde von Danzig landete. Aber auch nachdem die Wahl auf dem Felde von Wola sich zu gunsten des Kurfürsten entschieden hatte, mußte Conti und seine Partei mit (17.) 27. Juni 1697. Gewalt zur Niederlegung der Waffen gezwungen werden, zu welchem Zweck 10,000 Sachsen in das Königreich einrückten. Dadurch sah sich der französische Bewerber genötigt, Danzig zu verlassen und in die Heimat zurückzukehren.

Am 15. September wurde August II. in Krakau zum König von Polen König August II. 1697–1733. gekrönt, nachdem er die Pacta conventa beschworen und dabei noch die weitere Bedingung angenommen hatte, „daß er weder für sich selbst noch durch andre Güter für sein Haus erwerben könne“. Nach dem Karlowitzer Frieden (S. 445) wurde durch einen „Pazifikations-Reichstag“ festgesetzt, daß der König außer einer

Leibwache von 1200 Mann keine fremden Truppen im Reich halten dürfe; im Fall einer Übertretung solle dem polnischen Adel das Recht zustehen, mit den Waffen ihre Entfernung zu erzwingen. So wurde Sachsen durch sein Herrscherhaus an die turbulente Adelsrepublik Polen geknüpft, eine Verbindung, die für beide Staaten unheilvoll und verderblich war. Das sächsische Volk seufzte schwer unter der Last, die durch den Ehrgeiz und die selbstsüchtige Politik seines Kurfürsten auf seinen Nacken gelegt wurde; und das polnische Staatswesen schritt unter den beiden deutschen Königen August II. und August III. immer weiter auf der abschüssigen Bahn, die dem Abgrund zuführte. Parteileidenschaften, Konföderationen, stürmische Beratungen, die den polnischen Reichstag sprichwörtlich gemacht haben, bildeten das politische Leben; die Fortschritte der europäischen Kultur blieben der Nation fremd. Sie verharrte in dem mittelalterlichen Zustand mit strenger Scheidung der Stände, während das übrige Europa einer Auflösung der Standesbegrenzungen und einer Verschmelzung der verschiedenen Volksklassen zustrebte. Der hohe Klerus teilte die Vorrechte des Adels, der niedere die Unwissenheit und den Aberglauben der Leibeignen, die zahlreiche und schmutzige Judenschaft war im Besitz des Kleinhandels und der wenigen Gewerbe. Neun Zehntel der Einwohner waren hörige Bauern, die ohne irgend einen Rechtsschutz der Willkür ihrer Herren preisgegeben waren.

3. Kursachsen seit dem Westfälischen Frieden.

Johann Georg I 1611—1656. Kurfürst Johann Georg I. überlebte den Dreißigjährigen Krieg, dessen Wechselfälle und Schrecknisse außer der Rheinpfalz kein andres Land in so erschütternder Weise erfahren als das an Schlachtfeldern so reiche Sachsen, noch acht Jahre. Als endlich die Worte erfüllt wurden, „siehe auf den Bergen kommen Füße eines guten Boten, der da Frieden predigt," fing das Volk wieder an aufzuleben. Aber erst zwei Jahre später, 22. Juli 1650. nachdem endlich die letzte schwedische Besatzung aus Leipzig abgezogen war, konnte das Friedensfest gefeiert werden, von gar vielen mit Thränen auf den Trümmern ihrer Habe. Bald sah man flüchtige Protestanten aus Böhmen einwandern, die vor dem Religionsdruck in ihrer Heimat eine neue Zufluchtsstätte suchten. Sie gründeten im 1654. wildesten Teil des Erzgebirges, auf dem „Fastenberg im Hungerlande", Johann-Georgenstadt. Und als ob der gütige Gott den Leidenden eine Hilfe senden wollte in der Not und bittern Armut der Zeit, kamen damals die ersten Kartoffeln in die sächsischen Lande. Ein großer Teil des Unglücks rührte von der unverständigen Politik des Kurfürsten her. Wir wissen, welche unselige Folgen für Sachsen und für die protestantische Sache der einseitige Frieden von Prag gebracht hat (XI, 954 ff.); des Kurfürsten engherziger Konfessionsglaube, durch den er sogar verleitet wurde, sich der Aufnahme der Calvinisten in den Reichsfrieden zu widersetzen, bewies, daß seine Gottesfurcht und seine Gerechtigkeit sehr kurz bemessen waren; und daß er im Widerspruch mit der Albertinischen Successionsordnung durch sein Testament seinen drei jüngern Söhnen August, Christian und Moritz besondere Landesteile zuwies und so die kurfürstliche Primogenitur durch die Seitenlinien Weißenfels, Merseburg und Zeitz schwächte, zeugte von geringer politischer Einsicht und von wenig Sinn für die Macht der Dynastie und die Wohlfahrt des Landes. Denn nicht genug, daß in einem Zeitpunkt,

da Brandenburg unter seinem Großen Kurfürsten so mächtig emporstieg, Kursachsen durch die Teilung auch an Landbesitz von der ersten Stufe herabgedrängt ward, so war die Anordnung auch für den Nachfolger auf dem kurfürstlichen Thron, Johann Georg II., eine Quelle von Streitigkeiten und widerwärtigen Auseinandersetzungen mit seinen Brüdern, die selbst durch den „freundbrüderlichen Hauptvergleich" in Dresden 22. Apr 1657. nicht gänzlich beseitigt wurden.

Zum Glück war die Trennung vom Hauptlande nicht von Dauer. Nach einigen Generationen erloschen die drei Seitenlinien (Zeitz 1718; Merseburg 1738; Weißenfels 1746), worauf ihre Besitzungen wieder an das Kurhaus zurückfielen. Für die Weltgeschichte war ihre Existenz von keiner Bedeutung, wenn man nicht als eine solche gelten lassen will, daß Christian August von Zeitz durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche der Moderichtung der Zeit huldigte, und auch seinen Bruder Moritz Wilhelm zu demselben Schritt verleitete; doch trat letzterer kurz vor seinem Tod wieder zu der Religion seines Hauses zurück. Auch von der Weißenfelser Linie folgte der jüngste Sohn Augusts dem Zuge der Zeit.

Auch die Regierung des zweiten Johann Georg brachte dem Land wenig Johann Georg II. Glück, dem Kurhaus wenig Ruhm. Die alte Hinneigung zu Österreich-Habsburg be- 1656—1680. herrschte wohl in den meisten Fällen die sächsische Politik; an der europäischen Association gegen Frankreich nahm auch Sachsen teil (S. 412); dennoch war weder der kurfürstliche Hof in Dresden, wo man an Prachtentfaltung Versailles nachzuahmen suchte, noch waren die geheimen Räte stark und charakterfest genug, den Lockungen und Verführungskünsten Ludwigs XIV. und seiner Staatsmänner zu widerstehen. Als der Kurfürst-Erzbischof Johann Philipp von Mainz mit Frankreichs Unterstützung die Erbherrlichkeit über die Stadt Erfurt, die im Dreißigjährigen Krieg unter Schwedens Beistand reichsstädtische Rechte erworben hatte, wieder geltend machte, wurde in Dresden mittels Bestechung einflußreicher Räte durchgesetzt, daß der Kurfürst der Stadt die sächsische Schutzhoheit entzog, was zur Folge hatte, daß das mit der Acht belegte und von französischem und lothringischem Kriegsvolk bedrängte Erfurt sich wieder der geistlichen Herrschaft unterwerfen mußte. Das nachträglich erwirkte kaiserliche Salvatorium gegen 1664. solche „illegale und beschwerliche Alienation" blieb ohne Wirkung. Bei dieser Gelegenheit sah man zum erstenmal französische Truppen bis nach Thüringen vordringen (S. 349). Diese Hinneigung zu Frankreich, die in der Eifersucht auf Brandenburg ihren tiefsten Grund hatte und dem französischen Machthaber die Einwirkung auf Deutschland wesentlich erleichterte, hatte zur Folge, daß das französische Hofwesen mehr und mehr in Sachsen nachgeahmt ward. „Der Kurfürst selbst war ein großer Freund der Pracht und der Vergnügungen und opferte ihnen Summen auf, die das vom Krieg her so sehr entkräftete Land kaum aufzubringen wußte", heißt es bei Böttiger. „Der Hofstaat wurde durch die jetzt erscheinenden Kammerherren (42 im Jahr 1681), unter denen auch ein vom Kaiser geadelter Kastrat de Sorlhsi war, der des Kurfürsten Günstling gewesen sein soll, bedeutend vermehrt, und durch die unzähligen Feste, Nachtturniere bei Fackeln, Jagden, Löwenhetzen, Komödien, italienische Opern, wendische Hochzeiten, Wirtschaften und andre Maskeraden und Aufzüge, Feuerwerk, Vogel- und Scheibenschießen eine Quelle kaum zu verantwortender Verschwendung." Und welche Summen verschlangen die Garden und Leibkompanien zu Roß und zu Fuß, die Prachtbauten, das Opern- und Komödienhaus, die Ball-, Reit- und Schießhäuser, die Kunstkammer, die Ausschmückung des Schlosses, die Anlegung des großen Gartens, die Anfänge eines stehenden Heeres! Vergebens erhoben die Landstände Einspruch gegen einen Luxus, der schon im Jahr 1660 Hof und Staat an den Rand eines Bankerotts brachte und zu einer Zurückhaltung der Zinszahlungen zwang; der Kurfürst erklärte, „die zu

Führung der von Gott erhaltenen kurfürstlichen Reputation nötige Erhaltung des Hofstaats" gehöre zu den unentbehrlichen Bedürfnissen. Nachdem schon ein großer Teil der Schulden getilgt war, beliefen sich dieselben noch auf mehr als fünf Millionen Gulden. Dafür wurden denn der Kurfürst und sein Bruder August von Weißenfels, der Erbauer der Augustusburg, wegen ihrer Liebe für Kunst und Wissenschaft gepriesen und in den Palmenorden aufgenommen! Die Liebe zur Bildung und der Sinn für die idealen Güter erbten freilich in dem Wettiner Fürstenhaus fort; und auch auf dem Gebiet der Gesetzgebung und Staatsverwaltung werden von Johann Georg II. viele zweckmäßige Reformen und Verordnungen gerühmt; aber doch verarmte das Land immer mehr; und unter der Sucht nach fürstlicher Hoheit, Glanz und Herrlichkeit blieb die Wohlfahrt eines biedern treuherzigen Volks unbeachtet.

Johann Georg III. 1680—1691. Eine ganz andre Natur war Johann Georg III. Nicht auf Hofpracht, Kunst und friedliche Lebensgenüsse war sein Sinn gerichtet, sondern auf Krieg und Politik. Und wenn auch Sachsen nicht berufen sein konnte, auf eigne Hand in die großen Weltbegebenheiten einzugreifen, so hat der Kurfürst doch stets unter Kaiser und Reich wider die Feinde gestritten, welche von Osten und von Westen die Grenzen bedrohten. Noch bei Lebzeiten seines Vaters hatte der willenskräftige Fürst bei Sinzheim wider Turenne gefochten; und in der großen Schlacht unter den Mauern Wiens wider die Türken haben sächsische Hilfsregimenter unter des Kurfürsten eigner Führung nicht unwesentlich zu dem siegreichen Ausgang beigetragen. Und als Johann Georg nach diesem Ereignis verstimmt über das wenig entgegenkommende Benehmen des kaiserlichen Hofes wieder in sein Land zurückkehrte, kämpften sächsische Regimenter in österreichischen und venetianischen Diensten wider den Erbfeind der Christenheit in Ungarn und im fernen Peloponnes. Vor Koron, Navarin, Modon und an vielen andern Orten wurde der Name der sächsischen Obersten Schönfeld und Toppauer mit Ruhm genannt, und bei
2. Sept. 1686. der Eroberung von Ofen waren 5000 Sachsen unter Christian von Merseburg thätig. Zugleich wahrte der Kurfürst seine oberherrlichen Rechte gegen die verwandten Seitenlinien. In dem Dresdener Elucidationsrezeß vom 12. September 1682 mußte der Weißenfelser Herzog das Primogeniturrecht und andre kurfürstliche Prärogativen anerkennen. Noch rühmlicher war die Haltung Johann Georg III. gegenüber der französischen Eroberungspolitik. In demselben Jahr, da Straßburg dem Reich entrissen ward, schloß er mit Friedrich Wilhelm von Brandenburg das Bündnis von Finsterwalde: denn, sprach er ebenso verständig als vaterländisch, „nicht eher würde Ludwig ruhen, als bis er die Kaiserkrone an sich gezogen und der deutschen Nation dasselbe Joch aufgelegt, welches Frankreich drücke. Die Uneinigkeit der Deutschen sei es, welche dem Franzosen die Wege baue. Man müsse eher das Äußerste wagen, als es unter den härtesten Bedingungen zu einem gleisnerischen, schändlichen und verderblichen Frieden kommen und ohne Not das fremde Joch sich auflegen lassen". Aber nicht alle deutschen Fürsten teilten diese hochherzige Ansicht. Ludwig XIV. gewann Zeit, seine Reunionen zu vollenden. Erst als das Maß übervoll war, kam es zu dem uns bekannten zweiten Koalitionskrieg, in welchem der sächsische Kurfürst, der Verbündete Wilhelms von Oranien, wider die Franzosen ins Feld zog. Bei der Belagerung von
Aug. 1689. Mainz fand sein Verwandter Christian von Weißenfels den Tod; nach der Kapitulation dieser Rheinfestung setzte der Kurfürst über den deutschen Strom; aber sein Feldmarschall Schöning vermochte sich mit dem kaiserlichen Oberfeldherrn Caprara nicht zu verständigen, daher wurde wenig ausgerichtet. Der Krieg war erst recht im Beginnen, als Johann Georg wegen angegriffener Gesundheit seine persönliche Teilnahme
12. Sept. 1691. aufgeben mußte. Krank wurde er nach Tübingen gebracht, wo er im 45. Lebensjahr starb.

Johann Georg IV. 1691—1694.

Sein Tod war ein schweres Unglück für das sächsische Land und Volk. Mit seinen Söhnen begann in Dresden das Mätressenwesen, das soviel Unheil über das sächsische Land bringen sollte. Johann Georg IV. trat in die Kriegspolitik des Vaters ein und erneuerte mit Friedrich III. von Brandenburg den Bund auf einer persönlichen Zusammenkunft beider Fürsten in Torgau. Ein gemeinschaftlicher Ritterorden (Jan. 1692.) „des güldenen Armbandes“ mit den Devisen „aufrichtige Freundschaft“ und „auf immer vereinigt“ sollte Zeugnis geben von dem einträchtigen Zusammengehen und eine Doppelheirat des Kurfürsten und seines Bruders Friedrich August mit zwei dem Brandenburger Haus angehörenden Frauen, den Markgräfinnen von Ansbach und von Baireuth, das Bündnis besiegeln. Diese Ehen brachten keinen Segen. Johann Georg hatte schon zu seines Vaters Lebzeiten ein Liebesverhältnis angeknüpft mit der Tochter des Gardeobersten Rudolf von Neitzschütz, einer sehr schönen, aber ungebildeten und verbuhlten jungen Dame. Nach seiner Thronbesteigung erhob er die Geliebte zur Reichsgräfin von Rochlitz, beschenkte sie mit Gütern und mit einem Palast und umgab sie mit einem kleinen Hofstaat. Die Vermählung, die der Kurfürst wider Willen einging, vermochte ihn nicht auf andre Wege zu bringen. Magdalene Sibylle und ihre intrigante Mutter wußten den liebesüchtigen Fürsten immer tiefer in ihre Netze zu ziehen: man redete von einem schriftlichen Eheversprechen; in einer Flugschrift wurde eine Verteidigung der Polygamie versucht. Das dadurch zwischen Dresden und Berlin erzeugte Mißverständnis wurde noch gesteigert durch die feindseligen Zuträgereien des Feldmarschalls Schöning, eines Edelmanns aus der Neumark, der sich mit dem Brandenburger Hof überworfen hatte und in sächsische Dienste getreten war. Rachsüchtig und intrigant suchte er seinen neuen Herrn, dessen Vertrauen er rasch gewann, so daß der Oberst von Flemming aus Verdruß darüber in das brandenburgische Heer eintrat, auf andre politische Bahnen zu führen. Aber alle Pläne wurden durch unvorhergesehene Ereignisse vereitelt. Schöning wurde im Töplitzer Bad von den Österreichern festgenommen und auf den Spielberg in Haft gebracht, wodurch die Verhandlungen mit (Juni 1692.) dem französischen Gesandten ins Stocken gerieten; und einige Zeit nachher wurde die Gräfin Sibylle in ihrem 20. Lebensjahr von den Kinderblattern hingerafft, den Kur- (4. April 1694.) fürsten, der sich von ihrem Krankenlager nicht trennen wollte, durch Ansteckung nach sich ziehend. Johann Georg IV., der letzte regierende Fürst, der in der Freiberger (27. April.) Familiengruft seine Ruhestätte fand, war in Beziehung auf Geist, Kraft und Bildung kein unwürdiges Glied des Wettiner Fürstenhauses, aber eine Leidenschaft von so heftiger Natur, daß man sie von Zaubermitteln und höllischen Kräften herleitete, raubte seiner kurzen Regierung alle Würde und edle Früchte. Ein inquisitorisches Gerichtsverfahren der widerlichsten Art, infolge dessen die Neitzschützsche Familie von ihrer Höhe herabgestürzt und ihrer angehäuften Schätze beraubt ward, war eine der ersten Handlungen der neuen Regierung unter dem jüngeren Bruder Friedrich August. Schöning erlangte durch Bestechung eines kaiserlichen Ministers seine Freiheit wieder, folgte aber nach zwei Jahren seinem kurfürstlichen Herrn ins Grab; Flemming kehrte nach Sachsen zurück, wo er sich dem neuen Herrscher durch Dienstbeflissenheit bald unentbehrlich machte und zu hohen Ehren emporstieg.

Friedrich August der Starke. 1694—1733.

Der neue Kurfürst, Friedrich August, war eine imponierende Fürstengestalt, die sich der Volksphantasie tief eingeprägt hat. Ein vollkommener Kavalier, der mit glänzenden körperlichen Vorzügen einen lebhaften gewandten Geist, vielseitige Bildung, ritterliche Manieren verband, der die Gunst der Frauen und die Zuneigung der Männer in gleichem Grade zu gewinnen wußte, auf dem Schlacht-

feld, in wildem Jagdrevier sich ebenso sicher und frohmutig bewegte, wie im prachtschimmernden Salon, im Kreis eleganter Herren und Damen, im Glanz gesellschaftlicher Vergnügungen, wie sollte nicht im Zeitalter Ludwigs XIV. ein solcher Fürst eine hervorragende Rolle in der großen Welt spielen? Der bescheidene Wirkungskreis eines von Ritterschaft und Landständen beschränkten Reichsfürsten konnte seinen Stolz und Ehrgeiz nicht befriedigen. Für die hohe Regentenaufgabe, das Erbland seines Hauses durch verständiges Wirken von den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schäden zu befreien und zu neuer Blüte emporzuheben, fehlte ihm Sinn und Hingebung. Er wollte höher hinaus; er wollte im Rat der Mächtigen mitsprechen, die Herrlichkeiten der Welt genießen, die er in den großen Hauptstädten kennen gelernt, vom Glanz der Majestät sich umleuchtet sehen.

Der Religionswechsel. Die Feldzüge in Ungarn, deren wir früher gedachten (S. 444), trugen dem Kurfürsten gerade nicht viele Lorbeeren ein, wenn schon die Türken ihn wegen seiner Riesenstärke „die eiserne Hand" nannten. Doch wurde der Freundschaftsbund mit Joseph noch inniger geknüpft, aber auch zugleich der Übertritt zur katholischen Kirche eingeleitet. Wieviel dabei der Kaisersohn selbst, wieviel die Bekehrungskunst der Jesuiten, wieviel die Zureden des Konvertiten Christian August von Sachsen-Zeitz, Kardinal und Erzbischof von Gran, mitgewirkt haben, ist schwer zu entscheiden; der durchgreifendste Beweggrund war aber offenbar der Wunsch, durch den Übertritt das Hindernis zu beseitigen, das seiner Königswahl in Polen entgegengestanden hätte und von der Gegenpartei zu gunsten des französischen Mitbewerbers ausgebeutet worden
23. Mai (2. Juni) 1697. wäre. So geschah denn in Baden bei Wien der verhängnisvolle Schritt. Das sächsische Volk wurde, als das Geheimnis bei Gelegenheit der Königswahl offenkundig ward, von großem Schmerz ergriffen. Im bangen Vorgefühl der kommenden Dinge stimmte die Dresdener Gemeinde nach Beendigung des Tedeum für das Wahlergebnis im pol-
24. Juni 1697. nischen Reichstag das fromme Lied Selneckers an: „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ!" Selbst die feierliche Erklärung, welche der Kurfürst nach seiner Krönung als König August II. bekannt machen ließ, daß er die Gewissensfreiheit seiner Unterthanen und die Augsburgische Konfession nicht verletzen werde, daß die lutherische Religion, die Landesverfassung, Kirchen, Universität und Schulen in Sachsen in dem bisherigen Zustand verbleiben sollten, vermochte die Unruhe und Besorgnis nicht aus den Gemütern zu verscheuchen. Ebensowenig wurde die Verfügung, daß ein evangelischer Fürst des Wettiner Hauses das Direktorium in Kirchen- und Religionssachen in Verbindung mit dem geheimen Rat in Dresden zu führen haben solle, von dem sächsischen Volk als genügende Bürgschaft für die Erhaltung der bisherigen Ordnung in Staat und Kirche angesehen. Zeigte doch die Einsetzung des Fürsten Egon von Fürstenberg zum Statthalter von Sachsen und die Errichtung einer neuen Regierungsbehörde, welche die höchste Gewalt in den Kurlanden ausüben, eine Mittelstellung zwischen dem König und seinen sächsischen Unterthanen einnehmen sollte, daß es mit dieser Erklärung nicht so ernst gemeint sei. Nur auf die nachdrücklichsten Vorstellungen der Landstände wurde nach einiger Zeit der Revisionsrat wieder aufgehoben und eine andre Einrichtung getroffen.

5. Rußland unter dem Haus Romanow.

1. Der Aufbau des Reichs.

In schweren Tagen hat die russische Nation durch einen Akt der Selbsthilfe die Wiedergeburt ihres zerrütteten Staatswesens begründet, indem sie dem jugendlichen Haupt der Familie Romanow die Krone zuwendete (XI, 879 ff.). Michael Feodorowitsch Romanow wäre nicht im stande gewesen, das Staatsschiff durch die schwellenden Wogen zu lenken, hätte ihm nicht sein einsichtsvoller Vater, der Patriarch Philaret, mit Rat und That zur Seite gestanden, wie ein älterer Mitregent bestimmend in den Gang der öffentlichen Dinge eingegriffen und dreizehn Jahre lang bis zu seinem Tod die höchste Macht ausgeübt. Auch nachdem man mit Schweden und mit Polen Frieden geschlossen, waren die Zustände des Reichs noch schwierig genug: die Finanzen waren zerrüttet, das Steuerwesen wenig geordnet, die Unterschleife, die Bedrückung und Tyrannei der Knäsen und Bojaren in den Provinzen unerträglich geworden, der Handel durch die öffentliche Unsicherheit in Verfall geraten, die militärischen Einrichtungen durch den Eigennutz der hohen Beamten vernachlässigt und den ärgsten Mißbräuchen ausgesetzt, die Geistlichkeit unwissend und unsittlich, der Bürgerstand verarmt und verachtet, der Bauer in der drückendsten Leibeigenschaft, das Reich von allen Meeren ausgeschlossen. Da war es denn ein Glück, daß der neue Zar Michael durch keine anderen Beschränkungen als das alte Recht und Herkommen sie ihm auferlegte, in der Freiheit seiner Handlungen gehemmt war (XI, 879), daß er Mäßigung und friedfertigen Sinn mit gutem Willen verband, daß er selbst und sein Sohn sich einer langen Regierungsdauer erfreuten, daß Gehorsam und Unterwürfigkeit unter die Gewalt des Großfürsten der gesamten Nation wie eine heilige Pflicht tief eingeprägt war. „Alle Bojarenkinder," heißt es in einem Reisebericht der Zeit, „haben das Bewußtsein, daß alle dem Zar Gut und Blut schuldig sind. Knechtschaft sehen die Moskowiter nicht für eine Schande, sondern für eine Ehre an, alle rühmen sich, des Großfürsten Sklaven zu sein; sein Wille ist Gesetz, selbst wenn er einem befiehlt, Vater oder Mutter zu töten. Damit ein solcher Zustand bleibt, ist ihnen verboten aus dem Reich zu gehen, aus Furcht, daß wenn sie zu fremden Fürsten und Völkern kämen, deren Bildung ihnen die Knechtschaft verabscheuenswert machen würde." Dabei trug Zar Michael Sorge, die hervorragenden Männer in den verschiedenen Ständen zur Teilnahme und Mitwirkung an dem Staatsleben beizuziehen, um bei den notwendigen Reformen und Neugestaltungen sich ihres Rates und ihrer Vorschläge zu bedienen. Es geschah nicht kraft einer bindenden Gesetzgebung, einer verbrieften Verfassung, daß der Großfürst Abgeordnete des Adels, der Geistlichkeit, der Stadtbewohner nach Moskau einberief, um ihre Ansichten über Fragen innerer Verwaltung und

Zar Michael. 1613–1645.

† 1. Okt. 1632.

Rechtspflege oder über neue Kriegsfälle zu vernehmen; es war sein eigner freier Wille. Auf den Rat seines Vaters versammelte er im goldenen Saale der Zarenburg „gute und verständige Leute, die fähig wären, über die erlittene Unbill, Gewaltthätigkeiten und Verheerungen Auskunft zu geben". Die Kundgebungen der Versammlung sollten dem Landesherrn nur die Übelstände bezeichnen und Wege der Abhilfe vorschlagen; die Entschließung und Ausführung blieb allein ihm selbst und seinen Regierungsorganen vorbehalten ohne alle Kontrolle oder Rechenschaftspflicht. Durch Volkszählung und Vermögensaufnahme wurde der Grund zu einer gerechteren Besteuerung und zu einem den wahren Verhältnissen entsprechenden Militärdienst gelegt; durch strenge Prüfung und Beaufsichtigung der Verwaltung und Rechtspflege wurden Mißbräuche gehoben, das Ansehen der Regierung gestärkt, die Unterthanen durch Vertrauen und Gehorsam aufs engste an den Thron geknüpft; durch Sittengesetze und Polizeiverordnungen der Trunksucht, der Ausschweifung, den lasterhaften Gewohnheiten des Volks Schranken gesetzt. Durch Begünstigung fremder Einwanderungen aus den europäischen Kulturländern wurde das Kriegswesen verbessert, wurden Bergbau, Hüttenwerke, Eisenhämmer, Mühlen in Betrieb gesetzt; Monopolrechte an deutsche und holländische Kaufleute, Handelsverträge mit den Niederlanden, mit England, mit Frankreich brachten den Verkehr im innern Rußland in Aufschwung, mehrten die Einkünfte der Krone und führten das Reich in die Staatenfamilie Europas ein. Zugleich wurde Sibirien weiter durchforscht und fester an den Zarenthron geknüpft. Der Ruf von den Reichtümern des Landes an edlen Gesteinen und Metallen, an feinem Pelzwerk führte Scharen unternehmender Leute (Promyschleniks) zu den Ufern des Ob, des Jenisei, ja bis zum Amurfluß und zum Ochotskischen Meer. Städte wurden angelegt und von allerlei Volk bezogen: Pelym, Beresow, Werchoturie, Tobolsk, Narym, Tomsk u. a., in Moskau wurde eine sibirische Kammer eingerichtet, in Tobolsk ein Erzbistum oder Eparchie gegründet. Über Schneefelder, Einöden und Urwälder trieb die Gewinnsucht vorwärts; die kleinen Horden der Eingebornen wurden unterworfen und zur Tributzahlung gezwungen. Russen, Kosaken, Tataren und andre Einwanderer siedelten sich an und errichteten Handelsstationen und vielbesuchte Jahrmärkte. — So rief schon der Gründer des Romanowschen Herrschergeschlechts ein Regierungssystem ins Leben, das seinen Nachfolgern zur Richtschnur diente; Michael zeigte die Wege, auf denen sein Sohn Alexei und sein Enkel Peter fortschritten, nur daß diese, unternehmender und energischer als der Ahnherr, neben den Künsten des Friedens und der Verwaltung auch Waffen und Kriege nicht verschmähten. Denn das Reich bedurfte zu seinem Gedeihen ausgedehnterer Grenzen. Das Meer, dessen Zugänge Michael durch die Rückgabe der von den Kosaken eroberten Handelsstadt Asow an die Türken und durch den Frieden von Stolbowa mit Schweden aufgegeben hatte, mußte wieder gewonnen werden.

12. Juli 1645. Michael Feodorowitsch starb an seinem Geburtstag, erst neunundvierzig

Jahre alt. „Er regierte sanftmütig," heißt es in der Reisebeschreibung von Olearius, „und erzeigte sich sowohl gegen Ausländische als Einheimische glimpflich, so daß jedermann dafür hielt, das Land habe wider Gewohnheit in vielen hundert Jahren nicht einen so frommen Herrn gehabt." Ihm folgte sein Sohn Alexei Michailowitsch in einem Alter von kaum sechzehn Jahren. Die neue Regierung begann unter wenig günstigen Aussichten. Dem jungen Fürsten stand nicht wie seinem Vater ein Philaret zur Seite; auch seine Mutter starb wenige Wochen nach dem Tod des Gemahls. Desto mehr Einfluß gewann der bisherige Hofmeister und Erzieher Alexeis, der ebenso habsüchtige als ehrgeizige Bojar Boris Iwanowitsch Morosow, auf die Staatsverwaltung, „so daß fortan sich Zar und Regierung nach seinem Willen und Belieben richteten". Um seine Macht fester zu begründen, verlieh Morosow die wichtigsten Ämter und Hofstellen an seine Freunde und Günstlinge, hielt den Großfürsten von allen ernsten Geschäften ab und suchte sogar durch Familienbande seinem fürstlichen Zögling näher zu treten, indem er, als der Zar die älteste Tochter eines unbedeutenden Edelmannes, Miloslawski, die zwanzigjährige Maria zu seiner Gemahlin erkor, die jüngere Schwester derselben, Anna, in die Ehe nahm. Und nun erlangten die Verwandten der Zarin und Morosows die höchsten Stellen, die sie auf die eigennützigste und habgierigste Weise zu ihrer eignen Bereicherung ausnützten.

Alexei Michailowitsch. 1645—1676.

Besonders schändete sich Pleschtschejew, der Vorsitzende des hohen Gerichtshofes im Rathaus, durch Käuflichkeit, Habsucht und gewissenlose Willkür. Monopole, parteiisch und gewinnsüchtig an Begünstigte vergeben, verteuerten die notwendigsten Lebensmittel. Voll Wut über die drückende Erhöhung der Salzpreise machte die Bevölkerung von Moskau ihrer Erbitterung durch einen Aufstand Luft. Morosows Palast wurde erstürmt und ausgeplündert; der Reichratsdiäk (Kanzler) Nasar Tschistai, der das verhaßte Salzmonopol an sich gebracht hatte, wurde aus seinem Versteck hervorgeholt und zu Tode geprügelt; Pleschtschejew mußte am andern Tag der rasenden Menge ausgeliefert werden und fiel der Volkswut zum Opfer: sein Schwager Trachaniotow wurde auf der Flucht eingeholt und vor dem Troytzkischen Kloster hingerichtet. Erst als der Zar die feierliche Zusage gab, daß die Monopole abgeschafft, die Mißbräuche beseitigt und rechtschaffene Männer angestellt werden sollten, legte sich der Aufruhr. Seiner Fürbitte verdankte Morosow die Rettung. Mit dem Ruf: „Was Gott und der Zar will, das geschehe!" stand die Menge von der Auslieferung ab. Es geschah unter dem Eindruck dieser Volkserhebung, daß der Zar nach einer Beratung mit der Geistlichkeit, den Reichsbojaren und den vornehmsten Hofbeamten die Abfassung eines Landrechts anordnete. Zu dem Ende wurde eine Justizkommission ernannt, bestehend aus drei Knäsen und zwei Rechtsgelehrten, welche aus den Vorschriften der Apostel und der heiligen Väter, aus den Gesetzen und Verordnungen der byzantinischen Kaiser, aus den Ukasen der moskowitischen Großfürsten und aus ältern Rechtsbüchern und Urteilen der Bojarenhöfe ein Reichsgesetzbuch aufstellte. Nach Vollendung der Arbeit wurden die Häupter der Nation, geistlichen und weltlichen Standes, zu einer großen Landesversammlung nach Moskau entboten, damit das Werk ihnen bekannt gemacht und durch ihre Unterschrift bekräftigt würde. Darauf wurde das neue Gesetzbuch (Ulos-

Aufstände und Reformen. — 1. Juni 1648. — Gesetzbuch. — 17. Juli 1648. — 3. Okt. 1649.

henie) gedruckt und verbreitet mit dem Befehl, daß fortan alle Rechtssachen nach demselben entschieden werden sollten. Und wie der Aufstand von Moskau Veranlassung
1650. zu dieser legislatorischen Neuerung gegeben, so führten im folgenden Jahr die Volks-
Geheime Polizei. bewegungen in Pskow und Nowgorod zur Errichtung eines Polizeiinstituts, das unter verschiedenen Namen seitdem fortbestanden hat. Als nämlich in beiden Städten, wo sich die Erinnerung an die alte Selbständigkeit noch nicht verloren hatte, Volksbewegungen mit rohen Ausschreitungen ausbrachen, in Pskow weil ein russischer Kaufmann Emilianow im Namen der Regierung das Kornmonopol zu drückenden Maßregeln anwandte, in Nowgorod weil ein Aufwiegler die Bevölkerung gegen die deutschen Handelsleute als Anhänger Morosows in Aufruhr brachte, wurde nach der gewaltsamen Unterdrückung der Empörung und der Bestrafung der Rädelsführer, die „Kammer der geheimen Angelegenheiten“ errichtet zu dem Zweck, „dafür zu sorgen, daß die Gedanken und Befehle des Zaren ganz nach seinem Willen ausgeführt würden“, eine aus untergeordneten Amtleuten und Schreibern bestehende Behörde, die mehr durch das Geheimnisvolle ihres Auftretens und Wirkens als durch ihre Gewalt und Befugnisse dazu beitrug, das Volk in Furcht und Gehorsam zu halten und von allem agitatorischen Treiben abzuschrecken. — Die auswärtigen Kriege mit Polen und Schweden, die wir aus früheren Blättern kennen, stärkten das Nationalgefühl und die innere Eintracht; und wenn auch die Grenzen nicht erweitert wurden, so hatte doch der Abfall der Kosaken von Polen eine Schwächung der Republik und eine Stärkung des Moskowiterreichs zur Folge. Aber während dieser Verwickelungen drang in Rußland mehr und mehr die Einsicht durch, daß die Nation nur dann zu einer ihrer Größe entsprechenden Machtstellung gelangen, nur dann über die angrenzenden Reiche die Oberhand gewinnen könne, wenn sie sich die Kriegskunst, die Disziplin und Bewaffnung, und alles nützliche Wissen des westlichen Europa zu eigen mache, eine Einsicht, die bald zur praktischen Anwendung kam und im russischen Staatsleben eine
Kriegsverfassung. neue Ära begründete. Nach der bisherigen Kriegsverfassung, die auch in dem neuen Gesetzbuch beibehalten war, bestand das russische Heer vorzugsweise aus Reiterei, gebildet aus den Gutsherren und ihren Knechten, den alten „Strelitzen“, die in größere Haufen oder Armeekorps („Polke“) geteilt unter der Fahne der Bojaren und Woiwoden auf das Gebot des Zaren ins Feld zogen. Diese Strelitzen, etwa 40,000 Mann, bildeten wie die türkischen Janitscharen eine stehende Armee, oder vielmehr, da sie verheiratet waren und die Söhne in den Stand des Vaters eintraten, eine Heergemeinde mit mancherlei Vorrechten. Der dritte Teil davon diente als Leibwache des Zaren in der Hauptstadt, den andern fiel die Hut der Grenzen zu, wobei ihnen die in befestigten Orten stationierten und mit Grundbesitz versehenen „alten Soldatenregimenter“ behilflich waren. Diese Heerordnung wurde nach und nach in der Weise umgestaltet, daß den Strelitzen und dem alten Landesaufgebot neue Regimenter zur Seite traten, welche durch Aushebung von den Kron-, Adels- und Kirchengütern, durch Aufnahme von Freiwilligen und durch Einreihung fremder Reisläufer oder Berufssoldaten zusammengebracht, von auswärtigen Offizieren in Armierung, Disziplin und Sold nach europäischer Weise organisiert wurden, und deren Hauptstärke in Fußvolk bestand. Doch dienten darin auch berittene Mannschaften, vorzugsweise aus „besitzlosen Bojarenkindern“ bestehend. Mit schwerem Geschütz versehen und von den fremden Offizieren militärisch eingeübt, waren diese „neuen Regimenter“ den Strelitzen und dem Landaufgebot an Kriegstüchtigkeit bald überlegen. Die fremden Anführer, besonders Schotten, Deutsche, Holländer, erfahrene Leute aus dem Dreißigjährigen Krieg oder aus den englischen Bürgerkriegen, wie Alexander Leslie, stiegen bald zu hohen militärischen Ämtern empor, wie sehr sie auch wegen Verschiedenheit der Religion uhd der

Abstammung bei den Eingebornen verhaßt und verachtet waren. Zu diesen geregelten Truppen kamen noch die Kosaken als Miliz oder zu Streifzügen.

Die Neuerungen des Zaren gaben viel Ärgernis, zumal da der größere Militäraufwand die Abgaben mehrte und finanzielle Verlegenheiten und Notstände bereitete; die Verwirrung im Münzwesen, verbunden mit Falschmünzerei, erreichte eine solche Höhe, daß in den sechziger Jahren mehrere Volksaufstände ausbrachen, die mit einer Strenge unterdrückt werden mußten, wie sie unter der vorhergehenden Regierung nie vorgekommen war. Aber je mehr die Anhänger des Alten dem Zaren bösen Willen trugen, daß er die Einrichtungen und Satzungen der Ahnen durch Reformen umgestalten wolle, daß er „fremden Göttern diene“, um so standhafter mußte Alexei auf dem betretenen Weg beharren, wollte er nicht die souveräne Machtfülle schwächen. Darum unterließ er in seinen späteren Regierungsjahren die Einberufung der weltlichen und geistlichen Magnaten und städtischen Vertreter zu beratenden Versammlungen, wie sie früher stattgefunden, damit nicht von seinem freien Willensakt ein Recht für sie selbst, eine Pflicht für den Zaren abgeleitet werden möchte. Vor allem war er beflissen, seine unbeschränkte Autorität gegenüber der Kirche aufrecht zu halten. Unter der vorigen Regierung hatte der Patriarch von Moskau, das Oberhaupt des russischen Klerus, eine Macht geübt, die der des Zaren gleich kam, so daß Philaret in den öffentlichen Aktenstücken als „großer Herrscher“ bezeichnet ward. Diese Stellung suchte Nikon, dem Alexei im Jahr 1652 die Patriarchenwürde übertrug, auf immer für die Kirche zu gewinnen. Es ist nicht gewiß, ob er sich selbst den Titel seines Vorgängers beigelegt und dadurch seinen Rang dem des Staatsoberhauptes an die Seite gestellt hat; aber von seinen Untergebenen und Anhängern wurde der Ehrentitel Philarets auch auf ihn übertragen. Diese Überhebung reizte den Neid und Groll der Knäsen und Bojarenhäupter und sie unterließen nicht die Eifersucht und den Argwohn des Zaren gegen den Stolz und die Anmaßung des Patriarchen zu wecken. Alexei war dem bedeutenden Kirchenmanne, der, von geringer Herkunft, durch wissenschaftlichen Eifer wie durch kirchliche Haltung sich zu solcher Höhe und Auszeichnung emporgearbeitet hatte und wegen seiner Wohlthätigkeit, Enthaltsamkeit und asketischen Lebensweise wie ein Heiliger verehrt wurde, in hohem Grade gewogen, er hatte ihn früher aus einer Klosterzelle in der Nähe des Weißen Meeres auf den erzbischöflichen Stuhl von Nowgorod berufen und ihm stets die größten Beweise von Vertrauen und Verehrung gegeben. Aber die Eingriffe in die Staatsangelegenheiten wollte er nicht dulden; von der Zarin und einer dem Patriarchen feindlich gesinnten Hofpartei aufgestiftet, entzog er ihm mehr und mehr die Mitwirkung an den öffentlichen Geschäften. Nikon ertrug diese Entfremdung des Monarchen nicht mit Gleichmut. Er setzte eigenmächtig einen Stellvertreter ein und zog sich in hierarchischem Stolz in ein Kloster zurück, ohne jedoch seine Würde aufzugeben. Dadurch führte er seinen Sturz herbei. Der Zar ließ ihn vergeblich auf-

Zar und Patriarch.

fordern, entweder nach Moskau zurückzukehren oder seiner Stelle zu entsagen. Nikon verweigerte beides und bewirkte durch diesen Trotz und Übermut, daß Alexei ihm seine Gunst gänzlich entzog und den Gegnern desselben mehr und mehr sein Ohr lieh. Und deren Zahl war nicht gering: denn der Patriarch hatte nicht nur durch seinen hierokratischen Starrsinn die weltlichen Würdenträger gegen sich aufgebracht, er hatte auch durch liturgische Reformen bei der Geistlichkeit und den Gemeinden eine starke Opposition hervorgerufen.

Kirchenreform und Nikons Ausgang. Im Laufe der Zeit hatten sich nämlich in den slawonischen Kirchenbüchern und Glaubensformeln wie in der slawonischen Übersetzung der heil. Schriften Abweichungen von den altgriechischen Satzungen, Ausdrücken und Gebräuchen eingeschlichen. Bei einer Vergleichung mit den alten Handschriften der griechisch-orthodoxen Kirche kam es zu Tage, daß die in der russischen Kirche gebräuchlichen dogmatischen und rituellen Texte und Vorschriften (der Stoglawnik) nicht in allem mit den Symbolen und dem Wortlaute der altgriechischen Mutterkirche übereinstimmten. Nikon trug daher Sorge, daß durch schriftkundige Geistlichen und Theologen eine Revision der russisch-slowenischen Religionsbücher vorgenommen, an der Hand alter Manuskripte das Fehlerhafte beseitigt und neue Agenden und Textbücher mit möglichster Annäherung an die altgriechischen Formeln und Ausdrücke angefertigt und eingeführt wurden. Aber nicht alle waren mit diesen Änderungen einverstanden; viele hielten an dem Gewohnten fest, verwarfen die Neuerungen als willkürlich und sinnentstellend und beschuldigten den Patriarchen, er sei nicht rechtgläubig. So entstand die Partei der Roskolniken, „die im Gegensatz zu der gelehrten Korrektheit den volkstümlich überlieferten Formen und Ausdrucksweisen als Altgläubige treu bleiben wollten“. Geistliche und Mönche, die dem Oberhaupt der Kirche wegen der von ihm durchgeführten strengen Sittenzucht ohnedies abgeneigt waren, nährten die Unzufriedenheit und den Fanatismus der unwissenden Menge. Diese innere kirchliche Angelegenheit stand in keinem direkten Zusammenhang mit dem Konflikt zwischen Krone und Patriarchat, da Alexei selbst und die Mehrheit des Klerus und der Gläubigen die Änderungen billigten; aber sie mochte doch den Zaren in dem Vorsatz bestärken, gegen den starrsinnigen Hierarchen mit energischen Maßregeln vorzugehen. Er berief eine große Anzahl geistlicher Würdenträger aus Rußland und dem Orient nach Moskau, darunter die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien, welche gleichsam ein Konzil der griechisch-orthodoxen Kirche bilden und als höchster Gerichtshof in der Streitsache ein entscheidendes Urteil fällen sollten. Der Ausspruch lautete, Nikon habe seine Stelle willkürlich verlassen, mehrere hochgestellte Männer geistlichen und weltlichen Standes ohne Grund gebannt und dem Zaren gegenüber die schuldige Ehrfurcht verletzt. Auf Grund dieses Urteils wurde der
1666. Patriarch trotz seiner mutigen Verteidigung seines Amtes entsetzt und zu lebenslänglicher Buße nach dem entlegenen Kloster Therapontow verwiesen, zum großen Schmerz des Volks, das den sittenstrengen Priester hoch verehrte. Die von ihm angeordneten liturgischen und dogmatischen Änderungen dagegen und die Verbesserungen der Kirchentexte in den kanonischen Büchern wurden als richtig anerkannt und von der Synode sanktioniert. Aber die Partei der Altgläubigen bestand fort trotz Strafen und Bußen, wodurch man die Widerstrebenden zum Gehorsam zwingen wollte, und hielt fest an den Gebräuchen, Vorschriften und Gebetsformeln der Stoglawnik. Sie trug zugleich die Keime einer politisch-nationalen Opposition gegen die Einführung fremder Sitten und europäischer Kultur in ihrem Schoß. In jenem Verbannungsort wurde Nikon wie ein Gefangener unter strenger Aufsicht gehalten, während die Patriarchenwürde

von ganz Rußland einem gefügigeren Kirchenhaupt, dem Archimandriten Joassaph übertragen ward. Erst nach Alexeis Tod wurde dem gestürzten Prälaten gestattet, nach seinem geliebten Kloster Woskressensk zurückzukehren. Aber er sollte nur als Leiche dahin gebracht werden. Er starb auf der Reise (17. August 1681) und wurde dann mit den seinem Range gebührenden Ehren bestattet.

2. Zar Feodor und die Regentin Sophia.

Mitten in dem Krieg gegen die Kosaken und Türken, dessen wir oben Erwähnung gethan (S. 638 f.), starb Zar Alexei. Aus seiner ersten Ehe mit Maria Miloslawsky hatte er zwei Söhne und sechs Töchter, aus der zweiten mit Natalia Naryschkina, der schönen Tochter eines geringen Edelmannes, den vierjährigen Sohn Peter und zwei Töchter. Die Thronbesteigung des Erstgebornen, Feodor Alexejewitsch, ging nicht ohne Gewaltstreiche vor sich. Der Günstling des verstorbenen Zaren, Matwejew, der die zweite Heirat bewirkt hatte, wurde unter der Beschuldigung, er habe die Krone dem unmündigen Prinzen Peter zuwenden wollen, um dann die Regentschaft sich anzueignen, von den Miloslawskys, den Verwandten der Mutter Feodors, gestürzt, seines Vermögens beraubt und in die Verbannung gejagt. Neue Günstlinge drängten sich an den Thron und machten den Anfang der Regierung des jungen Fürsten durch Habgier und Gewaltthätigkeiten ebenso verhaßt, wie einst Morosow und Genossen die ersten Jahre der Herrschaft seines Vaters. — Unter Feodor wurden die von Alexei begonnenen Reformen um einen bedeutenden Schritt weiter geführt durch die Vernichtung der Geschlechtsregister oder Stufenbücher (Rosrad), durch welche der Dienstrang der Familien im Heer und bei den Staatsämtern bestimmt ward. Während des Türkenkriegs nämlich waren sehr viele Mißstände hervorgetreten, die ihre Hauptquelle in dem sog. „Mestnitschestwo“, in dem genealogischen Verzeichnis der zu Ämtern und Ehrenstellen Berechtigten ihre Quellen hatten. Wer einer Familie angehörte, die unter ihren Ahnen hochgestellte Würdenträger zählte, durfte denselben Rang als erbliches Recht für sich in Anspruch nehmen und brauchte sich keinem zu unterwerfen, der nicht ähnliche Vorzüge geltend machen konnte, eine hierarchische Stufenleiter, bei der kein persönliches Verdienst in Anrechnung kam, gleichsam ein „goldenes Buch“ erblicher Ehren- und Familienrechte. Diese Barriere gegen jeden Fortschritt wurde nun durch einen durchgreifenden Akt niedergerissen. Nachdem zuerst in einer Versammlung von Militärbeamten unter dem Vorsitz des reformfreundlichen Fürsten Wasili Galizyn der Beschluß gefaßt worden war, die Strelitzen nicht wie bisher in „Hunderte“ sondern in Rotten von 60 Mann zu teilen und den Offizieren die im westlichen Europa üblichen Benennungen und Rangstufen zu geben, so daß die bisherige Stellung in der Dienstordnung durchbrochen, der Dienstrang nicht nach erblichen Bevorzugungen, sondern durch die freie Entschließung des Zaren bestimmt würde, berief Feodor die Häupter der Bojarenaristokratie, der Landes-

Tod Alexeis. 29. Jan. 1676.

Feodor Alexejewitsch 1676—1682.

Nov. 1681.

Jan. 1682.

kirche, der Beamtenschaft in den Audienzsaal seines Schlosses, setzte die Mißbräuche des Mestnitschestwo auseinander und brachte die Versammlung zu dem Beschluß, daß die genealogischen Geschlechtsregister vernichtet, das Institut der Rosradkammer aufgelöst werden sollte. Und noch in derselben Sitzung wurden sämtliche Rang- und Stufenbücher vor den Augen des Zaren und der hohen Würdenträger verbrannt, ein Staatsstreich, durch den dem altrussischen Wesen die Wurzeln abgehauen und dem Einströmen europäischer Einrichtungen und Kultur die Schleußen geöffnet wurden. An Stelle der Rangbücher mit den erblichen Ansprüchen der Nachgebornen wurde die Anlegung eines Adelsbuches angeordnet, „das jedoch keinen andern Zweck hatte, als das Andenken an die Vorfahren zu erhalten, ohne daß auf diese genealogischen Verzeichnisse ein Anspruch auf besondere Bevorzugungen im Staatsdienst begründet werden konnte".

Parteibestrebungen. „Eine Nation, die mit orientalisch-slawischer Naturanlage einer andern Verfassung als der despotischen nicht fähig ist," sagt Hermann, „die das Streben und den innern Drang nicht kennt, das Gesetz der Freiheit selbst zu finden, fügte sich seitdem in die Notwendigkeit, die Ergebnisse, die Kräfte und Potenzen der fortgeschrittenen Intelligenz in ihr Bereich zu ziehen und selbst wider Willen dem weltbeherrschenden Einfluß der romanisch-germanischen Bildung sich zu unterwerfen." Durch die Anwendung von Gewaltmaßregeln zu hohen Zwecken ist die russische Nation auf dem Weg „autokratischer Europäisierung" zu einer eigenartigen Weltmacht emporgestiegen. So oft auch das Altrussentum, das die kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustände der Vorfahren festhalten wollte, dem Eindringen der neuen Lebensformen feindlich entgegentrat, wie leidenschaftlich die heimischen Elemente in schroffem Fremdenhaß die ausländischen Einflüsse zurückzuweisen bemüht waren, sie vermochten den Gang der Dinge nicht aufzuhalten. Die Opposition scheiterte an der eisernen Notwendigkeit, an der Macht einer auf die Mehrheit der Nation und auf die Volksnatur sich stützenden persönlichen Gewaltherrschaft.

Die Miloslawskys und Naryschkins. 27. April 1682. Zu dieser naturgemäßen Entwickelung drängten auch die geschichtlichen Ereignisse. Der schwächliche Zar Feodor starb nach einer sechsjährigen Herrschaft kinderlos; sein Bruder, der sechzehnjährige Iwan, der das nächste Recht auf den Thron hatte, war durch körperliche Gebrechlichkeit und Geistesschwäche unfähig zur Regierung, daher wurde auf Betreiben des Patriarchen Jojakim und der aristokratischen Hofpartei Feodors Halbbruder, der zehnjährige Peter Alexejewitsch, als Zar ausgerufen; bis zu seiner Volljährigkeit sollte seine Mutter Natalia Kirillowna Naryschkina die Regentschaft führen. Sollte aber die Partei der Miloslawsky, welche bisher den größten Einfluß bei Hof und in der Regierung geübt hatte, zugeben, daß der verhaßte Bojar Matweejew, der sofort aus der Verbannung zurückkehrte, und die Verwandten der Zarin, die geringe Adelsfamilie der Naryschkin zu Macht und Ansehen gelangten? Dies zu verhindern griffen die Miloslawsky zu einem schändlichen Mittel. Im Bund mit der ebenso klugen als ehrgeizigen Zarewna Sophia, Alexeis dritten Tochter aus der ersten Ehe, die schon bei Feodor großen Einfluß besessen hatte und nicht geneigt war, ihr Leben in klösterlicher Zurückgezogenheit zu verbringen, reizten sie

die Strelitzen durch falsche Gerüchte und Branntweinspenden zum Aufruhr. Die rohe Soldatenschar, ergrimmt über die militärischen Neuerungen und die Verkürzung ihres Soldes, vergriff sich zuerst an den ihnen verhaßten Obersten und drang dann mit wildem Tumult vor den Palast. Man hatte ausgesprengt, Iwan sei von der Naryschkin getötet worden: um diese Verleumdung zu widerlegen trat Natalia mit den beiden Großfürsten auf die „rote Treppe" des Kreml. Bei ihrem Anblick schien sich die Wut zu legen, die Soldaten gaben den Ermahnungen Matweejews Gehör; aber die Aufreizungen der Anhänger Sophiens und die unbesonnene Drohrede des Fürsten Michael Dolgorukij, Präsidenten der Strelitzenkanzlei, trieben die halbtrunkenen Scharen zu neuen Ausbrüchen. Sie stürmten die Treppe hinauf, warfen Matweejew und Dolgorukij auf die aufgerichteten Speere der untenstehenden Kameraden und ermordeten dann mehrere im Palast anwesenden Edelleute, deren Namen sich auf einer von den Miloslawskys angefertigten Liste befanden. Damit nicht zufrieden, durchstürmten die Tobenden die Stadt und häuften Greuel auf Greuel. Der Vater des ermordeten Dolgorukij, ein achtzigjähriger Greis, erlag den tödlichen Streichen, ebenso der Knäs Romodanowski, der Sieger von Tschigirin, der Bojar Iwan Naryschkin, Bruder der Zarin, und mancher andre. Nach diesem blutigen Eingang verlangten die Strelitzen, daß Iwan und Peter gemeinschaftlich herrschen und Sophia die Regentschaft führen sollte.

So hatte denn die ehrsüchtige Fürstin das Ziel erreicht, nach dem ihre Seele verlangte. Sie lohnte die Leiter und Werkzeuge mit Gnaden und Ehrenzeichen und berief ihre Anhänger in die hohen Staatsämter. Den größten Einfluß hatte ihr Günstling, Fürst Wasili Galizyn, ein geistreicher, gebildeter und der europäischen Zivilisation befreundeter Magnat, mit dem Sophia, sagt man, durch zarte Bande verknüpft war. Da sollte sie nun aber bald empfinden, welche Geister sie und die Miloslawskys durch die Palastrevolution wachgerufen hatten. Iwan Chowanski und sein Sohn Feodor, welche an der Stelle der ermordeten Dolgorukij zu Verwaltern der „Strelitzenkammer" ernannt wurden, suchten im Gegensatz zu Galizyn und der Großfürstin selbst dem Altrussentum den Sieg zu verschaffen. Nicht nur daß die Strelitzen auf jede Weise bevorzugt wurden, daß sie sich das „Fußvolk des Hofes" nennen durften, daß sie die Güter der Ermordeten an sich brachten, daß auf dem „schönen Platz" in Moskau ein Denkmal ihre Verdienste um das Zarenhaus der Nachwelt verkünden sollte, der herrschsüchtige Chowanski suchte auch mit ihrer Hilfe die Sekte der „Raskolniken" oder Altgläubigen wieder in die Höhe zu bringen, die kirchlichen Neuerungen Nikons und Alexeis abzuschaffen, vielleicht sogar sich selbst die Krone anzueignen. Der seines Amtes entsetzte Geistliche Nikita, „Pustoswät", der Scheinheilige genannt, predigte auf offenem Markt gegen die herrschende Kirche, nannte den Patriarchen und die Bischöfe Diener des Antichrists, Verfolger des wahren Glaubens und der heiligen Bücher. Eine von Chowanski veranstaltete Disputation zwischen beiden Parteien im Audienzsaal des Zarenpalastes, der auch die Regentin und andre Glieder der Herrscherfamilie beiwohnten, nahm fast den Verlauf der Räubersynode von Ephesus. Der Trotz und Übermut der Strelitzen und Altgläubigen ließ eine völlige Umkehr in allen öffentlichen Angelegenheiten befürchten. Eine solche Reaktion, wodurch die Errungenschaften eines Jahrhunderts vernichtet worden wären, wollten Sophia und ihre Ratgeber nicht ins Leben treten lassen;

Altrussische Reaktion unterdrückt.

nachdem sie den „Afterheiligen" Nikita hatte verhaften und hinrichten und seine eifrigsten Anhänger in entlegene Klöster bringen lassen, entfernte sie sich aus der Hauptstadt, entbot die übrigen bewaffneten Mannschaften, die nicht wie die Strelitzen der alten Kirchenpartei angehörten, nach dem Troytzkischen Kloster und ließ die beiden Chowanski, als sie im Vertrauen auf ihre Macht der Einladung der Regentin ebendahin
17. Sept. 1682. Folge leisteten, sofort ergreifen und ohne Verhör und Richterspruch umbringen. Dieses energische Verfahren hatte die erwartete Wirkung. Nach einigem drohenden Aufbrausen gaben die Strelitzen klein bei und lieferten selbst die Anstifter zur Bestrafung aus. Die Hinrichtung von dreißig Rädelsführern stellte die Autorität der Regierung her und schlug die altrussische Reaktion nieder.

Sophiens Regentschaft. 1682–1689.

Nun konnte Sophia im Geiste ihres Vaters und Bruders die Regentschaft, zu der sie über ihre beiden älteren Schwestern und zwei Witwen-Zarinnen „vorbei" gelangt war, ohne innere Störungen fortführen: Iwan war blödsinnig, Peter ein unmündiger Knabe, den man leicht unschädlich machen konnte. So sicher fühlte sich die ehrsüchtige ränkevolle Zarentochter, daß sie nach einiger Zeit den Titel „Selbstherrscherin von ganz Rußland" annahm. Die großen politischen und kriegerischen Verwickelungen der europäischen Staaten, die uns aus früheren Blättern bekannt sind, trugen nicht wenig zur Erhöhung und Befestigung ihres Ansehens bei: die christlichen Mächte, die damals sich zu dem großen Kampf wider das Osmanenreich vereinigt hatten, suchten die Bundesgenossenschaft und die Mitwirkung Rußlands und erwiesen der Großfürstin auf dem Zarenthron viel Aufmerksamkeit. Sie erneuerte mit dem Polenkönig Sobieski den Frieden, in welchem die Republik allen Ansprüchen auf die von Alexei eroberten Landschaften und Städte, namentlich auf Smolensk und Kiew für immer entsagte, und trat dem großen Kriegsbund gegen die Türkei bei. Mittlerweile reifte Peter zum Jüngling heran und erregte die Besorgnis der Regentin. Sie haßte den Halbbruder und seine Verwandten mit der ganzen Leidenschaft der Miloslawsky. Man sagte ihr nach, sie habe ihn durch Gift aus der Welt zu schaffen gesucht, aber seine riesenstarke Natur habe die Gefahr überstanden; doch soll die epileptische Krankheit, an der er sein lebenlang gelitten, eine Folge davon gewesen sein. Sophia mochte hoffen durch das Eintreten in die christliche Waffenbrüderschaft gegen jeden Umschwung der Dinge gesichert zu sein. Dazu wären aber entscheidende Waffenerfolge nötig gewesen. Diese fehlten jedoch den russischen Heeren gerade in dem Augenblick, da die andern Verbündeten in den Donauländern und zur See so glänzende Trophäen davontrugen. Die Feldzüge, die der Günstling der Großfürstin, Wasili Galizyn, dessen militärische Befähigung seinen sonstigen Talenten keineswegs entsprach, gegen die Tataren in der Krim und
1687. im südlichen Dnjeprgebiet unternahm, fielen unglücklich aus: die Heerfahrt der Russen und Kosaken durch die Steppen war voll Ungemach und Beschwerden; die Tataren zündeten das Gras an, damit die Pferde kein Futter fänden; bald ging auch dem Heer der Mundvorrat aus; ein verlustvoller Rückzug mußte angetreten werden. Der Kosakenhetman Samoilowitsch wurde der Verräterei be-

schuldigt und nach Sibirien verbannt; an seine Stelle trat der verschlagene treulose Mazeppa, der einst als Page am Hof des Polenkönigs Johann Kasimir gedient hatte. Ein zweiter Feldzug, zu dem Galizyn zwei Jahre später schritt, hatte keinen bessern Fortgang: mühsam bewegten sich die Russen über das Steppenland am Dnjepr bis in die Nähe von Perekop, wagten aber nicht die Halbinsel Krim zu betreten, sondern zogen wieder ab, ohne den Tataren den geringsten Schaden zugefügt zu haben. Dennoch wurden Führer und Soldaten als Sieger gefeiert und mit reichen Geschenken belohnt. Mai 1689.

Diese ehrlose Kriegführung zu einer Zeit, wo die christlichen Heere unter Prinz Eugen die glänzendsten Lorbeeren über die Mohammedaner erfochten, empörte den mutvollen ehrliebenden Zarenjüngling Peter, der jetzt ein Alter von siebzehn Jahren erreicht, durch natürliche Anlagen und gute Erziehung eine frühe geistige Reife erlangt und sich bereits mit Eudoxia, einer Bojarentochter aus der alten und reichen Familie der Lapuchin, vermählt hatte. Er machte der Halbschwester bittere Vorwürfe über die elende Kriegführung und über die Verschleuderung der Staatsgüter an unwürdige und verdienstlose Menschen und verlangte, daß sie bei öffentlichen Gelegenheiten nur als Großfürstin, nicht als „Selbstherrscherin“ erscheine. Sollte aber die ehrsüchtige Zarentochter die souveräne Gewalt, die sie sieben Jahre lang geübt, an den jungen Halbbruder, abgeben den verhaßten Naryschkins das Staatsruder überlassen? Lieber wollte sie den Weg der Revolution betreten, die Geister des Altrussentums zu Hilfe rufen. Peter hatte in dem schöngelegenen Lustschloß von Preobraschensk, wo er unter der Aufsicht seiner Mutter und der Fürsten Boris Galizyn und Jakob Dolgorukij seine Jugend verbrachte, frühzeitig seine militärische Anlage und seinen wißbegierigen Geist kund gegeben. In der deutschen Kolonie Sloboda, zwischen Moskau und dem Dorf Preobraschensk, wo die Ausländer ihre Wohnungen hatten und wo der junge Großfürst viel und gern verweilte, hatte er seine Neigung einigen Fremden zugewendet, die ihm in der Folge wichtige Dienste leisteten, wie der uns schon bekannte Schottländer Patrick Gordon und der Hauptmann Lefort aus Genf. Das gebildetere Leben, die edlere Häuslichkeit, der feinere Familienverkehr, die ihm hier vor Augen traten, machten großen Eindruck auf seinen empfänglichen Sinn und flößten ihm Liebe für das fremdländische Wesen ein. Ein Holländer oder Straßburger, Franz Timmermann, unterrichtete ihn in der Mathematik, in der Befestigungskunst und in der gesamten Kriegswissenschaft; unter der Anleitung von Gordon und Lefort hatte der junge Fürst aus seinen Gespielen und Altersgenossen, denen sich bald auch andre junge Adlige freiwillig anschlossen, eine aus zwei Kompanien bestehende Leibwache gebildet und sie nach deutscher Weise uniformiert und militärisch eingeübt, die erste Grundlage der beiden Garderegimenter, des Preobraschenskischen und Semonowschen, die in der Folge den Kern der russischen Heeresmacht bildeten. Diese Hinneigung für das Ausländische erweckte den Neid und die Eifersucht der Strelitzen und

Der mißlungene Staatsstreich u. Sophiens Sturz.

Altgläubigen: sie fürchteten, wenn Peter die höchste Gewalt in seine Hände bekäme, würde er in seinem Reformeifer über den Vater hinausgehen. Darauf baute die herrschsüchtige ränkevolle Zarewna ihre heimlichen Pläne. Gegen den Rat Wasili Galizyns, den die Leidenschaften weniger verblendeten als seine Gebieterin, beschloß sie die altrussische Reaktion wider den neuerungssüchtigen Halbbruder ins Feld zu führen. Feodor Schaklowitoi, der Oberst der Strelitzen,
August 1689. versammelte im Kreml 6000 Mann dieser Soldatenkaste und las ihnen den schriftlichen Befehl der Regentin vor: „den Zar Peter, weil er deutsche Sitten einführe, den Glauben verletze und die treuesten Söhne des Vaterlandes dem Verderben weihe, zugleich mit seinen Anhängern auszurotten". Allein der Boden wankte bereits unter ihren Füßen. Peter wurde vor der ihm drohenden Gefahr durch zwei Überläufer noch zeitig genug gewarnt, um mit seiner Mutter, seiner Gemahlin und einigen Getreuen aus dem offenen Dorf Preobraschensk nach der Troytzkischen Klosterfestung zu entfliehen, wo er vor den Nachstellungen der Halbschwester, die im Namen des blödsinnigen Zaren Iwan das Regiment fortführte, gesichert war. Von dort aus rief Peter den jungen Adel und die fremden Truppen zu seinem Schutz auf. Bald hatte er eine bewaffnete Macht zu seiner Verfügung, die unter der Anführung des tapfern und entschlossenen Oberst Patrick Gordon und des ihm befreundeten Lefort jedem Angriff Trotz bieten konnte. Die Strelitzen verloren den Mut; sie wagten keinen Widerstand, als ihr Anführer Schaklowitoi des Hochverrats angeklagt und nebst einigen Mitschuldigen hingerichtet ward. Vergebens suchte nun Sophia, die immer noch im Namen Iwans sich als Regentin gebärdete, einen Ausgleich zu erlangen: die Beweise ihrer aufrührerischen und verbrecherischen Absichten waren so offenkundig, daß alle Vermittelungsversuche scheitern mußten. Sie wurde in ein Kloster verwiesen, das sie selbst in der Nähe von Moskau erbaut hatte, und unter Aufsicht gestellt, damit sie nicht nach Polen entfliehen und dem Reich neue Unruhen bereiten möchte. Galizyn wurde auf die Fürbitte seines Verwandten, des Fürsten Boris, Peters Vertrauten, von der Todesstrafe freigesprochen, aber mit seinem Sohn nach einer entlegenen Provinz verbannt, ein Verlust für das neue Regiment, dem er durch seine Kenntnisse und seine Hingebung an die fremde Kultur wesentlichere Dienste hätte leisten können als Alexander Menschikow, den Peter aus niedrigem Stande zu seinem Kammerdiener und vielvermögenden Günstling erhob. Aber Wasili hatte sich von der ränkevollen Gebieterin zu tief in ihre ehrgeizigen Pläne verflechten lassen, als daß der junge Zar hätte Vertrauen zu ihm gewinnen können. Am 9. September 1689 hielt Peter als Herrscher des russischen Reichs unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in den Kreml. Iwan durfte bis zu seinem Tod (1697) den Zarentitel führen und in den öffentlichen Urkunden als Mitregent genannt werden. Die Geschichte weiß nichts von ihm zu berichten, als daß drei Töchter aus seiner Ehe ihn Vater nannten. Davon

war die älteste, Katharina, an den Herzog von Mecklenburg, die zweite, Anna, an den Herzog von Kurland vermählt.

Franz Lefort, Sohn eines angesehenen Genfer Bürgers und Ratsherrn, geb. am 2. Jan. 1656, war für den Kaufmannstand bestimmt, zeigte aber mehr Neigung für die militärische Laufbahn und trat daher 1674 in holländische Kriegsdienste. Aber unternehmend und leichtsinnig folgte er schon im nächsten Jahr einem holländischen Oberst, der für das russische Heer geworben war, nach Archangel und von da nach Moskau. In der Sloboda, der „Freistatt" der Deutschen, wo alle Ausländer ihren Aufenthalt nehmen mußten, machte der Hauptmann Lefort die Bekanntschaft von Patrick Gordon und begleitete ihn auf dem Feldzug gegen die Türken (1678). Nach der Schlacht von Tschigirin unter Romodanowskis Oberbefehl kam er nach Kiew, diente dann im Heer des Fürsten Galizyn gegen die Tataren und stieg zum Rang eines Generalleutnant empor. In der kritischen Periode, da der Kampf zwischen der Regentin Sophia und dem Zarensohn Peter ausbrach, stellten sich Gordon und Lefort mit ihren Truppen auf die Seite der Zarenpartei im Troytzkischen Kloster. Durch diese Treue und Hingebung gewannen beide das Herz des jungen lebhaften Großfürsten. Er besuchte sie häufig in der Sloboda und überzeugte sich, daß für seine zivilisatorischen Pläne in dieser Fremdenkolonie die geeignetsten Vermittler zu finden seien. Er sah ein, „daß er eines Mannes von Bildung, Erfahrung und Kenntnissen bedurfte, der zugleich eine Elastizität des Geistes wie des Körpers, einen frischen frohen Mut und einen Thatendrang besaß, um ihm auf allen Wegen zu folgen". Einen solchen Mann fand der Zar in Lefort: erzogen in einer reformierten Stadtgemeinde, die an Bildung und Wissen unter die ersten Sitze und Pflanzstätten der Zivilisation gerechnet werden durfte, in Marseille und Amsterdam in das Industrie- und Handelsleben eingeführt, hatte der talentvolle Mann sich Kenntnisse, Erfahrungen und Einsicht gesammelt, die seinem neuen Vaterland nützlich werden konnten, und zugleich in religiösen und politischen Dingen einen freieren Standpunkt und eine kosmopolitische Weitherzigkeit gewonnen, die ihn auch unter einer Bevölkerung andern Glaubens und andrer Nationalität eine friedliche Werkstätte finden ließen. Dazu kamen noch feine, liebenswürdige Manieren, die ihm schon früher die Gunst der beiden Fürsten Galizyn erworben hatten, ein heiteres lebhaftes Temperament und gesellige Gewandtheit und Unterhaltungsgabe. Es konnte daher nicht fehlen, daß er bei dem jungen empfänglichen Großfürsten Vertrauen und Zuneigung fand. Zar Peter machte ihn zu seinem Führer und Ratgeber, besprach mit ihm alle Pläne seiner zivilisatorischen Neuerungen und hörte seine Vorschläge und Berichte an. Lefort wurde sein steter Begleiter und Gesellschafter, sein Günstling, sein Gefährte auf seinen Entdeckungsreisen nach den Kulturländern des westlichen Europa. Die altrussische Partei betrachtete den hergelaufenen Fremdling stets mit Scheelsucht: sie stellte ihn als einen Abenteurer dar, der den jungen Herrscher nicht nur mit den Vorzügen der Zivilisation, sondern auch mit den Lastern derselben vertraut gemacht habe, eine Ansicht, die sich als Tradition auf die folgenden Geschlechter vererbte. Erst der neueste Biograph, Moritz Posselt, hat es unternommen, gestützt auf Briefschaften und authentische Dokumente, den hochgewachsenen, stattlich schönen Mann, der ebenso kräftig und gewandt die Waffen trug, das Schlachtroß tummelte, das Wild im Forst jagte als er die Feder zu führen und Ideen zu erzeugen und vorzutragen verstand, in seiner wahren Gestalt und Bedeutung darzustellen, den Mann, „der von der Vorsehung ausersehen und dazu befähigt war, an einer welthistorischen Arbeit, deren Basis der Genius eines großen Volks war, thätigen siegreichen Anteil zu nehmen". Geniale Naturen pflegen sich nicht immer in den Grenzen der Mäßigung

Lefort.

und der guten Sitten zu halten; und so mag auch an der Schilderung von dem lustigen Leben, von den Trinkgelagen mit derben Späßen und Ausgelassenheit, von dem Tabakrauchen im Kreis lustiger Zecher und von tollen Ausschweifungen manches Wahre sein; aber diese dunkeln Schatten sollen die Lichtseiten nicht verdecken. Sicherlich hat der Zar aus dem langjährigen vertrauten Umgang mit dem ihm so sympathischen Mann viele Anregung und Belehrung, viele Gedanken und Entwürfe empfangen, wenn auch, wie schon Spittler richtig bemerkt, „ein Kopf dieser Art überall früh oder spät seinen Lefort gefunden haben würde". Als Peter auf die Nachricht von dem Tod
† 2. März 1698. des Freundes von Woronesch herbeieilte, sprach er neben der Leiche stehend mit trauriger Miene: „Auf wen kann ich mich jetzt verlassen? er war der Einzige, der mir treu gewesen!"

3. Peter der Große. Erste Periode.

Peter der Große. 1689–1725. „Der Zar Peter war ein außerordentlicher Mensch, von einer Schnellkraft, die nie gelähmt werden zu können schien, und von einem Wahrheitssinn, den kein religiöses oder politisches Vorurteil täuschen konnte. Sein Ehrgeiz, so grenzenlos er war, verleitete ihn nie zur Eitelkeit, seine Wißbegierde nie zur bloßen Neugier, sein großer Monarchieplan nie zur kahlen Habsucht des Eroberers, und so rastlos thätig er war, so standhaft war er auch in allen seinen Entwürfen." Seine Energie und Thatkraft bebte vor keiner Gefahr und vor keinem Hindernis zurück, und seine glorreichen Erfolge nach außen söhnten vielfach aus, was er im Innern Gewaltthätiges beging. Als Mittel der Kultur dienten ihm Reisen, vertrauter Umgang mit Menschen aller Art und eigne Versuche. Durch Lefort erfuhr der Zar zuerst wie die Länder des zivilisierten Europa aussähen; dies erzeugte in seiner empfänglichen Seele Liebe zur Ordnung und den Wunsch, einen ähnlichen Zustand in seinen Staaten herbeizuführen. Es war keine leichte Aufgabe, bei dem herrschenden Fremdenhaß des russischen Volks, bei der selbst unter den Familiengliedern, unter den Hofleuten und Großbeamten verbreiteten Abneigung gegen Neuerungen in den bestehenden Zuständen tiefgehende Reformen einzuführen, neue Einrichtungen zu schaffen. Nur ein so genial angelegter Fürst, der mit klarer Einsicht und schneller Fassungskraft zugleich den festen Willen und die durchgreifende Energie und Thatkraft verband, konnte die unzähligen Schwierigkeiten überwinden, die sich seinen Ideen und Absichten entgegenstellten. Neben der Verbesserung des Kriegswesens, die Peter stets in erster Linie im Auge hatte, war sein Streben besonders der Beschaffung einer eignen Marine, einer Kriegs- und Handelsflotte zugewendet. Als er zur Alleinherrschaft gelangte, hatte Rußland nur in Archangel, an der eisigen Nordküste, einen Hafen und Schiffahrtsort, der durch weite Einöden von den belebteren Provinzen des Reichs getrennt, zur Entwickelung einer Seemacht ganz ungeeignet war. Nichts lag ihm daher mehr am Herzen, als dem russischen Reich den Zugang nach den Meeren im Süden und Westen und eine Marine zu schaffen. Noch jetzt sieht man in Petersburg das kleine Fahrzeug, das er aus einem alten Boot durch den holländischen

Schiffbauer Carsten Brandt auf der Moskwa herstellen ließ, und das der Volkswitz den „Großvater der russischen Flotte" nennt. Bald entfaltete sich auf allen Schiffswerften des stromreichen Landes eine große Thätigkeit; aus Holland und Deutschland wurden Zimmerleute und Werkmeister herbeigerufen, bei deren Arbeiten Peter selbst Hand anlegte; er reiste wiederholt nach Archangel, um fremde Schiffe in Augenschein zu nehmen und seekundige Matrosen zu werben; auf einer stürmischen Seefahrt führte er selbst das Steuerruder; zu Woronesch wurden Kriegsschiffe gebaut und Lefort zum Admiral ernannt, mittels zweier Nebenflüsse und eines Durchstichs die zwei Hauptströme Don und Wolga in Verbindung gesetzt. Der Kaiser und die christlichen Mächte leisteten dem Zaren allen Vorschub, damit die Türken und Tataren auch von Norden her mit mehr Erfolg bekriegt werden möchten. Nach mehreren Angriffen wurde Asow mit Hilfe brandenburgischer, österreichischer und holländischer Offiziere eingenommen und damit der erste Zugang zu dem südlichen Meer gewonnen. Mit Festungswerken 1697. versehen sollte die günstig gelegene Stadt ein Mittelpunkt des asiatisch-russischen Handels und zugleich ein Kriegshafen werden.

Vor den Mauern von Asow überzeugte sich der junge Fürst, daß nur euro- Peters erste Reise. 1697. päische Kriegskunst den Russen das Übergewicht über die Türken verleihen könne. 1698. Er faßte daher den Entschluß, seine Nation der militärischen Einrichtungen und der ganzen intellektuellen und industriellen Thätigkeit der europäischen Kulturvölker teilhaftig zu machen, und alle die geistigen Errungenschaften, von denen er bisher nur aus den Darstellungen andrer, eines Lefort und Gordon Kunde erhalten, durch eigne Anschauungen kennen zu lernen. Nachdem er die Verwaltung des Staats einem Bojarenrat unter dem Vorsitz des Fürsten Feodor Romodanowski übertragen und den Oberbefehl über das Heer in die Hände des tapfern und umsichtigen Patrick Gordon und des Generals Alexei Schein gelegt, trat er mit einer großen Zarischen Ambassade, begleitet von Lefort, Menschikow u. a. unter dem Namen Peter Michailow die erste Reise in die Fremde an. Er besuchte Livland und Kurland, er besprach sich in Königsberg mit Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg; er unterrichtete sich in Berlin über Kriegswesen und Artillerie. Aber wie wurde erst seine Bewunderung und seine Wißbegierde erregt, als er in Holland das rege Leben in den Häfen und Schiffswerften gewahr ward, als er die Kanäle und Dämme, die Sägemühlen, die Öl- und Papiermühlen erblickte, die Maschinen und Werkstätten, das lebhafte Treiben auf Märkten und Straßen bemerkte! Es ist ja weltbekannt und in Kunst und Poesie gefeiert, wie Peter mit zehn Edelleuten aus seinem Gesandtschaftsgefolge in dem Dorf Zaandam bei einem Schiffbauer Dienste nahm, mit der Axt in der Hand als Zimmermann auf den Werften arbeitete und alles beobachtete und lernte. In Amsterdam, wo er an dem verständigen Bürgermeister Witsen einen erfahrenen Führer und Berater fand, setzte er seine praktischen Studien und Übungen fort: er unterrichtete sich über Maschinenwesen, Fabriken, Gewerbe; er ver-

kehrte mit Gelehrten, Technikern und Handwerkern und warb brauchbare und geschickte Arbeiter für den russischen Dienst. Über sechshundert fleißige Werkleute, Künstler, Ärzte, Militärs segelten im nächsten Frühjahr von Amsterdam nach Rußland ab, begleitet von einigen französischen Refugiés. — Der Friedenskongreß von Ryswyk hatte damals viele hohe Gäste nach dem Haag geführt; aber Peter bewahrte streng sein Inkognito. Doch hatte er eine Zusammenkunft mit Wilhelm von Oranien, und nahm gern dessen Einladung zu einem Besuch in England an. Ganze Ladungen von Waffen, Kriegsmaterial, Instrumenten, Manufakturerzeugnissen wurden in Holland und England erworben und auf erkauften Fahrzeugen nach Archangel geschickt. Im Frühjahr reiste Peter mit seinen Begleitern über Dresden nach Wien, wo er wieder mit Einwilligung des Kaisers Leopold mehrere Offiziere verschiedener Grade anwarb, um das russische Heerwesen auf europäischem Fuß einzurichten, und venetianische Schiffskapitäne in Dienst nahm.

Aufstand und Unterdrückung der Strelitzen. 1698.

Eben war der Zar im Begriff von der Donaustadt aus nach Venedig zu reisen, als ihn die Nachricht von einem Aufstand der Strelitzen und Altrussen zur schleunigen Rückkehr nach Moskau mahnte. Schon vor seiner Abreise hatte er Kunde von einer Verschwörung erhalten. Durch rasche Entschlossenheit hatte er das gefährliche Komplott vereitelt und die Rädelsführer hinrichten lassen. Schon dabei hatte die Zarentochter Sophia, deren ehrsüchtige Seele die klösterliche Zurückgezogenheit schwer ertrug, ihre Hände im Spiel. Die Gerüchte von bevorstehenden weitgreifenden Veränderungen, die während der Abwesenheit Peters verbreitet und durch die fortdauernde Einwanderung so vieler Fremden bestärkt wurden, mehrten die Unzufriedenheit. Die Strelitzen, die sich in ihrer bisherigen ungebundenen Lebensweise bedroht sahen, altgläubige Priester, welche von der Neuerungssucht des Zaren Gefahr für die altrussische Kirche und für die überlieferten Sitten und Lebensgewohnheiten fürchteten, malkontente Bojaren, denen vor neuen Staatslasten bange war, diese und andre Elemente, die schon mehrfach ihre Abneigung gegen alle Reformen kund gegeben, vereinigten sich zu einer Empörung, die von den Miloslawskys und der Großfürstin Sophia heimlich genährt, einen gewaltsamen Umsturz des herrschenden Regiments herbeiführen sollte. Es war der letzte große Kampf des Altrussentums gegen die neue Ordnung der öffentlichen Dinge und Lebensformen. Von der litauischen Grenze sollten die Strelitzen, nachdem sie die verdächtigen Hauptleute weggeschafft, sich gegen Moskau in Bewegung setzen, alle Ausländer und Anhänger der fremden Sitten erschlagen, den einzigen Sohn Peters, den kaum siebenjährigen Alexei, zum Zaren ausrufen und während seiner Minderjährigkeit der Großfürstin Sophia wieder die Regentschaft übertragen. Aber als die Aufrührer der Hauptstadt nahe kamen, stießen sie bei dem Woskressenskischen Kloster auf die Truppen, die Gordon und auf sein Drängen auch General Schein ins Feld geführt. Es
18. Juni 1698. entspann sich ein Treffen, in welchem die Strelitzen den besser bewaffneten Gegnern

erlagen. Über viertausend wurden gefangen und eingekerkert, die übrigen zersprengt oder erschossen. Als Peter über Wieliczka und Rawa, wo er mit dem neuen Polenkönig August II. eine Zusammenkunft hatte, wieder in Moskau eintraf, war der Aufstand bereits unterdrückt, aber er war entschlossen, durch furchtbare Strafgerichte allen ähnlichen Bewegungen vorzubeugen. Und so wurden denn in Moskau und in Preo[illegible] raschensk Blutszenen aufgeführt, wie man sie nur zeitweise in Konstantinopel erlebt hat. Das Foltern, Hängen, Rädern, Enthaupten wollte kein Ende nehmen; der Zar legte selbst Hand an. Ein zum Tode Bestimmter rief dem Landesherrn, der ihm zu nahe stand, zu: „Fort da, Herrscher, hier ist mein Platz!" Denn bei aller Hinneigung zu dem europäischen Kulturleben blieb Peter doch in Sitte, Denkart und Handlungsweise ein Barbar, dem Branntweintrinken ergeben, roh in seinen Begierden und Ausschweifungen und wütend im Zorn. Vor dem Fenster der Großfürstin Sophia wurden drei der Schuldigen aufgeknüpft, Bittschriften, die an sie gerichtet waren, in den Händen haltend. Sie selbst kam mit dem Leben davon, teils aus Rücksicht ihrer Geburt, teils weil ihre Mitschuld nicht erwiesen werden konnte: aber sie mußte bis zu ihrem Tod (1704) in einer engen Klosterzelle schmachten, die nur durch eine einzige vergitterte Öffnung Licht erhielt, davor die Galgen mit den modernden Leichen. Unbarmherzig schlug der Zar die Anhänger des Altrussentums nieder: selbst seine Gemahlin Eudoxia, die ihre Neigung für die alte Landessitte nicht zu verbergen vermochte, wurde verstoßen und mußte den Schleier nehmen. Den Patriarchen, der ihn mit dem Bild der heil. Jungfrau um Schonung bat, schickte er zornig fort mit den Worten: Pflichterfüllung gegen das Volk sei das beste Zeichen der Frömmigkeit.

Der Schrecken, der durch diese Blutgerichte in aller Glieder fuhr, kam dem Vorhaben Peters, sein Reich nach dem Muster der europäischen Kulturländer umzugestalten, trefflich zu statten. Anzug, Tracht, Wohnung und Lebensweise wurden bei Hof und in den Bojaren- und Beamtenkreisen nach holländischem, deutschem und französischem Vorbild verändert. Die Bärte, in den Augen der Altrussen die schönste Manneszier, mußten entfernt werden, nur Popen und Bauern durften sie beibehalten; im Schloß, in den Regierungsgebäuden, in den Palästen waren Bartscherer aufgestellt, um ihr Werk zu verrichten. Wer die russische Nationaltracht nicht ablegen wollte, mußte eine Abgabe zahlen. Bisher war die Frauenwelt wie im Morgenland von den Männern abgeschlossen, jetzt fanden gemischte Gesellschaften statt, zum Vorteil der Mäßigkeit und der sozialen Bildung; der asiatische Luxus der Vornehmen an kostbaren Gewändern, Kleinodien, Dienerschaft und Karossen hörte auf, seitdem der Zar selbst sich der größten Einfachheit befliß; Wohnhäuser und Gärten wurden nach holländischer und deutscher Weise eingerichtet. Vor allem war Peter bedacht, das Heerwesen ganz nach europäischem Muster umzugestalten: die Strelitzen wurden nach und nach aufgelöst, das Aufgebot des Adels und der Bojarenkinder nur auf Notfälle

Das veränderte Rußland.

beschränkt. Die Hauptkriegsstärke bestand in den neuen Truppenkörpern, die aus den von den Gutsherren und der Geistlichkeit nach Maßgabe ihrer Hofstätten oder Feuerplätze zu stellenden Rekruten gebildet und von ausländischen Offizieren nach europäischer Weise eingeübt wurden. Den ersten Rang nahmen die beiden Garderegimenter ein, die Zierde der russischen Militärmacht. Dem regulären Heer waren Kosaken, Tataren, Kalmücken als bewegliche leichte Kavallerie beigefügt. Die Artillerie wurde vermehrt, der Schiffsbau kräftig gefördert. Der
1699. Karlowitzer Frieden, der im nächsten Jahr zum Abschluß kam (S. 445), ließ Rußland im Besitz der eroberten Stadt Asow. Bereits war auch der Bau von Taganrog in Angriff genommen. Wie erstaunten die Türken, als plötzlich eine russische Fregatte in den Hafen von Konstantinopel einlief! Der Schwedenkrieg im neuen Jahrhundert öffnete den Russen bald auch die Ostsee. Mit der Kraft und dem Instinkt eines schöpferischen Genius nahm Zar Peter das Werk einer durchgreifenden Umgestaltung des russischen Reichs in seinem äußern Umfang wie in seinen innern Einrichtungen in die Hand und führte seine Ideen mit Hilfe der in der Fremde erworbenen Erfahrungen und der ausländischen Lehrmeister ins Leben ein. Wir werden bei einem spätern Rückblick auf das durch seine wirksame Thätigkeit „veränderte Rußland" die Organisationen kennen lernen, die neben und unter den wechselvollen Kriegsereignissen und Waffenthaten vorgenommen wurden: die nächste Sorge des Herrschers war auf die Vermehrung der Staatseinnahmen durch Erhöhung und bessere Regulierung der Kopfsteuer, der Zölle und Abgaben, auf Ordnung der Verwaltung und des gesamten wirtschaftlichen Lebens und auf feste Begründung seiner souveränen Macht in allen Formen des Staats und der Kirche gerichtet.

Errichtung des Hochheiligen Synod.

Vor allem war Peter bedacht, die Kirche mit ihren unermeßlichen Reichtümern mehr als bisher zu den Bedürfnissen des Staats beizuziehen. Dies war aber ein schwieriges Unternehmen, solange der Patriarch von Moskau als kirchliches Oberhaupt eine Stellung neben dem Thron beanspruchte. Nun war ein großer Teil des Klerus noch immer dem Raskolnik zugethan, und selbst diejenigen unter den Priestern und Mönchen, die zur Staatskirche hielten, blickten doch mit tiefem Mißtrauen auf die Vorliebe des Zaren für die ketzerischen Länder; sie fürchteten, daß mit der deutschen Bildung auch kirchenreformatorische Elemente in das heilige Rußland eingeführt und die orthodoxe Religion gefährdet werden möchte. In diesen hierarchischen Bau wollte nun der Zar einen Keil treiben; neben dem weltlichen Herrscher sollte nicht ein Kirchenhaupt stehen und durch eine geistliche Miliz seine organisatorische Thätigkeit hemmen oder durchbrechen. Da kam es ihm denn zu statten, daß im Jahr 1700 der Patriarch Adrian, der zehnte in der Reihe der russischen Patriarchen, aus dem Leben schied. Peter ernannte keinen Nachfolger, weil die Lage des Reichs ihm jetzt nicht die nötige Gemütsruhe zu dem wichtigen Schritt gewähre: er setzte einen Verweser (Exarchen) als „Hüter des Patriarchenstuhls" ein, der mit Hilfe eines Oberkirchenrats alle rein

religiösen und kirchenrechtlichen Geschäfte besorgen sollte, während eine von ihm unabhängige „Klosterkammer“ unter dem Vorsitz eines weltlichen Beamten die ökonomischen Angelegenheiten, insbesondere die Klostergüter unter seine Verwaltung nahm. Der erste Exarch, Stephan Jaworsky, der Peters Aufmerksamkeit durch eine Rede am Grabe des Bojaren Schein auf sich gezogen hatte, war trotz seiner auswärts geschöpften Erziehung nicht der rechte Mann für die Organisationspläne des Herrschers. Sein „Felsen des Glaubens der rechtgläubig-katholischen orientalischen Kirche“, eine Schrift, die nach Peters Tod im Druck erschien, kann als Beweis dienen, daß er sich in den beschränkten Gesichtskreisen altrussischer Orthodoxie bewegte. Um so mehr besaß Feofan Prokopowitsch, ein aufgeklärter gelehrter Theologe, der durch Reisen und Studien in Rom selbst die katholischen, in Deutschland und Holland die reformatorischen Lehrsysteme kennen gelernt hatte, die Eigenschaften und die Bildung, die Peter wünschte. Der Zar ließ daher den provisorischen Zustand fortbestehen, damit sich Klerus und Volk an eine Kirche ohne patriarchalisches Oberhaupt gewöhnen möchten, und ließ sich von Prokopowitsch eine Kirchenordnung ausarbeiten, wie sie seinen absolutistischen Anschauungen entsprach. Auf Grund dieses „Geistlichen Reglements“ wurde in der Folge die Patriarchenwürde abgeschafft und aus Bischöfen, Äbten und Erzpriestern der „Hochheilige Synod“ eingesetzt, zu dem der Zar die Mitglieder ernannte und einen weltlichen Staatsbeamten als „Wächter des Gesetzes“ den Sitzungen beiordnete. Stephan Jaworsky wurde Präsident dieses neuen Oberkirchenrats, mußte aber den ihm verhaßten Prokopowitsch und einen andern reformatorisch gesinnten Kirchenmann als Vizepräsidenten neben sich dulden. Seitdem stand in Rußland Kirche und Staat unter einem absoluten Selbstherrscher. Es wird erzählt, als eine Deputation von Klerikern den Kaiser bat, der russischen Kirche wieder einen Patriarchen zu geben, habe er an seine Brust schlagend geantwortet: „Hier ist euer Patriarch!“ Das thatsächliche Verhältnis konnte nicht einfacher und schärfer bezeichnet werden.

F. Litteratur und Geistesleben.

Litterarische Hilfsmittel. Bei dem folgenden Kulturabschnitt war ein weites Gebiet wissenschaftlicher Hilfsmittel zu durchwandern: für die klassische Litteratur Frankreichs sind die Nachweisungen schon oben S. 336 erbracht. Zu den dort angeführten Schriften sind noch nachzutragen: die Einleitung zu Molières Lustspielen übers. von Graf Baudissin (Leipz. 1865) und „Bossuet und die Unfehlbarkeit“ von E. Laur (Mannh. 1875). — Für die Philosophie und was damit zusammenhängt konnten die Werke von Kuno Fischer („Vorlesungen über Geschichte der neueren Philosophie“, Stuttg. und Mannh. 1852 ff. Bd. 1. 2. 3), von Ed. Zeller („Gesch. der deutschen Philosophie seit Leibniz“ Münch. 1873), von Überweg („Grundriß der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart“) Berl. u. a. W. benutzt werden. — Am reichhaltigsten sind die Quellen und Hilfsmittel für die deutsche Dichtung: Neben den schon öfters angeführten litteraturgeschichtlichen Werken

von Gervinus, Goedeke, Koberstein-Bartsch, W. Scherer, H. Kurz u. a. findet diese Periode eine ausführliche Behandlung in: Hettner, Gesch. der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert (Braunschweig, 4 Bde, 1862—1870, 3. T. der Litteraturg. des achtzehnten Jahrhunderts); Gesch. der deutschen Dichtung neuerer Zeit von Dr. C. Lemcke I. von Opitz bis Klopstock Leipz. 1871; Julian Schmidt, Gesch. des geistigen Lebens in Deutschland (2 Bde, Leipzig 1862 f.); Karl Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert, 5 Bde, Leipz. 1854—1880; Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, mit Einleitungen und Anmerkungen von K. Goedeke und Jul. Tittmann Leipz. 1870 ff.; Bibliothek d. Dichter herausg. von W. Müller und K. Förster. Leipz. 1822—1838. 14 voll.; Pischon, Denkmäler der d. Spr. Bd. III. Berl. 1843; Flemings deutsche Ged. v. Lappenberg (Stuttg. Verein 1865); „Der abenteuerliche Simplicissimus“, in mehreren neuen Ausgaben von Keller (Stuttg. 1854. 1862. Lit. Verein), Heinr. Kurz (Leipz. 1863 f.) u. a. über Moscherosch (Philander von Sittewald) H. Dittmar, Bibl. der Sat. und Humoristen 1. Berl. 1830; Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs. Stuttgart 1852 f. 3 Bde, u. a. W.

I. Frankreichs klassische Litteratur.

1. Allgemeines.

Charakter der französischen Litteratur.

Ludwigs XIV. Regierung stellte nicht nur die Periode der politischen Macht und monarchischen Herrlichkeit dar, sie war auch das goldene Zeitalter Frankreichs in der Litteratur, den Künsten und Wissenschaften. Wir werden in den folgenden Blättern die hervorragenden Geister kennen lernen, welche diese Kulturwelt erzeugten und belebten und den Ruhm des großen Königs bei Mit- und Nachwelt verkündeten. Wie verschieden immer an Gaben und Richtungen, so waren doch alle ein getreues Spiegelbild des Hof- und Gesellschaftslebens, die unmittelbaren Herolde der Denkweise, Ansichten und Gefühle jener vornehmen Kreise, die sich um den Hof von Versailles bewegten, sich nach ihm bildeten, von ihm die Impulse und das Richtmaß empfingen. Die gesamte Litteratur trägt den Stempel äußerlicher Glätte und Eleganz, der dem monarchischen Frankreich aufgeprägt war und dem Ausland so mächtig imponierte, dieselbe Reinheit und Politur in Rede und Darstellung, welche der französischen Sprache die Herrschaft in Europa verschaffte, dieselben formalen Vorzüge, die der gesellschaftlichen Unterhaltung in den vornehmen und gebildeten Zirkeln ihre Anmut und ihre Reize verliehen. Sprache, Stil, Versbau hatten einen leichten angenehmen Fluß, an dem man keine Mühe, keine Studien bemerken durfte, die ein Abbild waren von der graziösen Konversation, wie sie in den Salons herrschte. Nicht durch Originalität oder kühne Konzeptionen, nicht durch schwungvolle Phantasie oder geniale Gebilde glänzten die Dichter und Künstler des klassischen Zeitalters, sondern durch Schönheit und Korrektheit der Form, durch äußere Politur, durch kunstmäßigen Aufbau und Anlage. Die Schriftsteller stiegen nicht in die Tiefe der Natur und des Seelenlebens hinab, sondern suchten ihre Vorbilder in der vornehmen Welt, in den Hofzirkeln und geistreichen Gesellschaftskreisen. Die poetische Begeisterung,

die das Herz ergreift oder die Phantasie zu kühnen Schöpfungen fortreißt, blieb dem konventionellen Zeitalter Ludwigs XIV. fremd. Alles Große und Ungewöhnliche ist stets ein Feind der regelrechten kunstmäßigen Übereinkunft. Es entsprach daher vollkommen dem Hofton und den gesellschaftlichen Formen jener Tage, daß man für Drama und Theater die aristotelischen Kunstregeln aufstellte, wodurch jedem Überschreiten der gesetzmäßigen Schranken, jedem allzu kühnen Aufschwung der Einbildungskraft Thür und Thor verschlossen ward; wie im Leben die Freiheit durch die Regeln der Mode und Konvenienz gebunden war, so sollte auch der dichterische Genius sich auf gemessener Bahn fortbewegen. Und so sehen wir denn das geistige Schaffen ganz in Übereinstimmung mit den übrigen Erscheinungen des Tages, ganz im Dienst und nach dem Geschmack des Hofes und der aristokratischen Gesellschaft, ganz in dem eleganten Gewand, in den festgesetzten Formen der Pariser Welt auftreten. Mögen die großen dramatischen Dichter Corneille und Racine für ihre Tragödien, Molière für seine Komödien die Stoffe aus dem Altertum oder aus der spanischen Sagen- und Bühnenwelt herholen, mag Boileau im horazischen Geist das Füllhorn der Schmeichelei ausgießen oder mit Ironie und Witz heimische Zeiterscheinungen behandeln, alles nimmt eine französische Gestalt und Färbung an, in allen Erzeugnissen spiegelt sich das monarchische Frankreich, spiegeln sich die Anschauungen, die Geschmacksrichtungen der Gegenwart ab. Die gesamte Litteratur und Kunst ist ein kosmographisches Bild der Pariser Gesellschaftsbildung. Selbst die Fabel tritt bei Lafontaine im Salongewand auf. Nicht einmal in mythologischer Hülle darf der sanftmütige fromme Fénelon ungestraft das Ideal eines Regenten zeichnen, das dem Versailler Musterkönig sowenig entspricht. Aus den tonangebenden Gesellschaftskreisen und mit Rücksicht auf die darin herrschenden Grundsätze und Lebensanschauungen schöpft Larochefoucauld den Stoff für seine Maximen; ebendaher nimmt La Bruyère die Beispiele für seine Charaktere; in den vornehmen Gesellschaftskreisen hat Frau von Sevigné die feine Kunst gelernt, die Erlebnisse des Tages und die Persönlichkeiten der großen Welt in zierlichen Briefen zu schildern. Auch die pikante Form und die redselige Medisance, womit der Graf von St.-Simon seine Erfahrungen, die Begebenheiten und die Männer und Frauen seiner Zeit in seinen Denkwürdigkeiten vorführt und abschildert, ist ein Reflex des Hof- und Salonlebens. Selbst die Trauerreden eines Bossuet sind nur ein Abbild des künstlichen und rhetorischen Pathos, das man mit der weltmännischen Feinheit und Eleganz zu verbinden liebte, und die akademischen Reden eines Fontenelle waren nur Panegyriken in gewandter Sprachkunst und fließendem Periodenbau. Auch die bildnerische Kunst, wie sie unter den Händen eines Lebrun und seiner Genossen sich entfaltete, diente dem Geschmack und Interesse der Monarchie Ludwigs. Claude Lorrain hat seine sinnigen, seelenvollen Stimmungs- und Landschaftsbilder in Italien geschaffen. Die Männer der Wissenschaft verwendeten ihre Thätigkeit

auf Erforschung des Altertums oder des Mittelalters, indem sie die historische Vergangenheit in Kirche und Staat zu ergründen und an der Hand neuer aus Archiven und Bibliotheken zu Tage geförderten Dokumente zu beleuchten suchten; eine kritische Beurteilung der Zeitgeschichte, wie sie Mezeray beabsichtigte, fand keine Gnade in den Augen der Regierung. Kirchliche und politische Historiker, wie Maimbourg, Daniel, Varillas, Vertot, Baluze, Bossuet, hatten immer die Größe ihrer Monarchie bei ihren Forschungen wie in ihren Darstellungen vor Augen. Dagegen wandten die selbständigen Geister, die auf dem Gebiet philosophischer Forschung ihre eignen Wege suchten, ihrem Vaterland den Rücken, wenn sie nicht wie Pascal und die geistreichen Männer von Port Royal ihre Opposition durch religiöse Mystik und Resignation ausgleichen wollten. Descartes, der Begründer der neueren spekulativen Philosophie, der in dem monarchischen Königtum Ludwigs XIV. und dem absoluten Staatswesen nicht den Abglanz und Wiederschein der göttlichen Weltordnung zu erblicken vermochte, schlug die Werkstätte seiner Gedankenthätigkeit in Holland auf; desgleichen Pierre Bayle, für dessen skeptische und kritische Verstandesarbeit in dem katholischen Frankreich kein sicherer Raum war.

2. Die französische Akademie und das Drama.

Die Akademie und die französische Sprache. Wir haben in früheren Blättern (X, 707 ff.) den Einfluß der klassischen Litteratur des Altertums auf die französische Poesie und Darstellungsweise nachgewiesen. Dieses enge Anschließen an die antiken Formen verblieb der französischen Litteratur um so mehr, nachdem durch Richelieus Akademie, deren Entstehung aus einer gelehrten Privatgesellschaft wir früher angegeben (S. 42), für Sprache und Geschmack ein höchster Gerichtshof gegründet worden. Dieses Institut, das Ludwig XIV. unter seine persönliche Obhut nahm, das gleichsam zum königlichen Hofstaat gehörte, benahm ganz besonders der französischen Litteratur die freie Entwickelung und drückte ihr den Charakter der höfischen und hauptstädtischen Modebildung auf. Nur was die Grammatik und das Wörterbuch der Akademie als sprachrichtig bezeichnete, fand allgemeine Geltung, und ihre Poetik und Rhetorik bestimmten die Formen und Regeln, wie man dichten und schreiben müsse. Aber gerade jene Eleganz der Form, jene Gewandtheit des Stils, wie sie in den gebildeten Gesellschaftskreisen des Hotel Rambouillet, bei der Marquise de Sevigné, bei Ninon de l'Enclos und ihrem Freund St.-Evremond in Übung war, verschaffte in Verbindung mit Frankreichs politischem Übergewicht der französischen Sprache und Litteratur fast durch ein ganzes Jahrhundert die Herrschaft in Europa. Die für Konversation wie für Briefe besonders ausgebildete französische Sprache, ward fortan die Sprache der Diplomatie, der Höfe und der höhern Gesellschaft; ihre Schriftsteller und Schöngeister standen mit den berühmtesten Fürsten und Staatsmännern in brieflicher Verbindung. Dies begann schon mit Balzac und Voiture, deren zierliche Briefe, moralische und politische Betrachtungen über die Erscheinungen der Zeit, über Leben, Sitten und Denkweise der vornehmen Welt in rhetorischer, sentenzenreicher Schönrednerei enthaltend, von der schwedischen Christine, von Richelieu und von dem ganzen gebildeten Europa bewundert wurden. Balzacs „Prinz“, das Ideal eines Regenten, und „Aristipp“, das Musterbild eines Ministers, sind Lob-

Balzac. 1594—1654. Voiture. 1598—1648.

schriften auf Ludwig XIII. und Richelieu. Wie sehr dagegen der Despotismus des Kardinals und seiner Schützlinge in der Akademie jede naturwüchsige Poesie vernichtete, ersieht man aus den erbärmlichen Produkten eines Chapelain und Desmarets, die (jener durch seine Jungfrau von Orleans, dieser durch seinen Clovis) den Franzosen ein Nationalepos schaffen wollten, und aus dem Widerstand, den der geniale Peter Corneille von Rouen bei Begründung eines Nationaldrama zu überwinden hatte. Corneille. 1606–1684. Solange der junge Dichter, „eine zugleich bescheidene und hochstrebende, durch beschränkte Verhältnisse auf eine gewisse Fügsamkeit angewiesene, aber in sich selbst auf das Ideale gerichtete Natur", sich dem herrschenden Geschmack anbequemte, in „Melite" und den fünf andern Lustspielen, mit denen er seine dramatische Laufbahn begann, die Lebensinteressen der vornehmen Welt und den feinen Konversationston abspiegelte und in seiner ersten Tragödie „Medea" sich genau an sein lateinisches Vorbild Seneca hielt, erfreute er sich der Gunst des diktatorischen Staatsmannes; er schien in den Planetenkreis einzutreten, der von der Sonne Licht und Wärme empfängt. Als er es aber wagte, ohne Zustimmung des Kardinals und der Akademie sein Hauptdrama, den Cid auf die Bühne zu bringen, worin er den von den Spaniern entlehnten tragischen Stoff und die dem Euripides und Seneca nachgeahmte Form und prunkvolle Darstellung zu einem, in Sprache und Ton eigentümlichen Dichtungsstück umzuschaffen gewußt hatte, fanden der Kardinal und seine Freunde an der neuen Richtung vieles auszusetzen. Dennoch fand, während Chapelain im Namen der Akademie eine klassische Kritik des Cid ausarbeitete und ein sehr mittelmäßiger Kopf, Scudéry, dessen Schwester durch ihre breiten Romane im Geschmack jener Zeit sich einen Namen und viele Nachahmer erworben, tadelnde Bemerkungen gegen denselben schrieb, Corneilles Drama solchen Beifall, daß er von dem französischen Volk, das für Romantik und effektvolle Szenerie noch nicht allen Sinn abgestreift hatte, seitdem als erster dramatischer Dichter bewundert ward. Die Litteraturgeschichte stellte den Cid an die Schwelle des „goldenen Zeitalters", das im Anbruch begriffen war. Gehoben durch den Beifall der Nation, verfaßte Corneille in den nächsten Jahren drei Dramen „Die Horatier", „Cinna", „Polyeucte" und das dem spanischen Dichter Rojas (XI, 297) nachgebildete Lustspiel „Der Lügner", welche für die ausgezeichnetsten Produkte seiner Muse gelten und sich bis zur Stunde auf der Bühne erhalten haben. Wenn auch die handelnden Persönlichkeiten, in deren Konflikt mit der Welt, mit den Geschicken, mit den gegebenen oder geschaffenen Situationen das dramatische Pathos besteht, weniger individuell entwickelt sind als in dem englischen oder deutschen Drama, mehr den typischen Charakter der spanischen Stücke an sich tragen, so lassen sich doch gewisse Beziehungen, auf die herrschenden Ideen des Lebens, auf die Ansichten über Königtum, über höchste Gewalt, über religiöse und politische Tagesfragen nicht verkennen. In den Horatiern ist es die Hingebung für das Vaterland, vor welcher jedes persönliche und individuelle Verhältnis verschwindet; in Cinna erscheinen die republikanischen Stürme und Zwistigkeiten, aus denen gehässige Leidenschaften und blutige Ereignisse entspringen, im Gegensatz zu der Monarchie, die, nachdem sie einmal begründet ist, keiner Gewaltsamkeiten zur Sicherung ihrer Zukunft bedarf und nur nach Verdienst belohnt und bestraft; die Fabel des Stücks beruht auf dem Widerstreit der Rachsucht, welche die Nachkommen der Besiegten erfüllt, und der Milde, mit welcher der Fürst sie entwaffnet. In dem christlichen Trauerspiel Polyeucte stellt der Dichter die siegreiche Macht und die Wahrheit der christlichen Ideen vor Augen und berührt die damals viel besprochenen Streitigkeiten über Gnade, Vorherbestimmung und Willensfreiheit. Mit diesen Stücken, denen noch „Rodogune" und der „Tod des Pompejus" beigefügt werden dürfen, erreichte Corneille den Höhepunkt seiner Kunst. Die spätern Produktionen, worin er

meistens spanischen Originalien folgt, wie „Heraclius", „Sancho von Aragonien", „Nikomedes", zeugen von einer frühen Abnahme seiner Schöpferkraft; selbst seine „Andromeda", ein Schauspiel mit eingestreuten Gesängen, worin er die Korrektheit und Würde des tragischen Stils mit den Reizen eines Spektakelstücks nach spanischer Art zu vereinigen suchte, vermochte nicht mehr zu begeistern. Und als in Racine ein neues dramaturgisches Talent auftrat, fing man an den alternden Corneille zu vergessen, obwohl er fortfuhr bis in sein siebzigstes Jahr für die Bühne thätig zu sein. Aber mit Recht gilt Peter Corneille als der Schöpfer der dramatischen Poesie Frankreichs. In allen seinen Stücken, deren Zahl sich auf mehr als dreißig beläuft, rollt er eine Welt voll großartig angeregter und energischer Naturen vor uns auf. Er hatte ein seltenes Gefühl für das Große der tragischen Kunst und ein ebenso seltenes Talent, energische Charaktere die stärkste Sprache der Leidenschaft mit Würde reden zu lassen. Sein Sinn war, nicht allein durch Schrecken und Mitleid, sondern auch durch Bewunderung den ethischen Zweck der Tragödie, die Reinigung der Leidenschaften zu erreichen. Aus den kritischen Untersuchungen, die Corneille selbst seinen Theaterstücken beifügte, sowie aus den drei Abhandlungen über die Tragödie erkennt man, mit welcher Umsicht und Überlegung, mit welchem Studium und Ernst er zu Werke ging, wie sehr er sich Mühe gab, Komposition, Sprache und Charakterzeichnung in Übereinstimmung zu setzen. Aber man ersieht auch daraus, daß er weniger auf die angeborne poetische Begabung und schöpferische Phantasie als auf Gesetz und Regel, auf Methode und Reflexion Wert legte. Die Empfindungen und Leidenschaften, bemerkt Bouterwek, gehen in den meisten Stellen seiner Trauerspiele einen ebenso abgemessenen Schritt, wie die Alexandriner, deren gewöhnlich zwei und zwei einen Gedanken einschließen. Vom griechischen und römischen Altertum hat er nur den Stoff und den Namen entlehnt; aber weder die Charaktere noch die Anlage und der Gang der Handlung entsprechen den griechischen Vorbildern. Das klassische Nationaldrama, wie es Corneille in das französische Theater eingeführt hat, ist nur dem Schein nach antik, in Wahrheit ein Kind der auf romantischen Ideen und Anschauungen beruhenden Zeitbildung.

Aus Mißverständnis der aristotelischen Poetik wurde das Gesetz der drei Einheiten (Zeit, Ort, Handlung), wonach alle Momente der tragischen Handlung an demselben Ort und in dem engen Zeitraum eines Tages sich entfalten müßten, eigensinnig festgehalten, so groß auch die Unwahrscheinlichkeiten waren, in die sich die Dichter dadurch verwickelten. Der Stoff wurde gewöhnlich der griechischen und römischen Geschichte oder dem Orient entnommen, aber die Helden traten mit der Feinheit der gebildeten Welt und mit den Sitten des französischen Hofes auf, eine Vermischung des Antiken und Modernen, die bisweilen höchst wunderlich erscheinen mußte; und da der Ton und die Bildung der vornehmen Kreise in die Poesie übertragen wurde, so konnte es nicht fehlen, daß ein kaltes Pathos und hohle Deklamation häufig an die Stelle der Natur und der wahren Empfindung traten. Aber die Schönheit der Form und Sprache, die Glätte der Versifikation, die kunstmäßige Anlage entzückten ganz Europa und verschafften dem französischen Geschmack überall den Sieg. Aus den Alten schöpfte Corneille die Lehre, „daß die Nebensachen nicht auf die Bühne gebracht werden müssen, um das Gemüt nicht zu zerstreuen. Ihm kam es nur darauf an, die großen Motive, welche die Begebenheit innerlich beleben, den Kampf zwischen Liebe und Ehre, hervorzuheben, die großen Gestalten der alten Romantik auf eine dem Sinn seiner Zeit gemäße Weise zu vergegenwärtigen. Damit berührte er eine Lebensader seiner Zeit". So liegt im „Nicomède" die Idee, daß die Nationalfreiheit, das oberste aller Güter, von dem Fürsten um jeden Preis verteidigt werden müsse, im „Tod des Pompejus" dagegen tritt die schwache und verräterische Gewalt eines kleinen Fürsten und

seiner Minister, welche ihr Verfahren mit empörenden Grundsätzen beschönigen, um so verächtlicher auf. „Rodogune“ beruht auf der Leidenschaft, „welche den Zweck des Lebens in dem Besitz der Gewalt erblickt, alle durch die Sitte gebotene Zurückhaltung sprengt, aller Verhüllung entsagt und das innerste Wesen hervorkehrt, bis auch endlich die, mit der sie streitet, sich das Herz faßt, zu lieben und zu hassen, und dem Sohn Rache gegen seine Mutter zum Preis ihrer Liebe setzt. Es entstehen Situationen, welche zu den gräßlichsten gehören, die jemals auf der Bühne vorgekommen sind, aber eine Ader in dem nationalen Charakter und selbst in den Stimmungen der Zeit berühren“. Überhaupt zeigen die Frauen Corneilles die Mischung ehrgeiziger Teilnahme an den öffentlichen Dingen und persönlicher Leidenschaft, Liebe oder Rachsucht, wodurch seine Landsmänninnen nicht selten in die Geschichte eingegriffen haben. Zuweilen erscheinen sie als Verteidigerinnen der Nationalität, wie Sophonisbe und die Fürstin in „Viriathe“.

Während Corneille vom Hof wenig beachtet ein zurückgezogenes Leben führte, stieg ein glänzender Stern empor, der echte Repräsentant des goldenen Zeitalters Ludwigs XIV. in der dramatischen Poesie — Jean Racine, der Sohn eines königlichen Salzverwalters aus einem Städtchen in Isle de France. Nachdem er auf der gelehrten Schule von Beauvais sich gute Kenntnisse in der Sprache und Litteratur des Altertums erworben, widmete er sich frühzeitig der Poesie. Sein Genius ließ ihn rasch den Weg erkennen, der zum Ziel führte: ein Lobgedicht voll überschwenglicher Tiraden, worin die Göttin des Ruhmes die Musen aufruft, ihren himmlischen Wohnsitz zu verlassen und sich an den Hof zu begeben, um den großen Ludwig zu bewundern, erwarb ihm die Gunst des Königs und einen Jahresgehalt. Dank seinem gewandten Benehmen, seinem gefälligen Äußern und seinen feinen Manieren ist diese Gunst des Hofes und des Königs mit der Zeit stets gewachsen. Bald wurde Racine durch seine poetischen Leistungen auch der Liebling der Stadt Paris und der Nation. Neben ihm trat Corneille mehr und mehr in Vergessenheit, obwohl die beiden ersten Stücke Racines: „Die feindlichen Brüder“ und „Alexander“ noch sehr an den ältern Meister erinnerten. An Kraft und Charakterschilderung dem Dichter der Normandie nachstehend, ist Racine in formaler Vollendung der dramatischen Poesie weit über ihn hinausgeschritten. Die Schönheit und feierliche Würde der Sprache und Diktion, die Eleganz der Darstellung, die Glätte des Versbaues und der gleichmäßige Fluß der Rede, wie sie bereits in der „Andromache“ und in „Britannicus“ hervortraten, waren so hervorragende und eigentümliche Vorzüge, daß sie verbunden mit der harmonischen Zusammensetzung und Klarheit der Anlage und der kunstmäßigen Entwickelung der Handlung einen ergreifenden Eindruck machen mußten. Die Frauencharaktere sind sanfter und weiblicher als bei Corneille und selbst in stürmischen Situationen ruhiger. Corneilles Größe und Drang und Racines Adel und Anmut sind die Ideale gewesen, deren Verwirklichung das französische Wesen nachgestrebt hat. Jean Racine. 1639—1699.

Racine wählte fast ausschließlich griechische und römische Stoffe, aber seine Helden und Heldinnen sind Abbilder der französischen Herren und Damen der hohen Gesellschaft. Im „Britannicus“ ist die Schilderung des verfeinerten, von Tücke und Ränken umstrickten römischen Hofes zu Neros Zeit besonders interessant und gelungen, weil die ähnlichen Zustände des französischen Hofes unter Ludwig XIV. dem Dichter dabei vor der Seele standen, was seinem Gemälde Farbe und Leben gibt. Denn ein unbedingtes, rücksichtsloses Ergreifen und Wiedergeben des Gegenstandes wurde nur da recht durchführbar, wo das gesellschaftliche Leben selbst denselben bildete. In der „Berenice“, einem kunstvoll angelegten Trauerspiel mit regelmäßig fortschreitender Handlung in einer Reihe interessanter Situationen, ist eine feine Schmeichelei auf Ludwigs erste Geliebte nicht zu verkennen. Das von der Herzogin von Orleans den beiden berühmten Dichtern zur Bearbeitung gegebene Süjet dieses Stückes bildet die

Resignation eines großen Fürsten, des Kaisers Titus, auf eine leidenschaftliche Zuneigung. Corneille legte nun den meisten Nachdruck auf die politischen und nationalen Motive, indes Racine den innern Streit mehr als Gegensatz zwischen Vernunft und Pflicht auffaßte und das Hauptgewicht auf die Bewegungen und Stürme der Seele bei der Notwendigkeit einer Trennung legte. Im „Mithridates“ entwickelte Racine eine richtige Kenntnis des Altertums, nur ist hier die Ansicht, daß in jedem Stück ein Liebesverhältnis vorkommen müsse, besonders übel angewandt. Von der „Iphigenia“ und „Phädra“ behaupten französische Kritiker, besonders Laharpe, daß sie den Stücken des Euripides, die jenen als Vorbilder dienten, vorzuziehen seien; hinsichtlich der Anlage mögen sie vielleicht Recht haben, aber die kräftigen Züge und das echte Kolorit des Altertums, wie sie sich in Euripides bei allen Mängeln noch finden, fehlen dieser pomphaften und konventionellen Poesie gänzlich. In beiden hatte Racine den Höhepunkt seiner dichterischen Ausbildung erreicht, als Frau von Maintenon in eine Art Pietismus versank und an der weltlichen Dichtkunst Anstoß nahm. Sie beredete daher Racine zu den beiden letzten Dramen biblischen Inhalts: „Esther“ und „Athalie“, wovon jenes für die unter dem Schutz der Frau von Maintenon stehende weibliche Erziehungsanstalt von St.-Cyr bestimmt war, das letztere, mit Chören ausgestattete herrliche Trauerspiel erst nach des Dichters Tod zur Aufführung kam. In beiden Stücken wollte man politische Tendenzen erkennen, das erste sollte den Sturz des mächtigen Ministers Louvois, der unter Hamans Namen versteckt war, bezweckt haben, das zweite sollte gegen Wilhelm III. gerichtet gewesen sein und die Verherrlichung des jungen Sohnes Jakobs II. im Auge gehabt haben. Auch im Lustspiel und in der Lyrik hat sich Racine versucht: seine „Plaideurs“ oder Prozeßlustigen, eine Nachahmung der Wespen des Aristophanes sind mit Beifall aufgeführt worden; dagegen stehen seine Oden und Epigramme seinen dramatischen Werken und auch seinen prosaischen Schriften, besonders seinen eleganten Briefen nach.

Molière. 1622–1673. Gleichzeitig mit Racine brachte Jean Baptiste Poquelin genannt Molière aus Paris das französische Lustspiel zur Vollendung. Molière, Sohn eines königlichen Kammerdieners, war, nachdem er eine wissenschaftliche Erziehung genossen, zuerst Direktor einer wandernden Schauspielertruppe, bis ihm die Leitung und Anordnung der königlichen Bühne übertragen wurde. In dieser Stellung wirkte er viele Jahre lang mit unermüdlicher Thätigkeit als Dichter und Schauspieler, wohlgelitten bei Hofe, für dessen Unterhaltung bei festlichen Gelegenheiten er beflissen war, nicht bloß ein Kenner, sondern auch Mitspieler in dem Getriebe der Leidenschaften, Lüste und Intrigen, welche er verspottet hat; wie denn seine École des maris und die École des femmes auf den eignen sehr bittern Erfahrungen beruhte, die er an seiner nur zu jungen Frau, seiner früheren Pflegetochter Armande, machen mußte. Molière verband mit der Kenntnis des antiken Dramas und der spanischen Bühne tiefe Menschenkenntnis und ein vollkommenes Verständnis seiner Zeit mit allen ihren Gebrechen und Schwächen. Sorgfalt bei der Ausarbeitung und Gewandtheit und Leichtigkeit im Versemachen gaben seinen Dichtungen eine hohe Vollendung und Glätte der Form, seinem Dialog die echt französische Grazie. Er dichtete mit derselben Leichtigkeit eine genialische Posse wie das feinste durchdachteste Charakterstück, und wenn er auch hier und da die komischen Farben stark auftrug, so blieb er doch selbst in den freiesten Spielen des Mutwillens ein korrekter Dichter, und über dem Studium des Plautus und Terenz hat er nie die Natur und das wirkliche Leben aus dem Auge verloren.

Unter Molières Dramen muß man die schnell entworfenen Gelegenheitsstücke (wie La princesse d'Élide, L'amour médecin und selbst Les fâcheux) von den ausgearbeiteten und klassischen Stücken unterscheiden. In diesen wußte er geschickt die antike Charakterkomödie und ihr moralisches Ziel mit den spanischen Intrigenstücken, in denen

die Anlage, die Verwickelung des Knotens und der Begebenheit die Hauptsache ist, zu verbinden. Unter seinen fünfunddreißig Komödien heben wir hervor: Die Affektierten (Les précieuses ridicules), worin die damals herrschende Ziererei und Sentimentalität, die Affektation des Geschmacks, alles geistreich und originell sagen zu wollen, und die gezwungene Komplimentirsucht dem Spotte preisgegeben wird; die Schule der Männer und die Schule der Frauen, worin die Resultate einer verkehrten Behandlung der Frauen dargestellt werden, gehören nach Anlage, Charakterzeichnung und Sprache zu seinen gelungensten Stücken; in der dramatischen Posse „Kritik der Schule der Frauen" machte er die albernen Beurteilungen dieses Dramas lächerlich. Der Menschenfeind (misanthrope) ist durch den Streit Rousseaus und d'Alemberts über die Errichtung eines Theaters in Genf berühmt geworden, wobei jener das Stück einseitig sophistisch tadelte und dieser es ebenso einseitig sophistisch verteidigte. Das Komische und Lächerliche eines taktlosen Wahrheitsfreundes in einer unwahren Welt und eines ungeschickten Verteidigers wahrer Empfindung im gewöhnlichen Verkehr des Lebens ist freilich für das größere Publikum zu fein. Um daher das Volk nicht leer ausgehen zu lassen, verfaßte Molière von Zeit zu Zeit Possen und Nationalfarcen zur Belustigung der Menge. Dahin gehören: Der Arzt wider Willen, Der Bürgeredelmann, Georg Dandin, Sganarelle, Scapins Schelmenstreiche, Der eingebildete Kranke, dessen Darstellung auf der Bühne dem kranken Dichter selbst den Tod brachte, u. a. Nachdem Molière noch in dem nicht im gewöhnlichen alexandrinischen Versmaße, sondern in ungebundener Rede verfaßten Charakterstück: Der Geizige und in den „gelehrten Frauen" Gebrechen seiner Zeit gegeißelt, bearbeitete er das vollendetste seiner Stücke, den Tartuffe, worin er das scheinheilige Treiben der Frömmler und Pietisten, die unter der Maske der Religion eigennützige und weltliche Absichten und sinnliche Begierden verbergen, auf eine so anschauliche Weise darstellte, daß in den höhern, klerikal gefärbten Kreisen ein heftiger Sturm gegen das Stück erhoben wurde.

Seit Corneille, Racine und Molière war das Drama die Lieblingsgattung der französischen Poesie; Tragödien und Komödien entstanden in Menge, gerieten aber bald in Vergessenheit. Im Trauerspiel vermochten nur wenige Nachahmer Corneilles, wie dessen Bruder Thomas Corneille und der ältere Crebillon, sich auf der Bühne zu erhalten. Der erstere trat mit der Tragödie „Graf Essex" in die Fußstapfen des Meisters, der letztere führte in mehreren dramatischen Behandlungen altertümlicher Stoffe (Idomeneus, das Triumvirat) den Genius des Zeitalters Ludwigs XIV. unverändert in das achtzehnte Jahrhundert hinein, nur daß er durch übertriebenes Pathos und durch seine Vorliebe für Szenen des Schreckens und der Leidenschaften die klassische Ruhe seiner Vorgänger trübte. Noch größer war die Produktivität in der Lustspielpoesie, aber auch noch größer der Abstand der spätern Komiker von Molière. Zu den talentvollsten gehört der geistreiche Abenteurer Jean François Regnard, bekannt durch sein Sklavenleben in Algier, durch seine Reisen über Land und Meer und durch seine wunderbaren Lebensschicksale. Aber selbst in seinen Charakter- und Intrigenstücken können witzige Einfälle und komische Situationen den Mangel an Tiefe und Menschenkenntnis, die Molière in so hohem Grade besaß, nicht ersetzen. Der „Spieler" und der „Universalerbe" sind unter seinen Stücken am merkwürdigsten, jenes, weil er darin sich und sein eignes zerrissenes Leben darstellt, dieses als Sittenspiegel der Zeit. Neben Regnard haben sich die Konversationsstücke von Rivière Dufresny, Zeichner und Gartenkünstler unter Ludwig XIV., und die Komödien der Schauspieler Legrand („Jedermanns Freund") und Baron („Die Kokette") am längsten auf der Bühne erhalten. Baron folgte den Spuren Molières, während Legrand sein nicht gewöhnliches Talent durch die Hinneigung zum Gemeinen und Übertriebenen oft verdunkelte,

Regnard. 1647–1709.

wogegen der feine Menschenkenner und Charakterzeichner Destouches mehr den moralischen Zweck des Dramas ins Auge fassend, einen rührenden sentimentalen Ton in die Komödie eingeführt hat. — Ein Menschenalter nach Racine und Molière hat Voltaire. 1694—1778. der geistreiche, vielseitige Voltaire, dessen weltgeschichtliche Stellung in der Litteratur und im gesamten Geistesleben in der Folge eingehender behandelt werden wird, auch der Bühne seine Aufmerksamkeit und seine Feder zugewandt. Er erreichte aber weder in der Tragödie, noch in der Komödie seine Vorgänger. Seine Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit hinderte ihn an einer sorgfältigen Ausarbeitung, was eine mindere Vollendung der Form zur Folge hatte, und der Mangel eines tiefern religiösen Gemüts und ernster sittlicher Grundsätze benahm seinen Tragödien die Gediegenheit und Würde der ältern. „Mit Vergnügen wirft seine Muse das tragische Gewand von sich ab und erscheint mit frivoler Gebärde auf dem Markt, wo ein vornehmer oder niedriger Pöbel an dem Gemeinen seine Freude hat." Geist und Witz, die Voltaire in hohem Grade besaß, waren nicht vermögend, diesen Mangel zu decken, so sehr auch seine Eitelkeit ihn glauben machte, daß diese Eigenschaften zur Überwindung aller Schwierigkeiten hinreichten. — In Zaïre und Alzire suchte Voltaire durch christliche Gesinnung zu rühren, obwohl er sein lebenlang das Christentum bekämpfte; im Ödipus, Brutus und Cäsars Tod steht er an Kenntnis der Geschichte und Zustände des Altertums weit hinter Corneille und Racine zurück; in der Merope suchte er die Majestät des griechischen Drama ohne Beiziehung der romantischen Liebe zu erneuern; im Mahomet wollte er die Gefahren des Fanatismus, oder vielmehr des Glaubens an irgend eine Offenbarung schildern, entstellte aber auf schnöde Art einen großen geschichtlichen Charakter.

Quinault. 1634—1688. Bei dem hohen Interesse des Hofes und der Pariser Gesellschaft für das Theaterwesen konnte es nicht fehlen, daß man auch die musikalische Kunstproduktion für die Bühne zu verwerten suchte. Wir werden der Ausbildung der Oper, deren Anfänge im elften Band d. W. erwähnt sind (S. 757), an einem andern Orte gedenken. Die Aufführung italienischer Singspiele durch eine Florentiner Sänger- und Schauspielergesellschaft, die Mazarin nach Paris berufen, gab Veranlassung zur Gründung der „königlichen musikalischen Akademie", aus welcher die große oder heroische französische Oper hervorging, bei deren Entwickelung der Florentiner Tonsetzer Lulli und der französische Theaterdichter Phil. Quinault ihre Talente vereinigten.

3. Boileau. Lafontaine. Fénelon.

Die lyrische Poesie, in der früheren Epoche die am meisten gepflegte Dichtgattung, nahm keinen so glänzenden Aufschwung als die dramatische. Weder die Lieder, Sonette Benserade. † 1690. und andre kleinere Gedichte des Hofpoeten Isaak de Benserade, dem über zwanzig Jahre das Amt oblag, die Ballette und Festivitäten des Hofes mit Versen zu verschönern, noch die zum Teil witzigen und geistreichen aber auch leichtfertigen Gelegenheitsgedichte und Episteln der genialen Genußmenschen aus dem Gesellschaftskreise der Ninon de l'Enclos, der neuen Aspasia, eines Chapelle, Bachaumont, Chaulieu u. a. haben eine nachhaltige Wirkung, einen bedeutenden Einfluß gehabt. Es waren poetische Erzeugnisse des Tages im Ton und in den gewandten Formen der gesellschaftlichen Zeitbildung, des französischen Esprit. Auch für die Hirtenpoesie, für die bukolischen Empfindungsgemälde einer Madame Deshoulières und für die Idyllen eines Fontenelle, die sich ehedem in der romanischen Welt einer so großen Vorliebe erfreuten, hatte das damalige Geschlecht das Interesse verloren. Erst Nicolas Boileau. 1636—1711. Boileau-Despréaux, der Horaz der Franzosen, hob auch die Lyrik und die

andern Dichtungsarten auf die Höhe der dramatischen Poesie und wurde neben Racine, mit dem er sehr befreundet war, der eigentliche Repräsentant der Formvollendung des Zeitalters des großen Ludwig. Sohn eines Rechtsgelehrten in Paris, widmete sich Boileau gleichfalls diesem Studium, ging dann zur Theologie über, sowenig sein Weltsinn für den geistlichen Stand paßte, und wählte endlich Dichtkunst und schöne Litteratur als Lebensberuf. Er gewann bald die Gunst des Königs, der ihm einen Jahrgehalt aussetzte und ihn neben Racine zum Hofhistoriographen ernannte. Boileaus Hauptverdienst bestand in der vollendeten Ausbildung der französischen Sprache und des Stils, so daß er als Gesetzgeber der poetischen Formen und des Geschmacks angesehen ward. „Fast unempfänglich für die höhern Reize der Poesie, die aus dem Innersten der Seele entspringen und zum enthusiastischen Mitgefühl hinreißen, hatte er den feinsten Takt für das Richtige und Schickliche und für die wahre Harmonie der Gedanken und des Ausdrucks." Sein bedeutendstes Werk sind seine Satiren, worin er mit Freimütigkeit die Heuchelei und Anmaßung der Jesuiten, die durch ihr Journal de Trevoux den französischen Geschmack bilden und leiten wollten, die Erbärmlichkeiten der zahlreichen Dichterlinge und die Gebrechen seiner Zeit züchtigt, zwischen der scherzenden Heiterkeit der Horazischen und dem strafenden Ernst der Juvenalischen Satire die Mitte haltend. In seinen Episteln, wo die glatten, leichtfließenden Verse nicht selten an tändelnde Geschwätzigkeit grenzen, erscheint Boileau als niedriger Schmeichler des Königs, dessen Gunst und Protektion er sich auf diesem Wege erwarb; durch seine Poetik in vier Gesängen, die er verfaßte, als er auf dem Gipfel seines Ansehens stand, wurde er Gesetzgeber der Dichtkunst nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, so niedrig auch sein Standpunkt, so oberflächlich sein Urteil ist und so wenig eingehend in das Innere der Kunst seine Kritik erscheint. Dem komischen Heldengedicht „Das Chorpult" (Le lutrin) fehlt es nicht an interessanten Partien und erheiternden Scherzen, wenn es auch an Mannigfaltigkeit und poetischem Mutwillen hinter dem „Eimerraub" des Italieners Tassoni (X, 349) zurücksteht. Den Stoff bildet eine Stadtanekdote vom gewaltigen Streit zweier Chorherren über die Beibehaltung oder Entfernung eines großen wurmstichigen Pultes. Die Situationen sind mit komischer Wahrheit in poetischen Bildern und mit Beiziehung allegorischer Figuren ausgemalt. In seinen Oden setzte Boileau seiner Schmeichelei die Krone auf; aber gerade diese Gattung bewies seinen Landsleuten, daß er eigentlich kein Dichter, wenigstens kein Odendichter sei. Die Oden und geistlichen Lieder des mürrischen, aus Frankreich verwiesenen Johann Baptist Rousseau, des Schützlings des Prinzen Eugen, haben bei aller Frostigkeit doch viele Vorzüge vor denen Boileaus. Johann Baptist Rousseau. † 1741.

Der gelesenste Dichter Frankreichs ist Lafontaine, dessen Erzählungen und Fabeln sich noch jetzt in aller Händen befinden. In einer Welt voll Zwang, Förmlichkeit und steifen vornehmen Wesens bewahrte „der gute Mann", wie man ihn nannte, stets seine angeborne Naivetät, seine heitere Unbefangenheit und seine kindliche Natur, glücklich und zufrieden mit dem harmlosen einfachen Leben, wozu ihm einige Gönner und Freunde die Mittel gewährten. Im Leben wie in der Litteratur wußte er sich von allen Kunstregeln frei zu halten und den fremden Stoffen durch leichte und anmutige Behandlung, durch „naturnachahmende Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und Musik der Verse" ein „gallisches Gepräge" zu geben. Aber ohne hohen Flug der Phantasie und ohne energische Entwickelung poetischer Gedanken und Gefühle ist Lafontaine nur groß in der leichten Erzählungsgabe, in der gefälligen Kunst reizender und witziger Darstellung. Auch seine kleineren lyrischen Gedichte, Lieder, Elegien, sowie die mythologisch-romantische Dichtung „Psyche" sind nur durch die Lieblichkeit und Anmut ihrer Form hervorragend. In seinen dem Boccaccio und den alten Provençalen nachgebil- Lafontaine. 1621—1694.

beten Erzählungen findet sich zwar nicht die offene Unsittlichkeit jener ältern Dichter, aber an schlüpfrigen und lüsternen Stellen ist auch bei ihm kein Mangel. Dafür drängte die Geistlichkeit in den Jahren der religiösen Devotion den harmlosen Greis zu Bußübungen. Lafontaines Fabeln wurden als Schul- und Kinderbuch in allen Familien bekannt und dienten den folgenden Fabeldichtern als Vorbild, so sehr auch ihre breite Geschwätzigkeit dem Wesen und der Natur der echten Fabel entgegen war. Auch die muntern und mutwilligen Erzählungen Jacques Vergiers fanden viele Leser, obwohl sie an naiver Feinheit weit hinter Lafontaine zurückstehen.

Epos. Während die größten Dichtertalente sich der dramatischen Poesie zuwandten, blieb das Epos Geistern von untergeordnetem Range überlassen. Nachdem Desmarets, ein Dichter, dem es nicht an Phantasie und poetischem Gefühl, wohl aber an geläutertem Kunstsinn fehlte, in seinem „Clovis" statt eines Heldengedichts einen „versifizierten Ritterroman" mit dem ganzen Apparat einer romantischen Zauberwelt geschaffen und der „epische Reimer" Chapelain den unglücklichen Versuch gemacht, in der historischen Dichtung „Die Jungfrau oder das befreite Frankreich" ein Nationalepos aufzustellen, unternahmen noch einige Dichter die schwierige Aufgabe mit gleich geringem Erfolg. So der schon erwähnte Scudery, ein provençalischer Edelmann, der durch sein Heldengedicht „Alarich oder das besiegte Rom" sich der Schwedenkönigin Christine empfehlen wollte, und der Jesuitenpater Lemoine, der „den heiligen Ludwig oder die Wiedereroberung der heil. Krone" zum Gegenstand einer Epopöe machte, welche allenthalben die Nachahmung Tassos erkennen läßt. Erst Voltaire brachte durch seine Henriade auch die epische Dichtung nach der Meinung der Franzosen zur Vollendung. Aber die historisch treue Schilderung eines Bürgerkriegs in wohllautenden Alexandrinern mit allegorischen Figuren ist von einem echten Heldengedicht noch sehr weit entfernt.

Roman. Dagegen wurde eine dem Epos verwandte Gattung, der Roman, eifrig gepflegt und in verschiedene Formen gebracht: so hat Gautier des Costes de la Calprenede aus der Gascogne, ein Mann von südländischer Phantasie und Beredsamkeit, Begebenheiten aus der Geschichte des Altertums im Geiste und in der Manier der älteren Ritterromane, aber im Spiegel der Gegenwart in redseliger Breite dargestellt; in seine Fußstapfen trat die schon erwähnte Madeleine de Scudery mit sieben bändereichen Romanen. Bald ging man jedoch von diesen antikromantischen Darstellungen in allzu gedehnter Ausführlichkeit über zu den historischen Romanen, Novellen und Hofgeschichten, worin man Personen und Zustände der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit zum Gegenstand der erzählenden Darstellung wählte, bald mehr in freier Erfindung, wie die Damen La Force und Villedieu in ihren geschichtlichen Romanen, oder wie Roger de Rabutin, Graf von Bussy in seinen unzüchtigen „Gallischen Liebesgeschichten", einer Art skandalöser Chronik aus der vornehmen Welt, bald in der Form von angeb-

Lafayette. † 1693. lichen Memoiren, Dichtung und Wahrheit verbindend wie die Gräfin von Lafayette in ihrer „Geschichte der Herzogin von Orleans", in ihren Denkwürdigkeiten über den französischen Hof, in ihrer „Prinzessin von Cleves". Nur in dem schönen Buch „Zaide", dem trefflichsten historischen Roman der Zeit, ist die hochgebildete Gräfin mehr ihrer eignen Erfindungsgabe gefolgt. Bedeutender sind die Leistungen der Franzosen im komischen Roman, wobei ihnen die spanischen Dichter zum Vorbild dienten. Der uns

Scarron. 1610–1660. als Gemahl der Frau von Maintenon bereits bekannte Paul Scarron, der trotz seines gichtbrüchigen gebrechlichen Körpers nie seinen Witz und Humor verlor und in der burlesken Poesie sich einen berühmten Namen erworben, hat außer seinen Lustspielen auch einen „komischen Roman" und eine „travestierte Äneide" verfaßt, mustergültig durch Witz und Sprachgewandtheit. Den größten Ruhm aber in der Gattung des den

Lesage. 1677–1747. Spaniern entlehnten komischen Romans erlangte René Lesage aus der Bretagne,

der sich auch um die Einführung der spanischen Intrigenstücke auf die französische Bühne und um die Ausbildung der komischen Oper verdient gemacht hat. Die „Geschichte des Gil Blas von Santillana“ ist wegen der klassischen Darstellung und fesselnden Diktion fast so verbreitet und berühmt geworden wie der Don Quichotte von Cervantes, und der „Hinkende Teufel“ erregte großes Interesse durch die zahlreichen Anspielungen auf Personen, Zustände und Geschichten von Paris zu jener Zeit.

Zur epischen Dichtung gehört auch das merkwürdige, in poetischer Prosa geschriebene Buch des uns bereits bekannten Bischofs **Fénelon**, die Abenteuer Telemachs, ein Werk von edlem Geist und freisinnigen politischen Grundsätzen, das in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Fénelon, ein edler Mann von mildem Charakter, war Erzieher der königlichen Enkel und schrieb dieses an Homers Odyssee sich anschließende Werk in der Absicht, dem Erben des Thrones die Pflichten eines Regenten anschaulich zu machen, entschieden im Gegensatz zu der kriegerischen Politik Ludwigs XIV., deren unheilvolle Ergebnisse in dem Wohlstand der Nation eben damals hervorzutreten begannen. „Dem kriegerischen, verfolgenden, prächtigen, absoluten Königtum Ludwigs XIV. setzte er ein friedliches, tolerantes, den Gesetzen unterworfenes, auf die Förderung eines unschuldigen, einfachen Volkslebens gerichtetes entgegen, das offenbar das Ideal seines Zöglings, des Herzogs von Bourgogne sein sollte.“ Da die in dem mythologischen Roman „Telemach“ aufgestellten Grundsätze durch den grellen Kontrast mit der Regierung Ludwigs XIV. als eine Satire auf die letztere gelten konnten und man hier und da Anspielungen zu finden glaubte, so verbot der gereizte König nicht nur den bereits begonnenen Druck dieses „Regentenspiegels“, sondern belegte auch den Bischof, mit dessen quietistischen religiösen Ansichten er überdies unzufrieden war, mit seiner Ungnade. Erst nach Ludwigs Tod wurde das Ganze vollständig gedruckt und zugleich die merkwürdige Abhandlung („Anweisungen für das Gewissen eines Königs“) beigefügt, in der Fénelon aus den Lehren der Kirche die Grundsätze einer von Räten aus dem Volk umgebenen konstitutionellen Monarchie ableitete, die regelmäßige Einberufung der Generalstände empfahl und die Verwaltung des Staats nach festen Gesetzen zur Gewissenssache der Regenten machte. Nicht in der Größe und dem Glanz eines Reichs, sondern in der Wohlfahrt der Angehörigen desselben sieht er die Aufgabe der Staatsverwaltung. Die zur Vergrößerung des Reichs oder für den Ruhm eines Fürsten geführten Kriege werden in den Schriften Fénelons auf das entschiedenste verdammt. Alle Staaten gehören nach ihm einer einzigen großen Genossenschaft, dem menschlichen Geschlecht an, demnach sind alle Kriege nur Bürgerkriege. „Fénelon würde es vorziehen, wenn die Macht niemals mit der Religion in Verbindung geraten wäre; in ihm erscheint die individuelle Religion, auf ein unmittelbares Verhältnis der geistlichen Spiritualität zu ihrem göttlichen Urquell, die sich nur vor Abwegen zu hüten hat, gegründet, von der Idee des menschlichen Geschlechts durchdrungen; seine Sprache strebt nach der Leichtigkeit und Anmut, die das Ideal des achtzehnten Jahrhunderts bildet.“ Die gehaltene, sanfte Würde des Stils harmoniert vortrefflich mit dem Inhalt des Werkes, wobei die didaktische Tendenz den heroischen Geist zurückdrängte. Durch die gehobene Sprache in ungebundener Rede tritt das Buch seinem moralischen Zweck näher. Von demselben Geist edler Sittlichkeit und Menschenliebe sind auch die übrigen Schriften Fénelons durchweht, seine „Untersuchungen über das Dasein Gottes“ und seine Abhandlung „Über die Erziehung der Töchter“. Die „Totengespräche, oder Dialoge großer Männer im Elysium“, der Form aber nicht dem Geist nach eine Nachahmung der Lucianischen Gespräche (IV, 322), sind lehrreiche Reflexionen in dialogischer Form religiösen und moralischen Inhalts.

Fénelon. 1651–1715.

4. Die Prosalitteratur.

Wir haben erwähnt, daß die französische Akademie die schönsten Früchte ihrer Thätigkeit in der Ausbildung einer korrekten und eleganten Schrift- und Umgangssprache erntete. Nicht nur die poetischen Arbeiten in gebundener und ungebundener Redeform geben Zeugnis von dem hohen Aufschwung, den die französische Sprache und Diktion durch den lebhaften Wetteifer der Dichter und Schriftsteller in diesen regsamen und bewegten Zeiten Ludwigs XIV. genommen hat, auch die wissenschaftlichen Werke philosophischen oder religiösen Inhalts, die Reden und rhetorischen Schriften, die Geschichts- und Memoirenlitteratur und vor allem die Briefe oder die Studien und Reflexionen in Briefform erlangten eine formale Vollendung, die mit der Gesamtbildung des Jahrhunderts sich auf gleicher Höhe hielt. Descartes hat nicht bloß in dem philosophischen Wissen, sondern auch in der sprachlichen Darstellung der philosophischen Gedanken und Forschungen eine neue Ära begründet. Vor allem war, wie wir früher gesehen, der Jansenismus die hohe Pflanzschule und Werkstätte der Prosalitteratur; aus dem Port Royal gingen die vornehmen Geister hervor, welche die nach Form und Inhalt vortrefflichen Werke geschaffen haben, die den damaligen und den nachfolgenden Geschlechtern als Muster der Sprache und des Stils galten.

Pascal. 1623—1662. An ihrer Spitze steht Blaise Pascal, der uns schon früher (S. 392) als der Widersacher der Jesuiten bekannt geworden ist. Pascal, einer der bedeutendsten Mathematiker und Physiker, der die Wahrscheinlichkeitsrechnung erfunden und durch seine Untersuchungen auf dem Gebiet der Physik und Mechanik sich in den Naturwissenschaften eine hervorragende Stelle erworben hat, dem manche sogar die Priorität der Entdeckung des Gravitationsgesetzes zuschreiben wollten, huldigte anfangs der Skepsis des Popularphilosophen Montaigne, des geistreichen Edelmannes aus Perigord und Maires von Bordeaux, der in seinen „Essays“ den Glauben der Menschen an alle geltenden Dogmen, an alle bestehenden Sitten der Gesellschaft, an alle Einrichtungen des Staats erschütterte und wie sein Vorbild Horaz in dem naturgemäßen Genusse die einzige Lebensweisheit erkannte. Aber Pascal beharrte nicht auf dem negativen Standpunkt: von der trostlosen Lehre des Philosophen, daß alles Erkennen unsicher und begrenzt sei, sich abwendend, unterwarf er sein Urteil in Glaubenssachen der Entscheidung der Kirche, flüchtete sich in die christliche Mystik und überwand die Ansätze zum Epikureismus durch Askeſik. Sein Ziel war dabei jedoch, die Ergebnisse der Wissenschaft und die Bedürfnisse des Gemüts in eine befreundete Stellung zu einander zu setzen. Beseelt von strenger Wahrheitsliebe, von aufrichtiger religiöser Frömmigkeit und ernstlicher Sittlichkeit, nahm Pascal Anstoß an der schlaffen Moral des den menschlichen Schwachheiten und Neigungen allzu sehr Rechnung tragenden Ordens und richtete unter dem Namen Montalto gegen die Väter Jesu jene „Provinzialbriefe“, die bis auf den heutigen Tag wegen der feinen Ironie, des witzigen und gewandten Vortrags und der schlagenden Beweisführung als ein Muster klassischer Polemik gelten. Im Tone gutmütiger Einfalt deckt er die Geheimnisse des schlauberechnenden Ordens auf und mit edlem Ernst beleuchtet und verspottet er die Kasuistik und die sittenverderbenden Lehren der Jünger Loyolas. Diese lettres provinciales, der natürliche und ungesuchte Ausdruck eines aufrichtigen, auf die Gnade Gottes bauenden Gemüts, mit der ganzen Anmut und Korrektheit eines feingebildeten logisch denkenden Mannes vorgetragen, haben der Gesellschaft Jesu eine Wunde geschlagen, die keine Sophistik, keine Verdammung zu heilen vermochte. „Alle Gedanken sind so klar entwickelt, der Ausdruck ist in jeder Zeile so natürlich und bestimmt, der gerechte Spott so treffend, und die ganze Manier hat bei

aller Bitterkeit der Ironie einen so hinreißenden Charakter der Wahrheit, daß die Jesuiten sich schämen mußten, wenn sie sich in diesem Spiegel erblickten." — Von der Polemik gegen die jesuitische Entstellung der christlichen Religionslehren stieg Pascal zum „Apologeten des Christentums" auf. Während er in den Briefen aus der Provinz der Wahrheit, Vernunft und Moral ihr Recht und ihre Stellung anwies, suchte er zugleich die Notwendigkeit und die Berechtigung des Glaubens darzuthun. Allein das große Werk, worin er im Gegensatz zu Cartesius die Unzulänglichkeit der Vernunft zur Erkenntnis der letzten Gründe und Ursachen der Dinge und die Notwendigkeit einer göttlichen Offenbarung und mithin die Wahrheit der christlichen Religion philosophisch darzustellen suchte, blieb unvollendet. „Ihm zufolge sind nur zwei Philosophien möglich: die eine des Zweifels, welche von Gott entfernt; die andre, welche in den Menschen die Kraft voraussetzt, zu wissen, sich zu Gott zu erheben." Er findet, daß diese beiden Systeme einander ewig bekämpfen, einander zerreiben, zerstören, eben dadurch aber die Religion hervorrufen und dem Evangelium Platz machen. Doch sieht er die religiöse Offenbarung, der er sich zuwendet, nicht in der kirchlichen Rechtgläubigkeit. Das unter dem Titel „Gedanken" (pensées) nach seinem Tod von seinen Freunden herausgegebene geistreiche Buch, teils theologischen teils skeptisch-philosophischen Inhalts, enthält nur Bruchstücke dieses großen Werkes, woraus jene absichtlich alles entfernten, was dem neugeschlossenen „Kirchenfrieden" und dem guten Verhältnisse zu der Geistlichkeit hätte hinderlich sein können.

Um dieselbe Zeit da Pascal den Entschluß faßte, „nichts weiter sein zu wollen als ein Apostel der tieferen Religion", und sein Genie in stiller Eingezogenheit sich entfalten ließ, reifte in der großen Welt der feine Beobachtungsgeist des Herzogs François de la Rochefoucauld. Wir haben den hochgestellten Mann, den Verehrer der schönen Herzogin von Longueville, schon während des Kriegs der Fronde kennen gelernt, an dem er so thätigen Anteil genommen und von dessen politischen Gängen, Intrigen und Schachzügen uns seine Memoiren ein so interessantes Bild entwerfen. Man hat diese Denkwürdigkeiten mit den Annalen und Historien des Tacitus verglichen; aber die leichte anmutige Erzählungsweise des französischen Feudalherrn gleicht dem herben sinnschweren Stil des römischen Republikaners sowenig wie der Inhalt der Darstellungen und der Charakter der Autoren. Weit entfernt von der stoischen Härte und weltverachtenden Resignation des Römers, lebte der reiche vornehme Edelmann nach Beendigung der bürgerlichen Unruhen mitten in der großen Welt, im Genusse aller geselligen Freuden und im Umgange mit den glänzendsten und geistreichsten Männern und Frauen, denen sein Haus zum Sammelplatz diente. Da hatte denn der feingebildete Welt- und Lebemann Gelegenheit genug zu den Beobachtungen, wie sie sich in dem aphoristischen Buch „Reflexionen und Maximen" abspiegeln, einem Buch, aus dem man ersieht, wie sehr der Egoismus die Haupttriebfeder der höhern Kreise war; denn die Maximen Rochefoucaulds sind nicht sowohl „Resultate des allgemeinen Denkens" als Kennzeichen der damaligen Sitte. Während Pascals „Gedanken" einen idealen Standpunkt für Geist und Gemüt zu erstreben suchen, sind die Reflexionen des Herzogs kalt, weltklug, voll Witz und Eleganz, aber ohne Glauben an menschliche Tugend und Begeisterung.

Larochefoucauld. 1613—1680.

Wenige litterarische Erzeugnisse aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. wurden wegen ihrer eleganten Form und lebensvollen Schilderungen soviel gelesen und so sehr bewundert als „Die Charaktere" des feinen Weltmannes Jean de la Bruyère. Durch Bossuet als Lehrer eines der königlichen Prinzen empfohlen, hat er sein Leben bei Hofe und in der vornehmen Gesellschaft zugebracht und seine Beobachtungen und Studien als Stoff und Grundlage für seine Schilderungen der menschlichen Charaktere

La Bruyère. 1639—1696.

benutzt, wie sie sich in den Sitten, Lebensformen und sozialen Erscheinungen der Zeit abspiegelten. Angeregt durch die Charaktere des Theophrast, die er den seinigen in einer französischen Übersetzung beigefügt hat, macht La Bruyère die Persönlichkeiten, die er sorgfältig studiert, zur Folie eines allgemeinen Sitten- und Zeitgemäldes; aber er begnügt sich nicht mit Umrissen gewisser allgemeinen Formen der menschlichen Denkart und Sitte, wie der alte Peripatetiker, sondern seine Charakterbilder steigen vom Individuellen und Einzelnen zum Allgemeinen auf, wodurch sie Leben, Wahrheit und feste Gestaltung empfingen. Alles ist fein beobachtet und mit sicherer Meisterhand gezeichnet, nur daß man mitunter das Gekünstelte und Studierte herausfühlt. Der größte Fehler in den Augen des Weltmannes sind lächerliche Gewohnheiten, denn die Lächerlichkeit ist die Klippe, woran der Mensch in der Gesellschaft scheitert. Durch die Eleganz der Sprache und des Stils hat La Bruyère seinen Reflexionen und Charakterzeichnungen den Stempel rhetorischer Vollkommenheit aufgeprägt; aber an wissenschaftlicher Bedeutung war er nicht hervorragend. Als er kurz vor seinem Tod in die Akademie aufgenommen ward, wurde in einem Epigramm bemerkt, daß zu der Zahl Vierzig eine Null gehöre.

Memoiren. Von der stilistischen Ausbildung der schönen Prosa dieses klassischen Zeitalters geben auch die Denkwürdigkeiten und Briefe Zeugnis, die zum Teil nicht einmal für die Öffentlichkeit bestimmt durch die Schilderungen der Persönlichkeiten und die scharfen Beobachtungen eine mächtige Anziehungskraft üben. Wir haben in den obigen Blättern mehrere dieser persönlichen Aufzeichnungen kennen gelernt; viele haben nur Wert durch die historischen Mitteilungen, aber manche, wie die Memoiren von Sully, Retz, Saint-Simon u. a., tragen zugleich ein litterarisches und künstlerisches Gepräge an sich. Die Denkwürdigkeiten Sullys sind freilich von angefochtener Echtheit, aber immerhin ein herrliches Denkmal der Verdienste und hohen Gesichtspunkte des Ministers und Vertrauten des vierten Heinrich. Die Memoiren des gewandten geistreichen Kardinals de Retz sind als treues Abbild der bewegten Zeit der Fronde ebensowohl durch ihren Inhalt als durch ihren für die Kenntnis der Konversationssprache der vornehmen Kreise so wichtigen Stil merkwürdig. Seine Schriften zeigen eine Feinheit des Pinsels und eine Sicherheit der Konturen, wie man sie nur bei großen Meistern findet, sind aber weniger zuverlässig in den Erzählungen. Die ausführlichen Memoiren des Louis de Rouvroy, Herzogs von Saint-Simon, sind erst in unsrer Zeit in ihrer authentischen Gestalt der Öffentlichkeit übergeben worden, nachdem sie wegen ihrer scharfen Urteile über den Hof und hochgestellte Persönlichkeiten fast ein ganzes Jahrhundert im Staatsarchiv unter Schloß und Riegel gehalten gewesen. Saint-Simon, dessen Vater von Ludwig XIII. den Herzogstitel erhalten hatte, machte unter dem Marschall von Luxembourg die niederländischen Feldzüge mit und focht bei Fleurus und Neerwinden. Schon damals faßte er den Entschluß, seine Erlebnisse aufzuzeichnen und legte zu dem Zweck ein Tagebuch an, die erste Grundlage seiner Memoiren. Da er sich von Ludwig XIV. vernachlässigt glaubte, zog er sich vom Militärdienst zurück, ohne jedoch mit dem Hof zu brechen. Mitten in dem Parteitreiben stehend, mit der Maintenon verfeindet, mit den herzoglichen Häusern der Orleans und Bourgogne in Beziehung, verlieh er seinen Memoiren, an denen er, z. T. mit Benutzung fremder Aufzeichnungen, über fünfzig Jahre arbeitete, das Gepräge seiner persönlichen Eindrücke und Stimmungen, nicht ohne Streben nach Wahrhaftigkeit, aber in seinen Urteilen nur allzusehr von einseitigen Ansichten und Parteirücksichten geleitet. Besonders wichtig ist sein Werk für die Zeit der Regentschaft, unter welcher er selbst wieder politisch thätig war. Nach dem Tod des Herzogs von Orleans zog er sich auf sein Landgut Laferté zurück, wo er bis zu seinem Tod (1755) an dem Werk seines Lebens arbeitete. Daß das Buch von

großer Bedeutung sei, sowohl in Beziehung auf den historischen Inhalt als auf Sprache und Kunstform, darin stimmen alle überein, wie sehr auch über die Glaubwürdigkeit die Urteile auseinander gehen. Französische Litterarhistoriker stellen St.-Simon mit Tacitus zusammen. „Schon sehr ähnlich, sagen sie, sei der Gegenstand, eine Epoche absoluter Regierung, in welcher alles Dasein der Menschen von der Gnade oder Ungnade der Fürsten abhänge, und des Verfalles: St.-Simon habe nicht die beredte Kürze, die Tiefe der Maximen des Tacitus, aber auch er wisse dann und wann mit einem Worte zu malen und nichts sei willkommener als seine Ausführlichkeit; er habe sich eine Sprache geschaffen, welche, inkorrekt und ordnungslos, alles ausdrücke; er wisse zugleich die äußere Erscheinung und das innere Leben von Personen vor die Augen zu bringen, alle verschiedenen und oft einander widersprechenden Eigenschaften lasse er nacheinander auf der Leinwand erscheinen, so daß sich das Bild berichtige und ergänze." Aber auch selbst diejenigen Kritiker, welche die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit seiner Urteile anfechten und die Memoiren „das Denkmal eines betrogenen Ehrgeizes" nennen, nicht als Geschichte, sondern als ein Libell gelten lassen wollen, „das nur darum Succeß habe, weil es, indem es ein großes Zeitalter sehr im einzelnen verdächtige, der Eitelkeit der heutigen Generation schmeichle", selbst solche bewundern doch das originelle Kolorit seines Stils, das Leben seiner kleinen Dramen, in denen die Menschen ihre Eitelkeit, ihren Neid, ihre Habsucht an den Tag legen, ohne es zu merken, und erkennen ihm den Rang eines großen Schriftstellers zu.

Ranke schließt sein aus einer Vergleichung und Prüfung einzelner Angaben geschöpftes Urteil dahin ab: „Persönliche Sympathie und Antipathie beherrschen meistens seine Urteile und seine ganze Anschauung. Jene Tendenz der Übertreibung und steigenden Medisance, das um die nackte Wahrheit wenig bekümmerte Talent der Erzählung, verbunden mit persönlicher Abneigung oder Vorliebe, die aus der Parteistellung entspringen, und falsche Information über das Faktische bringen bei ihm große Verunstaltungen der Historie hervor. Als eine Quelle reiner historischer Belehrung kann dies Buch, trotz des blendenden Talents, mit dem es geschrieben ist, auf keine Weise angesehen werden." Um so größer ist seine Bedeutung für die Kenntnis des Hofes, des Parteiwesens, der öffentlichen Meinung, wie sie sich in der vornehmen Welt vernehmen ließ. „Was sonst flüchtig von Mund zu Mund geht, und wieder vergessen wird, zeichnet St.-Simon auf: nicht etwa unparteiisch, Lob und Tadel, sondern als ein volles und echtes Mitglied dieser Gesellschaft, bald als eifriger Anhänger, bald als heftiger Feind. Wenn die Medisance vorherrscht, so ist es nicht sowohl seine Schuld, als der Charakter der Gesellschaft."

Wie die erwähnten Memoiren, die wir aus einer großen Zahl ähnlicher Produktionen als die anziehendsten hervorgehoben haben, spiegeln auch die Briefe der Marquise von **Sevigné** das Leben und die Gesellschaft zur Zeit Ludwigs XIV. in kaleidoskopischen Bildern ab. Die feingebildete Dame, die mitten unter den Verführungen des Hofes die Reinheit der Seele und echte Weiblichkeit bewahrt hat, gibt in der unvergleichlichen Anmut und Leichtigkeit, womit sie die Begebenheiten des Tages darstellt, ein lebensvolles Gemälde von der gebildeten Gesellschaft der Zeit. „Frau von Sevigné hat Sympathie für alles, was sie berührt, das Größte wie das Kleinste: für die Zerstreuung der Stadt, die Einsamkeit des Landlebens, die Festlichkeiten des Hofes, wie für die Foliobände theologischer Kontroversen; sie ist reizbar, den Dingen hingegeben und doch dabei voll von Nachdenken, etwas für sich selbst." Ihre Briefe sind ein treuer Spiegel der Zeit in allen Richtungen und Erscheinungen. Nicht durch die Schönheit der Form, aber durch Unmittelbarkeit und Naivetät des Ausdrucks merkwürdig sind die Briefe und Denkwürdigkeiten der mehrfach erwähnten Pfalzgräfin **Elisabeth Char-**

Briefe. Frau von Sevigné. 1626–1696.

lotte, zweiten Gemahlin des Herzogs von Orleans, ein Denkmal deutschen Gemüts, deutscher Gesinnung und Natur. Mitten in dem Gewühl des Hofes einsam, ohne Liebe für den ausschweifenden Gemahl, fühlte sie sich mit ihrem Bedürfnis vertraulicher Mitteilung auf entfernte Verwandte angewiesen, denen sie warme und ausschließende Sympathien widmet, denen sie über alles Mitteilungen macht, was ihr Herz bewegt, was ihr Schmerz oder Freude bereitet, mit rücksichtsloser Offenheit über Frau von Maintenon, über den Hof, über die Spitzen des gesellschaftlichen Lebens sich auslassend.

Flüchtlingslitteratur. Auch die Hugenottenkämpfe und die Revokation des Edikts von Nantes trugen zur Hebung und Bereicherung der französischen Litteratur bei, wenngleich nicht in solchem Grade wie die Jansenistischen Streitigkeiten im Schoß der katholischen Kirche selbst. Wir wissen, daß so manche wissenschaftlich gebildete Männer reformierter Konfession sich außer Landes flüchteten. Die namhaftesten darunter suchten ein Asyl in Holland, wo sie unter dem Schutz der konfessionsverwandten Republik einen gesicherten Boden für ihre litterarische Thätigkeit fanden und ihre Ansichten in polemischen und philosophischen Werken niederlegten. In den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts waren die Niederlande eine fruchtbare Werkstätte für geistige Arbeit, an der sich alle Nationen beteiligten. Die Kriege Frankreichs gegen die holländischen Generalstaaten galten nicht minder dem freien Geist, der dort gegen Gewissenszwang und Glaubensdespotismus seine Schwingen regte und der Forschung und Wissenschaft ihre Berechtigung zu erhalten suchte, als den politischen Gegensätzen und den kommerziellen Sonderinteressen. Zu den stärksten Geistern, die sich der religiösen Intoleranz in der Heimat durch die Flucht nach Holland entzogen und die schriftstellerische Kunst, die Virtuosität in Stil und Sprache, die sie im Vaterland sich angeeignet, in der Fremde in Anwendung brachten, gehört Pierre Bayle, Sohn eines reformierten Geistlichen in Südfrankreich. Bayle. 1647–1706. Durch Studien in der Heimat und in der Schweiz mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, hat er während seines langen Aufenthalts in Rotterdam eine große Anzahl scharfsinniger Schriften philosophischen, polemischen und kritischen Inhalts verfaßt, welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf ihn lenkten, bald Zustimmung, bald Widerspruch erregten. Auch begründete er dort eine periodische Schrift (Nouvelles de la république des lettres), welche die Sache der freien Forschung gegenüber dem Jesuitenjournal de Trevoux verfocht. Bayles Hauptwerk ist sein historisches und kritisches Wörterbuch, worin er an eine Anzahl Namen aus der politischen, kirchlichen und litterarischen Geschichte seine gelehrten Untersuchungen und skeptischen Betrachtungen anreiht. Ergriffen von den Leiden der Verfolgung, schrieb er ferner das berühmte Büchlein: „Über die religiöse Toleranz“, deren Wert er aus eigner Erfahrung kennen gelernt hatte, und unterstützte darin seine Vernunftgründe durch Sprüche und durch den Geist der Bibel. Er bekämpfte mit Freimut und überzeugender Gründlichkeit und Klarheit alle Irrtümer und Vorurteile in Kirche, Staat, Wissenschaft und Leben und unterwarf alles Vorhandene in Sitten, Meinungen, Staatseinrichtungen und Religion seinem prüfenden Verstand. Ein Vorkämpfer der Denk- und Glaubensfreiheit, hat er mit Kühnheit und Gelehrsamkeit den Widerspruch zwischen Denken und Glauben, Vernunft und Offenbarung nachgewiesen und daraus die Berechtigung zum Zweifel und den Anspruch auf Duldung jeder von den herrschenden kirchlichen Vorstellungen abweichenden Überzeugung hergeleitet. Seine Schriften waren um so wirksamer, als er Meister des Stils war und selbst den gelehrtesten Abhandlungen durch witzige und unterhaltende Darstellung und Anekdoten ein Interresse zu geben wußte. Ihm ähnlich waren der geistreiche Weltmann St.-Evremont, der, nachdem er jahrelang unter Mazarin in den gebildetsten Kreisen der französischen Hauptstadt sich bewegt, für seine

kritischen und skeptischen Arbeiten und seine epikureische Lebensphilosophie zuerst in Holland und dann im stuartschen England eine Freistätte suchte und als Flüchtling in London starb, und der gleichfalls in Holland lebende Genfer Leclerc, der in zahlreichen historischen, theologischen und philosophischen Schriften den Zweifel zur vollkommenen Verneinung steigerte.

Auf entgegengesetztem Standpunkt steht der als Kanzelredner, Hugenottenbekehrer und Eiferer für katholische Rechtgläubigkeit bekannte Bossuet, zuerst Erzieher des Dauphin, dann Bischof von Meaux und Mitglied des Staatsrats, ein kluger, ehrgeiziger Prälat, der seine Gelehrsamkeit und schriftstellerische Begabung im Dienst der gallikanischen Kirche zu verwerten, die Wahrheit der kirchlichen Offenbarung mit Hilfe eingehender historischer Studien und Argumente zu begründen, dabei aber auch durch sein litterarisches wie durch sein praktisch-kirchliches Wirken Gunst und Einfluß bei Hofe zu erlangen suchte. „Er verfocht die religiöse Idee, wie sie sich mit dem Staat gleichsam verschmolzen hat, und die einmal festgesetzte Doktrin mit der Sicherheit, welche wohlbegründete Überzeugung und tieferes Verständnis gewähren, in dem majestätischen Ausdruck der Kirchensprache des siebzehnten Jahrhunderts." Seine „Darstellung (Exposition) der katholischen Glaubenslehre" kann als das Programm der gallikanischen Kirche über alle streitigen Doktrinen gelten. Außer seinen geistlichen Trauerreden und polemischen Schriften wider die Protestanten („Die Geschichte der religiösen Veränderungen [Variations] in der protestantischen Kirche") ist unter Bossuets didaktisch-rhetorischen Schriften besonders hervorzuheben: sein mit Kraft und Beredsamkeit geschriebenes, zunächst für den Dauphin Ludwig bestimmtes Werk über die Weltgeschichte (Discours sur l'histoire universelle), der erste moderne Versuch, die Geschichte als ein Ganzes und mit christlich-theologischer Beziehung aufzufassen, die Wege zu zeigen, auf welchen die göttliche Vorsehung die Menschen geleitet, an der Hand einer kosmopolitischen Übersicht aller großen Weltbegebenheiten die Erziehung des Menschengeschlechts nach dem Ratschluß Gottes zu erkennen. Zu dem Ende suchte er einerseits die Vergänglichkeit aller irdischen Größe, anderseits die Anstalten der Vorsehung zur Entwickelung und Erhaltung eines ewig unwandelbaren Glaubens anschaulich zu machen, eine kunstvoll geordnete rhetorisch durchgeführte theologische Tendenzschrift, die aber weder dem Historiker noch dem Philosophen Genüge zu thun vermochte. In seinem, gleichfalls dem Dauphin bestimmten „Abriß der Geschichte von Frankreich", und in seiner Abhandlung: „Die Politik nach der Heil. Schrift", worin er die Übereinstimmung der Formen der französischen Monarchie mit den Aussprüchen der Bibel nachzuweisen suchte, huldigt er einer absolutistischen Staatslehre, welche dem Fürsten unumschränkte Gewalt und Autorität, den Unterthanen als Mittel gegen Willkür und Tyrannei — demütige Vorstellungen und Gebete gestattet. Bossuet trug, wie auch seine gefeierten Mitbewerber um die Palme der Kanzelberedsamkeit, Fléchier, Bourdaloue u. a., kein Bedenken, die Ausrottung der calvinischen Ketzerei als eine der preiswürdigsten Thaten des großen Königs zu rühmen.

Bossuet. 1627—1704.

5. Wissenschaft und Kunst.

Nicht bloß auf den Gebieten der schönen Litteratur war das Zeitalter Ludwigs XIV. ein goldenes, in allen Zweigen menschlichen Wissens und Könnens wurden Anstrengungen gemacht, die zu den erfreulichsten Resultaten führten. Es ist bereits erwähnt, welche Impulse der Minister Colbert, ein Staatsmann von weitem Blick und hohem Geist, im Sinne und zum Ruhm seines Monarchen allen Wissenschaften zu geben bemüht war, sei es durch Staatsunterstützungen, sei es durch Gründung gelehrter Gesell-

Altertumskunde und Geschichtsforschung.

schaften und Vereine oder durch Förderung der höheren Bildungsanstalten. Die Naturwissenschaften nahmen einen erfreulichen Aufschwung, und wenn auch die Altertumskunde sich nicht mehr auf der frühern Höhe hielt (X, 688 ff.), wenn der größte Kenner und Erklärer der antiken Sprachen und Schriften, Claude Saumaise (Salmasius) um der Religion willen das schöne Frankreich mit Holland und Schweden vertauschte und wie schon ein Menschenalter vor ihm der Genfer Casaubonus in der Fremde sein Grab fand, so wurden doch auch unter Ludwig XIV. die klassischen Werke der griechischen und römischen Welt durch Ausgaben, Kommentare und Übersetzungen zugänglicher gemacht. Neben La Bruyère, Fontenelle u. a. war die Übersetzung des Homer durch Frau Dacier ein weitverbreitetes Buch, und der Jesuit Peiresque, der mit den ersten Gelehrten seiner Zeit in brieflichem oder persönlichem Verkehr stand, hat um die Begründung der Archäologie sich wesentlich verdient gemacht. Die Editionen der Klassiker „zum Gebrauch des Dauphin“ (in usum Delphini), obschon mehr ausgezeichnet durch typographische Ausstattung als durch innern Wert, trugen gleichfalls zur Verbreitung der Altertumskunde bei. — Ebenso blieb auch die Geschichtschreibung und Geschichtforschung nicht ohne Pflege. Unter den gelehrten Arbeiten, deren Hauptzweck auf die Zusammenstellung und Anordnung des Materials, auf die Beschaffung der Fundamente zum Unterbau der Historiographie gerichtet war, stehen in erster Reihe: Tillemonts Schriften über die römische Kaisergeschichte und die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche, Werke, welche Gibbons Grundlage bei seiner Geschichte des Untergangs des römischen Reichs geworden sind; Pagis kritische Forschungen zu den kirchlichen Annalen des Baronius, ein gründliches und mit Geist abgefaßtes Werk vom freisinnigen Standpunkt der gallikanisch-katholischen Kirche; Beauforts kritische Schrift „Über die Ungewißheit der fünf ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte“, worin mit gelehrter und kritischer Prüfung der Schriftsteller nachgewiesen wird, daß die traditionelle Geschichte des ältesten Rom nirgends eine urkundliche Gewähr für sich habe; Rollins fleißige, aber freilich kritiklose „Römische Geschichte“; und Du Canges Glossarien über die Latinität und Gräzität des Mittelalters, das Werk eines Riesenfleißes, noch heute eine Grundlage für die Erforscher des Mittelalters. Diese und andre historische Sammelwerke, vor allem die erste systematische Zusammenstellung der alten französischen Historiker von André Duchesne, die Sammlung von Urkunden über die Kirchengeschichte Frankreichs von Baluze, Colberts Bibliothekar, die „Orientalische Bibliothek“ von Herbelot u. a. W. verdankten der königlichen Protektion ihren Ursprung und Fortgang. So verdienstvoll indessen diese und ähnliche gelehrte Werke sein mochten, dem Bedürfnis der gebildeten Stände für historische Belehrung oder Unterhaltung konnten sie nicht genügen. Da entstanden denn Geschichtswerke, bei denen es mehr auf eine angenehme Lektüre als auf kritische Durchforschung des historischen Stoffes abgesehen war, wie die französische Geschichte von Varillas, die Verschwörung gegen die Republik Venedig im Jahr
Vertot. 1655—1735. 1618 von St.-Real, die geschichtlichen Werke des Abbé René Aubert de Vertot über die Revolutionen in Rom, in Portugal, in Schweden und über den Orden von Malta u. a. W. Zu den bedeutendsten Historikern der Epoche rechnet François
Mezeray. 1610—1686. de Mezeray, Verfasser einer Geschichte von Frankreich. Dieser zwar keineswegs elegante aber gründliche Schriftsteller stellte im Geiste der Fronde, der er einst durch Flugschriften gedient, das System der Generalpächter und das ganze drückende Abgabe- und Steuerwesen mit männlichem Freimut in ein so grelles Licht, daß er darüber die Stelle und den Gehalt eines königlichen Historiographen verlor. Wie sollte auch in einer Zeit, da die ganze Nation für das Königtum schwärmte, da mit der absoluten Monarchie ein Kultus getrieben ward, eine würdige, freimütige und charaktervolle

Historiographie aufkommen? Wieviel Anerkennung man immer dem gründlichen Fleiß eines Jean Mabillon, des Begründers der diplomatischen Wissenschaft zollen mag, soviel Belehrung die ausführliche Geschichte Frankreichs von dem Jesuitenpater Daniel oder die Kirchengeschichte des Abbé de Fleury darbieten mag, von dem Ziel der wahren Geschichtschreibung sind sie nach Form und Inhalt weit entfernt. Fast sämtliche Historiker gehörten dem geistlichen Stand, meistens dem Ordensklerus an, und ihr Hauptstreben war dahin gerichtet, die Begebenheiten im Interesse der Kirche und des Königtums darzustellen. Den Charakter und den Genius eines Thukydides oder Tacitus durfte man in den Tagen eines Louis XIV. bei geistlichen Schriftstellern nicht suchen. Der einzige Mann, der nach Mezeray noch ein Verständnis für die Aufgabe und die Tugenden eines echten Geschichtschreibers zeigte, der mit Wahrheitsliebe und unparteiischem objektiven Sinn an seinen Gegenstand herantrat, war der Hugenotte Rapin de Thoyras, der dem Inselland, das dem Flüchtigen nach der Aufhebung des Nanter Edikts ein Asyl gewährte, seinen Dank durch die charaktervolle Darstellung der Geschichte Englands abtrug.

Auch in dem Gang der Rechtsstudien bemerkt man ein ähnliches Bestreben, die Errungenschaften des Altertums mit den Zeitbedürfnissen und Zeitideen in Übereinstimmung zu setzen, wie bei der Altertumskunde. Wenn im Zeitalter der Renaissance der uns bereits bekannte Cujacius (X, 692; XI, 424) seine erstaunliche Arbeitskraft dazu verwendet hat, den Zeitgenossen die Pandekten verständlicher und zugänglicher zu machen, indem er den Text durch Vergleichung vieler Handschriften verbesserte, den Sinn und die wahre Bedeutung der Rechtsbestimmungen zu erforschen, durch Noten und Kommentare zu erklären und festzusetzen sich bemühte, wenn er durch seine Studien und Arbeiten wesentlich zu der systematischen Ausbildung des römischen Rechts und der gesamten Rechtswissenschaft beitrug, unterstützt durch die gleichzeitigen Leistungen ähnlicher Art in andern Ländern (X, 904), so waren die spätern Generationen mehr beflissen, den gehobenen Schatz zu hegen und zu pflegen, die Rechtsinstitute des Altertums für die Gegenwart nutzbringend zu machen, die Landesrechte an der Hand der römischen Jurisprudenz auszubilden, zu ordnen und wissenschaftlich zu gestalten. So wurde in Frankreich eine Verbindung und Durchdringung des römischen Rechts und der Landesrechte angestrebt durch Dumoulin, der, ebenso kundig der alten wie der neuen Rechte „die Pariser Coutumes praktisch kommentierte und sich den Namen des französischen Papinian erwarb. Von den Begriffen des römischen und des altfranzösischen Rechts aus setzte sich Dumoulin auch dem Vordringen der päpstlichen Autorität entgegen". — Auch auf die Entwickelung der staatsrechtlichen Ideen übten die römischen Rechtsanschauungen ihre Gewalt, um so mehr als sie der unbedingten Ausbildung des Absolutismus fördersam schienen. Die Ansichten von einem durch Verträge und Volksrechte beschränkten Königtum, wie sie unter dem Einfluß calvinischer Doktrinen bei einem Languet und Boëtie hervorgetreten (X, 711), wurden durch die revolutionären und anarchischen Bewegungen in den letzten Dezennien des sechzehnten und den ersten des siebzehnten Jahrhunderts mächtig erschüttert und das absolute Erbkönigtum wie in der Wirklichkeit so auch in der Theorie als göttliche Institution, als Fels in dem wogenden Staatsleben aufgestellt. War doch schon, wie erwähnt, Jean Bodin, ein mit den letzten Gliedern des Hauses Valois vielfach verbundener Rechtsgelehrter, angesichts der Unsicherheit der öffentlichen Zustände zu Ansichten gelangt, die der unbedingten Monarchie sehr nahe kamen. In dem berühmten Werk „vom Staat" untersuchte Bodin das Wesen und die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Staatsformen und redete der absoluten konzentrierten Staatsgewalt, wie sie die römische Gesetzgebung vorzeichnete, im Gegensatz zu den zerfahrenen Zuständen des mittelalterlichen Lehns-

Jurisprudenz und Staatswissenschaft.

Bodin. 1530—1596.

staates das Wort. „Besonders ist Bodin durchdrungen von dem Begriff der Majestät, welche dem Fürsten zukomme, über dem niemand sei als Gott allein; aus diesem leitet er das Recht des Kriegs und Friedens, des Lebens und des Todes, die Exemtion von den Gesetzen, das oberste Gericht und besonders die Hoheit über die Geistlichkeit her, deren Reichtümer, Vorrechte und selbständige Befugnisse ihm verwerflich scheinen." Der Souverän sei in seinem Gewissen an seine Eide und Zusagen gebunden, halte er sich aber nicht daran, so habe niemand das Recht, denselben, sofern er ein von Gott eingesetzter legitimer Fürst ist, zu zwingen; Unterwerfung unter die königliche Gewalt aus Liebe zur Ordnung und zum Vaterland müsse demnach als Fundamentalgesetz gelten. Vertritt er auch die in allen Konfessionen der Zeit herrschende Auffassung von der möglichst genauen Konkordanz der Staatsgewalt und der Religion in einem Staat, so tritt er doch der gewaltsamen Bekehrung entgegen. Sei es einmal durch den Willen des allmächtigen Gottes geschehen, daß verschiedene Bekenntnisse in einem Lande bestehen, so müsse der Fürst die Abgewichenen lieber dulden, als den Staat in Gefahr bringen; vor allem müsse er sich hüten, die Waffen gegen sie zu führen, schon um der Möglichkeit willen, von seinen Unterthanen besiegt zu werden, wodurch die Autorität erschüttert würde. — Auch das Privatrecht wurde an der Hand des römischen ausgebildet. Jean Domat aus Auvergne, ein intimer Freund von Pascal und gleich diesem aus Port Royal hervorgegangen, schrieb ein klassisches Werk „Über die bürgerlichen Rechte in ihrer natürlichen Ordnung", wie sie sich in der Familie und der menschlichen Gesellschaft ausprägen, ein Werk von christlich-ideal-philosophischem Standpunkt, das, wie ein französischer Historiker sich ausdrückt, dem von Cujacius aufgestellten und neugeschaffenen Rechtskörper die Seele hinzufügte. Obwohl Jansenist, wurde Domat doch auf die Empfehlung des Ministers d'Aguesseau von Ludwig XIV. begünstigt.

Kunstgeschmack und Kunstthätigkeit. Gleich der Litteratur standen auch die schönen Künste im Dienste des Hofes. In dem Schloß zu Versailles mit seinen Prachtsälen und Galerien, mit seinen Gartenanlagen, Baumgängen und Springbrunnen, bei dessen Bau die ersten Architekten, vor allen die beiden Mansart, Oheim und Neffe, thätig waren, bei dessen Ausschmückung mit Decken- und Wandgemälden, mit Bildwerken und Ornamenten die ersten Maler, wie Lebrun, Jouvenet, Mignard und die geschicktesten Bildhauer wie Girardon, Coysevox, Desjardins Hand anlegten, wirkten alle Künste zusammen, um in den, wenn auch oft leeren und übertriebenen, so doch immer glänzend-pompösen Formen des Barockstils ein der monarchischen Macht und Herrlichkeit des großen Königs entsprechendes Denkmal zu schaffen.

Nik. Poussin. 1594—1665. Der antikisierende Stil eines Nikolaus Poussin, des Ältern, der sowohl als Historienmaler wie als Schöpfer der heroischen Landschaft ein würdiger Vertreter französischer Kunstleistung im Zeitalter des Eklektizismus (X, 380 ff.) war, stand schon nicht mehr mit dem Zeitgeschmack in voller Harmonie: wie in der Tragödie Corneille und Racine zwar sich an die Vorbilder und Regeln der antiken Dramaturgie hielten, aber durch Beiziehung romantischer Elemente ihren Schöpfungen einen milderen Charakter aufprägten, so auch die Maler. Durch die vielleicht auf Poussins Anregung von Colbert 1667 gegründete Akademie von St. Luca in Rom wurde die französische Kunst mit der italienischen in Verbindung gehalten. Während Nikolaus Poussin sich völlig in den Sinn des Altertums zu versenken und von dieser Anschauung aus seine Kompositionen zu gestalten suchte, streifte schon sein

Kaspar Poussin (Dughet). 1613—1675. Schwager Kaspar Dughet, gleichfalls Poussin genannt, in seinen landschaftlichen Bildern das Strenge und Herbe ab und ging zu einer freieren Behandlung, zu einer lebensvolleren Fülle und Frische über. Dieser durch moderne Sentimentalität und verfeinerte Zeitbildung gemäßigte antikisierende Charakter gab der französischen Kunst ihr eigentümliches Gepräge. Der kühne Naturalismus des den Venetianern und dem

Caravaggio nachstrebenden Malers Simon Vouet vermochte nicht durchzudringen; schon sein Schüler, Eustache Lesueur lenkte in die edleren Schönheitsformen der ältern Italiener ein und gelangte dadurch zum Ausdruck einer milden und liebenswürdigen Gemütsstimmung, der besonders in seinen Szenen des Mönchslebens hervortritt. Der eigentliche Repräsentant der französischen Malerei im Zeitalter Ludwigs XIV. war der königliche Hofmaler Charles Lebrun, der vorzugsweise die künstlerischen Unternehmungen zu leiten hatte und das Haupt einer ganzen Kohorte von Künstlern und Technikern aller Art war. Lebrun war ein Mann von großer Begabung, aber er wandte sein Talent vorzugsweise dazu an, „jene theatralische Scheingröße, welche für diese Epoche der französischen Geschichte so charakteristisch ist, zur künstlerischen Ausbildung zu bringen. Seine großen und umfassenden Darstellungen haben ein pomphaft dekoratives Gepräge, in welchem er seinem Zeitgenossen Cortona ebenbürtig zur Seite steht; inneres Gefühl, individualisierende Gestaltung, Klarheit und Gemessenheit in Auffassung und Anordnung werden in ihnen mehr oder weniger vermißt". Weit höher als Lebrun steht Claude Gelée, bekannt unter seinem Heimatsnamen Lorrain, ein Landschaftsmaler, „bei dem sich die plastische Strenge der Linienführung Poussins zum anmutsvollsten Wohllaut auflöste, der wie kein andrer Meister es verstand, „in die Geheimnisse des Naturlebens zu dringen und im bezaubernden Spiele des Sonnenlichts, im Schmelz tauiger Gründe, im Reiz duftig abgetönter Fernen eine Stimmung zu erreichen, die wie eine ewige Sabbatfeier in die Seele dringt. Bei ihm ist alles Glanz, Licht, ungetrübte Klarheit und Harmonie eines ersten Schöpfungsmorgens im Paradiese". Aber in Paris und Versailles war für eine solche Kunstrichtung keine Stätte; ein Sohn armer Lothringer Eltern, verbrachte er den größten Teil seines Lebens in Italien, zumal in Rom, wo er auch starb mit Hinterlassung eines ansehnlichen Vermögens, das ihm seine zahlreichen Landschaftsbilder eingetragen.

Vouet. 1582—1641. Lesueur. 1617—1655. Lebrun. 1619—1690. Claude Lorrain. 1600—1682.

Die große Zahl geistreicher Schriftsteller und Künstler, welche von der Mitte des siebzehnten bis in die ersten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts das französische Gesellschaftsleben beherrschten, die Gesetze des Geschmacks und der feinen Bildung in allen Erzeugnissen der Kunst, der Litteratur des geistigen Verkehrs für ganz Europa aufstellten, die Formen des Umgangs, die Regeln der Mode festsetzten, hat die lange Regierung Ludwigs XIV. und die nächsten Jahre zu einem goldenen Zeitalter der Kultur und der schöngeistigen Ausbildung erhoben. Man könnte die Namen, welche nur die Spitzen und Hauptträger dieses litterarischen und künstlerischen Reichtums bezeichnen, leicht um das Doppelte erhöhen, ohne die ganze Fülle der Kräfte und Leistungen zu erschöpfen. Gar manche Sterne, die damals am geistigen Horizont glänzten, sind in der Folge spurlos verschwunden. Wer liest noch außer den Litterarhistorikern den Bovier de Fontenelle aus Rouen, den Neffen des großen Corneille, der nicht bloß durch die schon erwähnten Idyllen oder Schäfergedichte sich einen Namen machte, sondern auf allen Gebieten des Könnens und Wissens in gebundener und ungebundener Rede die formalen Vorzüge entfaltete, die damals so hoch geschätzt wurden, der zwei Menschenalter hindurch der beständige Sekretär der Akademie gewesen und sowohl wegen universeller Bildung und feinen Geschmacks als wegen seiner liebenswürdigen Umgangsformen in ganz Europa berühmt war! Ein echter Schöngeist ohne Tiefe und Originalität, aber Meister der eleganten Diktion in Schrift und Rede, hat Fontenelle in seinem langen Leben als Philosoph im Geiste Montaignes, als Gelehrter und als Dichter geglänzt, ohne daß seine Werke bei der Nachwelt sich in großem Ansehen zu behaupten vermocht hätten. Und doch hat Fontenelle dramatische Stücke aller Gattungen, Komödien, Tragödien und Singspiele verfaßt, hat Fabeln, Epigramme und kleinere Poesien in glatten Versen gedichtet, hat eine ganze Reihe akademischer

Schluß. Fontenelle. 1657—1757.

Elogien geschrieben und gehalten, hat in einer Sammlung von Briefen, die er selbst als „galante" bezeichnete, nicht nur mit Balzac und Voiture, sondern selbst mit Frau von Sevigné gewetteifert, hat in kritischen Abhandlungen über Poetik und Rhetorik im Verein mit Perrault die damals viel behandelte Streitfrage über die Vorzüge der antiken und modernen Dicht- und Redekunst zu gunsten der letzteren zu entscheiden gesucht, hat mit Fénelon durch „Totengespräche" in der skeptischen und ironischen Richtung

Lamotte. 1672—1731. Lucians gewetteifert. — Ebensowenig hat Fontenelles Rivale Houdart de la Motte die Unsterblichkeit erlangen können, die ihm seine Eitelkeit und seine Selbstüberschätzung vorspiegelte. Ohne Genie, aber begabt mit großem Nachahmungstalent, hat er sowohl in der dramatischen als lyrischen Poesie nur Werke geliefert, die er älteren Dichtern entlehnt oder abgesehen hatte. Und doch hatte auch Lamotte viele Verehrer und Bewunderer, wie sehr auch immer sowohl seine poetischen Erzeugnisse als seine Theorie der Dichtkunst den Beweis lieferten, daß dem spätern Zeitalter Ludwigs XIV. Sinn und Verständnis für jede echte Poesie abgingen. Den Zeitgenossen des alten Monarchen und des Regenten war die Poesie nur ein Mittel und Werkzeug Wohlgefallen zu erregen, das Leben zu verschönern, höchstens noch eine nützliche Moral oder Belehrung mit der Unterhaltung zu verbinden. Phantasie und Begeisterung, der Born aller wahren Poesie, stehen bei ihnen im Dienste des Verstandes und unter der Zucht kritischer Grundsätze. Ein natürlicher Aufschwung der Seele, ein inneres Schauen gelten ihnen als Eigenschaften, die nur durch Anwendung des Zügels zweckmäßig gebraucht werden können. Pegasus muß von Verstand, Kritik und Regel gelenkt und geleitet werden; Reflexion, Studium und ästhetische Bildung sind die Schule und Lehrmittel des Dichters. Den Parnaß erschwingt man nicht mit dem Auge des Sehers, man erreicht ihn durch mühsames Aufsteigen mittels zweckmäßiger Hilfsmittel. Es war gleichsam eine Reaktion gegen diese konventionellen Geschmacksregeln, gegen diese „Unterhaltungen des Witzes und Verstandes", daß sich am Ende des Jahrhunderts eine Flut von Feenmärchen aufthat, die nach dem Vorbild der orientalischen Erzählungen „Tausend und eine Nacht" der freien Einbildungskraft ihr Recht zu vindizieren suchten. Am bekanntesten waren „Die Märchen meiner Mutter Gans" von dem genannten Karl Perrault, dem Verfechter der modernen Litteratur im Vergleich mit den Alten, und die „vier Fakardine" des Grafen Anton von Hamilton. Meistens von Damen kultiviert (La Force, d'Aunoy u. a.), wurden die Feenmärchen mit der Zeit zu pädagogischen Zwecken ausgebeutet. Selbst Fénelon hat für die Erziehung des Herzogs von Bourgogne solche Spiele der Phantasie geschrieben.

II. Philosophie.

1. Cartesius, Geulings und Malebranche.

Das Suchen nach übernatürlicher Wahrheit. Die moderne Gesamtbildung ging zunächst aus dem Bestreben hervor, die Fesseln abzustreifen, welche das Mittelalter der freien menschlichen Entwickelung auf allen Lebensgebieten angelegt, mit der Tradition zu brechen und auf das Ursprüngliche zurückzugehen. Nachdem die Naturwissenschaft und Astronomie sich von den kirchlichen Banden befreit, die Reformation gegen den Dogmatismus der Scholastik Protestation erhoben, suchte der denkende und forschende Geist auf neuen Wegen, ohne sich an die Voraussetzungen einer geoffenbarten

Wahrheit, einer positiven Wissens- und Glaubensnorm zu halten, zu einer höheren Erkenntnis über das Universum, zu einer weiteren und freieren Weltweisheit emporzusteigen. Kopernikus und seine Nachfolger hatten die mittelalterliche Gebundenheit der Weltanschauung in ihrer äußern Erscheinung zerrissen, durch die Reformatoren war das kirchliche Glaubenssystem erschüttert worden; nun galt es zunächst aus dem Vorratshaus geistiger Arbeiten und Errungenschaften neue Waffen und Werkzeuge für einen selbständigen Wissenschaftsbau auszusuchen. Was war da natürlicher, als daß man die verschiedenen Gestaltungen der Gedankenwelt des griechischen Altertums von neuem als Inbegriff des philosophischen Erkennens und als Richtschnur des Lebens aufstellte, nur bereichert und im einzelnen rektifiziert durch die neuen Entdeckungen in den Räumen des Himmels und der Erde? Wir haben gesehen, wie bereits am Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Italiener Bruno, von mathematischen und astronomischen Studien ausgehend durch eine neue Naturphilosophie den Dualismus zwischen Gott und Welt, Geist und Materie auszugleichen versuchte und seine Kühnheit mit dem Flammentod büßte (IX, 919 f.). Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatte der uns bekannte Kardinal **Nikolaus Cusanus** (VIII, 273) eine Gottes- und Weltlehre aufgestellt, die auf mystischen Grundformen beruhend zu ähnlichen Resultaten und Spekulationen gelangt war, wie sie ein Jahrhundert später in den Schriften Brunos vorgetragen wurden: allein in jenen Tagen der Morgenröte des Humanismus und der unbefangenen Hingebung der höheren Geistlichkeit an die Studien des Altertums und an eine von der Kirche emanzipierte Weltweisheit erregten die lateinisch geschriebenen Werke des geistlichen Theosophen und Naturweisen weniger Anstoß als in den Tagen reformatorisch-protestantischer Kämpfe die meistens in italienischer Sprache abgefaßten Schriften Brunos. **Giordano Bruno** war ein mit ungewöhnlichen Gaben Bruno. 1550—1600. und Kenntnissen ausgerüsteter Mann von dichterischen Anlagen, der dem Dominikanerorden entflohen ein bewegtes Wanderleben führte und zuletzt, als er nach mancherlei Schicksalen in Genf, Paris, London, Marburg und Wittenberg zu Padua philosophische Vorlesungen zu halten wagte, von den Venetianern der römischen Inquisition ausgeliefert ward, die ihn nach zweijährigen Kerkerleiden öffentlich verbrennen ließ, auf dem Campo dei Fiori, da wo in unsern Tagen das geeinigte Italien dem Märtyrer der wissenschaftlichen Überzeugung und der freien Forschung ein Denkmal setzte. Fußend auf der Lehre des Platonikers Ficino, daß die Gottheit in zahllosen Formen oder Seelen über das Weltall ausgegossen sei, hat Bruno alle diese Seelen in **eine** zusammengefaßt, in die Seele der Welt; sie ist Verstand (Intelligenz, Geist), Seele und Körper zu gleicher Zeit, ist Gott und Natur mit einemmal. Seine Lehre, daß die Welt (das Universum) als die geschaffene Natur Eins sei mit der Gottheit als der schaffenden, und beide ewig und unvergänglich, ist eine geistreich entwickelte und mit Kraft und Wärme vorgetragene Erneuerung des antiken Pantheismus. Zu

gleicher Zeit wurden auch die übrigen philosophischen Systeme des Altertums in verjüngter Gestalt vorgetragen, der Stoizismus durch Justus Lipsius, der Epikurismus mit seiner materialistischen Weltanschauung durch Gassendi, der Skeptizismus in milderer, populärer Form durch Montaigne und durch den Geistlichen Charron, der wie Lessing „das Suchen der Wahrheit, die in Gottes Schoß wohnt", als die Aufgabe des Menschen und die Begrenzung des forschenden Geistes aufstellte. Aristoteles wurde als das Haupt der katholischen Schulpilosophie, als „die gottlose Wehr der Papisten" anfangs von den reformatorischen Begründern des neuen Geisteslebens verworfen und bekämpft, dann aber von den Subtilitäten und Entstellungen der Scholastik befreit wieder in seine Rechte eingesetzt. Alle diese Restaurationen antiker Denkformen und Philosopheme gaben Zeugnis von dem Verlangen der damaligen Welt, aus der erstarrten Scholastik zu einem neuen Leben aufzusteigen, von dem Durst der Seele nach dem frischen Born der Erkenntnis. Zu diesen vorbereitenden und neue Wege suchenden Geistern darf auch der Dominikaner Thomas Campanella aus Kalabrien gerechnet werden, der den Versuch, neuen Wein in alte Schläuche zu fassen, indem er politische und soziale Reformen auf dem Grund der Kirchenlehre und des Papismus aufbauen, aus dem Grab des spanischen Absolutismus und der abgestorbenen Möndsreligion Rettung bei einer unbeschränkten und allmächtigen Weltherrschaft des Pontifikats suchen wollte, mit vieljährigem Gefängnis in neapolitanischen Kerkern, mit Verfolgung und Exil büßen mußte, bis ihn der Tod in Paris von allen Leiden erlöste.

Campanella. 1568—1639.

Das Dasein Gottes aus der Gewißheit der eignen Existenz beweisend, sieht Campanella in der Welt ein lebendiges Abbild der mit den „Primalitäten" Macht, Weisheit und Liebe ausgestatteten unendlichen Gottheit, welche ihr Wesen und Sein in den Weltraum und in die vergänglichen Dinge ausgießt und wie ein erquickender Regen in der Pflanzenwelt alles Kreatürliche mit Leben und Freude füllt. Von diesem Grundprinzip ausgehend machte Campanella den Versuch, eine Theorie der Erkenntnis aufzustellen, eine systematische Gliederung alles Wissens zu begründen. Unter seinen zahlreichen Schriften, von denen er die meisten im Gefängnis verfaßt hat, ist am bekanntesten „Der Sonnenstaat", ein lateinisch in Dialogform geschriebenes Idealbild eines Staats nach Art der platonischen Republik oder der Utopia von Thomas Morus. Die platonische Doktrin von der Herrschaft der Philosophen nimmt bei Campanella die Gestalt einer Priesterherrschaft unter der Suprematie eines geistlichen Oberhauptes an, der die weltlichen Gewalten untergeordnet sein müßten. In dem Kopf des Dominikaners bewegte sich eine eigentümliche Welt voll kühner großartiger Gebilde und seltsamer halb mystischer halb trivialer Träumereien. Auch philosophische Gedichte hat Campanella verfaßt, von denen Herder eine Anzahl als „Seufzer eines gefesselten Prometheus aus seiner Kaukasushöhle" in der Adrastea ins Deutsche übertragen hat.

Cartesius. 1596—1650.

Auf solchen Stufen und Grundlagen wurde der Bau der neueren Philosophie aufgeführt und zwar gleichzeitig in der doppelten Richtung des Realismus und Idealismus durch Bacon von Verulam und durch René Descartes. Von dem englischen Staatsmann und Philosophen, dem Begründer des Realismus,

haben wir früher gehandelt (S. 251 ff.). Auf entgegengesetztem Standpunkt steht René Descartes (Cartesius), einem altfranzösischen Geschlecht in Touraine entsprossen. Obwohl der katholischen Kirche angehörend und in einem Jesuitenkollegium erzogen, fand der philosophische Denker doch, als er nach mehreren Wanderjahren und Kriegsdiensten in Deutschland und gegen die Hugenotten sich ausschließlich den Studien und Wissenschaften widmete, daß die klerikal-absolutistische Atmosphäre seines Vaterlandes für seine geistige Entwickelung nicht geeignet sei; er soll gesagt haben, die Luft von Paris verhindere das abstrakte Denken. Er nahm seinen Aufenthalt in Amsterdam, wo er fern vom Gewühl des kommerziellen Treibens seine meisten Schriften verfaßte, sowohl die Abhandlungen in französischer Sprache, „philosophische Essays" genannt, als die zwei lateinischen Hauptwerke: »Meditationes de prima philosophia« und »Principia philosophiae«. Im Jahr 1649 folgte er einem Ruf der Königin Christine nach Stockholm. In dieser Stadt des Nordens fand er nach einigen Monaten seinen Tod, seine Gebeine wurden in der Folge nach Paris gebracht und in der Genovevakirche beigesetzt. Descartes kannte die philosophischen Lehrmeinungen des Altertums, aber unbefriedigt von den Resultaten schloß er sich an kein System unbedingt an; insofern durfte er mit Recht die Ehre der Originalität in Anspruch nehmen, auf die er so großen Wert legte. Dabei ist nicht zu verkennen, daß er von fremdem Gut sich manches angeeignet hat, aber die Art, wie er es verwertete, wie er die Gedankensplitter andrer mit den Gebilden des eignen schöpferischen Geistes zu einem kühnen und großartigen Lehrgebäude geschickt und harmonisch zu verbinden verstand, hat ihm den verdienten Ruhm eingetragen, als Vater der modernen Philosophie gefeiert zu werden.

Descartes begann mit dem Zweifel: „Alles was die denkende Vernunft nicht geprüft hat sind Meinungen, die wir entweder unter dem Einfluß der Erziehung, unter fremder Autorität oder unter dem Eindruck der Sinne aufgenommen haben. Mithin dürfen wir solche Meinungen nicht als Erkenntnisse betrachten, denn wir haben keine Bürgschaft dafür, daß sie wahr sind." Von allen solchen überkommenen Meinungen sich durch kühne Skeptik losmachend, suchte er nach einem Fundament zu einem neuen Lehrgebäude. Da stellt sich ihm der Zweifel selbst als ein Grund- und Eckstein dar, die Gewißheit des Zweifels gilt ihm als feststehend; wo aber Zweifel ist, ist Denken und Selbstbewußtsein. Von diesem Denken und Selbstbewußtsein ausgehend, schließt Cartesius in folgerichtigem logisch-mathematischen Gedankengang auf die Existenz der denkenden Substanz, der Seele mittels des berühmten Satzes: „Ich denke, also bin ich" (cogito, ergo sum). Was nun dieser denkenden Substanz, der Seele oder dem Geist als klar und deutlich Gedachtes innewohnt, muß wahr sein. Dahin gehört vor allem die Idee von einem höchsten vollkommenen Wesen, die eine angeborne sein müsse, da nicht der unvollkommene Mensch, sondern nur Gott selbst der Urheber davon sein könne. So folgert denn der Philosoph aus dem Vorhandensein der Vorstellung von einem absolut vollkommenen Wesen in der menschlichen Seele die Existenz eines solchen Wesens, ohne welche die Vorstellung nicht möglich wäre. Aus der der Seele eingebornen Idee Gottes schließt er auf das Dasein Gottes und aus dem Bewußtsein der Endlichkeit des eignen Ich auf die Wirklichkeit einer unendlichen Substanz. Und wie er aus

einer der Seele eingebornen Vorstellung oder Idee die Existenz Gottes beweist, so aus den übrigen Ideen der Dinge, die wir klar und deutlich erkennen, die wirkliche Existenz auch dieser. Den Gegensatz zu der denkenden Substanz bilden die körperlichen Substanzen, welche Descartes aus einer Urmaterie sich entwickeln läßt, die nichts andres sei als die reine in Thätigkeit begriffene Ausdehnung. Geist und Materie sind ihm ganz heterogene Wesen, die nicht aufeinander einwirken können, eine dualistische Welt ohne Mittelstufen und Verbindungsglieder. Nur durch eine fortwährende Assistenz oder Beihilfe Gottes lasse sich der Zusammenhang zwischen körperlichen und geistigen Erscheinungen, eine Wechselbeziehung zwischen Leib und Seele erklären. „Gott ist das Prinzip der objektiven Erkenntnis und der materiellen Bewegung; er ist für den Geist die angeborne Idee, die ihm die objektive Existenz klar macht; er ist für die Materie das primum movens, das in der Körperwelt Bewegung erzeugt.“ Diese Keime wurden von den Cartesianern Geulings und Malebranche weiter ausgebildet und durch die nähere Bestimmung der Mitwirkung Gottes das System des Meisters einer neuen Entwickelung entgegengeführt.

Der Versuch des französischen Philosophen, alle Erscheinungen der Körperwelt lediglich aus der Bewegung der physischen Bestandteile mittels Druck und Stoß zu erklären, erschütterte die bisherige Ansicht, welche für jede Erscheinung besondere Qualitäten und Kräfte annahm, aufs gewaltigste; nach seiner mechanischen Naturphilosophie („Korpuskularphilosophie“) war die Kausalität und der innere Pragmatismus das höchste Gesetz, eine mechanische Naturnotwendigkeit das höchste Prinzip. So bildete Descartes eine Lehre aus, „welche durch ihren Gegensatz gegen die damals verbreitetsten Ansichten der philosophischen Schulen, die Doktrinen über die verborgenen Qualitäten, die Endursachen, das Leere, durch den Scharfsinn ihrer Ausführung und ihre rationalistische Tendenz ein sehr wirksames Ferment der geistigen Bewegung der neueren Jahrhunderte geworden ist“. In dem einsamen Landhaus zu Amsterdam fand Descartes eine sichere Freistätte für seine weltbewegende Philosophie, wie sie ihm in Paris unter den Augen der Sorbonne und des Pater Joseph, „des scharfen Wächters der Rechtgläubigkeit“, nie zu teil geworden wäre. Denn wie vorsichtig immer der französische Weltweise gegenüber der Kirchenlehre sich verhielt, wie sehr er der „geoffenbarten Wahrheit seine Reverenz machte“: eine Philosophie, welche an die Spitze den Zweifel an der Wahrheit aller überlieferten Sätze stellte, welche einen Gott lehrte, der bei der Weltschöpfung und Weltregierung nicht nach Zwecken handelt, sondern nur das Gesetz der Kausalität repräsentiert, welche die bisherigen Beweise vom Dasein Gottes nicht anerkannte, welche eine Bewegung der Weltkörper aufstellte, wonach die Rotation derselben um die Erde als eine Unmöglichkeit erschien, hätte weder bei der Kirche noch bei der Regierung auf Duldung und Geltung rechnen dürfen. Wurde doch unter Ludwig XIV. ein förmliches Verbot über die cartesianische Lehre ausgesprochen, nachdem dieselbe bereits als Fundament und Eckstein der neueren Philosophie in der ganzen Kulturwelt Anerkennung gefunden.

Auch die Geometrie verdankt dem französischen Philosophen eine ungemein fruchtbare Entdeckung. Durch seinen glücklichen Gedanken, in ausgedehnter Weise nach einer neuen Methode die Rechnung auf Raumgebilde anzuwenden, erhielt diese Wissenschaft eine ungehoffte Bereicherung, die im Laufe der Zeit eine völlige Umgestaltung herbeiführte. Die bis dahin gekannten Sätze wurden unter allgemeine Gesichtspunkte gebracht, und neue Wahrheiten erschlossen sich der Forschung. So einleuchtend auch die Fruchtbarkeit von Descartes' Entdeckung war, so fand dieselbe doch nicht sofort allgemeine Anerkennung und Verbreitung. Das Werk über die Geometrie war dunkel und kurz geschrieben, so daß einem allgemeinen Verständnis sich Hindernisse in den Weg stellen mußten. Selbst unter den Männern der Wissenschaft hatte Descartes Gegner, die seine Entdeckung teils aus Unkenntnis, teils aus Neid bekämpften. Aber auch eifrige Anhänger und gelehrte Kommentatoren fand die Cartesische Geometrie, unter denen in Frankreich ein Freund und begeisterter Verehrer des Philosophen, Florimond de Vaune sich hervorthat. Die eifrigsten Verteidiger und Erklärer fand des Cartesius Geometrie in Holland. Hier wirkte in diesem Sinn der Leidener Professor van Schooten, ferner der uns durch sein tragisches Ende bekannte holländische Staatsmann Jan de Witt, der die Zeit, die ihm die Staatsgeschäfte übrig ließen, gern den mathematischen Studien widmete; endlich Jan Hudde, Bürgermeister von Amsterdam. Auch der Mechanik, welche damals durch Galileis Entdeckungen auf eine neue Stufe emporgehoben war, und deren Sätze einen lebhaften Meinungsaustausch unter der Gelehrtenwelt hervorgerufen hatten, wandte Descartes die Tiefe seines Forschungsgeistes zu. Aber wenn man auch hier die Kühnheit seiner Gedanken bewundern muß, so ist doch auf der andern Seite nicht zu bestreiten, daß philosophische Spekulationen ihm vielfach den offenen Blick auf Vorgänge der Natur getrübt haben. Und nachdem Galilei durch nüchterne Naturbetrachtung, verbunden mit wunderbar mathematischem Scharfblick die Gesetze der Bewegung erkannt hatte, war Descartes' Rückkehr zu metaphysischen Betrachtungen über die Bewegung ein Rückschritt, wenn auch im einzelnen manche Erweiterung der Kenntnisse ihm zu verdanken ist. Auch nach einer physischen Erklärung der Bewegung der Himmelskörper hat Descartes geforscht; er hat darüber eine Ansicht aufgestellt, die, obwohl geistreich und tiefsinnig, doch nicht zu einer völlig befriedigenden Erklärung der Vorgänge führen konnte und daher bald in Vergessenheit geraten ist. Descartes stellt sich das ganze Weltall vor als schwimmend in einer ätherischen Flüssigkeit, die in einer wirbelnden Bewegung begriffen ist. Im Mittelpunkt dieses Wirbels befindet sich die Sonne, die in freilich unerklärbarer Weise als die fortwirkende Ursache dieser Wirbelbewegung anzusehen ist. Durch diese Wirbel werden die Planeten in ihren Bahnen fortgerissen. Diejenigen Planeten, die, wie die Erde, noch von Trabanten umkreist sind, sind demnach als Mittelpunkte von kleineren Wirbelbewegungen zu betrachten, welche selbst wieder in dem großen Wirbel mit dahingerissen werden. Dieselbe Vorstellungsweise dient Descartes zu einer Erklärung der Schwerkraft, und dennoch hat auch er, wie vor ihm schon Kepler, die Gleichheit der Ursache der Schwerkraft und der Planetenbewegung geahnt, die später durch Newton so glänzend nachgewiesen wurde.

Cartesius und die Mathematik in Frankreich.

Ein Zeitgenosse und teilweise Gegner von Descartes war **Peter Fermat**, ein Mann von seltener Tiefe des Geistes in Fragen der reinen Mathematik, der als Rat am Parlament zu Toulouse in seinen Mußestunden sich mit wissenschaftlichen Studien besonders aus dem Gebiet der Mathematik beschäftigte, und dabei zum Entdecker von Wahrheiten wurde, die zu den tief verborgensten der Wissenschaft gehören. Es ist besonders der Teil der Mathematik, dessen Aufgabe die Erforschung der Eigenschaften ganzer Zahlen ist, in welchem Fermats Größe liegt. Seit den Zeiten des alten Diophant war in diesem Gebiet ein wesentlicher Fortschritt nicht gemacht worden. Fermat

Fermat. 1608–1665.

hat mit forschendem Geist dieses schwierige Feld bis in seine Tiefen durchdrungen, und daraus Schätze gefördert, die auf Jahrhunderte hinaus der Nachwelt ein Rätsel blieben, und die selbst die heutige Wissenschaft noch nicht nach allen Seiten hin vollständig begriffen und erschöpft hat. Denn Fermat hat seine Entdeckungen nicht in einem ausgearbeiteten Werk veröffentlicht, die meisten seiner Sätze fanden sich als handschriftliche Anmerkungen in seinem Exemplar des Diophant und wurden erst nach seinem Tod bekannt gemacht. Andre stellte er nach damaliger Sitte den Fachgenossen als Probleme hin, an denen jene ihren Scharfsinn darthun sollten.

Gegner des Cartesius. Die cartesianische Lehre war ein zu mächtiger Schlag in das gesamte Geistesleben der Zeit, als daß nicht in jener Periode der Gärung und des Kampfes sich viele Stimmen für und wider hätten vernehmen lassen sollen. Abgesehen von den Apologeten der katholischen und protestantischen Theologie und den unbedingten Aristotelikern haben auch namhafte Forscher, wie der uns bekannte Hobbes (S. 255 f.) und der um die Förderung der mathematischen und astronomischen Wissenschaft hochverdiente Gassendi, von naturalistischem Standpunkt aus Einwürfe gegen den cartesianischen Dogmatismus erhoben. Und selbst Blaise Pascal ist, abweichend von Arnauld und andern Jansenisten des Port Royal, gegen die Grundgedanken seines Zeitgenossen in die Schranken getreten. Die meiste Anfechtung fanden Descartes' mathematische und physikalische Ansichten. In jener Zeit des Schaffens und Werdens, der revolutionären Auflehnung gegen alles Traditionelle waren Streitigkeiten unter den Fachgenossen an der Tagesordnung; aber nicht immer war es der reine Trieb nach Wahrheit, sondern häufig persönliche Eifersucht und Neid, was die Gemüter erhitzte; weit öfter war die Priorität einer Entdeckung mehr als die wissenschaftliche Behauptung selbst Gegenstand des Streits und der Anfeindung.

Geulings und Malebranche. Weit größer war indessen die Zahl derjenigen Gelehrten, welche sich zu dem cartesianischen System bekannten oder auf dessen Grund weiter bauten. Der scharfe Dualismus zwischen Geist und Körper, wodurch die thatsächlichen Beziehungen zwischen psychischen und somatischen Vorgängen selbst unter Annahme göttlicher Beihilfe unerklärlich blieben, konnte nicht verfehlen Bedenken und Widerspruch zu erregen. Diesen zu heben und auszugleichen verschärften die Cartesianer **Geulings** und **Malebranche** die Mitwirkung Gottes bei dem Lebensprozeß; jener indem er lehrte: „Gott habe die menschliche Natur so eingerichtet, daß Seele und Leib zwar in gar keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen, daß aber in jedem der beiden Teile in jedem Augenblick ganz dieselben Veränderungen vor sich gehen, welche darin vorgehen würden, wenn sie wirklich aufeinander einwirkten", und damit den sogenannten „Okkasionalismus" begründete, welcher einen kontinuirlichen Akt Gottes, ein „Wunder" statuierte: „bei Gelegenheit des leiblichen Vorganges rufe Gott in der Seele die Vorstellung hervor; bei Gelegenheit des Wollens bewege Gott den Leib"; Malebranche dagegen, Priester des Oratoriums, suchte das dualistische System des Descartes dadurch auszugleichen, daß er die körperlichen und geistigen Substanzen, die dieser getrennt und selbständig nebeneinander bestehen ließ, durch eine thätigere Einwirkung Gottes, welche die Einheit der Dinge und des Denkens sei, in Wechselbeziehung setzte; „nur Gott könne der Spiegel sein, in dem wir die Kör-

verwelt sehen, nur von ihm könne unser Körper in Bewegung gesetzt werden". Er kam zu dem Resultat: „daß wir alle Dinge in Gott schauen, der der Ort der Geister sei, indem wir teilnehmen an seinem Wissen". Gotteserkenntnis sei daher die höchste Weisheit und ein sittlicher Lebenswandel die Folge davon.

So führte denn der fromme mystisch angelegte geistliche Philosoph Nik. Malebranche in mehreren durch Eleganz der Sprache und Darstellung ausgezeichneten Werken „Über Erforschung der Wahrheit"; „Abhandlung über Natur und Gnade"; „Metaphysische und christliche Betrachtungen" u. a. die cartesianische Lehre einen Schritt weiter, indem er Geist und Materie, Subjekt und Objekt in einer höhern Substanz zu versöhnen suchte, die Gottheit aus der Stellung eines Kausalprinzips, das nur gelegentlich das Leben des Universums in Gang erhält, zu dem einzigen Realgrund alles Seins und Denkens erhob. Aber sein mystischer Idealismus, der in dem „Schauen in Gott" gipfelt, obwohl dem Offenbarungsglauben näher stehend als das cogito, ergo sum seines Meisters, stimmte doch nicht ganz mit der theologischen Rechtgläubigkeit überein, daher auch er manche Anfechtungen erfuhr. Noch weniger konnte die philosophische Spekulation bei einer Lehre stille stehen, welche den cartesianischen Gegensatz der Substanzen anerkennend eine unendliche Substanz jenseits der Welt als ein besonderes absolutes Wesen existieren ließ, in welchem alle Geister und alle Ideen wohnen, in welchem wir alle Dinge erkennen sollen wie das Auge die körperlichen Gegenstände im Licht. Malebranche. 1638—1715.

2. Spinoza.

Die Wissenschaft mußte streben, die drei gesonderten Welten einheitlich zu fassen, die Keime des Pantheismus, der Immanenz Gottes in der Welt, die in Malebranche verborgen lagen, zur Entfaltung zu bringen, in der denkenden Weltvernunft die Einheit des Universums zu begreifen. Auf diese höchste Stufe der Ausbildung wurde der cartesianische Idealismus geführt durch Baruch (Benedikt) Spinoza, den Sprößling einer aus Portugal stammenden, in Amsterdam seßhaften jüdischen Kaufmannsfamilie. Zum Rabbiner bestimmt und in der Religionslehre des Talmud unterrichtet, wandte sich jedoch der strebsame wißbegierige junge Mann bald ab von den engen Doktrinen der Synagoge und flüchtete sich in das weite Reich der Spekulation. Von seinen Glaubensgenossen wegen „schrecklicher Irrlehren" aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, selbst vom Meuchelmord bedroht, verließ Spinoza seine Vaterstadt und führte ein einsames zurückgezogenes Leben, bald in dieser bald in jener holländischen Stadt, seinen Unterhalt durch das Schleifen optischer Gläser sich verschaffend, bis er im Haag am 21. Febr. 1677 starb, erst fünfundvierzig Jahre alt. Ausgestoßen von den Juden als abgefallener Sohn, gemieden von den Christen, zu deren Gemeinschaft er nicht übertreten wollte, hat Spinoza in stiller Verborgenheit sein folgenreiches System ausgearbeitet, in welchem zum erstenmal der Pantheismus in seiner strengen ungemilderten Eigentümlichkeit sich epochemachend geltend machte, ein großartiges Lehrgebäude, worin mit folgerichtigem Geist dargelegt wird, wie sich alles mit mathematischer Notwendigkeit aus einem obersten absoluten Spinoza. 1632—1677.

Grunde entwickele, der freien Selbstbestimmung keinen Raum gestattend. Einfach, bedürfnislos und von strengster Sittlichkeit in seinem Leben, hat Spinoza jede äußere Abhängigkeit verschmäht, kein angebotenes Lehramt angenommen, alle Geschenke oder Vermächtnisse zurückgewiesen.

Unter Spinozas Schriften, sämtlich in lateinischer Sprache geschrieben und meistens erst nach seinem Tod herausgegeben, ist am bedeutendsten seine „Ethik nach geometrischer Methode", ein philosophisches Fundamentalwerk, dem die „Darstellung der cartesianischen Philosophie", der „Theologisch-politische Traktat" und einige Abhandlungen und Briefe zur Vorbereitung und Ergänzung dienen. Dieses als „Ethik" bezeichnete Wissenschaftsgebäude behandelt in fünf Abteilungen die Lehre von der Substanz oder Gott (Metaphysik), von der Natur und dem Ursprung der Seele (Physik), von den Affekten (Psychologie) und von der Macht des Denkens oder der menschlichen Freiheit (Ethik). Den cartesianischen Gegensatz von Sein und Denken, von Geist und Körper verwerfend legte Spinoza einer höchsten Substanz, der Gottheit, allein wirkliches unendliches Sein bei, während die endlichen Dinge nur Scheinsubstanzen, nur Modi oder Attribute der der Gottheit innewohnenden unendlichen Ausdehnung und des unendlichen Denkens seien. Die ewige absolute Substanz, die Vereinigung von Gedanken und Kraft, ist sowohl die Ursache ihrer selbst als alles Einzelnen; sie ist das „All-Eine und Allgemeine, welches in allem Besonderen und Individuellen sich selbst als in seinen näheren Bestimmungen und Zuständen darstellt", die innere (immanente), nicht äußere (transiente) Ursache der Gesamtheit der endlichen Dinge, der Erscheinungswelt. „Alle Dinge sind nur Modifikationen," heißt es bei Zeller, „alle Vorgänge nur Wirkungen der einen Substanz. Gott und die Welt, die schöpferische und die geschaffene Natur sind ein und dasselbe, nur unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet; was wir als Einheit Gott nennen, nennen wir als Vielheit, als Totalität aller seiner besonderen Erscheinungsformen die Welt; was sich unsrer Einbildungskraft unter der Form der Zeit darstellt, das erkennt unser Denken unter der Form der Ewigkeit, als ein ungeteiltes, unveränderliches, unendliches Wesen, welches wir aber ebendeshalb nicht wieder in ein Einzelwesen verwandeln, nicht mit Eigenschaften, die nur endlichen Wesen zukommen können, wie Verstand und Willen, begaben dürfen." Es gibt keine Zufälligkeit, sondern nur Notwendigkeit, die in Gott mit Freiheit verbunden ist, weil er die einzige Substanz ist, deren Wesen und Wirken durch keine andre beschränkt oder bedingt wird. „Gott bewirkt alles Einzelne nur mittelbar, durch andres Einzelnes, womit es in Kausalnexus steht, es gibt kein unmittelbares Wirken Gottes nach Zwecken, kein Wunder und keine kausalitätslose menschliche Freiheit." Zwischen den Modifikationen des Denkens und der Ausdehnung besteht kein ursächlicher Zusammenhang, sondern eine durchgängige Übereinstimmung, ein vollkommener Parallelismus, darin begründet, daß beide Attribute einer und derselben Substanz sind; daher trifft die Ordnung und Verbindung der Gedanken immer mit der Ordnung der ausgedehnten Dinge zusammen: „indem jeder Gedanke immer nur die Idee des zugehörigen Modus der Ausdehnung ist". Aber nicht alles Denken ist gleicher Art. Es gibt eine Stufenfolge in der Klarheit und dem Wert menschlicher Gedanken von den verworrenen Vorstellungen, der „inadäquaten Erkenntnis" bis zu der philosophischen oder adäquaten Einsicht, die alle Dinge unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit, mit Hinsicht auf die Substanz auffaßt. „An das verworrene, am Endlichen haftende Vorstellen knüpfen sich die Affekte und die Knechtschaft des Willens, an die intellektuelle Erkenntnis aber die intellektuelle Liebe Gottes, worin unser Glück und unsre Freiheit liegt." „Je vollkommener der Mensch ist, um so adäquater werden seine Ideen sein, um so weniger

wird er statt klarer Begriffe von bloßen Einbildungen geleitet werden, um so weniger wird er daher Leidenschaften unterworfen, um so freier und glückseliger wird er sein. In dieser Freiheit von Affekten, dieser Vernünftigkeit des Denkens und Wollens besteht die Sittlichkeit." Dazu führt aber nur eine reine Erkenntnis des göttlichen Wesens, und mit dieser höheren Erkenntnis ist unmittelbar auch jene „intellektuelle Liebe zur Gottheit" gegeben, „in welcher die höchste Vollkommenheit und Seligkeit des Menschen besteht". Die höchste Seligkeit besteht also in der lebendigen Erkenntnis Gottes, und unser Glück und unsre Freiheit in der beständigen und ewigen Liebe zu Gott. Nicht ein der Tugend beigegebener Lohn, sondern die Tugend selbst sei die Seligkeit.

Spinozas wissenschaftliche Stellung.

Dies sind die Umrisse und Grundlinien eines Systems, das durch die Folgerichtigkeit seiner Sätze und durch die enggeschlossene Beweisführung in die Gedankenwelt aller Zeiten mächtig eingriff, bald zum Widerspruch reizend, bald Zustimmung erzwingend. Es war besonders die Stellung, die Spinoza gegenüber der Kirchenlehre und den politischen Ansichten einnahm, was ihm bei Mit- und Nachwelt scharfe Angriffe zuzog. Er erkennt in der Sittlichkeit, die mit der Frömmigkeit zusammenfällt, die Aufgabe der Religion; der Offenbarungsglaube und die kirchlichen Dogmen sind ihm nur eine unvollkommene, vorstellungsmäßige Form, „sich der allgemeinsten Vernunftwahrheiten bewußt zu werden." Dadurch trat Spinoza der Theologie seiner Zeit mit unerhörter Selbständigkeit gegenüber. „Er unterwirft den Ursprung und den Inhalt biblischer Schriften der unumwundensten Kritik; er verbirgt es nicht, daß er in Lehren, wie die Menschwerdung Gottes, nur den baren Widerspruch „die Quadratur des Zirkels" zu sehen wisse, er entzieht mit dem Wunder, mit der Persönlichkeit Gottes und mit der persönlichen Fortdauer nach dem Tode der herrschenden Denkweise ihren ganzen Boden, und er wehrt jede Einsprache mit dem Satz ab, daß es für die Religion auf wissenschaftliche Wahrheit gar nicht ankomme und daß sie nicht zur Richterin über dieselbe bestellt sei." Klar und bestimmt verteidigt er die unbeschränkte Freiheit der religiösen und der wissenschaftlichen Überzeugung. In demselben Geist, heißt es bei Zeller, sind auch Spinozas politische Grundsätze gehalten: „Zunächst zwar stimmt er mit Hobbes darin überein, daß das natürliche Recht des Menschen soweit reiche, als seine Macht, und daß der Naturzustand ebendeshalb ein allgemeiner Kriegszustand sei, aber das richtige Mittel, um aus diesem Zustand herauszukommen, erkennt er nicht im Despotismus, sondern in einem gesetzlich geordneten und auf der freien Zustimmung der Staatsbürger ruhenden Gemeinwesen." Auch das Recht der Obrigkeit sei ebenso begrenzt wie ihre Macht; diese finde aber ihre Grenze an der menschlichen Natur der Staatsbürger, welche nicht ungestraft verletzt werden könne, wenn nicht die Revolution naturgemäß und dann auch berechtigt werden solle. Demnach verlangt er wie in kirchlichen Dingen Toleranz so für das staatliche Leben politische Freiheit. Wenn aber Orthodoxe und Absolutisten zu allen Zeiten gegen den Urheber pantheistischer Weltanschauung und eines auf Naturrecht und Naturnotwendigkeit beruhenden Staats- und Gesellschaftslebens zu Felde gezogen sind, so haben

dagegen alle freieren Geister den großartigen charaktervollen Denker in Spinoza erkannt. Begeistert ruft Schleiermacher in seinen Reden über Religion aus: „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza. Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe, in heiliger Unschuld und tiefer Demut spiegelte er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch er ihr liebenswürdiger Spiegel war; voller Religion war er und voll heiligen Geistes; und darum steht er auch da allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht."

III. Deutsche Wissenschaft und Dichtung.

1. Allgemeines.

Das protestantische und das katholische Deutschland.

Wir haben am Ausgang des vorigen Bandes die Zustände kennen gelernt, die nach der Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs und nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens im Deutschen Reich und in der deutschen Nation obwalteten. Wenn unter so traurigen Verhältnissen das geistige Leben nicht gänzlich erlosch, wenn das deutsche Volk nicht hoffnungslos auf das Grab seines vergangenen Glücksstandes hinschaute, vielmehr alle Kräfte anstrengte, um aus dem allgemeinen Schiffbruch noch einige Güter zu retten, auf den Ruinen ein neues Dasein zu schaffen, mit dem wirtschaftlichen Aufbau auch die Kulturelemente wieder zu sammeln und zu einem neuen Palladium zu gestalten, so darf man in diesem Bestreben einen Beweis erblicken von der kräftigen Natur und dem ungebrochenen Lebensmut der deutschen Nation. Freilich haben wir keine so glänzenden Trophäen aufzuweisen, wie das große Nachbarvolk, das in den Tagen, da rechts vom Rhein die nationalen Güter zerschlagen und zerstreut wurden, die seinigen sammelte, wahrte und mehrte; dennoch hat auch die deutsche Kunst und Wissenschaft nicht gefeiert, und neben den entlehnten Schätzen auch manches eigne Kleinod zu Tage gefördert und auf den Markt geliefert. Im Gegensatz zu dem poetischen Schaffen des Mittelalters, das seine Hauptsitze im südlichen Deutschland, am Rhein und an der Donau gehabt hatte, nimmt die neuere Poesie, sowohl die selbständige religiöse als die entlehnte und nachgeahmte weltliche Dichtung, ja auch die philosophische Wissenschaft in Norddeutschland, in Schlesien, Sachsen, Brandenburg ihre Wohnstätte; wo im Süden litterarische Versuche gemacht werden, haben sie ihren Ausgang in protestantischen Ländern, in der calvinischen Pfalz und in dem lutherischen Württemberg, ein neuer Beweis, daß die Reformation eine That des germanischen Geistes war, daß der Herzschlag der katholischen Welt einer andern Richtung folgte. Wie sehr auch in den protestantischen Territorien Geistlichkeit und Regierung die freie Bewegung zu hemmen, mit inquisitorischer Strenge die schmale Bahn konfessioneller Orthodoxie

einzuhalten bemüht sein mochten: der geistige Bann war doch gebrochen, der Strom des innern Lebens konnte eingedämmt und verzögert, nicht mehr aber in rückläufigen Fluß gesetzt werden. Wenn in den Tagen, da man in Frankreich die calvinische Ketzerei mit barbarischen Maßregeln auszurotten und in England mit Sophistik und Eidbruch den reformierten Kirchenbau zu untergraben suchte, ein Leibniz den konziliatorischen Gedanken einer Vereinigung aller Konfessionen fassen, unter den Nachwirkungen kriegerischer Zerstörungswut eine „Theodicee" schreiben und im Weltganzen eine von Gott gesetzte „prästabilierte Harmonie" erblicken konnte, so gibt dies wahrlich ein edles Zeugnis von der idealen Natur des deutschen Volks und von dem hoffnungsreichen Glauben an eine höhere Vorsehung und an ein Fortschreiten der Menschheit im Suchen und Ergreifen der Wahrheit. Dem genialen Philosophen war es nach seiner optimistischen Anschauung undenkbar, daß eine Welt, in welcher die Einzelwesen, die unteilbaren Substanzen oder Monaden, die Gottheit oder die Urmonade abspiegelten, von der sie ausgegangen, und sich, wenngleich mit verschiedenen Qualitäten und Erkenntniskräften ausgerüstet, nach den von Anbeginn bestimmten Gesetzen der Notwendigkeit und Kausalität bewegen und entwickeln, daß eine Welt, worin die mit Vernunft und Selbstbewußtsein begabte Menschenseele der Ursubstanz am nächsten steht, nicht unter allen möglichen Schöpfungen die beste sein und das Übel oder Böse Macht haben sollte über das Gute.

Für den Dienst der Musen war die Zeit wenig angethan; und dennoch wurden auch die Künste nicht ganz vernachlässigt. Im Kirchenlied wirkten Dichtung und Tonkunst zusammen, um die Gemüter über die Leiden des Erdenlebens zu erheben. Die alte Volkssprache und Volksdichtung, an sich schon unbeholfen und derb, war in den sturmvollen Jahren vollends in Gemeinheit und Entartung versunken; wollte das deutsche Volk nicht hinter andern Nationen zurückstehen, so mußte die litterarische Bildung in den Geschmack und die Behandlungsweise der Renaissance eintreten. Und so fing man denn an nach dem Vorbild des Auslandes die Sprache zu veredeln; Martin Opitz gab durch Lehre und Beispiel den Anstoß, daß man die schönen Formen und die Vers- und Silbenmaße aus dem Altertum und den romanischen Ländern in die deutsche Poesie einführte, den Naturalismus der früheren Zeit durch eine Kunstdichtung verdrängte, durch Übersetzungen und Nachbildungen fremder Dichtungen den eignen Schatz mehrte und sich anstrengte, in poetischen Leistungen nicht hinter den Franzosen und Niederländern allzusehr zurückzustehen. Und wie steif und barock manches heutzutage erscheinen mag, wie matt und verkünstelt insbesondere die den Italienern und Spaniern entlehnten Schäfergedichte und die der Wirklichkeit entrückte idyllische Traumwelt einem realistischeren Zeitalter vorkommen müssen — durch die fremden Nachbildungen stärkte und übte das deutsche Volk seine Kräfte, bis es an dem Wettlauf in der geistigen Ringbahn teilnehmen und endlich die Palme erringen konnte. Auch in der prosaischen Dichtung gingen die

Dichtung und Kunst.

Verfasser der „Gesichte Philanders von Sittewald“ und des Schelmenromans „Simplicissimus“ bei den Spaniern in die Schule, gaben aber ihren Werken ein so eigentümlich deutsches Gepräge, bewegten sich in ihren Visionen und Schilderungen so sehr in der Wirklichkeit ihrer Zeit, daß nichts den fremden Ursprung verrät. Ganz auf eignen Füßen stand dagegen Deutschland in der religiösen Dichtung, die mitten aus dem Jammer der Kriegszeit sich herausbildete. Und auch darin sehen wir, wie sich die Seele aus der kummervollen Gegenwart aufschwingt zu den göttlichen Regionen, wo Trost und Hilfe zu finden ist. Fleming rief aus: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten raten“; Neumark konnte sich und der Welt die zuversichtliche Hoffnung geben, daß, wer nur den lieben Gott walten lasse, von ihm wunderbar erhalten werde und auf keinen Sand gebaut habe; und Paul Gerhard singt: „Gieb dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens.“ Am meisten beherrschte das Fremde die Gebiete der bildenden Künste: wie in der Poesie so gab auch in der Malerei die italienische Kunstrichtung die mustergültigen Vorbilder. Doch zeigte Joachim Sandrart aus Frankfurt, den die Kriegsstürme nach Italien, Holland und England verschlugen, sowohl durch seine Werke als Maler und Kupferstecher wie durch seine Thätigkeit für die Entwickelung und Fortbildung der ersten deutschen Kunstakademie in Nürnberg, daß auch hier die Notwendigkeit eines nationalen selbständigen Schaffens zum Bewußtsein gekommen.

Sandrart. 1606–1688.

2. Philosophie und religiöse Litteratur.

Jakob Böhme. 1575 (1574?) –1624.

Die religiösen Fragen, welche während des siebzehnten Jahrhunderts auf den Gang des politischen Lebens einen so bedeutenden Einfluß übten, standen auch in den Gebieten der wissenschaftlichen Forschung und des künstlerischen Schaffens in erster Linie: die philosophische Spekulation wie die lyrische und didaktische Poesie machten vorzugsweise die Religion zum Gegenstand ihres Nachdenkens und ihrer Empfindungen. Der Schlesier Jakob Böhme, ein armer Bauernsohn, der in seiner ersten Jugend das Vieh gehütet, dann in Görlitz das Schusterhandwerk erlernt und geübt hat, suchte wie Giordano Bruno den geheimnisvollen Zusammenhang des göttlichen Wesens und der kreatürlichen Welt durch geistige Vertiefung zu ergründen. Fast ohne andre Bildung, als die aus der lutherischen Bibel geschöpfte und ohne andre Weltkenntnis, als wie sie ihm durch einige kleine Reisen und durch den Verkehr mit den Bürgern und Handwerkern seiner Heimat zugeführt ward, kam Böhme durch eifriges Forschen in der Heil. Schrift und durch sinnige Beobachtung der Natur, des Menschenlebens und des eignen Gemüts zu Ideen, die, wenn auch oft unklar und verworren aufgefaßt und vorgetragen, doch durch ihre Tiefe und Eigentümlichkeit überraschen und fesseln. Freilich stehen seine Schriften, unter denen „Aurora oder die Morgenröte im Aufgang“ und „Von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen“, gewöhnlich »Signatura rerum« genannt, am bekanntesten sind, in Beziehung auf Sprache und Darstellung weit zurück hinter den klassischen Werken der Jansenisten von Port Royal; aber die Gedanken, die sich aus den gärenden Sprachelementen und dem Unvermögen und der Unbehilflichkeit, den Konzeptionen Form und Gestalt zu geben, mühsam zum Ausdruck und zur Klarheit emporringen, haben die Bewunderung vieler hervorragenden Geister der spätern

Zeit erregt. Wie durch ein Wunder wurden die Schriften des trotz seines stillen christlichen Lebens von der Geistlichkeit vielfach bedrängten frommen Mannes in den Stürmen des Kriegs nach Amsterdam gerettet, wo ein Anhänger seiner Ansichten sie veröffentlichte. In Holland und England fand die spekulative Mystik des „deutschen Philosophen", wie er genannt wurde, bald die größte Verbreitung. Unbewußt die Wege der alten Gnostiker wandelnd, aber unabhängig von ihren Schriften, die er nicht kannte, suchte Böhme das Heraustreten der kreatürlichen Welt aus der Einheit des göttlichen Wesens, der dreieinigen Gottheit zu erfassen und durch mystische Erleuchtung, die ihn periodenweise erfüllte, die großen Rätselfragen des christlichen Dogmatismus, den Ursprung des Übels, den Sündenfall, die Menschwerdung des Sohnes u. a. zu lösen, nicht durch Operationen des Verstandes mit Hilfe mathematischer oder physikalischer Beweisführungen sondern durch unmittelbares Eindringen in den „Ungrund", in das „ewige Eine", das „stille Nichts", aus dem durch Negation, durch „Widerwärtigkeit" die Endlichkeit, das Kreatürliche hervorgeht. „Alle Dinge bestehen in Ja und Nein, es sei göttlich, teuflisch, irdisch oder was sonst genannt werden mag. Das Eine, als das Ja, ist eitel Kraft und Leben und ist die Wahrheit Gottes oder Gott selber. Dieser wäre in sich selbst unerkenntlich und wäre darin keine Freude und Erheblichkeit noch Empfindlichkeit ohne das Nein. Das Nein ist der Gegenwurf des Ja oder der Wahrheit." Soll das ewig Eine sich selbst offenbar werden, soll es einen Willen, eine Weisheit, ein Gemüt haben, so muß ein Gegensatz in ihm sein, denn „kein Ding mag ohne Widerwärtigkeit ihm selber offenbar werden." Das Nichts hat also eine Sehnsucht nach dem Etwas und diese Sehnsucht bewirkt, daß das ewig Eine sich differenziert, „sich in die Schiedlichkeit einführt". Zunächst geschieht dies durch Unterscheidung von Vater, Sohn und Geist in der Gottheit, alsdann durch Entwickelung der kreatürlichen Welt vermittelst der göttlichen „Qualitäten". Mit Bezug auf mehrere Stellen der Offenbarung Johannis nimmt Böhme sieben Geister an, die er als Quellgeister oder Qualitäten bezeichnet, in denen „die ewige Natur in ihrem ersten Grunde steht", die schöpferischen Urtriebe, welche in der Tiefe der Natur quellen und treiben einesteils von der Gottheit unterschieden, andernteils das göttliche Wesen selbst nach seinen verschiedenen Wirkungskreisen darstellend. „Sie alle fassen sich aber in der göttlichen Natur zusammen, welche die sechs andern Qualitäten aus sich gebären und von welcher dieselben umschlossen werden." Die heilige Dreifaltigkeit und diese sieben Geister, die in unruhigem Schaffenstrieb sich in zahllose Abteilungen „qualieren", bilden das große Mysterium oder die ewige Natur, eine Welt des Lichts ohne Schatten, der Harmonien ohne Mißklang, „das himmlische Freudenreich". Diese „geistliche Welt", in der nur das in unerschöpflich reicher Entfaltung in sich selbst wirkende, arbeitende und schaffende Leben der Gottheit angeschaut wird, konnte nicht genügen. „Was durch die Bewegung der Geister Gottes in der Natur entstand," heißt es bei Zeller, „waren Figuren, die aufgingen und wieder vergingen." Auch als Gott die Engel schuf „härter und derber zusammenkorporiert," auf daß das Licht der himmlischen Natur „in ihrer Härtigkeit heller scheinen sollte und daß der Ton des Körpers hell tönete und schallete, damit das Freudenreich in Gott größer würde," war die Welt noch fehllos, ohne Mängel und Sünde. Himmel und Erde und die ganze sichtbare Welt, die als „Gegenwurf" aus dem göttlichen „Ungrund" hervorgegangen, wurden durch dieselben Kräfte regiert, durch die sie entstanden waren. Selbst das Böse hatte eine göttliche Wurzel. Sollte die Offenbarung Gottes sich vollenden, so mußte nach Böhme „das Mysterium magnum in eine zeitliche Schöpfung eingeführt und in den Elementen sichtbar gemacht werden, auf daß der Geist Gottes mit etwas zu wirken und zu spielen habe". So entsteht die wirkliche Welt, die auch das Böse in ihrem Schoß trägt, zunächst nur als

finstern Grund, welcher notwendig ist, um dem göttlichen Licht und Leben Schärfe zu geben, der aber mit der Ausdehnung wachsend auch an Orte gelangt, wohin er nicht kommen sollte. Um dieses Übergreifen und Wuchern der Wurzeln und Keime des Bösen, diese Störung der göttlichen Weltordnung zu erklären, nimmt Böhme zu den mythischen Vorstellungen eines doppelten Sündenfalles in Luzifer und Adam seine Zuflucht. Auch Luzifer war ursprünglich ein in Gott qualierender gutgeschaffener Engel; erst durch seine Schiedlichkeit, durch seinen vom Ganzen sich loslösenden Willen „soll sich ein Teil der himmlischen Welt zur Härte und Herbigkeit zusammengezogen, die Natur in Gott sich zum Zorneifer entzündet, der grobmaterielle Stoff dieser Welt sich gebildet haben". Das Universum ging damit dem Chaos entgegen, wodurch die zweite Schöpfung nötig ward, wie sie die Genesis vorführt. Durch den Fall Adams ging der Mensch, welcher die gefallenen Engel ersetzen sollte, seiner ursprünglichen hohen Würde und Vollkommenheit verlustig. „Doch erlosch das göttliche Licht in ihm nicht gänzlich, und in Christus erschien es persönlich, um dem Menschen zunächst die innere Befreiung vom Bösen möglich zu machen, der am Weltende auch seine äußere Ausscheidung und die Verklärung der Materie zu der ihrem innern Wesen entsprechenden Gestalt folgen wird." Darum wählte Jakob Böhme das Johanneische Wort: „Unser Heil im Leben Jesu Christi in uns" zu seinem Wahlspruch.

Böhmes Stellung in der philosoph. Wissenschaft. Man hat den Görlitzer Theosophen in der Folge wegen der Fülle tiefsinniger Gedanken, kühner und großartiger Anschauungen allgemein bewundert, ihn den „deutschen Philosophen," den Vorläufer christlicher Wissenschaft genannt. Von dieser Bewunderung ist man in neuerer Zeit zurückgekommen. „Eine nachhaltige Einwirkung auf die wissenschaftlichen Zustände," bemerkt Zeller, „ließ sich von einer Spekulation nicht erwarten, welche ohne methodische Übung des Denkens an die schwierigsten Aufgaben herantrat, die verwickeltsten und umfassendsten Fragen mit unklaren Anschauungen und ungeprüften dogmatischen Voraussetzungen zu lösen unternahm, welche statt scharfer Begriffe eine verwirrende Masse von schwankenden Bildern, statt wissenschaftlicher Untersuchung phantasievolle Dichtungen, statt verständiger Gedankenentwickelung apokryphische Rätsel darbot."

Leibniz. 1646—1716. Diesen Ehrenplatz eines Begründers der neueren deutschen Philosophie verdient ein andrer Mann, der mit schöpferischem Geist universelle Bildung und einen Reichtum des Wissens verband, wie kein andrer Gelehrter seiner Zeit, verdient der geniale Denker und Schriftsteller Gottfr. Wilh. Leibniz, Sohn eines Leipziger Professors. Den Grund zu seiner Bildung legte er in Leipzig, seiner Geburtsstadt; aber Selbststudium, Reisen, längeres Verweilen zu London und Paris und Verkehr mit den größten Geistern des Auslandes hoben ihn bald über alle seine Zeitgenossen empor. Als junger Mann von einundzwanzig Jahren wurde er von dem frühern kurmainzischen Minister Joh. Christ. von Boyneburg, der auch nach dem Austritt aus seinem Amt einer der einflußreichsten deutschen Staatsmänner geblieben war, in die Dienste des Kurfürsten Joh. Phil. von Schönborn gezogen. In der Nähe dieses gebildeten und wohlwollenden Fürsten verbrachte Leibniz fünf Jahre (1667—1672) teils mit publizistischen, teils mit juristischen Arbeiten beschäftigt. Wir wissen, daß er im Auftrag Boyneburgs den Plan entwarf, Ludwig XIV. zu einem Unternehmen gegen Ägypten zu bewegen, durch welches die Eroberungslust dieses Monarchen von Deutschland und Holland abgelenkt und auf Kosten der Türkei eine Annäherung Frankreichs an Österreich herbeigeführt werden sollte. Die diplomatische Mission hatte keinen Erfolg für die Politik; aber für den deutschen Rechtsgelehrten war sie von Wichtigkeit: er verlebte vier Jahre in der Weltstadt an der Seine, ein Aufenthalt, der für seinen Bildungsgang von der größten Bedeutung war. Huygens war sein Lehrer in der höhern Mathematik; mit

der französischen Sprache und Philosophie machte er sich vertraut. Nach seiner Rückkehr trat er in die Dienste des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, und lebte nun vierzig Jahre lang als Bibliothekar und Rat in Hannover, wo er das Vertrauen des zum Kurfürsten erhobenen Herzogs Ernst August genoß und an dessen Gemahlin, der geistreichen Kurfürstin Sophie, eine wohlwollende Gönnerin fand. Die Berliner Akademie wurde von ihm gegründet; verschiedene Höfe bezeigten ihm ihre Anerkennung durch Standeserhöhung, Titel und Pensionen, alle gelehrten Gesellschaften durch Ernennung zum Mitglied. — Leibniz war in allen Wissenschaften, im klassischen Altertum und im Mittelalter, in den Schriften der Theologen und Philosophen gleich bewandert und traf mit wunderbarem Takt und Scharfsinn stets das Richtige, an Fleiß und Thätigkeit kam ihm niemand gleich. Das Studium der Jurisprudenz, dem er sich zuerst gewidmet, führte ihn zu den gründlichsten Untersuchungen über Staats- und Völkerrecht, den Historikern zeigte er durch seine umfassenden Quellenforschungen über die Geschichte des Hauses Braunschweig, wieviel noch über die vaterländische Geschichte aus dem Staub der Archive zu ziehen sei; sein großartig angelegtes Werk: „Annalen des Deutschen Reichs", das bei dem Tod des Verfassers erst zum Jahr 1005 gediehen war, blieb zum großen Nachteil der Geschichtswissenschaft über ein Jahrhundert bloß Manuskript, bis der vaterländische Sinn unsrer Zeit es an das Licht der Öffentlichkeit zog. In Mathematik und Naturwissenschaften begründete er eine neue Periode; er teilte mit Newton den Ruhm des Erfinders der Integral- oder Infinitesimalrechnung, die er in der ersten, von Otto Menken gegründeten, gelehrten Zeitschrift Acta eruditorum bekannt machte, eine Erfindung, durch welche eine völlige Umgestaltung dieser Wissenschaft angebahnt ward. Daß der große englische Physiker und Mathematiker ihm die Priorität dieser wichtigen Erfindung, die auf verschiedenen Wegen aber im Grundgedanken übereinstimmend fast gleichzeitig in beiden Ländern geschah (S. 257 f.), streitig machte, verbitterte ihm die letzten Tage seines Lebens. Von seinen theologischen Bestrebungen, die Einheit der Kirche zurückzuführen, wird später die Rede sein, seine pseudonyme Schrift über die Verfassung des Deutschen Reichs haben wir früher kennen gelernt (XI, 1009).

Die Leibnizsche Philosophie.

In der Philosophie hat Leibniz sich an keine der herrschenden Schulen angeschlossen, sondern ist unabhängig seine eignen Wege gegangen. „Er verhält sich zu Bacon und Descartes nicht als Gegner, denn er will das Gleiche, was sie wollen: eine natürliche Erklärung der Erscheinungen, eine rationelle Betrachtung der Dinge; aber er wird auch nicht ihr Schüler, denn er findet jene Erklärung, so wie sie dieselbe gegeben haben, unzureichend und der Ergänzung, durch andre, von ihnen vernachlässigte Elemente bedürftig." Der philosophischen Wissenschaft soll ein „allgemeines Inventar aller Kenntnisse" vorausgehen, der naturwissenschaftlichen wie der historischen. Auf diese gestützt suchte dann Leibniz an der Hand logischer und mathematischer Beweisführung zur vollen Klarheit und Bestimmtheit des Denkens und zugleich zur Übereinstimmung mit der Wirklichkeit zu gelangen. „Klarheit in den Worten, Brauchbarkeit in den Sachen" ist sein Wahlspruch, eine allgemeine „demonstrative Encyklopädie" herzustellen, die „Philosophie demonstrativ zu machen," ist die Idee, welche ihm vorschwebt. Erst nach längerem Suchen und Forschen gelangte er zu den philosophischen Grundgedanken, die er in verschiedenen zerstreuten Schriften niedergelegt hat. Den Mittelpunkt derselben bildet die Monadenlehre und die Annahme der präſtabilierten Harmonie. Monaden nennt Leibniz die letzten einfachen unteilbaren Substanzen, die ursprünglichen einheitlichen Kräfte, die allem Zusammengesetzten zum Grunde liegen, das wahrhaft Seiende sind und nur durch eine Schöpfung Gottes entstehen, von einem Moment zum andern durch fortwährende Ausstrahlungen (Effulgurationen) der Gottheit entspringen. Sie

haben Vorstellung (Perzeption) und Trieb, einige mit Bewußtsein und Unterscheidung, andre bewußtlos; aus jenen bestehen die beseelten Körper, die eine Zentralmonade als Mittelpunkt haben, aus diesen äußerlich durch den Raum verbundenen, mindest thätigen und triebsamen Monaden die unorganischen Körper (Materie). „Jede Monade ist ein Spiegel des Universums, besitzt eine Vorstellung von allem in der Welt; aber diese Vorstellung nimmt in jeder eine eigentümliche Gestalt an; in jeder Monade spiegelt sich das Ganze ab, aber in jeder spiegelt es sich von der Seite und mit der Vollkommenheit ab, welche ihrer Natur entspricht. Die Vorstellungen oder Ideen sind bald klar, bald dunkel, und die klaren Vorstellungen teils deutlich teils verworren." Die Erkenntnis der Wahrheit beruht auf dem Grundsatz des zureichenden Grundes. Dieser zureichende Grund der Welt ist Gott, der Urquell alles Seienden und Möglichen, von dem alle Monaden ausgehen und der ihnen ihre Beziehung und ihr Verhältnis zu einander von Anfang an festgesetzt hat. Was die Cartesianer bloß von dem Verhältnis der denkenden und ausgedehnten Substanz gesagt hatten, das dehnt der deutsche Philosoph auf das Verhältnis aller Substanzen überhaupt aus, „macht es aus einem anthropologischen zu einem kosmologischen Prinzip". Diese Einrichtung, vermöge deren alle Veränderungen der einen Monade den Verhältnissen und Veränderungen der andern entsprechen, nennt Leibniz prästabilierte Harmonie. „Gott hat jeder Monade gleich bei ihrer Schöpfung diejenige Natur verliehen, und eben damit diejenigen Thätigkeiten und diejenige Reihenfolge dieser Thätigkeiten in ihr angelegt, welche die Rücksicht auf alle andern und auf das aus ihnen bestehende Weltganze fordert; jede ist daher durch die Idee aller andern bestimmt, und hilft ihrerseits alle andern bestimmen, und wiewohl keine von den andern eine Einwirkung erleidet, sondern jede sich mit reiner Spontaneität aus sich selbst entwickelt, greifen doch alle ihre Thätigkeiten und Zustände in jedem Augenblick vollkommen ineinander, und es stellt sich aus allen diesen unzählbaren Einzelwesen und ihren einander scheinbar ganz unabhängigen Entwickelungen jenes vollendete, in allen seinen Teilen durchaus harmonische Ganze her, das wir die Welt nennen. Dies ist das System der vorherbestimmten Harmonie, in welchem die Monadenlehre zum Abschluß kommt." Diese Harmonie als thatsächlich vorhanden in der wirklichen Welt nachzuweisen und zugleich darzuthun, „daß die Welt nur das Werk einer unendlichen Intelligenz, eines die höchsten Zweckbegriffe mit unbeschränkter Macht und Einsicht ausführenden schöpferischen Willens sein könne", ist die Aufgabe seiner Lehren über die Gottheit und über die beste Welt. Das letztere geschieht in der „Theodicee", einer Schrift, die in scharfsinniger Beweisführung wenn auch nicht ohne Spitzfindigkeiten und Sophistik und mit gefälliger Leichtigkeit der Darstellung gegenüber dem Skeptizismus Bayles den Beweis zu liefern sucht, daß unter allen möglichen Welten die wirkliche die beste sei, daß das Übel, das als notwendige Schranke zu dem Wesen endlicher Dinge gehöre, in einer endlichen Welt nicht entbehrt werden könne. „Das physische Übel oder der Schmerz sei heilsam als Strafe oder als Erziehungsmittel; das moralische Übel oder das Böse konnte Gott nicht aufheben ohne die Selbstbestimmung und damit die Moralität selbst aufzuheben; die Freiheit nicht als Exemtion von der Gesetzmäßigkeit, sondern als Selbstentscheidung nach dem erkannten Gesetz gehöre zum Wesen des Geistes. Der Naturlauf sei so von Gott geordnet, daß er jedesmal dasjenige herbeiführe, was für den Geist das Zuträglichste sei."

Leibnizens wissenschaftliche Thätigkeit.

Die Harmonie, die Leibniz in dem Weltall erkannte, die ihn zu der optimistischen Anschauung führte, daß das Übel und das Böse weitaus von dem Guten überwogen werde, fand er auch in seinem Innern; ihm erschien die Weltordnung als eine glückliche heitere Notwendigkeit, „mit Grazie umzogen". „Leibniz war ein edler und liebenswürdiger Charakter," sagt Zeller, „von biederm offenen Wesen, wohlwollend und

menschenfreundlich, feingebildet und geistreich im Umgang, ein Muster philosophischer Heiterkeit und Milde, voll Gefühl für das Wohl und die Vorzüge seines Volks und voll Entrüstung über die unwürdige Rolle, zu der es in jener Zeit herabgedrückt war, von warmer und aufrichtiger Frömmigkeit, wenn auch kein fleißiger Kirchenbesucher." Ohne Familie, lebte er nur der Wissenschaft, der Erforschung der Wahrheit, der Beförderung der Humanität. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die er, um von dem Ausland verstanden zu werden, in lateinischer oder französischer Sprache verfaßt hat, wurden teils in gelehrten Zeitschriften Deutschlands und Frankreichs teils in monographischen Aufsätzen oder in Briefen und Sendschreiben niedergelegt; die bedeutenderen, wie die „Versuche einer Theodicee über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Übels," wie die „Neuen Versuche über den menschlichen Verstand" gegen Locke, wie die „Monadologie" und die „Prinzipien von der Natur und der Gnade" u. a. sind auch ins Deutsche und in andre Sprachen übersetzt. Er selbst mochte es tief beklagen, daß er äußerer Rücksichten halber sich seiner Muttersprache nur selten bedienen konnte; denn er selbst hat über die deutsche Sprachwissenschaft treffliche Gedanken ausgesprochen, und wo er seiner Feder freien Lauf läßt und sich von dem zopfigen Hof- und Kanzleistil der Zeit losmacht, ein reines, klares und körniges Deutsch geschrieben. Leibniz war ein Universalgenie der Wissenschaft, urteilt K. Fischer. Eine solche Fülle und Genialität des Wissens war seit Aristoteles nicht mehr in einem einzigen Kopf vereinigt. Seine Berufswissenschaft ist die Jurisprudenz, die er mit reformatorischen Ideen durchdringt; sein eigentliches Genie ist die Philosophie, deren Geschichte er mit einer gründlichen Gelehrsamkeit umfaßt und die er zugleich mit einem neuen Geist umbildet. Physik, Mechanik, Mathematik treibt er mit Vorliebe und Originalität, er ist in diesen Wissenschaften, welche die Herrschaft des Zeitalters führen, nicht bloß einheimisch, sondern erfinderisch thätig. Dabei ist er zugleich Diplomat, Publizist, Politiker, Geschichtschreiber und Bibliothekar. In Paris beschäftigen ihn gleichzeitig Kriegspläne für Ludwig XIV., mathematische Studien, mechanische Projekte und diplomatische Friedensunterhandlungen. In Hannover beschäftigen ihn gleichzeitig Bergbau, Geologie, Nationalökonomie, Münzwesen und Staatsschriften, im Interesse seines Fürsten. In allen Stücken ist er selbstthätig, durchdringend, erfinderisch. Er sucht eine neue universelle Philosophie, ein der Vernunft konformes Christentum, eine diesem Christentum entsprechende Kirche, befördert die allgemeine Zivilisation, verwaltet Bibliotheken, gründet Akademien und ist daneben fortwährend mit der Erfindung der Weltschrift beschäftigt.

Leibniz hat sich sorgfältig gehütet, dem Offenbarungsglauben entgegenzutreten; Stellung zur Religion und Kirche. dennoch wollte kein Geistlicher seinem Leichenbegängnisse beiwohnen. Eine Lehre, welche Aufklärung und Tugend für die Merkmale der wahren Religion erklärte, in der Sittlichkeit die höchste Stufe der Frömmigkeit erkannte und den Glauben nur in Übereinstimmung mit Vernunft gelten lassen wollte, in deren Weltplan alle Wunder, mithin auch die Menschwerdung Gottes keine Stätte fanden, konnte vor der Orthodoxie nicht bestehen. Sie entdeckte unter der philosophischen Hülle die Keime, die zu dem spätern Rationalismus führten, und widerstand den Prinzipien. Dies erfuhr auch Christian Wolff, derjenige unter Leibnizens Schülern, welcher die zerstreuten Grundgedanken Wolff. 1679–1754. des Meisters zusammenstellte und zu einem förmlichen Lehrgebäude nach mathematischer Methode entwickelte und ausbildete. Sohn eines Handwerkers von Breslau, hat der begabte und fleißige junge Mann als Professor in Leipzig und Halle sich rasch einen bedeutenden Wirkungskreis geschaffen und sowohl durch seine Schriften als durch seine Lehrthätigkeit sich einen berühmten Namen gemacht, bis es den Orthodoxen und Pietisten gelang, bei dem zweiten König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., den Philo-

sophen als einen Feind des rechtgläubigen Christentums zu verdächtigen und seine Verweisung aus Halle zu erwirken. Wolff erhielt den Befehl, „bei Vermeidung des Stranges“ innerhalb vierundzwanzig Stunden das Königreich zu verlassen. Er siedelte darauf nach Marburg über, wo er seine wissenschaftliche Thätigkeit fortsetzte, bis nach des Königs Tod sein Sohn und Nachfolger Friedrich II. den Philosophen nach Halle zurückrief. So eifersüchtig übrigens Wolff auf den Ruhm der Originalität Anspruch machte, so war er doch nur der Erbe der Leibnizschen Ideen, sein Hauptverdienst bestand darin, daß er diese zerstreuten Ideen des genialen Mannes mit logischer Klarheit und mathematischem Verstand zu einem System ordnete und die deutsche Sprache zu wissenschaftlichen Werken anwendete. Bis zum Jahr 1726 hatte er in gut geschriebenen deutschen Lehrbüchern alle Teile seiner Philosophie dargestellt und eine wissenschaftliche Terminologie geschaffen; erst als er sich mit der steigenden Ausbreitung seines Ruhmes immer mehr als einen „Professor der Menschheit“ fühlte, bediente er sich der lateinischen Sprache.

Die Leibniz-Wolffsche Philosophie.

Auch nach Wolff ist die „Aufklärung des Verstandes“ Grundbedingung alles wissenschaftlichen Forschens und die daraus hervorgehende Erkenntnis der Wahrheit und die Liebe zum menschlichen Geschlecht das Ziel der Philosophie. Das gesamte Wissen unter den beiden Hauptgesichtspunkten der theoretischen und der praktischen Philosophie zusammenfassend, entwickelt er zu dem Zweck die einzelnen Teile in ein auf mathematisch-logischer Methode aufgebautes festgeschlossenes System, dem der Charakter einer trockenen Schulweisheit anhaftet. Die Leibnizsche Monadologie in ihren kühnen Sätzen abschwächend, löst er die Einheit von Seele und Leib auf und bringt somit die Lehre des Meisters der gewöhnlichen Weltauffassung näher. „Er will insbesondere denjenigen Monaden, welche nicht Seelen sind, nicht Vorstellungen beilegen, ferner die prästabilierte Harmonie nur als eine zulässige Hypothese gelten lassen und die Möglichkeit der natürlichen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele nicht ausschließen.“ Indem er aber Seele und Körper sondert, ist er genötigt, „die deutliche Erkenntnis von der dunkeln, die Moral von der Natur, Gott vom Universum zu trennen; und so wird hier jenes geistige Band aufgelöst, welches bei Leibniz im Begriff der Monade und Entwickelung die Ordnung aller Wesen zusammenhielt.“ An dem Optimismus und Determinismus hält auch Wolff fest. Die Welt erscheint ihm als ein mit Weisheit und höchster Zweckmäßigkeit geschaffenes Werk Gottes, durch welches er sich selbst offenbart. Alles vollzieht sich darin nach ewigen durch göttlichen Ratschluß bestimmten Gesetzen, nach einem ursprünglich festgesetzten Zusammenhang und Kausalnexus, welcher kein willkürliches Eingreifen der Allmacht, kein Wunder zuläßt. Die Zweckmäßigkeit und den Nutzen der Dinge erkennen ist nach Wolff die höchste theoretische Weisheit und nützlich zu handeln die höchste praktische. Offenbarung und Wunder werden von Wolff nicht unbedingt verworfen, aber nur mit solchen „Kriterien“ oder „Kennzeichen“ zugelassen, daß sie nur noch dem Namen nach für möglich, dem Wesen und der Sache nach für unmöglich erklärt wurden. Den Hauptnachdruck legte Wolff wie Leibniz auf die Sittenlehre. Beide bewunderten die Moral der Chinesen, die damals durch die Jesuitenmissionäre in Europa bekannt ward und für die jenes Zeitalter des Verstandes sich in ähnlicher Weise begeisterte, wie hundert Jahre später die Romantiker für den kontemplativen Quietismus der Inder. — Wolffs hauptsächlichste Leistung besteht darin, urteilt Zeller, daß er der erste war, der es in Deutschland unternahm, alle Wissensgebiete vom Standpunkt der modernen Philosophie zusammenhängend und methodisch in erschöpfender Vollständigkeit zu bearbeiten. Es war vom höchsten Wert, daß einmal mit dem Gedanken einer rein rationalen Weltbetrachtung Ernst gemacht, daß die Forderung, alles

aus seinen natürlichen Ursachen zu erklären, nicht bloß aufgestellt, sondern auch in eingehender Untersuchung an dem ganzen Erkenntnisstoff durchgeführt wurde.

Unter den wissenschaftlichen Größen, welche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Welt des Erkennens zu klären und zu bereichern suchten, nimmt auch Samuel Pufendorf, dem wir in früheren Blättern schon mehrfach begegnet sind (XI, 1009; XII, 605), eine hervorragende Stelle ein. Sohn eines Pastors aus Chemnitz, hat der deutsche Gelehrte bald als Professor an verschiedenen Universitäten, bald als Staatsmann und Historiograph in Stockholm und Berlin gewirkt und zugleich, angeregt von Hugo Grotius und Hobbes, in mehreren bedeutenden Werken die Begriffe des Natur- und Völkerrechts und die Lehre vom Staat zu begründen gesucht. Auch Pufendorf bediente sich, um dem internationalen Charakter der damaligen Wissenschaft zu genügen, bei Abfassung seiner rechtsphilosophischen und historischen Schriften der lateinischen Sprache, so warm auch sein Herz für das deutsche Volk schlug und so tief er die Erniedrigung empfand, zu der die Nation durch eigne und fremde Schuld herabgedrückt war. Wir wissen, welchen Sturm der „Severinus de Monzambano" durch sein kühnes Wort über die Staatsform des Deutschen Reichs erregte; erst nach Pufendorfs Tod lernte man den wahren Verfasser kennen. In einer Reihe rechtsphilosophischer Werke „über Natur- und Völkerrecht", „über die Pflicht des Menschen und des Bürgers" suchte der deutsche Gelehrte zwischen Grotius und Hobbes eine vermittelnde Stellung über den Ursprung und das Wesen des Staats und des öffentlichen Rechts zu gewinnen, indem er von jenem das Prinzip der Geselligkeit, von diesem das des individuellen Interesses annimmt und durch den Satz zu vereinigen sucht, „daß die Geselligkeit im Interesse eines jeden Einzelnen liege". Wie Grotius leitet auch Pufendorf die allgemeinen Rechtsgesetze aus der Vernunft und der menschlichen Natur her, nicht von einem göttlichen Willen, einer Offenbarung; aber neben dem angebornen Geselligkeits**trieb** legt er großen Nachdruck auf das Geselligkeits**bedürfnis**, indem er teils an die Hilflosigkeit des vereinzelten, auf sich selbst beschränkten Menschen, teils an die menschliche Leidenschaftlichkeit und Schlechtigkeit erinnert, welche den bloßen Naturzustand zwar nicht, wie Hobbes meinte, zu einem allgemeinen Kriegszustand, aber doch zu einem Zustand größter Unsicherheit mache, daher die letzte Quelle des Rechts in dem Selbsterhaltungstrieb zu suchen sei. Der Hauptgrund für die Bildung von Staaten ist ihm daher das Bedürfnis des Rechtsschutzes, die Sicherung des Friedens; nach ihm entsteht der Staat, wenn sich eine größere Anzahl von Menschen für diesen Zweck durch Verträge unter einer gemeinsamen Regierung vereinigt. Der Staat läßt sich daher nur mittelbar auf göttliche Stiftung zurückführen und noch weniger darf der einzelne Regent seine Regierungsgewalt unmittelbar von Gott herleiten. Pufendorf nimmt deshalb auch keinen Anstand, eine vertragsmäßige Beschränkung der fürstlichen Gewalt zuzulassen und selbst den gewaltsamen Widerstand gegen das Staatsoberhaupt will er, wenn auch zögernd, für gewisse äußerste Fälle gestatten. Noch schärfer verwirft er jeden Gewissens- und Religionszwang, die Durchführung einer abgeschlossenen Staatskirche: außer dem Glauben an einen Gott und eine Vorsehung solle der Staat von seinen Bürgern nichts verlangen, und jedem Bekenntnis freien Gottesdienst gestatten. In seinen historiographischen Werken behandelte Pufendorf die Geschichte von Schweden unter Karl Gustav und von Brandenburg unter Friedrich Wilhelm dem Großen Kurfürsten und seinem Sohn Friedrich.

Pufendorf. 1632–1694.

Wenn die Philosophie mehr und mehr auf Wege geriet, welche das Mißtrauen der dogmatischen Rechtgläubigen erregten, so hielt sich um so mehr die Dichtkunst auf dem kirchlichen Boden. Der evangelische Kirchengesang, wobei sich Dichter und Tonmeister zum harmonischen Bund die Hände reichten, die religiöse Empfindung durch

Religiöse Dichtung u. Litteratur.

entsprechende Melodien gehoben ward, war gleichsam das neutrale Gebiet, auf dem die theologischen Entzweiungen und Kämpfe zur Ruhe kamen. Wir haben in den beiden vorhergehenden Bänden (X, 918; XI, 724) das Kirchenlied in seiner Entwickelung und Bedeutung für das religiöse Leben der Reformationszeit kennen gelernt; dieser Zweig des Gottesdienstes und der frommen Gemütserhebung wurde auch im siebzehnten Jahrhundert fort und fort geübt und ausgebildet und gestaltete sich zum gefühlvollsten Ausdruck der Seelenstimmung und der Andacht in den Tagen der Trübsal und der Kriegsnot. Eine warme und nachdrucksame Anregung zu innerer Vertiefung in Gott gab ein Prediger, der in den ersten Kriegsjahren in Celle als Superintendent gestorben ist — Johann Arndt. Sein Gebetbuch „Das Paradiesgärtlein" und noch mehr seine „Vier Bücher vom wahren Christentum" waren für die Zeitgenossen und für alle nachfolgenden Geschlechter ein Licht und Leitstern in dunkeln Tagen. Die religiöse Innerlichkeit und die einfache treuherzige Bibelsprache Luthers, die unter den Kämpfen der Theologen über unerklärbare Glaubenssätze und symbolische Rechtgläubigkeit aus der Schrift und von der Kanzel verschwunden war, wurde in den Andachtsbüchern Arndts dem Herzen des Volks wieder zugeführt. Nachdem er in dem „Buch der Heil. Schrift" zur Wiederaufrichtung des Bildes Gottes im Menschen Anleitung gegeben, im „Buch des Lebens" gelehrt, wie durch Christus Sünde und Leid überwunden werde, zeigt er im „Buch des Gewissens", wie das Reich Gottes als ein inneres Licht in der Seele erweckt werden müsse und im „Buch der Natur", wie Welt und Natur von Gott Zeugnis gebe und zu Gott führe. Wie das Buch von der Nachfolge Christi hat sich auch das Werk Arndts bis auf die Gegenwart als Andachtsbuch erhalten und manches Herz erhoben und getröstet, wenngleich die mystischen Anklänge in der Zeit des steifen Dogmenglaubens dem „deutschen Fénelon", wie man den Verfasser in der Folge hier und da bezeichnet hat, viele Anfechtungen von seiten der Orthodoxen zugezogen haben.

Arndt. 1555—1620.

Kirchenlied. Arndt stammte aus dem Anhaltischen, wo seit den Anfängen der Reformation ein für Bildung und Humanität empfängliches Fürstengeschlecht regierte. Dort entstand auch der Palmenorden, dessen Mitglieder neben der Förderung der Sprache und der Herüberführung fremder Litteraturerzeugnisse auf den vaterländischen Boden sich besonders die Fortbildung des Kirchenlieds zur Aufgabe stellten. Wir werden in den folgenden Blättern die Männer kennen lernen, die nach dem Vorgang des Dichterhauptes Opitz die kunstreicheren Formen, die „geputzteren Reime" auch in die religiöse Poesie einführten. In den Psalmen Davids fanden sie alle Stimmungen ausgeprägt, welche die Wechselfälle des Lebens auch in ihrer Brust erzeugten, den Schmerzensschrei in Angst und Not, den Trost und das Vertrauen auf göttliche Hilfe, die Kraft des Gebets und den Lobgesang für die Rettung aus Trübsal und Anfechtung. Die Psalmen wurden daher auch fort und fort übersetzt und nachgebildet. Alle die Dichter, die neben und nach Opitz den Musen des Helikon dienten, die Fleming, Rist, Herrmann, die Neumark, Andreä, Gryphius waren zugleich beflissen, das evangelische Kirchenlied in den kunstmäßigen Formen und der korrekten Sprache und Versart der modernen Poesie auszubilden. Die bekanntesten Lieder, die noch jetzt die protestantischen Gesangbücher zieren, stammen aus der drangsalvollen Zeit des siebzehnten Jahrhunderts. Wenn durch diesen Drang der Seele zu der religiösen Dichtung die geistliche Liederpoesie an äußern Vorzügen und an Reichtum und Mannigfaltigkeit gewann, so ging sie dagegen in sehr vielen Fällen der natürlichen Kraft und Innigkeit, der volkstümlichen Einfachheit, des unmittelbaren Herzensergusses des ältern Kirchenlieds verlustig. Mit der leichtern und korrekteren Form nahm nicht selten die Gediegenheit des Inhalts, die Kraft und Wärme des religiösen Gefühls ab.

Wie die gesamte Dichtung ist auch die geistliche Poesie vorzugsweise von den lutherischen Konfessionsverwandten des nördlichen Deutschlands ausgebildet worden. Die katholischen Gedichte eines Balde, Spee, Scheffler, in welchen die oft an schwärmerische Verzückung grenzenden sinnlich-religiösen Vorstellungen und Gebilde des römischen Kirchenglaubens im Geist der alten Mystiker mit ihren weichen Tönen, bilderreichen Gleichnissen und überschwenglichen Andachts- und Bußgedanken wiederkehrten, und die damit verwandte tändelnde Schäferpoesie des Pegnitzer Blumenordens, die auf Grund des Hohenliedes den Heiland als Hirtenideal und Seelenbräutigam feierte und mehr dichterischen Schmuck einzuführen bemüht war, hatten keine durchschlagende nachwirkende Bedeutung für die Entwickelung der geistlichen Poesie. Diese blieb hauptsächlich an die seit Opitz geltenden Normen geknüpft und nahm unter den Händen der schlesischen, sächsischen und norddeutschen Dichter einen solchen kräftigen Aufschwung, daß die übrigen Gattungen der Poesie, selbst wenn sie von denselben Verfassern ausgingen, weit hinter dem Kirchenlied zurückblieben. Bei der unermeßlichen Fruchtbarkeit, die sich auf diesem Feld zeigte, war es natürlich, daß nach Form und Inhalt die größte Verschiedenartigkeit zu Tage trat. Die einen, wie der Schlesier Christian Knorr von Rosenroth, der die „Tröstung der Philosophie“ des Boetius übersetzte, ein weitgereister kenntnisreicher Mann, näherte sich der mystischen Gefühlsamkeit seines Landsmannes Scheffler (Angelus Silesius), in der Weltflucht und Vertiefung in Gott die wahre Seligkeit suchend; und Quirinus Kuhlmann von Breslau, ein theosophischer Schwärmer und Abenteurer, der nach einem wechselvollen Leben zu Moskau wegen religiöser und politischer Aufreizungen den Flammentod erleiden mußte (1689), trieb in seinen Liedersammlungen („Himmlische Liebesküsse“; „Tugendsonnenblumen“, „Kühl-Psalter“ u. a.) die Andachtsbegeisterung bis zum Wahnwitz und Kinderspiel. — Im Gegensatz zu der in mystischen oder überschwenglichen Vorstellungskreisen sich bewegenden religiösen Poesie nahm die kräftigere realistische Dichtung, die bei der einfachen Bibelsprache zu bleiben und lutherischen Sinn zu bewahren trachtete, einen erfreulichen Fortgang, wenn sich gleich auch hier ein Umschwung in Sprache und Verskunst infolge der Opitzschen Reformationsthätigkeit bemerkbar machte. Am wenigsten wurde von den Neuerungen berührt: Joh. Val. Andreä aus Württemberg, den wir früher als Urheber des Rosenkreuzerordens (S. 169) kennen lernten. In einem allegorisch-geistlichen Gedicht „Von der Christenburg“ redet er einem werkthätig-gläubigen Christentum das Wort gegenüber den unfruchtbaren Grübeleien der Theosophen und Scheinheiligen. Andreäs Zeitgenosse, der Schlesier Joh. Heermann, trug dem veränderten Geschmack mehr Rechnung: er führte die neue Verskunst Opitzens in die Kirchendichtung ein, ohne jedoch die Innerlichkeit und warme Frömmigkeit zu verlieren. Seine „Haus- und Herz-Musika“, seine „Übung in der Gottseligkeit“ enthielten Lieder und Hymnen, die bei den Zeitgenossen in großem Ansehen standen. Wenn er von dem Elend der Zeitlichkeit und der Sündenlast mehr durchdrungen erscheint als andre Sänger, mehr den Ton der Erniedrigung, der Zerknirschung, der Seelenangst anschlägt, so gaben ihm schwere Schicksalsschläge, Krankheiten und Kriegsnot Veranlassung genug zu Klaggesängen und elegischen Herzensergießungen, zu traurigen Betrachtungen über die Leerheit und Nichtigkeit alles Irdischen. Der gefeiertste Liederdichter nach Opitzschen Kunstregeln war Johann Rist, aber gerade dieser Dichter, den wir bald näher werden kennen lernen, hat mehr als irgend einer der poetischen Genossen dazu beigetragen, an die Stelle der gedrungenen, musikalischen, volkstümlich-herzlichen Lieder der ältern Periode die breite Geschwätzigkeit mit frommen Redensarten in glatter Form und metrischer Technik zu setzen. Wir werden sehen, wie weit an Tiefe und religiösem Gefühl der Königsberger Simon Dach dem norddeutschen Freund überlegen

Verschiedene Richtungen in der religiösen Dichtung.

Knorr von Rosenroth. 1636—1689.

J. V. Andreä. 1586—1654.

Heermann. 1585—1647.

war. Auch Georg Neumark, der uns noch öfters begegnen wird, hat in den Tagen der Armut, „als Thränen und Sorgen sein tägliches Frühstück waren", manches treffliche Kirchenlied angestimmt, ehe er in den tönenden Schwulst und die gespreizte Dürre der Schäferpoesie geriet, und der geistliche Verfasser breiter Romane voll Gelehrsamkeit und frommer Gesinnung, Andr. Heinr. Bucholz aus Rinteln, hat in seinen für weitere Kreise bestimmten „Hausandachten" und „Geistlichen Poemata" auch unter den Formen der neuen Kunstdichtung eine volkstümliche Einfachheit zu bewahren gewußt. Andr. Gryphius, dem wir an einem andern Ort begegnen werden, hat die poetische Begabung und Vielseitigkeit auch im Kirchenlied entfaltet, wo er von der schlichten Kraft und Einfalt des lutherischen Gesanges bis zum vollen Farbenschmuck einer reichen Erfindungsgabe aufzusteigen unternahm. Allerdings herrscht in seinen „Kirchhofsgedanken" und in seinen „Geistlichen Oden" das Düstere und Schreckhafte vor und seine Phantasie ergeht sich am liebsten in Trauerbildern und im irdischen Thränenthal, zu freudigen Erhebungen konnte der schwergeprüfte Mann, der im achtundvierzigsten Lebensjahr ins Grab sank, seine Gemütsstimmung und seine poetischen Ergießungen nicht emporschwingen. Wie verschieden von dieser trüben Weltanschauung ist die heitere Zuversicht und das Gottvertrauen, wie sie uns in den „Geistlichen Andachten" des Predigers Paul Gerhard aus Sachsen entgegentreten! Gerhards 120 Lieder in einfacher kräftiger Sprache, von denen noch jetzt sehr viele in den Kirchengesangbüchern der protestantischen Welt sich finden, „sind eine helle Stimme des christlichen Volksgesanges in allen Beziehungen des Menschenherzens zu Gott". Seine Kreuzlieder sind allemal auch Trostlieder; thue und leide was Gott gefällt und gib dich zufrieden. Ein strenger Lutheraner, verweigerte er als Prediger in Berlin die Unterschrift des von dem Kurfürsten verlangten Reverses, das Toleranzedikt einzuhalten (S. 578), und gab lieber seine Stelle auf. Mit den Gesängen Gerhards dürfen die Lieder und Psalmen verglichen werden, die sein Freund Johann Francke aus der Lausitz in der „Geistlichen Zion" gesammelt hat, wenn auch manche davon nicht die Kraft und den poetischen Schwung der Gerhardschen erreichen. Auch bei Francke waltet eine zuversichtliche Gottesliebe, „die dem Irdischen und aller Furcht Trotz bietet" und im Toben der Welt „steht und in gar sicherer Ruhe siegt". Nach einer alten Überlieferung hat auch die Gemahlin des Großen Kurfürsten, Luise Henriette, Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien, deutsche Kirchenlieder gedichtet, wie denn das schöne Lied „Jesus meine Zuversicht" ihr zugeschrieben ward.

(Randnotizen: Bucholz. 1607—1671. — Paul Gerhard. 1606—1676.)

3. Martin Opitz und die Kunstdichtung seiner Zeit.

(Wirkungen des Dreißigjährigen Kriegs.) Der Dreißigjährige Krieg hat auf das geistige Leben des deutschen Volks die nachteiligsten Wirkungen geübt: nicht nur daß die großen Errungenschaften der Reformationszeit von der deutschen Erde weggefegt oder zerdrückt waren, daß die heimische Kunst und Litteratur jeder Pflege und Fortbildung ermangelte, auch die Ansätze zur Begründung einer kunstmäßigeren Dichtung im Sinne der antik-italienischen Renaissance, wie sie zunächst in Süddeutschland, in Heidelberg, in Stuttgart, in Darmstadt gemacht worden, waren dahingegangen. Jul. Wilhelm Zinkgref, Sohn eines Heidelberger Juristen, ein durch Studien und Reisen gebildeter strebsamer Jüngling, der in einer Sammlung von Geschichten, scharfsinnigen Aussprüchen, „Deutsche Apophthegmata" genannt, die Erzählungskunst eines Boccaccio einführen wollte und die Tyrtäische Lyrik in Alexandrinern als „Soldatenlob" oder Vermahnung zur Tapferkeit nachahmte, war in jungen Jahren den Leiden des Kriegs zum Opfer gefallen. Der kräftige Odensänger, Festordner und Hofdichter Georg Rud. Weckherlin aus

(Randnotizen: Zinkgref. 1591—1635. — Weckherlin. 1584—1652.)

Stuttgart, welcher nach dem Vorbild der ausländischen Litteraturen, die er auf größern Reisen in Frankreich und England kennen lernte, die neuhochdeutsche Gelehrtendichtung zu heben und auszubilden bemüht war, in einer Trauerode den Tod Gustav Adolfs beklagte und in kunstvoller Lyrik seine Stimmungen und Empfindungen über die Ereignisse und Eindrücke der Zeit ausgesprochen, brachte die zwei letzten Dezennien seines Lebens in England zu, wo er an der Spitze einer deutschen Kanzlei im Interesse der pfälzisch-protestantischen Sache wirkte. Er begleitete das royalistische Heer auf dem Feldzug gegen die Schotten, wo er als Arbeiter im königlichen Kabinett nach den Worten eines Zeitgenossen zugleich Pyramus, Thisbe und den Löwen zu spielen hatte. Dietrich v. Werder, der poetische Repräsentant der Renaissance in Hessen, der den Tasso und Ariosto in Alexandrinern übersetzte und den „Krieg und Sieg Christi" in Sonetten besang, eine Zierde des deutschen Adels, der das Schwert und die Feder gleich trefflich führte, wurde durch vieljährige Kriegs- und Staatsdienste der Poesie entfremdet. Besonders hatte die deutsche Sprache den kräftigen einfachen Charakter verloren, den ihr Luther verliehen, sie war durch Einmischung vieler den alten und romanischen Sprachen entlehnten Fremdwörter entstellt und zu einer „Bastardsprache" entwürdigt worden. Werder. 1584–1657.

Aus dieser Entartung und Verwilderung das deutsche Kulturleben emporzurichten, der heimischen Dichtkunst eine Gestalt zu geben, daß sie den poetischen Erzeugnissen der romanischen Länder wieder ebenbürtig an die Seite treten möchte, war nun die Aufgabe und das eifrige Bemühen der strebsamen jungen Männer, die am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und meistens noch unter dem Waffengetöse der Zeit das heilige Feuer der Poesie zu erhalten und neu zu entflammen suchten. Daß sie bei ihren Bestrebungen sich an die Vorbilder und Institute der Italiener und Franzosen anlehnten, war in Anbetracht der künstlerischen Stellung beider Nationen in der Zeit der Renaissance ganz natürlich: in Deuschland hatte der Krieg die alte volkstümliche Litteratur verschlungen; es mußte eine neue geschaffen werden. Diese konnte aber nicht mehr zu den alten Formen zurückkehren, die in ihrer mangelhaften Kunstbildung den Ansprüchen der modernen Kultur widerstrebten. Vorerst mußte man auf Reinigung und Verbesserung der Sprache bedacht sein. Man kam also auf denselben Gedanken wie Richelieu in Paris, nämlich durch Gründung einer gelehrten Gesellschaft einen Gerichtshof und eine Pflanzstätte für Sprachbildung zu errichten. Schon seit einer Reihe von Jahren bestand in Florenz die „Accademia della Crusca", die Kleiengesellschaft, so genannt, weil sie das reine Mehl der italienischen Sprache von der groben Zuthat der Kleie säubern wollte. Sie suchte durch Bearbeitung eines Wörterbuchs die italienische Sprache auf Grund der klassischen Erzeugnisse der Renaissance zu erhalten und fortzubilden. Diese Anstalt, die auch der französischen Akademie zum Vorbild diente, hatte Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen während eines längern Aufenthalts in der Mediceerstadt kennen gelernt. Nach seiner Rückkehr wurde bei Gelegenheit eines Besuchs bei der ihm verwandten herzoglichen Familie in Weimar auf seine Anregung nach dem Muster des Florentiner Vereins von einigen fürstlichen und adligen Herren, unter denen besonders Kaspar von Teutleben hervorragte, die „Fruchtbringende Gesellschaft" oder der „Palmenorden" gegründet zu dem Zweck die deutsche Sprache rein zu sprechen und zu schreiben und soviel wie möglich von Fremdwörtern frei zu halten, mit der Devise „Alles zum Nutzen". Wie wenig auch unter den Stürmen der nächsten Zeit, bei dem Mangel einer tonangebenden Hauptstadt und eines hervorragenden Dichtergenius die neue Stiftung ihr Ziel erreichte, mit ihrer zopfigen Pedanterie und der Spielerei, die fruchtbringenden Mitglieder mit Namen aus dem Pflanzenreich oder andern bezeichnenden Benennungen zu belegen, so war es doch schon ein Gewinn für

Die Fruchtbringende Gesellschaft.

24. Aug. 1617.

die Litteratur, daß ein aus hochgebornen und hochgelehrten Männern bestehender Verein, in welchem der gebildete Fürst Ludwig selbst, „der Nährende" genannt, viele Jahre lang den Vorsitz führte, für Sprache und Poesie Interesse zeigte und auch in den trüben Tagen, die bald nach der Stiftung über das Deutsche Reich hereinbrachen, den Sinn für höhere Güter aufrecht erhielt, ein patriotisches Gemeingefühl hegte und nährte, die Volkssprache adelte und wie Schottel und Gueinz durch grammatische Werke die hochdeutsche Sprache für die Wissenschaft und die Poesie ausbildete. Nach Ludwigs Tod kam der Vorsitz an Herzog Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar, der „Schmackhafte" genannt, und nun wurde die alte Stätte des Minnegesanges der Hauptsitz des Dichterbundes und Neumark von Weimar, „der Sprossende", als „Erzschreinhalter" der eigentliche dichterische Vertreter und zugleich der Geschichtschreiber des Ordens. Die Protektion der vornehmen Ordensglieder erhöhte das Ansehen der Schriftsteller und schützte sie vor Schmähungen und Verunglimpfungen, trug aber auch bei, daß eine übermäßige litterarische Produktivität hervorbrach, die viel Unbedeutendes und Mittelmäßiges zu Tage förderte. Besonders riß ein wuchernder Übersetzungsdrang aus allen Sprachen ein. Da die Gesellschaft trotz ihrer fürstlichen Patrone stets ein Privatverband blieb, so lief die individuelle Freiheit nicht wie in Frankreich Gefahr, einem obersten Tribunal des Geschmacks und der Sprache zu erliegen.

Martin Opitz. 1597—1639. Diesem Palmenorden trat auch bald ein junger Mann bei, der berufen war als „Vater und Wiederhersteller der Dichtkunst" in ganz Deutschland gefeiert zu werden — Martin Opitz aus Bunzlau in Schlesien. Aus einer bürgerlichen nicht unbemittelten Familie hervorgegangen, erwarb er sich durch Studien und Talente während seiner nicht langen Lebenszeit so viele Ehre und Anerkennung, daß sein Name neben den gefeierten Schriftstellern des Auslandes genannt, daß er unter den Fruchtbringenden als „der Gekrönte" bezeichnet und endlich von dem Kaiser als Opitz von Boberfeld in den Adelstand erhoben wurde. Opitz war kein Dichter ersten Ranges, seinen Ruf verdankte er mehr den formalen Vorzügen seiner poetischen Erzeugnisse als der Tiefe seiner Gedanken und Empfindungen; aber er fühlte den Beruf in sich, der Muse der Poesie eine heimische Wohnstätte zu bereiten, und den Mut, ihr sein Leben zu weihen. Wie Ronsard und das poetische Siebengestirn, wie Malherbe und seine Schule, gestützt auf die Poetik, welche Julius Scaliger aus den Dichtern des Altertums zusammengestellt, die klassischen Dichtungsformen der antiken Welt nach Frankreich übertragen hatten (X, 705 ff.), so wollte auch Opitz die deutsche Dichtkunst nach den Mustern und Vorbildern der Griechen und Römer und ihrer romanischen Jünger umgestalten, den volkstümlichen Charakter durch eine neue Geschmackslehre verdrängen. Schon als Gymnasiast zu Beuthen und Informator im Hause des kaiserlichen Rats Tobias Scultetus verfaßte er eine lateinische Rede „Aristarchus oder über die Verachtung der deutschen Sprache", die sein Streben ankündigte, die heruntergekommene Dichtkunst, die entweder in die Hände lateinisch schreibender Gelehrten oder unfähiger und ungebildeter Volksdichter und Bänkelsänger geraten war, wieder auf die ihr gebührende Stelle zu heben, und diesem Vorhaben ist er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Als er in denselben Tagen, da der Pfalzgraf Friedrich den kühnen Griff nach der böhmischen Königskrone wagte, den Studien an der Universität Heidelberg oblag, war er die Seele des Zinkgrefschen Kreises, der sich die Verpflanzung der antik-romanischen Renaissancepoesie zur Aufgabe gesetzt hatte, und der Freund selbst war es, der schon im Jahr 1624 in Straßburg eine Sammlung Opitzscher Gedichte erscheinen ließ, die bald als Muster des neuen Kunstgeschmacks galten. Opitz führte ein bewegtes Leben. Von den Kriegsstürmen umhergeworfen und wie Horaz kein Freund vom Fechten und Soldatenwesen, durchreiste er in Begleitung seines reichen Freundes Hamilton, eines der

Heidelberger Studiengenossen, Frankreich und die Niederlande, wo er mit den großen lateinischen Schriftstellern, wie de Thou, Hugo Grotius, Heinsius u. a. in Verbindung kam. Im Jahr 1622 folgte er einem Ruf des Fürsten Bethlen Gabor nach Siebenbürgen, wo er als Professor am Gymnasium in Weißenburg thätig war, bis ihn das Heimweh wieder in das Vaterland zurückführte. Dann verlebte er eine Reihe von Jahren an verschiedenen kleinen Fürstenhöfen Schlesiens, nach Art der Hofdichter die erwiesene Gunst und den gespendeten Ehrensold mit Schmeicheleien vergeltend. Auch den Dienst des Grafen Hannibal von Dohna, dem sein katholischer Bekehrungseifer den Namen eines „Seligmachers" von Schlesien eingetragen, der seine ehemaligen Glaubensgenossen mit Dragonaden in die Messe trieb, verschmähte der lutherische Dichter nicht, ja er übersetzte sogar in seinem Auftrag das Buch eines Jesuiten, „Zur Belehrung der Irrenden". Von dem Polenkönig Wladislaw IV. zum Historiographen ernannt, starb Opitz in jungen Jahren zu Danzig an der Pest, wie vier Jahre zuvor sein Freund Zinkgref.

Während dieser Zeit war Opitz unermüdlich beflissen sowohl durch eigne lyrische und didaktische Gedichte als durch metrische Übersetzungen griechischer und lateinischer Dramatiker, italienischer und französischer Lyriker und niederländischer Dichter (XI, 667 ff.) den neuen Kunstgeschmack zu begründen, dessen Regeln und Grundsätze er in dem berühmten Schriftchen „Von der deutschen Poeterei" schon im Jahr 1624 dargelegt hat. Mit dieser Poetik, welche Opitz auf Bitten einiger Freunde in fünf Tagen zusammenstellte, erlangte der schlesische Dichter ein gesetzgeberisches Ansehen, begann für die deutsche Poesie eine neue Ära. Wie niedrig immer der künstlerische Standpunkt des Verfassers, wie hausbacken und trivial seine Regeln und Bemerkungen den nachgebornen Geschlechtern erscheinen mögen, dennoch war das Schriftchen von durchschlagender Wirkung und enthielt unter vielem Schutt und barocken zopfigen Aussprüchen manche Goldkörner. Wenn auch seine Ausführungen über die Dichtungsarten einen philisterhaften Horizont beurkunden, wenn auch seine Urteile über die Alten wenig Verständnis von dem hohen Sinn und Genius der antiken Poesie verraten, wenn er in seinen Vorschriften über die deutsche Dichtersprache mit dem Fehlerhaften auch manche treffliche Eigenschaft, auch manche ursprüngliche Freiheit vor die Thüre weist, die Grenzlinie zwischen Natur und Ideal, zwischen Nachbilden und freiem Schaffen nicht richtig erfaßt und den Hauptzweck der Dichtung neben dem Ergötzen in der „herrlichen Nutzbarkeit", in der Belehrung und Besserung erblickt, wenn er auch die Einbildungskraft, die Mutter aller wahren Poesie minder hoch anschlug als Witz und Verstand, statt Bilder epigrammatische Sprüche einführte, so hat er doch eine Ahnung von dem „hohen Wesen und Dignität" der Poesie, von der erhabenen Stellung und Bedeutung der Poeten in der Menschenwelt, von dem Glück und „Ergötzen", welches dem Dichter und Weisen aus seinem Schaffen und Studium erwächst, so begreift er doch, daß wie fruchtbar immer das Erlernen der Kunstgesetze und ästhetischen Vorschriften für das Anfertigen von Gedichten sei, der wahre Poet geboren sein und den Himmel in sich fühlen müsse. Die Hauptbedeutung der „deutschen Poeterei" lag in der Aufstellung ihrer metrischen und prosodischen Gesetze, in der Einführung festgebundener Formen für poetische Diktion und Versbau. Indem Opitz die Lehre begründet, „daß wir aus den Accenten und dem Ton erkennen, welche Silbe hoch und welche niedrig gesetzt soll werden" und den Grundsatz aufstellt, daß man im deutschen Vers mit Hebung und Senkung ebenso regelmäßig abwechseln müsse wie im antiken mit Länge und Kürze, richtete er für die neue Metrik das maßgebende Gesetz auf. Daß er zugleich den „heroischen" Vers oder Alexandriner, wie ihn die Franzosen ausgebildet, allen übrigen Versarten vorzog und in seinen eignen größern Dichtungen diese sechsfüßigen in der Mitte durch die stets gleiche

Die deutsche Poeterei.

Cäsur gebrochenen Jamben parademäßig aufrücken ließ, war kein Vorteil für den Wohllaut der deutschen Dichtung. Opitz war nicht der erste, der den Alexandriner gebrauchte und empfahl, aber seine Autorität verschaffte ihm das Ehrenbürgerrecht auf dem deutschen Parnaß, und insofern darf er als der Bahnbrecher gelten.

Die Opitzsche Poesie.

Bei Abfassung der „deutschen Poeterei", die zehn Auflagen erlebte und eine Menge ähnlicher Schriften hervorrief, wie den „Wegweiser zur deutschen Dichtkunst" von dem Wittenberger Professor A. Buchner, hatte Opitz, obwohl er erst siebenundzwanzig Jahre zählte, bereits den Höhepunkt seiner poetischen Leistungsfähigkeit erstiegen: von einer Entwickelung und Fortbildung ist ferner kaum eine Spur vorhanden. Seine Arbeiten sind die Produkte seiner Studien, seiner Verstandesthätigkeit und Reflexion, seiner Aneignungs- und Nachbildungsgabe, die maßvollen und überlegten Ausdrücke seiner religiösen Gedanken und Gefühle oder seiner trüben und heitern Stimmungen im Wechsel des Lebens, mitunter auch bloße Gelegenheitsgedichte. Zu der epischen Dichtung konnte sich Opitz nicht aufschwingen, so sehr er auch Vergils Äneide bewunderte. Ein Epos bedarf einer Zeit der Sammlung und Ruhe nach einer aufregenden Sturm- und Drangperiode; dafür waren aber die Kriegsjahre nicht angethan. Für das Drama fehlte dem schlesischen Dichter der Schwung der Seele und die Anregung einer großen Bühne; obschon er die Antigone des Sophokles und die Trojanerinnen des Seneca in deutschen Alexandrinern und mit gereimten Chören übersetzte und dabei von dem Gedanken an das arme Vaterland bewegt ward und an die brudermörderischen Blutszenen, die wie einst vor Theben und Ilion sich in Deutschland abspielten, hatte Opitz doch keine Vorstellung von einer „Katharsis", von jener die Seele reinigenden und erhebenden Kraft, wie sie Aristoteles der echten Tragödie beilegt. Nur zu der lyrisch-dramatischen Bearbeitung des Hohenliedes, der Judith nach einem italienischen Schauspiel mit Chören und des italienischen Singspiels Daphne waren die Kräfte zureichend. Dagegen entsprach die beschreibende Lehrdichtung ganz der Idee, welche sich Opitz von dem Wesen und dem Zweck der Dichtkunst ausgedacht; in dieser Gattung, wozu auch die Schäferpoesie, die Modedichtung der Zeit, stimmte, entfaltete er daher seine höchsten Talente. Hier konnte er im Geist eines Horaz und Vergil und im Geschmack der spätern Renaissance die Freuden und Reize des Land- und Schäferlebens preisen, vernünftige Lehren und Sittensprüche, sententiöse Weisheit, verständige Trostworte in gemessener Rede und glatten Versen vortragen, in landschaftliche Beschreibungen Reflexionen und Empfindungen einmischen, alles mit Maß und Überlegung ohne überwogende Phantasie, ohne zu tiefe Gemütsaufregung. So entstand auf dem holsteinischen Landgut Hamiltons das „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs", so „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüts" mit einer siebenbürgischen Gegend bei dem Ort und Bergwerk dieses Namens im Hintergrund, so das philosophische Gedicht „Vielgut oder vom wahren Glück", so das beschreibende oft geschmacklos übertriebene Lehrgedicht „Vesuvius". In dem Schäfergedicht „Hercynia", einer dem Freiherrn von Schafgotsch gewidmeten prosaischen Erzählung, mit Gedichten durchwebt, sind die Anfänge einer Landschaftsmalerei in Worten enthalten. Natürlicher und mannigfaltiger zeigt sich Opitz in seinen „Poetischen Wäldern", in seinen „Epigrammen" und in den zahlreichen lyrischen Gedichten geistlichen und weltlichen Inhalts, worin er in leichteren jambischen und trochäischen Versen und Strophen eine reiche Fülle von Empfindungen, von Stimmungen, von Eindrücken und Einfällen des Augenblicks, von tiefreligiösen Gefühlen wie von Weltlust und Lebensfreude entfaltet. Nach seinen Grundsätzen hat ja der Dichter den Beruf, „den Menschen durch Poesie religiös und moralisch zu erziehen, ihn wissenschaftlich zu bilden, daneben dann auch wieder die Zügel zu lockern, und der Heiterkeit und dem Genuß sein Recht angedeihen zu lassen". Darum finden auch Wein,

Lieder und Liebe ihre Stelle, und die griechische Mythologie muß häufig mit ihren Gebilden aushelfen. Doch verwahrt er sich in einer entschuldigenden Vorrede gegen den Verdacht, als ob er in seinen dem Horaz nachgebildeten Liebesgedichten von eignen Schönen und eignen Freuden und Erlebnissen spreche, als ob es ihm mit seinen erotischen Gesängen Ernst wäre, und um mit seinen heidnischen Göttern den Frommen keinen Anstoß zu geben, erklärt er sie für Symbole der Natur, für menschliche Personifikationen und spottet gelegentlich der „Götterzunft mit ihrem Obersten, der den Huren nachschlich".

Opitz war kein genialer Dichter, aber ein vielseitiges Talent, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen in der alten und neuen Litteratur und von regem Interesse für alles was des Menschen Geist und Gemüt ergreift und bewegt. Hat er doch auch die Psalmen und Heinsius' Lobgesang auf Christus übersetzt, und während er in vielen geistlichen Liedern die Religiosität der Zeit mit der modernen Kunstrichtung zu verbinden suchte, hat er zugleich das mittelhochdeutsche Annolied herausgegeben! Ist auch seine Poesie eine Poesie des Verstandes, die verglichen mit der herzlichen Gemütlichkeit Luthers und mit der empfindungsreichen Volksdichtung kalt, trocken und platt erscheint, glänzen auch seine dichterischen Erzeugnisse mehr durch ihre formalen Vorzüge, durch Reinheit der Sprache, durch Glätte des Versmaßes, durch Witz und Gewandtheit, so ist er doch kein unebenbürtiger Zeitgenosse von Malherbe und Heinsius, nicht unwürdig des Ruhmes, den ihm die Mitlebenden und die nächste Generation zugeteilt haben. Er hat der deutschen Dichtung wieder Achtung verliehen, von der Poesie selbst und ihren Pflegern eine würdigere Auffassung begründet und nach allen Seiten belebend und anregend gewirkt. Selbst in der religiösen Dichtung hat er durch seine Kirchenlieder, durch seinen Lobgesang auf die Geburt Christi u. a. eine neue Richtung angebahnt, indem er sich nicht an die lutherische Bibel hielt, sondern die geistlichen Stoffe in eine neue kunstgerechte Sprache und Form kleidete. So ward Opitz der Fahnenträger der modernen Dichtkunst in Deutschland, der Meister einer Kunstschule, deren Gesetze und Regeln ein ganzes Jahrhundert lang kanonische Geltung hatten. War es da zu verwundern, daß die Zeitgenossen und die nächsten Geschlechter ihm unendliches Lob spendeten, ihm den Ehrensitz auf dem deutschen Parnaß einräumten, ihn zum Muster und Vorbild ihres eignen Schaffens wählten? Von dieser Höhe hat ihn die neuere Kritik und Ästhetik herabgestürzt; sie hat dem schlesischen Dichter viele Schwächen vorgehalten und ihn für die Sünden seiner Nachahmer und Verehrer verantwortlich gemacht. Man bezeichnete ihn als einen charakterlosen Wohldiener und Schmeichler; allein wann waren denn die Dichter unempfänglich gegen Gönner und Wohlthäter? Die Kunst mußte damals mehr als je nach Brot gehen und Opitz hat nur das Beispiel des hochgefeierten Horaz nachgeahmt, wenn er den Spruch befolgte: „deß Brot ich eß', deß Lied ich sing". Man hat ihm die Herabwürdigung der Dichtkunst zu einer handwerksmäßigen Technik und Kunstübung schuld gegeben; allein warum hat ihn denn die Poetenzunft als ihren Großmeister anerkannt, den unberufenen Chorführer nicht weggestoßen? In Opitz lebte, wie bemerkt, immer noch eine dunkle Ahnung, daß das Feuer der Poesie vom Himmel stamme, daß der Dichter nicht allein durch Regeln und Übung herangebildet werden könne, daß ihm von Natur eine poetische Kraft inwohnen müsse. Wenn nun die Nachahmer und Nachbeter den Zusammenhang zwischen Himmel und Erde aus dem Gesicht verloren, wenn sie auf seine Worte schwuren, seinen Beispielen und Vorschriften folgten, so war dies ein Zeichen, daß jenem Geschlecht dichterische Kraft und Originalität abging, daß ihr Auge und ihr Sinn zu stumpf war, um die wahre Himmelstochter zu erkennen und ihr zu dienen. Nur ein mächtiger Genius vermag poetische Schöpfungen hervorzubringen, die ihren göttlichen Ursprung in sich

Opitzens Stellung und Eigenschaften.

tragen und Begeisterung erwecken für das Schöne und Erhabene; aber eine solche genialische Kraft wohnte nicht in der Seele des schlesischen Dichters; Opitz war ein empfängliches und anregendes Talent, und mit dem Pfund, das ihm die Natur verliehen, hat er als verständiger Haushalter gewirtschaftet.

4. Deutsche Lyriker neben und nach Opitz.

Der neue Kunstgeschmack erlangte bald die Herrschaft in Deutschland; Opitz selbst erlebte noch die schönsten Triumphe seiner Wirksamkeit. Alle Lehrbücher über Dichtkunst waren im Grunde nur systematische Ausführungen des Opitzschen Entwurfs; selbst der „Wegweiser zur deutschen Dichtkunst" des verständigen Buchner, eines Wittenberger Professors und Poeten, hielt sich an die Grundgedanken seines schlesischen Zeitgenossen.

Buchner. 1591—1661.

Besonders fand Opitzens korrekte Verstandespoesie in dem protestantischen Norden Beifall und Nachahmung, während der Süden und zumal die katholische Welt sich noch einige Zeit abwehrend verhielten. Jakob Balde aus Ensisheim im Elsaß, in München und andern Städten Bayerns als Jesuitenprediger thätig, blieb der lateinischen Dichtkunst treu, in der auch Opitz seine ersten Versuche niedergelegt hatte, und verfaßte eine große Anzahl lyrischer Gedichte, religiösen und weltlichen Inhalts, die von hoher Sprachgewandtheit und poetischem Erfindungssinn Zeugnis geben, aber in ihrem Schwulst und ihrer erkünstelten Liebesglut die italienische Nachahmung verraten. Weniger gelangen ihm die deutschen Verse. Ein andres Mitglied des Jesuitenordens Friedrich v. Spee, einer altadligen Familie am Niederrhein entsprossen, derselbe, der zuerst durch sein Ankämpfen gegen die Hexenprozesse sich um die Menschheit verdient gemacht hat (XI, 1021), bringt in den lyrischen Gedichten, die nach seinem Tod in zwei Sammlungen als „Trutz-Nachtigall, oder geistlich-poetisch Lustwäldlein" und als „Guldenes Tugendbuch" in Köln herausgegeben wurden, die sinnlich-religiöse Anschauungsweise des jesuitischen Katholizismus mit Anklängen an das weltliche Volks- und Liebeslied und an die mittelalterliche Mystik zum Ausdruck. Ein Mann von Gefühl und Natursinn, hat Spee ähnlich den italienischen Malern der Zeit die neukatholische Sentimentalität und die christlichen Idealgestalten in weichen verschwimmenden Farben und verhimmelnden Tönen in seine Poesie eingeführt, mit einem Reichtum von Bildern, Verzückungen und mystischen Vorstellungen, die eine überreizte Phantasie, ein Schwelgen in landschaftlichem Naturleben und sinnlich-religiöser Gefühlseligkeit, eine „geistliche Wollust" erkennen lassen. Daß aber auch Spee dem Verlangen nach neuen metrischen Formen und Gesetzen nachzugeben sich genötigt sah, auf Beobachtung des Silbenmaßes und des Accents drang, beweist, wie richtig Opitz den Geschmack und das Bedürfnis der Zeit erkannt hatte. Wie verschieden ist aber die weiche sinnlich-schwärmerische Naturanschauung des rheinischen Jesuiten, der alles in den Dienst seiner religiösen Vorstellungen und süßlichspielenden Christusphantasien hineinzieht, das alte Bild von der Gemahlschaft der Seele und dem himmlischen Bräutigam in unendlichen Variationen vorführt, von der klaren nüchternen Verständigkeit des Schlesiers! Nur wo Spee in die geschichtlich-realistische Welt sich wagt wie in dem balladenartigen Gedicht von dem Gottesmann Franz Xavier, „in Japan weitentlegen," trifft er den rechten natürlichen Volkston, und wo er die Liebe Gottes in den Werken der Natur schildert, werden seine Verse kräftiger und schwungreicher. Überall tritt jedoch die mönchische Lebensanschauung hervor, die in der Verachtung des Irdischen, in dem Schmachten der Seele nach dem Himmel, in schmerzlicher Reue und Buße den Ausdruck wahrer Frömmigkeit sieht. — Ganz in den Vorstellungskreisen und in der Bilderphantasie Spees bewegt sich auch ein schlesischer Dichter, der im Gegensatz zu den Opitzianern der

Katholische Dichter.

Balde. 1603—1668.

Spee. 1592—1635.

mystisch-schwärmerischen Richtung folgte, die gleichfalls, wie wir bei Schwenckfeld und Jakob Böhme gesehen haben, in dem Oderland eine Stätte hatte — Johann Scheffler aus Breslau, gewöhnlich Angelus Silesius genannt. Innerer Hang und äußere Beweggründe machten ihn dem Katholizismus geneigt, daher fiel es den Jesuiten, die das Modegeschäft der Bekehrungen unter österreichischem Einfluß und Beistand in Schlesien mit Eifer und Erfolg betrieben, nicht gar schwer, ihn zum Übertritt zu bewegen. Er entsagte dem lutherischen Glauben und vertauschte den ärztlichen Beruf, den er bisher geübt, mit dem Priesterstand. Seine erste Hauptschrift „Heilige Seelenlust oder geistliche Lieder der in ihren Jesum verliebten Psyche" verrät schon durch den Titel die neukatholische sinnlich-mystische Richtung eines Mannes, der die Vereinigung mit der Gottheit zum Kern seiner Lehre gemacht. Da finden wir wieder jenes Schwelgen in dunkeln Gefühlen und symbolischen Bildern, hier und da untermischt mit warmen Herzensergießungen und innigen Gemütsregungen, wie wir sie bei Spee bemerkt haben. Berühmter als die Psyche, bei welcher das Spielen und Tändeln mit sinnlich-religiösen Bildern und Ausdrücken allzusehr vorherrscht, ist der „Cherubinische Wandersmann. Geistreiche Sinn- und Schlußreime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitend," eine Sammlung religiöser Sprüche und Sinngedichte, zum Teil aus ältern mystischen Schriftstellern entlehnt, manches erhaben und tiefsinnig, manches in unklaren Begriffen einer „geheimen Gottesweisheit," eines Versenken und Aufgehen in Gott sich bewegend. In seinen spätern Jahren führte Scheffler eine leidenschaftliche Polemik gegen die Lutheraner und veröffentlichte eine Sammlung von neununddreißig Streitschriften unter dem Titel „Ecclesiologia", die einen solchen Fanatismus und Konfessionshaß atmen, daß man darin den Mann des „Einsseins mit Gott" nicht wieder erkennt, daher neuere Forscher zu der Ansicht neigten, jener zelotische Gegner des Protestantismus sei nicht der Verfasser des „Cherubinischen Wandersmann". Als eine Nachwirkung dieser antilutherischen Polemik kann Schefflers letztes Werk betrachtet werden: „die sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge", geschrieben in der Absicht, „die Menschen mit der Vorbildung der ewigen Qualen der Hölle zur Tugend zu schrecken, mit der sinnlichen Ausmalung der himmlischen Freuden zu locken".

Scheffler. 1624–1677.

Auch in den alten Sitzen der Volkspoesie, in Straßburg, wo die „aufrichtige Tannengesellschaft" die überlieferte Dichterweise festzuhalten suchte, und in Nürnberg, wo der „Pegnitzer Blumenorden" und seine Stifter, der gelehrte und weitgereiste Patrizier Georg Philipp Harsdörfer und der philosophisch und theologisch gebildete Klaj (Clajus) aus Meißen der Fruchtbringenden Gesellschaft und dem schlesischen Sängerfürsten als Rivalen gegenübertraten, sträubte man sich gegen die unbedingte Unterwerfung unter die neue metrische Kunstschule. Harsdörfer suchte, auf einen Ausspruch des holländischen Dichters Vondel gestützt, nachzuweisen, daß Opitz kein echter Dichter sei, weil es ihm an Erfindung fehle und seine meisten Arbeiten nur Um- und Nachdichtungen seien. Allein was er selbst und die andern Mitbegründer des „gekrönten Blumenordens" an poetischen Produkten zu Tage förderten, stand trotzdem daß sie die metrischen Formen und die Reimkunst bereicherten und durch Daktylen und Anapästen die leidenschaftliche Erregtheit andeuten zu können wähnten, doch weit hinter den Arbeiten der Schlesier zurück. Wie sehr die Pegnitzdichter, die sich Hirtennamen aus Sidneys übersetztem Schäferroman „Arcadia" beilegten und auch Frauen in die Genossenschaft aufnahmen, den Ruhm der Originalität anstrebten, so daß Harsdörfer im Gegensatz zu Opitz eine eigne Poetik verfaßte unter dem geschmacklosen Titel: „Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen", ein Werk, das sich als „Nürnberger Trichter" fortan im Sprichwort erhalten hat, so nahmen sie doch bei ihrer Schäferpoesie teils Opitz selbst, besonders seine Hercynia, teils die Hirten-

Die Pegnitzer Schäferpoesie.

Harsdörfer. 1607–1658.

gedichte der romanischen Völker zum Vorbild, ja die Poetik Harsdörfers war wie die ganze Pegnitzer Schäferpoesie nichts als eine ins Schwülstige und Breite gezogene Umarbeitung des ältern Buches. Nur darin waren ihre Dichtungen originell, daß sie in geschmacklosen Bildern und Gleichnissen, in Überladenheit und Bombast, in künstlicher Spielerei mit Klingreimen und Naturlauten über alles Maß hinausgingen. Wie den Löwen aus den Klauen, so erkennt man nach ihrer Meinung den echten Poeten aus schönen Beiwörtern und daran ließen es denn die redseligen und schreibfertigen Triumvirn von Nürnberg, der pedantisch-gelehrte Harsdörfer in seinen „Gesprächspielen", „Geistlichen Geschichtreden", „Andachtsgemälden" und zahllosen andern Werken, der
Klaj. 1616–1656. „weltberühmte Urheber der daktylischen Lieder" Johann Klaj in seiner „Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi" und der geschichts- und sprachkundige Siegmund Betulius
Birken. 1626–1681. oder von Birken, genannt Floridan, in seiner pompösen, goldflitterigen Fest- und Gelegenheitsdichtung, in seinen „Geschicht-Gedichten" oder „Gedicht-Geschichten", wie er den Roman verdeutschend nannte, in seinen „Geistlichen Weihrauchkörnern" und in den dramatisierten Sing- und Schäferstücken nicht fehlen. Die Nürnberger Dichter, unter denen sich noch außer den genannten Mich. Dilherr und M. Dan. Omeis durch geistliche und weltliche Gedichte und Frau Kath. Reg. von Greiffenberg durch ihre „Siegessäule" und „Geistliche Sonette" hervorthaten, suchten durch gezierte Künstelei ihre dichterische Formgewandtheit zu zeigen; sie bildeten in ihrer Wortmalerei das Rauschen der Wälder, das Rieseln der Bäche, die Töne des Geschützes und der Trompete nach, sie machten den Versuch, ihre Poesie in die Form eines Reichsapfels oder eines zweigipfeligen Parnaß zu kleiden; ihre ganze Dichtung tritt in verkünsteltem Schäferstil auf; Hirtenlieder und Winzergesänge galten ihnen als die höchste und ursprünglichste Dichtungsart, die sie denn auch in allen möglichen Gestaltungen als Schäferromane, Allegorien, Sinngedichte, Parabeln, Fabeln zur Anwendung brachten. In geistlichen Eklogen wurde Christus als Hirte gefeiert, wie schon Balde und Spee gethan. Aus den Greueln und der Barbarei der Kriegsjahre, die dem Westfälischen Friedensschluß vorangingen, flüchteten sich die Nürnberger Dichter in das Phantasiegefilde einer extremen Idealität, „wo nur die Liebe grausame Wunden schlägt, wo alles friedlich unter Rosen und an stillen schönen Bächen und in sinnreich geschnörkelten Hütten gezierter Gärten beim Klang der Pansflöten und Schalmeien lebt, und nur verschmähte Liebe oder der Schmerz um ein Lamm das Leben trübt". Es sind idyllische Landschaftsbilder im Zopfstil, die nur selten an die Innigkeit eines Claude Lorrain erinnern. Es lag aber unter der schwächlichen Hülle doch ein gesunder Kern verborgen: ein frommer christlicher Sinn, deutsche Treue und bürgerliche Tugend, und der Zweck des blumigen Vereins, sittliche Reinhaltung der Dichtung und Förderung der deutschen Sprache leuchtete unter aller Manieriertheit hervor. Von Nürnberg aus verbreitete sich der Geschmack für die Schäferpoesie auch nach andern Gauen der deutschen Erde, nach Wolfenbüttel, wo der Sprachforscher und Kirchenliederdichter Schottel die tändelnde und bombastische Bildnerei eines Klaj und Birken nachahmte, und nach Helmstedt, wo der Schlesier Enoch Gläser in seiner „Schäferbelustigung", in „Hirtengedichten und Scherzliedern" bald die Nürnberger, bald seinen Landsmann Opitz sich zu Vorbildern wählte.

Paul Fleming. 1609–1640. Freier und kräftiger entwickelte sich die Poesie im nördlichen Deutschland, wo die Opitzsche Dichtungsweise und Verslehre von maßgebendem Einfluß war, wenn sie auch nicht allenthalben zur vollen Geltung kam. Paul Fleming, geboren in der sächsischen Herrschaft Schönburg, in Leipzig auf der Thomasschule erzogen und für die „süße Lust der Musik, der Kummertrösterin" begeistert, auf der Universität dem Studium der Medizin sich widmend, zeigte schon als Jüngling eine hervorragende Begabung zur

lyrischen Poesie, die zu den größten Erwartungen berechtigte. Aber eine mehrjährige Reise, die er in Begleitung seines Freundes und Gönners Adam Olearius im Gefolge einer Gesandtschaft des Herzogs von Holstein-Gottorf nach Rußland und die Wolga abwärts über das Kaspische Meer nach Persien mitmachte, entfremdete ihn der Heimat. Während Olearius auf diesen Wanderungen den Stoff für seine „Moskowitische und Persianische Reisebeschreibung" und die Anregung zu seinen Übersetzungen orientalischer Dichter fand, sog der weniger kräftige Fleming auf der Fahrt den Keim einer Krankheit ein, die ihn bald nach seiner Rückkehr in Hamburg, wo er sich als Arzt niedergelassen, in ein frühes Grab stürzte, ehe er seine dichterischen Anlagen zu fruchtbarer Entwickelung zu bringen vermochte. Fleming übertraf seinen Zeitgenossen Opitz weit an natürlicher Begabung wie an Gesinnung und Charakterfestigkeit. Die Gedanken strömten ihm leicht zu; er hatte tiefes Gemüt, Phantasie und Unmittelbarkeit des Ausdrucks. Der neueste Herausgeber seiner Gedichte, J. M. Lappenberg, will ihm eine Stelle unter den größten Dichtern anweisen. Manche seiner Lieder erinnern durch ihre Gemütlichkeit und durch ihren treuherzigen Ton an Walter von der Vogelweide, nur daß auch bei ihm das Hereinziehen des mythologischen Apparats, der Götter und Nymphen den barocken Geschmack der Zeit verrät. Gelegenheitsgedichte, Liebesgesänge, geistliche und weltliche Lieder, Epigramme und Sonette, gelungene Übertragungen italienischer Dichter bilden den Inhalt seiner poetischen Werke. Sein Reiselied, das sich als Kirchengesang erhalten hat: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten raten", das bekannte Sonett „an sich" und seine eigne, drei Tage vor seinem Tod verfaßte Grabschrift gehören zu seinen schönsten Arbeiten und geben Zeugnis von der „hellen starken Dichterfreudigkeit" des liebenswürdigen Mannes, der „vergönnte Fröhlichkeit" liebte, der, wie er selbst von sich rühmt, von Jugend an in Sanftmut auferzogen, von dem niemand je belogen und betrogen worden, dessen Sinn ohne Falsch, in stiller Einfalt klug gewesen. Eine Schule vermochte der kurzlebige Fleming, der dem Vorgefühl seines frühen Hingangs oft in elegischen Tönen Ausdruck gibt, nicht zu gründen, doch mag die frische, freie Liederdichtung, die über die Konvenienz und Geziertheit sich wegsetzend mitunter ins Derbe, Ausgelassene und Mutwillige geriet, die „deutschen Gesänge" eines Finckelthaus, die Liebes- und Trinklieder eines Homburg, eines Greflinger, eines Schwieger, Brehme u. a. ihre Anregung von dem sächsischen Sänger empfangen haben. „Seladons weltliche Liebe" und „weltliche Lieder" von Greflinger, Schwiegers „Geharnischte Venus" und „Liebesgrillen" sind ein kecker, frisch-sinnlicher Griff ins realistische Leben.

Hamburg, wo Fleming starb, wo die meisten der genannten erotischen Dichter ihren Wohnsitz hatten, war im siebzehnten Jahrhundert ein Mittelpunkt des wissenschaftlichen und litterarischen Strebens, das aus dem benachbarten Holland manche Anregung empfing. In Hamburg ließ sich auch Philipp Zesen aus dem Anhaltischen nach einem fahrigen unruhigen Leben nieder, ein Mann, der gelehrte Studien gemacht, Frankreich und Holland bereist hatte und in lateinischer, französischer und holländischer Sprache zu schreiben und zu dichten vermochte. Zesen entfaltete eine große litterarische Thätigkeit: er war Dichter, Romanschriftsteller, Ästhetiker und Gelehrter, aber wegen seiner wunderlichen Grillen und Sonderbarkeiten viel verspottet und angefeindet, hatte er manche litterarische Fehde auszufechten, manche Schmähung und Nachrede zu bestehen. Trotzdem daß er von seinem anhaltischen Fürsten fortwährend in Ehren gehalten, von Dänemark beschenkt, von dem Kaiser geadelt und mit der Pfalzgrafenwürde begabt, von den holländischen Gelehrten Grotius und Vossius empfohlen ward, fand er doch keine rechte Geltung und hatte mit Armut und Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen. Zesen war der Stifter und das Haupt der „Deutschgesinnten

Der Hamburger Dichterkreis.

Zesen. 1619–1689.

Genossenschaft", die sich die Reinheit der deutschen Sprache, die Beseitigung von Fremdwörtern und undeutschen Ausdrücken, die Verbesserung der Grammatik und Rechtschreibung zur Aufgabe setzte, verstieg sich aber in seinem Eifer für Purismus zu unsinnigen lächerlichen Verdeutschungen und zu wunderlichen orthographischen und etymologischen Einfällen. Selbst die mythologischen Götternamen sollten durch deutsche Begriffswörter ersetzt, Jupiter zum „Erzgott", Juno zur „Himmelinne", Pallas zur „Kluginne", Venus zur „Lustinne" umgewandelt werden. Schon mit einundzwanzig Jahren verfaßte Zesen einen „Hochdeutschen Helikon oder Grundrichtige Anleitung zur hochdeutschen Dicht- und Reimkunst", worin er eine größere Mannigfaltigkeit der dichterischen Formen und Versarten nach der Weise der Italiener, des Marini und seiner Schule empfahl (X, 350 f.); aber seine eignen Dichtungen litten trotz seines Gefallens an anapästischen und daktylischen Versen ganz an dem schlechten Geschmack der Zeit; seine Fischartschen Wortspielereien und sein Reimgeklingel reizten zur Spottsucht und zu gehässigen Kritiken. Wenn die Gedichte und Lieder, die er in dem „allzuhitzigen Praddel der vollblütigen Jugend" verfaßte, die „Jugendflammen" und „das dichterische Rosen- und Lilienthal" noch einiges natürliche Gefühl, noch Sinn für Liebe und Weltlust verrieten, so verfiel er in den Gedichten seiner spätern Zeit, in seinen „Gekreuzigten Liebesflammen", oder „Geistlicher Gedichte Vorschmack", in seiner poetischen Behandlung der Nachahmung Christi von Thomas a Kempis u. a. ganz in religiöse Mystik, in eine elegisch-empfindsame Poesie, die besonders den frommen Frauen zusagte, von denen er daher auch sehr gefeiert ward und denen er Zutritt zu seiner Genossenschaft gestattete. Am meisten machte sich Zesen bekannt durch Romane im französischen Geschmack, teils Nachbildungen, teils Übersetzungen der Scudery (S. 669, 676), durch seine „Verschmähte, doch wieder erhöhte Majestät", eine romanhafte Erzählung der „Begebnisse Karls II. König von England", durch seine „Beschreibung der Stadt Amsterdam", die von feinem Beobachtungssinn zeugt. Dagegen sind der Lehrroman „Assenat", worin an die Liebesgeschichte Josephs zur Tochter des Oberpriesters von Heliopolis allerlei Ansichten über orientalische Altertümer, über Staat, Kunst, Gesellschaft und Religion der Ägypter geknüpft werden und „Simson", dessen Helden- und Liebesgeschichte den Zettel oder Aufzug eines geschichtlichen Gewebes bilden, in das dann allerhand Gelehrsamkeit und Weisheit in geschmackloser Breite und bombastischer Rede eingeschlagen wird, eine unglückliche Verquickung von Kunst und Gelehrsamkeit.

Schupp. 1610—1661. — In Hamburg verbrachte auch Joh. Balth. Schupp aus Gießen seine letzten Lebensjahre als Pastor zu St. Jakob, ein Dichter und vielseitiger Schriftsteller. Am bekanntesten machte er sich durch seine in Lucianischer Gesprächsform verfaßten Satiren (Regentenspiegel; Deutscher Lucianus; Kalender; Geplagter Hiob; Freund in der Not u. a.), welche durch die unbefangene Auffassung der Weltverhältnisse, durch die frische Volksrede, durch geschickt eingeflochtene Schwänke zu den besten Produkten des Jahrhunderts zu zählen sind. Was Schupp schreibt und predigt, Erzählung, Abhandlung, Streitschrift, Litanei u. s. w., alles wird durch seine voll hineingelegte Persönlichkeit lebendig und charakteristisch, somit ins Poetisch-Schöpferische hineingezogen. Er war ein Mann von Witz, Menschenkenntnis und Verstand und jeder Pedanterie Feind, munter ohne Geschwätzigkeit, deutlich ohne Breite, körnig und derb, doch immer bescheiden. „Ein hitziger Kopf, ein deutsches Maul, aber ein ehrlich Herz."

Dichter in sächsischen Landen. Neben Hamburg erhielt sich auch in Sachsen, in den Städten Leipzig und Dresden eine Dichtung, die nicht ganz in die Opitzsche Manier einging, sondern wie bei dem Rechtsgelehrten Joh. G. Schoch und bei David Schirmer aus Freiberg, Bibliothekar und Hofpoet in Dresden, eine selbständigere Stellung zu behaupten suchte, bald nach Hamburg, bald nach Nürnberg ihre Blicke wendend. In Schirmers „Poeti-

schem Rosengebüsch" finden sich Anklänge anakreontischer Lieder und in Schochs drastischer „Komödie vom Studentenleben" muß die gespreizte Sittenlehre der Zeit einem derben Naturalismus weichen. Den sächsischen Dichtern kann auch der schon erwähnte Georg Neumark beigezählt werden. Denn obwohl er längere Zeit in Norddeutschland, in Königsberg, Danzig, Hamburg gelebt, ist er doch in Thüringen geboren (in Mühlhausen) und gestorben (in Weimar). Wir kennen ihn als den Verfasser des schönen Kirchenliedes „Wer nur den lieben Gott läßt walten", das noch jetzt eine Zierde der evangelischen Gesangbücher bildet. Nach einer alten Sage war der musikliebende Dichter einst in Hamburg in solche Not geraten, daß er sein Lieblingsinstrument, die Viola di Gamba verkaufen mußte; als er dann infolge einer Anstellung in die Lage kam, den verkauften Schatz wieder zu erwerben, soll er in seiner Herzensfreudigkeit das Lied gedichtet haben. Mit diesem können aber Neumarks übrige Schriften keinen Vergleich aushalten. Sein „Poetischer Lustwald" und sein „Poetisch-historischer Lustgarten" enthalten Gelegenheitsgedichte, Schäferlieder und Erzählungen aus der alten Geschichte mit Versen untermischt, in derber Niederländer Genremalerei, gemein in der Sprache und trivial im Inhalt. Sein „betrübt verliebter doch endlich hocherfreuter Hirt Filemon" ist eine abgeschmackte Liebesbeschreibung zweier hochedlen Personen in Gestalt einer Schäfergeschichte in gereimter und ungereimter Prosa. Bei Neumark und noch mehr bei seinem Geistesverwandten Joh. Gg. Albinus aus Naumburg, dem Verfasser des Kirchenlieds „Alle Menschen müssen sterben" und mehrerer erbaulichen Schriften, ist eine starke Annäherung an die schwülstige Schäferpoesie der Nürnberger und an die moralisierenden Gedichte der Niederländer, insbesondere des „Vater Cats" (XI, 671) nicht zu verkennen. Auch Johann Francke, Ratsherr und Bürgermeister in Guben, dessen Kirchenlieder an Innigkeit mit den Gerhardschen verglichen werden können, ist in seinen weltlichen Gedichten („Irdischer Helikon") matt und trivial. Seine „Vaterunser-Harfe", eine Sammlung von 333 kurzen, meist einstrophigen Gedichtchen über das Gebet des Herrn, erinnert stark an die Nürnberger Spielereien.

Neumark. 1621–1681.

Albinus. 1624–1679.

Die eifrigsten und ergebensten Anhänger zählte Opitz in seiner Heimat und im nordöstlichen Deutschland. In Schlesien wurde die ganze Jugend durch das Beispiel und die Erfolge des Landsmannes angeregt, sich poetisch zu versuchen, und gründete eine wahre Pflanzschule von Dichtern der neuen Art. Allein im Lande der Oder galt zu allen Zeiten der Spruch: „Gehet hin in alle Lande und lehret alle Völker", die Diener der Musen verließen die Stätte ihrer Geburt und trugen ihre dichterischen Gaben und Lehren nach andern Orten, nach Königsberg, Danzig, Rostock, wo sich bald Dichterkreise bildeten, die in die Fußstapfen des Meisters traten, so daß Simon Dach ihn anreden konnte, wer seiner süßen Hand solchen Nachdruck gegeben, „daß das ganze Norden-Land, wenn ihr schlagt, sich muß erheben". Schlesien selbst hat nur wenige Dichternamen aufzuweisen, wie den von Lessing gerühmten Andr. Scultetus, wie Wenzel Scherffer, Poet und Tonkünstler, wie Dan. von Czepko. Erst einige Zeit nach Opitz feierte Schlesien ein neues goldenes Zeitalter der Dichtkunst. Dagegen lebten in den Städten am Strande der Ostsee viele thätige Jünger, die wie Joh. Peter Titz in Danzig den Ruhm des Meisters verkündeten und in seinen Wegen wandelten. In jener Handelsstadt an der Ostsee verbrachte auch ein andrer Schlesier, David von Schweinitz den größten Teil seines Lebens, der Verfasser der elegischen Andachtsbücher: „Geistliche Herzensharfen" und „Evangelische Todesgedanken". — Besonders war die Universitätsstadt Königsberg, wo seit den Tagen der Reformation ein wissenschaftliches Leben sich regte und einst durch Lobwasser (X, 920) der Sinn für geistliche Dichtung geweckt worden war, ein Hauptsitz poetischen Schaffens, als der erwähnte Simon Dach aus Memel daselbst den alten Gesang „ohne Geschick und

Das nordöstliche Deutschland. Schlesien.

Königsberg.

Zier" abstellte und die neue „Kunst der deutschen Reime" begründete. Mit ihm verbanden sich einige gleichgesinnte Freunde, vor allen der Ratsherr Robert Roberthin und der Tonkünstler H. Albert zu einem Dichterbund. Sie führten Schäfernamen wie die Pegnitzdichter oder verstellten ihre Namen in anagrammatischer Rätselweise. Albert hat viele Gedichte der Freunde und seine eignen in Musik gesetzt und unter den Titeln „Arien und Melodien", „Musikalische Kürbishütte", „Poetisch-musikalisch Lustwäldlein" herausgegeben. Ein Geist der Schwermut und der Trauer herrscht in den Liedern dieser Sänger, die meistens früh ins Grab sanken, oder in den Jahren der Pest, von welcher Königsberg mehrmals heimgesucht ward, den Tod vieler Geliebten zu betrauern hatten. In Naturgesängen, in geistlichen und weltlichen Liedern, in Gelegenheitsgedichten sprachen sie ihre düstern Lebensanschauungen aus und ihre elegischen Stimmungen im Vorgefühl, daß alles bald zu Ende gehe. Sie machten sich noch bei Lebzeiten Grablieder untereinander. Bei solcher Geistesrichtung war es natürlich, daß ihnen das ernste religiöse Lied am besten gelang. Dachs geistliche Gedichte fließen aus dem Herzen und stimmen zur Andacht, während die Gelegenheitsgedichte, in denen er als Hofpoet den kurfürstlichen „Helden" und Frauen Weihrauch streut, durch die langweilige Leerheit wie durch ihre poetische Überschwenglichkeit ungenießbar sind. Sein schönstes Gedicht ist das plattdeutsche Lied „Ännchen von Tharau", das Herder ins Hochdeutsche übertragen und das noch jetzt ein Lieblingsgesang des Volks ist. Wie in Königsberg fand auch in Rostock die Poesie Pflege, als Andreas Tscherning aus Bunzlau, Opitzens Landsmann an der dortigen Hochschule, als Professor der Dichtkunst wirkte. Auch Tschernings „Deutscher Gedichte Frühling" und „Poetische Schatzkammer" atmen die trübe weltverachtende Stimmung, die in den Königsbergern zu Tage tritt. Körper- und Gemütsleiden, die ihm einen frühen Tod brachten, und das Elend der Zeit führten ihn zu der elegischen Klage, „daß ihm der Sinne Wohnhaus vom Nebel der schwarzen Traurigkeit eingenommen sei". Der gefeiertste Dichter nach Opitz war Johann Rist, aus Ottensen bei Altona, ein Mann von vielerlei Kenntnissen, zuletzt Prediger in Wedel an der Elbe und mecklenburgischer Kirchenrat. Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, als der „Rüstige" bezeichnet, und des Pegnitzordens, wo er den Namen „Daphnis aus Cimbrien" führte, hatte er viele Freunde und Lobredner, die ihn wohl als „Fürst aller Poeten in ganz Deutschland" priesen. Er wurde Pfalzgraf, gekrönter Poet und sogar vom Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben. Er gründete den „Schwanenorden an der Elbe", als Pflanzschule zu der Fruchtbringenden Gesellschaft, in dem nur „gute Leute und sinnreiche Heldengeister" aufgenommen wurden. Und wie wenig verdiente dieser „nordische Apoll" den Ruhm, den ihm die Zeitgenossen spendeten! An Fruchtbarkeit freilich stand er keinem andern Dichter seiner Zeit nach: „Es rinnt ja so" hat einmal sein litterarischer Gegner Philipp von Zesen den Namen Johannes Rist anagrammatisch zersetzt, wofür dieser seine Widersacher als „leichtfertige Buben und Landläufer" behandelte; die Zahl seiner geistlichen Lieder belief sich allein auf siebenthalbhundert! Schon in seiner Jugend erschien von ihm eine Sammlung lyrischer Gedichte, „Musa teutonica d. i. deutsche poetische Miszellaneen", teils Eignes, teils Übersetzung und Nachbildung, die einen frischen Zug haben, von Liebe und von Landleben singen, Gustav Adolfs Tod beklagen und Bernhard von Weimar preisen. Auch sein „Poetischer Lustgarten", seine „Hirtenlieder an Galatea" und sein Singspiel „Florabella" lassen noch in ihrem Ton die italienischen, spanischen und französischen Muster erkennen und haben noch eine volkstümliche Ader. Aber bald „zog er, als er zu Verstand kam, die junge Hand von Venus ab und trieb das große Werk der Engel, geistliche Lieder zu schreiben". Er erklärte, daß die weltlichen Gedichte wider seinen Willen bekannt gemacht und ohne sein Wissen

Rostock.

Rist. 1607–1667.

in Musik gesetzt worden. Ermuntert durch den Beifall, den ihm seine geistlichen Gedichte einbrachten („Ermuntre dich, mein schwacher Geist", „Hilf Herr Jesu laß gelingen", „O Ewigkeit du Donnerwort", „Werde munter mein Gemüte"), widmete er sich fast ausschließlich dem religiösen Gesang und wünschte in der Vorrede zu seinem „Poetischen Schauplatz" (1646), „daß alle seine Jugendverse, darin der Venus und Cupidos gedacht werde, unverzüglich ins Feuer geworfen würden". Selbst die Alten sind ihm jetzt ein Ärgernis; er will den Terenz aus der Schule verbannen und meint in seinem „Neuen deutschen Parnaß", aus den Schriften der Heiden müsse man die Weisheit wie aus einem Misthaufen die Perlen aussuchen; er verabscheut Leda und Jupiter, Hymen und Adonis und wie die „sauberen Bursche" alle heißen. Aber wie sehr immer die religiösen Gedichte, die er in vielen Sammlungen bekannt machte („Neue himmlische Lieder", „Der an das Kreuz geheftete Jesus Christus", „Sabbatische Seelenlust", „Alltägliche Hausmusik frommer und gottseliger Christen", „Musikalische Festandachten" u. a.), in ganz Deutschland, selbst in katholischen Kreisen gerühmt wurden und ihm eine Fülle von Ehrengedichten und Auszeichnungen aller Art eintrugen, mit wenigen Ausnahmen bewegten sie sich in gewöhnlichen christlichen Bildern und Vorstellungen, in trivialen frommen Redensarten ohne Schwung und Innigkeit, schwankend zwischen gezierter Überschwenglichkeit und prosaischer Faßlichkeit. Rist machte aus der geistlichen Liederdichtung ein Geschäft, daher den meisten der handwerksmäßige Charakter anhaftet; sie sollten für alle Verhältnisse und Lagen des christlichen Lebens dienen. Viele waren oberflächlich hingeworfene breite und seichte Reimereien, ebenso saft- und kraftlos wie seine moralischen oder belehrenden Gespräche in Prosa über „Das alleredelste Naß", „Die alleredelste Zeitverkürzung", oder seine allegorischen Schauspiele „Das friedewünschende Deutschland" u. a. Ein frommer Eiferer auf der Kanzel, scheute sich Rist doch nicht, seine Gegner zu verdächtigen und zu verleumden.

5. Epigramm. Satire. Prosadichtung.

Jede Übertreibung nach einer Seite erzeugt naturgemäß den Gegensatz als Korrektiv. So mußte sich auch gegenüber der gespreizten breiten Kunstdichtung der Opitzschen Schule, die glatt in den Formen aber arm und leer an Gedanken und Gehalt sich anmaßend in den Vordergrund drängte, eine reaktionäre Strömung geltend machen. Das Gemüts- und Phantasieleben wählte das Kirchenlied zum Gefäß seiner Gefühle und Betrachtungen, die Verstandesschärfe suchte im Epigramm ihren Ausdruck. Sowohl die Griechen und Römer als die Schöpfer der Renaissancepoesie liebten eine Dichtungsgattung, in welcher häufig auf Grund einer Redensart, einer Anekdote, eines Sprichworts ein überraschender Gedanke mit einer witzigen Wendung (Pointe) in ähnlicher Weise zum Bewußtsein gebracht wird, wie in der Fabel die moralische Nutzanwendung. Die griechischen Anthologien und der römische Dichter Martialis (IV, 319 f.) boten viele Beispiele für eine Dichtungsart, die in knappster Form die mannigfaltigsten Gedanken abrundete und mit einer scharfen Spitze satirischer, spottender oder belehrender Richtung abschloß. An ihrer Hand haben besonders die Franzosen die Epigrammendichtung bearbeitet und häufig zum Ausdruck ihrer oppositionellen Gesinnung gemacht, die in andrer Gestalt nicht laut werden durfte; und in England hatte zur Zeit Elisabeths und Jakobs I. der arme Poet John Owen seine Gedanken und Lebensansichten in lateinischen Gedichten dieser Art niedergelegt, die von seiner scharfen Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis Zeugnis geben, nicht selten jedoch auch durch Trivialität und eintönige Wiederholung derselben Gedanken und Witze ermüden. Auch in Deutschland fand die Epigrammenpoesie einen fruchtbaren Boden:

Wesen des Epigramms.

Opitz selbst und sein Freund Zinkgref gaben den Anstoß dazu. Man sammelte und übersetzte was man bei andern vorfand und verarbeitete eigne Einfälle, Witze und Gedanken nach ältern Vorbildern. Sie verglichen ihre Thätigkeit mit der Arbeit der Biene: „So wie diese sollte das Sinngedicht Süßigkeit mit sich führen und einen wohlthätigen Stachel im Gemüt zurücklassen.“ Der bedeutendste Epigrammendichter, dessen Wert jedoch erst die spätern Geschlechter erkannten und würdigten, war Friedrich von Logau, einer alten schlesischen Adelsfamilie entstammt, in dessen Sinngedichten sich Witz, gesunde Lebensansichten und ein freier unabhängiger Geist aussprachen. Die „Hundert deutsche Reimen-Sprüche Salomons von Golaw“ enthalten viele freimütige Bemerkungen und Anspielungen auf die damaligen öffentlichen Zustände und Sitten, nur daß das Persönliche sich zu häufig unter dem Allgemeinen verbirgt, daß das Epigramm mehr als „Überschrift“ und Spruchgedicht auftritt. Logaus Sprüche, bemerkt Gervinus, fließen aus den Lebenserfahrungen eines vornehmen und doch bescheidenen Mannes, der von Kniebeugen und Mützenrücken kein Freund war, der für sich ein König in seinem Haus, nicht jedermanns Knecht sein wollte, aber doch der Welt Geschäfte in reichem Maß zu besorgen hatte. Gleichzeitig mit Logau hat der Bremer Arzt Valentin Löber die Epigramme Owens mit Geschick und Sprachgewandtheit ins Deutsche übersetzt. Andre haben, wie Kaspar Ziegler von Leipzig, das bei den Italienern und Franzosen beliebte Madrigal als Gefäß für ihre Gedankenspäne gewählt, eine Dichtungsform, die nach ihrer Meinung mit dem Epigramm das gemein hat, „daß es wenige Worte und weite Meinungen mit sich führe, dadurch es mit einer artigen Spitzfindigkeit in den Gemütern ein ferneres Nachdenken verursache und bisweilen ein feines Morale oder Spruch einpräge“. Auch die Rätseldichtung, die damals eifrig gepflegt ward, verfolgte ein ähnliches Ziel, Schärfung des Verstandes. — Wie neben Martial im kaiserlichen Rom Persius und Juvenal ihre Geißel über die Laster und Gebrechen der Zeit schwangen, so regte sich auch in Deutschland neben dem Epigramm die poetische Satire, die man zu jener Zeit nur für eine Erweiterung der epigrammatischen Spruchdichtung ansah. So tief ins Fleisch einschneidend wie jene Römer oder wie die Humanisten der Renaissance waren freilich die deutschen Satiriker des siebzehnten Jahrhunderts keineswegs; auch sie begnügen sich die fehlerhaften Erscheinungen der Zeit, das Verkehrte und Entartete in der Gesellschaft in grellen Bildern vorzuführen. Nicht die hohe Satire, die das Mächtige und Herrschende am Maßstab eines Ideals mißt und mit Überzeugungstreue und sittlichem Mut die häßlichen Züge unter der weggerissenen Larve zeigt, konnte an dem Hof- und Universitätsleben jener Tage sich hervorwagen, sondern nur der Tadel und Spott über die thörichten Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche, Neuerungen, die durch deutsche Nachahmungssucht eingedrungen. So hat Wilhelm Lauremberg, ein weitgereister Mann von vielseitigen Kenntnissen, Professor der Mathematik in Rostock, in seinen „vier Scherzgedichten“ in plattdeutscher Mundart die Veränderlichkeit in allen menschlichen Dingen und das Nichtige des Modewesens der Zeit anschaulich aber oft in derben und schmutzigen Ausdrücken geschildert. Er spottet über den „jetzigen Wandel und Manieren der Menschen“, über die „alamodische Kleidertracht“; er gibt eine witzige und lebendige Darstellung von „allemodischer Sprache und Titeln“, von „allemodischer Poesie und Reimen“, nicht in dem Ton eines morosen Sittenrichters, sondern eines skoptischen Alten, der sich über die Neuerungen lustig macht und an der alten Volkssitte, Volkssprache und Volksdichtung festhält. Auch Andreas Gryphius, den wir an einem andern Ort kennen lernen werden, und Joachim Rachel aus Schleswig zeigten die Fehler und Gebrechen der Zeit im Spiegel der Satire; aber sie haben ihre poetischen Formen den Alten und den Opitzianern abgelernt. Rachels Sprache und

Marginalia: Logau. 1605(?)–1655. — Löber. 1620–1685. — Satire. — Lauremberg. 1590–1658. — Rachel. 1618–1669.

Versart ist kunstmäßiger und korrekter, seine Beobachtungsgabe feiner und verständiger, die Darstellung regelmäßiger und weniger unanständig; dagegen stehen seine „deutsche satirische Gedichte" in glatten Alexandrinern an Lebendigkeit und Natürlichkeit hinter den Laurembergischen weit zurück. „Bei Lauremberg steht man ganz in der Zeit und Gegenwart, wo die Stelle der Satire ist, Rachel, der zwar keine Thorheit, aber doch die Menschen zu schonen als Grundsatz ausspricht, wird allgemeiner und seine Satiren nehmen sich daher lehrhafter aus". Obwohl an Persius und Juvenal sich anlehnend, z. B. in der vierten Satire „Die Kinderzucht", bewahrt Rachel doch Freiheit und Selbständigkeit in der Behandlung. In der ersten Satire „Das poetische Frauenzimmer oder Böse Sieben" schildert er die sieben Hauptfehler der Frauen, um dann zum Schluß die würdige Hausfrau zu zeichnen; in der achten „Der Poet" hält er ein scharfes Strafgericht über die Dichter mit manchen versteckten Anspielungen auf verkehrte oder läppische Kunstjünger, z. B. die Puristen. Diesen Ton schlägt in noch schärferen Akkorden eine in Prosa geschriebene Satire an, „Reim dich oder ich fresse dich" von Hartmann Reinhold, unter welchem Namen nach Gervinus, Gödeke u. a. der Kirchenliederdichter Gottfr. Wilh. Sacer als wahrer Verfasser verborgen liegt. In Form einer Belehrung, wie man es anfangen müsse, um in kurzer Zeit ein berühmter Dichter zu werden, wird über die neumodische Poeterei und die seichten abgeschmackten und gemeinen Poeten und Reimschmiede ein vernichtendes Urteil gefällt.

Bedeutender und wirksamer tritt die Satire in einem Werk auf, das sich der ungebundenen Rede bedient, in dem berühmten Buch: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald", welches Joh. Mich. Moscherosch, aus einer aragonischen in Straßburg seßhaften Familie (Musenrosch), dem spanischen Dichter Quevedo (XI, 270 ff.) nachgebildet, zuerst als Übertragung dann „aus eignem Wohlvermögen fortgesetzt". Auch die deutsche Prosasprache war durch die Bemühungen der Fruchtbringenden Gesellschaft und ihres thätigen Mitglieds Opitz aus den Verschränkungen und Verschnörkelungen des Kurialstils zu einer kunstmäßigeren Ausbildung fortgeschritten. In dieser Gestalt erscheint sie zuerst bei Moscherosch, einem gelehrten Mann, der fünf lebende fremde Sprachen redete und mit der protestantischen Klarheit eine echt vaterländische Gesinnung verband. Als Beamter in verschiedenen Orten des Elsaß, im Hanauischen und Hessischen wirkend, hat er die Not der Zeit und des Vaterlandes in reichlichem Maße erfahren, Plünderung, Krankheit, Armut und den Tod zweier Frauen ertragen und in dieser „Kreuzschule" das religiös gesammelte Gemüt in sich ausgebildet, das er in dem „Christlichen Vermächtnis" an seine Kinder so schön aussprach. Obwohl der neuen Kunstdichtung nicht unkundig und als „Träumender" in den Palmenorden aufgenommen, hat Moscherosch doch mehr die ältern Schriftsteller seines Heimatlandes, die Brant, Fischart, Murner u. a. zu seinen Studien benutzt. Besonders diente ihm Bartholomäus Ringwaldt, der außer seinen Kirchenliedern auch lehrhafte Schriften verfaßt hat, „Christliche Warnung des treuen Eckart" und ein dramatisiertes Sittengemälde, „Speculum Mundi" zum Vorbild. Auch aus Montaigne hat Moscherosch geschöpft, sowenig auch der heitere französische Lebensphilosoph mit dem ernsten deutschen Mann, dem unter den Trübsalen des Daseins „die Fröhlichkeit sehr eng gesponnen war", gemein hatte, und Owens Epigramme hat er ins Deutsche übertragen. Alle Eindrücke und Erfahrungen hat Moscherosch in dem satirischen Sittengemälde zusammengefaßt, in welchem er auf Grund einer französischen Übersetzung der „Sueños" von Quevedo in einer Reihe von Träumen oder Visionen, wie sie jenem an übernatürliche Kräfte und Geheimlehre glaubenden Geschlecht zusagten, die Hauptgebrechen seiner Zeit in allgemeinen Schilderungen und Bildern lebendig darstellte. Es ist ein „turbulenter Jahrmarkt" von häßlichen Tages=

Moscherosch. 1601—1669.

erscheinungen, in welchen Philander einführt. Nicht die Laster und Leidenschaften einer rohen, derben, urwüchsigen Natur werden ausgestellt, sondern die feineren Laster einer falschen Bildung und die Verirrungen des Kopfes. Der Satiriker steigt nicht in die Tiefe des menschlichen Gemüts hinab, um die bösen Triebe zu zeichnen, sondern er kämpft in der Sprache des Witzes und Verstandes gegen die Verkehrtheiten des Tages, die schlechten Sitten und Modegewohnheiten, die Thorheiten und schlimmen Eigenschaften der verschiedenen Stände. In der Vision „Totenheer" macht er die Rechtsgelehrten mit ihrer juristischen Pedanterie und Terminologie, die Quacksalber, die Astrologen, das Höflingswesen lächerlich und läßt den alten Eulenspiegel fragen, ob er solche Thorheiten, die einzeln als Gebrechen des Tages aufgezählt werden, jemals begangen habe; in der Vision „Alamode Kehraus" werden von dem Erzkönig Ariovist und den altdeutschen Helden die neumodischen Trachten, die Perücken, Schminken u. dgl. und vor allem die deutsche Bastardsprache, das Kennzeichen einer vaterlandslosen Bastardnatur verspottet. Besonders ist dem Dichter die „Reputation", die Modetugend und Modeehre des Adels mit der daran haftenden Unsitte der Duelle verhaßt. In der Vision vom „Soldatenleben" werden Züge aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs in lebensvollen Schilderungen und in der ganzen Schauerlichkeit jener Schreckenszeit vorgeführt. Wie sehr dem wackern Mann dabei das Herz blutete, ersieht man auch an einigen Gedichten, in denen er das Unglück des Vaterlandes beklagt: „O du armes Deutschland du, wie bist du gerichtet zu! Vor warst du an allen Gütern reich, jetzt bist du mehr als einer Witwe gleich!" Seine mit lateinischen Versen und französischen, italienischen, spanischen Worten und Redensarten angefüllte Sprache und Darstellungsart gibt ein charakteristisches Bild der Zeit; sie ist aber nicht als seine eigentümliche Schreibweise aufzufassen, sondern als Nachbildung und Verspottung des gemischten Sprachstils der Zeit: denn wo er wie in seinem Vermächtnis ernst blieb, schrieb er eine musterhafte Prosa. Wie groß die Wirkung von Philanders Sittengemälde auf die Zeit gewesen ist, erkennt man aus der weiten Verbreitung und den zahlreichen Nachahmungen und Fortsetzungen. Der Lucianische Schupp, dessen wir oben gedachten, hat für die schönsten seiner Diskurse, den Regentenspiegel, den Hiob, die Einkleidung in Visionen gewählt.

Abraham a. S. Clara. 1644–1709. Auch Ulrich Megerle, bekannt unter dem Namen Pater Abraham a Santa Clara, Hofprediger in Wien, hat seine Reden und Erbauungsschriften in der alten Volksmanier mit Witzen und Schwänken untermischt („Huy und Pfuy der Welt", „Merck's Wien", „Judas der Erzschelm" u. a.) zu satirischen Ausfällen auf die Gegenwart und die herrschenden Laster und Gebrechen benutzt, aber wie weit steht dieser „Karikaturschriftsteller" hinter dem männlichen Ernst eines Philander zurück. „Die Schnurren seiner Predigten und Schriften in Verbindung mit finstern katholischen Schrecknissen," so schildert Gervinus das Wesen dieses geistlichen Schriftstellers, „seine anekdotischen Possen gemischt mit dunklen Legenden, seine Aufklärung neben seinem Aberglauben, seine Derbheiten neben seinen höfischen Schmeicheleien, seine Volksmanier in Erzählung, Wortspiel, Sprichwort und Schwank verbunden mit seinen lateinischen Brocken, seine Belesenheit in rohen deutschen Poeten vereint mit der in den Kirchenvätern, seine Kunst epigrammatische Wirkungen durch Spannung und Täuschung der Erwartung hervorzubringen, seine ganze burleske Manier angewandt auf lauter Kleinlichkeiten, und nirgends von einer Erkenntnis der Grundfehler seines Volks und seiner Wiener Gemeinde oder seiner Zeit ausgehend — alles macht einen so ungeschlachten Wust aus, daß man schon große Freude an aller Art Schnurrpfeifereien haben muß, um nur diesen zu Gefallen, für die diese Werke allerdings eine große Fundgrube sind, sie durchzublättern."

Das Soldatenleben, von dem Philander von Sittewald einzelne Umrisse gegeben, bildet die Unterlage eines andern vielgelesenen Volksbuches jener Zeit, des Romans „Der abenteuerliche Simplicissimus d. i. Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim". Der Verfasser Cristoffel von Grimmelshausen, zuerst Soldat, dann Amtmann zu Renchen im Schwarzwald, verbarg sich unter verschiedenen Namen, als Samuel Greifenson von Hirschfeld, als German Schleifheim von Sulsfort u. a. Wenn man bei Gödeke die Ausgaben, Fortsetzungen, Bearbeitungen und Nachahmungen überblickt, eine Titelreihe von mehr als dreißig Werken, so erhält man einen Begriff von der Verbreitung und Bedeutung des Buches, in welchem an den Schicksalen eines Abenteurers und Glücksritters die tiefbewegte Zeit des Dreißigjährigen Kriegs in allen Erscheinungen und Wechselfällen anschaulich gemacht wird; ein wahrheitgetreues Bild der Geschäftigkeit, Unruhe und Neusüchtigkeit jenes Geschlechts. Alle Seiten und Ausgeburten jenes vielgestaltigen Lebens lernen wir in dem Roman kennen, bald mit mehr, bald mit weniger Kunst der Einzeldarstellung: das wilde Landsknechtleben mit seinen Abenteuern, seiner Spielwut, seiner Rauf- und Raublust; den Aberglauben mit Teufelspuk, Hexen- und Zauberwesen; die unmenschliche Entartung, die besonders in dem dämonischen Bösewicht Olivier ergreifend geschildert ist; den Mangel an aller Loyalität und Treue im Soldatenstand, und den Wechsel des Dienstes nach äußern Umständen; daneben das üppige und frivole Wollustleben in Paris, das schon das leichtfertige Treiben der Fronde erkennen läßt. — Auch der Simplicissimus ist einem spanischen Muster nachgebildet: Wir haben früher jene eigentümliche Gattung von Dichtung kennen gelernt, die unter dem Namen picarischer Romane ihren Lauf durch die Welt machte, und in Frankreich durch Lesage zur Lieblingslektüre wurde, einen Lazarillo, einen Guzman de Alfarache (X, 76; XI, 272). In Form einer selbsterzählten Lebensgeschichte wird darin ein buntfarbiges Gemälde von wunderbaren Lebensschicksalen und Abenteuern entrollt. Die Helden sind Glücks- oder Unglückskinder, die aus den untern Ständen empor oder aus den obern herabkommen, in der Welt umhergeworfen werden, alle Lebensverhältnisse durchmachen, sich durch Schelmereien aus bedrängten Lagen helfen, durch die Not klug und gewürfelt aber selten weise werden. Keine Zeit bot mehr Stoff zu solchen Lebensgemälden als der Dreißigjährige Krieg, wo die Wirklichkeit selbst so viele Beispiele von großem Glückswechsel, von Umkehrung alles Bestehenden, von jähem Sturz und plötzlichem Emporsteigen darbot, wo Vornehm und Gering oft ihre Rollen tauschten, Herr und Diener in vertrautem Verkehr lebten. Die deutsche Litteratur hatte bereits ein Vorbild eines solchen Abenteurerlebens in den Denkwürdigkeiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, der am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Begleitung des Herzogs Heinrich von Liegnitz als Vagabund, Zecher, Raufbold und Schuldenmacher im Reich herumzog, ein freibeuterisches und dem Faustrecht entsprechendes Leben führte, seine Ausschweifungen und liederlichen Streiche offen erzählte und bald starke Kundschaft erhielt, da er sich „mit Saufen einen großen Namen gemacht". Aber erst mit dem Simplicissimus wurde der „picarische Roman" eingebürgert und volkstümlich.

Der abenteuerliche Simplicissimus.

Simplicissimus erzählt, wie er als Bauernsohn im Spessart ohne alle Erziehung herangewachsen, durch die Greuel des Kriegs vom elterlichen Haus getrennt und von einem Einsiedler im Wald erzogen, unterrichtet und zur Gottesfurcht angehalten wird. Als dieser lebensmüde sich ins Grab legt, irrt Simplicissimus von neuem umher, kommt in das Haus des Kommandanten Ramsay in Hanau (XI, 965 f.), wo er durch sein täppisches Wesen und seine Eulenspiegeleien seinem Herrn so großen Spaß macht, daß dieser auf den Gedanken kommt, den

unerfahrenen tölpelhaften Jungen durch allerei Streiche seines Verstandes zu berauben und zum Narren abzurichten. Aber gewarnt von dem Pfarrer, dessen Bekanntschaft er durch den Einsiedel gemacht, entgeht er dem ihm zugedachten Schicksal, indem er die Diener und Helfer des Kommandanten, die ihn zum Narren machen sollten, selbst narrt. Von streifenden Kroaten geraubt, entflieht er in den Wald, führt ein Freibeuterleben und wird nach allerlei Gaunereien und Schalkheiten, wobei er jedoch immer eine ehrliche Haut bleibt, ein Kriegsmann. Als solcher zeichnet er sich aus; er hieß nur der Jäger und stand im Ruf, zwei Teufel im Sold zu haben. Er erlangt Glück, Geld und Ehre und lebt als Freiherr. Bald geht es aber wieder abwärts. Seine Ehe, zu der er von dem Vater seiner Geliebten gezwungen wird, schlägt übel aus; er verliert sein Geld, das er in einem Kölner Bankhaus niedergelegt; auf der Rückreise von Paris, wo er ein üppiges Leben führt und durch sein Lautenspiel wie durch seine Wohlgestalt in allerlei galante Verhältnisse gerät, wird er durch die Blattern seiner Schönheit, seiner Haare und Stimme beraubt. Von den Soldaten Bernhards von Weimar gefangen macht er eine Reihe der buntesten Abenteuer durch, treibt sich als Quacksalber und Musketier herum und führt ein loses Leben. Auf einer Pilgerreise nach Maria Einsiedeln wird er katholisch, setzt aber sein Vagantenleben fort. Er findet den Bauer aus dem Spessart wieder und vernimmt von demselben, daß der Einsiedler, dem er seine erste Erziehung verdankte, sein Vater und der Kommandant in Hanau der Bruder seiner Mutter gewesen sei. Nun folgt eine Reihe wunderlicher Erzählungen von den Sylphen im Mummelsee, von Sauerbrunnen, von abenteuerlichen Reisen. Zuletzt bekehrt er sich und wird gleichfalls Einsiedler, nachdem, wie er selbst bekennt, sein Leib müde, sein Verstand verwirrt, seine Unschuld verloren und seine edle Zeit verschwendet war. In einer Fortsetzung wird er auf eine Insel verschlagen, wo er, wie später Robinson Crusoe, allein und einsam haust und seinen Lebenslauf beschreibt.

Grimmelshausen hat im Simplicissimus ein Stück seines eignen Lebens beschrieben, daher die unmittelbare Frische und der Realismus der Schilderungen, der neben der volkstümlichen kernhaften Sprache und dem gesunden Humor dem Buch die große Verbreitung gegeben hat. Auch Grimmelshausen ist ohne Unterricht herangewachsen, hat ein wildes Soldatenleben geführt und ist endlich katholisch geworden. Auch er hat die Lasterhaftigkeit der Zeit, den Aberglauben und die sittliche Entartung aus Erfahrung kennen gelernt, aber stets gegen das Schlechte, Ungesunde und Gemeine angekämpft. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß, aber keine seiner spätern Arbeiten kommt dem Simplicissimus gleich; es sind zum Teil Nachbildungen der Satiren des Moscherosch, zum Teil Variationen, Fortführungen oder Wiederholungen der eignen Manier. Was dem Simplicissimus zu allen Zeiten die Volksgunst verschafft hat, ist neben der lebendigen Darstellung des wirklichen Lebens mit allen seinen Auswüchsen vor allem der vaterländische Sinn des Verfassers, das innige Gefühl für die unglücklichen Zustände des Reichs. Es wurde schon früher erwähnt, mit welchem Neid der Held des Romans auf die blühende Schweiz blickt (XI, 1018); an einer andern Stelle entwickelt ein verrückter Poet, der sich für Jupiter hält, dem erstaunten Kriegsmann einen Reichsverbesserungsplan, der an die pseudonymen Schriften eines Chemnitz und Pufendorf erinnert (XI, 1008 f.). Ein Held, mit allen Kräften und Vollkommenheiten der Mythengötter ausgestattet, wird, von Vulkan mit einem Wunderschwert versehen, die deutschen Länder durchziehen, einer jeden Stadt ihr Recht und Gebiet und ihren Frieden geben; er wird aus jeder Stadt zwei der besten und klügsten Männer auswählen, die ein deutsches Parlament bilden sollen, und Zölle, Fronden, Leibeigenschaft abstellen. Er wird diejenigen unter den Großen, die verrucht und mit Gewalt widerstreben, zu Boden schlagen und die übrigen zwingen den Gesetzen zu gehorchen. Alsdann wird er ein deutsches Kaisertum aufrichten, dem die Weltherrschaft zufallen, zu dem die übrigen Reiche in Lehnsverband stehen sollen. Für den Kaiser und die Parlamentsherren wird

er eine Weltstadt gründen größer als Babylon, herrlicher als Jerusalem zu Salomos Zeiten mit einem Prachttempel und Kunstmuseum. Dieser Held beruft auch die frömmsten Theologen und Schriftgelehrten der ganzen Welt zu einem Konzil in stiller Gegend, damit sie aus der Heil. Schrift und den uralten Überlieferungen eine christliche Glaubensform aufstellen, in der alle Konfessionen sich vereinigen möchten. Zwar werde der Höllenfürst das Werk zu stören suchen, indem er jedem einzelnen Theologen seine Vorteile und Sonderinteressen vormalt, aber der Held, der in der einen Hand den Frieden, in der andern Galgen und Rad hält, werde durch Überredung oder Gewalt die einheitliche Weltreligion aufrichten. Dann werde ein ewiger Friede auf Erden walten und Jupiter selbst vom Olymp herabsteigen und mit den Deutschen sich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen ergötzen.

Der große Erfolg des Simplicissimus forderte zu Nachahmungen auf, daher der Schelmenroman mit irgend einem Krieg als Unterlage zu den verbreitetsten Lesebüchern der Zeit gehörte. Aber in der höhern Gesellschaft fand man kein Gefallen an den rohen Sittengemälden; da ergötzte man sich immer noch an dem Amadis mit seiner Liebes- und Wunderwelt (IX, 329 f.), bis auch diese letzten Reste einer vergangenen Weltanschauung verschwanden. Je mehr die Renaissance zur Herrschaft kam, desto mehr erlangte auch im Roman das Fremde die Oberhand. Zunächst trat wie in den romanischen Ländern und in England der Schäferroman an die Stelle der alten Ritter- und Liebesgeschichten. Wir wissen, daß die Pegnitzdichter ihre Hirtennamen aus dem übersetzten Schäferroman Arcadia von Sidney schöpften (XI, 575); auch italienische, französische, spanische Hirtengeschichten und Hirtengemälde wurden übertragen, bearbeitet, nachgebildet. Zesen schrieb unter dem Namen „Ritterhold von Blauen" die „Adriatische Rosamund". Mit der Zeit gewann ein realistischerer Geschmack Platz: man griff nach der Geschichte; man suchte in Reisebeschreibungen den Stoff für fremde Sittengemälde, man verfaßte lehrhafte und moralische „Gedichtgeschichten", um die lüsterne oder unsittliche Lektüre, „die Amadisschen Fabelbruten", durch ehrbare auf Erfahrung, Tugend und christliche Sittenlehre aufgebaute Erzählungen zu verdrängen. Der Superintendent A. H. **Bucholz** in Braunschweig hat nicht bloß geistliche Lieder gedichtet, der breite Liebesroman „Herakles' und Valiskas Wundergeschichte" sollte durch christliche Gesinnung, durch Tugend und Treue den bedenklichen Inhalt der Liebesgeschichten verdecken und für die Erdichtung durch Belehrung und Weisheit entschädigen. Herzog **Anton Ulrich von Braunschweig**, der noch in alten Tagen zur katholischen Kirche übertrat, hat in seiner „Durchlauchtigen Syrerin Aramena" biblische Stoffe zu einem „Hof- und Weltspiegel" benutzt, und in seiner „Octavia" in die römische Historie, Anekdoten, Erzählungen und Anspielungen aus der Hof- und Zeitgeschichte eingestreut. Durch seine Romane wollte er „rechte Hof- und Adelsschulen" bilden, „die das Gemüt, den Verstand und die Sitten recht adlig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen". Durch ihn angeregt verfaßte der Schlesier **Lohenstein**, dem wir später als dramatischen Dichter begegnen werden, die „sinnreiche Staats-, Liebes- und Helden-Geschichte" Arminius und Thusnelda, „um seine weitläufige Gelehrsamkeit klüglich anzuwenden", ein wahres Archiv wissenschaftlicher Kenntnisse und Kuriositäten, aus Geschichte, Antiquitäten, Geographie und andern Gebieten in leidlichem Deutsch. Der Roman wurde als Rahmen benutzt, um eine Masse von gelehrten Notizen anzubringen, wie wir bereits bei Zesen erfahren haben. Besonders bediente man sich gern dieser Form zu Beschreibungen ferner Länder und Sitten, zu Schilderungen fremder Völker. Die „Asiatische Banise oder blutiges doch mutiges Pegu" von **Anselm von Ziegler** und Klipphausen aus der Lausitz, worin ein geschichtlicher Anhaltspunkt zu einer Schilderung der ostindischen Welt in bombastischer Sprache verwertet ist, war

Romanlitteratur.

Bucholz. 1607—1671.

Anton Ulrich v. Braunschweig. 1633—1714.

lange Zeit ein Lieblingsbuch, und auch Happels Romane, die bald nach China und in die östlichen Inselreiche führen, bald in der Grimmelshausenschen Manier deutsches Volks-, Fürsten- und Studentenleben schildern, wurden viel gelesen, bis beide Gattungen durch die Robinsonaden verdrängt wurden. Aus diesem polyhistorischen Irrweg suchte Christian Weise, Rektor in Zittau, ein in allen Gattungen der Litteratur thätiger Schriftsteller, den Roman zu befreien, indem er ihn wieder auf den Boden der Gegenwart zurückführte, zum Rahmen für nützliche Belehrung und Besserung, zu einer Schule der Weisheit und Sittenlehre zu machen suchte, in einer Form, die das Studium und die Nachahmung der Philandrischen und Simplicianischen Schriften erkennen läßt. In einer Reihe von lehrhaften humoristisch-allegorischen Romanen („Die drei Hauptverderber in Deutschland von Siegm. Gleichviel"; „Die drei ärgsten Erznarren, und die drei klügsten Leute in der ganzen Welt"; „Der politische Näscher" u. a.) bekämpft Weise die Übel und Mißstände des Tages, Unglaube, Hochmut, Modesucht, die Machiavellische Politik u. a. und sucht an der Hand der alten Philosophie, besonders des Epiktet, gesundere Lebensanschauungen und Grundsätze zu erwecken, den Roman zu einer Sittenschule für das Staats- und Privatleben zu erheben, Schriften, die mehr wegen ihrer löblichen Tendenz als wegen ihres Stils und ihrer Sprache sich empfehlen. Aber trotz der steifen, unbeholfenen, oft schwülstigen Darstellung wurden die Weiseschen Lehrromane, in denen hier und da empfindsame Lieder in volkstümlichem Sprachfluß eingestreut sind, viel gelesen und gaben den Anstoß zu einer Flut von „politischen" Romanen, die durch ihre Plattheit und Trivialität die ganze Gattung in Mißkredit brachten.

Weise. 1642—1708.

6. Dramatische Dichtung. Gryphius. Die zweite schlesische Schule.

Verfall der dramatischen Poesie.

Weise war nicht bloß Romanschriftsteller, er war auch lyrischer und dramatischer Dichter. In seiner Liedersammlung: „Überflüssige Gedanken der grünenden Jugend" schlägt er im Gegensatz zu der „Kavalier-Poesie" der Breslauer Herren einen kecken frischen Ton an, bald derb naturalistisch, bald verständig praktisch, bald, wie besonders in einer andern Sammlung: „Notwendige Gedanken der grünenden Jugend" lehrhaft und trivial. Mehr Originalität entfaltet Weise in seinen Lustspielen, von denen manche, wie „Die triumphierende Keuschheit, Lustspiel mit Pickelhering", die ins Romantische übertragene Geschichte von Joseph (Floretto) und der Frau des Potiphar, natürlichen Witz, wenn auch mitunter gemein und niedrig in sich tragen. Dabei hatte er die löbliche Absicht, den Schülern „die deutsche Zunge zu lösen". — Übrigens zeigt die dramatische Dichtung am deutlichsten, wie gering die poetischen Kräfte der Zeit und wie eng und niedrig insbesondere die Begriffe vom Wesen des Drama waren. Wie der Roman, so ward auch das Schauspiel als ein Lebensspiegel angesehen und nur als eine Schule weltlicher Weisheit geduldet. Belehrung aller Art wurde auch hier angestrebt; die Schäferschauspiele der Pegnitzdichter waren in Gespräche umgesetzte Schäferromane, oder Singspiele mit religiös-allegorischem Inhalt; die biblischen Dramen Zesens Moralitäten und Sittenlehren; die historischen Stücke lehrreiche Darstellungen meistens aus der römischen Geschichte oder, falls Zeitereignisse und politische Zustände der Gegenwart als Unterlage dienten, wurden die Beziehungen durch allegorische Namen verhüllt. Die alten Volks- und Schulspiele waren verschwunden; wer hatte bei den Notständen der Zeit Sinn und Lust für theatralische Aufführungen? Wo in einer Residenz noch eine Bühne fortbestand, wurde sie in erster Linie zu musikalischen Produktionen und zu Darstellungen mit Schaugepränge benutzt; für dramatische Aufführungen in Schulanstalten oder zu Volksbelustigungen blieb man bei dem Her-

kommen, bei den Schauspielen vom alten Schlag. Auch Opitz, sonst überall tonangebend, vermochte keine dramatische Poesie, die dem neuen Geschmack entsprochen hätte, ins Leben zu rufen, und Johann Rist mußte bei seinen historischen und allegorischen Stücken („Das Friedewünschende Deutschland") noch Szenen in alter volkstümlicher Manier oder pantomimisch-musikalische Schaustücke und Zwischenspiele zu Hilfe nehmen; mitunter wurden auch allegorisch-satirische Anspielungen auf Zeitverhältnisse oder bekannte Persönlichkeiten angebracht.

Erst ein andrer Schlesier der Opitzschen Schule, Andreas Gryphius aus Großglogau, schlug eine Bahn ein, die unter günstigeren Verhältnissen zu einem Nationaltheater hätte führen können, wie wir es in Spanien, England, Frankreich kennen gelernt. Gryphius, an dichterischer Begabung und Phantasie seinem ältern Landsmann weit überlegen, hat sowohl in der Lyrik als im Drama bedeutende Leistungen hervorgebracht. Seine Kirchenlieder sind uns bereits bekannt. Der schwermütige Trauerton findet seine Erklärung und Entschuldigung in den harten Lebensschicksalen, von denen der Dichter betroffen ward. Er war ein Unglückskind der schrecklichen Zeit. Im fünften Jahr verlor er seinen Vater, vielleicht durch Gift, im zwölften seine Mutter; die Greuel des Kriegs und der Pest, die sich vor seinen Augen entfalteten, hinterließen die schrecklichsten Eindrücke in seiner Seele; er verlor einen Bruder und eine Schwester und wurde selbst von einer lebensgefährlichen Krankheit heimgesucht. „So lange Titan sein bleiches Angesicht beschaue," klagt er, „sei ihm nie ein Tag ganz ohne Angst beschert." Trotz seiner dürftigen Verhältnisse, die ihn nötigten, durch Unterricht seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, erwarb er ausgebreitete Kenntnisse in allen Wissenschaften; er verstand elf Sprachen und lernte als Reisebegleiter die europäischen Kulturländer Italien, Frankreich, die Niederlande kennen. Die letzten Jahre verbrachte er als Syndikus in seiner Vaterstadt. Außer den geistlichen Liedern verfaßte Gryphius auch Sonette, Oden, Gelegenheitsgedichte und andre Erzeugnisse weltlicher Lyrik, die alle Beweis geben von seiner geistigen Selbständigkeit, von der Wahrheit seiner Empfindungen, von seinem tiefen zur Mystik geneigten Gefühlsleben, von seiner Einbildungskraft und Seelenkenntnis. Am höchsten steht jedoch Gryphius als dramatischer Dichter. Er war von der Natur mit allen Gaben ausgerüstet, das deutsche Drama umzubilden; aber teils der Mangel einer deutschen Bühne, teils die Gleichgültigkeit und geringe Bildung des Volks, teils die eigne trübe Lebensauffassung standen ihm im Wege. Statt die Welt und die Menschen in der Wirklichkeit zu beobachten und sich an nationale Stoffe zu halten, schöpfte er aus Büchern und arbeitete nach gelehrten Vorbildern, wobei er unglücklicherweise auf Seneca verfiel, dessen hochtrabende, sententiöse Sprache und Übertreibungen seinem ernsten zum falsch Heroischen geneigten Sinn zusagten, und anstatt in Handlung, Lebendigkeit und Charakterzeichnung seine Größe zu suchen, führte er Deklamation, Wort- und Redereichtum ein, gefiel sich im übertrieben Tragischen, in unnatürlich gesteigerten Leidenschaften und Tugenden und suchte durch das Gewaltige und Schreckliche Effekt zu machen. Auch den dem neuern Drama fremdartigen Chor (Reigen) entlehnte er den antiken Vorbildern, gebrauchte ihn aber zu Allegorien, zu Geisterszenen und mythologischen Figuren. Schon auf der Schule bearbeitete Gryphius die Tragödie „Herodes der Kindermörder". Während eines längern Aufenthalts in Leiden und Amsterdam studierte er die Holländer, einen Grotius und Heinsius, einen Hooft und Van der Vondel (XI, 665 ff.). Der letzte war von besonderem Einfluß auf den deutschen Dichter. Selbst das Fehlerhafte, dessen wir früher Erwähnung gethan, das halb Antike, halb Bibelmäßige, die feierlichen Chorgesänge u. a. entlehnte Gryphius dem fremden Poeten. Dabei ging er fleißig bei den Alten in die Schule. Unter den Tragödien, an denen Gryphius neben seinen Amtsgeschäften

Andreas Gryphius. 1616–1664.

mit Eifer und Ausdauer bis an seinen Tod arbeitete, ist „Ermordete Majestät, oder Carolus Stuartus, König von Großbritannien“ am bekanntesten wegen des der Zeitgeschichte angehörenden Inhalts, steht aber an Anlage und Charakterzeichnung hinter andern zurück. Bedeutender ist „Leo der Armenier“ (V, 246) und „Katharina von Georgien oder bewährte Beständigkeit“, eine Märtyrergeschichte. „Der sterbende Papinian“ hat im einzelnen viele Schönheiten, entbehrt aber eines einheitlichen Planes; „Cardenio und Celinda“ ist ein bürgerliches Intrigenstück, reich an Handlungen und spannenden Verwickelungen, aber von mangelhaftem Aufbau. — Dieses Stück bildet den Übergang zum Lustspiel, indem sich zwischendurch ein Scherzspiel „Die geliebte Dornrose“ schlingt, in ungebundener Rede und im schlesischen Volksdialekt, „ein Bauernprozeß voll Natur und treffenden Ausdrucks, bald der Derbheit, bald der Gutmütigkeit und Naivität“. Mit Freuden sieht man den auf Stelzen einherschreitenden und mit bombastischen Reden donnernden Dichter in die Sphäre der Natur und des Volkstones herabsteigen. Ein andres Lustspiel Peter Squenz, eine dem Shakespeareschen Sommernachtstraum entnommene Figur, ist eine gelungene Persiflage „der eingebildeten Bettelpoeten und hochnasigen Schulmeister“, die sich für Autoren ausgaben; im „Horribilicribrifax“, einer Nachbildung des Miles gloriosus von Plautus, werden die prahlerischen Kriegsleute, die sich damals überall umhertrieben, die Eisenfresser und Bramarbas der Verspottung preisgegeben. Die beiden Stücke bezeichnen einen merklichen Fortschritt aus der alten Fastnachtsposse zur höhern Komik. „Glücklich in der Wahl der Stoffe, reich und sicher in der Anlage der Fabel, fest und treffend in der Zeichnung der Personen und unbefangen, gewandt und angemessen in der Sprache machen sie noch gegenwärtig einen frischen Eindruck.“ Auch in den „Scherzgedichten“ oder Satiren des vielseitigen Mannes begegnet man ähnlichen Tendenzen, die Verkehrtheiten im Geist eines Philander zu strafen. In kernhafter gedrungener Sprache hält er darin den „titelsüchtigen, lügenhaften modeverderbten Sitten der Gegenwart“ die Einfalt der alten Zeit treffend entgegen.

Zweite schlesische Schule. Gryphius wird zu der zweiten schlesischen Schule gezählt, die von Opitzens gelehrter und didaktischer Dichtungsweise und seinem pedantischen Formalismus abweichend mehr der Sinnlichkeit und dem Weltleben Rechnung trug, mehr die leichtere Poesie der Franzosen und Italiener als die antike zum Vorbild wählte, mehr der epikureischen Lebensphilosophie als der stoischen Weltverachtung das Wort redete. Als

Hoffmannswaldau. 1618—1679. der Chorführer dieser Richtung kann Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau gelten, ein angesehener durch große Reisen gebildeter Ratsherr in Breslau. Im Gegensatz zu dem ernsten, schwermütigen, der Weltlust abgewandten Gryphius huldigte Hoffmannswaldau den heitern Göttern der Freude, der Liebe, des Genusses. Wenn man der Poesie die Liebessachen entziehe, äußerte er sich, so verstecke man ihr die Herzwurzel und wenn man der Liebe die Poesie entziehe, verschließe man ihr den lieblichsten Blumengarten. Die Zahl seiner Dichtungen ist nicht groß; sie bewegen sich, außer einigen Übersetzungen, ausschließlich auf dem Feld der Lyrik, und wurden zum Teil nur auf Zureden seiner Freunde der Öffentlichkeit übergeben. Freilich bilden seine Liebesgedichte in fließenden eleganten Versen, aber voll Lüsternheit, Unzüchtigkeit und sinnlichem Mutwillen einen grellen Gegensatz gegenüber der streng religiösen asketischen Zeitrichtung; aber sein musterhafter Lebenswandel gab Zeugnis, daß er damit nur der Phantasie und Dichtkunst ein weiteres freies Gebiet erschließen wollte; der französische Geschmack hielt bereits seinen Einzug, überschritt aber in dem Oderland die Schranken, welche die eleganteren Modegesetze an der Seine aufgerichtet. Am gepriesensten waren die dem Ovid nachgebildeten „Heldenbriefe“ oder Heroiden Hoffmannswaldaus, Liebesgeschichten berühmter Personen, wie Einharts und Emmas, Abälards und Heloisens, zum Teil in so leichtfertiger und indezenter Sprache, daß

das strenge Zeitalter daran Anstoß nahm. Und doch wurde die Manier nachgeahmt und überboten. Auch in formaler Hinsicht konnte man an der Hoffmannswaldauschen Poesie manches aussetzen. „Man lehnt sich auf gegen die Unnatur, mit der er Sachen der Empfindung zu eitlen Spielereien des Scharfsinns macht, mit der er, wie Bodmer spottet, Gleichnisse auf Gleichnisse häuft, in Sprüchen seufzt, metaphorisch liebt und in Reimen sterben läßt."

Mit Hoffmann wird gewöhnlich als andres Haupt der zweiten schlesischen Schule genannt Kaspar Dan. v. Lohenstein, gleichfalls Ratsherr in Breslau, dem „Schlesiens Himmel" den Trieb zur Dichtkunst eingeflößt, nicht sein Genius. Ein gelehrter Jurist, bei dem die Phantasie weit hinter dem Verstand zurückblieb, war Lohenstein ein geschickterer Diener der Themis als der Musen. Nach seiner Ansicht gereicht das Maßvolle der Poesie zum Nachteil, daher besteht seine Tugend und Eigentümlichkeit darin, daß er die Schriftsteller, die er sich zu Vorbildern wählte, in ihren fehlerhaften Richtungen übertreibt. Wir haben früher erwähnt, wie er als Romanschreiber alle Verkehrtheiten überboten hat (S. 729); in der Lyrik ahmt er Hoffmanns Liebespoesie nach, nur daß er in der Form mehr Schwulst, im Inhalt mehr sittliche Roheit anbringt; in der Tragödie, dem wichtigsten Teil seiner poetischen Thätigkeit, übersteigt er alle Greuel und Schrecken von Gryphius, indem er in seinen auf dem Boden der römischen Kaisergeschichte oder des türkischen Reichs sich bewegenden Dramen „mit völliger Stumpfheit die wildeste Bestialität vor die Augen der Zuschauer bringt" und alles Künstlerische durch eine Masse ungeeigneter Gelehrsamkeit und bombastischer Rhetorik entstellt, „sein Exzerptenbuch in einen Reim zusammenpackt". Der „Mordspektakel", der in den alten Volksstücken eines Ayrer mit Widerwillen erfüllt, kehrt in Lohensteins Tragödien, „Sophonisbe", „Agrippina", „Epicharis", „Kleopatra", „Ibrahim Bassa" u. a. in aller Roheit und Gemeinheit wieder und verletzt um so mehr, als er in einer pomphaften, sentenziösen, mit Bildern und Gleichnissen überfüllten Sprache auftritt. Einzelne Stücke, wie Epicharis, welches die Verschwörung Senecas gegen Nero zum Gegenstand hat, sind „wie eine Mördergrube und Richtplatz" mit Fluchen und Schimpfreden, mit Martern und Hinrichtungen, „jedweder Ausspruch klingt nach Lästern, Fluch und Dräuen". — Lohenstein. 1635–1683.

Gegenüber solchen Verirrungen des Geschmacks, die von der Herde der Nachahmer noch weiter getrieben wurden, konnte es als eine gesunde Reaktion betrachtet werden, wenn der genannte Weise wieder mehr in die alte Schul- und Volkskomödie einlenkte, dem verstiegenen Pathos das „Naturelle" entgegensetzte. Er verwarf die Nachahmung der antiken Chöre und führte die Prosa in den Dialog ein. Wie sehr manchmal in Weises Lustspielen und Possen die Derbheit und die gemeinen Witze verletzen mögen, doch verdiente es Anerkennung, daß er wieder zur Natur zurückkehrte, die steife Kunstform und Regelmäßigkeit verschmähte, seine Studien im Leben, nicht im Buch machte. Er nahm einen glücklichen Anlauf zur Wiederbelebung der alten Schulschauspiele. Aber die Richtung der Zeit war ihm entgegen. Weise, dem die Verse leicht von Mund und Hand gingen, hat eine große Zahl von Bühnenstücken verfaßt, in denen bald alttestamentliche Erzählungen, bald geschichtliche Begebenheiten (Markgraf d'Ancre; Masaniello u. a.) zu Grunde lagen, bald Handlungen eigner Erfindung oder Nachahmungen fremder Intrigenkomödien vorgetragen wurden. Allegorien waren nicht ausgeschlossen und die ernsten Stücke wurden häufig durch Possen und Volksszenen unterbrochen. In dieser burlesken Dichtung hatte Weise überhaupt seine Stärke, wie die Scherzspiele „Die verkehrte Welt", „Der bäurische Machiavellus", „Das Lustspiel von einer zweifachen Poetenzunft" gegen die Dichtervereine und Sprachreiniger und das schon erwähnte Lustspiel „Die triumphierende Keuschheit" bewiesen. Der Weisesche — Weise.

Naturalismus war um so heilsamer, als die zweite schlesische Schule immer mehr an Schwulst, Übertreibung und Künstelei Gefallen fand, immer weiter auf die Abwege und Irrgänge mit gesuchten und geschmacklosen Bildern und Beiwörtern nach ihren italienischen Vorbildern, den Marinisten und Concettisten (X, 350 f.) geriet.

Abschatz. 1646—1699. Christian Gryphius. 1649—1706. Assig. 1650—1694. Neukirch. 1665—1729.

Selbst die beiden Dichter, die sich noch vorwiegend an Gryphius hielten, Hans Aßmann von Abschatz aus Breslau, durch harte Lebensschicksale wie durch Bildung und Reisen dem ältern Dichter ähnlich, und Christian Gryphius, Sohn des Andreas, blieben in ihren Gedichten nicht frei von der durch Hoffmannswaldau und Lohenstein begründeten Überschwenglichkeit und schwülstigen Redeweise, dem „galanten" Stil. In den Übersetzungen und Gedichten von Abschatz, in den „poetischen Wäldern" von Christian Gryphius wie in den geistlichen und vermischten Gedichten ihres Landsmannes Hans v. Assig begegnet man dem bunten Spiel mit gezwungenen und verschrobenen Bildern und Gleichnissen. Erst ihr jüngerer Zeitgenosse Benjamin Neukirch wendete sich allmählich von der Künstelei und der manierierten Wortmalerei der Italiener ab und suchte dem französischen Geschmack Eingang zu verschaffen, die Concetti durch den französischen Esprit, die Gleichnisse durch Gedanken zu verdrängen. Seine Satiren und Episteln gaben Zeugnis, daß er neben Juvenal besonders Boileau studierte, und in seinen spätern Jahren machte er sogar den Versuch, Fénelons Telemach in ein deutsches Epos mit gereimten Alexandrinern zu verwandeln.

7. Neue Richtungen.

Der franz. Kunstgeschmack.

Damit war der Anstoß zu einer neuen Richtung gegeben, die ebenso sehr der Überschwenglichkeit und dem Bombast der jüngern schlesischen Schule als dem Naturalismus und der nüchternen Flachheit eines Weise entgegentrat. Denn weder die affektierte und gekünstelte Geziertheit verbunden mit einer Anhäufung ungeeigneter pedantischer Gelehrsamkeit, wie sie in Breslau vorherrschte, noch der niedrige Standpunkt eines Weise, welcher die Dichtkunst nur als Dienerin der Redekunst ansah, alles Heroische und Erhabene verbannte und die ganze Poesie ihrer Würde und Bedeutung beraubte oder seines Anhängers Morhof, der in seinen eignen Gedichten und in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" ähnlichen Ansichten folgte, konnten den neuern Kunstgeschmack, der am Ende des Jahrhunderts seinen Weg von Paris nach Deutschland nahm, befriedigen, der feinern Weltbildung der höhern Stände Genüge thun. Wir wissen, wie mächtig die französische Hof- und Modebildung unter Ludwig XIV. das gesamte Leben der europäischen Menschheit durchdrang und bestimmte; wie abhängig die vornehme Gesellschaft aller Länder und Hauptstädte von den in Paris und Versailles aufgestellten Vorbildern und Lebensformen war.

Hofdichter.

Was war nun natürlicher, als daß auch in Dresden, Berlin und anderwärts Hofpoeten aufkamen, welche die französischen Dichter zum Muster nahmen, die Poetik des Horaz und Boileau der Opitzschen entgegenstellten und in Oden, Fest- und Gelegenheitsgedichten, in Epigrammen und Satiren die glatte Form, die elegante Diktion, den geistreichen witzigen Ton der Pariser Dichter und Schriftsteller nachzubilden sich bestrebten? Am erfolgreichsten betrat diesen Weg ein Freund und Gönner von Neukirch, der Freiherr Fr. Rud. L. von Canitz, ein angesehener feingebildeter märkischer Staatsmann, der auf Reisen und in diplomatischen Stellungen die Welt und die vornehmen Gesellschaftskreise kennen gelernt hatte und in seinen vermischten Gedichten wie in seinen Satiren Boileaus Spuren folgte. Die Liebe zu den schönen Künsten, die edle Humanität, die mäcenatische Freigebigkeit gegen die Diener der Musen, die wür-

Canitz. 1654—1699.

dige und keusche Haltung seiner Poesien zogen dem adligen Dichter in Berlin und Hamburg große Anerkennung und Verehrung zu. Auch der Hofdichter Johann von Besser aus Kurland, Zeremonienrat an dem neuen Königshof in Berlin, bewegte sich in den höchsten Lebenskreisen mit kavaliermäßiger weltmännischer Sicherheit, die sich auch in seinen Schriften erkennen läßt. Er wußte seinen fürstlichen Lobgedichten einen heroischen Anstrich zu geben. In seinen spätern Jahren bekleidete Besser das Amt eines Hofpoeten in Dresden, wo er Ulrich v. König aus Württemberg zum Nachfolger und die vielberufene Geliebte Friedrich Augusts des Starken, Aurora von Königsmark, als Mitbewerberin hatte. Aber bald hatte sich auch diese Richtung ausgelebt. Bei König wie bei den andern höfischen Dichtern der Zeit, einem Heräus, Drollinger, Pietsch ging über der glatten Form und Reimerei jeder dichterische Schwung, jeder würdige poetische Inhalt verloren, so daß das Interesse für eine Dichtungsweise, die nur im Dienst und Gefolge der Höfe und der eleganten Welt auftrat, wo der poetische Wert nur nach der Außenseite, nach Rhythmus und Sprachfertigkeit beurteilt ward, allmählich verschwand und das Verlangen nach einer gediegeneren Nahrung immer stärker hervortrat.

Besser. 1654–1729.

König. 1688–1744.

Aurora v. Königsmark. 1668–1728.

Aber die Sehnsucht blieb noch lange ungestillt. Denn die talentvollsten Dichter, die am Anfang des neuen Jahrhunderts die vielbetretenen Pfade des Parnasses wandelten, huldigten entweder wie Günther und Wernecke dem französischen Geschmack oder waren wie der Naturmaler Brockes nicht bedeutend genug, eine neue Ära zu schaffen. So trieb man denn in den abgelaufenen Formen und Weisen fort, bis in Gottsched die den Franzosen abgelernte Kunstpoesie mit ihren metrischen Regeln und Reimereien den Gipfel der Geschmacklosigkeit und Langeweile erreichte. Joh. Chr. Günther aus Striegau in Schlesien übertraf an dichterischen Anlagen, an Einbildungskraft und Empfindung die meisten seiner Zeitgenossen; in dem sittlichen Ringen seiner bessern Natur gegen wilde Leidenschaften, gegen böse Neigungen und Triebe, das aus seinen lyrischen Gedichten herausklingt, entfaltete er eine erschütternde Kraft, in den Oden und Satiren ein ungewöhnliches poetisches Talent. Aber er war ein verkommenes Genie, ein verlorner Sohn, dem die Rückkehr ins Vaterhaus nicht mehr offen stand. Schon als Student in Wittenberg, wo er sich nach dem Wunsch seines Vaters, eines Arztes, aber gegen seine Neigung der Medicin widmen sollte, geriet er auf Irrwege, die ihm seines Vaters dauernden Haß zuzogen und ihn dem Elend und dem Laster entgegenführten; seine Reue vermochte dessen hartes Herz nicht zu versöhnen; seine Hoffnung, das Amt eines sächsischen Hofdichters zu erlangen, wurde durch seine Trunksucht vereitelt, hätte sich auch nimmermehr mit seinem Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit vereinigen lassen; selbst seine Friedensode auf Prinz Eugen trug ihm keinen Dank ein, während doch der große Feldherr Pietsch und Hohendorf, die Verfasser von Lobgedichten auf seine Thaten, mit freigebiger Hand belohnte. Unglück und Armut, rohe Sitten und Ausschweifungen und die Qualen der Reue über ein verfehltes Leben knickten die natürlichen Anlagen und Kräfte vor der Zeit und stürzten ihn in ein frühes Grab. Ein Lied über die Worte: „Ich hatte viel Bekümmernis" gibt der Hoffnungslosigkeit seiner Seele einen gefühlvollen Ausdruck.

Günther. 1695–1723.

Und schon regten sich auch in Hamburg, wo das litterarische und künstlerische Interesse an der Scheide des Jahrhunderts noch ebenso lebhaft war als wir es oben um die Mitte desselben kennen gelernt, mancherlei Kräfte, welche die manierierte Richtung der jüngern Schlesier, die falsche Scharfsinnigkeit in gesuchten Vergleichungen, das übertriebene Pathos und Schellengetön der Lohensteiner in scharfen Kritiken bekämpften oder durch Arbeiten von anderm Schlag zu verdrängen suchten. Mochte auch Chr. Fr. Hunold (Menantes) aus Thüringen, Advokat in Hamburg, in zahlreichen

Hamburger Dichter.

Hunold. 1680–1721.

Schriften und Gedichten eifrig für die Manier eintreten, „höflich und galant zu schrei-
Postel. um 1648—1705. ben", und an seinem Kollegen Chr. H. Postel, dem Hauptvertreter der Hamburger Operndichtung, anfangs einen treuen Mitkämpfer besitzen, so lenkte doch der letztere bald in andre Bahnen ein, indem er sich in einer höhern Gattung, dem Epos, versuchte. Und so lächerlich auch Postels poetische Übersetzung des 14. Buches der Ilias in seiner „Listigen Juno" und sein „Wittekind" uns erscheinen mögen, sie gaben doch Zeugnis von dem Erwachen des Gefühls, daß man nicht länger bei den herrschenden
Wernecke. 1680—1725. Vorbildern stehen bleiben dürfe. Noch entschiedener entsagte Christian Wernecke oder Wernicke dem Lohensteinschen Geschmack, dem auch er anfangs gehuldigt und wurde der schärfste Widersacher desselben. Ein geistvoller Anhänger der Theorien des Horaz und Boileau, verfolgte er die Schlesier und ihre italienischen Muster mit beißender Satire und geriet darüber mit Postel in heftige litterarische Fehden. Ein Mann von Welt und Erfahrung, der im Dienst des Königs von Dänemark diplomatische Stellungen in London und Paris bekleidete, huldigte Wernecke der Lebensphilosophie der Franzosen und Engländer und suchte in seinen „Überschriften" die epigrammatische Kürze und Gedrungenheit der Alten zurückzuführen, die trockene Moral Logaus, die Verstiegenheit Lohensteins und die Künsteleien der Pegnitzschäfer durch Witz, Verstand und Menschenkenntnis zu verdrängen. Sein Standpunkt ist kein hoher; für poetischen Schwung, für Gemüt und Phantasie hat er sowenig das richtige Verständnis wie seine französischen Vorbilder; aber als ein welterfahrener Mann erkennt er die Mängel und die Beschränktheit der deutschen Zeitlitteratur und besitzt hinreichend Talent und Gewandtheit, in kluger und feiner Weise und reiner Sprache seine Ansichten, seinen Geschmack, seine nicht immer edlen und konsequenten Grundsätze an den Mann zu bringen. Verwandt mit Wernecke an Ansichten und Bestrebungen ist ein andrer Hamburger
Feind. 1678—1721. Advokat, Barthold Feind, dem seine scharfen Epigramme und Satiren manche Ungelegenheiten zuzogen, so daß er in einem dänischen Gefängnis zu Rendsburg starb. Am bekanntesten sind außer seinen Opern seine „Deutsche Gedichte" und seine Satire „Die Geldsucht".

So gering auch immer noch bei diesen Hamburger Dichtern, denen auch Michael
Richey. 1678—1761. Richey zugezählt werden muß, der seine Gelegenheitsgedichte mit Humor, mit gutmütigen Scherzen und mit launigen Erzählungen belebte und unter dem Volk sehr bekannt war, das poetische Talent hervortrat, so lagen doch bei allen Ahnungen verborgen „von dem, was die Poesie eigentlich ist und will", so unvollkommen immer sie dieselben zum Ausdruck bringen konnten. Noch deutlicher trat dies hervor bei Barth.
Brockes. 1680—1747. Heinr. Brockes, dem bedeutendsten Hamburger Dichter der Zeit. Ihm ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß die französische Verstandespoesie noch nicht allein das Feld behauptete. Er verwarf nicht die italienische Geschmacksrichtung, wie schon daraus hervorgeht, daß er Marinis „Bethlehemitischen Kindermord" übersetzte und in seinen „Hirtengedichten" sie zum Vorbild nahm, aber er begegnete ihrer Einseitigkeit durch das Studium der Franzosen, denen er im Lehrgedicht folgte, und wendete sich später mit besonderem Eifer den englischen Naturdichtern zu, die wie er glaubte die ästhetischen Gegensätze beider versöhnten, Gefühl und Sinnenreiz in die Poesie zurückführten. Er übersetzte Thomsons Jahreszeiten und begründete durch seine große Dichtung in neun Teilen: „Irdisches Vergnügen in Gott" die schildernde Naturpoesie, die sich lange in Gunst erhielt und nie wieder ganz verdrängt ward. Auch Popes Versuch vom Menschen wurde durch ihn in die deutsche Litteratur eingeführt. Brockes suchte Malerei und Musik mit der Dichtkunst zu verbinden, also eine Vereinigung der Künste zur Befriedigung aller Sinne zu bewirken. Daher durchbrach er die Schranken des Alexandriners, um durch ein leichteres und freieres Versmaß die landschaftliche Malerei in seiner Poesie

nachbilden zu können. Indem er die äußere Sinnenwelt zum Objekt seines innern Schaffens machte, suchte er den Natursinn zu wecken, die Dichtung von der Konvenienz und steifen Sitte zu befreien und ihr mehr Leben und Mannigfaltigkeit zu verleihen. Diese Poesie, welche die Natur in allen ihren Wirkungen und Erscheinungen mit Liebe und einer Art Begeisterung und Andacht ins kleinste ausmalt, führte indessen zu Einseitigkeiten und Verirrungen andrer Art. Sie wies von dem Menschen auf die leblose Natur hin und erzeugte dadurch eine allzugroße Weichheit der Gemütsstimmung und Empfindsamkeit und eine poetische Detailmalerei, welche „jedes Gräschen anatomiert" und den Geruch der Viole zu beschreiben unternimmt, eine Dichtung, welche erschlaffend und beengend wirken mußte, weil sie des Menschen schaffende Kräfte niemals berührt. Der Beifall, den die Brockessche naturschildernde Poesie fand, machte die beschreibende Lehrdichtung zur Modegattung der Zeit. Sie wurde nicht nur zum Ausdruck religiöser und philosophischer Gedanken und Gefühle verwendet, auch alle Wissenschaften, die mit der Natur in irgend einen Zusammenhang gebracht werden konnten, wurden in den Kreis der Dichtung gezogen. Hat doch Brockes selbst sein ganzes Leben über ein großes physikalisches Lehrgedicht nachgedacht, in dem er nächst der Betrachtung Gottes aus der Natur auch die Elemente und Sinne, die drei Reiche der Natur u. s. w. behandeln wollte und zum Teil behandelt hat.

8. Bildungsstand zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Es war kein reizendes Blumenfeld, durch das wir soeben gewandert sind; und dennoch war die Poesie das einzige Gebiet, wo frische Keime und Pflanzen eine künftige Blüte und Ernte erwarten ließen. Schlimmer sah es in der gesellschaftlichen Bildung und in der Wissenschaft aus, wo vielfach der vaterländische Sinn erloschen oder verhüllt war. An den Höfen und in der vornehmen Welt wurde französisch gesprochen, gelesen und geschrieben; die adlige Jugend erhielt ihre Erziehung durch Franzosen oder doch nach französischem Zuschnitt und vollendete ihre Bildung durch Reisen und durch längeren Aufenthalt in Paris, im Verkehr mit den tonangebenden Kreisen jener hauptstädtischen Pflanzschule der verfeinerten Lebensformen und des geselligen Umgangs. An den Universitäten und in der Wissenschaft war noch immer die lateinische Sprache die herrschende; die Gelehrten und Professoren hielten es unter ihrer Würde, in der Sprache des Volks zu schreiben oder zu lehren. Ihnen war das Latein ebenso sehr ein Kennzeichen höherer Bildung, wie den adligen Herren und dem ihnen nachstrebenden höhern Bürgerstand das Französische. In der Kirche wurde der tote Wortglaube in starrer Form und gemeiner Sprache gepredigt und bei Amt und Gericht bediente man sich eines barbarischen Kanzleistils voll unverständlicher Ausdrücke und geschmackloser Formeln. Die Lage des deutschen Volks war trostlos; Nationalgefühl, Selbstvertrauen und Selbstachtung schienen erstorben. *Schlimme Zeitrichtungen.*

Aber während mittelmäßige Talente und knechtische Naturen willig dem Zeitgeist huldigten, das Fremde auf Kosten des Heimischen hoben, bewunderten und förderten und den Zustand geistiger Erstarrung und unfruchtbarer Gelehrsamkeit festzuhalten suchten, traten einige hochbegabte, von höherem Sinn beseelte Männer dem herrschenden Unwesen entgegen und brachen die Bahn zu einer neuen nationalen Bildung. Vor allem that es Not, die deutsche Sprache, die Luther für die Religion, Opitz und die Glieder des Palmenordens für die Dichtkunst erobert hatten, auch in die Wissenschaft einzuführen. Und schon war der Mann gefunden, der diese Aufgabe zu lösen bemüht war — Christian Thomasius. Unterstützt von Wolf und der Leibniz-Wolfschen Philosophenschule, die uns bereits bekannt geworden, und im Bund mit Spener und *Ansätze zum Bessern.*

Hermann Francke, die wir an einem andern Ort als Begründer eines neuen kirchlichen Lebens kennen lernen werden, unternahm dieser Reformator der deutschen Lehrart einen Kampf gegen die durch Herkommen und Gewohnheit geheiligten Mißbräuche, der nach vielem Arbeiten und Ringen der deutschen Sprache auch in den Lehrsälen und in der Wissenschaft eine Freistätte und zuletzt den Sieg gewann. Was schon Balthasar Schupp vergebens in seinen „Lehrreichen Schriften" empfohlen und angestrebt, setzte Thomasius mit Erfolg durch.

Thomasius. 1655—1728. Christian Thomasius wagte zuerst den großen Kampf wider verjährte Vorurteile. Als Privatdozent in Leipzig schrieb er ein deutsches Programm (Diskurs), worin er die Nation aufforderte, im Gebrauch und in der Ausbildung der Muttersprache die Franzosen nachzuahmen, und hielt dann philosophische Vorlesungen in deutscher Sprache. Unerschüttert durch das Geschrei der Pedanten, die in der Neuerung eine Minderung ihres Ruhms erblickten, und der strenggläubigen Theologen, die in seiner freien Richtung Gefahr für Zion fürchteten, schritt Thomasius auf der betretenen Bahn ruhig fort. Durch deutsche Vorträge weckte er den Geist der Jugend; durch populäre Werke über wissenschaftliche und philosophische Gegenstände bemühte er sich unter dem Volk Licht und Aufklärung zu verbreiten; durch Begründung der ersten deutschen Zeitschrift („Freimütige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatgespräche über allerhand, vornehmlich über neue Bücher" 1688—1690), worin mit Witz und Verstand die neuesten litterarischen Erscheinungen gewürdigt wurden, suchte er eine neue Periode der Litteratur zu begründen und das barbarische Schullatein, das bisher auf dem Katheder und in allen Lehrbüchern herrschte und dem er die Schuld beimaß, daß die Deutschen hinter andern Nationen in der Bildung zurückständen, zu verdrängen. Als der „Irrlehrer" dem Zorn seiner Gegner 1690. weichen und unter dem Geläut des Armensünderglöckchens Leipzigs Mauern verlassen mußte, begab er sich an der Spitze einer Schar treuergebener Studenten nach Halle und führte dadurch die Gründung einer neuen Universität herbei. Hier konnte er als Professor der Rechte mit weit mehr Nachdruck die Bahn verfolgen, die er in Leipzig eingeschlagen. Alles was einer freien Entwickelung hemmend im Weg stand, ward von ihm mit den Waffen des Witzes und Verstandes bekämpft. Die schmachvollen Hexenprozesse wurden durch seine lateinische, später ins Deutsche übersetzte Abhandlung de crimine Magiae so mächtig erschüttert, daß fortan die meisten Gerichtshöfe sich schämten, dergleichen vorzunehmen. Weniger erfolgreich waren seine Angriffe gegen die Folter. Noch über ein halbes Jahrhundert bestand dieser Greuel, bis der hochsinnige Markgraf Karl Friedrich von Baden den Anstoß zur Entfernung gab. Thomasius und Spener trafen darin zusammen, daß sie nach der Befreiung des Geistes von Schul- und Fakultätszwang, von starrer Satzung und totem Formelwesen, von Pedanterei, Vorurteil und nutzloser Wortgelehrsamkeit strebten; daß sie den Glauben und das Wissen innerlich zu befruchten und in lebendiges Wirken überzuleiten, der Roheit des Zeitgeistes in Sitten, Neigungen und Geschmack entgegenzuarbeiten suchten und daß sie vor allem bemüht waren, durch Ausbildung, Veredelung und Verbreitung der deutschen Sprache die Kluft zwischen dem Volk und der vornehmen und gelehrten Welt auszugleichen, die zwischen den höhern und geringern Ständen aufgerichtete Scheidewand zu durchbrechen und niederzureißen.

G. Das achtzehnte Jahrhundert in den vier ersten Jahrzehnten.

Litteratur. 1. Werke allgemeineren Inhalts: F. C. Schlosser, Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts u. s. w. 5. Aufl. Heidelberg 1864—1870. 8 Bde. 8.; Gfrörer, Gesch. des achtzehnten Jahrh. herausg. von Weiß. Schaffh. 1862. 4 Bde.; K. v. Noorden, Europäische Gesch. im achtzehnten Jahrhundert. Bd. I—III. Düsseld. 1870. 1874. (bis 1710; Torso); F. Förster, Höfe und Kabinette Europ. im achtzehnten Jahrhundert. Potsd. 1836—1839. 3 Bde. 8.; dazu die bekannten historischen Monographien von Voltaire (Siècle de Louis XIV. et L. XV.; Hist. du Parlament; Hist. de Pierre le grand; de Charles XII.); die letzten Bände des Theatrum Europaeum (XI., 779). — 2. Zur Geschichte der Türkenkriege und des span. Erbfolgekriegs: Lord Mahon, Hist. of the war of the succession in Spain. Lond. 1832; Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. Wien 1858 f. 3 Bde. u. d. andern S. 416 angeführten Werke zur österreichischen Kriegsgeschichte; über Starhemberg u. Prinz Ludw. v. Baden; Coxe, Memoirs of the duke of Marlborough S. 446; Histoire du duc de M. Par. 1806. 3 voll. Von den Memoiren (S. 335 f.) insbesondere die von Torcy, Berwick, S. Simon, Noailles. Ferner: Lamberty, Mém. pour servir à l'histoire du XVIII. siècle à la Haye 1729.. 11 voll. 4.; Louville, Mémoires secrets sur l'établissement de la maison de Bourbon. Par. 1818; Coxe, Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon. Lond. 1813. 3 voll.; Négotiations de M. le comte d'Avaux, ambassadeur extraordinaire à la cour de Suède pendant les années 1693, 1697, 1698, 3 Bde. in den Werken van het historisch Genootschap gevestigd te Utrecht no. 23, 34, 35, 1882 f. (herausgeg. von M. J. A. Wijnne); Jos. Redington, Calendar of Treasury Papers 1708—1714, London 1879. — 3. Zur Gesch. einzelner Staaten und Perioden: Frankreich S. 335 ff. Dazu noch: Lacretelle, Hist. de Fr. pend. le 18. siècle. Par. 1819 ff.; Lemontey, Hist. de la régence et de la minorité de Louis XV. 2 voll. Par. 1832; W. Krohn, Die letzten Lebensjahre Ludw. des Vierzehnten. Jena u. Leipz. 1865; Capefigue, Phil. d'Orléans, Régent de France. Bruxelles 1844; Wood, Memoirs of the life of John Law. Edinb. 1824 und Kurtzel, Gesch. der Lawschen Finanzoperat. ꝛc. In Raumers hist. Taschenb. 1846; Hist. du système des finances sous la minorité de Louis XV. à la Haye 1739; Marmontel, Hist. de la Regence du duc d'Orléans Par. 1806; Houssonville, Hist. de la réunion de la Lorraine à la Fr. Par. 1860. 2 edit. 4 voll. — Die Pyrenäische und Apenninische Halbinsel: S. 272. Dazu noch: Rousset, Hist. du card. Alberoni et de son ministère cet. à la Haye 1720. 2 voll. und zur Gesch. der venet.-türkischen Kriege: Denkwürdigkeiten des Grafen v. der Schulenburg. Leipz. 1834. 2 voll. — Großbritannien: S. 445 f. Zu den dort angeführten Werken, worunter besonders Macpherson und Somerville für die folgende Periode von Bedeutung sind, noch beizufügen: Lecky, History of England in the 18. century 4 Bde. London 1878 ff. Mahon, Hist. of Engl. from the peace of Utr. to the peace of Aix-la-Chapelle L. 1836. 5. Aufl. 1858. 7 voll. 8.; Will. Gibsons Hist. of the affairs of Europe from the peace of Utr. cet. Lond. 1725; Oldmixon, The hist. of E. during the Reigns of K. Will. Q. Mary, Q. Anne, K. G. I. Lond. 1735 f.; Boyers Hist. of the life and reign of Q. Anne Lond. 1722 f.; Burton, Hist. of Scotland (from 1689—1748). 2 voll.; A History of the Reign of Queen Anne. Edinburgh and London 1880. 3 voll.; Defoe, The memoirs of Kers of Kersland cet. Lond. 1726. 3 voll.; Thomas Macknight, The life of Henry St. John

Viscount Bolingbroke, London 1863; Brosch, Lord Bolingbroke und die Whigs und Tories seiner Zeit. Frankfurt a. M. 1883; Mém. secrets de Myl. Bolingbroke cet. écrits par lui même 1717, adressés en forme de lettres au chev. Windham. Lond. 1753. Auch D. 1755; Cooke, Mem. of L. Bolingb. 1835; Letters and corresp. of Bol. by Parke 1798. 4. Bolingb. Works Lond. 1753. 1808; Will. Coxe, Mem. of the life and administration of Sir Rob. Walpole Lond. 1798. 3 voll. — Niederlande: S. 337. — Österreich-Ungarn: S. 416. — Skandinavien, Rußland, Polen: S. 571. Dazu: (Nordberg) Leben Karls XII. K. v. Schweden. Hamb. 1745—1751. 3 voll. f.; Lundblad, Gesch. Karls XII. Deutsch von Jenssen. Hamb. 1835. 2 voll.; Carlson, Sveriges historia under konungarne af pfalziska huset, VI. Bd. (Karl XII, 1. Bd.), Stockholm 1881 (bis 1701); Chr. v. Sarauw, Die Feldzüge Karls XII., Leipzig 1881; Fabrice, Zuverlässige Gesch. Karls XII. während seines Aufenthalts in der Türkei. Leipz. 1762; Theyl, Mémoires pour servir à l'histoire de Charles XII. Leyde 1722; G. Adlerfeld, Hist. milit. de Charles XII. Amst. 1740. 4 voll. 12. Auch D. Frankf. u. Leipz. 1740. 3 voll. 8.; Reflexions sur les talents mil. et sur le char. de Charl. XII. 1786. 8. (von König Friedr. II.); A. Hojer, Leben und Gesch. König Friedr. IV. Tondern 1829. 2 voll.; E. Herrmann, Zeitgenössische Berichte zur Gesch. Rußlands (betrifft das Zeitalter Peters des Großen). 2 Bde., Leipzig 1872 und 1880; A. Fr. Büsching, Magazin für Historie und Geographie. Hamb. 1767—1793. 25 voll. (darunter Bd. II. III. über Münnich, Ostermann, Bestuchew. Bd. 9 Eclaircissements sur plusieurs faits arrivés sous P. le grand, tirés de papiers du C. de Bassewitz); Sjögren, Joh. Reinh. Patkul (Historisk Bibliothek 1880); Jul. Eckardt, Livland im achtzehnten Jahrhundert. Leipzig 1875. Mémoires hist. polit. et militaires sur la Russie depuis 1727—1744 par Manstein. Leipz. 1771; die Anfänge des bekannten Werks: Hist. de l'anarchie de Pologne et du demembrement de cette république par Cl. C. de Rulhière. Par. 1819. 4 voll. u. a. W.

I. Der spanische Erbfolgekrieg.

1. Vorgeschichte.

Die Lage Frankreichs. In dem Frieden von Ryswyk hatte man die „große Frage“ der spanischen Erbfolge unberührt gelassen: noch war ja Karl II. am Leben und Österreich noch immer mit dem Türkenkrieg beschäftigt. Dem Versailler Hof mußte es daher als ein Gewinn erscheinen, wenn er einige Jahre der Ruhe zur Vorbereitung für künftige Ereignisse erlangte, um mittels diplomatischer Künste und Unterhandlungen eine Entscheidung herbeizuführen, welche durch eine Verlängerung des Kriegs nimmermehr zu erwarten war. Noch war Frankreichs Ansehen ungebrochen; die innern Schäden und Gebrechen, die wir bereits angedeutet, waren dem übrigen Europa verborgen: daß die wirtschaftlichen Reformen Colberts fast sämtlich wieder in Verfall geraten, daß die Grundsteuer, die besonders den geringen Mann schwer belastete, zu einer fast unerschwinglichen Höhe hinaufgeschraubt worden, daß die Zölle und Abgaben für Ein- und Ausfuhr Ackerbau, Industrie, Handelsthätigkeit lähmten, daß die weitgreifende Kopfsteuer, die einer Einkommensteuer gleich kam, tief in den Wohlstand der Mittelklassen ein-

schnitt, daß der Ämterverkauf mit allen Mißbräuchen, selbst mit Ausdehnung auf die Militärstellen wieder zurückgekehrt war, daß eine Schuld von 730 Millionen Livres mit ungefähr 40 Millionen jährlich verzinsbar auf dem Nacken des Staats lastete und durch ein Defizit im Staatsbudget sich von Jahr zu Jahr mehrte ohne jegliche Aussicht auf Amortisation, von diesen und andern wirtschaftlichen Gebrechen, von dem zunehmenden Verfall des Nationalvermögens hatte man im Ausland keine Kenntnis. Und wenn auch Luxemburg und die Alpenfestungen zurückerstattet, Lothringen wieder geräumt wurde, so waren dies freiwillige Zugeständnisse um des Friedens willen, während das Elsaß mit Straßburg, wie die fortifikatorische Abrundung der Grenzgebiete im Osten und Norden ein dauernder Gewinn für die Monarchie blieben. Auch die Waffenehre war gemehrt worden; nie hatten fremde Heere den Boden Frankreichs betreten, und auf dem Meer hatte die französische Flotte den mächtigsten Seestaaten, Holland und England, tapfern Widerstand geleistet.

Es war daher vorauszusehen, daß Ludwig nicht verfehlen würde, die dy- Die Erbfolgefrage. nastischen Ansprüche seines Hauses bei der Erledigung des spanischen Thrones geltend zu machen, wie er oft genug kund gegeben. Wir wissen, daß weder er selbst noch das Pariser Parlament die Verzichtleistung der Königin Maria Theresia anerkannt hatte, da niemand die Rechte seiner Nachkommen veräußern und ein Reichsgesetz nicht durch willkürliche Bestimmung beseitigt werden könne. Und war denn die Erbberechtigung des Kaisers Leopold außer allen Zweifel gestellt? Allerdings hatte König Philipp IV., als er seine zweite Tochter Margarete dem österreichischen Verwandten in die Ehe gab, ihr und ihrer Nachkommenschaft die Erbfolge zugesichert. Allein die Kaiserin war tot; ihre einzige Tochter Maria Antonia hatte ihrem Gemahl, dem bayrischen Kurfürsten Max Emanuel, im tödlichen Wochenbett ein Söhnchen geboren, dem nach der Abstammung und 1692.
nach der Bestimmung des Großvaters somit das nächste Anrecht zustand. Wohl hatte Leopold die Tochter dahin gebracht, daß auch sie bei ihrer Verheiratung ihren Erbansprüchen entsagte; aber dabei wiederholte sich derselbe Einwand. Maria Antonia konnte nach dem erwähnten Grundsatz sowenig ihre Nachkommenschaft der erblichen Rechte berauben, als ihre Tante. Die Söhne des Kaisers Leopold von einer andern Gemahlin hatten somit gesetzlich kein besseres Recht als die Nachkommen Ludwigs XIV. Da lag es denn nahe, daß bei der großen Bedeutung der Erbfolgefrage für den Frieden und das Gleichgewicht Europas die unbeteiligten Mächte eine Verständigung und friedliche Lösung herbeizuführen suchten. Niemand aber hatte ein höheres Interesse, daß kein andrer Großstaat in Spanien einen überwiegenden Einfluß gewinne, als England und Holland. Seit dem wirtschaftlichen Verfall des spanischen Reichs, der uns aus frühern Blättern bekannt ist, hatten die beiden Seevölker den Warenumsatz in allen Teilen der Monarchie in ihre Hände gebracht; sie bezogen die Rohstoffe, insbesondere Wolle und Metalle, aus den spanischen Ländern diesseits und jenseits

des Atlantischen Ozeans und führten dafür Fabrikate auf die spanischen Märkte. Über die Zölle wurden sie mit der Regierung und dem geldbedürftigen Hof in Madrid leicht einig. Und da die beiden rivalisierenden Handelsstaaten, die sonst so oft entgegengesetzte Richtungen einschlugen, damals mehr als je einig waren, indem der Oranier Wilhelm III. zugleich das Statthalteramt in den Niederlanden und den Thron in dem britischen Reich innehatte, so wurde hier der eifrigste Versuch gemacht, einen Ausgleich zustandezubringen, ehe die Ent-
1698. scheidung des Schwertes gesucht würde. Die diplomatische Mission Wilhelm Bentinks, Grafen von Portland, dem der englische König sein ganzes Vertrauen zugewendet hatte, sollte den Weg bahnen. Man glaubte am besten zum Ziel zu kommen, wenn der bayrische Kurprinz Joseph Ferdinand das spanische Pyrenäenland und die Kolonien beherrsche, die übrigen Länder der Monarchie zwischen Frankreich und Österreich verteilt würden. Die Statthalterschaft der Niederlande, welche Max Emanuel, der Vater des jungen Prinzen verwaltete, könnte, wie ihm schon früher Hoffnung gemacht worden, in seiner Person „perpetuiert" werden. Auf solche Weise glaubte man zugleich dem Erbrecht und dem Grundsatz des europäischen Gleichgewichts zu genügen. Ein im Haag abgeschlossener Teilungsvertrag vom 11. Oktober 1698 bewegte sich in dieser Richtung. Auch Ludwig XIV. stimmte ihm zu, um die Seemächte für sich zu gewinnen.

Stimmung in Spanien. Es war eine auffallende Erscheinung, daß Fremde über das spanische Erbe verfügten, ohne dabei die Mitwirkung des Königs oder der Nation nachzusuchen. Aber an wen sollte man sich halten? Die Cortes waren längst nicht mehr einberufen worden, die Granden und die Minister waren bereits für die eine oder die andre Partei gewonnen; der König war schwach und hinfällig und kaum eines eignen Willens fähig; seine zweite Gemahlin Maria Anna (S. 303), die nach dem Tod der Königin-Mutter den Hof und ihren Gemahl ausschließlich beherrschte, hatte sich durch ihre Leidenschaftlichkeit, Ränkesucht und Launenhaftigkeit viele Feinde gemacht, und ihre Vertrauten und Günstlinge, die sie aus Deutschland mitgebracht, die Gräfin Berlepsch, ihr Beichtvater, der Tiroler Gabriel Chiusa, und ihr Sekretär, Baron Weiser, hatten durch ihre Habsucht und Käuflichkeit die ganze Nation gegen die österreichische Hofkamarilla aufgebracht. Ein banges Gefühl von Mißmut und Besorgnis war in alle Gemüter eingedrungen; mit Unruhe blickte man in die Zukunft. Es läßt sich denken, wie sehr diese Erregung sich steigern mußte, als trotz der bedungenen Geheimhaltung des Teilungsvertrags die Kunde nach Madrid drang, daß die Westmächte sich herausgenommen hätten, noch zu Lebzeiten des Königs über dessen Erbe zu verfügen. Nicht nur die habsburgischen Parteigänger am Hof und bei der Regierung, auch die Nation wurde von Unwillen und Grimm erfaßt. Denn wie zerfahren und herabgewürdigt das spanische Staatswesen immer sein mochte, so war doch der Nationalstolz und die Erinnerung an die frühere Größe nicht erloschen. In jeder spanischen Brust lebte noch das Gefühl, daß die Vorfahren einst das gebietende

Ansehen in der europäischen Staatenfamilie besessen, daß die spanische Monarchie die erste Großmacht gewesen. Und nun sollte dieses Reich, die Schöpfung so vieler Generationen, so vieler Arbeiten und Anstrengungen gespalten und zerrissen, das Fundament der politischen Größe zerschlagen werden! Wie wenig immer die despotische Hand der Habsburger im stande gewesen war, den Partikularismus der einzelnen Provinzen und Länder zu ersticken und ein nationales Gesamtgefühl zu erzeugen, wie sehr noch immer der aragonisch-katalonische Osten die angestammte Antipathie gegen das übermütige und bevorzugte Kastilien festhalten mochte, die Spanier des Pyrenäenlandes waren von dem instinktiven Gefühl durchdrungen, daß mit der Teilung des Reichs ihre Weltstellung, ihre nationale Größe und damit ihre persönliche Bedeutung auf immer verschwinden würde. Und selbst die spanisch-italienischen Staaten hatten bei einem dynastischen Wechsel wenig Gutes zu erwarten; wie unerfreulich immer die Zustände sein mochten, eine zweihundertjährige Gewohnheit übt eine konservative Gewalt. Und welches Schicksal drohte den brabantischen und flandrischen Provinzen, die wie ein Keil zwischen zwei eroberungssüchtige Großmächte eingetrieben von Süden durch eine politische, von Norden durch eine religiöse Propaganda bedroht waren.

König Karl II. handelte daher ganz im Sinn der spanischen Völker, wenn er im Unmut über die fremde Anmaßung den bayrischen Großneffen Joseph Ferdinand auf Grund des Geburtsrechts zum Gesamterben seines Reichs einsetzte. Vielleicht hätte dieser Ausweg, der die Kompetenz der beiden Großmächte ausschloß, eine friedliche Lösung der hochwichtigen Frage zur Folge gehabt. Aber das Schicksal zerriß alle Berechnungen politischer Klugheit. Noch ehe der junge Fürst das spanische Schiff besteigen konnte, das ihn von Antwerpen nach dem Sitz seiner künftigen Herrschaft führen sollte, starb er plötzlich an den Pocken. Dieses unerwartete Ereignis, das sofort mit dem sicherlich unbegründeten Verdacht einer durch die österreichischen Verwandten herbeigeführten Vergiftung umgeben wurde, öffnete den Intrigen und den diplomatischen Künsten von neuem ein weites Feld; Madrid wurde ein großer Markt für Ränke und Schleichwege, wo Parteisucht und persönliche Zwecke, Verführung und Käuflichkeit, dynastische und politische Pläne ihre anziehende und abstoßende Kraft übten. Daneben tauchten neue Vorschläge von Länderteilungen und Austauschungen auf: der mit dem französischen Königshaus verwandte Herzog von Lothringen sollte sein Erbland an Frankreich abtreten und dafür entweder Belgien oder Mailand erhalten, der König von Portugal auch die Krone von Spanien erlangen, u. dgl. m. Aber alle Entwürfe, die mehr die europäischen Interessen, als das Erbrecht oder die Wünsche des spanischen Königs und Volks berücksichtigen, fanden wenig Anklang bei den beteiligten Mächten. Soweit ging freilich weder der habsburgische noch der bourbonische Ehrgeiz, daß Leopold oder Ludwig nach einer Vereinigung der gesamten spanischen Monarchie mit den eignen

Neue Verwickelungen.

Febr. 1699.

Reichen getrachtet hätten: die Wiederherstellung einer Weltherrschaft Karls V. stand zu sehr im Widerspruch mit dem politischen Zeitgeist. Beide Potentaten hatten es nur auf die Gründung einer Sekundogenitur abgesehen: der Kaiser verlangte die spanischen Besitzungen für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, Ludwig für seinen zweiten Enkel, den Herzog von Anjou; in einem wie in dem andern Fall sollte die spanische Monarchie in ihrem dermaligen Bestand und in ihrer Unabhängigkeit als einheitlicher Staatskörper fortdauern. Aber im stillen suchte doch zugleich jede der beiden Großmächte Vorteile für das eigne Reich zu erwerben: der Kaiser wollte Mailand gewinnen, Ludwig eine Art Schutzherrschaft über den Enkel und die spanischen Länder aufrichten.

Harrach und Harcourt. Das Hauptanliegen war nun, den hinsiechenden König zu bewegen, daß er vor seinem Tod eine letztwillige entscheidende Verfügung treffe. Dahin sollten die beiden Gesandten, Graf Harrach und der Marquis von Harcourt, wirken. Aber wie verschieden waren diese beiden Diplomaten und wie ungleich ihre Gaben für ihre hochwichtige Mission! Ferdinand Bonaventura von Harrach war ein alter bequemer Herr, der schon früher den Gesandtschaftsposten in Madrid inne gehabt, damals die Vermählung des Kaisers vermittelt und sich die Gunst und das Vertrauen seines Monarchen in hohem Grade erworben hatte. Leopold hatte den Edelmann von stillem einnehmenden Wesen, der ihm nie mit Bitten und Vorstellungen weder für sich noch andre lästig fiel, gern um sich. Auf den kaiserlichen Jagden, bei denen Harrach sein steter Begleiter war, besprach er oft in vertraulicher Weise mit demselben die öffentlichen Angelegenheiten. Es fehlte dem Grafen nicht an Verstand, wohl aber an Energie und Selbstvertrauen. Wie sein Herr und Meister erwartete er das Beste von der Zeit und von Gott, „der in allem übernatürlich für das Haus Österreich operieret". Wie ganz anders verstand der außerordentliche Gesandte Ludwigs XIV., der Marquis Henry von Harcourt, seine Aufgabe. Die erst kürzlich erfolgte Veröffentlichung der Briefe und Gesandtschaftspapiere aus dem Familienarchiv durch Hippeaux läßt uns deutlicher als früher die ganze Wirksamkeit des Marquis erkennen. Ein ritterlicher Mann von altem Adel, durch militärischen Ruhm ausgezeichnet und mit glänzenden gesellschaftlichen Eigenschaften und gewandten Manieren begabt, wußte er bald in den höchsten Kreisen sich Freunde und Gönner zu erwerben, zumal da ihn die Freigebigkeit seines Monarchen in die Lage setzte, die verführerische Macht des Goldes an der rechten Stelle anzuwenden.

Karls II. Ausgang u. Testament. Wir dürfen nicht in das Gewebe von Kabalen, in die Schleichwege der diplomatischen Umtriebe, nicht in die schmutzigen Gänge der Leidenschaft, der Parteisucht, der Lüge und Verleumdung eintreten, welche die zu Ende gehenden Tage des letzten spanischen Habsburgers umlagerten. Der König, bald von dem schlauen ehrgeizigen Kardinal Portocarrero, Erzbischof von Toledo, und seinen Parteigenossen auf die französische Seite gezogen, bald von seiner Gemahlin und der österreichischen Kamarilla für den Kaisersohn bearbeitet, versank in Trübsinn. Man ängstigte sein Gewissen durch die Vorstellungen von der schweren Verantwortlichkeit, die er durch eine Sünde, einen Fehltritt auf seine Seele lade. Er stieg in das Grabgewölbe von Eskorial nieder, ob ihm der Anblick seiner toten Vorfahren den richtigen Ausweg aus dem dunkeln Labyrinth zeigen würde;

er ließ den Sarg seiner ersten heißgeliebten Gemahlin aufdecken und sog aus den noch wohl erhaltenen Zügen die süße Hoffnung, bald mit ihr vereint zu sein. Selbst nach Rom wandte er sich, um in der peinlichen Ungewißheit, wie er sein Testament einrichten solle, durch den Rat des heil. Vaters erleuchtet zu werden. Er selbst neigte in seinem Herzen mehr zu der bluts- und stammverwandten Nebenlinie in Österreich; aber es war ihm eine Gewissenssache, daß das Reich in seiner Gesamtheit erhalten bleibe, eine Zergliederung, wie die Westmächte sie ins Auge gefaßt, erschien ihm als Sünde und Verbrechen. In Wien konnte man sich nicht entschließen, durch kriegerische Demonstrationen, wie Karl II. wünschte, eine herausfordernde Haltung anzunehmen, und durch Harrach wurde die österreichische Partei nicht so eifrig und nachdrücklich unterstützt, daß sie den thätigen Gegnern den Rang hätte abgewinnen können. Zugleich wurde Karl durch Volksaufstände in Madrid gegen die Teilungsverträge der fremden Mächte und zu gunsten der französischen Thronfolge geängstigt; der Minister Oropeza, Österreichs Parteigänger, ward gestürzt und Kardinal Portocarrero, der Gegner der Königin, erhielt alle Gewalt. Je mehr die bigotte Nation die ketzerischen Engländer haßte und fürchtete, desto mehr wurde sie zu Frankreich hinübergezogen, dessen Hof zugleich mit Teilungsplänen drohte und sich zur Verteidigung des Gesamtreichs, falls ihm die Erbschaft ungeteilt zufiele, erbot. So wurden denn die französischen Einflüsse immer mächtiger bei dem hinschwindenden König. Nur Frankreich schien stark genug, die Einheit des Gesamtstaats zu erhalten; nur bei ihm schienen die katholischen Interessen Spaniens Schutz erhalten zu können. Und da nun auch der Papst, an den man sich gewandt hatte, in diesem Sinne entschied, so vermochte der schwache kranke Fürst nicht zu widerstehen. Wenige Wochen vor seinem Tod unterzeichnete er insgeheim eine Urkunde, welche den Herzog Philipp von Anjou, den Enkel seiner Halbschwester Maria Theresia, zum Erben der spanischen Monarchie einsetzte. „Gott verschenkt Königreiche und nimmt sie wieder weg" soll er bei der Vollziehung des Aktes ausgerufen haben. Für den Fall, daß der Genannte die Annahme verweigern oder kinderlos sterben würde, sollte in zweiter Linie sein Bruder, der Herzog von Berry, in dritter Erzherzog Karl berufen werden, eine Vereinigung der spanischen Krone mit der königlichen Herrschaft in Frankreich oder mit der kaiserlichen Würde im Reich auf jede Weise ausgeschlossen sein. Für weitere Eventualitäten war das herzogliche Haus Savoyen in Aussicht genommen. Am 1. November 1700 schlossen sich die Augen des spanischen Habsburgers für immer. Bis zur Ankunft des neuen Königs sollte ein Regentschaftsrat, Junta, dessen einflußreichstes Mitglied der Kardinal Portocarrero war, die Regierungsgeschäfte besorgen.

Die Beratung in Fontainebleau. 9. Nov. 1700.

Der französische Hof befand sich in Fontainebleau, als ein Kurier die Nachricht von dem Hinscheiden des Königs und von seiner letztwilligen Verfügung überbrachte. Man hatte wohl schon vorher die Eventualitäten dieses Falles ins Auge gefaßt und in Überlegung gezogen, ob man im Verein mit den

Seemächten die im zweiten Teilungsvertrag verabredeten Bestimmungen durchführen und bei der früheren Übereinkunft beharren oder ob man das Testament des Königs annehmen sollte. Durch das doppelte Spiel hatte Ludwig die Sache sehr erschwert. Trat er jetzt für die neue Wendung ein, so machte er sich die Niederlande und England zu Feinden und weckte abermals das Mißtrauen Europas. Ein neuer Krieg stand dann in Aussicht. Aber war dieser denn überhaupt zu vermeiden, da sowohl Spanien als Österreich nichts von der Ausführung jenes Vertrags wissen wollten, nicht einmal die Herzöge von Lothringen und Savoyen, die zu einer Vertauschung ihrer Erbländer gegen andre gebracht werden sollten, sich den Anordnungen geneigt zeigten? Und sollte der katholische König, der die kirchliche Einheit in seinem Reich mit so großen Kämpfen und Opfern durchgeführt, nun Hand in Hand mit den protestantischen Hauptmächten wider die glaubensverwandten Völker der spanischen und österreichischen Monarchien zu Felde ziehen, um im Interesse der europäischen Konvenienz ein Staatensystem zur Ausführung zu bringen, das für Frankreich und die Bourbonsche Dynastie weniger vorteilhaft war als die testamentarische Bestimmung? Im Rat der Krone fehlte es nicht an Männern, die mit großem Bedenken auf das erschöpfte Land blickten und mit Grauen einem neuen Krieg entgegensahen, ehe die Wunden des alten geheilt waren. Noch war der Geist Colberts nicht ganz verschwunden: er lebte fort in seinem Neffen, dem Marquis von Torcy, in seinen beiden Schwiegersöhnen, den Herzögen von Chevreuse und Beauvilliers; auch der Kanzler Pontchartrain verkannte die Mißstände nicht, welche das bisherige System über Frankreich gebracht: allein der König wurde mit dem zunehmenden Alter immer eigenwilliger; im Glauben an seine Unfehlbarkeit haßte er jeden Widerspruch; ein kleiner Kreis hingebender und schmiegsamer Männer bildete mit Ludwig selbst und der Frau von Maintenon ein Hofkabinett neben dem Ministerrat. An diesem Stolz des selbstvergötternden Herrschers scheiterte alles, was das Friedensbedürfnis der Welt und die Gunst des Zufalls für die Krönung der königlich bourbonschen Staatskunst gethan.

Die Entscheidung. Philipp von Anjou. In seinem Innern war der König gleich anfangs entschlossen, die durch das Schicksal dargebotene Gelegenheit, die dynastische Ehre seines Hauses und die Vorteile und Machtstellung Frankreichs zu erhöhen, nicht aus der Hand zu geben. Doch hielt er einige Tage mit seiner Meinung zurück. Erst nach einigen Besprechungen mit Frau von Maintenon und seinen Räten, wobei der Herzog von Anjou selbst feurig für die Rechte des Blutes und des Erbes eingetreten, traf
12. Nov. 1700. er die Entscheidung zu gunsten seines Enkels. Die Machtvergrößerung von Frankreich, das kirchliche, das dynastische Interesse wirkten zusammen, um den König zu vermögen, daß er über die Verpflichtungen, die er gegen die Seemächte eingegangen, hinweg sah und sich zu der Annahme des Testaments entschloß. Vier Tage später erfolgte in Versailles in einer feierlichen Vorstellung vor dem gesamten Hof die Erklärung, daß Philipp von Anjou König von Spanien sei.

Ludwig selbst behandelte seinen Enkel dem neuen Range gemäß; er gab ihm bei jedem öffentlichen Auftreten die rechte Seite und den Vortritt vor dem Dauphin. Er war sichtlich gehoben durch die Wendung. Bis zur Einschiffung, die nicht sogleich bewerkstelligt werden konnte, erteilte Ludwig dem neuen König Anweisungen und Ermahnungen über seinen Beruf, über die Lebens- und Regierungsweise, die er zu befolgen, über die Stellung, die er zu seinen Unterthanen und zu Frankreich einzunehmen habe. Und faßte man die Persönlichkeit ins Auge, so konnte man die Wahl nur billigen und loben. Philipp von Anjou war ein milder wahrheitliebender Fürst von unbescholtenen Sitten, freigebig und zuverlässig, dessen ganze Natur das spanische Gepräge trug, das von Mutter und Großmutter auf ihn übergegangen war. Selbst der melancholische Zug und der lenksame, mehr weibliche als männliche Charakter, der mit den Jahren immer schärfer hervortrat, erinnerte an die letzten Habsburger in Madrid. Als er am 23. Januar des folgenden Jahres bei Fuenterrabia unter Kanonendonner den 1701. spanischen Boden betrat und am 18. Februar in Buen Retiro von dem Kardinal-Erzbischof Portocarrero, dem ehrwürdigen Greis mit weißem Haar, der dem jugendlichen Monarchen als Mentor zur Seite stehen sollte, feierlich empfangen ward, da schien es, als ob die große Frage der Erbfolge ihre befriedigende Lösung gefunden hätte. Spanien selbst hatte über seine Zukunft bestimmt; die Einheit und Integrität des Reichs, welche die Nation als ihr heiligstes Palladium betrachtete, war gerettet.

Und auch im Ausland schien man sich in die vollbrachte Thatsache finden Das Ausland. zu wollen. Kaiser Leopold allerdings war entschlossen, das ihm nach alten Hausverträgen wie nach der Verfügung Philipps IV. zuständige Recht auf die spanische Monarchie selbst mit Waffengewalt zu behaupten, und die so glücklich beendigten Türkenkriege hatten sein Selbstvertrauen und seine Autorität wesentlich gesteigert. Aber die österreichische Politik hatte in der Erbfolgefrage so viele Wandlungen gemacht, und die Langsamkeit und Bedächtigkeit des Wiener Kabinetts war so weltbekannt, daß die übrigen Mächte kein rechtes Vertrauen fassen konnten. Die Weigerung des kaiserlichen Hofes, den Teilungsverträgen beizutreten, hatte vollends den alten Kriegsbund, der den Ryswyker Frieden zustandegebracht, gelockert und aufgelöst. Auch Wilhelm III. war geneigt, der Vergrößerungssucht Ludwigs XIV., in dessen politischer Wandlung er einen Verrat der Traktate erblickte, wie in frühern Jahren entgegenzutreten; er fühlte sich persönlich verletzt, vor den Augen Europas betrogen und verhöhnt, allein seine Machtstellung war beschränkt: in Holland, wo der Großpensionar Heinsius in seinem Sinn wirkte, hatten die Generalstaaten ein gewichtiges Wort mitzureden und in England, wo um diese Zeit die Tories bei der Regierung und im Parlament die Oberhand besaßen, trug man mehr Sorge für den kommerziellen Supremat des Inselreichs als für das kriegerische Eintreten in die kontinentale Politik.

England seit dem Frieden von Ryswyk. Als der Dichter Prior die erste Nachricht von dem Abschluß des Ryswyker Friedens nach England brachte, wurde die Nation von großer Freude erfüllt: jetzt erst war die protestantische Erbfolge gesichert; die Whigs, von denen die Revolution ausgegangen, hofften nun die Früchte ihrer patriotischen Bestrebungen zu ernten; an ihrer Spitze stand ja die Kaufmanns- und Finanzwelt, die gewerbsame Bürgerschaft der Städte, die einen neuen Aufschwung des Handels und der Schiffahrt erwarteten; die Tories, zu denen der grundbesitzende Adel, die feldbauende Bevölkerung des Binnenlandes, die hochkirchliche Geistlichkeit gehörten, gedachten nach so vielen politischen Stürmen in ein ruhiges Staatsleben einzulenken, ihre heimischen Angelegenheiten nach den alten Instituten und Gesetzen des Landes zu besorgen; nur die Jakobiten nahmen in malkontenter Stimmung an der nationalen Erhebung keinen Teil. Aber bald stiegen Wolken auf, welche die Harmonie zwischen dem König und den nationalen Gewalten trübten. Wilhelm III., der seit dem Frieden seinen Rang unter den ersten Potentaten Europas einnahm, fühlte sich verletzt, daß das Parlament so karg in seinen Geldbewilligungen war, sowenig Sinn für die politische Machtstellung zeigte, die er der britischen Nation erworben. Wir wissen aus früheren Blättern, daß der ernste schweigsame Oranier sich nie einer großen Liebe und Hingebung von seiten der Engländer zu erfreuen hatte. Und als nun gar der Antrag im Parlament gestellt ward, daß man die stehende Armee auflösen solle, da nun nach hergestelltem Frieden keine Kriegsmacht zur Abwehr auswärtiger Feinde mehr nötig sei, und für die innere Sicherheit die Landmiliz genüge, und als beide Parteien in der Mehrheit dem Antrag zustimmten, fühlte sich Wilhelm tief verletzt. Was der König von Frankreich acht Jahre vergeblich zu erzielen gesucht, habe das Haus zustandegebracht, sagte er mit schneidender Kälte. Er erblickte in dem stehenden Heer das einzige Mittel, die mühsam errungene politische Machtstellung zu behaupten, die Tories dagegen waren der Ansicht, England solle sich jeder Einmischung in die Angelegenheiten des Kontinents enthalten, und die Whigs meinten, das durch die Revolution von 1688 zur Geltung gebrachte Recht des Widerstandes sei mit einer stehenden Armee unvereinbar.

Der König u. die parlamentarischen Parteien. Besonders galt der Angriff des Parlaments den fremden Truppen, den Holländern, den französischen Refugiés, den irischen und schottischen Freiwilligen, durch deren treue Hilfe Wilhelm einst sein Unternehmen durchgeführt hatte. Es ging dem König sehr nahe, die tapfern Männer aus seinem Dienst zu stoßen; aber alle Versuche, das Parlament, in dem seit der neuen Wahl vom Jahr 1698 die Tories die Majorität besaßen, nachgiebiger zu stimmen, schlugen fehl; die Reduktion der Armee und die Organisierung der alten Landmiliz wurde beschlossen; die Kriegsmacht sollte unter 10,000 Mann herabgesetzt werden; nicht einmal die holländische Garde fand Gnade. So tief fühlte sich Wilhelm durch die Opposition gekränkt, daß er mit dem Gedanken umging, die englische Nation sich selbst zu überlassen und nach den Niederlanden zurückzukehren. Die Whigs, die noch immer die meisten Stellen im Ministerium innehatten, waren der Gegenpartei nicht gewachsen und scheuten sich, durch schroffes Auftreten ihre Popularität vollends einzubüßen. Bald traten die Faktionen wieder mit einer Leidenschaftlichkeit auf, die an die Stuartschen Zeiten erinnerte. Es gelang den Whigs, den Minister Sunderland, der ihnen noch von alters her als schlimmer Ratgeber der Krone und als Renegat, „der seinen Gott mit einem Stück Brot vertauscht", verhaßt war, aus dem Amt zu drängen; dafür suchten die Tories die Wirksamkeit des talentvollen Ministers Montague, den wir früher als Gönner Newtons kennen gelernt, nach Kräften zu hemmen, als er eine Reorganisation der Ostindischen Kompanie in Vorschlag brachte und zuletzt auch durchsetzte, wonach die Gesellschaft gegen ein ansehnliches Darlehen an die Staatskasse das ausschließliche Recht auf den Handel in Indien erhielt. Der Oranier gab sich alle

Mühe, die Gegensätze auszugleichen, indem er gemäßigte Männer beider Parteien in seinen Rat berief; aber er mußte erleben, daß der Hader bis in seine nächste Umgebung drang. Wilhelm Bentink, den der König zum Lord Portland erhoben, mit Gütern ausgestattet, wie einen Bruder geliebt hatte, fühlte sich durch die vermeintliche Bevorzugung eines andern Günstlings, Keppel-Albemarle so verletzt, daß er im Frühjahr 1699 aus dem Dienst des Königs schied und sich durch keine Bitten und Vorstellungen des befreundeten Fürsten zur Änderung seines Entschlusses bewegen ließ; der Admiral Russel, Lord Oxford, wurde von den Tories so heftig angefeindet, daß er es für geraten fand, aus dem Amt zu scheiden; nur mühsam vermochten sich der Lordkanzler Somers, ein durch Beredsamkeit und Rechtskenntnisse ausgezeichneter Mann, und sein Jugendfreund Lord Shrewsbury, im Kabinett und in der Umgebung des Königs zu halten. Am heftigsten entbrannte der Kampf, als zu Anfang des neuen Jahrhunderts Jan. 1700. der Antrag im Parlament eingebracht wurde, daß die eingezogenen Güter der irischen Rebellen, welche der König nach altem Recht und Herkommen an seine Freunde und Anhänger, insbesondere an die bei der Unterwerfung thätig gewesenen Offiziere verteilt hatte, den dermaligen Besitzern entzogen und zum Besten des Gemeinwesens, zur Erleichterung der Kriegskosten verwendet werden sollten. Bei den Vergabungen dieser ausgedehnten Konfiskationen waren viele dem König nahe stehende Personen, wie Bentink, Albemarle, Lady Villiers-Orkney, Hofdame der verstorbenen Königin Maria, der Hugenotte Ruvigny und mancher tapfere Oranienmann bedacht worden. Und nun sollten diese Dotationen alle wieder rückgängig gemacht, die Belohnungen, die der König seinen Waffengefährten und Getreuen verliehen, wieder eingezogen werden! Während der Oranier beflissen war, die Irländer durch versöhnliche Maßregeln zu beruhigen, damit die stuart-französische Partei keinen Boden für neue Agitationen fände, rief das hochkirchliche Londoner Parlament durch konfessionellen Terrorismus wiederum Unzufriedenheit hervor, weckte aufs neue die Antipathien der Rasse und der religiösen Gegensätze. Auch in Schottland gewann die Opposition neue Stärke, als der Plan, auf der Landenge Darien eine schottische Handelskolonie als Vermittelungsstation zwischen Osten und Westen zu gründen, von der englischen Regierung durchkreuzt und vereitelt wurde. Man erblickte darin die Wirkungen holländischer und englischer Eifersucht. Wie ehedem standen allenthalben die extremen Tories und Whigs der Prärogative der Krone gegenüber. Man war auf einem Punkt angekommen, wo es fast unmöglich schien, die Würde und Autorität der Krone mit der parlamentarischen Verfassung zu kombinieren. Die Parteihäupter fühlten sich mächtiger als der König. Dieses Verhältnis trat noch klarer zu Tage, als durch den Tod des zehnjährigen Herzogs von Gloucester, auf dem bei der Kinderlosigkeit Wilhelms III. und dem frühen Hinsterben der Nachkommenschaft Annas die Thronfolge in England ruhte, die Succeßionsfrage in Beratung kam. Hatte es anfangs den Anschein, als werde diese Frage zu einer Annäherung des Königtums und der Nation führen, indem die Anglikaner, Whigs wie Tories, auf der Fernhaltung der katholischen Abkömmlinge der Stuarts bestanden und mit Wilhelm und seiner Schwägerin in der Behauptung des Fundamentalartikels des Settlement von 1688 übereinstimmten, so waren schließlich die Bedingungen, unter denen das Parlament die Übertragung der Krone nach dem Tod Wilhelms und Annas an die Kurfürstin Sophie von Braunschweig-Lüneburg und ihre Nachkommen beschloß, ein indirekter Protest gegen das bisherige Regiment, indem man dem Thronfolger die Pflicht auflegte, daß er dem anglikanischen Glaubensbekenntnis angehöre, das Land nicht ohne Einwilligung des Parlaments verlasse, keinen Kabinettsrat neben dem Staatsrat halte, kurz nur in gänzlicher Übereinstimmung mit den hohen Häusern handle.

Die englische Erbfolgefrage 30. Juli 1700.

12. Febr. 1701.

Die Commons schlossen in dem Verfassungsprogramm, auf das der künftige Thronfolger verpflichtet werden sollte, das persönliche Regiment soviel irgend möglich aus, heißt es bei Ranke: Sie nahmen vollkommener als je die Repräsentation der nationalen Selbständigkeit für das Parlament in Besitz. Die Regierung sollte aller fremden Elemente auf immer entledigt und an die altherkömmlichen Formen gebunden werden, sie sollte keinerlei Einfluß auf die Zusammensetzung des Parlaments ausüben können; von dessen Ermessen sollten die neuen Beziehungen, in die man trete, abhängen: der Richterstand sollte dem Parlament unterworfen, aber unabhängig von dem König sein; die episkopalistische Kirche ward als die nationale bezeichnet, welcher der neue Fürst unbedingt angehören müsse; er sollte sich ohne die Erlaubnis des Parlaments selbst nicht aus dem Land entfernen dürfen. Zusammengenommen mit allem dem, was bei dem Settlement und dann während Wilhelms Regierung mit dessen Willen oder gegen denselben angeordnet worden war, bildeten diese Festsetzungen gleichsam die Vollendung der parlamentarischen Konstitution, wie man sie im Sinn hatte. Es war das Programm der damaligen Tories, welche die Majorität im Parlament bildeten.

König Ludwig und seine Verbündeten.

Bei solcher Stimmung und Lage der Dinge würde es dem französischen König kaum schwer geworden sein, die Seemächte für die Erbfolge seines Enkels zu gewinnen. Wie sehr immer der Oranier über die treulose Politik Ludwigs zürnen mochte, weder das englische Parlament noch die hochmögenden Herren in Holland hätten sich darum zu einem Krieg fortreißen lassen. Im Parlament erfuhren die Teilungstraktate, die ohne Mitwirkung der Häuser abgeschlossen worden, heftige Angriffe; in Holland erkannte man ohne Zögern den neuen König von Spanien an, in der Voraussetzung, daß er wie der Vorgänger sich an die Ryswyker Friedensartikel halten werde. Darin war auch die Bestimmung aufgenommen, daß zur Sicherung der Grenzen gegen Frankreich in mehrere Festungen, wie Luxemburg, Mons, Charleroi holländische Besatzungstruppen gelegt werden sollten. Aber bei dem französischen Machthaber regte sich der alte Übermut: die ehrgeizigen Pläne früherer Jahre, der französischen Monarchie eine weltbeherrschende Machtstellung zu erwerben, erwachten wieder mit aller Kraft. Die Erfolge, die seine Diplomatie nicht nur in Spanien, sondern auch an andern Orten errungen, bestärkten ihn in seinem Stolz und in dem Glauben, daß er alles vermöge und alles am besten wisse. Kurfürst Max Emanuel von Bayern, Generalgouverneur der spanischen Niederlande, hatte aus Verstimmung über den verwandten Kaiserhof in Wien wieder in die alten Traditionen der Wittelsbacher Dynastie eingelenkt, hatte nicht nur für sich selbst mit Ludwig XIV. ein Bündnis zu Schutz und Trutz geschlossen, kraft dessen er die belgische Statthalterschaft auf Lebenszeit behalten und dereinst die Rheinpfalz wieder an sein Haus bringen sollte, sondern er hatte auch seinen Bruder Joseph Clemens, der vor zehn Jahren gegen den Willen Frankreichs durch Kaiser und Papst zum Erzbistum Köln gelangt war, bewogen, dieselbe Politik zu ergreifen und dem spanisch-französischen Bündnis beizutreten. Ebenso hatte sich Viktor Amadeus II. von Savoyen-Piemont bestimmen lassen, die frühere Allianz mit dem Versailler Hof zu erneuern und damit die Ehre zu erkaufen, daß seine Tochter Luise Gabrielle zur Gemahlin Philipps, zur Königin von Spanien erkoren ward. Mit

deutschen Fürstenhöfen bestanden noch manche Beziehungen, die wieder erneuert werden konnten, und die Pariser Diplomatie ließ es nicht an Thätigkeit fehlen. Konnte doch ein holländischer Botschafter seiner Regierung schreiben: „Allenthalben drängt sich in Deutschland der Teufel in Gestalt französischer Agenten ein.“

Als Tallard, der französische Gesandte in London, seinem Gebieter den günstigen Ausfall der Parlamentswahlen und die friedfertige Stimmung des Volks meldete, fügte er die warnende Bemerkung bei, es möge nichts unternommen werden, was die englische Nation aufreizen könnte. Aber in seiner Siegeszuversicht achtete Ludwig nicht auf die Mahnung. Je mehr man in Holland und England die Trennung der beiden Reiche, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der spanischen Monarchie als Grundbedingung der Zustimmung in den Vordergrund rückte, desto schärfer gab Ludwig XIV. die Absicht zu erkennen, die neue Gestaltung zum Vorteil Frankreichs zu verwerten, der Welt kund zu thun, daß fortan die Interessen und die Politik beider Kronen als identisch angesehen werden sollten. Kaum hatte Philipp von Anjou den spanischen Boden betreten, so verbreitete sich die alarmierende Nachricht, der spanische Generalgouverneur, Kurfürst Max Emanuel, habe in Verbindung mit französischen Hilfstruppen die von den Holländern besetzten Grenzstädte überrumpelt und die niederländischen Garnisonen zum Abzug genötigt, auch in die Hafenstädte Ostende und Nieuport seien französische Truppen eingerückt. Nach der Meinung Ludwigs hatten die holländischen Besatzungsmannschaften, die bestimmt waren die spanischen Niederlande gegen kriegerische Angriffe von seiten Frankreichs zu schützen, jetzt nach der innigen Verbindung beider Nationen keinen Zweck mehr. Mit diesem Gewaltstreich gab der französische König zu erkennen, daß er sich nicht länger an die Bestimmungen von Ryswyk gebunden erachtete, daß er im Verein mit Spanien seine alte Idee eines französischen Supremats in der europäischen Staatenfamilie zu verwirklichen gedenke. Es blieb kein Geheimnis, daß man in Versailles mit dem Gedanken umgehe, die südamerikanischen Häfen den französisch-spanischen Handelsschiffen allein offen zu halten, die Engländer und Holländer davon auszuschließen, und was vor allem bei der britischen Nation böses Blut machte, man sprach ganz offen davon, daß Ludwig die englische Successionsordnung, die das Parlament soeben festgestellt, nicht zu beachten gedenke, daß er mit Hilfe der Katholiken und der Nonjurors dem Prinzen von Wales, seinem Schützling, die Krone zuzuwenden beabsichtige. Hatte er doch den Oranier nie förmlich als König anerkannt, sondern nur in Übereinstimmung mit Jakob II. den faktischen Zustand hingenommen, nur sich verpflichtet, den Feinden desselben keine Unterstützung zu gewähren. Sollte er aber auch einem künftigen Thronfolger gegenüber diese passive Haltung beobachten, über das Leben Wilhelms hinaus der Stuartschen Familie, die ihm so viele Beweise von Hingebung und Vertrauen abgelegt, den Beistand versagen? Das schien dem König aus Grün-

Frankreichs aggressive Politik.

6. Febr. 1701.

den der Pietät, der Religion, der Politik unwürdig der französischen Nation, unwürdig ihres mächtigen Herrschers.

Umschlag der Stimmung in England und Holland.

Diese Wendung in der äußern politischen Weltlage führte in England einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbei: Parlament und König kamen sich näher, die Eifersucht auf Frankreichs Einfluß und Herrschgier erwachte wieder in der alten Stärke. Diese veränderte Stimmung trat sogleich nach Eröffnung des Parlaments zu Tage: das Unterhaus faßte den Beschluß, den König bei seinen politischen Zwecken zu unterstützen und zu Negoziationen mit der niederländischen Regierung zu ermächtigen, damit die gemeinschaftliche Sicherheit beider Staaten und zugleich der Friede von Europa gewahrt werden möchte. Wie ganz anders konnte jetzt Wilhelm auftreten! Als Graf d'Avaux, der französische Botschafter im Haag, über den Fortbestand des Friedens Unterhandlungen einleitete, wurde ihm erwidert, daß vor allem die französischen Garnisonen zurückgezogen und die alten Handelsfreiheiten für die Zukunft gesichert werden müßten. Wilhelm III. nahm keinen Anstand, die neue Thronfolge in Spanien anzuerkennen, aber er knüpfte zugleich Verbindungen mit dem kaiserlichen Hof in Wien an. Bereits wurde in Flugschriften auf die Gefahren hingewiesen, welche Religion, Freiheit und Handel in England von der Herrschsucht Ludwigs XIV. zu befürchten hätten, und auf die Notwendigkeit, diese Gefahren mit den Waffen abzuwenden. Man faßte bereits die Möglichkeit einer neuen französischen Invasion ins Auge. Als das toryſtische Unterhaus immer noch an der Friedensidee festhielt, wurden Adressen im Lande und in der Hauptstadt veranstaltet, daß man den König instandsetzen solle, seinen Verbündeten Hilfe zu leisten. Die Whigs gewannen immer mehr Boden, das Ansehen des Königs stieg mit den Antipathien gegen Frankreich. Als der Versailler Hof sich aufs neue mit der englischen Successionsfrage beschäftigte und neben dem Prinzen von Wales auch die Erbansprüche der an Viktor Amadeus vermählten Prinzessin von Orleans aus dem Haus Stuart begünstigte, erblickte man darin einen Versuch Ludwigs XIV., auch England in die dynastische Solidarität zu ziehen. Als Gegenschlag erfolgte die rasche Bestätigung der hannoverschen Erbfolgeakte durch den König und die beiden Häuser. — Nicht minder eifrig in dem Widerstand gegen Frankreichs Vergrößerungssucht zeigte man sich in den Generalstaaten, wo Heinsius ganz im Sinn des Oraniers handelte. Vergebens suchte der französische Bevollmächtigte d'Avaux in den Haager Konferenzen die Seestaaten zu trennen: er empfing die Antwort, die Interessen beider Nationen seien unauflöslich verbunden. In einer Denkschrift wurde dargethan, daß die Herrschsucht Ludwigs zugleich die Sicherheit von England und die Existenz von Holland bedrohe; daß man die Allianz mit dem Kaiser erneuern und dem Haus Österreich den Besitz von Belgien und Mailand verschaffen müsse, damit nicht durch die Bourbonsche Übermacht das europäische Gleichgewicht allzusehr gefährdet würde. Wilhelm III. erlangte wieder eine Autorität wie ehedem: auf beiden

14. Febr. 1701.

April 1701.

Juni 1701.

Die Haager Konferenzen.

Seiten des Meeres legte man vertrauensvoll die Entscheidung der kommenden Dinge in seine Hand; um nicht von der öffentlichen Meinung überflügelt zu werden, wetteiferten alle Parteien in Ergebenheit und Loyalität. Die Männer des Friedens verloren mehr und mehr den Boden unter den Füßen. Im Haag wurde dem französischen Botschafter kund gegeben, daß man Österreich zu den Konferenzen beiziehen und ihm durch Überlassung der beiden Provinzen eine „Satisfaktion" bieten müsse. Wäre aber dadurch nicht die Rechtsgültigkeit des Testaments in Frage gestellt worden? Die Erhaltung der Einheit und Integrität der Monarchie war ja die Fundamentalbedingung und das Hauptmotiv der letztwilligen Verfügung Karls II. Am 11. August wurde d'Avaux abberufen. Um dieselbe Zeit überbrachte eine glänzende Gesandtschaft, an ihrer Spitze Lord Macclesfield, dessen Vater einst der Böhmenkönigin Elisabeth nahe gestanden, das Dokument des englischen Thronfolgegesetzes der Kurfürstin Sophie nach Hannover.

Wir sind dieser geistreichen Frau, der Gönnerin von Leibniz, schon mehrmals begegnet. Als sie dem braunschweig-lüneburgischen Fürsten Ernst August auf dem Schloß zu Heidelberg die Hand zum Ehebund reichte, war sie in sehr bescheidene Verhältnisse eingetreten; ihr Gemahl war nur Administrator des Bistums Osnabrück. Aber das Glück begünstigte ihn. Er erlangte nach dem Ableben seiner ältern Brüder das herzogliche Gesamtgebiet und erwarb im Jahr 1692 von dem Kaiser den Rang eines Kurfürsten. Als die Gesandtschaft der hochbejahrten Dame die Urkunde überreichte, wodurch ihr und ihren Nachkommen die Anwartschaft auf den englischen Thron zugesichert war, bemerkten die Anwesenden mit Bewunderung, wie lebenskräftig und geistesfrisch sie noch immer auftrat. Auf ihren gelehrten Freund Leibniz machte die allgemeine Verflechtung der Verhältnisse Eindruck. „Möge nur vor allem, sagte er, auch im Deutschen Reich das Erforderliche geschehen, um die übergreifende Macht zu zügeln, welche der ganzen Welt Gesetze vorschreiben will."

Kurfürstin Sophie. *15. Aug. 1701.*

Noch immer schien die Erhaltung des Friedens möglich: noch verweilte der englische Gesandte, Lord Manchester, in Paris; noch bestritt man nicht die Bourbonsche Thronfolge; noch bestand kein Bündnis mit dem Kaiser. Es lag noch immer in der Hand des französischen Monarchen, seinem Enkel die spanische Krone zu sichern: er durfte nur den Holländern und Engländern beruhigende Zusagen in betreff des südamerikanischen Handels und der Unabhängigkeit Spaniens geben. Daß der Kaiser den Krieg bereits auf eigne Hand begonnen und österreichische Truppen über die Alpen gesandt, war für die Seemächte nicht maßgebend, der Kriegsbund war ja noch nicht abgeschlossen. Da trat ein Ereignis ein, welches die englische Nation im tiefsten Herzen berührte, der Tod Jakobs II. Stuart und die Anerkennung seines Sohnes durch Ludwig XIV.

Vorgänge am Stuartschen Hof von St.-Germain.

Während Wilhelm III. mitten in der Weltbewegung stand, hatte sein Schwiegervater und Vorgänger Jakob II. oft die schweigsamen, in strengster Abgeschlossenheit dahinlebenden Mönche von La Trappe in ihrem Kloster besucht und in dem Umgang mit den asketischen Ordensleuten sich von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge über-

zeugt. Ein Schlaganfall, von dem er schon im März in der Kapelle von St.-Germain betroffen ward, ließ sein nahes Ende erwarten. Man beriet in Versailles, wie man sich im Fall seines Ablebens verhalten solle. Die Vorsichtigen rieten, man solle keinen Entschluß fassen, solange Wilhelm III., dessen Leben bei seiner zerrütteten Gesundheit nicht mehr lange dauern könne, noch auf dem Thron sitze. Allein die Vorkämpfer der Legitimität, an ihrer Spitze der Dauphin, waren der Meinung, die Ehre Frankreichs und des Königs verlange, daß man nach dem Tod Jakobs II. den Rang und die Rechte auf den Sohn übertrage. Und so geschah es auch. Dem sterbenden Stuart verkündigte Ludwig XIV. selbst mit innerer Bewegung, daß in St.-Germain alles in dem bisherigen Zustande verbleiben und der Prinz von Wales die Stelle des Vaters einnehmen solle. Am folgenden Tage ging Jakob II. Stuart aus dem Leben und ein Manifest verkündete der Welt, daß Jakob III. der rechtmäßige König von England, Schottland und Irland sei. Alle Parlamentsbeschlüsse in Beziehung auf die englische Thronfolge wurden somit für nichtig erklärt.

17. Sept. 1701.

Kriegslust in England.

Nun brauchte der Oranier nicht mehr zum Krieg zu spornen: die ganze Nation, mit Ausnahme der Jakobiten, stieß einen Schrei der Entrüstung aus, daß der Machthaber in Versailles sich in die innern Angelegenheiten des Inselstaats einmische. Wie in Madrid einen Enkel, so wolle er in London einen Klientelfürsten auf den Thron erheben, damit beide Königreiche im Interesse Frankreichs regiert würden. Schon waren die Verhandlungen mit den Generalstaaten und dem Kaiser soweit gediehen, daß die „große Allianz" zwischen den drei Mächten zu Schutz und Trutz im Haag abgeschlossen werden konnte, ein Ereignis von größter Tragweite für das Staats- und Gesellschaftsleben Europas im achtzehnten Jahrhundert. Da das torystische Unterhaus nicht feurig genug in die Kriegsposaune stieß, so ergingen Adressen an den König: „Wenn er dabei beharre, das Land vor Papsttum und Sklaverei zu retten, so wolle man ihm Leute in das Parlament schicken, die ihm zur Seite zu stehen entschlossen wären." Und Wilhelm kam dieser Stimmung entgegen: mit Billigung der Mehrheit des geheimen Rats sprach er die Auflösung aus. Am Ende des Jahres konnte er eine Versammlung eröffnen, die mit ihm Hand in Hand zu gehen bereit war. Die ganze kaufmännische Welt, welche sich in ihren kommerziellen Interessen bedroht glaubte, war bemüht gewesen, die Wahlen im nationalen Sinn zu lenken. Die beiden ostindischen Kompanien hatten angesichts der großen Gefahren ihren Frieden gemacht. In seiner ersten Sitzung faßte das neue Parlament den Beschluß, der junge Prinz habe sich durch die Annahme des Titels eines Königs von England des Hochverrats schuldig gemacht, und bedrohte mit schweren Strafbestimmungen jede Verbindung mit ihm, jede Anerkennung oder Verteidigung des angemaßten Rechtes in Schrift oder Rede. Zugleich beschloß das Haus Kriegsmannschaft für Flotte und Landheer auszurüsten, fremde Truppen in englischen Dienst zu nehmen und den König instandzusetzen, alle durch seine Allianzen mit den Kontinentalstaaten ihm obliegenden Verpflichtungen zu erfüllen.

7. Sept. 1701.

Jan. 1702.

Wilhelms III. Ausgang.

Wie vor dreizehn Jahren lagen die Geschicke des britischen Reichs und eines

großen Teils von Europa wieder in der Hand des Oraniers. Mehr als je feierte man ihn in England als „Volkskönig“, als den Wiederhersteller des alten Rechts, kraft dessen der Wille der Nation, in seinen legalen Organen ausgesprochen, das oberste Staatsgesetz sei; auf dem Festland erblickte man in ihm den Retter gegen französische Vergewaltigung. Da schnitt das Schicksal seinen Lebensfaden entzwei. Eine Verletzung am Arm infolge eines Pferdesturzes auf der Jagd zog ihm ein Fieber zu, das ihn im zweiundfünfzigsten Jahr ins Grab stürzte. „Hätte 8. März 1702. man diesen Geist in einen gesunden Körper verpflanzen können zum Heil der allgemeinen Sache!“ rief Sophie Charlotte von Preußen bei der Todesnachricht aus. Es war das richtigste Urteil über den Mann. Von krankhafter Anlage, hager und blaß, hat er doch durch die Kraft seines Geistes und Willens alle Schwierigkeiten überwunden. Obwohl die Engländer zu dem wortkargen, ernsten, nur den Staats- und Kriegsgeschäften lebenden deutsch-holländischen Fürsten nie Liebe und Sympathie empfanden, so waren sie ihm doch zum höchsten Dank verpflichtet. Er vor allen hat den parlamentarischen Rechts- und Verfassungsstaat des Inselreichs begründet. Seine welthistorische Mission war, bürgerliche Freiheit und religiöse Toleranz gegen den französischen Absolutismus und katholischen Glaubenszwang zu verteidigen. In dieser Stellung und Aufgabe hat der calvinische Fürst die Prädestination seines Schicksals zu erkennen geglaubt. „Sein Leben macht den Eindruck einer Seefahrt, die zwischen gefährlichen Klippen nicht selten unter heftigen Stürmen dahinführt, in welcher der geschickte Pilot jede Wendung der Elemente benutzen muß.“

Nach dem Tod des kinderlosen Fürsten bestieg kraft der im Jahr 1688 fest- Königin Anna und die Marlboroughs. gesetzten Erbfolgeordnung seine Schwägerin Anna Stuart (geb. 6. Febr. 1665) den englischen Thron, eine Frau von häuslichen Tugenden aber geringen Geistesgaben, der anglikanischen Kirche eifrig ergeben, nicht ohne Anmut und Liebenswürdigkeit im Umgang, doch vor der Zeit gealtert, langsam in Auffassung und Urteil, unwillig zu angestrengter Arbeit und bei aller Unselbständigkeit stolz auf ihre fürstliche Stellung. Die ersten Schritte der neuen Königin, in der noch der Stuartsche Geist fortlebte, weckten in den Reihen der Whigs die Besorgnis, die Politik Wilhelms möchte wieder aufgegeben werden. Den größten Einfluß im Kabinett erlangte ihr Oheim, der hochmütige und ränkesüchtige Graf von Rochester, und die meisten übrigen Räte waren entweder entschiedene Tories und Hochkirchenmänner oder doch den altenglischen Anschauungen zugethan. Selbst der Lordschatzmeister Godolphin, ein wortkarger arbeitsamer Staats- und Finanzmann, der im Ministerrat Wilhelms hohes Ansehen genossen, stand mehr auf seiten der Tories. Wenn dessenungeachtet die große Allianz aufrecht erhalten ward, der bereits in der Vorbereitung begriffene Krieg zur Durchführung kam, so war dies hauptsächlich das Werk Marlboroughs und seiner Gemahlin. Wir wissen, wie sehr die Tochter Jakobs II. von Jugend auf mit Sarah Jennings, die John Churchill, der schönste Mann in England, der gewandteste Höfling zu

seiner Gattin erkoren, durch die Bande der Liebe und der Seelensympathie verknüpft war. Ebenso geistesgegenwärtig wie willensstark, wandelte die Lady auf dem schlüpfrigen Boden der Hofintrige mit leichtem und gewissem Fuß einher. Gerade durch den Gegensatz ihrer Charaktere herrschte sie über die unselbständige Natur der Königin. Durch den Einfluß dieser Dame, die den whiggistischen und niederkirchlichen Ansichten mit Entschiedenheit zugethan war, geschah es, daß die Leitung des Kriegs- und Staatslebens auf ein Jahrzehnt in die Hände des hochbegabten Mannes kam, dessen gute und schlimme Eigenschaften wir früher kennen gelernt (S. 490).

2. Die drei ersten Kriegsjahre.

Die kriegführenden Mächte. Als König Wilhelm III. aus der Welt ging, hatte der Krieg zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon bereits begonnen. Denn ebenso rasch wie der Statthalter der spanischen Niederlande durch französische Hilfstruppen instandgesetzt war, die Festungsbarriere von den holländischen Garnisonen zu befreien und die Verbindung mit Frankreich herzustellen, war der Herzog Viktor Amadeus an der Spitze eines savoyisch-französischen Heeres gegen Mailand gezogen, wo der Gouverneur, Prinz von Vaudemont die befreundete Armee bereitwillig aufnahm. Scheinbar gezwungen räumte darauf auch der Herzog von Mantua seine
April 1701. Hauptstadt und seine Besitzungen den Franzosen ein. Kaiser Leopold aber war entschlossen, die Rechte der Dynastie zu verteidigen und seinem zweiten Sohn Karl die spanische Monarchie zu erkämpfen. Dabei kam es ihm denn sehr zu statten, daß er durch den Karlowitzer Frieden in die Lage gesetzt war, die Streitmacht, die bisher in Ungarn beschäftigt gewesen, anderweitig zu verwenden. Und wie sehr die Truppen durch die siegreichen Schlachten und die treffliche Führung an Kraft und Selbstvertrauen gewonnen hatten, sollte bald zu Tage treten. Auch war Österreich nicht ohne Bundesgenossen. Wenn schon der Abfall des bayrischen Kurfürsten Max Emanuel und des Kölner Erzbischofs der kaiserlichen Heerführung mancherlei Schwierigkeiten bereiten mochte, so hielten dagegen die meisten übrigen Reichsfürsten, voran der Herzog von Württemberg und der Markgraf von Baden, an Habsburg fest oder wurden wie Gotha und Braunschweig-Wolfenbüttel gezwungen, die für Frankreich geworbenen Truppen zurückzuhalten oder mit dem Reichsheer zu verbinden. Besonders war es ein großer Vorteil für den Kaiser, daß er den Kurfürsten von Brandenburg für sich gewann, indem er einwilligte, daß derselbe sein souveränes Herzogtum Preußen in ein Königreich verwandelte. Dafür verpflichtete sich Friedrich durch einen
16. Nov. 1700. Vertrag in Wien, mit seinen Truppen den Kaiser zur Behauptung der Successionsrechte seines Hauses auf die spanische Monarchie zu unterstützen. Auch Georg Ludwig von Hannover fühlte sich durch die erneuerte Übertragung des kurfürstlichen Ranges auf sein Haus nach dem Tod seines Vaters Ernst August

(† 1698) dem Kaiser zu Dank und zur Hilfeleistung verpflichtet. Bei allem dem wäre die Durchführung des Kriegs gegen das von Spanien unterstützte Frankreich schwer gefallen, hätte nicht, wie wir wissen, Wilhelm von Oranien noch kurz vor seinem Tod die große Allianz zustandegebracht, worin sich die beiden Seemächte zur Kriegshilfe verpflichteten, um dem Habsburger Prätendenten wo nicht die ganze spanische Monarchie so doch Mailand und Unteritalien zu verschaffen. Die Anstalten der französischen Kaufmannswelt, die politische Lage für ihre Interessen in der Neuen Welt auszubeuten, mußten die Besorgnis Hollands und Englands erregen. In den Händen eines Habsburgers, dem kein mächtiger Seestaat ratend oder befehlend zur Seite stand, blieb Spanien nebst seinen Kolonien in der bisherigen Abhängigkeit von den großen Handelsmächten.

Die Dinge lagen äußerlich betrachtet günstig für Frankreich: die meisten Länder des westlichen Europa folgten der Parole, die von Versailles ausging; mit den Schweizer Kantonen waren die alten Verträge erneuert worden, kraft deren manche Regimenter helvetischen Fußvolks unter die französische Fahne traten; von Brest, Toulon und Marseille liefen gutbemannte Kriegsschiffe aus; Mailand, Mirandola, Mantua waren bereits in französischen Händen; bis an das Gebiet von Venedig stand französisches Kriegsvolk. Ludwig XIV. hatte alle Ursache an neue Siege zu glauben! Aber in seiner Berechnung übersah er die großen Veränderungen, die in dem letzten Jahrzehnt eingetreten waren. Denn während in Frankreich die erprobten Feldherren und Staatsmänner von ehedem gestorben oder zurückgetreten waren, standen im andern Lager Männer an der Spitze der Heere, wie Prinz Eugen und Marlborough, oder wie Anton Heinsius, ein schlichter einfacher Mann von unermüdlicher Arbeitskraft und großem staatsmännischen Verstand, in dem das politische Genie Wilhelms III. fortlebte. Die Seele der militärischen Unternehmungen war Prinz Eugen. Wir haben den genialen Feldherrn schon früher kennen gelernt. Aus einer dem savoyischen Fürstenhaus verwandten, in Frankreich seßhaften Familie entsprossen, verließ der Sohn der Olympia Mancini, der Nichte Mazarins (S. 82), das Land seiner Geburt, wo dem nach Kriegsruhm strebenden, aber für den geistlichen Stand bestimmten Jüngling von kleiner unscheinbarer Gestalt keine Laufbahn offen stand, um unter Habsburgs Fahnen dem Drang seiner kriegerischen Natur zu folgen. Seinem Feldherrntalent war es in erster Linie zuzuschreiben, daß die Türkenkriege sich so sehr zu gunsten Österreichs entschieden (S. 444 f.), und welchen Aufschwung das kaiserliche Kriegswesen unter seiner Leitung gewonnen, zeigte sich gleich im Anfang des gegenwärtigen Kriegs. Die Franzosen hatten alle nach Italien führenden Alpenpässe besetzt; aber dem umsichtigen Feldherrn gelang es, mit Hilfe der ergebenen Gebirgsbewohner, welche Zugochsen herbeischafften, auf unwegsamen Pfaden mit unsäglicher Mühe die Höhen zu übersteigen. Wo seit Menschengedenken kein Karren durchgebracht worden,

Lage und Führer.

Der Krieg in Italien. 1701. 1702.

passierte ein großes Kriegsheer mit seinem Geschütz und Gepäck. Ungarische Reiterei durchstreifte wieder die italienische Ebene. Dieselbe Meisterhaftigkeit bewies Eugen auf dem ganzen Feldzug. Nachdem er ein abgezweigtes Korps unter dem Grafen Tessé bei Carpi geschlagen (9. Juli 1701), drängte er den Oberbefehlshaber, Marschall Catinat, ohne eine Schlacht zu liefern, bis nach Mailand zurück, gewann Mirandola und Modena, schlug Catinats Nachfolger, den Marschall Villeroi, der ihn in seiner wohlverschanzten Stellung bei Chiari anzugreifen wagte (1. September 1701), zurück und nahm den unvorsichtigen

Febr. 1702. und unfähigen Gegner in Cremona gefangen. Dadurch gewann Österreich das Vertrauen der übrigen Mächte. Nun beeilte man sich in Paris, neue Verstärkungen über die Alpen zu schicken und den tüchtigsten General der Zeit, Vendome, zum Oberfeldherrn zu ernennen. Vendome war der Sohn jenes aus dem Krieg der Fronde bekannten Mercoeur, der Urenkel Heinrichs IV. und Gabrielles. Er gehörte der ältern Schule von Männern an, wie der Marschall von Luxembourg, die den Genuß, ja das Laster liebten und jede Ausschweifung für erlaubt hielten, wenn sie dabei nur zugleich glänzende Thaten verrichteten. Dem neuen Feldherrn gelang es, die Fortschritte der Kaiserlichen zu hemmen. Auch König Philipp V. fand sich auf kurze Zeit bei dem Heer ein. Mantua, zu dessen Belagerung sich Eugen angeschickt, wurde gerettet, in einem Zusammen-

Aug. 1702. treffen bei Luzzara eine Menge Kanonen und Fahnen erbeutet, Guastalla besetzt, der Ruf der französischen Waffen aufrecht erhalten.

Die Feldzüge am Rhein u. in den Niederlanden. 1702. 1703.

Mittlerweile hatte auch der Krieg am Ober- und Niederrhein begonnen. Ludwig von Baden, der erprobte Feldherr aus den Türkenkriegen, vom Kaiser zum Oberbefehlshaber der Reichstruppen ernannt, leitete die Kriegsoperationen im südwestlichen Deutschland und suchte die Verbindung der Franzosen mit den Bayern zu verhindern. Gegen den abgefallenen Kurfürsten von Köln wurde eine Reichsexekution verhängt und seine Festung Kaiserswerth von brandenburgischem und pfälzischem Kriegsvolk, dem sich holländische Hilfstruppen angeschlossen, nach

Juni 1702. hartnäckigem Widerstand eingenommen. Bald darauf erschien der Herzog von Marlborough mit einer Armee von 60,000 Mann in den Niederlanden. Als der große Feldherr nach der Maas und dem Niederrhein vorrückte, kam ein frischer Geist über die Verbündeten. Der französische General Boufflers, ein Mann ohne hervorragende militärische Begabung, beschränkte sich auf die Verteidigung der flandrisch-brabantischen Provinzen und ließ seinem Gegner freie

Juli 1702. Hand an der Maas. Marlborough brachte in kurzem Venloo, Roermonde, Lüttich in seine Gewalt und machte, nachdem er sich mit den Preußen und den übrigen Verbündeten vereinigt, solche Fortschritte, daß in kurzem die wichtigsten Festungen und Städte, wie Geldern, Rheinberg, Limburg und Bonn in den Besitz der Alliierten kamen und die Franzosen das ganze Kurfürstentum räumen mußten. Joseph Clemens selbst sah sich genötigt, als der Reichshofrat ihn für einen Verräter erklärte und die Verwaltung des Landes dem Domkapitel über-

trug, den abziehenden Beschützern zu folgen und seinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Der geistliche Fürst hatte sich selbst gerühmt, daß er mit Hilfe der Franzosen gegen die Einwohner des Bergischen Landes, weil sie den Pfälzern vor Kaiserswerth Vorschub geleistet, so gehaust habe, „daß sich auf zwanzig Meilen kein Bauer mehr habe sehen lassen". Nunmehr erlangten die Verbündeten am ganzen Niederrhein die Oberhand.

Aber gewaltig hielt die Monarchie Ludwigs XIV. unter solchen Stürmen sich aufrecht. Während in Languedoc der Bürgerkrieg gegen die „Camisarden", der uns aus früheren Blättern bekannt ist, seine greuelvollste Gestalt erreicht hatte und nicht nur die Miliz der Provinz, sondern auch regelmäßiges Militär unter dem Marschall de la Baume Montrevel in Anspruch nahm, waren die Franzosen stark genug, die spanischen Niederlande durch ausgedehnte Linien zu beschützen, vermochte Villars, nachdem er Kehl besetzt und sich in dem glücklichen Treffen bei Friedlingen den Marschallstab verdient, den Markgrafen Ludwig von Baden aus seinen Stellungen zu drängen und sich den Weg nach Schwaben zur Verbindung mit dem Kurfürsten von Bayern zu öffnen, der sich der Festung Ulm bemächtigt hatte. Der Reichsfeldherr, der von dem unfähigen und unbotmäßigen kaiserlichen General Styrum in allen Unternehmungen gehemmt, von den Reichsständen mangelhaft unterstützt ward, dessen Truppen hungerten und in Lumpen gingen, war nicht im stande mit seiner Armee, die durch massenhafte Desertionen sich täglich verminderte, die Vereinigung der Franzosen und Bayern zu hindern.

Franzosen und Verbündete.

Okt. 1702.

Villars machte seinem Bundesgenossen den Vorschlag, einen Handstreich gegen Wien auszuführen und der in Ungarn sich vorbereitenden Insurrektion Nachdruck zu verleihen. Dem Kurfürsten sagte jedoch der Vorschlag nicht zu; er hegte andre Pläne. Er glaubte Ansprüche auf Tirol zu haben, das man einst mit Unrecht seinem Haus entrissen habe, und das man ihm in Paris vertragsmäßig zugesagt hatte. So brach er denn an der Spitze eines Heeres von 12,000 Bayern und Franzosen nach dem Süden auf. Dank der sorglosen Landesregierung, die alle Anstalten zur Verteidigung verabsäumt hatte, konnte er sich ohne namhaften Widerstand der Festung Kufstein bemächtigen und in Hall und Innsbruck einziehen. Er versprach den Tirolern ein gerechtes und mildes Regiment und traf sofort Anstalten, sich des Landes durch Besetzung der Pässe und festen Orte zu versichern. Während Villars die obere und mittlere Donau beherrschte, sollte Vendome von Italien aus nach dem Brenner vorrücken und dem Kurfürsten bei der Eroberung des Berglandes behilflich sein. Die Tiroler waren mit der österreichischen Herrschaft keineswegs zufrieden; aber ihre Mißstimmung galt hauptsächlich den Beamten, nicht dem Haus Österreich, für das sie stets treue Hingebung hegten. Sie schrieben vielmehr die Schuld der raschen Okkupation dem Verrat der Amtleute zu, und ihr Haß richtete sich gegen diese und gegen die äußern Feinde. Die Requisitionen des Kurfürsten gossen Öl in

Der Volkskrieg in Tirol.

Juni 1703.

die Flamme. Es erinnert an die wildesten Szenen des deutschen Bauernkriegs, bemerkt Ranke, wie auf den Grund eines falschen Gerüchts der Oberstwachtmeister im Burggrafenamt, Hohenhauser, von den Bauern erschossen, an andrer Stelle ein Pfleger eines unbesonnenen Wortes wegen erschlagen ward. In kurzem erhob sich in ganz Tirol ein Volksaufstand. Erfüllt von der Hinneigung zu Österreich wie von angestammtem Nachbarhaß gegen Bayern, richteten die streitbaren Söhne des Alpenlandes meist unter selbstgewählten Schützenhäuptern von den wohlbekannten Berghöhen und aus den unzugänglichen Thalschluchten ihre Büchsen gegen die Feinde und hinderten sie durch einen wohlgeleiteten Scharenkrieg am Vorrücken. Die Natur des Landes war ihr starker Bundesgenosse. Steine und Felsstücke rollten von den Anhöhen auf die Vorüberziehenden; Brücken und Stege über die Bergströme wurden eingerissen; Verschanzungen schlossen die Pässe des Brenner, hinter welchen die Scharfschützen ein mörderisches Feuer eröffneten; Massen von Verwundeten wurden zurückgebracht. Der Gedanke, sich mit dem vom Gardasee aus heranziehenden Vendome zu vereinigen, mußte aufgegeben werden. Nach großen Verlusten räumte Max Emanuel das Bergland, und auch Vendome schickte sich nach einem vergeblichen Angriff auf das tapfer verteidigte Trient zum Rückzug nach Italien an, sich durch greuliche Verwüstung des Etschthales für den Widerstand und die getäuschten Hoffnungen rächend.

Die Vorgänge in Ungarn. Während die Tiroler für das Habsburger Herrscherhaus so thatkräftig eintraten, kam in den Donauländern eine Bewegung von entgegengesetzter Natur zum Ausbruch. Die Wiener Regierung gedachte die Siege über die Türken zur Germanisierung der Ostländer und zur engern Verbindung Ungarns und Siebenbürgens mit Deutschösterreich auszunutzen. Dem Vorrücken der deutschen Waffen sollte nun endlich auch die deutsche Kolonisation durch deutsch redende und in deutschem Verwaltungsdienst geschulte Beamte auf dem Fuße folgen. Deutsches Wesen sollte das herrschende und die deutsche Hauptstadt Wien der wirkliche Mittelpunkt des Reichs werden. Aber diese Einheitsbestrebungen hatten neue Vergewaltigungen zur Folge. Schon vor Beendigung der Türkenkriege war Ungarn für ein Drittel der gesamten Kriegsauflage herangezogen worden, ohne daß man die verfassungsmäßige Vertretung des ungarischen Königreichs befragt oder der altverbrieften Steuerfreiheit des magyarischen Adels geachtet hätte. Nach dem Karlowitzer Frieden wollte man die errungenen Erfolge durch gesamtstaatliche Reformen krönen. Zu dem Ende berief das Ministerium einen Konvent von Prälaten, Großadligen und Machtboten der Gespanschaften nach Wien und legte der Versammlung einen Reformplan vor, kraft dessen die deutsch-österreichische Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege auch in Ungarn und Siebenbürgen zur Geltung gebracht, die Kronlande jenseit der Leitha ganz so eingerichtet werden sollten wie eine deutsche Provinz, „damit das Land durch Steuern und Abgaben besser ausgenutzt und ohne die periodische Bewilligung der Stände eine ewige Kontribution eingeführt werden könnte". Die Machtstreiche der siebziger und achtziger Jahre, die wir früher kennen gelernt, sollten in andrer Gestalt wiederholt, die Einverleibung Ungarns und Siebenbürgens vervollständigt, die Selbständigkeit des Magyarenreichs und mit derselben das augsburgische und helvetische Glaubensbekenntnis ausgelöscht werden. Die Ger-

manisierung der Ostländer, die in frühern Jahren, als die Volkselemente noch weicher und weniger widerstandsfähig waren, verabsäumt worden, sollte jetzt auf den Trümmern der altnationalen Freiheit und Selbständigkeit, auf dem verödeten Boden religiöser Autonomie vor sich gehen. Im Fall einer energischen Widersetzlichkeit gedachte man die slawischen Stämme als „gefügigen Keil“ gegen das Magyarentum zu gebrauchen. Der Plan scheiterte an der Opposition der geistlichen und weltlichen Magnaten, an deren Spitze ein hoher Würdenträger der katholischen Kirche stand, Paul Széchényi, Erzbischof von Kolocza. Gegen ein Ketzermandat des Graner Erzbischofs und Kardinalprimas von Ungarn erhoben die Seemächte und die evangelischen deutschen Stände Einsprache. Ein tiefes Mißtrauen griff seitdem in Ungarn und Siebenbürgen Platz, das den Späheraugen der Agenten Ludwigs XIV. nicht entging. Französisches Gold und französische Verführungskunst gossen Öl in die Flamme. Franz Rakoczy II., der Sprößling des einst so mächtigen Geschlechts in Siebenbürgen, sollte wegen hochverräterischer Verbindungen mit den ungarischen Unzufriedenen vor Gericht gestellt werden. Er entfloh der Haft und wartete in Polen auf den Augenblick Nov. 1701. der Heimkehr, um die Ansprüche seiner Familie auf die Fürstenwürde in Siebenbürgen wieder geltend zu machen. In Wien verurteilte man ihn zum Tod und Güterverlust und setzte einen Preis auf sein Haupt. Rakoczy brauchte nicht lange auf eine Gelegenheit der Rache zu harren. Die über den Steuerdruck ergrimmten Bauern in den Theißgegenden erhoben, als der größte Teil der deutschen Truppen aus dem Land gezogen war, die Fahne der Empörung. Der kleine Adel schloß sich an. Die Insurgenten riefen den siebenbürgischen Fürsten zum Anführer aus und dieser zögerte nicht, im Vertrauen auf französische und polnische Hilfe dem Ruf Folge zu leisten. Nun nahm der ungarische Aufstand größere Dimensionen an. In Wien geriet man in Verlegen- Frühjahr 1703. heit; die einen rieten zur Nachgiebigkeit, die andern zur Strenge. Aber für die letztere Maßregel fehlte es an Truppen und Geld. Der Sieg Alexanders Karolyi über die Insurgenten war ohne nachhaltige Wirkung; vom Wiener Hof beleidigt schloß sich der Graf selbst dem Aufruhr an. In seiner Bedrängnis ernannte der Kaiser den Prinzen Eugen zum Präsidenten des Hofkriegsrats und legte die Entscheidung über die Kriegsangelegenheiten in seine kräftige Hand.

Der Plan, Tirol mit Bayern zu vereinigen, war dem Kurfürsten Max Französische Kriegserfolge. Emanuel zerronnen, aber nicht sein Mut. Mit den Truppen Villars' verbunden, 1703. widerstand er kräftig den von allen Seiten gegen sein Land anrückenden Feinden. Er behauptete sich im Besitz von Kufstein und Regensburg; er brachte bei Höchstädt dem General Styrum eine Niederlage bei und nötigte den Markgrafen 20. Sept. 1703. von Baden den Rückzug anzutreten; im Verein mit der französischen Armee eroberte er Augsburg und Passau. Man war in Wien in großer Besorgnis, er möchte in Österreich oder Böhmen einrücken und den ungarischen Malkontenten und Aufständischen die Hand reichen. Max Emanuel war ein Fürst von Kraft und Unternehmungsgeist: wie einst sein Vorgänger an der Seite des Kaisers seinem Herzogtum eine geschichtliche Stellung und den kurfürstlichen Rang erworben, so gedachte er an der Seite Frankreichs sich zu höhern Dingen aufzuschwingen. In Versailles erkannte und schätzte man den Wert eines solchen Verbündeten. Als er sich mit Villars nicht gut vertrug, rief man denselben ab und gab ihm in Marsin einen fügsameren Nachfolger. — Zugleich gewannen

die Franzosen am Ober- und Mittelrhein vorteilhafte Stellungen. Im September fiel die Festung Altbreisach in die Hände Vaubans und einige Wochen nachher brachte Marschall Tallard den zwieträchtigen Reichstruppen an dem Speierbach eine empfindliche Niederlage bei und erzwang die Rückgabe von Landau. Und auch in Italien erhielt die französische Armee die Oberhand. Als die Regierung zu Versailles in Erfahrung brachte, daß nach dem fehlgeschlagenen Angriff auf Tirol der Herzog von Savoyen-Piemont mit dem Plan umgehe, die Waffen-
Sept. 1703. brüderschaft zu tauschen und mit dem Kaiser in Bund zu treten, erhielt Vendome die Weisung, eine Entwaffnung der herzoglichen Truppen zu fordern. Dies beschleunigte den Abfall. Viktor Amadeus ließ sich durch die Vermählung seiner beiden Töchter an zwei bourbonische Prinzen, den Herzog von Bourgogne und Philipp von Anjou, nicht abhalten sich den Verbündeten anzuschließen, die ihm Hilfstruppen und Vergrößerung seines Landes in Aussicht stellten. Dadurch zog er schwere Kriegsnot über sein Volk. Vendome eroberte die festen Orte Vercelli, Montmélian, Nizza, machte die Garnison zu Kriegsgefangenen und besetzte den größten Teil von Piemont, ohne daß der Herzog und die deutsche Hilfsmannschaft, die ihm General Starhemberg zuführte, es zu hindern vermochten.

Die Lage der Dinge in der Pyrenäischen Halbinsel. Das größte Vertrauen setzte der Hof von Versailles auf Spanien. Philipp war von der Nation mit Jubel begrüßt worden; er galt als der Träger der nationalen Einheitsidee. Portocarrero, der ehrgeizige herrschsüchtige Priester, der den Vorsitz in dem engern Staatsrat (Despacho) führte, arbeitete ganz im Interesse Frankreichs. Ludwig XIV. betrachtete seinen Enkel als Unterkönig, den er fortwährend durch seine Ratschläge lenkte. War Philipp doch durch Temperament und Erziehung von so fügsamer unselbständiger Natur, daß er fremder Leitung gar nicht entbehren konnte, daß er jedem, der ihm durch Entschiedenheit oder Intelligenz imponierte, zu Willen war und daß er insbesondere weiblichen Einflüssen nicht zu widerstehen vermochte. Schon als Jüngling lebensmüde und melancholisch, legte er gern die Lasten der Regierung auf andre Schultern; die Staatsgeschäfte waren ihm widerwärtig. Bei solcher Anlage war es ganz erklärlich, daß eine Dame von altfranzösischem Adel, Maria Anna de la Trémoille, welche in zweiter Ehe in die römische Fürstenfamilie Orsini vermählt gewesen und am päpstlichen Hof eifrig für die Bourbonische Succession gewirkt hatte, eine „zugleich majestätische und anmutige“ Frau, als Oberhofmeisterin der jungen Königin zu einer Stellung am Madrider Hof sich emporzuschwingen vermochte, wie Lady Marlborough am englischen.

Bürgerliche Parteiung in Spanien. Noch konnte Spanien der französischen Unterstützung nicht entbehren; nur mittels durchgreifender Reformen vermochte das Reich sich aus dem wirtschaftlichen und administrativen Verfall emporzuarbeiten. Dazu forderte Ludwig seinen Enkel auf und ließ es nicht an Instruktionen fehlen. Aber eine solche Reformthätigkeit verlangte Zeit, Intelligenz und Kräfte; und bereits setzten die Feinde ihre Hebel ein, um die schwachgelöteten Fugen der spanischen Nationalität

auseinander zu treiben. Die ersten Ansätze waren schon erfolgt durch die Landung eines englisch-holländischen Geschwaders bei Cadiz und durch die Wegnahme einer spanischen Handels- und Silberflotte in der Bucht von Vigo. Die Erfolge Herbst 1702. waren gering und wurden zum Teil aufgewogen durch den Nachteil, daß durch die Verwüstung Andalusiens die Bevölkerung zum glühenden Haß gegen die „ketzerischen Räuber" entflammt wurde, und durch die Verluste, welche die Zerstörung der reichbeladenen Galeonen den englischen und holländischen Kaufleuten zufügte, die unter spanischem Namen handelten. Aber immerhin waren es Anzeichen kommender Stürme, die bald über die Halbinsel hereinbrechen sollten. Die altspanische Partei wurde lebendig, die habsburgischen Sympathien erwachten beim Adel; einer der ersten Granden Spaniens, Henriquez de Cabrero, Herzog von Riosecco, Almirante von Kastilien, begab sich nach Lissabon und wirkte dort für den Anschluß an die Allianz.

König Don Pedro von Portugal trug anfangs Bedenken, seine bisherige Portugals Beitritt zur Allianz. Politik aufzugeben und die Rache Frankreichs zu reizen. Aber die Anerbietungen der Seemächte waren zu lockend: nicht nur daß ein holländisch-englisches Geschwader die Küste bewachen und ein namhaftes Landheer dem König zur Verfügung gestellt werden sollte, man ließ ihn auch eine Grenzerweiterung hoffen und der englische Gesandte Methuen sicherte den Portugiesen über die Ausfuhr von Wein und die Einfuhr von Wolle eine Handelsübereinkunft, die ihnen sehr günstig vorkam. Nun trat Don Pedro dem Bundesvertrag bei, und da es bald nachher 16. Mai 1703. den Bemühungen der englisch-holländischen Diplomatie gelang, das Wiener Kabinett aus seiner zuwartenden Stellung zu reißen und den Kaiser sowie den römischen König Joseph zu vermögen, ihre Rechte auf die spanische Monarchie dem Erzherzog Karl abzutreten und ihn als Gesamterben nach der Pyrenäischen 16. Sept. 1703. Halbinsel zu entsenden, so wurde nunmehr Portugal der Waffenplatz des Kriegs in dem Pyrenäenland. Aufs dürftigste ausgerüstet, reiste der achtzehnjährige König Karl III. Fürst über Norddeutschland nach dem Haag. Der Sitte der Zeit gemäß wurden ihm von den deutschen Höfen die glänzendsten Empfangsfeierlichkeiten bereitet. Eine holländische Flotte sollte ihn nach dem Tajo führen, aber heftige Herbststürme verzögerten die Abfahrt. Erst im folgenden Januar konnte er nach England hinübersetzen, wo er von der Königin und den Whigs mit Auszeichnung behandelt, von Jakobitischen Flugschriften dagegen als „katholischer König von Ketzer Gnaden" verhöhnt ward; am 8. März brachte ihn ein englisch-hollän- 8. März 1704. disches Geschwader unter dem Oberbefehl des General Fagel und des Herzogs von Schomberg, dessen Vater einst in dem portugiesischen Unabhängigkeitskrieg eine so hervorragende Rolle gespielt, nach Lissabon. Karl war weder an Charakter noch an geistigen Eigenschaften seinem französischen Rivalen merklich überlegen. Beide waren gutmütige und sittenreine Naturen, wohlwollend und gewissenhaft, aber unselbständig und ohne Thatendrang; jener abhängig von der Fürstin Orsini, dieser von seinem beschränkten kleinlichen Oberhofmeister, dem

Fürsten Anton Florian von Liechtenstein. Auch die Wahl der beiden Führer, des eigensinnigen Fagel und des unerfahrenen und unschlüssigen Schomberg war keine glückliche.

Der Methvenvertrag. 27. Dez. 1703. Der berühmte Methvenvertrag, der den Namen des englischen Gesandten in der europäischen Handelsgeschichte verewigt hat, wurde an der Themse und am Tajo als eine gewinnreiche Errungenschaft betrachtet. Indem er einerseits die Einfuhr portugiesischer Weine in England durch Herabsetzung der Steuer begünstigte, anderseits nur englische Wolle auf den portugiesischen Märkten zuließ, begünstigte er die Produkte der adligen Weinbergbesitzer am Tajo und Duero und der wollzüchtenden Grundherren im britischen Reich. Allein mit der Zeit erwies sich der Handelsvertrag sehr nachteilig für Portugal und brachte das Königreich ganz in Abhängigkeit von England. Die gesteigerte Weinausfuhr, heißt es bei Noorden, rief zunächst eine ausgedehntere Plantagenwirtschaft der vermögenden Klassen und eine Aufsaugung des kleinen Grundbesitzes ins Leben. Bald schon über den Begehr des Auslandes hinaus zur Weinkultur verwertet, deckte der Boden nicht mehr den staatlichen Bedarf an Fleisch und Brot. Die Industrie, der das Kapital entgegen war, erlahmte und nicht nur im Wollenverbrauch, sondern auch in allen übrigen industriellen Bedürfnissen ward Portugal abhängig vom Ausland. — Nachdem die Landwirtschaft unter dem Plantagenbau und das Handwerk unter der Überschwemmung des portugiesischen Marktes mit ausländischen Erzeugnissen verkümmert war, folgte als die Frucht solcher schwindelhaften Überspekulation auch die Zerrüttung der großen Vermögensstände.

3. Von Höchstädt bis Malplaquet.

Vereinigung der Heere. Mit dem Jahr 1704 trat eine Wendung in den Gängen und Wechselfällen des Kriegs ein. Weder die Ermahnungen des Kaisers und der Reichsfürsten noch die Bedrohung des bayrischen Landes durch deutsche, böhmische und dänische Truppen vermochten den Kurfürsten Max Emanuel von seinem Bund mit Frankreich abzubringen. Da faßte Prinz Eugen, der damals an der Spitze des gesamten österreichischen Kriegswesens stand, den Plan, durch einen kombinierten Angriff die französisch-bayrische Heeresmacht außerstandzusetzen, den kriegerischen Bewegungen, die sich von Süddeutschland bis nach Ungarn erstreckten, Vorschub zu leisten. Mit jenem Talent ausgerüstet, welches das Allgemeine und Große fest im Auge behält und dabei das Kleinste nicht übersieht, und mit der Autorität, die auf Erfahrung und Einsicht gegründet, sich jeden Augenblick geltend macht, entwarf er den Feldzug und Schlachtplan. Von Wien aus hatte er mit dem englisch-holländischen Heerführer Verbindungen eingeleitet, daß derselbe ihm mit seiner Armee nach Süddeutschland zu Hilfe ziehen möchte, und wurde in seinem Bemühen von dem kaiserlichen Hof unterstützt. Marlborough ging gern auf den Vorschlag ein. Er war mit Eugen ganz einverstanden, daß man durch einen großen Schlag eine Entscheidung herbeiführen, in die lahme Kriegsweise Leben und Bewegung bringen müsse. Aber es war für ihn keine leichte Arbeit, die spröden Elemente, die ihm allenthalben im Weg standen, zu überwinden: in England, wo die Faktionswut zwischen Tories und Whigs, zwischen Hochkirchlichen und Dissenters einen hohen Grad erreicht hatte, konnte der Herzog

nur durch die Gunst und die persönliche Unterstützung der Königin zwischen den fast gleich starken Parteien sich in seiner Machtstellung behaupten; er bedurfte glänzender Erfolge im Feld, wenn nicht der Landkrieg ganz erschlaffen sollte: die hochmögenden Herren in Amsterdam, welche während der statthalterlosen Zeit das Regiment führten, berechneten genau die Summen, die sie für die österreichischen Interessen verausgabten. Es machte auf die Handelsherren der Republik wenig Eindruck, daß man ihnen vorstellte, die bayrisch-französische Stellung im Herzen des Reichs verzehre „einem giftigen Fiebergeschwür vergleichbar" die Kräfte der Allianz. Den calvinischen Regenten ging die bedrängte Lage Österreichs, das ihre Glaubensverwandten in Ungarn bedrückte, nicht sehr zu Herzen. Der englische Oberfeldherr konnte nur dadurch den gemeinsam gefaßten Kriegsplan durchführen, daß er von einem Streifzug an die Mosel sprach, sein eigentliches Vorhaben vor jedermann geheim hielt. Zum Glück übertrug Ludwig XIV. dem aus der österreichischen Kriegsgefangenschaft entlassenen wenig befähigten General Villeroi den Oberbefehl über die belgisch-französischen Truppen gegen den holländischen Feldherrn Ouverkerk, der nach Marlboroughs Abzug die Verteidigung der Niederlande übernahm. In Frankreich erriet man nach und nach die Absicht des englisch-holländischen Befehlshabers, als er mit seinem Bundesheer sich von der Mosel nach dem Rhein und Neckar wandte, und König Ludwig beschloß, seinen getreuen Waffengenossen im Gebiet der obern Donau kräftig zu unterstützen. Es gelang dem Marschall Tallard mit einem beträchtlichen, wohlversehenen Heer in einer breiten Marschlinie durch das verschanzte Höllenthal und die Seitenthäler des Schwarzwaldes vorzudringen und sich mit dem Kurfürsten und Marsin bei Villingen zu vereinigen. Einige Wochen nachher traf Marlborough mit Eugen bei Großheppach im Württembergischen zusammen. Mai 1704. 12. Juni.

Die drei Feldherren.

In seiner äußern Erscheinung stach der männlich-schöne englische Lord vorteilhaft ab gegenüber dem unansehnlichen beinahe mißgestalteten kaiserlichen Feldherrn, und auch das diplomatisch-gewandte, von dem Nimbus einer selbstbewußten Würde umgebene Benehmen des Engländers war sehr verschieden von der einfachen bescheidenen alle Förmlichkeit verschmähenden Haltung des andern. Um so mehr stimmten die innern Eigenschaften der beiden großen Männer überein oder ergänzten einander. Denn in beiden einte sich in derselben harmonischen Mischung ein kühler durchdringender Verstand mit lebhafter Imagination, scharfe Klarheit des Willens mit rücksichtsloser Kühnheit des Handelns, eine vollständig nüchterne Beherrschung des Moments mit feinfühligem beinahe ahnungsvollem Verständnis der künftigen Entwickelung. Beide waren tiefe und erfahrene Menschenkenner, beide voll besonnenen Mutes, beide „hart geworden im Feld und verfeinert an den Höfen". In sittlicher Hinsicht war der gerade, wahrheitliebende Eugen seinem englischen Waffengenossen, dem Meister in der Kunst der Verstellung, weit überlegen. Der Reichsfeldherr Ludwig von Baden, der dritte in dem Feldherrenbund, glänzte nur noch durch seinen alten Kriegsruhm, während seine methodisch-bedächtige zaudernde Kriegführung in Widerspruch stand mit der genialen Strategie und dem kühnen Unternehmungsgeist der beiden andern, und sein verwahrlostes, an allem Mangel leidendes Herr war ein getreues Abbild des staatlichen Jammerzustandes des damaligen Deutschen Reichs.

Der Feldzug an der Donau. 1704. In Großheppach kam man überein, daß Eugen die Bühler Linien gegen die französische Rheinarmee verteidigen, die Truppen der Seemächte und das Reichsheer vereint gegen die bayrisch-französische Kriegsmacht vorgehen sollten, die oberhalb Donauwörth ein verschanztes Lager bezogen hatte. Als die unter Vermittelung Brandenburgs zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten angeknüpften Verhandlungen an den übertriebenen Forderungen des letzteren scheiterten, machten die Verbündeten einen Angriff auf die feindlichen Truppen, die auf dem Schellenberg hinter festen Schanzwerken aufgestellt waren. Nach einem hartnäckigen 2. Juli 1704. Kampf wurde der bayrische General Graf Arco zum fluchtähnlichen Abzug genötigt, verfolgt von der englischen Reiterei. Von 10,000 Mann bayrischer Kerntruppen rettete sich nur ein Drittel, die übrigen wurden Kriegsgefangene oder fanden ihren Tod in den Fluten der Donau. Marlborough drang über den Lech in die Kurlande ein. Max Emanuel zweifelte nicht, daß die erlittenen Unfälle bald ausgeglichen sein würden, da die französische Hauptarmee zu seiner Hilfe heranrückte. Alles deutete auf eine nahe Entscheidung hin. Als Marschall Tallard, ein feiner mehr diplomatisch als strategisch gewandter Militär und 22. Juli. Hofmann, den Bundesgenossen seines Königs bei Augsburg umarmte, sagte er, daß eine Schlacht bevorstehe, „die das Pharsalus des Kriegs sein werde". Er dachte wohl, dem Versailler Machthaber würde die Rolle Cäsars zufallen. Aber es sollte anders kommen. Eugen übertrug die Hut der Rheingrenze einigen Deckungsmannschaften und zog mit seinem Hauptheer die Donau abwärts, um sich mit Marlborough und Ludwig von Baden zu vereinigen. Die zaudernde Haltung des Reichsfeldherrn hatte schon bisher wiederholt zu Reibungen und Streitigkeiten mit dem englisch-holländischen Befehlshaber geführt; auch jetzt bestand er darauf, daß man vor allem sich der Festung Ingolstadt bemächtigen müsse. Dies gab dem Prinzen von Savoyen, dem Leopold die freie Verfügung über die gesamte kaiserlich-deutsche Kriegsmacht eingeräumt hatte, Gelegenheit, den eigensinnigen Reichsfürsten mit 20,000 Mann von der Hauptarmee abzutrennen und zu dem Festungskrieg vor Ingolstadt zu entsenden. Dann beschlossen Die Schlacht bei Höchstädt (Blenheim). die beiden andern Heerführer auf der Ebene, die sich oberhalb Donauwörths auf dem linken Ufer des Stromes gegen Höchstädt und Dillingen erstreckt, ihre Heerkörper zu vereinigen. Mit wunderbarer Kühnheit und strategischer Kunst hütete der Prinz das nördliche Donauufer gegen die vierfach stärkere Streitmacht der Bayern und Franzosen, bis Marlborough mit den seemächtlichen Truppen zu ihm stoßen und dann die gesamte Kriegsmacht der Verbündeten die Thalebene zwischen dem Höhenzug und dem Stromufer besetzen konnte. Dank der mangelhaften Auskundschaftung von seiten des bayrisch-französischen Hauptquartiers gelang die Aufstellung der kaiserlich-seemächtlichen Kriegsvölker ohne Störung. Bei Höchstädt, wo im vorhergehenden Jahr Styrum geschlagen worden, und in dem Dorf Lutzingen nahm Prinz Eugen Stellung, während Marlborough sich nordöstlich gegen das Dorf Blindheim (Blenheim) aufstellte. Hier ereignete sich

nun an einem heißen Augusttag die denkwürdige Schlacht, die in der deutschen Geschichte nach dem Städtchen Höchstädt, in der englischen nach dem Ort Blenheim genannt wird, eine wahre Völkerschlacht, wo Truppen verschiedener Landesabkunft und Sprache ihre Kräfte gegeneinander maßen. Fast einen ganzen Tag wogte die Schlacht unter furchtbaren Kämpfen unentschieden hin und her, als gegen Abend Marlborough durch eine Umformung des Angriffsplanes eine Wendung herbeiführte. Durch das energische Vordrängen der Reiterschwadronen, denen das Fußvolk rasch nachfolgte, wurden Tallards Schlachtreihen durchbrochen, Marsins rechter Flügel aufgerollt, die Bataillone des tapfern Obersten Blainville aus dem Dorf Oberglauheim geworfen. Zugleich richtete Eugen auf dem linken Flügel und im Zentrum, wo Max Emanuel den Oberbefehl mit Umsicht und Geschick führte, einen zermalmenden Stoß wider den Feind und nötigte ihn bei einbrechender Dämmerung zum Rückzug. Nachdem noch Marlboroughs Bruder, General Churchill, das verschanzte hartnäckig verteidigte Dorf Blindheim erstürmt, mußte das französisch-bayrische Heer eine Kapitulation unterzeichnen, wie die Führer der Verbündeten sie vorschrieben. Eugen und Marlborough hatten einen Sieg in der großartigsten Bedeutung des Wortes errungen. Mehr als 30,000 Leichen und Verwundete deckten das Schlachtfeld; 15,000 Franzosen, darunter Tallard selbst, gerieten in Gefangenschaft, das ganze Kriegsgerät wurde erbeutet; in allen Familien Frankreichs, vornehmen wie geringen, herrschte Trauer. Seit den Tagen Richelieus die militärische Vormacht des Abendlandes, hatte die Monarchie den ersten erschütternden Stoß empfangen; in den religiösen Kreisen Frankreichs war man verwundert und betroffen, daß Gott sich für „Ketzer und Usurpatoren" erkläre. Marlboroughs Name wurde noch lange in französischen Landen mit Grauen ausgesprochen. 13. Aug. 1704.

Auch für die Parteigenossen des Lords in England war der Tag von Blenheim ein Sieg. Von der Stunde an, da der Herzog auf der Walstatt an seine Gemahlin in Bleistiftzeilen seinen Triumph gemeldet, ging das Regiment an die Whiglords über; Rochester schritt gesenkten Hauptes einher und Godolphin führte das entscheidende Wort. Im Haag nahmen die hochmögenden Herren einen kriegerischen Aufschwung; noch einmal verklärte die Republik gleichsam das Abendrot der großen Kriegspolitik des siebzehnten Jahrhunderts. Der Winterfeldzug, den der Herzog an der Mosel unternahm, wobei er Trier besetzte, gereichte in erster Linie den Generalstaaten zum Vorteil. Am meisten gewann Kaiser Leopold durch den Siegestag bei Höchstädt. Während Max Emanuel sich notgedrungen dem Rückzug der französischen Armee durch die Pässe des Schwarzwaldes nach dem Rhein anschloß, langsam und spät verfolgt durch die Sieger, nahmen kaiserliche Truppen Besitz von dem bayrischen Land, zwangen die Kurfürstin, die von ihrem Gemahl eroberten Städte Augsburg, Regensburg, Passau herauszugeben, und übten Druck und Erpressung aller Art; zugleich ergingen an die ungarischen Insurgenten ernste Drohworte. Folgen der Schlacht.

Denn schon bedrohten diese unter Rakoczy die österreichische Herrschaft in den Donaulanden. Schon gärte es auch unter den von Steuern, Einquartierung Kaiser Leopolds Tod u. Charakter.

und Militäraufgebot zur Verzweiflung gebrachten Bauern und Bürgern in
5. Mai 1705. Bayern, als Kaiser Leopold I. aus dem Leben ging und sein ältester Sohn Joseph I., schon vor Jahren als römischer König von den Kurfürsten anerkannt, den Kaiserthron bestieg. Wir haben den Habsburger Herrscher in verschiedenen Lebenslagen, in Tagen des Glücks wie in Zeiten der Not und Gefahren kennen gelernt. Niemand hat weniger als er den Beinamen des Großen verdient, den ihm die schmeichelnde Geschichtschreibung beilegte. Beschränkten Geistes, bedächtig und unschlüssig, war er sein lebenlang abhängig von seinen Hofleuten und Räten und noch mehr von seinen jesuitischen Beichtvätern. Wie sein Ahnherr Friedrich III., ließ er dem Schicksal seinen Lauf, abergläubisch vertrauend, daß ein göttliches „Mirakel" zur rechten Zeit eintreten und Österreich erhalten werde. Geistliche Übungen, Jagd, Musik und friedliche Beschäftigungen, pedantische Überwachung der steifen spanischen Hofordnung lagen dem schwachen, unter klerikalem Einfluß stehenden Monarchen mehr am Herzen, als Waffenführung und Staatsgeschäfte. Es war nicht sein Verdienst, wenn während seiner langen Regierung Österreich zu höherer Macht emporstieg; große Feldherren, vor allen Eugen von Savoyen, glückliche Umstände und fremde Fehler haben dabei zusammengewirkt. Die Kriegspolitik erfuhr durch den Thronwechsel keine Wandlung. Kaiser Joseph I., dessen lebhafter beweglicher Geist von der stumpfen Trägheit seines Vaters ebenso sehr abstach, wie seine hochgewachsene Gestalt, seine Lebensfrische, seine Freude an männlichen Übungen, an Reiten, Jagen, Tanzen, sein heiteres Temperament von der kleinen ausdruckslosen Persönlichkeit und dem melancholischen Zug seines Vorgängers, trat mit voller Entschiedenheit in die Allianz ein und wendete sein ganzes Vertrauen dem ihm befreundeten Feldherrn Eugen zu. Eine freiere Erziehung hatte seinen Geist gehoben und veredelt; er war in religiösen Dingen tolerant und gewährte Priestern und Jesuiten keinen Einfluß über sich und seine Regierung. Eine seiner ersten Handlungen war, daß er Marlborough zum Fürsten des Reichs erhob.

Kaiser Joseph I. 1705–1711.

Versöhnungspolitik in Ungarn.

In Ungarn suchte er unter Vermittelung der Seemächte friedliche Zustände zu begründen, indem er die religiösen Bedrückungen einstellte, die Erhaltung der alten Rechte zusicherte und allen, welche die Waffen niederlegen würden, Amnestie versprach. Und wenngleich Rakoczy aus eignem Ehrgeiz und durch französische Versprechungen und Intrigen bewogen die Friedensanträge zurückwies und bei dem Versuch beharrte, den Fürstenstuhl von Siebenbürgen wieder an sich und sein Haus zu bringen, so verloren in Ungarn selbst die eigensüchtigen Magnaten, welche auf eine Losreißung des Landes von Österreich zusteuerten, zugleich aber die revolutionäre Bewegung für ihren eignen Vorteil auszubeuten suchten, immer mehr das Vertrauen des Volks und damit den Boden für ihr agitatorisches Treiben unter ihren Füßen. Als nun ein kaiserliches Manifest durch die beruhigende Versicherung, „daß die Vererblichkeit der ungarischen Krone niemals zur Beeinträchtigung der dem Königreich Ungarn eigentümlichen Rechte und Freiheiten ausschlagen werde", die Umtriebe der „Konföderierten" zurückwies und zugleich der General Herbeville durch einen meisterhaften Feldzug über die Steppen und Sümpfe die Pässe nach Siebenbürgen sicherte, gewann die Autorität der Habsburger

Dynastie in den Ostlanden allmählich wieder festen Grund, so daß eine geringe Truppenzahl zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung und zur Bekämpfung des Rakoczy'schen Anhangs genügte und die übrigen Streitkräfte gegen Frankreich verwendet werden konnten.

Gleichzeitig betrieb Joseph I. auf dem Reichstag zu Regensburg die Achtserklärung gegen den bayrischen Kurfürsten Max Emanuel, der mit Villars vereinigt an der Spitze der französisch-spanischen Truppen die niederländischen Grenzen bedrohte, und gegen den reichsfeindlichen Kirchenfürsten von Köln, der noch immer in Frankreich weilte. Beide wurden ihrer Reichswürden und Lehen verlustig erklärt, die Oberpfalz an den Pfalzgrafen bei Rhein zurückgegeben, einige Grenzgebiete am Inn mit Österreich verbunden, das übrige Land einem kaiserlichen Statthalter unterstellt, die Kurfürstin zur Flucht nach Mailand genötigt. Dieses Verfahren, das als der Anfang zur Einverleibung des Landes in Österreich angesehen ward, verbunden mit den fortdauernden Einquartierungslasten, Auflagen und Militärausbebungen, steigerte den Unmut der bayrischen Patrioten bis zur Empörung. Sie stifteten den Bund der „Landesverteidiger" und erregten einen Aufstand, der von verabschiedeten Soldaten geleitet in kurzem sich über ganz Ober- und Niederbayern ausdehnte. Aber Unordnung und Verräterei in den eignen Reihen führten die Niederlage bei Sendlingen durch österreichische Truppen herbei. Die schlechtbewaffneten bayrischen Insurgenten ließen 2000 Tote und Verwundete auf dem Kampfplatz. Die Gefangenen wurden an die Bäume geknüpft, die Führer mit dem Schwert hingerichtet, die kurfürstlichen Prinzen als Geiseln weggeführt, die Leiden und Drangsale durch neuen Druck erhöht. Noch lange erzählte sich das bayrische Volk von dem riesengroßen „Schmiedbalthes" (Balthasar Mayr), der nach vielen tapfern Kriegsthaten, die er einst vor Belgrad verrichtet, bei Sendlingen von einer Lanze durchbohrt ward, noch im Sterben das Löwenbanner schwingend.

Die Wittelsbacher geächtet. Bayern im Aufstand. Mai 1706.

Mittlerweile hatte der Krieg in den Rhein- und Moselgegenden, in Italien, in Spanien und zur See seinen Fortgang. Der Vorschlag des Reichsmarschalls Ludwig von Baden, mit vereinten Kräften über den Oberrhein nach dem Elsaß vorzudringen, fand keinen Beifall; vielmehr wollte Marlborough zuerst die Niederlande sicherstellen und dann von Trier aus über Lothringen in Frankreich einrücken. Er setzte seinen Willen durch: an der Spitze des seemächtlichen Heeres, dem auch der Markgraf einen Teil seiner Reichstruppen abgab, zog er nach der Mosel. Aber auch Ludwig XIV. hatte seine frisch organisierte Hauptmacht nach dem Norden gesandt und den Marschall Villars, der durch die Beendigung des Kamisardenkriegs (S. 403) an Ansehen gewonnen hatte, mit dem Oberbefehl betraut. Von Sierck aus, wo ein Lager bezogen und nach und nach befestigt ward, sollte die lothringische Grenze von Thionville bis Saarlouis gedeckt werden, indes Villeroi nach der Einnahme von Huy gegen die Maas vorrückte und Lüttich bedrohte und andre Truppenteile den Elsaß gegen Ludwig von Baden schützten. Im Juni kamen die beiden Feldherren Marlborough und Villars einander so nahe, daß die Welt mit Spannung einer neuen Schlacht entgegensah; allein der englische Herzog hielt es nicht für ratsam, da er von Deutschland und Holland nicht nachdrücklich genug unterstützt ward, sich mit dem überlegenen Feind, der durch neue Zuzüge fortwährend verstärkt wurde, in ein

Fortgang des Kriegs. Schlacht bei Ramillies. 1705. 1706. Juni 1705.

Treffen einzulassen. Er zog nach den Niederlanden zurück und gewährte dem Gegner den Triumph, sich eines Erfolgs über den Sieger von Blenheim zu rühmen. Der Triumph war aber von kurzer Dauer. Marlborough bewirkte bei den Generalstaaten, daß sie Kriegskommissäre zur Armee schickten, wie er sie wünschte, und rückte dann im Frühjahr gegen das französisch-belgische Heer, das unter dem Kurfürsten von Bayern und General Villeroi unweit der Dyle Stellung genommen hatte. Bald erfolgte die Schlacht bei Ramillies, wo das Feldherrntalent des Herzogs und die Tapferkeit seiner überlegenen Reiterei einen neuen glänzenden Sieg erfocht. Die geschlagene Armee zog in Unordnung nach Löwen, Geschütz, Fahnen, Kriegsgerät und viele Gefangene in den Händen der Verbündeten zurücklassend. Und diese versäumten nicht, die errungenen Vorteile und die Bestürzung der Feinde rasch zu benutzen. Zwei Tage nach der Schlacht zog Marlborough in Löwen ein; Mecheln, Brüssel, Gent und Brügge ergaben sich; allenthalben wurde Karl III. als König von Spanien und Herr der Niederlande ausgerufen; die Stände von Brabant schwuren ihm Treue. Nur noch in einigen festen Orten hielten sich französische Besatzungen, die Gefahr, eine Provinz von Frankreich zu werden, war durch den Schlag bei Ramillies von den spanischen Niederlanden abgewendet.

Mai 1706. *23. Mai.*

Schlacht von Turin.

Und nicht bloß für Flandern und Brabant war der Tag von Ramillies entscheidend, er wirkte auch auf das Land zurück, das nicht minder oft als die flandrische Ebene der Schauplatz kriegerischer Thaten zwischen Frankreich und Habsburg gewesen ist, auf die Lombardei. Wir wissen, daß Vendome den größten Teil des Herzogtums Savoyen-Piemont in seine Gewalt gebracht hatte; eben war der Duc de Feuillade, der Neffe des Kriegsministers Chamillard, den sich der französische Obergeneral selbst als Anführer neuer Verstärkungstruppen von Paris erbeten, mit der Belagerung der Hauptstadt Turin beschäftigt, welche die Eroberung des Herzogtums vollenden sollte, während Vendome selbst das mailändische Gebiet und alles Land bis zur Etsch besetzt hielt, die Angriffe der Kaiserlichen bei Cassano und anderwärts zurückweisend, da wurde der Marschall, den die Stimme des Volks als den einzigen fähigen Militär bezeichnete, welcher die bedrohte Nordgrenze zu beschützen vermöchte, durch den König abberufen, um die wichtigere Mission, wozu ihn das Vertrauen der Nation berief, zu übernehmen, gerade in dem Augenblick, als die dringend verlangten Verstärkungen bei dem kaiserlichen Heer in Verona anlangten. Preußische Truppen unter dem erfahrenen Feldherrn Leopold von Anhalt-Dessau, denen sich sächsische, pfälzische, hessische Regimenter angeschlossen, waren durch dieselben Tiroler Thäler herbeigezogen, welche die Bayern und Franzosen vor zwei Jahren hatten besetzen wollen. Ein Prinz von königlichem Geblüt, der Herzog von Orleans, wurde zum Oberfeldherrn der italienischen Armee ernannt, ihm zur Seite der wenig befähigte Marsin. Vendome erkannte die Gefahr; er selbst mußte noch dem großen kaiserlichen Feldmarschall seine bisherige Stellung bei Zevio an der untern

Etsch überlassen und sich über den Mincio zurückziehen. Wie hätten erst sein unerfahrener Nachfolger und dessen unschlüssiger Gefährte dem ersten Strategen des Jahrhunderts standzuhalten vermocht? Nur auf die Deckung von Mailand und auf die Eroberung der belagerten Hauptstadt Turin bedacht, machten sie keinen Versuch, Eugen in seinem Vorrücken nach Westen aufzuhalten, wie ihnen Vendome vor seinem Abgang geraten; vielmehr vereinigten sie ihre Truppen mit dem Belagerungsheer, das dadurch zu einer Höhe von 80,000 Mann stieg. Ohne Aufenthalt war ihnen Eugen in einem Parallelmarsch auf der Südseite des Po gefolgt, hatte ungehindert den Tanaro überschritten und rückte jetzt, nachdem er sich mit Viktor Amadeus verbunden, auf den Feind los, der ihn in den Verschanzungen vor Turin erwartete. Vergebens hatte Orleans den Vorschlag gemacht, den Kampf auf freiem Felde zu wagen; Marsin, auf dem ganzen Feldzug von Todesgedanken verdüstert und energielos, widersprach ihm. Und so erfolgte denn bei Turin die zweite Niederlage der Franzosen in diesem verhäng- 7. Sept. 1706.
nisvollen Jahr. Mit wetteifernder Tapferkeit erstürmten die Verbündeten die Verschanzungen, die Preußen unter Leopold von Dessau auf dem linken Flügel voran. Bald war die Flucht allgemein. Kaum der dritte Teil der Armee vermochte sich nach der Grenzfestung Pinerolo, wohin der Rückzug angeordnet ward, zu retten, die übrigen wurden erschlagen, gefangen, zersprengt. Marsin erlag am nächsten Tag seinen Wunden. Das Lager mit seinen Reichtümern und das gesamte Belagerungsgeschütz fiel in die Hände der Sieger. Noch an demselben Abend konnte der Herzog in seine Hauptstadt einziehen; bald kamen die übrigen von den Franzosen besetzten Orte in seine Gewalt; und noch vor Winter ergaben sich auch die Städte im Mailändischen dem Sieger. In Novara, Pavia u. a. O. entwaffneten die Einwohner die Besatzungsmannschaften, in Mailand wurde Eugen im Triumph nach dem Dom geführt und Karl als Herzog ausgerufen. Damals waren die Namen von Eugen und Marlborough in aller Mund, in Volksliedern wurde ihr Ruhm verkündigt.

Die noch übrigen Garnisonen in den italienischen Festungen erhielten infolge eines Vertrags freien Abzug. Zuletzt unterwarf sich auch der Befehlshaber des Kastells von Mailand. Den ganzen Winter über hatte er die Bürgerschaft durch Drohungen gezwungen, ihn und seine Leute mit Lebensmitteln zu versorgen; er wollte den Ruhm haben, die Fahne des spanisch-bourbonischen Königs am längsten aufrecht zu erhalten. Nun folgte auch er den andern über die Alpen. Mantua und Mirandola wurden als heimgefallene Reichslehen eingezogen, die übrigen bourbonisch gesinnten Fürsten zu Kontributionen gezwungen. Im Laufe des nächsten Jahres wurde das gesamte spanische Italien zur Anerkennung des habsburgischen Königs gebracht. Graf Daun, der tapfere Verteidiger von Turin, rückte im Sommer durch die Romagna und die Mark in das Königreich Neapel ein, unterwarf ohne Schwertstreich Capua und Aversa und endlich auch die Hauptstadt samt den Kastellen. Nachdem er noch Gaeta eingenommen und den Widerstand in den Abruzzen niedergeschlagen, verwaltete er das Land als Vizekönig im Namen Karls III. Sizilien und Sardinien huldigten gleichfalls der habsburgischen Herrschaft, als ein englisches Geschwader anlegte und den Karlistischen Par-

Italien unter habsburgische Herrschaft gebracht.

1707.

teigängern Unterstützung gewährte. Diese Vorgänge brachten den Papst Clemens XI., der so fest an den Sieg des großen Königs geglaubt und dessen Enkel so bereitwillig als König von Spanien anerkannt hatte, in schwere Ungelegenheiten. Lange widersetzte er sich den Anordnungen der kaiserlichen Heerführer; erst als man ihm drohte, bei längerem Widerstand würde man Rom und den Kirchenstaat besetzen, fügte er sich der Gewalt und erkannte den von den protestantischen Seemächten aufgestellten Habsburger als König von Spanien an.

Der Krieg am Oberrhein. Nur am Oberrhein und in Süddeutschland nahm der Krieg eine den Franzosen günstige Wendung. Viele Jahre lang hatte Ludwig von Baden die Linien Jan. 1707. von Stollhofen und Bühl tapfer und erfolgreich verteidigt. Als er am 4. Januar 1707 zu Rastatt aus dem Leben ging, übertrug das Reich den Oberbefehl dem Prinzen Eugen. Da dieser noch in Italien beschäftigt war, empfahl er den General von Thüngen zu seinem Stellvertreter. Allein im Fürstenrat wurde beschlossen, daß der älteste Reichsfeldmarschall, Markgraf Christian von Ansbach-Baireuth die Führung übernehmen sollte. Die Folge war, daß Marschall Villars die Linien durchbrach, alles Geschütz und alle Kriegsvorräte erbeutete und dann raubend und brandschatzend das südwestliche Deutschland bis an die Bergstraße, bis nach Schwaben und Franken durchzog. Hätte der Schwedenkönig Karl XII., der damals siegreich in Sachsen stand, den Lockungen Ludwigs XIV. nachgegeben und wie einst Oxenstierna mit Frankreich einen Bund geschlossen, so würde sich das Schicksal des Kriegs in Deutschland entschieden haben. Aber der protestantische Fürst des Nordens verschmähte die Verbindung mit einem Monarchen, der seine Glaubensgenossen bedrückte und verfolgte. Erst als der Kurfürst von Hannover den Oberbefehl übernahm und dem General Thüngen größeren Einfluß an den Kriegsunternehmungen einräumte, wurden die Franzosen zurückgedrängt und neue Verteidigungslinien errichtet.

Die krieger. Vorgänge in Spanien. 1. Der port.-kastil. Feldzug. Wenn in Belgien, wo der kriegskundige Kurfürst von Bayern waltete, wenn in Oberitalien, wo Vendome an der Spitze streitbarer Heere stand, schließlich die bourbonisch-spanische Herrschaft zusammenbrach, wie sollte in Spanien der französische Fürst, der erst kürzlich als Fremdling in das verfallene Haus der Habsburger eingezogen, den von allen Seiten drohenden Angriffen erfolgreichen Widerstand leisten können? Allerdings hatte Philipps V. Regierung in den Eingebornen selbst eine festere Unterlage als in den fernen Provinzen und in dem Herzog von Berwick, dem natürlichen Sohn Jakobs II. Stuart und der Schwester Marlboroughs, einen kriegskundigen Feldherrn; dennoch traten auch hier Wechselfälle ein, die es lange zweifelhaft ließen, welcher von den beiden Kronprätendenten schließlich das Feld behaupten werde. Der Angriff ging von Portugal aus. Aber in dem kleinen Königreich, wo Cadaval, der blutsverwandte Günstling des Hofes, mit engherziger Selbstsucht die wichtigsten Zweige des öffentlichen Dienstes verwaltete, wo Volk und Regierung mit geringer Teilnahme auf den Madrider Thronkampf blickten, war keine große Kriegslust zu erwarten. Als das Heer der Verbündeten gegen Kastilien aufbrach, beredete Berwick den

König, daß er selbst sich in das Lager begebe: „Denn in Wehr und Waffen gekleidet werde die bourbonische Dynastie am ehesten und festesten mit ihrem neuen Vaterlande verwachsen.“ An der Sierra Estrella trafen die Armeen aufeinander. Es war ein wunderlicher Anblick: während die englischen Hilfstruppen unter zwei Hugenotten, Schomberg und Galway (Ruvigny), vorrückten, sah man bei den Portugiesen die Statue des heil. Antonius, den die Soldaten als Mitstreiter und Vorkämpfer verehrten. Der Feldzug brachte keine Entscheidung. Dank den trefflichen Anordnungen des Marquis das Minas aus dem um das Haus Braganza hochverdienten Geschlecht der Grafen von Prado, mußte Berwick, als die Junihitze das Land austrocknete und Fieber erzeugte, den Rückzug nach Kastilien antreten, von dem Feind bis zur Grenze verfolgt.

2. Eroberung von Gibraltar.

Diese Vorgänge im Westen und die gleichzeitigen Parteiumtriebe in der Hauptstadt, die eine vorübergehende Verweisung der Fürstin Orsini vom Hof herbeiführten, nahmen die Thätigkeit der Regierung so sehr in Anspruch, daß sie darüber die Verteidigungsanstalten in den andern Landesteilen außeracht ließ. Dadurch wurde es der Flotte der Seemächte möglich, an der Landspitze anzulegen, auf deren felsiger Höhe die Festung Gibraltar liegt. Während die Einwohner ihre Heiligen um Hilfe anflehten, bemächtigten sich die Engländer unter dem Admiral Rooke durch einen kühnen, von dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt glücklich vollführten Handstreich der wichtigen Seestadt und nahmen (3. Aug. 1704.) Besitz von derselben, nicht im Namen des deutschen Königs, den sie herbeigeführt hatten, sondern sogleich im Namen ihrer Königin. Die französische Armada unter dem Oberbefehl des Grafen von Toulouse, eines natürlichen Sohnes Ludwigs XIV. und der Frau von Montespan, wollte die Herrschaft der Meerenge, die an den Besitz von Gibraltar geknüpft war, nicht fahren lassen und machte auf der Höhe von Malaga einen Angriff auf die feindlichen Geschwader. Die (21. Aug.) Schlacht blieb unentschieden; jedermann erwartete eine Wiederholung der Aktion. Aber der französische Graf, sonst ein tüchtiger und seiner Stellung gewachsener Mann, betroffen über die sichere Haltung der Gegner, wagte kein zweites Zusammentreffen aus Furcht vor der unfehlbaren Ungnade im Fall eines Mißlingens. Er segelte nach Toulon zurück. So behaupteten sich die Engländer in der wichtigen Seefestung. Vergebens machten die Franzosen und Spanier während des Winters und Frühjahrs mehrere Versuche, sie daraus zu vertreiben; derselbe hessische Landgraf, der die Eroberung bewirkt hatte und zum Befehlshaber eingesetzt worden war, verstand es auch durch Schutzwerke und militärisches Geschick die Stadt zu verteidigen.

3. Die Verbündeten in Barcelona.

Dieses Ereignis wirkte auf den Osten der Halbinsel zurück. Die Katalonier hatten noch nicht vergessen, wie gewaltthätig und übermütig die Kastilianer einst ihre Vorfahren behandelt hatten, und bis zur Stunde waren die alten Fueros, die ihnen Philipp IV. entrissen, noch nicht zurückerstattet worden. Sie mochten hoffen, daß man jetzt in Madrid nachgiebiger sein würde. Allein nach der Ent-

fernung der Orsini, welche den bourbonischen Thron auf eine nationalspanische Partei gründen wollte, war die französische Kamarilla, an ihrer Spitze der übermütige leichtfertige Herzog von Gramont, Ludwigs Gesandter, einflußreicher als je. Das spanische Reich sollte als Nebenland der Krone Frankreich beherrscht werden; die ständischen Institutionen herzustellen oder gar die staatsrechtlichen Besonderheiten der großen Provinzen ins Leben zurückzurufen, meinten sie, widerstrebe den bourbonischen Traditionen und stehe im Widerspruch mit der Regierungsweise der frühern Könige, deren Nachfolger und Erbe Philipp V. sei. Ein Abgeordneter der Stadt Barcelona, der Gesandtenrechte in Anspruch nahm, wurde ins Gefängnis geworfen. Als die Orsini durch den Einfluß der klugen und willenskräftigen Königin Marie Louise von Savoyen, die ein französischer Minister spottend aber zutreffend als „Staatsmann von sechzehn Jahren" bezeichnete, wieder nach Madrid zurückkehrte, hatte in den östlichen Landschaften die Mißstimmung bereits Wurzel geschlagen, hatten Parteigänger der Alliierten die habsburgischen Sympathien zu wecken gewußt. Man wartete in Barcelona nur der Ankunft eines englischen Geschwaders, um sich für den Habsburger Prätendenten zu erklären. Karl war gerade damals in Lissabon in unerfreulicher Lage. Don Pedro, krank und von der Nacht des Trübsinns umfangen, konnte sich zu keinem männlichen Entschluß aufraffen; der portugiesische Amtsadel war beleidigt durch den Hochmut und das anmaßende Auftreten Liechtensteins, der den Erzherzog immer noch als seinen Zögling ansah; der Thronbewerber selbst, von Natur langsamen Geistes, wurde überdies durch die vorsichtige Politik des Wiener Hofes von allen gewagten Unternehmungen zurückgehalten. Um diese trägen Elemente in Fluß zu setzen, bedurfte es eines energisch angelegten Mannes. Einen solchen erhielt die englische Schiffmannschaft in dem kühnen, hochherzigen, mit allen Gaben reich ausgestatteten Lord Peterborough. Nachdem
28. Juli 1705. er in Lissabon den deutschen Prätendenten, in Gibraltar den thatkräftigen Georg von Darmstadt an Bord genommen, segelte er nach Katalonien. In Denia, wo die bourbonische Besatzung des Schlosses durch einen Überfall der Eingebornen
11. Aug. 1705. entwaffnet worden, wurde der Habsburger als König Karl III. von Spanien ausgerufen. Darauf entwarf man den Plan, sich der Burg Montjuich, der hochgelegenen Citadelle von Barcelona, zu bemächtigen. Es war ein kühnes Unternehmen, das dem tapfern Landgrafen das Leben kostete. Endlich gelang das Wagnis; die Bergfestung wurde erstürmt und der Befehlshaber Graf Velasco zu einem Vergleich gezwungen, kraft dessen die Seestadt gegen freien Abzug der
14. Okt. 1705. Truppen und der bourbonisch gesinnten Bürger und Beamten den Verbündeten übergeben ward. Am 24. Oktober nahm König Karl III. die Huldigung der katalonischen Hauptstadt entgegen, wobei er versprach, die alten Rechte und Freiheiten des vereinigten Königreichs Aragonien herzustellen und zu beobachten.

Die Kunde von diesen Vorgängen durchlief in Windeseile das ganze Land und gewann dem habsburgischen König Anhänger in Menge. In den meisten Orten ging

das Regiment an Junten aus seinen Parteigenossen über. In Valenzia und Aragonien hatte die aufständische Bewegung manche von Haß und Rache eingegebene Blutthat zur Folge. Als Auflösung jeder Staatsordnung brauste die Revolution des spanischen Ostens einher. Zugleich umlagerte im Westen ein portugiesisch-seemächtliches Heer die Grenzfestung Badajoz. Der kühne Peterborough wollte einen gleichzeitigen Vormarsch nach der Hauptstadt Madrid in Gang setzen. Anfangs Februar hielt er mit geringer Mannschaft seinen Einzug in die geschmückte Stadt Valenzia, nachdem er die Besatzung der Bergfestung Murviedro, wo die Trümmer des alten Kastells von Sagunt sich in den Fluten des Mittelmeers spiegeln, durch List getäuscht und zur Räumung des Platzes gebracht. 4. Febr. 1706.

Mit dem Frühling kamen jedoch neue Gefahren über Katalonien. Ludwig XIV. hatte seinen Enkel angefeuert, „eher das Leben als die Krone einzubüßen". Philipp raffte daher so viele Truppen zusammen, als er aufzubringen vermochte und rückte selbst in das aufständische, von Banden durchzogene Land ein, um mit dem Marschall Tessé, der eine Armee von 18,000 Franzosen von den Pyrenäen heranführte, sich zu verbinden. Zugleich wurde die Flotte des Grafen von Toulouse vor Barcelona sichtbar. Die Erfolge des vorhergehenden Jahres schienen verloren: Peterborough litt Mangel an Geld und Mannschaft; die Insurgenten waren zwieträchtig und ohne Kriegslust; Karl III. in Barcelona wenn auch standhaft und ausdauernden Mutes, doch ohne Unternehmungsgeist. Schon hatte Tessé das Fort Montjuich wieder in seine Gewalt gebracht und sich den Wällen der Hauptstadt genähert. Ein gleichzeitiger Angriff von der Land- und Seeseite stand in nächster Aussicht: da sah man eine englische Flotte mit vielen Kanonen und Landungstruppen versehen heransegeln. Der Graf begab sich sofort an Bord und übernahm den Oberbefehl. Schon hatte er alle Vorbereitungen zu einer Seeschlacht getroffen, als der französische Admiral, die Gefahr erkennend, den günstigen Wind benutzte, um nach Toulon zurückzufahren. Von einem Sturm auf Barcelona konnte nun keine Rede mehr sein. Vielmehr fürchtete der französische Marschall, der in seinem Lager weilende bourbonische König möchte in Gefangenschaft geraten, wenn Peterborough zum Angriff schritte und die Insurgentenbanden ihm Beistand leisteten. Er gab daher gleichfalls Befehl zum Rückzug. Umschwärmt von den aufständischen Katalanen und Aragoniern zog das französische Heer, den bourbonischen König in der Mitte, den Pyrenäen zu. Von Perpignan aus begab sich Philipp V. auf großen Umwegen nach Madrid zurück. „Unsre beiden Könige," schrieb Madame de Maintenon, „stützen Religion und Gerechtigkeit und sind dennoch unglücklich, die Gegner welche Religion wie Gerechtigkeit befeinden, triumphieren: Gott ist Herr und Meister!"

Das bourbonische Heer zum Abzug gezwungen. — *8. Mai 1706.* — *12. Mai 1706.*

So schien denn auch Spanien wie die Niederlande und Italien für den Bourbon verloren zu sein. Man glaubte, er würde mit nächstem nach Frankreich zurückkehren müssen. Denn wenige Wochen nachher zog das portugiesisch seemächtliche Heer von 25,000 Mann, dem Berwick nicht über 10,000 frisch geworbene Spanier entgegen-

Madrid und Saragossa in den Händen der Verbündeten.

2. Juli 1706. zustellen hatte, in die Hauptstadt Kastiliens ein, nachdem König, Hof und die Spitzen der Behörden sich nach Burgos geflüchtet. Um dieselbe Zeit erklärte sich Saragossa für den Erzherzog und lud ihn ein, in der alten Hauptstadt die Huldigung des Landes entgegenzunehmen. Peterborough und die Heerführer in Kastilien lagen ihm an, in Madrid selbst seinen Sitz aufzuschlagen.

4. Umschwung. Aber die Lage der Verbündeten war keineswegs so rosenfarbig, als es dem äußern Anschein nach aussah. Karl III. konnte sich nicht mit dem englischen Lord vertragen, der eine diktatorische Autorität in herrischer Weise geltend machte, und dieser stolze Tory verachtete die österreichischen Hofleute und Ratgeber des Erzherzogs, die jeden gewagten Entschluß hintertrieben, und den deutschen Fürsten, der eine dreitägige Andachtübung auf Montserrat für dringender hielt als die Reise nach Madrid. „Ich bin des Dienstes in Spanien so müde, wie ein Galeerensklave seiner Ruder," schrieb Peterborough im Unmut an einen englischen Freund. Eben solche Zwietracht herrschte im andern Lager zwischen Galway und das Minas, von denen jeder das Oberkommando ansprach. Wie ganz anders wirkten die unglücklichen Ereignisse auf die Kastilianer zurück! Sollte der bourbonische König, dem sie gehuldigt, verjagt werden und die verhaßten Aragonier und Portugiesen in Verbindung mit den ketzerischen Engländern und Holländern einen König nach ihren Wünschen einsetzen? Das nationale Selbstgefühl, der ganze kastilianische Stolz empörte sich gegen einen solchen Gedanken. Alle waren bereit für den Mann ihrer Wahl einzustehen; zahllose Beweise von Liebe und Anhänglichkeit wurden dem König und der Königin dargebracht; Milizen und Rekruten zeigten den größten Eifer unter die Fahne Berwicks zu treten, der bereits die von Barcelona zurückgekehrten französischen Regimenter an sich gezogen hatte. Ein nationaler Aufschwung ging durch Stadt und Land. In Madrid erhob sich das Volk und erschlug die Soldaten, die für die Anstrengungen des Feldzugs sich durch Ausschweifungen und rohe Sinnengenüsse entschädigten, zu Tausenden; in den Kirchen und Häusern wurden freiwillige Gaben gesammelt und dem König zur Verfügung gestellt; Freischaren bildeten sich in den Provinzen; allenthalben erschallte der Ruf „Tod den österreichischen Verrätern!" Bis zum Herbst verzögerte sich der Abmarsch des erzherzoglichen Heeres, weil der Whig Galway seinen torystischen Rivalen Peterborough nicht zur rechten Zeit von der Einnahme Madrids benachrichtigt hatte

Sept. 1706. Als endlich am 1. September die Vereinigung der beiden Heerabteilungen der Verbündeten in Guadalajara erfolgte, war die Zeit versäumt. Von dem wohlgerüsteten Heer Berwicks bedroht, von Insurgentenscharen nach Westen abgeschnitten, blieb ihnen nichts übrig als der Rückzug nach Valenzia. Wie im

27. Okt. 1706. Triumph zog der bourbonische Hof wieder in Madrid ein. Mit Begeisterung begrüßte das Volk die Königin, die den patriotischen Aufschwung hochherzig unterstützt hatte. Und Philipp hatte wenigstens mit unerschütterlicher Ruhe die Wechselfälle über sich ergehen lassen, in dieser Gemütsverfassung, in diesem re-

signierten Ernst seinem Nebenbuhler ähnlich. Peterborough schiffte sich nach Unteritalien ein. Beide Lords wurden in der Folge wegen ihres Verhaltens zur Rechenschaft gezogen. Im April des folgenden Jahres machten die Verbündeten noch einen Versuch von Valenzia aus in Kastilien einzudringen; aber von dem französisch-spanischen Heer unter Berwick in dem Zusammentreffen bei Almanza zurückgeschlagen, mußten sie das Vorhaben aufgeben. Während die kaiserlich-seemächtlichen Führer in allen andern Provinzen siegreich waren, vermochten sie in Spanien allein die bourbonische Herrschaft nicht zu erschüttern. Die bei Almanza erbeuteten Feldzeichen wurden als Trophäen in der Marienkirche von Atocha aufgehängt. Vergebens versuchte Karl III., dem sein Bruder frische Truppen unter dem tapfern General Starhemberg nach Barcelona zugesendet, mit Hilfe der Eingebornen dem bourbonischen Gegner den Thron von Spanien mit den Waffen abzugewinnen; nur in Barcelona und den umliegenden Landschaften wurde er als König geehrt, in dem übrigen Land fand der habsburgische Fürst wenig Sympathien. Der altnationale Gegensatz zwischen Aragoniern und Kastilianern war die stärkste Stütze für Philipp V. Während des Kampfes befestigte sich der Widerstand und Kriegsmut der Kastilianer, wuchs ihre Anhänglichkeit an die bourbonische Dynastie. Mit Begeisterung begrüßten die Cortes Philipps Sohn als Prinzen von Asturien. 25. April 1707.

Bis in das südliche Frankreich übte der nationale Aufschwung der Kastilianer seine moralische Kraft. Als eine englische Flotte vor Toulon erschien, um unterstützt von kaiserlich-italienischen Landtruppen unter Prinz Eugen und Viktor Amadeus sich der wichtigen Hafenstadt zu bemächtigen und des Mittelländischen Meeres vollends Meister zu werden, regte sich unter der provençalischen Bevölkerung der Umgegend, unter Adel und Bürgerschaft eine solche kriegerische Entschlossenheit, daß die Verbündeten an der Möglichkeit verzweifelten, angesichts der militärischen Verteidigungsanstalten des Marschalls Tessé und der kriegsmutigen Haltung der Bevölkerung einen erfolgreichen Angriff von Süden her durchführen zu können, und den Plan aufgaben. Vereitelter Angriff auf Toulon.

Solche Mißerfolge wirkten in England auf die Kriegsstimmung sehr ungünstig zurück. Nicht bloß, daß die Handelsverbindungen mit Westindien und Südamerika vielfach gestört wurden, sondern selbst in ihren eignen Meeren erlitt die englische Handelswelt manchen empfindlichen Schaden durch französische Kreuzer, die von Brest und Dünkirchen aus Jagd auf Kauffahrerschiffe machten. Und noch kühler war die Stimmung der Generalstaaten und der Amsterdamer Großhändler für den Krieg. Wir wissen, wie schwer es schon bisher dem Oberfeldherrn Marlborough gefallen war, die Republik bei der Allianz mit England und dem habsburgischen Kaiserhaus zu halten; nur dem Einfluß des verständigen, rechtschaffenen und geschäftserfahrenen Großpensionarius Heinsius, der bei der Politik Wilhelms III. treu beharrte, war es zu verdanken, daß Holland zu Land und zur See bei der gemeinsamen Fahne blieb, so sehr auch die hochmögenden Herren mit Sorge und Unruhe auf die wachsende See- Die Stimmung in England und Holland.

herrschaft des verbündeten Inselvolks blicken mochten. Und gerade damals kam ein Werk zustande, das mehr als alle bisherigen Staatsaktionen dem britischen Reich eine weltgeschichtliche Machtstellung zuwies, ihm den Charakter eines Großstaats aufdrückte — die Union Schottlands und Englands zu einem Königreich Großbritannien mit einem gemeinsamen Parlament.

Schottland mit England vereinigt. 1707.

Mit wieviel Pathos immer die altschottische Partei die religiösen Gegensätze, die nationalen und geschichtlichen Erinnerungen vergangener Zeiten, die Ehre eines selbständigen altgefestigten Staatswesens in die Redeschlachten führte, wie sehr die alten Covenanters der Tausende von Auserwählten gedachten, „die als Blutzeugen des unverfälschten Gotteswortes zu Felde gezogen, um sei es auf der Walstatt oder auf dem Richtplatz die Krone des Lebens davonzutragen", wie sehr Jakobitische Häuptlinge der Hochlande an die alte Treue erinnerten, welche das schottische Volk seit Jahrhunderten an das Haus Stuart geknüpft, wie ergreifend immer patriotischer Partikularismus die schmachvolle Stellung des Vaterlandes schildern mochte, wenn es im Dienst des Nachbarvolks in den Krieg ziehen und die öffentlichen Lasten tragen müsse: die modernen Anschauungen gewannen den Sieg über konfessionelle Gläubigkeit und kleinbürgerliche Loyalität. Die Erwägung, welcher Zukunft Schottland entgegengehe, wenn es im Welthandel überholt, von selbständigem Kolonialbesitz ausgeschlossen wie eine verödete Ruine in einsamer Abgeschlossenheit dastehe, hatte mehr Gewicht als der Ruhm der nationalen Selbstherrschaft. Man erkannte, daß Schottland nur gedeihen könne, wenn es vereint mit England in den vollen Lebensstrom eintrete; und die vaterländischen und verständigen Männer, die unerschüttert durch die leidenschaftliche Aufregung der gegnerischen Volksklassen in dem schottischen Parlament, das vom November bis Januar zum letztenmal in Edinburg tagte, die selbststaatliche Vernichtung beschlossen, um den großbritannischen Einheitsstaat zu gründen, haben der Welt ein anerkennenswertes Beispiel von Selbstüberwindung gegeben. Dem Unionsvertrag, wonach der durch das Erbrecht berufene König über den großbritannischen Einheitsstaat herrschen und die Vertreter der schottischen Nation forthin in dem Parlament zu Westminster ihren Sitz haben und abstimmen sollten, war eine „kirchliche Schutzakte" beigefügt, daß die schottische Staatskirche in ihrer Integrität und Unabhängigkeit erhalten bleiben sollte.

Nov. 1706–Jan. 1707.

Ludwigs Vergleichsvorschläge zurückgewiesen.

Auch jetzt freilich versuchte der König von Frankreich die früher so oft erprobten Künste, diese rivalisierenden Interessen gegeneinander auszunutzen und durch einlenkende diplomatische Verhandlungen den Bund der Gegner zu sprengen. Daß er seinem Enkel die spanische Gesamtmonarchie verschaffen könne, durfte er kaum mehr hoffen nach den schweren Schlägen des letzten Jahres, bei der großen Erschöpfung des eignen Reichs. Er kam auf die alten Teilungsgedanken zurück. Wie er durch seinen Bevollmächtigten d'Avaux den regierenden Herren im Haag andeuten ließ, wollte er auf Spanien verzichten und selbst die Niederlande der Entscheidung der Generalstaaten überlassen, wenn seinem Enkel nur die spanischen Besitzungen in Italien verblieben und der Kurfürst von Bayern wieder in sein Land eingesetzt würde. In Holland war man nicht abgeneigt, auf Grund dieser Vorschläge in Friedensverhandlungen einzutreten; auch in England war man, wie bemerkt, über die Unfälle in Katalonien und vor Toulon betroffen und die

Parteien bekämpften einander mit großer Leidenschaft, man hatte sogar eine Untersuchung über die spanischen Vorgänge eingeleitet. Nur Österreich wollte von keinem Nachgeben hören, und sowohl die beiden siegreichen Feldherren als Heinsius waren der Ansicht, man müsse die Lage benutzen, um Frankreichs Vorherrschaft zu brechen und ein politisches Gleichgewicht auf dauernder Basis in Europa herzustellen. Marlborough selbst begab sich nach London, um die Königin und die Minister zur Fortsetzung des Kriegs zu bestimmen. Er erreichte sein Ziel. Ein Manifest wurde erlassen, worin es hieß: „Kein Friede werde sicher und ehrenvoll sein, wenn nicht das Haus Österreich in den Besitz der gesamten spanischen Monarchie gelange." Lord Stanhope übernahm den Oberbefehl über die englischen Truppen in Spanien, die den habsburgischen König in Barcelona aufrecht halten sollten. Die Engländer betrachteten ihn als ein Geschöpf von ihrer Hand und suchten aus der Lage den größtmöglichen Vorteil für sich selbst zu ziehen. Sie bemächtigten sich der Insel Minorca und nahmen die Hafenstadt Port Mahon in eignen Besitz; sie nötigten Karl III. zu einem Handelstraktat, kraft dessen bei der Festsetzung der Eingangszölle auf britische Waren eine Kommission mit der spanischen Regierung zusammenwirken, der amerikanische Handel in die Hände einer spanisch-englischen Kompanie übergehen sollte mit Ausschluß jeder französischen Konkurrenz.

Ludwig XIV. gab darum die Hoffnung nicht auf, durch neue kriegerische Anstrengungen wieder das Feld zu gewinnen und die gesunkene Kriegsehre herzustellen. Noch waren die Franzosen im Besitz eines großen Teils der spanischen Niederlande: Brüssel, Gent, Brügge waren noch in ihren Händen, in ganz Flandern und Brabant herrschte eine verbitterte Stimmung gegen die holländische Verwaltung; man hätte dort die Franzosen als Befreier von dem verhaßten Joch der calvinischen Nachbarn mit offenen Armen empfangen. Auch in Schottland regte sich die Oppositionspartei gegen die Union, die soeben die Bestätigung im Parlament gefunden hatte. Wenn es nun gelang, durch Unterstützung der Jakobiten den Engländern im eignen Land Feinde zu erwecken und zugleich in Belgien wieder festen Fuß zu fassen, so konnte leicht eine Lage geschaffen werden, welche die Verbündeten zum Nachgeben zwang. In Versailles wurde daher beschlossen, den Sohn des verstorbenen Stuart, der in Frankreich als König Jakob III. anerkannt war, mit einigen Tausend Mann Landungstruppen von Dünkirchen aus nach den Hochlanden segeln zu lassen, um dort die stuartschen und französischen Sympathien zu wecken, und zugleich den Marschall von Vendome und den Sohn des Dauphin, den Herzog von Bourgogne, mit beträchtlichen Streitkräften nach den Niederlanden gegen Marlborough zu senden. An der Mosel sollte der waffenkundige Berwick den Prinzen Eugen von dem beabsichtigten Einmarsch in Lothringen abhalten und Max Emanuel den Oberrhein gegen die Reichsarmee unter dem Kurfürsten von Hannover hüten. Aber es geschah anders als man gewollt und gehofft hatte. Die Stuartsche Expedition

Neue Kriegspläne. Oudenarde. 1708.

kam nicht zur Ausführung, weil die Abfahrt sich verzögerte, bis die englische Flotte das Auslaufen unmöglich machte; in den Niederlanden erwies sich die Aufstellung zweier Feldherren als höchst nachteilig, weil der königliche Prinz auf eigne Hand operierte und den Anordnungen des Oberbefehlshabers Vendome nicht immer Folge leistete. Vor allem aber hatte man nicht in Anschlag gebracht, daß man es mit zwei genialen Feldherren zu thun habe, die schon einmal durch ihr Zusammenwirken eine unerwartete Wendung in den Kriegsgang gebracht hatten. Dies wiederholte sich jetzt. Während Berwick einen Angriff Eugens gegen Lothringen erwartete, eilte dieser mit einigen Schwadronen Husaren an die Schelde und vereinigte sich mit Marlborough. Die Anwesenheit des gefeierten Feldmarschall flößte den Truppen Mut ein und richtete den kleinmütigen gesunkenen Geist des Waffengefährten auf. Diesem einträchtigen Zusammengehen der verbündeten Heerführer war es besonders zuzuschreiben, 11. Juli 1708. daß die Schlacht bei Oudenarde, wo sich der Marschall und der Prinz nicht über einen einheitlichen Schlachtplan zu einigen vermochten, für die Franzosen verloren ging, daß im Laufe der nächsten Monate die Festungen Lille, Gent, Brügge sich ergeben mußten und daß ganz Flandern und Brabant der Herrschaft der Seemächte und Österreichs von neuem unterworfen wurden. Auch Berwick und der Kurfürst, welche der geschlagenen Armee neue Verstärkungen zuführten, vermochten das Verlorne nicht mehr zu gewinnen, zumal da die Stimmung der Einwohner mit den Erfolgen der Verbündeten umschlug, an die Stelle des kriegerischen Aufschwungs Furcht und Niedergeschlagenheit trat.

Ludwigs XIV. Demütigung. Diese Unfälle des Jahres 1708 vernichteten die letzten Hoffnungen Ludwigs, und da auch noch eine unerhört strenge Winterkälte, die bis in die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche andauerte, Hunger und Krankheiten erzeugte, wie eine darauf folgende Mißernte den Landmann an den Bettelstab brachte und die Minister eine Fortsetzung des Kriegs für unmöglich erklärten, so mußte sich der König zu Demütigungen verstehen, die in sein stolzes Herz tiefe Dolchstiche bohrten. Es waren die schwersten Stunden seines Lebens. Gegen seine äußere Umgebung wußte er wohl noch immer Selbstgefühl und Zuversicht zu bewahren, aber in Gegenwart der Frau von Maintenon hat er zuweilen Thränen vergossen. Und wahrlich, die Forderungen, welche die alliierten Mächte, deren Politik damals durch die drei Feldherren und Staatsmänner in souveräner Weise und einträchtigem Zusammenwirken geleitet wurde, an den Monarchen in Versailles stellten, waren so weitgehend, daß alle Errungenschaften seiner vergangenen Anstrengungen dadurch vernichtet worden wären. Man verlangte von ihm die unbedingte Entsagung auf das pyrenäische Königreich, auf die spanischen Niederlande, auf Mailand, auf die Besitzungen in Westindien und Südamerika. Umsonst machte Ludwig durch Torcy den Generalstaaten große Zugeständnisse, um sie zu einer Seperatübereinkunft und zu einer Trennung von der Allianz zu bewegen, umsonst suchte er den Herzog von Marlborough, dessen Habsucht und Geldgier be-

kannt war, durch verlockende Anerbietungen zu gewinnen, wenn man seinen Enkel nur im Besitz von Neapel und Sizilien lassen würde, die „Triumvirn" hielten in ungeschwächter Eintracht zusammen, die gesamte spanische Monarchie sollte an Karl III. übergehen. Ja als die Versailler Regierung sich geneigt zeigte, sogar auf dieser Basis in Friedensunterhandlungen einzutreten, wurden neue Forderungen gestellt, selbst Elsaß mit Straßburg, selbst die Freigrafschaft, wo Kundgebungen für die Rückführung des alten Regiments im Volk hervortraten, selbst die lothringischen Bistümer, selbst die Festungen Condé und Valenciennes sollten herausgegeben werden. In England sprach man davon, daß man den französischen König zwingen müsse, den Stuartschen Prätendenten aus seinen Staaten zu weisen, die Festungswerke von Dünkirchen zu schleifen, den Hugenotten ihre alten Rechte zurückzugeben. Wie tief ehedem in den Zeiten seines Glücks und seiner Größe der französische Gewalthaber durch Stolz und Übermut die andern europäischen Mächte verletzt haben mochte, jetzt wurde ihm in vollem Maße vergolten. Er mußte den Becher der Demütigung bis auf den Grund leeren. Im Lager der Verbündeten sprach man davon, daß man die Waffen in das Herz Frankreichs tragen, in Versailles den Frieden diktieren müsse. Torcy verlangte einen zweimonatlichen Waffenstillstand, um auf Grund der von den Alliierten gestellten Forderungen einen Friedensschluß zustandezubringen; die drei gebietenden Herren, nicht zufrieden mit der Zusage, daß dem König von Spanien jede Hilfeleistung von seiten Frankreichs entzogen werden solle, wollten die Waffeneinstellung nur unter der Bedingung gewähren, daß Ludwig seinen eignen Enkel entthrone, daß er demselben nicht nur jeden Beistand versage, sondern ihn aus Spanien vertreiben helfe. Französische Truppen sollten mit den Verbündeten vereinigt den habsburgischen König auf den Thron von Madrid führen. Zu solchem Grad der Schmach und Entehrung konnte Ludwig nicht gebracht werden. Stand denn nicht in Flandern noch ein kampfbereites Heer unter Villars, einem Feldherrn, der bei allem großsprecherischen Wesen und räuberischen Eigennutz doch auch militärische Talente besaß und die Soldaten in Ordnung und Zucht zu halten wußte? So wurden denn die ehrenkränkenden Anmutungen zurückgewiesen und der Krieg nahm seinen Fortgang. Ein Aufruf an das Volk, den Ludwig durch die Statthalter veröffentlichen ließ, weckte den Nationalstolz der Franzosen und machte sie zu neuen Anstrengungen willig. Bald kam es unweit Doornik zu der mörderischen Schlacht von Malplaquet, die zwar sowohl in 11. Sept. 1709.
Rücksicht der trefflichen Führung und Anordnung als der tapfern Haltung der Truppen die militärische Ehre Frankreichs unverletzt erhielt, aber die Armee doch zum Rückzug nötigte und dem schon so erschöpften Reich neue furchtbare Verluste brachte. Villars wurde verwundet weggetragen und mußte den Oberbefehl an den alten General Boufflers abgeben; 33,000 Leichen und Verwundete lagen auf dem Waffenfeld umher. Und obwohl auch die Verbündeten so geschwächt waren, daß sie außer der Eroberung von Mons keine Früchte aus der blutigen

Aktion ernten konnten, so schien es doch, als ob Frankreich den Krieg nicht länger fortzusetzen vermöchte, als ob es den Frieden unter jeder Bedingung annehmen müßte. Schon ließ Ludwig seinem Enkel durch den Herzog von Noailles den Rat erteilen, um den Preis von Sizilien und Sardinien dem spanischen Thron zu entsagen, ehe er mit Gewalt vertrieben und in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgestoßen würde; auf Frankreichs Beistand könne er nicht mehr rechnen. Selbst die Fürstin Orsini wurde angewiesen im Sinn einer Verzichtleistung zu wirken. Da traten unerwartete Ereignisse ein. Es war als wollte die göttliche Strafgerechtigkeit nunmehr auch den Übermut der andern züchtigen, auf daß der Mensch Mäßigung lerne.

4. Umschwung und Friedensschlüsse.

Die Lage Europas nach der Schlacht von Malplaquet.

Wie hatte sich im Winter von 1709 auf 1710, währenddessen in Gertruidenburg die Verhandlungen zwischen den Verbündeten und Frankreich fortgesetzt wurden, die Lage Europas geändert! Der eine Habsburger in Wien hatte sein Ansehen im Osten aufs neue begründet, hatte sich das Vertrauen der evangelischen Stände und der Reichsfürsten erworben, hatte in Italien die kaiserliche Autorität wieder aufgerichtet und den Papst zum Nachgeben gezwungen, hegte die Hoffnung, den Elsaß und alle entfremdeten Orte am Oberrhein seinem Haus oder dem Reich zurückzugewinnen; sein Bruder stand im Begriff die gesamte spanische Monarchie, selbst gegen den Willen der Nation davonzutragen. Es schien als ob die Geschicke Europas abermals von dem Haus Habsburg gelenkt, Frankreichs militärisches und politisches Übergewicht für alle Zukunft erschüttert werden sollte. Selbst die von Colbert gegründete, von geschickten Admiralen in die Höhe gebrachte Seemacht stand in Gefahr, wieder zu ihren Anfängen zurückgeworfen zu werden, seitdem England im Besitz von Gibraltar und Port Mahon das Mittelmeer beherrschte und im Bund mit Holland in den amerikanischen und indischen Gewässern das Regiment führte und die Geld- und Warenmärkte innehatte! Wenn der französische König, wie er sich erboten, die holländische Barriere in den belgischen Grenzstädten in ausgedehntem Umfang herstellte und durch Niederlegung der Festungswerke von Dünkirchen den Kaperschiffen den Rückhalt benahm, so war auch der Kanal und die Republik Holland gegen jeden Angriff oder Überfall von seiten Frankreichs gesichert. Auch in Spanien schien die Sache Habsburgs zu triumphieren, seitdem das englisch-deutsche Heer zwei Schlachten gewonnen und Saragossa wieder in seine Gewalt gebracht hatte.

Wechselfälle in Spanien.

Aber in dem Pyrenäenland trat die erste Wendung zum Vorteil der bourbonischen Dynastie ein. Ermutigt durch seine Erfolge beredete Lord Stanhope den habsburgischen König zu einem zweiten Zug nach Madrid; denn nur in Kastilien könne die schließliche Entscheidung fallen. Er wollte zugleich eine Zwangsanleihe ausschreiben, durch welche er die Bevölkerung an den neuen Thron zu fesseln hoffte. Wirklich drang das Heer der Verbündeten ohne Widerstand nach Madrid vor und

Karl III. konnte als König von Spanien seinen Sitz in dem Lustschloß el Pardo nehmen, während Philipp V. und sein Hof in Valladolid weilte. Aber die Zeichen von Anhänglichkeit und Loyalität, welche dem bourbonischen König von allen Seiten zu teil wurden, hielten auch jetzt noch seine Hoffnungen auf einen erfolgreichen Ausgang aufrecht und gaben ihm die Festigkeit, die kleinmütigen Ratschläge von Versailles zurückzuweisen. Wie erstaunten die Verbündeten, als sie die Straßen der Hauptstadt so verödet und menschenleer fanden! Alle Granden und angesehenen Bürger waren dem Bourbon, den sie als ihren rechtmäßigen König verehrten, nach der neuen Residenz gefolgt. Stanhope fand niemand, den er zu dem beabsichtigten Anlehen hätte heranziehen können. Und wie empörte sich der strengkirchliche Sinn der Geistlichkeit und der Bevölkerung, als sie ketzerische Hände die Heiligtümer katholischer Kirchen antasten sahen! Unter solchen Umständen fiel es dem energischen und erfahrenen Marschall Vendome, den Ludwig trotz der eignen Bedrängnis seinem Enkel zugesandt hatte, nicht schwer, in kurzem ein spanisches Heer von 20,000 Mann unter seiner Fahne zu sammeln und die Verbündeten zum Rückzug nach Aragonien zu nötigen. Rasch folgte Vendome, begleitet von dem Bourbon, den abziehenden Feinden auf dem Fuße nach. Er ereilte zuerst die Abteilung Stanhopes bei Brihuega und nötigte den englischen Heerführer nach tapferster Gegenwehr zur Ergebung. Darauf warf er sich auf Starhemberg und brachte bei Villa Viciosa auch diesen geschickten Feldherrn so sehr ins Gedränge, daß er mit Zurücklassung seines Geschützes eilends das befreundete Katalonien zu erreichen suchte. Philipp V. konnte wieder in Saragossa einziehen, indes Karl III. auf Barcelona und Tortosa beschränkt blieb. Mit Recht wurde Vendome, als er anderthalb Jahr später in Katalonien starb (11. Juni 1712), im Pantheon des Eskorial beigesetzt. 10. Dez. 1710.

Die Hofkabale und der polit. Systemwechsel in London.

Die Botschaft von diesen unerwarteten Erfolgen im Pyrenäenland traf Ludwig XIV. auf der Jagd. Sie war wie das erste Morgenrot nach einer sturmvollen Nacht. Er lobte die männliche Haltung seines Enkels; in St.-Cyr ließ Frau von Maintenon die jungen Damen des Stifts einen Lobgesang anstimmen. Und in der That war es auch das Morgenrot, das für Frankreich bessere Tage ankündigte! Denn zu gleicher Zeit war in England eine Veränderung eingetreten, welche die bisherige Politik tief erschütterte, und in Österreich stellte bald darauf ein rascher Todesfall die ganze Allianz in Frage. — Wir wissen, daß Königin Anna, in deren Seele die Stuartschen Gefühle und Ideen nicht erstickt waren, stets große Hinneigung zu den Tories und Hochkirchenmännern hegte, und daß nur der Einfluß der Lady Marlborough und die kriegerischen Erfolge ihres Gemahls sie allmählich dahin gebracht hatten, den Whiglords in ihrem Ministerium eine vorwiegende Stellung einzuräumen, ohne jedoch das Ruder ausschließlich in ihre Hände zu legen. Sie war der Meinung, die fürstliche Gewalt dürfe nie einer Partei dienen, sondern müsse ein Gleichgewicht erhalten, um über allen als „Gebieterin" zu herrschen. Auch Marlborough stellte sich nicht entschieden auf die eine oder andre Seite; auch er glaubte am sichersten zu gehen, wenn die Regierung von gemäßigten Männern beider Faktionen geleitet würde. Seine staatsmännische Gewandtheit und seine Feldzüge, von denen jeder nachfolgende ein Ruhmgefährte des vorhergehenden war, sicherten

ihm doch eine gebietende Stellung. Nun geschah es aber, daß die Herzensneigung zwischen Anna und ihrer ersten Ehrendame mit der Zeit erkaltete, daß der Königin der Gegensatz ihrer eignen Gesinnung zu den religiösen und politischen Ansichten der Herzogin immer mehr zum Bewußtsein kam und daß das stolze und anmaßende Auftreten der Lady ihr zuletzt unerträglich ward. Fräulein Hill, die Schwester eines verdienten Militärs, die sich mit Lord Masham vermählte, gewann Annas Liebe und Vertrauen und arbeitete der hochfahrenden Herzogin entgegen. Seit der Union hatte der Parteieifer einen hohen Grad von Aufregung erlangt; das hochkirchliche Gefühl trat immer schroffer auf den Kampfplatz gegen die freieren Richtungen, gegen den Latitudinarismus der Niederkirchlichen, gegen Presbyterianer und Dissentertum; in Schrift und Rede wurde das Prinzip vom leidenden Gehorsam von neuem ins Feld geführt; die Jakobiten und Legitimisten bekriegten in jeder Art die whiggistischen Grundsätze. Die vermehrten Auflagen für den Krieg, welche besonders schwer auf die Landeigentümer drückten und zugleich die Staatsschuld mit jedem Jahr in die Höhe trieben, steigerten die Unzufriedenheit mit dem herrschenden Regiment und die Aufregung der Gemüter. Unter solchen Umständen wird es begreiflich, wie ein Streit der Königin mit der Herzogin und eine daran geknüpfte Kabale nicht nur die Ausschließung der Lady Marlborough vom Hof, sondern einen Systemwechsel in der Regierung, eine Umwandlung der bisherigen Politik zur Folge haben konnte. Durch die Intrigen zweier Staatssekretäre, des hochkirchlichen torystischen Robert Harley und des Lord St. John, „des geistreichsten geschicktesten aber zugleich gewissenlosesten Mannes seiner Zeit", wurde die Königin dahin gebracht, daß sie die eifrigsten Anhänger Marlboroughs, den jüngern Sunderland und Godolphin aus dem Ministerium entfernte und die Leitung der öffentlichen Dinge den Tories übertrug. Die Leiter des neuen Kabinetts, der Lord-Kanzler Harley (Graf Oxford) und Henry St. John, in der Folge Lord Bolingbroke, wünschten nunmehr die Beendigung des Kriegs, um den Herzog von Marlborough, dem sie aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung und die hohe Volksgunst den Oberbefehl über das Heer nicht ganz zu entziehen wagten, entbehrlich zu machen und ihn von jedem Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte zu entfernen. Sie gaben daher im größten Geheimnis dem französischen Minister Torcy einen Wink, daß man in England einem friedlichen Übereinkommen nicht abgeneigt sei. Wie freute man sich in Paris über eine solche Aussicht!

Der Thronwechsel in Österreich. 17. April 1711. Das Vorhaben der Tories wurde wesentlich gefördert durch die Nachricht, daß Kaiser Joseph I., der eifrigste Förderer des Kriegs gegen die Bourbons, plötzlich ohne männliche Nachkommenschaft gestorben und dadurch derselbe Habsburger, für den die spanische Monarchie erobert werden sollte, Erbherr des großen Reichs im Osten geworden sei. Nunmehr konnte es nicht im Interesse der fremden Mächte und des europäischen Gleichgewichts liegen, den österreichischen Ländermassen auch noch die spanischen beizufügen und dadurch abermals eine

habsburgische Übermacht zu schaffen wie zur Zeit Karls V. Zwar wurde der Bund äußerlich immer noch aufrecht erhalten: der Erzherzog versicherte, daß er die ganze Macht seines Hauses einsetzen werde, um sein Erbrecht zur Geltung zu bringen, und auch in England unterließ man nicht, die Verbündeten zur festen Eintracht und zum standhaften Ausharren zu ermahnen; aber schon war das Fundament der Allianz unterwühlt.

Einige Monate nach des Kaisers Tod meldete sich derselbe Dichter Prior, der einst die Botschaft vom Abschluß des Ryswyker Friedens über den Kanal getragen, ein intimer Vertrauter Bolingbrokes, in Versailles zur Audienz. Sie wurde ihm mit Freuden gewährt; aus dem Mund des Königs und der Frau von Maintenon empfing er die Versicherung, daß man sich gern mit England verständigen würde. Bald nachher wurde ein französischer Bevollmächtigter, Mesnager, der in handelspolitischen Dingen für besonders erfahren galt, von Bolingbroke nach Windsor geleitet und auf einer verborgenen Treppe heimlich der Königin vorgeführt. Das in selbstsüchtigem Sonderinteresse geplante Komplott mußte das Licht vorzeitiger Veröffentlichung vermeiden. — Noch vor Ende des Jahres wurde das Parlament auf die große Frage vorbereitet, indem die Thronrede der Hoffnung auf baldige Beendigung des Kriegs lebhaften Ausdruck gab. Im Unterhaus, wo die Tories infolge neuer Wahlen die Mehrheit bildeten, fanden die Friedensklänge viel Beifall; die Lords dagegen standen noch zum größern Teil unter dem Einfluß der Marlboroughschen Politik: sie gaben in ihrer Adresse die Erklärung ab, „daß sich kein ehrenvoller und sicherer Friede denken lasse, wenn Spanien und Westindien einem Zweig des Hauses Bourbon verbleiben sollten“. Dies war aber in den Regierungskreisen bereits beschlossene Sache. Bald wurde denn auch im Oberhaus die Opposition bewältigt, indem die Königin kraft ihrer Prärogative zwölf neue Peers torystischer Färbung ernannte. Daß man den bourbonischen König, für den das kastilische Volk so energisch eingetreten, so viele Opfer gebracht, nicht mehr aus Spanien verjagen könne, hatten die letzten Vorgänge zur Genüge bewiesen. Von seiten Englands wurde daher der transpyrenäische Krieg nur auf die Beschützung der beiden Seeplätze Gibraltar und Port Mahon beschränkt, die man zu behaupten vorhatte. Vergebens suchten die Generalstaaten, welche bisher so standhaft die Anträge Frankreichs zurückgewiesen, das englische Ministerium von einseitigen Schritten abzuhalten; vergebens begab sich Prinz Eugen im Anfang des Jahres 1712 selbst nach London, um die ungünstige Stimmung auszugleichen, die der kaiserliche Gesandte Graf Gallas durch sein scharfes Auftreten gegen die Toryminister erregt hatte, und für die Fortdauer der Waffenbrüderschaft zu wirken: die Ermahnungen der rivalisierenden Seemacht, der man durch direkte Verhandlungen mit Frankreich den Rang abzugewinnen hoffte, brachten wenig Eindruck hervor und den österreichischen Feldherrn, der von dem englischen Volk mit hohen Ehren empfangen wurde, suchte man durch persönliche Auszeichnungen zu befriedigen,

Friedenspolitik in England. Juli 1711.

ohne ihn jedoch einen Einfluß auf die Politik gewinnen zu lassen. Marlborough war kurz vorher im Parlament des Mißbrauchs der ihm überwiesenen Staatsgelder angeklagt und des Unterschleifs schuldig befunden worden. Dies gab der Königin Veranlassung, dem siegreichen Kriegshelden durch ein Handschreiben den Oberbefehl zu entziehen. Statt seiner wurde ein eifriger Jakobit, der Herzog von Ormond, an die Spitze des Heeres gestellt, der den Holländern und dem kaiserlichen Feldherrn gleich abgeneigt war. Denn neben den Handelsvorteilen, welche die englischen Staatsmänner bei ihren geheimen Unterhandlungen und Abmachungen mit der Regierung von Versailles in erster Linie im Auge hatten, waren auch legitimistische Umtriebe im Spiel. Die hannoversche Succession war der kinderlosen Stuartschen Königin nicht nach dem Sinn. Sie wünschte die väterliche Krone ihrem Halbbruder Jakob zuzuwenden, über dessen Echtheit die Zweifel, die Anna einst selbst so geflissentlich genährt hatte, längst verschwunden waren. Wie traf da diesseits und jenseits des Kanals die bourbonisch-stuartsche Politik abermals zusammen!

Die bourbonische Successionsfrage. Darüber war das Bolingbrokesche Ministerium mit dem französischen Hof einig, daß man Spanien und die auswärtigen Besitzungen dem bourbonischen König Philipp V. lassen müsse; nur über die Frage, welche Bestimmungen getroffen werden könnten, um die Möglichkeit einer dereinstigen Vereinigung der spanischen und französischen Monarchie abzuschneiden, konnte man lange zu keinem Einverständnis kommen. Denn es war ja oft genug dargelegt worden, daß niemand auf ein ihm von Gott gegebenes, in den Fundamentalgesetzen des Staats überliefertes Recht Verzicht leisten könne. Wer konnte also dafür stehen, daß der spanische Bourbon nicht einmal auf den Thron von Frankreich berufen würde und die Union, zu deren Abwendung man hauptsächlich die Waffen ergriffen, zuletzt doch zu stande käme. Die Frage war um so brennender, als im Februar dieses Jahres der ältere Bruder Philipps, der Herzog von Bourgogne, der seit dem Tod des Dauphin im April 1711 der Thronerbe war, starb und sein ältester Sohn ihm bald ins Grab nachfolgte. Der Krieg dauerte daher noch einige Monate fort. Aber von seiten Englands war er bereits zu einem Scheinkrieg geworden. Der Herzog von Ormond verweigerte jede Mitwirkung zu einer ernsten Aktion; nur zur Abwehr sollten die englischen Truppen gebraucht werden. Dadurch geschah es, daß der Oberfeldherr der Verbündeten den beabsichtigten Einmarsch in die Picardie nicht
27. Juli 1712. auszuführen vermochte und daß der Marschall Villars bei D e n a i n an der Schelde einige Erfolge über Eugen und die Holländer davontrug. Der Anblick eroberter Fahnen, der den Einwohnern von Paris wieder gegönnt war, erweckte neue Zuversicht und bewirkte, daß der Übermut und die Ansprüche Frankreichs aufs neue in die Höhe stiegen. Erst als Philipp V. die feierliche Erklärung gab, und durch eine öffentliche
5. Nov. 1712. Urkunde vor den höchsten Würdenträgern und den Cortes von Kastilien bestätigte, daß er seinen Zweig von dem königlichen Stamm in Frankreich absondere, daß bei der Erbfolge der französischen Krone auf ihn und seine Nachkommen durchaus keine Rücksicht zu nehmen sei, daß sein Recht als erloschen gelten und zunächst auf seinen Bruder, den Herzog von Berry, dann auf seinen Oheim, den Herzog von Orleans, übergehen solle, kam man endlich zum Ziel. Die Verzichtleistung Philipps von Anjou auf jedes Erbrecht an die französische Krone wurde in Gegenwart des Königs Ludwig XIV. und sämtlicher Prinzen in die Akten des Pariser Parlaments eingetragen und somit

der Entsagung staatsrechtliche Geltung verliehen. Darauf wurde zwischen England und Frankreich ein Waffenstillstand geschlossen, dem auch Holland, um nicht die ganze Kriegsmacht Frankreichs in das eigne Land zu ziehen, beizutreten sich gezwungen sah.

Mittlerweile hatten das ganze Jahr über Friedensunterhandlungen in Utrecht stattgefunden, die aber von weniger Bedeutung waren als die geheimen Beratungen zwischen Torcy und Bolingbroke bei einem Besuch des letzteren in Paris und Fontainebleau und die vertraulichen Mitteilungen, die Prior zwischen London und Versailles hin und hertrug. Erst als sich der englische und der französische Minister über alle entscheidenden Punkte geeinigt hatten, setzte der Friedenskongreß zu Utrecht, wohin nun auch die Generalstaaten, Spanien, Savoyen und Portugal ihre Bevollmächtigten abgeschickt hatten, auf Grund der bereits vereinbarten Präliminarien seine Arbeiten mit solchem Eifer und Erfolg fort, daß im nächsten Frühjahr das Pazifikationswerk abgeschlossen werden konnte, das dem europäischen Staatensystem eine wesentliche Umgestaltung gab. Denn obgleich Kaiser und Reich von den Verhandlungen in Utrecht fern blieben, in der Hoffnung für die Rheinlande und Katalonien günstigere Bedingungen zu erzielen, wurden die zwischen den englischen und französischen Ministern getroffenen Bestimmungen festgehalten und durchgeführt, als ob die andern dabei mitgewirkt hätten. Man war überzeugt, daß sie schließlich doch genötigt sein würden ihre Zustimmung zu geben. Unter solchen Verhältnissen war es begreiflich, daß England als Preis seines Abfalls die größten Vorteile für sich selbst davontrug. Nicht allein, daß der bourbonische König Philipp V., der nach dem Aufgeben aller Erbansprüche auf den französischen Thron für sich und seine Nachkommen als Herrscher von Spanien und Indien anerkannt ward, dem Inselreich die Seestädte Gibraltar und Port Mahon überlassen mußte, es erlangte von Frankreich die transatlantischen Besitzungen Neuschottland (Akadien, Neufundland und die Hudsonsbai), und Ludwig XIV. mußte einwilligen, daß die Festungswerke von Dünkirchen geschleift und das Meer, das das Inselreich umflutet, als das Britische bezeichnet würden. Ferner erhielt England durch den „Assiento-Traktat", kraft dessen einer britischen Gesellschaft das ausschließliche Recht zustand, gegen eine mäßige Abgabe jährlich fünftausend Neger in die spanischen Indien zu verkaufen, und durch manche andre Zugeständnisse in Beziehung auf den spanisch-englischen Handelsverkehr große materielle Vorteile. Durch dieses Abkommen legte Bolingbroke, der den Utrechter Frieden hauptsächlich zustandebrachte, den Grund zu der Seeherrschaft Englands und verschaffte seiner Partei das Übergewicht. Das treulose Verfahren bei den diplomatischen Abmachungen und die egoistische Taktik der Faktion wurde mit dem Schild der öffentlichen Wohlfahrt bedeckt. Die Generalstaaten, deren Führer Heinsius so energisch die antifranzösische Politik betrieben, hatten von ihren Anstrengungen wenig Gewinn. Von England preisgegeben, mußten sie am meisten die Rache Ludwigs fürchten, falls sie den in Utrecht vereinbarten Beschlüssen widerstrebten. So begnügten

Kongreß und Friede von Utrecht. 1713. — *11. April 1713.* — *England.* — *Holland.*

sie sich denn schließlich mit der Herstellung des frühern Zustandes in Beziehung auf die Grenzbewachung. Auf Bolingbrokes dringendes Verlangen gewährte ihnen Ludwig XIV. durch den Barriere-Traktat das Besatzungsrecht in den Festungen Menin, Ypern, Tournay u. a. O., und einige Erleichterungen im

Savoyen. Handelsverkehr. Der Fürsprache Englands hatte es auch der Herzog von Savoyen-Piemont zu verdanken, daß ihm der rechtzeitige Wechsel seiner Kriegspolitik neuen Gewinn eintrug. Nicht genug, daß er im Besitz der Grenzerweiterung blieb, die ihm einst im Turiner Vertrag von den Verbündeten zugesagt worden, man verlieh ihm auch die Insel Sizilien, die Ludwig XIV. vergebens seinem treuen Bundesgenossen Max Emanuel zuzuwenden suchte, und bei der Festsetzung der spanischen Erbfolge wurde für den Fall eines Aussterbens der Linie Philipps V.

Preußen. seinem Stamm das Recht der Succession vorbehalten. Preußen wurde auf Grund alter Geldansprüche an die spanische Monarchie durch das Oberquartier von Geldern entschädigt und sowohl sein Königsrang als seine Souveränität über Neuchatel und Valengin allgemein anerkannt.

Die Haltung Österreichs. Die französisch-englische Diplomatie verfügte in Utrecht mit souveräner Eigenmächtigkeit über das Schicksal Europas. Sollte aber die Regierung in London das österreichische Habsburg, dem man das ganze spanische Erbe zugedacht, für dessen Rechte man mehr als zwölf Jahre lang mit aller Energie eingestanden, nun von jedem Anteil ausschließen und wie früher den Erzherzog, so jetzt den Bourbon als den allein Auserwählten aufstellen? Wie sehr dies den Wünschen der Kastilianer und des Madrider Kabinetts entsprochen haben würde, einen solchen Umschlag in den Gegensatz hatten die Staatsmänner an der Themse doch nicht im Sinne. Es war bekannt, wie begierig Österreich nach dem Besitz von Mailand trachtete. Hatte doch Kaiser Joseph, als er dem Bruder seine Ansprüche auf die spanische Monarchie abtrat, insgeheim sich den Heimfall des Herzogtums versprechen lassen. Und nun lagen überhaupt bei dem Regierungsantritt Karls VI. die Dinge in Österreich nicht ungünstig. Es war der Wiener

1. Mai 1711. Regierung gelungen, kurz nach dem Tod Josephs I. durch den Frieden von Szathmar Ungarn und Siebenbürgen wieder fester an die Monarchie zu knüpfen. Auf Grund eines neuen Staatsvertrags, bei dessen Vereinbarung Graf Johann Palfy namens des Königs und Alexander Karolyi namens der „Konföderierten" besonders thätig gewesen, waren den Ländern jenseits der Leitha und über dem Gebirg die alten verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten und den Protestanten Augsburgischer und Helvetischer Konfession die freie Religionsübung zurückgegeben, die Anstellung in Staats-, Militär- und Kirchenämtern den Eingebornen vorbehalten und durch eine allgemeine Amnestie die revolutionäre Bewegung erstickt worden; und wenn auch Fürst Rakoczy die angebotene Verzeihung und Begnadigung verschmähte und es vorzog, seine letzten Lebensjahre zuerst in Frankreich, dann in der Türkei zu verbringen, so konnte doch die Pazifikation der Ostländer als gelungen betrachtet werden und der Kaiser war in die Lage

gesetzt, seine ganze Kriegsmacht zur Behauptung seiner Ansprüche oder zur Erlangung vorteilhafter Bedingungen einzusetzen. Noch stand der erste Feldherr der Zeit, Prinz Eugen, mit beträchtlichen Streitkräften am Rhein; noch war Starhemberg Meister der Stadt Barcelona, wo Karl III. bei seinem Abgang zur Übernahme der österreichischen Erblande und der Kaiserwürde seine Gemahlin, die jugendlich schöne Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, die bei ihrer Vermählung nebst ihrem Großvater Anton Ulrich zur katholischen Kirche übergetreten war, gleichsam als Unterpfand seiner Treue zurückgelassen hatte, und in Katalonien war die Bevölkerung entschlossen, den Kampf für ihren König und für ihre angestammten Rechte fortzusetzen, auch als die Engländer ihre Heere zurückzogen. So kam man denn in Utrecht auf die alte Idee einer Teilung der Monarchie zurück, Österreich sollte die spanischen Nebenländer Belgien, Mailand, Neapel und Sardinien erhalten. Nur auf diese Weise schien eine dauernde Pazifikation geschaffen werden zu können.

Karl VI. und die vordern Reichskreise konnten sich nicht sofort entschließen, die Utrechter Stipulationen anzunehmen. Sollte der Habsburger die Katalonier, die ihm so große Hinneigung gezeigt, die im Vertrauen auf seine Hilfe die Aufforderung zur Unterwerfung standhaft zurückwiesen, im Stich lassen, ohne daß ihre Privilegien sichergestellt worden? Und sollte das Reich, das auf die Herstellung des Westfälischen Friedens, auf die Wiedergewinnung von Straßburg und Elsaß gehofft hatte, aufs neue seine Grenzen durch die Eroberungssucht des feindlichen Nachbars bedroht sehen? Aber die englisch-französische Ministerkoalition war übereingekommen, gegenüber den Deutschen auf den Frieden von Ryswyk zurückzugehen. Die Tories schämten sich nicht, den Franzosen die Rheingrenze als Preis für die zugestandenen Handelsvorteile zu überantworten und die spanischen Ostlande, die sie einst selbst unter die Waffen gerufen, zur Unterwerfung unter ihre erbitterten Feinde aufzufordern. So erlebte denn die Welt noch ein blutiges Nachspiel des langen Kriegs. Aber als die Franzosen mit neuer Zuversicht ihre ganze Kriegsmacht an den Rhein rücken ließen, Landau eroberten, Freiburg trotz der tapfern Verteidigung des Generals Harsch besetzten und sich anschickten, nach Schwaben vorzudringen und an dem deutschen Süden Rache für Höchstädt zu nehmen, da überzeugte sich Kaiser Karl, daß er allein in Verbindung mit den saumseligen Reichstruppen den Krieg wider Frankreich doch nicht mit Erfolg bestehen könne, zumal da die streitbarsten Fürsten der nördlichen Reichslande in den gleichzeitigen Krieg gegen Schweden verflochten waren und es nicht außer dem Bereich der Möglichkeit stand, daß sich eine neue Koalition zur Durchführung der Utrechter Friedensbestimmungen bilden möchte. Er bevollmächtigte daher seinen Feldherrn Eugen, mit dem französischen Befehlshaber Villars einen Waffenstillstand zu schließen, und gab dann seine Einwilligung zu dem von beiden Marschällen auf Grund der Utrechter Stipulationen vereinbarten Frieden von Rastatt, dem einige Monate später auch das deutsche

Frieden von Rastatt und Baden. 1714.

7. März 1714.

7. Sept. Reich zu Baden im Aargau beitrat. Infolge der Rastatter und Badener Friedensverträge wurden die Kurfürsten von Bayern und Köln wieder in ihre Länder und Würden eingesetzt, die Festung Landau den Franzosen belassen, dagegen Freiburg, Breisach und Kehl dem Reich zurückgegeben und die Festungswerke auf der Rheininsel und gegenüber Hüningen geschleift. Da die englischen und holländischen Gesandten an den Verhandlungen keinen Teil hatten, so geschah es, daß Ludwig XIV. mit Zustimmung des Wiener Kabinetts auch die Aufrechthaltung der Ryswyker Religionsklausel (S. 569 f.) durchsetzte, „ein Denkmal seiner Herrschaft, verhaßt den Protestanten und ein Zunder zu neuem Hader". Selbst englische Staatsmänner konnten sich nicht enthalten, die „skandalöse Klausel" zu verdammen.

Katalonien unterworfen. Und nun erreichte auch das Nachspiel des Kriegs in Katalonien seinen tragischen Schluß. Als infolge des Waffenstillstandes die österreichischen Truppen unter Starhemberg mit der Kaiserin sich in Barcelona eingeschifft hatten, rückte Marschall Berwick mit einem spanisch-französischen Heer in die östlichen Provinzen und forderte die Bewohner zur Unterwerfung und zur Annahme der kastilischen Verfassung auf. Die Aragonier, deren Hauptstadt Saragossa in den Händen Philipps V. war, fügten sich der Gewalt; Barcelona aber widerstand fast ein ganzes Jahr der feindlichen Übermacht, bis die Widerstandskraft der von England und Österreich verlassenen Seestadt gebrochen war. Um die Zeit, da der Badener Friede dem Krieg am Rhein ein Ende machte, wurde auch Barcelona im Sturm erobert. Der Krieg hatte unheilbare Wunden geschlagen: die (11. Sept. 1714.) schönen Fluren von Valenzia lagen wüste; die Katalonier, die lieber das Ärgste über sich ergehen ließen, als daß sie sich den verhaßten Kastilianern unterwarfen, erlitten den Tod in jeglicher Gestalt; um nicht dem Hohn der Sieger preisgegeben zu werden, zündeten sie, wie einst die Bürger von Sagunt und Numantia, selbst ihre Häuser an und begruben sich unter den Trümmern. Als endlich nach Eroberung von Lerida, Saragossa und Barcelona aller Widerstand gebrochen war und das Richtbeil die kühnsten Häupter gefällt hatte, verloren die drei Landschaften Aragonien, Katalonien und Valenzia die alte Verfassung, soviel davon noch aus den Stürmen der Vergangenheit auf die Gegenwart gerettet worden war, und wurden fortan nach kastilischen Gesetzen regiert. Das Mitleid des Kaisers, dem die Erinnerung an das Schicksal der verlassenen und verratenen Katalonier viele schwere Stunden bereitete, und die Teilnahme der Welt an ihrem harten Geschick war ein armer Trost für die verlornen Güter und den Untergang ihrer nationalen Rechte und Stammeseigentümlichkeiten.

II. Der große nordische Krieg.

1. Karl XII. in Dänemark, Polen und Sachsen.

Keine europäische Gesamtpolitik.

Sowenig war im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die europäische Staatenfamilie noch zu einem Ganzen zusammengewachsen, daß gleichzeitig mit dem spanischen Erbfolgekrieg im Norden und Nordosten ein andrer großer Völkerkampf sich abspielte, ohne daß die beiden kriegführenden Teile in nähere Verbindung gekommen wären oder daß die Wechselfälle der einen Gruppe auf die andre einen wesentlichen Einfluß geübt, einen entscheidenden Ausschlag gegeben hätten. Und doch stand hier wie dort eine Allianz von mehreren europäischen Mächten einem Einzelstaat gegenüber; und doch waren hier wie dort Persönlichkeiten von hohem Unternehmungsgeist und großen politischen Entwürfen die Urheber und Vollstrecker der Pläne im Feld und in der Politik.

Schweden im Anfang des Jahrh.

Wir haben in den früheren Blättern die Lage und Zustände der Staaten kennen gelernt, die im nordischen Krieg ihre Kräfte miteinander maßen. Schweden stand bei dem Tod Karls XI. auf dem Höhepunkt der Macht, zu der Gustav Adolf und Karl X. den Grund gelegt hatten. Die durchgreifende Reduktion der Staatsdomänen, obgleich sie ob ihrer Härte oft des Rechtstitels „von Gottes Gnaden" ermangelte, verbunden mit der Sparsamkeit des Monarchen hatte die Staatskasse gefüllt und die Abtragung der Schulden wie die treffliche Ausrüstung des Heeres und der Flotte möglich gemacht. Im Besitz der Küstenländer und der reichen Städte Wismar, Stralsund, Stettin, Riga und Reval beherrschte Schweden den Handel der Ostsee und deckte die Armut des eignen Landes durch einträgliche Zölle. Befanden sich ja doch die Ausflüsse der Weser, Oder, Düna und Newa in seinem Gebiet! Ingermanland, Livland und Esthland waren Schwedens Kornkammern und die Stätte, wo das heutige Petersburg steht, war eine mit wenigen Fischerhütten bedeckte sumpfige Niederung auf schwedischem Grund und Boden. Die Ostsee war in Wahrheit das „Schwedische Meer". Die kriegerische Kraft des abgehärteten Volks, das Feldherrntalent einiger waffenkundigen Könige und die Zwietracht der Nachbarstaaten hatten die kleine arme Nation in die Reihe der europäischen Großmächte gestellt. Und wenn sie auch in den letzten Jahrzehnten von ihrer politischen Höhe herabgestiegen war, so hatte man doch bei den Friedensverhandlungen in Ryswyk dem schwedischen Gesandten noch die Rolle eines Leiters und Vermittlers zugestanden.

Schweden und seine Nachbarn. Livland.

Mit neidischen Blicken betrachteten die Nachbarn das Übergewicht der Schweden, das sich oft in verletzender Weise kund gab. Die Küstenländer im Osten des Baltischen Meeres wurden als ausländische Provinzen behandelt, die ihre Abgaben nach Stockholm entrichteten, ohne daß man sie als gleichberechtigte Glieder in den Staatsverband aufgenommen hätte; durch die Einziehung der Krongüter, die man auch auf die über-

seeischen Landschaften ausdehnte (S. 620), waren viele livländische Edelleute ihrer Liegenschaften beraubt worden, welche sie von ihren Voreltern geerbt oder durch Kauf und Verträge in gutem Glauben erworben hatten. In frühern Jahren hatte Livland der schwedischen Regierung manche Vorteile zu danken gehabt: sie hatte eine Agrargesetzgebung mit Landesvermessung begründet, sie hatte in Dorpat eine Universität nach dem Vorbild von Upsala errichtet und in den größeren Städten höhere Schul- und Bildungsanstalten ins Leben gerufen, sie hatte das Kirchenregiment geordnet. Dem Generalgouverneur, der als Stellvertreter des Königs die militärischen und bürgerlichen Angelegenheiten leitete, stand ein aus schwedischen und deutschen Edelleuten gemischter Landesrat mit einem Landmarschall zur Seite; Ritterschaft und Landtag genossen ausgedehnte Rechte und Befugnisse. Aber unter der Gewaltherrschaft Karls XI. waren durch den despotischen Gouverneur Hastfehr die Privilegien vielfach verletzt, das Landratskollegium aufgelöst, die Stände, welche gegen die Ausdehnung der harten Domänenreduktionen über die nur durch Personalunion mit dem Königreich verbundenen Ostseeprovinzen in Stockholm allzu laut ihre Beschwerden und Klagen vernehmen ließen, in ihrer Rechtsstellung herabgedrückt worden. Besonders trug ein livländischer Edelmann, Johann Reinhold Patkul, ein Fanatiker des ständischen Staats, den die Eingriffe in die alten verbrieften Landesrechte und Verfassungsbestimmungen tief verletzt hatten, der schwedischen Herrschaft einen leidenschaftlichen Haß. Er hatte als Wortführer des ständischen Ausschusses die Rechte der Landschaft energisch verteidigt und war darum als Hochverräter angeklagt worden. Es war ihm gelungen, dem schwedischen Halsgericht zu entfliehen. Zum schmählichen Tod und zu Güterverlust verurteilt, hatte er sich eine Zeitlang in Deutschland und in der Schweiz aufgehalten und war dann in die Dienste des Polenkönigs August II. von Sachsen getreten. Als öffentlicher Charakter heftig, unversöhnlich und zweischneidig, urteilt Noorden, war Patkul in allen menschlichen Beziehungen treu, uneigennützig und hochsinnig. Nichts Gemeines war in seiner Natur.

Patkul.

Dänemark u. Schleswig-Holstein. Friedrich IV. 1699–1730.

Auch in Dänemark, wo am Ende des Jahrhunderts König Friedrich IV. seinem Vater Christian V. auf dem Thron gefolgt war, trug der Hof und der Adel den Schweden tiefen Groll. Man hatte noch nicht die harten Bedingungen vergessen, die der siegreiche Nachbar im Kopenhagener Frieden (S. 587, 589) dem Dänenreich aufgedrungen. Zu dem politischen Haß hatte sich noch eine ererbte Feindschaft zwischen den Herrscherhäusern gesellt. Seitdem die Oldenburger Dynastie sich in eine königlich-dänische und eine herzogliche Linie gespalten, herrschte in der Familie Zwietracht und Mißtrauen. Da die Herzogtümer Schleswig und Holstein derart unter die ältere und jüngere Linie aufgeteilt waren, daß keine scharfe Begrenzung stattfand, daß die beiderseitigen Besitzungen nicht als gesonderte, einheitlich geschlossene Territorien auseinander fielen, sondern „im kreuzweise gewürfelten Zickzack das Land durchspannten", daß die Ämter, Städte und Schlösser durch Verträge und Abkommen dem einen oder dem andern zugewiesen worden, war das Streben des mächtigeren königlichen Zweiges dahin gerichtet, die herzoglich gottorfschen Verwandten in Abhängigkeit zu bringen, die gelockerten Lehnsbande in Schleswig fester zu knüpfen, die Gerechtsame der dänischen Landesherren gegenüber den gemeinschaftlichen Ständen zum Nachteil der herzoglichen zu mehren und zu stärken, die wirtschaftliche und militärische Kraft der Elbherzogtümer zu dänischen Staatszwecken auszunutzen. Die Abschaffung des Wahlrechts und die Aufrichtung der Primogeniturordnung in beiden Landesteilen hatte noch zur Schärfung der Gegensätze beigetragen, das Bewußtsein gleichartiger Interessen und Verpflichtungen noch mehr geschwächt. Das Streben der dänischen Krone, ihr festländisches Gebiet durch die Vereinigung des schleswigschen Landes mit Jütland zu ver-

größern und die Herzöge von Holstein-Gottorf in ein Vasallitätsverhältnis zu zwingen, hatte die Wirkung, daß diese sich enger an Schweden anschlossen, um durch die Waffen der kriegsstarken Nachbarn gegen Vergewaltigung und Übervorteilung geschützt zu werden. Zeitweise wurden die politischen Sympathien durch verwandtschaftliche Bande mittels Verheiratungen verstärkt. Auch die Seemächte Holland und England, welche aus kommerziellen und maritimen Rücksichten die Dänen nicht Meister in der Nordsee und den Verbindungsstraßen werden lassen wollten, standen meistens den gottorfschen Herzögen schützend zur Seite. Als in Dänemark Friedrich IV., ein Mann von kleiner schmächtiger Gestalt aber von ungeduldigem Ehrgeiz, den Thron bestieg und den umsichtigen Reventlow zum Reichskanzler machte, regierte in den gottorfschen Territorien sein Stammesvetter gleichen Namens, ein Schwager des jungen Schwedenkönigs Karl XII., und gleich diesem ein tollkühner Reiter und Jäger, ein waffenfroher, kampfbereiter Fürst.

Karl XII. u. August II. von Polen.

Fast um dieselbe Zeit, da Karl XII. den schwedischen Thron bestieg, mit Hilfe des Staatsrats Piper die von dem Vater bestellte vormundschaftliche Regierung beiseite schob und mit Einwilligung der Stände die unbeschränkte Königsgewalt in die eigne Hand nahm, hatte, wie wir wissen, der sächsische Kurfürst Friedrich August der Starke, als König August II. die Krone in Polen erlangt. „Dynastische Eitelkeit und persönliche Großmannssucht hatten ihn in den polnischen Wahlkampf und gleichzeitig zum Abfall vom väterlichen Glauben getrieben, Pflichtvergessenheit geleitete ihn auf den Königsthron. Selbstvergötterung blieb seitdem die Würze seines Lebens und eine Jagd nach schimmernden Schimären ward der Reiz jedes einzelnen Tages. Alsbald begann er Ränkesucht mit Staatskunst, Doppelzüngigkeit mit Staatsklugheit zu verwechseln.“ Der kursächsische Minister Jakob Heinrich von Flemming, der durch seine Gewandtheit in der Kunst der Bestechung bei der Königswahl seinem fürstlichen Gönner so erfolgreiche Dienste geleistet hatte, ein Mann von Verstand und fruchtbarer Einbildungskraft aber leichtfertig und zu staatskünstlerischen Entwürfen geneigt, erfüllte die ehrsüchtige Seele seines Herrn mit Eroberungsplänen. Er kannte die Natur des Kurfürsten-Königs, der von hochfliegenden Träumen und Herrschergelüsten erfüllt sich leicht über alle Bedenken und Schwierigkeiten wegsetzte und dem eine Politik der Täuschung, der Unehrlichkeit, der Gewaltthätigkeit wenig Gewissenspein verursachte, und schmeichelte ihm mit dem Gedanken, die schwedischen Besitzungen an der Ostsee in seine Hände zu bringen. Gegen die ausdrückliche Bestimmung der Kapitulation hatte August unter allerlei Vorwand eine ansehnliche sächsische Armee in Polen zurückgehalten, die ihm jederzeit zur Verfügung stand. Sein Plan gewann an Klarheit, als Patkul in seine Dienste trat und mit Flemming vereinigt auf die Phantasie des Königs einwirkte, ihm vorspiegelte, wie gern Livland die verhaßte schwedische Herrschaft abschütteln würde, wenn es auf nachdrückliche Hilfe rechnen könnte.

Bund der drei Monarchen gegen Schweden.

Auch die polnische Adelsrepublik hatte ja an Schweden manche vergangene Unbill zu rächen, so daß August hoffen durfte, durch einige bestochene Magnaten den Reichstag zur Teilnahme am Krieg fortzureißen. War er denn nicht durch

seinen Krönungseid verpflichtet, dem polnischen Reich zur Wiedergewinnung der verlorenen Besitzungen zu verhelfen? Zu diesen gehörte doch auch Livland. Durch Patkul hatte er mit der Ritterschaft Verbindungen angeknüpft; ein glücklicher Waffengang, mochte er voraussetzen, konnte die spröden Elemente im Senat und Reichstag zu Warschau willfährig machen und den kriegerischen Geist aufstacheln. Ein Bündnis mit dem Zar Peter von Rußland, der einen Zugang nach der
11. Nov. 1699. Ostsee zu gewinnen suchte, war unter Vermittelung Patkuls zum Abschluß gekommen; einen andern Verbündeten erlangte August ohne große Mühe in dem König von Dänemark, dem heftigen Feind Schwedens. So wurde ein dreifacher Angriffsplan beschlossen. Der Augenblick schien so günstig als möglich. Denn wie sollte ein junger, schlecht erzogener und unerfahrener König, der bisher noch wenig Zeichen geistiger Begabung abgelegt hatte, imstande sein, die drei verbündeten Monarchen im Krieg zu bestehen? Auch wurden die Feindseligkeiten sofort eröffnet. Ohne daß man zuvor die Zustimmung der Republik Polen eingeholt, rückte ein sächsisches Heer unter Flemming, Steinau und Patkul an die Grenze von Livland, um die mit Patkul verbundene Ritterschaft zur Abwerfung der schwedischen Herrschaft zu bringen, und bedrohte Riga, indes die Russen Anstalten trafen in Esthland einzufallen und Friedrich IV. von Dänemark den Herzog von Holstein-Gottorp mit Krieg überzog, um Schleswig, wonach die Dänen schon lange lüstern waren, mit Jütland und dem Inselreich zu vereinigen.

Karl XII. vor Kopenhagen u. der Travendaler Friede.

Aber wie erstaunte Europa, als der junge Fürst in Stockholm einen raschen lebendigen Geist und ein ausgezeichnetes Kriegstalent entfaltete! Entrüstet über das ungerechte Beginnen der Gegner schiffte sich Karl XII. sofort mit seinen tapfern Kriegsmannschaften ein, landete, begünstigt von holländischen und englischen Geschwadern, welche in den dänischen Gewässern kreuzten, auf der Insel Seeland und schritt alsbald zur Belagerung von Kopenhagen. Die Dänen gerieten in Schrecken; man fürchtete eine Erneuerung der Drangsale, welche die Hauptstadt vor vierzig Jahren erlitten; der Dänenkönig, der mit einer unzulänglichen Armee und einigen schlechtdisziplinierten sächsischen Hilfstruppen vergeblich versucht hatte, Tönningen in seine Gewalt zu bringen, eilte daher so schnell wie möglich ein friedliches Abkommen zu erlangen. In Travendal, einem
18. Aug. 1700. Lustschloß des Herzogs von Plön, wurde ein Kongreß abgehalten, an welchem Bevollmächtigte der beiden Seemächte, Frankreichs und einiger deutscher Fürsten teilnahmen und der die Einstellung der dänisch-holsteinischen Feindseligkeiten herbeiführte. Friedrich IV. entsagte dem Bund mit August und Peter und versprach, den Herzog zu entschädigen, wogegen dieser den Abzug der Schweden bewirkte.

Schlacht bei Narwa.

Der glückliche Ausgang des kurzen Kriegs erhöhte die Kampflust des Schwedenkönigs. Wie den dänischen Gegner wollte er nunmehr auch die beiden andern Friedensbrecher bestrafen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Stockholm landete er mit einem kleinen Heer in Pernau und wendete sich sofort gegen die

Russen, die nach einer matten Kriegserklärung Peters in Esthland eingedrungen 30. Aug. 1700. waren und unter General Hallart die Festung Narwa belagerten. In dem Heer der Moskowiter herrschte kein guter Geist: die russischen Soldaten haßten die fremden Offiziere und zeigten wenig Kampflust, zumal der Zar sich mit Golowin und Menschikow von dem Kriegsschauplatz entfernt hatte, dem Prinzen von Croy anheimstellend, wie er sich aus der schwierigen Lage heraushelfen möchte. So kam es, daß nach einem kurzen aber blutigen Kampf außerhalb und innerhalb des verschanzten Lagers vor Narwa die von dem König selbst und dem trefflichen General Rhenschiöld angeführten Schweden mit achttausend Mann dem fünfmal stärkeren Heer der Feinde eine Niederlage beibrachten. Die Sieger erbeuteten 21. Nov. 1700. 150 Kanonen und andres Kriegsgerät und nahmen über hundert kleine Fahrzeuge weg, die in einem Hafen bei Narwa verborgen lagen. Croy und die andern Anführer mußten sich, von den eignen Soldaten bedroht, als Kriegsgefangene ergeben, die Gemeinen ließ Karl laufen. So war denn auch der zweite Feind Livland und Kurland bezwungen. überwunden, und leicht hätte der Zar wie vorher der Dänenkönig zu einem Friedensschluß gezwungen werden können, hätte nicht Karl XII., um an seinem Hauptgegner Rache zu nehmen, in ungeduldiger Hast sich südwärts gewendet. Der Kurfürst-König hatte vergebens gehofft, Livland für seine Zwecke zu gewinnen: die Ritterschaft hatte kein Vertrauen in die Sache und hielt sich fern und die Stadt Riga leistete unter dem alten Statthalter Dahlberg, der in seiner Jugend mit Karl X. über die Belte gezogen war, so tapfern Widerstand, daß die Belagerung aufgegeben werden mußte. Beim Heranrücken der Schweden nach der Düna zogen die Sachsen ab, so daß Karl XII. nach einem meisterhaften Übergang über den Strom im Angesicht der Russen und nach einigen glücklichen Gefechten mit den sächsischen Truppen und den Kurländern, die sich ihnen ange- Juni und Juli 1701. schlossen, von beiden Provinzen Besitz nehmen konnte. Herzog Ferdinand Kasimir von Kurland floh aus seinem Land, das er nie wiedersehen sollte. August II. aber begab sich von Litauen, wo er mit dem Zar in einer Zusammenkunft auf Schloß Birsen in der Nähe von Wilna das Bündnis erneuert hatte, nach Polen, Febr. 1701. um dort bei den Magnaten die Bestechungskünste mit sächsischem und russischem Geld zu versuchen, damit die Republik für den unbesonnenen Ehrgeiz ihres Königs einstehe.

Karl ließ jedoch seinem Gegner nicht viel Zeit. Nachdem er an der Grenze Karl in Litauen und Polen. von Livland die sächsisch-russischen Heerhaufen zersprengt hatte, rückte er in Litauen ein, wo die mächtige Familie Sapieha, ergrimmt, daß August seinen Günstling Flemming zum Großstallmeister in diesem noch immer in einer gewissen Selbständigkeit sich bewegenden Land ernannt hatte, ihm freundlich entgegenkam, und bedrohte die Polen mit einem Krieg, wenn sie nicht ihren König, der seinen Eid gebrochen und nach absoluter Herrschaft strebe, absetzen würden. Die polnische „Republik" erklärte, daß sie Augusts II. Einfall in Livland weder gebilligt noch unterstützt habe, wies aber die Anmutung des Schwedenkönigs als ver-

fassungswidrig zurück und bat um Anerkennung ihrer neutralen Haltung. Allein Karl beharrte mit unwandelbarem Starrsinn bei seinem Vorhaben, den Kurfürsten von Sachsen der polnischen Krone zu berauben. „Man kann sich auf des Königs Wort nicht verlassen, erwiderte er seinem zum Frieden mahnenden Minister Piper. Er würde, wenn wir gegen die Moskowiter im Feld ständen, russisches Geld nehmen und uns im Rücken anfallen. Wird Livland inzwischen von Kriegsleiden betroffen, so kann dies, wenn Gott einmal Frieden geben wird, durch Befreiungen und Begnadigungen wieder gut gemacht werden.“ Ohne sich daher mit dem Kurfürsten-König auf Unterhandlungen einzulassen, rückte Karl
Mai 1702. mit seinen schwedischen Truppen in Polen ein und stand im Mai vor Warschau. Zitternd überreichte ihm die Bürgerschaft die Schlüssel der Hauptstadt und entrichtete die aufgelegte Kriegssteuer. August hatte sich nach Krakau und Sendomir begeben, wo es ihm gelang, einige Adelshäupter zu einer bewaffneten Konföderation zu vereinigen. Karl XII. versäumte nicht, sich auch dahin zu wenden.
19. Juli 1702. Nach dem Sieg bei Clissow über ein sächsisch-polnisches Heer, ein Sieg, der seinem tapfern Schwager und Kriegsgefährten, dem Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, das Leben kostete, nahm der Schwedenkönig auch von Krakau Besitz und verfolgte dann seinen Gegner nach Polnisch-Preußen, alle Friedensanträge Augusts, alle Vermittelungsvorschläge der Polen und des Auslandes, alle Vorstellungen seiner eignen Freunde standhaft zurückweisend. Wie ein irrender Ritter, der an Abenteuern sich ergötzt, suchte der kühne Schwede, von Leidenschaft und Kriegswut gestachelt, den Kurfürst-König in Wüsten, Morästen, Wäldern auf und gab dadurch dem mächtigeren Gegner in Moskau Zeit, seine Eroberungspläne an der Ostsee und am Bottnischen Meerbusen und seine politisch-zivilisatorischen Entwürfe ungehindert durchzuführen. Patkul selbst, der in die Dienste des Zaren eingetreten, war dem Moskowiter zur Erreichung seiner Zwecke
1703. in den deutsch-schwedischen Provinzen behilflich. Im folgenden Jahr brachte Karl nach mehreren glücklichen Gefechten gegen die Sachsen und konföderierten Polen die Städte Lublin und Pultusk, und in Westpreußen Thorn, Elbing und Danzig in seine Hände, so daß er nunmehr den größten Teil des polnischen Reichs in seiner Gewalt hatte und mit mehr Erfolg die Entthronung des Kurfürsten betreiben konnte. Denn sein Sinn war nicht auf Erwerbung neuer Länder gerichtet, sondern nur auf Rache an dem Gegner.

Neue Königswahl. Die Parteisucht der polnischen Magnaten, wovon die einen, wie die Sapieha, zu den Schweden hielten, die andern, wie die Oginski für das russisch-polnische Bündnis thätig waren, die meisten jedoch ihre persönlichen und selbstsüchtigen Zwecke höher hielten als Loyalität oder Patriotismus, machte in der polnischen „Adelsdemokratie“ alle Dinge möglich. Bald war das ganze Land von Faktionen zerrissen, durch Bündnisse und Gegenbündnisse gespalten. War es zu verwundern, daß schon während dieses Kriegs bald von dieser, bald von jener Seite der Gedanke einer Teilung Polens auftauchte? Die dem Sachsen feindlich ge-

sinnte Partei, welche die Konföderation von Warschau geschlossen, gab dem Kurfürst-König schuld, er habe die Pacta conventa nicht gehalten, er habe die Republik in den Krieg verwickelt, um bei der Gelegenheit sich souveräne Rechte anzueignen, er habe durch seine treulose heimtückische Politik und durch offenbare Verletzung der Verfassung sich des Thrones unwürdig gezeigt. An der Spitze dieser Partei stand neben dem Krongroßfeldherrn Lubomirski der Kardinal-Erzbischof Radziejowski, der kluge beredte, aber herrschsüchtige ehrgeizige und zweideutige Primas von Polen, der bei der letzten Königswahl solange geschwankt hatte, auf welche Seite er sich wenden sollte, der die verschwenderische Pracht des Kurfürsten-Königs mit neidischen Augen betrachtete und eine Thronvakanz, während deren ihm das interimistische Regiment nach der Verfassung zustand, gern gesehen hätte. Unter seinem Vorsitz vereinigte sich der Reichstag in War- Febr. 1701.
schau zu dem Beschluß, König August habe die Krone verwirkt und es sei eine neue Wahl zur Besetzung des Thrones anzuordnen. Im schwedischen Heerlager tauchte der Plan auf, man solle einem der drei Söhne Johann Sobieskis, welche auf ihrer schlesischen Herrschaft Ohlau wohnten, das väterliche Reich zuwenden. Karl ging auf den Vorschlag ein und knüpfte Unterhandlungen mit den Brüdern an. Allein August vereitelte das Vorhaben. Überzeugt, daß man in Wien über die Verletzung des neutralen Gebiets durch den alten Freund und Verbündeten nicht allzusehr zürnen werde, ließ er durch eine Anzahl verkleideter sächsischer Offiziere den Prinzen, als sie von Ohlau nach Breslau reisten, in einem Wald auflauern und die beiden ältesten nach der Pleißenburg in Leipzig und von da nach dem Königstein in Haft bringen. Der jüngste, Alexander, entkam nach Polen, konnte aber nicht bewogen werden, die Krone anzunehmen. Er selbst lenkte die Aufmerksamkeit Karls auf Stanislaus Leszczynski, Woiwoden von Posen, einen wohlwollenden, gebildeten Edelmann von schlichter Lebensweise und rechtschaffener Gesinnung, aber wenig geeignet für die schwierige Lebensaufgabe, für die er ausersehen wurde. Dem Fürst-Primas war die rasche Wahl nicht nach dem Sinn; er hätte es lieber gesehen, wenn die Thronerledigung und damit seine Reichsverweserschaft länger gedauert hätte. Aber die Ungeduld Karls gestattete keine Verzögerung. Schon im Juli wurde Stanislaus in einer 12. Juli 1704.
von schwedischen Soldaten umstellten Wahlversammlung zum König von Polen ausgerufen, das Vorspiel künftiger Vergewaltigungen. Im nächsten Jahr wurde der neue König durch den Bischof von Lemberg gekrönt, aber seine Stellung war darum noch keineswegs gesichert, da nicht bloß eine sächsische, sondern auch eine russische Partei seiner Erhebung entgegen war und sowohl August als Peter alles aufboten, um den Schützling ihres Feindes zu stürzen. Nur durch das fortdauernde Waffenglück der Schweden konnte Stanislaus gehalten werden. Der Zar suchte durch Hilfsgelder den Krieg in Polen zu schüren, damit er anderwärts freie Hand behalte.

Der Krieg in Polen und die Haltung Preußens. Durch die Unsicherheit der Lage in Polen sah sich der Schwedenkönig zu einem fortwährenden Umherziehen von einem Ende des Reichs zum andern genötigt. So rückte er bald nach der Königswahl seines Schützlings auf höchst beschwerlichen Märschen in Galizien ein und eroberte Lemberg. Dies benutzte August zu einem raschen Zug nach Warschau. Er nahm die schwedische Besatzung unter General Horn gefangen und strafte die Hauptstadt für ihren Abfall. Stanislaus war glücklich zu seinem Beschützer nach Lemberg entkommen. Als Karl auf die Kunde von den Vorgängen in Warschau der Weichselstadt eilig zu Hilfe zog, mußte das königliche Heer wieder weichen; dabei bewerkstelligte jedoch der Reichsgraf Johann Matthias von der Schulenburg, der ausgezeichnetste Feldherr Okt. 1704. in Augusts Diensten, nach dem ruhmvollen Treffen bei Punitz einen so meisterhaften Rückzug unter den schwierigsten Umständen, daß die sächsischen Truppen, ohne von den nacheilenden Schweden Schaden zu leiden, über die Oder entkamen. Warschau wurde nun wieder von den Schweden besetzt; ein Versuch des General Paykul, mit der sächsischen Reiterei und andern von Schulenburg herangezogenen Truppen die Weichselstadt noch einmal zu überraschen, schlug fehl; 31. Juli 1705. Paykul wurde in dem Treffen bei Wohla überwunden und zum Gefangenen gemacht; und da er von Geburt ein Livländer war, ließ ihn Karl als Hochverräter zum Tode verurteilen und hinrichten. Von Warschau aus wandte sich Karl, Okt. 1705. nachdem er die Krönung seines Schützlings Stanislaus auch in der Hauptstadt hatte vollziehen lassen, nach Litauen und Wolhynien, wo er trotz unsäglicher Schwierigkeiten und Beschwerden, welche ihm die ungünstige Jahreszeit, der morastige Boden, die Armut des Landes und die überlegene Zahl der Feinde bereiteten, die Russen zum Weichen brachte und dadurch die Autorität seines Königs Stanislaus in Polen befestigte. — Noch niemals war Europa in so tiefer allgemeiner Bewegung als in diesen Jahren. Nicht nur daß im Süden und Norden, im Westen und Osten die Länder von Kriegsheeren durchzogen, Schlachten geliefert, Städte erobert, Menschen gepeinigt und getötet wurden, auch an den Höfen, bei den Regierungen, in den Kreisen der Diplomaten und Staatsmänner herrschte eine aufgeregte Thätigkeit, ein wechselvolles Spiel von Ränken und Kabalen, von Bündnissen und Täuschungen, von Überlistung und Gleisnerei. Besonders war Berlin der Schauplatz diplomatischer Geschäftigkeit: alle kriegführenden Teile suchten den neuen Königshof auf ihre Seite zu ziehen; Patkul arbeitete für einen Anschluß an den Zaren und den Kurfürst-König; die Konföderierten von Sendomir bemühten sich, den König von Preußen für einen Bund mit der Republik Polen zu gewinnen; die bedrohten Einwohner von Danzig richteten ihre Blicke und Bitten nach Berlin; mit Karl XII. waren Unterhandlungen im Gange. Aber wir haben früher gesehen, wie wenig die brandenburgische Politik unter der Leitung eines Wartenberg diesen großen Aufgaben gewachsen war (S. 609). Über glänzenden Festen und Lustbarkeiten, worin der Berliner Hof mit dem Dresdener wetteiferte, über Intrigen, Hofkabalen, Adels-

cliquen, komplottierendem Parteitreiben verlor man das richtige Verständnis für höhere Staatszwecke. Ein Besuch des gewandten Herzogs von Marlborough in Berlin hatte zur Folge, daß König Friedrich I. bei der seemächtlich-kaiserlichen Allianz festgehalten ward und den Ereignissen, die sich an den östlichen Grenzen seines Staats abspielten, lange Zeit fern blieb. Unterdessen wurde deutsches Blut für fremde Zwecke geopfert, ein schmählicher Soldatenhandel gegen Subsidiengelder unterhalten, der Bürger und Bauer mit Lasten und Steuerdruck überbürdet.

Während Karl XII. gegen die Russen zu Felde lag, sein trefflicher General Karl XII. nach Sachsen. Lewenhaupt von Riga aus in Kurland eindrang und den russischen Feldmarschall Scheremetew, der im vorhergehenden Jahr über den schwedischen General Schlippenbach in Livland einen Sieg davongetragen hatte, in der blutigen Schlacht bei Gemauerthof aufs Haupt schlug, versuchte der Kurfürst-König, nachdem 26. Juli 1705. er sich in Grodno aufs neue mit dem Zaren verständigt, mit einem sächsisch-polnisch-russischen Heer den schwedischen Feldherrn Rhenschiöld, der mit einer geringen Kriegsmacht auf der Grenze von Polen und Schlesien stand, aus seinen Stellungen zu drängen. August selbst hielt sich in einiger Entfernung und überließ den Angriff dem Grafen von Schulenburg. Aber die Schlacht bei Fraustadt 13. Febr. 1706. nahm einen andern Verlauf, als der Kurfürst-König erwartet hatte. Die königlichen Truppen erlitten eine vollständige Niederlage. Der sächsischen Armee, bemerkte Schulenburg in seinem Bericht, mangelte der göttliche Beistand. Nach diesem Erfolg beschloß Karl, Rhenschiölds Heerhaufen an sich zu ziehen und mit der vereinigten Kriegsmacht seinen Feind im eignen Land aufzusuchen, zur großen Freude des Zaren, der dadurch Zeit gewann, sein Eroberungswerk in den Ostseeländern durchzuführen. Karl hatte nicht zu befürchten, daß ihm von seiten des Kaisers oder des Reichs Schwierigkeiten bereitet würden, als er, begleitet von seinem Schützling Stanislaus, durch Schlesien in die Lausitz einrückte und die Oder und die Elbe überschreitend in das Herz von Sachsen drang. Aug. und Sept. 1706. Kaiser Joseph, der kurz vorher die Herrschaft angetreten, war mit dem Erbfolgekrieg und mit den ungarischen Bewegungen so vollauf beschäftigt, daß er sich wohl hütete, auch noch den siegreichen Kriegsfürsten des Nordens zu reizen. Hatte doch vor zwei Jahren August sich bei der Wegführung der Sobieski auch nicht um die Neutralität bekümmert. In kurzem stand der Schwedenkönig in der Nähe von Leipzig und nahm sein Hauptquartier auf einem Rittergut bei Altranstädt. „Abgemattet, abgerissen sogar die Offiziere, die Mannschaft mager und gelb, Zigeunern nicht unähnlich," so wird die schwedische Armee von 24,000 Veteranen geschildert, die in Sachsen gelagert war. In Wien geriet man in Schrecken. Man fürchtete einen zweiten Gustav Adolf und sandte den Vizekanzler Wratislaw ab, um den König bei freundschaftlicher Gesinnung zu erhalten. Auf den Rat des Grafen beeilte sich der Kaiser den schlesischen Protestanten, die den glaubensverwandten Monarchen um seinen Schutz und seine Vermittelung

angegangen, einige Erleichterung gegen den Religionsdruck der Jesuiten und Ultramontanen zu gewähren und die Herstellung der im Westfälischen Frieden den Evangelischen gewährleisteten Rechte zu versprechen. Bei dem durch Sonderinteressen gespaltenen Reichstag in Regensburg war kein Beschluß wegen Landfriedensbruchs zu erzielen. Vor allem fürchtete man in Wien und bei den Verbündeten die Wiederholung eines französisch-schwedischen Bündnisses. Wir wissen, daß Ludwig XIV. und Marschall Villars einleitende Schritte dazu thaten (S. 772). Damals erschien Marlborough im Lager von Altranstädt und versuchte auch bei dem Schwedenkönig seine höfische und diplomatische Kunst. Er erreichte seinen Zweck. Karl verschmähte den Bund mit dem Monarchen von Versailles, der ihm ebenso unsympathisch war, wie Friedrich August in Dresden, und mischte sich nicht in die Angelegenheiten der Süd- und Weststaaten.

Kriegsnot in Sachsen und Frieden von Altranstädt.

Das sächsische Volk mußte für den unruhigen Ehrgeiz seines Fürsten schwer büßen. Das Land wurde durch die feindliche Kriegsmacht schrecklich mitgenommen. Die Einquartierungen, Kriegssteuern, Kontributionen nahmen kein Ende; die Einwohner des flachen Landes flüchteten sich in die Städte, die Königsfamilie suchte Schutz im Nachbarland. Von ihrem kurfürstlichen Landesregiment an blindes Gehorchen gewöhnt, unterwarfen sich Bauern und städtische Bürgerschaften Kursachsens ohne Gedanken an Widerstand. Anstatt die Gutsunterthanen zu waffnen und selbst zu Rosse zu steigen, räumten die sächsischen Edelleute Schlösser und Gehöfte der schwedischen Einquartierung. Vor dem fremden Gewalthaber in den Staub gebeugt, erbettelte Kursachsens Adel die Privilegien altständischer Steuerfreiheit, um die Lasten schwedischer Kriegskontribution auf die Schultern des Landmannes und Städters abzuwälzen. Die kurfürstlichen Räte und Beamten entehrten sich durch Servilität und Pflichtvergessenheit. Das Kurfürstentum zu retten, schickte August, der unterdessen nach Warschau zurückgekehrt war, zwei Bevollmächtigte, Pfingsten und Imhof, in das schwedische Hauptquartier, um Friedensunterhandlungen einzuleiten. Beide waren Mitglieder des geheimen Ratskollegiums in Dresden, das kurz zuvor den Livländer Patkul, der als außerordentlicher Gesandter des Zaren und Befehlshaber der russischen Hilfsmannschaften in Augusts Diensten sich in der Elbestadt aufhielt und den sächsischen Räten durch seinen Eifer für die Sache seines Herrn sehr beschwerlich fiel, hatte verhaften und auf den Königstein abführen lassen. Der Kurfürst-König, dem sie den unbequemen Fremdling als einen gefährlichen verräterischen Mann schilderten, welcher die russischen Truppen dem Kaiser habe zuführen und den Zar von der Sache seines Bundesgenossen trennen wollen, billigte dies Verfahren, ohne auf den gesandtschaftlichen Charakter Patkuls Rücksicht zu nehmen. Die Friedensbedingungen, die Karl XII. den sächsischen Unterhändlern stellte, waren für den übermütigen autokratischen Fürsten demütigend und schmachvoll: Friedrich August sollte für sich und seine Nachkommen der polnischen Krone entsagen und Stanislaus als König anerkennen, er sollte sein

Bündnis mit dem Zaren auflösen, die Söhne Sobieskis in Freiheit setzen und Patkul ausliefern. Wie zum Hohn wollte ihm der schwedische Monarch gestatten, den Königstitel noch ferner zu führen. Die sächsischen Räte gingen auf alles ein: kraft ihrer unbeschränkten Vollmacht unterzeichneten sie den Frieden von Altran- 24. Sept. 1706.
städt. Am bereitwilligsten vollzogen sie die Auslieferung Patkuls. Der unglückliche Gefangene wurde vom Königstein abgeholt und den schwedischen Kommissaren überliefert, die ihn unter scharfer Aufsicht hielten. Bis die Bestätigung der Friedensartikel aus Warschau eingetroffen sein würde, blieb das schwedische Heer noch in Sachsen und mußte vom Lande unterhalten werden. Welche Notstände und Drangsale dadurch über das Volk kamen, ist nicht zu beschreiben. Hatten schon bisher die Ausgaben für die Hofhaltung, für den Krieg, für die Erlangung und Behauptung der polnischen Schattenkrone die Kräfte des Landes erschöpft, so erreichte jetzt das Elend den höchsten Grad. Man berechnete die Kosten der schwedischen Okkupation auf 21 bis 23 Millionen. Hunger, Mißhandlung, Armut trieben die Menschen zur Verzweiflung; mancher legte Hand an sich selbst. Und doch veranstaltete, während die Stände mit Seufzen die hohen Steuern und Abgaben genehmigten und der verarmte Bauer fast verhungerte, der Kurfürst ein prachtvolles Hoffest nach dem andern, verschwendete unermeßliche Summen für Lustschlösser, übte fürstliche Freigebigkeit gegen seine Mätressen und natürlichen Kinder und wetteiferte in glänzender Kunstentfaltung mit Paris und Wien.

Die zweideutige Haltung des Kurfürsten war die Hauptursache, daß die feindliche August II. u. Karl XII.
Kriegsmacht noch ein ganzes Jahr in Sachsen liegen blieb. Denn vier Wochen später, als August den Friedensvertrag schon bestätigt hatte, standen königlich-polnische Truppen bei dem russischen Heer, mit welchem Menschikow dem schwedischen General Marderfeld bei Kalisch eine Niederlage beibrachte, ein Erfolg, für welchen jener von 29. Okt. 1706.
Kaiser Joseph in den Reichsfürstenstand erhoben ward. August entschuldigte sich bei Karl, daß seine Räte ihm sowohl die wirklichen Bedingungen als den endgültigen Abschluß des Vergleichs vorenthalten, und suchte den Zürnenden zu besänftigen; aber niemand glaubte ihm und sein nachheriges Benehmen gab Zeugnis, daß er nur so lange die Friedensartikel zu halten gesonnen sei, als der Zwang der Notwendigkeit auf ihm lastete. Seine leichtsinnige oberflächliche Natur machte es ihm sogar möglich, dem König in Altranstädt einen Besuch abzustatten und sämtliche Artikel des Vertrags zu 19. Jan. 1707.
bestätigen. Welche Gegensätze boten sich da dem Auge des Beschauers dar! Der in fürstlicher Pracht und Herrlichkeit auftretende Friedrich August, das Muster eines galanten Kavaliers nach der Mode von Versailles, der gefeierte Held der Damen und der adligen Herren, der imposante ritterliche Fürst im prunkenden Hofkleid gegenüber dem schwedischen Waffenkönig von den einfachsten Formen und Gewohnheiten! Karl XII. war eine vollkommene Soldatennatur, seine Mäßigkeit ging soweit, daß er in niedriger Stube mit ungeschmückten Wänden wohnte, sich aller geistigen Getränke enthielt und im Feld mit geringer Soldatenkost begnügte. Sommer und Winter trug er dieselbe unzierliche Kleidung, große Reiterstiefel und einen langen Soldatenrock mit Messingknöpfen; auf Märschen und in Kämpfen unterzog er sich den größten Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren; weiblichen Umgang mied er; nur das Kriegsleben mit

seinen aufregenden Eindrücken und Wechselfällen hatte für ihn Reiz; das Getöse der Schlacht, das Pfeifen der Kugeln, das Wiehern der Streitrosse ging ihm über Opern, Hoffeste und Konzerte.

Patkuls Ende. Endlich zog das schwedische Heer aus Sachsen ab. Patkul war bereits in das Posensche vorausgeschickt worden, um bei einem schwedischen Dragonerregiment, das bei Kasimiers in der Woiwodschaft Kalisch sein Quartier hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Vergebens suchte Peter den livländischen Edelmann zu retten, indem er die Vermittelung der auswärtigen Höfe anrief und gegen seinen bisherigen Bundesgenossen August die harten Beschuldigungen erhob, daß er nicht nur durch Abschließung eines Sonderfriedens treulos an ihm gehandelt, sondern auch wider sein Versprechen, den Gefangenen heimlich entfliehen zu lassen, durch Auslieferung desselben an den Todfeind das Völkerrecht verletzt habe; der erzürnte Schwedenkönig wollte das Opfer seiner Rache nicht fahren lassen. Der Ausgang des Unglücklichen war schrecklich. Patkul wurde durch kriegsrichterlichen Spruch des Landesverrats und der Majestätsbeleidigung schuldig erkannt und zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung 10. Okt. 1707. war furchtbar. Nachdem man ihn langsam gerädert, schlug man dem Halbtoten den Kopf ab und trennte dann den Körper in vier Teile, um sie auf das Rad zu pflanzen. Der weltkundige Edelmann hatte in einer tiefbewegten Zeit eine Bahn eingeschlagen, die früher oder später zu einem schlimmen Ausgang führen mußte. Ein patriotischer Mann, ein trotziger Verteidiger der alten ständischen Rechte seines Vaterlandes wollte er die schwedische Herrschaft, von der er diese Rechte gefährdet sah, abwerfen: als er erkannte, daß der polnische Staat und sein leichtfertiger König nicht die Kraft und Fähigkeit hätten, das livländische Volk zu befreien und zu stützen, erblickte er den einzigen Weg der Rettung in dem Anschluß der Provinz an das mächtige Moskowiterreich und seinen starken Herrscher. Von dem Bewunderer fremder Sitten erwartete er Herstellung und Beachtung deutschen Rechts und Erhaltung und Begünstigung deutscher Kultur bei seinen Landsleuten. Der Urheber dieser Politik ist vor Vollendung seines Werkes aus dem Leben geschieden, aber sein Plan ging in Erfüllung. Ob der Tausch der Herrschaft ein glücklicher war, ob Patkul als Märtyrer für eine gute Sache oder als Landesverräter gestorben, darüber waren die Meinungen der Welt verschieden. Um so einmütiger lautete das Verdammungsurteil über die rechtsverletzende Grausamkeit, womit der schwedische König seinen ruhmvollen Namen befleckte, und über die Haltung Augusts II. ehrvergessene Charakterlosigkeit des Kurfürsten. Der Zar rief den Zorn Gottes über den eidbrüchigen Bundesgenossen herab. Vergebens suchte August die zwiefache Schmach des gebrochenen Königsworts in Polen und des Bundesverrats an Rußland von sich abzuwälzen, indem er die Hauptschuld auf die Unterhändler schob, welche ihre Vollmachten überschritten und ihm die Friedensartikel von Altranstädt nicht vollständig mitgeteilt hätten: die Welt ließ sich nicht täuschen, wenngleich die beiden Räte nach demselben Königstein in Haft gebracht wurden, wo vorher Patkul geschmachtet hatte. Pfingsten blieb bis an seinen Tod in der Gefangenschaft, Imhof erkaufte sich nach sieben Jahren die Freiheit.

2. Pultawa und Bender.

Peter an der Ostsee. Indes Karl XII. starrsinnig seinen Entthronungsplan gegen August verfolgte, benutzte Peter die Abwesenheit der schwedischen Streitkräfte, um sich Ingermanland und einen Teil von Livland und Esthland zu unterwerfen und festen Fuß an der Ostsee zu fassen. Er verfuhr, als ob er des Landes schon

sicher wäre und die Eroberungen ihm nie mehr entrissen werden könnten. Er erbaute Schlüsselburg und Kronstadt; er ließ die Niederungen an der Newa mit unsäglicher Mühe durch Leibeigne, die auf zweihundert Meilen zusammengetrieben wurden, austrocknen und legte den Grund zu der neuen Residenz Petersburg. Aus Moskau und andern Städten mußten Adlige, Kaufleute und Handwerker mit ihren Familien dahin übersiedeln; auch Ausländer wurden zur Einwanderung aufgemuntert. Bald fuhren holländische Schiffe die Newa hinauf und leiteten direkten Verkehr mit Rußland ein. Überall, wo der Zar in Esthland und Livland Meister war, ließ er sich huldigen, bei welcher Gelegenheit er die religiösen und bürgerlichen Rechte und Freiheiten gewährleistete. Den Schweden, die unter Lewenhaupt in den Ostseeprovinzen zurückgeblieben waren, suchte er immer mehr Boden abzugewinnen, durch Verwüstung von Widerstand abschreckend. —

Der Zar mochte mit einiger Bangigkeit auf seine neuen Schöpfungen blicken, *Karl XII. gegen Rußland.* als Karl XII., nachdem er seinen bisherigen Gegner und den sächsischen Hof durch einen unerwarteten Besuch in Dresden überrascht hatte, im Herbst über Schlesien nach Polen zurückzog, um seine siegreichen Waffen gegen seinen letzten *Sept. 1707.* und mächtigsten Feind zu kehren. Hinter dem zurückweichenden Zaren drang er durch Polen in Rußland selbst ein. Er nahm Grodno und Wilna weg, setzte im Juni über die Beresina und schlug nach dem siegreichen Treffen von Golowtschin *9. Juli 1708.* den Weg nach Smolensk ein. Kein russisches Heer bestand vor dem tollkühnen König, der an der Spitze seiner tapfern Truppen, die er in Sachsen durch Werbungen verstärkt hatte, Flüsse durchwatete und weglose Morastgegenden durchschritt; auch in der Schlacht bei Dobroje, wo sich der Zar selbst ent- *29. Aug.* gegenstellte, drängte der König die tapfer kämpfenden Russen zurück. Nun trat aber eine Wendung in Karls Glück ein. Er schloß in seinem Lager, etliche *Karl XII. u. Mazeppa.* Meilen von Minsk im Oktober, mit Mazeppa, dem Hetman der zur Rebellion geneigten Kosaken, einen Bundesvertrag, worin der alte Heerführer versprach, dem Schweden zum Besitz von Severien und der Ukraine zu verhelfen; dafür sollte er selbst die Woiwodschaften Witebsk und Polozk als selbständiges Herzogtum erhalten. Es war keine ungeschickte Politik von seiten des Schwedenkönigs, den Kosakischen Soldatenstaat mit dem ihm nunmehr befreundeten Königreich Polen wieder zu vereinigen und einen starken Keil in das Zarenreich von Moskau zu treiben.

Indem also Karl dem verschlagenen und ehrgeizigen Mann Glauben schenkte, *Karl in der Ukraine.* änderte er seinen bisherigen Kriegsplan. Anstatt seinen Feldherrn Lewenhaupt, der von Livland aus mit frischen Truppen und mit Kleidung und Nahrungsmitteln für das ermattete und entblößte Heer auf dem Weg zu ihm war, abzuwarten und dann mit vereinten Kräften auf Smolensk loszugehen, wandte er sich von Mohilew aus südwärts und zog auf höchst beschwerlichen Märschen in die von Wäldern und Steppen durchzogene Ukraine ein, um im Bund mit dem streit-

baren Reitervolk die südlichen Landschaften, wo noch polnische Sympathien fortlebten, von Rußland loszureißen. Unterdes aber fand Peter Gelegenheit, zunächst mit überlegenen Streitkräften sich auf Lewenhaupt zu werfen und ihn bei
23. Okt. 1708. Liesna anzugreifen. In dieser Schlacht legten die Russen die erste Probe in der Kriegskunst ab. Wie glänzend immer Lewenhaupt während des Treffens und auf dem Rückzug seine strategische Meisterschaft bewährte, so konnte er doch nur nach Aufopferung seiner ganzen Artillerie, alles Gepäcks und aller Vorräte mit geschwächten Heerhaufen den rastlos vorwärts eilenden König erreichen. Auf die herbstlichen Regengüsse, welche Krankheiten erzeugten und die Wege zerstörten, folgte ein äußerst harter Winter (S. 780), der die Leiden und Notstände der Truppen zu einer fast unerträglichen Höhe steigerte. Dennoch setzte Karl seinen Marsch fort, obwohl sich bald herausstellte, daß Mazeppas Verheißungen nicht in Erfüllung gebracht werden konnten. Als die Hauptleute der Heergemeinde aus dem Mund ihres Hetman von seinem mit Karl XII. abgeschlossenen Vertrag Kunde erhielten, zeigten die meisten wenig Lust, sich der russischen Schutzherrlichkeit zu entziehen und aufs neue die Kriegsfurie früherer Jahre über ihr Land zu bringen. Vielmehr leisteten sie dem russischen Feldherrn Menschikow, welcher zur Besetzung der Städte herbeikam, in der Mehrheit Vorschub. Mazeppas Residenz Baturin wurde ausgeplündert und zerstört und ein neuer Hetman gewählt, der an der Vereinigung mit dem Zaren festhielt. Mazeppa hatte dem König 30,000 Kosaken in Aussicht gestellt; aber nur etwa 5000 schlossen sich ihm an, und diese warf Menschikow in blutigsten und erbarmungslosen Kämpfen völlig nieder, so daß er als Flüchtling mit einem kleinen Anhange dem schwedischen Lager folgen mußte.

Die Schlacht von Pultawa u. ihre Folgen. So stand Karl XII. ohne Bundesgenossen dem Zar gegenüber. Die winterliche Jahreszeit forderte immer mehr Opfer; dazu quälendster Mangel an Lebensmitteln; und die Kämpfe dauerten fort. Anfang 1709 nahm der König die Festung Wayrik, in den Gefechten wechselte das Glück. Im Frühling,
April und Mai 1709. während Peter noch in Asow weilte, schritt Karl zur Belagerung des festen Pultawa; aber bei dem Mangel an Geschütz konnte wenig ausgerichtet werden. Die Belagerung dauerte mehrere Monate, bis der Zar selbst an der Spitze einer bedeutenden Streitmacht unter den Feldherren Scheremetew, Menschikow, Galizyn, Dolgorukij u. a. erschien, die schwedische Armee umstellte und den König, der kurz zuvor in einem kleinen Gefecht am Fuß verwundet worden war, zu der
8. Juli 1709. Entscheidungsschlacht von Pultawa zwang. Rhenschiöld, der die Anordnungen getroffen, Graf Piper und viele der ersten Militärbeamten gerieten in Gefangenschaft, alles Gepäck und die reiche Kriegskasse fiel in die Hände der Sieger. Karl XII. wurde aus dem stolzen Überwinder dreier Könige ein hilfloser Flüchtling, der sich nur durch die angestrengteste Flucht mit etwa zweitausend Begleitern, darunter Mazeppa, über den Dnjepr und dann nach den beschwerlichsten Märschen in der obdach- und nahrungslosen Steppe auf das türkische Gebiet rettete. Er

hatte kaum den Grenzfluß Bug bei Oczakow überschritten, um sich nach Bender zu begeben, als die Russen am andern Ufer ankamen. Lewenhaupt, dessen Feindschaft mit Rhenschiöld nicht wenig zum Verlust der Schlacht beigetragen hatte, sammelte die Reste der Flüchtigen und Zersprengten; da aber bei dem Mangel an Nahrung und Geschütz kein Rückzug möglich war, so ergab er sich mit 15 bis 18,000 Mann. Nur wenige der tapfern Krieger sahen die Heimat wieder; die fremden Offiziere und Soldaten traten großenteils in russische Dienste und waren dem Zaren bei seinen militärischen Reformen behilflich; die übrigen wurden in dem weiten Reich zerstreut, und starben teils in den Bergwerken Sibiriens, teils als Bettler auf den Landstraßen, oder sie erwarben sich ihren Lebensbedarf durch Unterricht in allen Dingen des praktischen Wissens und Könnens. So wurde das heldenmütige Heer, gleich bewunderungswürdig im Dulden wie im Handeln, vernichtet. „Unsern Feind hat Phaetons Schicksal getroffen und fest gesenkt ist endlich der Grundstein unserer Newastadt," schrieb der Zar an den Admiral Apraxin in Petersburg. Er hatte alle Ursache, den Schlachttag bei Pultawa durch eine jährliche Feier im Andenken der russischen Bevölkerung zu erhalten.

Karl XII. wurde von den Türken, welche seit Jahren in wachsender Spannung mit Rußland lebten, ehrenvoll aufgenommen, ohne jedoch sein Ziel, sie in einen Krieg mit dem Zaren zu verwickeln, sofort zu erreichen. Ja es schien einen Moment, als ob sich die beiden Mächte über die Flüchtlinge vertragen würden. Mazeppa, der mit dem König die Grenze überschritten hatte, fürchtete, den Russen ausgeliefert zu werden; nur der Tod des alten Häuptlings (22. Sept. 1709) machte den Verhandlungen darüber ein Ende. Und hinsichtlich Karls erlangte der russische Gesandte an der Pforte im November die Zusage, daß er durch türkische, bezw. russische Truppen bis an die schwedische Grenze eskortiert werden sollte. Indessen die Gegensätze zwischen der osmanischen Politik und Peter dem Großen, der schon von allen Anhängern der griechischen Kirche als der Befreier von dem Joch der Ungläubigen verehrt und umworben wurde, waren doch zu tiefgreifend. Ein Regierungswechsel brachte unter direktem Einfluß Karls XII. und der mit ihnen verbündeten national-polnischen Partei die kriegerisch gesinnte Partei ans Ruder, und feindselige Noten und Intrigen bereiteten den Krieg vor. Unterdes erneuerten die alten Gegner Karls XII. ihre durch seine Siege zerrissene Allianz. Der russische Zar, dem ja ohnedies der Löwenanteil an der mit gemeinschaftlichen Anstrengungen zu erwerbenden Beute zufallen mußte, verzieh dem sächsisch-polnischen Bundesgenossen den Altranstädter Frieden und unterstützte ihn bei der Wiedereroberung von Polen. Es fiel dem Kurfürst-König nicht schwer, nachdem er das mit Karl und Stanislaus eingegangene Abkommen als ein erzwungenes widerrufen, mit Hilfe des konföderierten Adels und der russischen Parteigänger in Litauen und Polen, der Oginski, Radziwill u. a. den Bürgerkrieg, der die ganze Zeit über fortgedauert hatte, von

Karl XII. in der Türkei und die Erneuerung des Dreifürstenbundes.

Aug. 1709. neuem zu schüren. Wenige Wochen nach dem Tag von Pultawa sah sich Leszczynski zur Flucht nach Pommern genötigt, während August II. wieder als Herrscher in Warschau einzog und die Senatoren bewog, dem Moskowiter ihren Glückwunsch über seinen Sieg auszusprechen, „durch den er ihre Freiheit gerettet habe".

Dänemark und Holstein-Gottorp. Und sollte König Friedrich IV. von Dänemark nicht auch versuchen, sich des Travendaler Friedens zu entledigen? Als der Herzog von Holstein-Gottorp bei Clissow die Todeswunde empfangen, übernahm die verwitwete Herzogin Hedwig Sophie die vormundschaftliche Regierung über ihren minderjährigen Sohn Karl Friedrich. Als Schwester Karls XII. neigte sie zu Schweden und wendete ihre Gunst dem talentvollen, gewandten aber ränkesüchtigen Baron Georg Heinrich von Görz aus einem alten fränkischen Rittergeschlecht zu, welcher ihre schwedischen Sympathien teilte und bald eine wunderbare diplomatisch-politische Thätigkeit entfaltete. Solange König Karl vom Glück begünstigt war, hielt Friedrich IV. mit seiner feindseligen Gesinnung zurück; doch wendete er dem Heerwesen große Sorgfalt zu, damit er bei günstiger Gelegenheit fester auftreten könne: um die Bauernsöhne zur Wehrpflicht beizuziehen, schaffte er auf den Krongütern die Leibeigenschaft ab und munterte den Grundadel zur Nachahmung auf; indem er aber die Gutshörigkeit fortbestehen ließ, jede Freizügigkeit untersagte, brachte die Einrichtung dem geringen Mann mehr Nachteil als Nutzen. Wie wir wissen nahm Friedrich auch am spanischen Erbfolgekrieg insofern teil, daß er den Verbündeten dänische Mannschaft gegen Subsidiengelder abließ. Dies hatte für ihn den zweifachen Vorteil, daß er waffengeübte Truppen erhielt und zugleich die nötigen Geldmittel, um nicht an Verschwendung für Hoffeste, Spiel und Mätressen hinter andern Fürsten zurückstehen zu müssen. Denn auch in Kopenhagen gab es Ärgernis genug, daß der König sich von seiner Gemahlin trennte, um mit der Hofdame Schindel zu leben. Im Jahr 1708 hatte er eine Reise nach Italien unternommen, wo er es an Vergnügungen und Liebschaften nicht fehlen ließ. Um dieselbe Zeit starb die Herzogin von Holstein-Gottorf und ihr Schwager Christian August, der ihr schon bisher als Administrator zur Seite gestanden und nun das Regiment allein führte, folgte ganz den Eingebungen des Baron, nunmehr Grafen von Görz. Der rechtskundige aber habgierige und bestechliche Wedderkop, der nach Dänemark hinneigte, wurde in Haft gesetzt und der kluge in Kabalen und Anschlägen unerschöpfliche Kavalier entfaltete nun in den drei nordischen Staaten eine ränkevolle Thätigkeit. Auf der Rückreise stattete der Dänenkönig dem Dresdener Hof einen Besuch ab und erneuerte mit Friedrich August die frühere Bundesgemeinschaft: während der Zar sich in den Ostseeprovinzen festsetzte, August die Anhänger Leszczynskis zur Unterwerfung brachte, gedachte der Däne in Holstein und in den deutschen Besitzungen der Schweden Eroberungen zu machen. Zugleich suchten beide den König von Preußen zum Anschluß zu bewegen. Ihre Anwesenheit in Berlin gab zu neuen Festlichkeiten Veranlassung, doch ließ sich der alte vorsichtige Fürst nicht aus seiner zurückhaltenden Politik drängen. Desto geneigter war der Zar, auch den Dänen in den Bund aufzunehmen.

Erneuerung des Kriegs. So erneute sich denn der Krieg gegen Schweden auf verschiedenen Seiten, während zugleich im Land selbst die alte Adelsparteiung wieder auflebte und der Bauer und Bürger unter der Last der Besteuerung und der Aushebung erlag. Und dennoch hielten die schwedischen Truppen auch jetzt noch ihren alten Kriegsruhm aufrecht. Sie konnten freilich nicht verhindern, daß Peter schon im Januar

1710.

durch den General Nostiz die Stadt Elbing einnahm, die Bürgerschaft mit Kontributionen bedrückte und einen großen Teil der Einwohner in das Innere von Rußland verpflanzte, daß er von der See aus Wiborg und Kexholm in Karelien zur Ergebung zwang und mit den weggeführten Schweden die Bevölkerung seiner Juni.
neuen Hauptstadt Petersburg vermehrte, daß er, nachdem der General Scheremetew in einem langen furchtbaren Belagerungskrieg Riga zur Kapitulation ge- 4. Juli.
bracht, die Eroberung Livlands und Esthlands vollendete und die Einverleibung der Ostseeprovinzen in das russische Reich unter Gewährleistung ihrer alten Einrichtungen und Rechte, der Sprache, Religion und Rechtsinstitute durchführte; dagegen wurde der König von Dänemark, als er mit einem Heer nach Schonen übersetzte, um die alten Besitzungen zurückzuerobern, von einer kleinen Armee abgehärteter schwedischer Bauernsoldaten unter dem Oberbefehl des Grafen Steenbock zurückgeschlagen. Für die deutsch-schwedischen Landschaften und Städte vermittelten die Seemächte in dem „Haager Konzert" einen neutralen Friedenszustand, den jedoch Karl XII. nicht anerkannte; in Polen dauerte der Kampf der Adelskonföderationen unter der Fahne von Stanislaus oder August II. fort und führte zu einer politischen Verwilderung, die den Staat in den Abgrund zu stürzen drohte. Schon damals wurden zwischen Peter, August und Friedrich I. von Preußen über eine Teilung des polnischen Reichs diplomatische Unterhandlungen gepflogen.

Im Frühjahr 1711 brach auch der Krieg Rußlands mit der hohen Pforte Türkisch-russischer Krieg.
aus. Ein beträchtliches Heer von Türken und Tataren setzte unter dem Ober- Peter am Pruth
befehl des Großwesirs über die Donau und rückte in die Moldau ein, wo Scheremetew mit einem Teil der russischen Armee bereits eingetroffen war und Jassy besetzt hatte. Im Juni zog der Zar selbst mit dem Hauptheer herbei, nachdem er die Leitung der Reichsgeschäfte in Moskau einem neuerrichteten Senat von acht Räten übergeben, den Feldmarschall Menschikow mit den Angelegenheiten der Ostseeprovinzen betraut und vor den Augen des Volks und seiner Garden in einem feierlichen Gottesdienst den Beistand des Himmels gegen die ungläubigen Friedensbrecher angerufen. Wie einst der Schwedenkönig durch Mazeppa sich zu dem unglücklichen Zug in die Ukraine hatte verlocken lassen, so traute auch jetzt der Zar den Vorspiegelungen des moldauischen Hospodars Demetrius Kantemir, daß die Bevölkerung bei seinem Erscheinen sich für Rußland erklären und sein Heer mit allen Bedürfnissen versehen würde. Daher führte er nur wenige Vorräte mit sich. Aber die Einwohner zeigten sich keineswegs entgegenkommend; sie fürchteten sich vor der Rache der Türken und Tataren. Im Juni setzten die Juni 1711.
Russen über den Dnjestr und zogen sieben Tage lang durch eine wasserlose, von Bäumen und Menschenwohnungen entblößte Wüste dem Pruth zu. In der Nähe dieses Flusses zwischen Faltschi und Husch schlug der Zar sein Lager auf. Dort begegneten ihm die Türken. Am 8. Juli griffen sie an, warfen die moldauischen Truppen, vermochten aber die Russen nicht zurückzudrängen. In der Nacht

darauf aber beschloß Peter den Rückzug. Dabei ward er am Nachmittag des 9. Juli abermals angegriffen. Er konnte noch eine befestigte Stellung einnehmen, aber der Rückmarsch vor dem Feinde war unmöglich geworden. Und nun geriet das Heer, in der durch Sümpfe und Flüsse abgeschnittenen Gegend aller Zufuhr beraubt, an Pferdefutter und Trinkwasser Mangel leidend und von den Tataren umschwärmt, in eine verzweifelte Lage. Peter selbst fühlte die ganze Schwere des Geschicks, das er sich durch seine unvorsichtige Verwegenheit bereitet. Das Schicksal Karls XII. bei Pultawa schwebte ihm vor Augen. Seine Seele wurde von den schrecklichsten Vorstellungen gequält; einsam in sein Zelt zurückgezogen, gab er sich den trübsinnigsten Betrachtungen hin. Damals soll er den berühmten Brief geschrieben haben, in welchem er den Senat aufforderte, im Fall seiner Gefangenschaft ihn nicht als Zaren und Herrn mehr anzusehen und selbst eigenhändigen Schreiben nicht zu gehorchen, sondern einzig im Interesse des Reichs zu handeln, im Fall seines Todes aber den würdigsten unter ihnen zum Nachfolger zu wählen, ein Schriftstück, dessen Echtheit freilich in neuerer Zeit mit den besten Gründen mehr als zweifelhaft gemacht worden ist.

Friede von Husch. 23. Juli 1711.

Aus dieser Lage soll der Zar durch die Klugheit seiner Begleiterin Katharina gerettet worden sein, jener zu Marienburg 1702 gefangenen Lettin, die aus einer Dienerin Menschikows die angetraute Gattin des Zaren geworden war und in der Folge Alleinherrscherin werden sollte. Sie soll den politisch und militärisch wenig befähigten Großwesir durch Gold und Schmucksachen, die sie von den Offizieren sammelte, bestochen haben. Aber auch diese Nachricht wird, wie so manche der von Voltaire u. a. in Umlauf gebrachten Erzählungen, der Legende angehören. Daß der russische Rubel die osmanischen Paschas mit bestimmt hat, braucht deshalb nicht geleugnet zu werden. Mit Recht erregte es überall Erstaunen, daß Peter aus seiner verzweifelten Lage so leichten Kaufs losgelassen wurde. Die Rückgabe Asows, die Schleifung Taganrogs und andrer Festungen, das Versprechen, sich in die polnischen Angelegenheiten nicht einzumischen und den schwedischen König auszuweisen, waren die Bedingungen, gegen welche dem Zaren und seinem Heere der Abzug bewilligt wurde. Erklärlich, daß die türkische Regierung über den voreiligen Vertrag unzufrieden war. Der Großwesir Baltoldschi, der ihn geschlossen, wurde verbannt, andre Würdenträger hingerichtet;

Karls letzter Aufenthalt bei den Türken und Rückkehr.

Karl XII., der natürlich über das Scheitern seiner so berechtigten Hoffnungen außer sich war, setzte alles daran, die Pforte zum Bruch ihrer Verpflichtungen zu bewegen. So kam es von beiden Seiten zu Weiterungen und fast bis zum Wiederausbruch des Kriegs. Erst am 24. Juni 1713 kam in Adrianopel der Friede zustande. Karl XII., der die Lage daheim über seinen Bemühungen, die Türkei mit Rußland aneinander zu bringen, außer acht gelassen hatte, verweilte selbst dann noch in Warnitza, als ihm die Regierung in Konstantinopel die Gastfreundschaft kündigte, die bisher gereichte Geldunterstützung entzog und das türkische Gebiet zu verlassen befahl. Endlich erstürmten Janitscharen und Tataren

sein Lager, steckten sein befestigtes Haus, in dem er sich mit Löwenkraft verteidigte, in Brand und nahmen ihn bei einem wütenden Ausfall gefangen. Hiernach verblieb er noch mehrere Monate in Demotika und auf dem Lustschloß Demirtasch bei Adrianopel, wohin ihn die Janitscharen gebracht hatten, in türkischer Gefangenschaft. Der Polenkönig Stanislaus, der unter fremdem Namen bis nach Bender und Demotika vorgedrungen, fand für seine Vorschläge einer Aussöhnung mit August kein Gehör. Erst als man Karl meldete, daß auch die deutschen Besitzungen bis auf Stralsund und Wismar in die Hände der Verbündeten gefallen seien, und daß man in Schweden mit dem Gedanken umgehe, einen Reichsverweser zu ernennen, verließ er nach fünfjährigem Aufenthalt die Türkei und langte nach einer vierzehntägigen angestrengten Reise, die er ohne alle Unterbrechung meist zu Pferde fortsetzte, durch Ungarn und Deutschland plötzlich vor den Thoren von Stralsund an.

Frühjahr 1713.

27. Nov. 1714.

3. Karls XII. Ausgang.

Die Vorgänge in den deutsch-schwedischen Besitzungen.

Während König Karl XII. in der Türkei weilte, hatten die Schweden, trotz der finanziellen und militärischen Erschöpfung des Landes mit edler Anstrengung den zahlreichen Feinden Widerstand geleistet. Als die Dänen das Herzogtum Bremen-Verden besetzten und im Begriff waren in Mecklenburg einzurücken, um den Verbündeten in Pommern die Hand zu reichen, wurden sie, obwohl weit stärker an Zahl, von dem schwedischen General Stenbock bei Gadebusch aufs Haupt geschlagen, ehe ihnen die Russen und Sachsen-Polen zu Hilfe kommen konnten. Es war ein Glück für die Verbündeten, daß Stenbock sie nicht in Pommern aufsuchte, sondern die Dänen über die Elbe verfolgte, nach der barbarischen Kriegsweise jener Zeit die Handelsstadt Altona in Asche legte und dann in Holstein einrückte. Durch Görz und die schwedische Partei kam er zum Besitz von Tönningen. Bald änderte sich jedoch die Lage: die Dänen erhielten russische und sächsische Hilfe, so daß sie Kiel, Gottorf, Schleswig besetzen und die schwedische Armee in Tönningen zu einer Kapitulation bringen konnten, kraft deren Stenbock sich mit dem ganzen elftausend Mann starken Besatzungsheer in dänische Kriegsgefangenschaft ergeben mußte. Der tapfere Mann mußte vier Jahre lang bis zu seinem Tod (1717) zu Kopenhagen in einem engen Kerker schmachten. Das Herzogtum und die reichen Handelsstädte an der Küste wurden von Kriegsnot und Erpressung schwer heimgesucht. — Die Rückkunft Karls XII. erfüllte die Herzen der Schweden mit neuem Kriegsmut; sie strengten ihre letzten Kräfte an. Aber wie sollte das durch einen vierzehnjährigen Krieg geschwächte, seiner ergiebigsten Provinzen beraubte Land, dessen Staatskasse erschöpft, dessen Kredit verschwunden war, dessen tapfere Krieger unter der Scholle ruhten oder in der weiten Welt umherirrten, der vereinten Kriegsmacht der Verbündeten gewachsen sein! Zu dem Bund der drei Monarchen trat nun noch der neue König Friedrich

20. Dez. 1712.

Frühjahr 1713.

Wilhelm I. von Preußen und der Kurfürst von Hannover, der um dieselbe Zeit den englischen Thron bestieg. Beide suchten durch Verträge mit den Verbündeten und durch Darlehen auf Pfandschaft von den schwedischen Besitzungen in Deutschland die an ihre Länder grenzenden Territorien an sich zu bringen, der erstere Pommern mit Stettin, der letztere Bremen-Verden. Bald nahmen sie am Krieg gegen Schweden thätigen Anteil. Trotz aller Tapferkeit, welche die schwedischen Truppen unter den Augen Karls in Stralsund an den Tag legten, und trotz der militärischen Tugenden, durch die der heldenmütige König von jeher Offiziere und Gemeine zu begeistern und an sich zu fesseln verstand, konnte Pommern gegen den dreifach überlegenen Feind nicht behauptet werden. Das Blut der tapfern Männer floß umsonst. Von Sachsen, Hannover und Preußen
Dez. 1715. bedrängt gab endlich Karl die feste Seeburg auf und setzte nach Schweden über, um eine von Russen und Dänen beabsichtigte Landung im eignen Reich abzuwehren. Nach seiner Entfernung kam ganz Vorpommern mit Stralsund und der von Leopold von Dessau eroberten Insel Rügen in die Gewalt der Preußen. Alle nordischen Länder und Meere waren um diese Zeit der Schauplatz verheerender Kriege, wo sich Russen, Dänen und Deutsche umhertummelten, voll Begierde den ursprünglichen Raubplan nunmehr unter günstigeren Umständen und mit vermehrten Kräften zur Ausführung zu bringen. Vor allem trat es deutlich genug zu Tage, daß Rußland sich die Herrschaft der Ostsee und der Küstenländer anzueignen strebe. Hatte sich doch bereits der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg, dem Peter seine Nichte Katharina Iwanowna in die Ehe gegeben, in eine Art Vasallenverhältnis zu dem Zaren gestellt! Bald ging auch Wismar, die letzte schwedische Besitzung auf deutschem Boden, verloren. Und noch immer wollte der starrsinnige König von keinem Frieden hören.

Graf Görz. Um diese Zeit geschah es, daß der Graf von Görz aus holsteinischen in schwedische Dienste trat und durch seine Talente sich in kurzem das Vertrauen und die Gunst Karls erwarb. Mit ungemeiner Thätigkeit warf sich der an Entwürfen reiche Staatsmann in die europäische Politik, reiste von Hof zu Hof und suchte die Teilnehmer des eben zum Abschluß gekommenen spanischen Erbfolgekriegs für die Einmischung in die nordischen Angelegenheiten zu gewinnen, die Parteistellungen des Auslandes für die sinkende Sache des Schwedenkönigs auszubeuten. In Holland knüpfte er mit Zar Peter, der um diese Zeit seine zweite Reise nach Amsterdam unternommen hatte, Verbindungen an, um einen Frieden zwischen Rußland und Schweden zu erzielen. Peter ging um so bereitwilliger auf die Vorschläge des Grafen ein, als er ungehalten war, daß sich der Kurfürst von Hannover (Georg I. von England) in den Besitz von Bremen und Verden gesetzt: er wußte sogar um das Komplott, das Görz mit dem spanischen Minister Alberoni und einigen Häuptern der englischen und schottischen Jakobiten zur Rückführung der Stuarts auf den britischen Thron geschmiedet hatte. Zugleich stürzte sich der Ratgeber Karls XII. in die schwindelhaften Finanzprojekte, die

damals in der Luft schwebten und in Paris und London so großes Unglück stifteten. Er bewog seinen König, der seine Kriegspläne gegen die Verbündeten, besonders die verhaßten Dänen, nicht aufgeben wollte und doch bei der Unmöglichkeit, die aufs höchste gestiegene Belastung des Volks durch Steuern und Abgaben noch mehr zu steigern, nicht die nötigen Mittel für neue Rüstungen, Anschaffungen und Soldzahlungen besaß, durch Anfertigung von Münzzeichen und durch Prägung geringhaltigen Metallgeldes der dringenden Geldverlegenheit des Augenblicks abzuhelfen. Allein wie bei dem Lawschen Bank- und Handelsinstitut, von dem wir bald hören werden, wurde auch in Stockholm die ursprünglich festgesetzte Grenze der Emissionen nicht eingehalten, so daß die Münzzeichen bald ihren Wert verloren und der Staat dem Bankrott nahe kam. Eine Anleihe, die Görz gegen Anweisung auf schwedisches Holz, Eisen und andre Waren während seines Aufenthalts in Holland abschließen wollte, wurde durch seine Verhaftung in Arnheim wegen konspiratorischer Umtriebe vereitelt. Die Vermittelung des Zaren, der mit Görz in Holland zusammenkam, und die drohende Forderung des Schwedenkönigs verschafften jedoch dem Grafen bald wieder die Freiheit. Er kehrte nach Schweden zurück und leitete dann auf Lafoe, einer der Alandsinseln, mit den Bevollmächtigten Peters Unterhandlungen zum Abschluß eines Separatfriedens ein. Der russische Herrscher war bereit um den Preis der Ostseeprovinzen, die er bereits als sein Eigentum betrachtete, die Sache seiner Verbündeten in derselben Weise zu verraten, wie die englischen Tories in Utrecht. Er hätte wohl keine Schwierigkeiten gemacht, Stanislaus Lesczynski als König von Polen anzuerkennen und dem Schweden zur Wiedererwerbung der deutschen Besitzungen behilflich zu sein. Allein Karl vereitelte alle Bemühungen seines Ministers.

Ehe noch die Verhandlungen in Lafoe völlig zu Ende geführt, auf Grund der vereinbarten Präliminarien die definitiven Friedensverträge abgeschlossen waren, brach der Schwedenkönig, stets nur auf Rache an Dänemark sinnend und von innerer Unruhe vorwärts getrieben, abermals mit zwei Heerabteilungen in Norwegen ein. Die kleinere Armee unter Armfeld zog über Röras, wo die reichen Bergwerke große Beute gewährten, vor die nördliche Seestadt Drontheim; der König selbst wählte das kühnere Unternehmen, den Zug gegen Christiania. Dazu mußte er zuvor die feste Stadt Frederikshald, den Schlüssel zum südlichen Norwegen, in seinen Händen haben. Er ließ Fahrzeuge über Berge und Felsen nach der nahen Bucht schaffen und unternahm dann die Belagerung der Stadt beim Beginn eines nordischen Winters. Armfeld mußte bei eintretender Kälte den Angriff auf Drontheim aufgeben; auf dem Rückzug über die menschenleeren, mit Schnee und Eis bedeckten Berge erlag der größte Teil des Heeres, Soldaten und Pferde dem Frost, dem Hunger, der Ermüdung. Noch ehe sie die eisigen Höhen des Nordens erklommen, hatte ihr König, der mitten im Winter die auf einem 350 Fuß hohen Felsen gelegene Festung Frederiksteen nahe am Meer

Die Katastrophe von Frederikshald.

Jan. 1719.

belagerte, seinen Tod gefunden. Als er nächtlicherweile an eine Brustwehr gelehnt
11. Dez. 1718. den Arbeiten in den Laufgräben zusah, wurde er getötet. Von Mörderhand, wie die Überliefung behauptet, ist er nicht gefallen.

III. Das südliche und das westliche Europa nach dem spanischen Erbfolgekrieg.

1. Frankreich.

a. Ludwigs XIV. Ausgang.

Ludwig XIV. und seine Familie. Ludwig XIV. hatte dem spanischen Successionskrieg stets die größte persönliche Teilnahme zugewendet; er sah darin eine dynastische Angelegenheit; neben der Größe und den Vorteilen der französischen Nation sollte dieser Krieg zugleich die Ehre und den Ruhm des bourbonischen Namens erhöhen. Darum hat er auch von Anfang an unmittelbarer in die Geschäfte und in den Gang der politischen und militärischen Begebenheiten eingegriffen als bei irgend einer andern Gelegenheit: er hat die Feldherren für die einzelnen Heerkörper bezeichnet und die militärischen Bestimmungen getroffen; er war bemüht das Ehrgefühl der Nation zu wecken und sie opferwillig zu machen; er verwendete Glieder seiner Familie bei der Führung der Heere und Flotten, um dem Gefühl des dynastischen Gesamtinteresses mehr Nachdruck zu geben. Und als seine Pläne zu scheitern drohten, als die Macht der Verhältnisse, die Überlegenheit der gegnerischen Kräfte, die Talente im feindlichen Heerlager Schwierigkeiten schufen, die er nicht zu bewältigen vermochte, die seinen Berechnungen und Aufgaben einen unüberwindlichen Damm entgegenstellten, beharrte er standhaft auf der betretenen Bahn, als wolle er dem Schicksal Trotz bieten. Er schickte sein goldenes Tafelgeschirr in die Münze, um der Nation mit dem Beispiel der Entbehrung voranzugehen. Wie sehr auch in den Tagen der Not und der Unglücksfälle seine Seele bekümmert sein mochte: nach außen hat er nie die Herrschermiene, nie die königliche Würde verleugnet; wer in seine Nähe kam bewunderte die Selbstbeherrschung und feste Haltung. Und doch waren die Unfälle im Krieg und die bittern Zurückweisungen der französischen Politik und Diplomatie nicht die einzigen Schläge, von denen Ludwig XIV. in seinem Alter heimgesucht ward: in seiner eignen Familie wurde er gleichzeitig von harten Geschicken betroffen. Der Dauphin Ludwig, für den Bossuet einst seinen Entwurf der Universalgeschichte verfaßt, ein gehorsamer Sohn seines Vaters, ein eifriger Verfechter der monarchisch-kirchlichen Politik seines Lehrers wie des Königs, wenngleich ohne „Schwung der Seele und des Talents“, war noch vor der Beendigung des Kriegs an den
13. April 1711. Pocken gestorben. Ludwig fühlte darüber den tiefsten Kummer; „seine Betrübnis hätte einen Stein erweichen mögen“, schrieb Elisabeth Charlotte. In die Rechte

des Thronfolgers trat nunmehr der Sohn des Dauphin und der Christine von Bayern, der uns bekannte Duc de Bourgogne, den Fénelon in die Grundsätze einer weisen Staatsverwaltung und sittlich-religiösen Lebensordnung eingeführt hatte, ein Fürst von trefflichen Gesinnungen, von tugendhaftem Wandel, voll Wißbegierde und Menschenliebe, von dem die Nation eine Ermäßigung des Absolutismus, die Rückerstattung alter Rechte und Freiheiten, eine Erleichterung in dem Steuersystem erhoffen durfte, dem eine Gemahlin zur Seite stand, Maria Adelaide von Savoyen, die durch ihren jugendlichen Frohsinn und lebhaften Geist den Ernst und die Zurückgezogenheit des Gatten milderte und aller Herzen zu gewinnen verstand. Aber wie sollten diese Erwartungen des Volks getäuscht werden! Am 12. Februar 1712 starb die Herzogin an den Masern und sechs 12. Febr. 1712.
Tage nachher folgte ihr der Gemahl ins Grab, angesteckt durch dieselbe Krankheit. 18. Febr.
Aus ihrer Ehe waren drei Knaben hervorgegangen: der erste war schon vor den Eltern gestorben, den zweiten, den fünfjährigen Herzog von der Bretagne, raffte drei Wochen später dieselbe Krankheit dahin, der dritte, ein zweijähriges Kind, ge- 8. März.
nas, weil, wie man sagt, die Wärterin sich der ärztlichen Behandlung widersetzte, die man bei den andern angewendet. Dieser Urenkel Ludwigs XIV. war nun der Thronerbe. Auch seinen dritten Enkel, den Herzog von Berry, sah der alte König zwei Jahre nachher vor seinen Augen sterben. Er hatte sich durch einen heftigen 4. Mai 1714.
Stoß der Brust gegen den Sattelknopf seines strauchelnden Pferdes auf der Jagd ein Bluterbrechen zugezogen. Karl von Berry war vermählt mit der schönen und stolzen Tochter des Herzogs Philipp von Orleans, die durch ihre Launenhaftigkeit der königlichen Familie viel Verdruß bereitete. Ihre Großmutter, die pfälzische Elisabeth Charlotte mußte sie oft im Auftrag des Königs zurechtweisen. Zu ihrem Vater, von dessen genialer Natur sie vieles geerbt hatte, trug sie mehr Neigung als zu ihrem Gatten. Und nun beschuldigte die öffentliche Stimme denselben Herzog von Orleans, daß er die raschen Todesfälle in der königlichen Familie durch Vergiftung herbeigeführt habe, um sich den Weg zur Regentschaft, vielleicht sogar zum Thron zu bahnen. Sein Leben und sein Charakter boten so viel dunkle Seiten, daß man am Hof und in der Stadt dem Verdacht Glauben schenkte.

Doch beschloß Ludwig, durch einen gesetzlichen Akt der Gefahr einer Ver- Ludwigs Bestimmungen
waisung des Königshauses vorzubeugen und zugleich ein Denkmal seiner väter- über die Nachfolge.
lichen Liebe aufzustellen. Er hatte von jeher seinen natürlichen Kindern große Auszeichnungen zu teil werden lassen: die Nation sollte fühlen, daß das königliche Blut auch die außer der Ehe erzeugten Sprößlinge auf die höchste Stufe erhebe. Deshalb war er stets bedacht, alle seine Söhne und Töchter, die ihm die Lavallière und die Montespan geboren, mit Reichtümern und Ehrenstellen auszustatten und durch Verheiratung in angesehene Häuser sie den Abkömmlingen fürstlichen Geblütes gleich zu setzen. Und so groß war die Hingebung der hohen Geschlechter für das Haupt der Dynastie, daß selbst die ersten Adelsfamilien, die

Condé und Orleans, die solange mit den Bourbons um Rangstellung und Privilegien gerungen, es sich zur Ehre anrechneten, die natürlichen oder legitimierten Kinder Ludwigs als ebenbürtige Glieder aufzunehmen.

So vermählte der König eine seiner Töchter mit dem Prinzen Louis Armand von Conti, eine andre mit dem Duc de Bourbon, einem Enkel des großen Condé, eine dritte, wie erwähnt, mit Philipp von Orleans. Sein ältester Sohn erhielt den Titel eines Herzogs von Mayenne oder Maine, den einst die stolzen Guisen geführt, die Hand einer Enkelin des großen Condé, das Gouvernement von Languedoc und andre Auszeichnungen, und Mademoiselle de Montpensier hinterließ ihm aus Devotion für den König einen Teil ihrer großen Besitzungen, darunter das Schloß Eu; der jüngere Sohn, der Graf von Toulouse, den wir früher als Befehlshaber der Flotte kennen gelernt haben, war Gouverneur von der Provence und Guienne mit den ausgedehntesten Befugnissen. Die Prinzen von Geblüt und die legitimierten Kinder Ludwigs XIV. bildeten nun eine einzige große Familie, die durch Reichtum und Stellenbesitz ungemein mächtig, doch vor allem ihn mit unbedingter Hingebung verehrte.

Diese Ranggleichheit zu vollenden, die Ebenbürtigkeit gesetzlich festzustellen war jetzt, da die Erbfolge auf zwei Kinderaugen stand, des Königs eifrigstes Bemühen. Er verlieh durch ein „unwiderrufliches Edikt", welches bei dem Pariser 2. Aug. 1714. Parlament registriert wurde, seinen natürlichen Söhnen und ihren Nachkommen ein eventuelles Erbrecht auf die Krone für den Fall, daß die legitime Linie des Königshauses erlöschen sollte. Indem er dadurch seinen beiden Söhnen, dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouse, den Rang und die Ehren der Prinzen von Geblüt verlieh, hatte er ohne Zweifel die Absicht, dem Herzog von Orleans ein Gegengewicht zu schaffen. Wie gern hätte er dem spanischen Enkel das Recht eines Regenten in Frankreich gesichert, falls er selbst vor der Volljährigkeit seines Urenkels Ludwig aus der Welt gehen sollte! Das ließen aber die völkerrechtlichen Verträge nicht zu; und in einen neuen Krieg wollte er doch das erschöpfte Reich nicht stürzen. So bestimmte er in einer letztwilligen Verfügung, wie es nach seinem Tod in betreff der Regentschaft gehalten werden solle, und gab die geheime Urkunde, das Testament samt den Kodizillen dem Präsidenten und dem Generalprokurator des Parlaments zur Aufbewahrung. Dem Herzog von Orleans war der Vorsitz in dem Konseil zugewiesen, dem die Legitimierten und die vornehmsten Marschälle und Minister angehörten, aber seine Autorität ward durch die Bestimmung eingeschränkt, daß in allen der königlichen Entscheidung unterliegenden Dingen mit Stimmenmehrheit Beschluß gefaßt werden solle. Die vormundschaftliche Aufsicht über die Sicherheit, Erhaltung und Erziehung des Thronerben war dem Herzog von Maine anvertraut und die königliche Garde angewiesen, seinen Befehlen gehorsam nachzukommen. Auf diese Weise gedachte Ludwig sein Regierungssystem noch über sein Leben hinaus sicherzustellen.

Krankheit und Tod des Königs. Trotz seines hohen Alters hatte Ludwig fortwährend einer kräftigen Gesundheit genossen und den Staatsgeschäften eine ununterbrochene Thätigkeit gewidmet.

Neben den Arbeiten im Ministerrat hatte er nach gewohnter Weise an den Unterhaltungen und Festlichkeiten des Hofes Anteil genommen, sich mit Bauen beschäftigt, den musikalischen Aufführungen mit Interesse beigewohnt, mit Frau von Maintenon und einem auserlesenen Kreis begünstigter Hofleute vertraulich verkehrt, seine religiösen Pflichten gewissenhaft erfüllt, die trostlose Öde in seiner Familie und am Hof durch regelmäßige Thätigkeit zu verbannen gesucht. Da wurde er im August von einer Krankheit befallen, die bald einen bedenklichen Charakter annahm. Er selbst fühlte, daß sein Ende nahe sei, und sah dem Tod mit Gelassenheit und Fassung entgegen. Nachdem er seinen Urenkel ermahnt, mehr wie er mit seinen Nachbarn Frieden zu halten, nahm er von der Gefährtin seiner letzten Lebensjahre ruhig Abschied, da er sie ja doch in kurzem wiedersehen werde, und verschied am 10. September 1715, wenige Tage vor Vollendung seines 77. Lebensjahres.

Resultate seiner Regierung.

Ludwig XIV. hat der Geschichte seiner Zeit den Stempel aufgeprägt. Auf den von Richelieu und Mazarin angebahnten Wegen fortschreitend, hat er die absolute Königsmacht auf ihre Höhe geführt. Dies System dauernd zu begründen, und der kirchlich, politisch und gesellschaftlich geeinigt französischen Nation eine europäische Vorherrschaft zu erringen, war die Aufgabe, die er während seiner mehr als fünfzigjährigen Regierung zu lösen gesucht. Und hat er seine Zwecke wirklich erreicht? Allerdings hat er den Feudalismus des frühern Regimes niedergeworfen, den revolutionären und frondierenden Adel von ehedem dienstwillig und loyal gemacht, die Statthalterschaften und die hohen Ämter und Würden in Ehrenstellen und Sinekuren von dekorativem Ansehen umgewandelt, dagegen die Geschäfte und die eigentliche Exekutivgewalt einer von der Krone geschaffenen und abhängigen Beamtenhierarchie zugewiesen; allerdings hat er die alten Provinzialstände herabgedrückt, die Reichsstände zu einer historischen Erinnerung vergangener Zeiten erniedrigt, die Rechte und Privilegien der Munizipalitäten zu bedeutungslosen Urkunden gemacht; allerdings hat er den reformierten Gottesdienst aufgehoben und die kirchliche Uniformität mit Zwang und Gewalt begründet: aber mehr und mehr trat eine Opposition zu Tage, die fortwuchernd in alle Schichten der Gesellschaft, insbesondere in die gebildeten Klassen Eingang fand. Wir wissen, daß Fénelon für politische Reformen in diesem Sinn zu wirken gesucht; und daß der Herzog von Bourgogne dem System seines Großvaters nicht zugethan war, hatte ihm die Volksgunst eingetragen. Auch die äußere Politik Ludwigs XIV. hat nicht zu dem Ziel geführt, das ihm sein Herrscherstolz vorspiegelte. War es auch ein großer Triumph, daß ein Bourbon über Spanien und die transatlantische Welt gebot, so war doch der Traum einer französischen Weltmonarchie zerronnen. Der Utrechter Friede schuf ein Frankreich, das an Macht und Autorität hinter den Errungenschaften des Nimweger Friedens zurückstand. Und welche Zustände hatte der unheilvolle Krieg in dem Königreich erzeugt! Eine Schuldenlast von mehr als tausend Millionen

drückte auf das Land; Gold- und Silbergeld war ohne Erhöhung des Gehaltes im Wert willkürlich gesteigert und durch Papierscheine von wenig Sicherheit ergänzt worden, die Kräfte des Staats wurden über Gebühr durch hohe, ungleich und ungerecht verteilte Steuern in Anspruch genommen; Adelstitel, Ämter und Würden wurden verkauft; der innere Wohlstand war verschwunden; das Kolonialwesen ging seinem Verfall entgegen; die Seeherrschaft befand sich in den Händen der Engländer; Krieg und Verfolgung hatten viele Provinzen ganz entvölkert; Hunger und Nahrungsmangel herrschten allenthalben; Frankreich war erschöpft und sein Kredit und guter Name dahin. „Wir bestehen nur noch wie durch ein Wunder," sagte damals Fénelon; „der Staat ist eine alt gewordene ruinierte Maschine, die unter dem frühern Anstoß fortkriecht, um unter dem ersten Schlag zusammenzubrechen."

b. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans.

Das Testament umgestoßen. Man hatte dem König Ludwig geraten, behufs der Bestätigung seiner letztwilligen Anordnungen die Generalstände oder doch eine Notablenversammlung einzuberufen; allein das ging gegen seine Regierungsgrundsätze. Er hielt es für hinreichend, die Urkunden dem Parlament zu übergeben mit der Weisung, nach seinem Tod die Bestimmungen zur Ausführung zu bringen. Aber ein Mann wie Philipp von Orleans dessen Ehrgeiz und Gewissenlosigkeit ebenso groß waren wie seine politische Befähigung, seine Kenntnisse und Bildung, wollte nicht Vorsitzender in einem nach Stimmenmehrheit entscheidenden Rat sein, sondern Regent nach dem ihm durch seine Geburt zustehenden Recht. Die Prinzen von Geblüt begünstigten sein Streben aus Verdruß, daß die natürlichen Söhne Ludwigs ihnen an Rang gleichgestellt worden, und das Parlament ließ sich leicht durch die Freunde des Herzogs, den Generalprokurator d'Aguesseau und den ersten Generaladvokaten Joly de Fleury bestimmen, dem Beispiel vom Jahr 1643 zu folgen, zumal als ihm in Aussicht gestellt ward, daß die Beschränkung seiner Befugnisse, die der verstorbene König ihm auferlegt hatte, beseitigt und ihm die frühere politische Bedeutung zurückgegeben werden sollte. So wurde in einer feierlichen Sitzung, der die Prinzen, die Pairs und die hohen
2. Sept. 1715. Würdenträger anwohnten, der Herzog von Orleans zum Regenten erklärt, das Geburtsrecht über die testamentarische Verfügung gestellt, dem wenig befähigten Herzog von Maine, der sich bisher von aller militärischen Thätigkeit fern gehalten hatte, der Oberbefehl über die Haustruppen abgesprochen. Zum Dank für die bereitwillige Anerkennung seines Rechts gab der Regent dem Parlament die Befugnis zurück, nach altem Herkommen „über die Edikte des Königs vor ihrer Registrierung zu beraten und remonstrierende Vorstellungen dagegen einzubringen". Dann wurde die Verwaltung ihres bisherigen zentralisierten Charakters entkleidet, indem der Regent für die verschiedenen Zweige der Staatsgeschäfte sechs Rats-

kollegien errichtete, die dem Regentschaftsrat untergeordnet sein, aber durch ihre Präsidenten an den Sitzungen und Beratungen Teil haben sollten. Den Legitimierten wurde das Recht der Succession zur Krone wieder entzogen, da es im Fall eines Erlöschens der Dynastie der Nation allein zustehe über den Thron zu verfügen; die verjagten Jansenisten durften ihre Stellen wieder einnehmen; der Kardinal von Noailles erhielt seinen Sitz im Gewissensrat für geistliche Angelegenheiten zurück; der Pater Le Tellier wurde vom Hofe verwiesen. So ging man in Staat und Kirche, in Verfassung und Regierung von dem bisherigen System ab. Der geistreiche schrift- und redegewandte d'Aguesseau wurde nach dem Tod Voisins zum Kanzler erhoben.

Philipp von Orleans.

Und wie war denn die Natur und das Wesen des Mannes, der nunmehr das Ruder des Staats während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. in der Hand hatte? Unter allen Gliedern der Bourbonschen Dynastie ragte Philipp von Orleans (geb. 1674) an Geist und Talent weit hervor. Voll Wißbegierde hatte er sich von Jugend auf mit Vorliebe den Studien und Künsten gewidmet und durch seinen Scharfsinn, seine rasche Fassungsgabe und sein gutes Gedächtnis Kenntnisse und Fertigkeiten aller Art erworben. Er besaß große Geschicklichkeit in der Musik und Malerei; er beschäftigte sich eifrig mit Chemie, die tiefsinnigen Spekulationen eines Leibniz reizten sein Interesse, er war ein Gönner der Gelehrten, der Akademie und der Bibliotheken und zog gern Männer von litterarischem Talent in seine Nähe. Dabei besaß er ein scharfes und treffendes Urteil über Staatsgeschäfte und Verwaltung, natürliche Beredsamkeit und Kenntnis des Kriegswesens. Er hatte in Spanien und in den Niederlanden sich tüchtig gehalten; auf dem Feldzug in Italien, so schlimm auch der Ausgang war, hatte er Mut und militärische Einsicht an den Tag gelegt; man traute ihm zu, daß er große Feldherrngaben entwickelt haben würde, wenn ihn nicht sein Oheim aus Argwohn und Abneigung fern gehalten hätte. Mit diesen genialen Anlagen verband er eine natürliche Leutseligkeit und Großmut, einen ritterlichen Sinn, liebenswürdige, gewinnende Eigenschaften. Aber wie seine Mutter, eine bekannte Fabel auf ihn anwendend, sagte: Allen den Gaben, die ihn schmückten, hatte eine vernachlässigte Fee den Fluch hinzugefügt, daß sie ihm nichts nützen, sondern durch ebenso große Laster verdunkelt werden sollten." Schon in früher Jugend war er durch die Schuld seines Vaters in die schlechteste Gesellschaft geraten, die ihn verführte. Wieviel Kummer und Herzeleid hat seine Mutter, die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, darüber empfunden und wie lebhaft hat sie in ihren Briefen diesen Gefühlen Ausdruck gegeben! Sein Lehrer, der Abbé Dubois aus dem südlichen Frankreich, gleich ihm selbst ein Mann von Geist, Talent und wissenschaftlicher Bildung, aber voll Frivolität „cynisch und brutal in seiner Erscheinung", ohne Wahrhaftigkeit und ohne Glauben an Tugend und ideale Güter, nährte mit schmeichlerischer Wohldienerei und aus ehrgeizigen Absichten den Hang zur Sinnlichkeit in seinem Zögling und untergrub die Achtung vor Religion und Moral. Des Herzogs Ehe mit der Königstochter, die im stolzen Gefühl ihrer hohen Geburt und ihrer Vorzüge und Tugenden ihrem Gemahl mit kalter Zurückhaltung begegnete, war ohne Liebe und Befriedigung. So wurde Philipp von Orleans ein Knecht seiner Lüste und Laster, ein Verführer und Verführter von Genossen, die er selbst als „Geräderte" (Roués) bezeichnete, ein Egoist und Schlemmer, der sich über Glauben, Sitte und Anstand wegsetzte, und Sinnengenuß als die Würze des Lebens ansah. Er ließ sich nicht allein zu Ausschweifungen fortreißen, urteilt Ranke, sondern zu dem Ehrgeiz, wie in Studien und Künsten, so auch in wildem Genuß es

allen andern zuvorzuthun. Er raste die ganzen Nächte, und wenn seine Kräfte erschöpft waren, meinte er, sie durch starkes Trinken zu erneuen, so daß er sich vollends zerrüttete. Oft geriet er in eine widerwärtige Abhängigkeit von den Gefährten oder den Werkzeugen seiner Ausschweifungen, welche dann zur Folge hatte, daß die Bedürfnisse seiner nächsten Angehörigen vernachlässigt wurden, nur etwa die Tochter, Herzogin von Berry, ausgenommen. Die Nachwelt nennt ihn nicht, ohne mit seinem Namen das Gedächtnis schamloser Orgien zu verbinden. Auch bei Tafel kannte er kein Maß, und wenn er voll Weines war, so gab es nichts, was ihm Rücksicht eingeflößt und die wildesten Ausbrüche der Laune, der Wegwerfung und des Hasses oder auch offenbarer Gottlosigkeit zurückgehalten hätte. Denn auch als ein starker Geist wollte er glänzen; er legte Wert darauf als ein Mensch zu gelten, den das Jenseits und die übersinnliche Welt nicht kümmere.

Schlimme Finanzlage.

In jener Sitzung des Parlaments, in welcher Philipp von Orleans zum Regenten erklärt ward, gab er die Versicherung, daß sein eifrigstes Bestreben sein werde, die finanziellen Bedrängnisse des Landes zu beseitigen, die Ordnung im Staatshaushalt herzustellen, Ausgaben und Einnahmen in Gleichgewicht zu setzen. Diesem Versprechen kam er auch sofort nach: wie in frühern Jahren bei ähnlichen Lagen wurden gute und schlimme Mittel in Anwendung gebracht, dem volkswirtschaftlichen Ruin zu steuern: man ernannte eine Kommission unter dem Vorsitz der Brüder Paris, welche die Staatsschuldscheine einer Revision unterwarf und den Wert der meisten auf die Hälfte oder noch tiefer herabsetzte; gegen Steuerbeamte, Finanzpächter, Lieferanten, die sich betrügerischer Handlungen und Erpressungen schuldig gemacht, wurde wie in den Tagen Colberts mit gerichtlichen Untersuchungen vorgegangen und ein großer Teil des Raubes ihnen abgenommen; eine neue Münzprägung von geringerem Metallwert wurde angeordnet. Aber alle solche und ähnliche Mittel, deren Erfolge noch überdies durch die Käuflichkeit und Gewinnsucht der Lustgenossen des Regenten abgeschwächt wurden, vermochten einem Staatshaushalt, bei dem jedes Jahr ein Defizit von vielen Millionen hervortrat, nicht aufzuhelfen. Schon damals wurde eine Einberufung der Generalstände zur gründlichen Heilung des kranken Staats in Anregung gebracht; aber zu einer solchen Neuerung konnte sich der Orleans nicht entschließen.

John Law und die neue Zettelbank.

Da machte ihm John Law, der Sohn eines Edinburger Goldschmieds, den er beim Hazardspiel kennen gelernt, ein Mann von Kenntnissen, gewandter Rede und weltmännischer Bildung, den Vorschlag, durch Errichtung einer Staatsbank den finanziellen Mißständen abzuhelfen. Er konnte auf die Resultate der Londoner Bank hinweisen. Durch Papiergeld, für dessen Verwertung die Regierung ihren Kredit einsetze, könne das Nationalvermögen vergrößert, der öffentliche Wohlstand gehoben werden. Die Grundsätze, die der kluge Mann geltend machte, und die Beispiele, die er aus dem Privatverkehr der Kaufleute und Bankiers als Beweisgründe für seine Ansicht vorbrachte, waren nicht unrichtig; das Unternehmen wurde erst schwindelhaft durch die Täuschungen und be-

trügerischen Mystifikationen, durch die unumschränkte monarchische Verfassung, welche keine Garantie gegen die Habgier und die willkürlichen Eingriffe der Machthaber und ihrer Günstlinge und Beamten darbot. Der Regent prüfte den Vorschlag mit sachkundigen Räten: der Beschluß war, daß der Plan zwar nicht in der vorgeschlagenen Ausdehnung und Organisation ausgeführt werden solle, daß aber dem schottischen Finanzmann ein Privilegium zur Errichtung einer Privatbank mittels Aktien erteilt ward. Nun gründete Law eine Geldgesellschaft, die unter seiner Direktion sich bald des allgemeinen Vertrauens erfreute und durch geringen Wechseldiskonto, durch Darlehen und zweckmäßige Vermittelungsgeschäfte viel Gutes wirkte. Das Vertrauen stieg noch, als durch eine Verordnung vom 10. April 1717 die Bank für ein Institut des Staats erklärt und die öffentlichen Kassen angewiesen wurden, die von ihr ausgegebenen Scheine in Zahlung anzunehmen. Aber noch in demselben Jahr gab Law der Zettelbank einen ganz andern Charakter; sie sollte mit einer Handelskompanie des Westens vereinigt und dadurch zu einer viel großartigeren Thätigkeit fähig gemacht werden.

Mai 1716.

April 1717.

Die Bank und die Handelskompanie des Westens.

Vor mehr als dreißig Jahren war ein französischer Ansiedler, La Salle, von Quebeck aus den Mississippi hinabgefahren, hatte von dem Land am untern Lauf des Stromes im Namen des Königs Besitz genommen und es nach ihm Louisiana genannt. Aber alle spätern Versuche, das Gebiet durch französische Ansiedler zu bevölkern und zu einer fruchtbringenden Kolonie zu gestalten, waren erfolglos zerronnen. Jetzt bewirkte Law, daß der Regent eine Mississippigesellschaft ins Leben rief, welche die Kolonisation jenes fruchtbaren metallreichen Landes aufs neue in Angriff nehmen und dabei von der Pariser Bank, die eine große Anzahl Aktien übernahm, unterstützt werden sollte. Große Ländereien waren dabei in Aussicht gestellt, welche durch ausgedehnte Privilegien und Abgabefreiheit auf Jahrzehnte, durch vorteilhaften Handel mit Kanada noch besonders wertvoll erschienen. Der Regent, für alles Glänzende und Neue empfänglich, ließ sich durch die geistreichen vielversprechenden Kombinationen hinreißen und ging mit dem größten Eifer auf die schwindelhaften Spekulationen des Schotten ein. Er setzte das neue Handels- und Geldinstitut unter Laws Direktorium in die innigste Beziehung zum Staat, er verlieh ihm das Tabaksmonopol, um die Kultur dieser Pflanze in dem neuen Kolonieland in Aufschwung zu bringen, er gewährte der Bankgesellschaft, die er für eine „königliche" erklärte, einen umfassenden Anteil an der Steuererhebung und Finanzverwaltung und verschaffte ihr dadurch einen unbegrenzten Kredit. Fast alles geprägte Geld floß in die Bank und wurde gegen Papiergeld ausgetauscht; die alten Schuld- und Rentenscheine, die nur geringe Zinsen trugen, wurden gegen die einträglicheren Aktien und Noten des neuen Handels- und Geldinstituts umgewechselt; die Prinzen von Geblüt, die reichen vornehmen Herren beteiligten sich. Die öffentlichen Kassen wurden mit Banknoten gefüllt, die Depositengelder umgewechselt, der innere Verkehr, mit Ausnahme des täglichen Kleinverkehrs durch Geldscheine vermittelt. Was anfangs freiwillig geschah, wurde später durch Edikte gefordert. Der Besitz von Gold und Silber in höhern Summen als fünfhundert Franken wurde zu einem Staatsverbrechen gestempelt. Immer ausgedehnter wurde der Wirkungskreis und der Kredit des königlichen Bankinstituts, das in mehreren großen Städten des Reichs Zweiganstalten errichten durfte. Die Gesellschaft machte dem Staat ein Darlehen von 1200 Millionen zu niedrigem Zins und setzte dadurch die Verwal-

Der Regent und das neue Finanzinstitut.

tung in den Stand, höher verzinsliche Schulden mit Bankscheinen abzutragen. Selbst die Genuesen, die bedeutendsten Staatsgläubiger, mußten es geschehen lassen, daß man sie mit Mississippiaktien bezahlte, da jede Metallausfuhr verboten war und andre französische Papiere am Wert sehr verloren hatten. Holländer und Engländer folgten ihrem Beispiel. Alle benachbarten Länder wurden in die Bewegung des französischen Geldmarktes gezogen. Die „königliche Bank" übernahm den Senegal-Handel, sie erhielt das Privilegium der frühern Indischen Kompanie, die Colbert einst gegründet hatte, welche aber seitdem in Verfall geraten war, die Renten der Stadt wurden durch sie ausgezahlt, die sämtlichen Schulden des Königs getilgt, schließlich nahm sie auch die Generalpachten an sich. Noch niemals hat die Phantasie, auf sowenig sichern Boden gestützt, über eine ganze Nation eine so unbeschränkte und unselige Herrschaft geübt. Die gesamten Finanzen des Staats beruhten auf einer Handelsgesellschaft, ihre Aktien stiegen auf das Zehn- ja Zwanzigfache ihres ursprünglichen Werts. Der Regent, den die allgemeine Trunkenheit mit fortriß, ließ eine zahllose Menge von Scheinen anfertigen, im Jahr 1719 betrug der schimärische Wert der Aktien achtzigmal soviel als das sämtliche im Königreich zirkulierende Geld. Law war der vielbewunderte Mann des Tages, er wechselte die Religion und erhielt die Stelle eines Generalkontrolleurs der Finanzen, die Straße Quincampoix, wo die Geschäfte gemacht wurden, war von der zudrängenden Menge wie belagert; der Kauf und Verkauf von Aktien und Bankzetteln nahm den Charakter eines leidenschaftlichen Spiels an. „Reich zu werden und zu genießen" war das allgemeine Losungswort.

Die Regierung und das Parlament.

Immer kühner und hochfliegender wurden die Pläne des Regenten: er trug sich mit dem Gedanken, die der Regierung zu Gebot stehenden Reichtümer zur Erhöhung der Staatsgewalt zu verwerten: wenn man die Ämter zurückkaufte, welcher Zuwachs an öffentlicher Macht und Autorität erstand dann den herrschenden Kreisen! Und könnte man denn nicht auch die Parlamentssitze, die mittels Kaufsummen erworben und mittels Geldzahlungen in den Familien der rechtsgelehrten Aristokratie fortgepflanzt wurden, durch Abtragung des Kaufpreises und Aufhebung der Amtssteuer frei machen und die ganze Körperschaft zu einem Organ der Regierung umschaffen? Papiergeld hatte man ja in hinreichender Menge und konnte es noch weiter vermehren. Die starke Opposition, welche in den Parlamentshöfen gegen die phantastischen Finanzoperationen bereits laut geworden, hatte den Unwillen des Herzogs erregt; es waren Auftritte erfolgt, welche an die Zeiten der Fronde erinnerten; die Memoiren aus jener denkwürdigen Periode bildeten damals die Lieblingslektüre der Gebildeten und regten zu Vergleichen an: man traute dem Regenten den Plan zu, daß er die Prärogative der Krone noch höher steigern wolle, als durch Mazarin und Ludwig geschehen, daß er die Befugnisse der Regentschaft und der Regierungskollegien von allen Schranken zu lösen trachte, welche durch Kaufverträge, Herkommen und Verfassung der freien Ausübung der souveränen Gewalt entgegenstanden. Aufgeregte Sitzungen voll stürmischer Auftritte, wie man sie seit vielen Jahrzehnten nicht mehr erlebt hatte, vermehrten die Verbitterung und das Mißtrauen auf beiden Seiten. Immer schärfer wurde der Widerstand des Parlaments gegen die Finanzmaßregeln: wie bereute jetzt der Regent, daß er selbst demselben das

Recht eingeräumt, die Regierungsedikte vor der Eintragung einer Prüfung und Diskussion zu unterwerfen! Es erregte große Unzufriedenheit und Mißstimmung, daß der Herzog den wegen seiner Rechtschaffenheit wie wegen seiner Talente und litterarischen Bildung allgemein geachteten d'Aguesseau seines Kanzleramtes entsetzte und dem zu Despotismus und Willkürmaßregeln hinneigenden Grafen d'Argenson das Reichssiegel übergab, der dann Arm in Arm mit Law auf der schwindelnden Bahn fortschritt, ohne sich um die scharfen Remonstrationen des Parlaments gegen die Verbindung der Staatsverwaltung und des Bankinstituts zu kümmern. Jan. 1718.

Bald drang jedoch das Mißtrauen aus den Räumen der hohen Höfe in die Öffentlichkeit. Vergebens wurde in einer königlichen Sitzung in Gegenwart des jungen Königs selbst eine Ordonnanz des Regentschaftsrats verlesen, wodurch das Parlament wieder in die Schranken des unbedingten Gehorsams gewiesen ward, wie unter Ludwig XIV.; die gegen das verderbliche System geführten Reden und Argumente hatten Bedenken und Zweifel erregt: man fing an, der Bank die Scheine zur Ausbezahlung zu präsentieren. Die Unruhe mehrte sich, als im Mai 1720 ein Edikt erschien, wodurch der Preis der Aktien nach und nach auf den Nominalwert zurückgeführt und die Annahme der Bankbillets an den öffentlichen Kassen auf eine bestimmte Zeit beschränkt ward. Ein allgemeiner Schrecken erfaßte die Inhaber der Papiere, den die Zurücknahme des Edikts, wozu sich der Regent durch die Vorstellungen seiner Räte bewegen ließ, nicht zu zerstreuen vermochte. Der Zudrang nahm dermaßen zu, daß die Barschaften der Bank auf die Neige gingen und sie im Juli erklären mußte, sie werde nur noch ihre kleinsten Scheine zum Belauf von zehn Livres realisieren. Bald mußte sie auch diese Zahlungen einstellen; Wut und Verzweiflung erfaßte das betrogene Volk: es folgten tumultuarische Auftritte; die Menge drängte sich massenhaft zur Bank, so daß mehrere Personen erdrückt wurden und das Haus geschlossen werden mußte. Nur mit Mühe entging Law, den man als den Urheber der Kalamität ansah, dem Verderben. Auch gegen den Regenten selbst und seine gewissenlosen Genossen richtete sich die allgemeine Wut. Man trug die Leichen der Erstickten in das Palais Royal. Vergebens suchte der Regent durch neue Edikte den hereinbrechenden Ruin aufzuhalten; das Parlament weigerte die Eintragung und wurde darum nach Pontoise verbannt. Keine Maßregel, kein Zwangskurs vermochte mehr den Staatsbankbruch zu verhindern, zumal da sich herausstellte, daß die Kolonisation von Louisiana gänzlich gescheitert sei, daß einige tausend Abenteurer, welche sich auf den Schiffen der Kompanie dahin begeben hatten, großenteils dem Hunger oder Klima erlegen seien, daß Neuorleans, das man als eine wohlgebaute Stadt von 800 Häusern geschildert, nur aus einigen elenden Hütten von Cypressenholz bestehe, von Schleichhändlern und Vagabunden bewohnt. Der Staatsbankrott. 17. Juli 1720.

Am 20. Oktober wurden sämtliche Aktien und Banknoten außer Kurs gesetzt. Eine Kommission unter der Leitung der Brüder Paris, die wegen ihres Widerstands gegen die schwindelhaften Finanzoperationen aus der Hauptstadt verbannt worden waren, übernahm das schwierige Geschäft der Liquidation. Das große Vermögen, das Law bei seiner Flucht nach Italien in Frankreich zurückgelassen, wurde in Beschlag genommen, so daß der bisherige Besitzer vieler Millionen einige Jahre nachher zu Venedig in gänzlicher Armut starb. Einige habgierige Großen aus der Umgebung des Hofes und des Regenten hatten sich Ausgang u. Wirkung.

bereichert, sie hatten mit leicht erworbenen Scheinen ihre Schulden bezahlt und Güter angekauft; aber unermeßlich waren die Verluste, von denen der Bürgerstand, die Kaufmannswelt und die fremden Staatsgläubiger betroffen wurden. Der Staat selbst war eines guten Teils seiner Schuld ledig geworden, so daß im öffentlichen Haushalt Einnahmen und Ausgaben mehr in Gleichgewicht hätten gesetzt werden können, wenn man mit Sparsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Umsicht vorgegangen wäre. Dagegen waren Vertrauen und Kredit dahin; Handel und Industrie erholten sich nur langsam; und den großen Familien, welche in dem Schiffbruch ihr Vermögen ganz oder guten Teils eingebüßt hatten, mußte die Regierung durch Staats- und Hofpensionen und Leibrenten aufzuhelfen bedacht sein.

Auswärtige Politik. Alle malkontenten Elemente richteten ihre Blicke auf den spanischen Bourbon Philipp, der seine Verzichtleistung auf den französischen Thron nicht verschmerzen konnte und nie die Hoffnung aufgab, sie wieder rückgängig zu machen. Sein Minister Alberoni bestärkte ihn in dieser Haltung, um sich in der Hofgunst zu behaupten, und unterhielt mit den Unzufriedenen in Frankreich lebhafte Verbindungen. Auch diese Erscheinungen erinnerten an die Tage der Fronde. Durch den Thronwechsel in England und durch den Tod Ludwigs XIV. war der Utrechter Friede, den noch nicht alle Beteiligten angenommen, wieder fraglich geworden; wurden die Stipulationen angefochten, so blieben die Bourbonschen und Stuartschen Ansprüche in dem frühern Stand, konnten wieder zu einer europäischen Streitfrage erhoben werden. Es war daher natürlich und durch die Politik der Selbsterhaltung geboten, daß sich der Herzog von Orleans mit dem neuen König von England aus der hannöverschen Linie zur Sicherstellung der in Utrecht getroffenen Pazifikation zu verbinden suchte. Der Thätigkeit, Umsicht und Geschicklichkeit des weltklugen Dubois, dem sein ehemaliger Zögling die Stelle eines Staatsrats im auswärtigen Amt verliehen hatte, gelang es in Verbindung mit dem englischen Bevollmächtigten Lord Stanhope, der damals neben Sunderland im Ministerium saß, das Bündnis zwischen Frankreich und England zu stiften, das, nachdem auch die Generalstaaten beigetreten, als neuer Dreistaatenbund (Tripelallianz) für die Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung einzustehen sich bereit erklärte. Demnach sollte Philipp V. von Frankreich fern gehalten und der Stuartsche Prätendent Jakob III., der nach dem fehlgeschlagenen Versuch mittels einer Insurrektion seiner Anhänger in Schottland und England sich des Thrones zu bemächtigen, seinen Aufenthalt in Avignon genommen hatte, veranlaßt werden, das französische Gebiet zu verlassen. Durch diese Verbindung fühlte sich der Regent stark genug, den Parteigängern des spanischen Bourbon die Stirn zu bieten: der Herzog von Maine und seine ehrgeizige Gemahlin
1718. wurden aus Paris entfernt und unter Aufsicht gestellt; der spanische Gesandte Cellamare, bei dem die Fäden der Umtriebe zusammenliefen, über die Pyrenäen geschafft, die Häupter eines Adelskomplotts in der Bretagne des Hochverrats an-

geklagt und hingerichtet, dem Parlament in einer Thronsitzung die frühere Unterordnung in Erinnerung gebracht. 1719. Bald wurde auch Kaiser Karl VI., dem die Bourbonsche Regierung in Madrid die ehedem spanischen Besitzungen in Italien zu entreißen suchte, zum Beitritt bewogen, wodurch die Tripelallianz sich erweiterte. Zum Dank für diese Verdienste um Erhaltung des Friedens wurde Dubois, dem der Regent das Erzbistum Cambrai übertragen, von den verbündeten Potentaten dem römischen Stuhl für den Kardinalshut empfohlen. Die Kurie trug Bedenken, die hohe kirchliche Würde einem Mann zu erteilen, dessen Gesinnung und Lebenswandel so sehr mit dem geistlichen Charakter in Widerspruch standen. (Dubois, Kardinal und Premierminister.) Aber seine erfolgreiche Thätigkeit um die Beilegung des Jansenistischen Streits unter dem französischen Klerus und die hohen Verwendungen gaben endlich den Ausschlag zu seinen gunsten. Die Bedenken wurden in Rom überwunden und Dubois zum Kardinal erhoben. Juli 1721. Und so gewandt und staatsklug war der geistliche Leiter des auswärtigen Amts, daß er nicht nur im Innern die höchste Autorität besaß, sondern auch mit Spanien, wo Alberoni hauptsächlich durch seine Veranstaltungen und Kabalen zu Fall gebracht wurde, das gute Verhältnis wieder herstellte und zugleich von dem englischen Hof begünstigt ward. Dubois trug sich mit dem Gedanken, die Rolle Richelieus und Mazarins zu wiederholen; da schnitt plötzlich die Parze seinen Lebensfaden entzwei. (Tod des Ministers und des Regenten. 10. Aug. 1723.) Die frühern Ausschweifungen rächten sich an ihm und an dem Regenten, der seinem Lehrer und Verführer noch in demselben Jahr ins Grab nachfolgte. Er war in Gesellschaft einer Dame, erzählt Ranke, die für seine Buhlerin galt und die ihm damals durch anregendes Gespräch und Lektüre die Zeit zu kürzen pflegte; eines Tages, noch im Zuge der Unterhaltung, indem er sich vom Stuhl erhob, um zum König zu gehen, sank er zusammen und war nicht mehr. Ein apoplektischer Schlag, wie sie in diesem Haus so häufig vorkommen, hatte auch ihn betroffen. 7. Dez. 1723. Die Dame verfiel in Wahnsinn; das Volk sah einen Faust in ihm, dessen Pakt mit dem Bösen in dieser Stunde abgelaufen sei.

(Herzog von Bourbon-Condé. Ludwig XV. Vermählung.) Mittlerweile war der junge König Ludwig XV. in das Lebensalter getreten, daß er nach französischem Gesetz als volljährig betrachtet werden konnte. Noch zu Lebzeiten des Regenten und seines Ministers war die Zeremonie der Krönung und Salbung mit großer Pracht in Reims gefeiert worden. Aber seine Jugend und Unerfahrenheit bedurfte noch immer einer leitenden Hand. So trat denn jetzt an die Stelle des Orleans ein andrer Prinz von Geblüt, Heinrich von Bourbon-Condé, ein Mann von geringen Fähigkeiten und Kenntnissen, habgierig, rechthaberisch und überdies abhängig von seiner Mätresse, der Marquise von Prye, einer verheirateten Hofdame, und deren Schützling, einem der Brüder Paris. Früher dem Herzog-Regenten sich unterordnend, hatte er in der letzten Zeit der Politik desselben vielfach Opposition gemacht und schlug auch jetzt andre Wege ein. Seine nächste Sorge war, die Dynastie durch ein baldige Vermählung des Königs sicherzustellen. Orleans und Dubois hatten eine spanische Heirat

im Auge gehabt: die vierjährige Tochter Philipps V. sollte dereinst Königin von Frankreich werden. Schon befand sich die junge Infantin in Versailles, um zu ihrem künftigen Beruf herangebildet zu werden. Diese Verzögerung der Vermählung schien jedoch dem Herzog bedenklich: die Verlobte wurde nach Madrid zurückgesandt und Marie, die Tochter des ehemaligen Polenkönigs Stanislaus Leszczynski, der seit seiner Vertreibung in Weißenburg lebte, zur Gemahlin des Königs gewählt. Der spanische Hof nahm dieses rücksichtslose Verfahren als eine Beleidigung auf und änderte seine Politik.

März 1725. — Sept.

2. Spanien unter dem ersten Bourbon.

Philipp V. 1701—1746.

Philipp V. hatte niemals den Glauben verloren, daß ihm die Krone von Spanien verbleiben werde. Wir wissen, daß er den ihm von dem Großvater erteilten Rat einer freiwilligen Entsagung standhaft zurückgewiesen. Er verließ sich auf die Hingebung der Kastilianer, die sich in den Tagen der Bedrängnis und der drohenden Fremdherrschaft aufs glänzendste bewährt hatte. Er war daher über die Abmachungen in Utrecht, welche der Monarchie die italienischen und belgischen Provinzen entrissen, keineswegs erfreut, ebensowenig wie sein habsburger Rivale, welcher den Titel eines Königs von Spanien noch fortführte, als jede Aussicht auf die Erwerbung des Pyrenäenreichs längst verschwunden war. Aber dem schwachen unselbständigen Bourbon in Madrid fehlte jeder Unternehmungsgeist und Lebensmut. Nie konnte er sich zu eignem Handeln aufschwingen; er hatte nur passive Tugenden und blieb stets von weiblicher Führung abhängig. Es ist uns bekannt, welchen Einfluß die Fürstin Orsini auf Politik und Regierung übte; bis zu Ende des Kriegs herrschte sie am Hof und im Kabinett; die lebhafte, hingebende Königin beugte sich gänzlich ihrem stärkeren Geist und der willenlose Bourbon wurde von beiden geleitet.

14. Febr. 1714. Die Fürstin Orsini und Elisabeth von Parma.

Um die Zeit der Friedensschlüsse ging die Savoyerin aus dem Leben und die Orsini übte nun die Macht über Hof und Staat ungeteilt. Aber bei der Natur des Königs mußte sie auf eine neue Vermählung desselben bedacht sein. Sie schaute sich daher nach einer Prinzessin um, die ebenso bereit sein möchte, sich ihrem Einfluß unterzuordnen, wie die Verstorbene. Eine solche glaubte sie in Elisabeth Farnese zu entdecken, die an dem kleinen Hof von Parma ein freudenleeres Dasein verbrachte. Giulio Alberoni, der Sohn eines armen Winzers aus der Gegend von Piacenza, der zum Geistlichen gebildet als Erzieher eines jungen Italieners von Adel lange in Frankreich gelebt, mit der Farnesischen Familie in Verbindung gestanden und dann den Marschall Vendome als Sekretär nach Madrid begleitet hatte, scheint den Ausschlag bei der Wahl gegeben zu haben. Von einer jungen Fürstin, die ihr ganzes Glück der Oberhofmeisterin zu verdanken haben würde, meinte die Orsini keine Änderung in ihrer dominierenden Stellung befürchten zu dürfen. Aber wie irrte sie sich. Kaum hatte die junge

Königin den spanischen Boden betreten, so wurde die Fürstin, die ihr nach Xativa entgegengereist war, mit der rücksichtslosesten Strenge aus dem Reich verbannt und sofort zur Abreise gezwungen, ohne daß man ihr nur irgend eine Bequemlichkeit gestattet hätte. Ludwig XIV. erlebte es noch, daß die allmächtige Hofdame, welche viele Jahre lang die Seele der spanisch-bourbonischen Regierung gewesen war, über die Pyrenäen geschafft ward, um ihre letzten Jahre in der alten Heimat in der Dunkelheit des Privatlebens zu verbringen. Sept. 1714.

Der geheime Urheber dieses Staatsstreichs war ohne Zweifel derselbe Alberoni, der die Vermählung vermittelt hatte, ein Mann von großen Talenten, ehrgeizig, unternehmend und geübt in Ränken und Kabalen. Der gewandte Italiener wurde nun bald das Haupt des spanischen Kabinets, der ganze Einfluß, den die Orsini besessen, ging an ihn über; er brachte die Königin auf seine Seite, indem er ihre ehrgeizige Seele mit allerlei Hoffnungen und Träumen erfüllte, und herrschte durch sie über den mehr und mehr in Trübsinn verfallenden Bourbon. Wie einst die Lerma und Olivarez so vereinigte jetzt Alberoni, der sich in Rom den Kardinalshut zu verschaffen wußte, die ganze öffentliche Gewalt in seiner Hand, und er besaß politischen Verstand und Unternehmungsgeist genug, seine mächtige Stellung so zu benutzen, daß das Reich im Innern gekräftigt würde, um wieder die frühere Herrschaft in Italien und im Mittelmeer zu gewinnen. Er war bemüht, durch zweckmäßige Reformen dem Staatshaushalt aufzuhelfen, mehrte und verbesserte die Marine und suchte, da die Herrschaft über Spanien und Indien den Nachkommen Philipps aus der ersten Ehe dereinst zufallen mußte, den Sprößlingen seiner Gebieterin Elisabeth auswärtige Throne zu verschaffen. Und wie konnte er zugleich besser für seine eigne Machtstellung sorgen, als wenn er sich aufs engste mit den Interessen der Farneserin verband und ihre herrschsüchtige Seele mit Kriegs- und Eroberungsplänen beschäftigte? Konnte nicht bei dem großen Wechsel der Dinge, der seit den Friedensschlüssen eingetreten war, die spanische Monarchie wieder in dem frühern Umfang hergestellt, den österreichischen Habsburgern die Beute wieder entrissen werden? Alberoni.

So lenkte denn Alberoni, nachdem er an der Stelle des bisherigen Ministers del Giudice an die Spitze der Staatsregierung getreten war, wieder in die Kriegspolitik der frühern Jahre ein und verband damit ein diplomatisches Ränkespiel im großartigsten Maßstab. Indem er nach innen durch eine aufgeklärte, wenn auch streng monarchische Verwaltung die nationalen Kräfte und Lebensgeister zu wecken bemüht war, machte er zugleich Anstrengungen, die verlornen Provinzen zurückzuerobern und in allen Staaten die malkontenten Elemente in Bewegung zu bringen, teils um sich in ihnen Bundesgenossen zu verschaffen, teils um die andern Regierungen im eignen Land zu beschäftigen und sie außer stand zu setzen, seinen kriegerischen Unternehmungen mit den Waffen Einhalt zu gebieten. Alberonis politische und kriegerische Thätigkeit.

Er unterstützte insgeheim den englischen Prätendenten, als er in Edinburg landete, um die Jakobiten und Legitimisten des Inselreichs unter die Waffen zu rufen, und

unterhielt auch nach dem Scheitern dieses Planes Verbindungen mit den Häuptern der Stuartschen Partei in den drei Ländern; er nährte die Unzufriedenheit des französischen Adels gegen den Herzog-Regenten; er begünstigte die Umtriebe des schwedischen Grafen Görz, um den nordischen Krieg in Bewegung zu halten; er suchte den Fürsten Rakoczy aufzureizen, daß er in Ungarn und Siebenbürgen von neuem die Fahne der Empörung aufrichte und die Pforte zu dessen Unterstützung zu vermögen; er verstand es in den italienischen Staaten die Sympathien für Spanien zu wecken. Denn jeder Übergang in neue Verhältnisse erzeugt Mißstimmung und Unzufriedenheit unter einem Teil der Bevölkerung.

Man kann nicht umhin, die Thätigkeit und den fruchtbaren Geist des Mannes zu bewundern. Denn während er seine Hände nach allen Ländern ausstreckte, wußte er zugleich im eignen Reich neue Hilfsquellen zu öffnen.
1716. Bald nach seiner Ernennung zum Kardinal vernahm die Welt mit Erstaunen, daß eine spanische Flotte mit Kriegsmannschaft ausgelaufen sei: es hieß, sie sollte Venedig und den Kaiser, die damals in einem heftigen Krieg mit der Pforte begriffen waren, in ihren Kämpfen gegen die Türken unterstützen; aber plötzlich
Aug. 1717. legte sie an Sardinien an, nötigte die kaiserliche Besatzung in Cagliari zum Abzug und nahm Besitz von der Insel zur großen Freude der spanisch gesinnten Einwohner. Eine zweite stärkere Flotte landete bei Palermo, um Sizilien wieder unter die Herrschaft Spaniens zu bringen. Nachdem sich die beiden Hauptstädte unterworfen hatten, belagerte der Marquis von Lede die Citadelle von Messina, nach deren Bezwingung er seine 30,000 Spanier nach Neapel führen wollte. In Wien nahm man es dem päpstlichen Stuhl sehr übel, daß er einem Feind des Kaiserhauses den Purpur verliehen habe, und legte Beschlag auf die Einkünfte, welche römische Geistliche aus Neapel bezogen. Mittlerweile war der
Juli 1718. Bund der vier Mächte zum Abschluß gekommen, infolgedessen der Admiral Byng mit einer englischen Flotte in den sizilianischen Gewässern erschien, um den Madrider Eroberungsplänen entgegenzutreten. Da der spanische Befehlshaber nicht
11. Aug. 1718. von dem Belagerungskrieg ablassen wollte, so kam es zu einer Seeschlacht, in welcher die spanische Flotte am Vorgebirg Passaro fast gänzlich vernichtet ward. Zugleich rückte ein französisches Heer unter dem Herzog von Berwick über die Bidassoa in Spanien ein und besetzte Fuenterrabia und S. Sebastian. Dies war um dieselbe Zeit, als der Kaiser dem Türkenkrieg durch den Passarowitzer Frieden ein Ende machte und nun die freigewordenen Truppen zur Verteidigung seiner italienischen Staaten verwenden konnte. Nun war wenig Aussicht, daß die Eroberungspläne Alberonis durchzuführen seien. Dennoch stand der ehrgeizige, unternehmende Minister-Kardinal nicht von seinem Vorhaben ab: während neue Schiffe und Armeen ausgerüstet wurden, dauerten in Paris und in dem britischen Inselreich die Umtriebe fort. Zugleich wurde in Cadiz ein Geschwader ausgerüstet, auf welchem sich der Prätendent, den Alberoni von Italien nach Spanien kommen ließ, nach Irland einschiffen sollte.

Alberonis Sturz.

Wer weiß, wie lange der verschlagene Staatsmann, der den König unbedingt beherrschte und bei der Königin alles galt, noch ganz Europa in Atem gehalten hätte, wäre es nicht der französisch-englischen Diplomatie gelungen, dem Kardinal einen ähnlichen Sturz zu bereiten, wie er ihn einst selbst der Fürstin Orsini bereitet hatte. Der uns wohlbekannte Lord Peterborough bewog den Herzog von Parma, daß er seine Nichte und Stieftochter Elisabeth von den verderblichen Plänen und Ratschlägen Alberonis unterrichtete. Dies gab den Anstoß zu einer weiblichen Hofkabale, infolge deren der schwache König so geängstigt und eingeschüchtert ward, daß er sofort in die Entlassung des Ministers willigte. Alberoni erhielt den Befehl, binnen acht Tagen Madrid und binnen drei Wochen Spanien zu verlassen. *(5. Dez. 1719.)* Ohne daß ihm eine Audienz gestattet worden wäre, reiste er nach Genua und von da nach dem Kirchenstaat, wo er die übrige Zeit seines Lebens verbrachte, von dem päpstlichen Stuhl bald verstoßen bald geehrt. Sein Versuch, die kleine Republik San Marino der unmittelbaren Herrschaft des päpstlichen Stuhles zu unterwerfen, war ohne dauernde Folgen.

Sizilien an Österreich, Sardinien an Piemont gegeben. Jan. 1720.

Nun wurde Philipp V. bewogen, Sardinien und Sizilien zu räumen, seinen Ansprüchen auf das ehemals spanische Italien zu entsagen und dem Vierstaatenbündnis beizutreten. Fünfhundert spanisch gesinnte Sizilianer folgten dem abziehenden Heer. Zugleich wurde zwischen den Höfen von Madrid und Versailles ein doppelter Ehebund verabredet: der Prinz von Asturien vermählte sich mit der vierten Tochter des Herzogs-Regenten, während Philipps eigne Tochter zweiter Ehe dereinst Königin von Frankreich werden sollte. Der Herzog von Savoyen-Piemont wurde veranlaßt Sizilien gegen Sardinien auszutauschen; doch sollte ihm der Königstitel verbleiben. Neapel und Sizilien wurden dann wieder vereinigt und in beiden Staaten die habsburgisch-österreichische Herrschaft anerkannt.

Das spanisch-österreichische Bündnis.

Der neue Friedensbund war jedoch nicht von Dauer. Die Auflösung des spanisch-französischen Heiratsvertrags durch den Herzog von Bourbon-Condé nach dem Tod des Kardinals Dubois und des Regenten (S. 824) und die Rücksendung der Infantin an den elterlichen Hof machte in Madrid böses Blut. Kurz zuvor hatte Philipp V., dem die Regierungsgeschäfte unerträglich waren, in einem Anfall von Schwermut die Regierung seinem ältesten Sohn Ludwig übertragen *(Jan. 1724.)* und sich mit seiner Gemahlin nach dem prachtvollen Lustschloß St. Ildefonso zurückgezogen, zum großen Verdruß seiner herrschsüchtigen Gemahlin. Aber acht Monate später war Ludwig plötzlich an den Blattern gestorben und nun wurden alle Hebel eingesetzt, um den König zu bewegen, daß er trotz seiner eidlichen Entsagung das Regiment wieder selbst übernahm oder vielmehr die Königin in seinem Namen regieren ließ. Und diese brachte es nun dahin, daß Philipp V. von dem französisch-englischen Bündnis zurücktrat und sich dem Kaiser näherte. Unter Vermittelung eines intriganten holländischen Abenteurers, Baron Ripperda, der in Spanien bürgerlich ansässig geworden, zur katholischen Religion übergetreten war und sich das Vertrauen der Königin zu erwerben gewußt hatte, wurde ein geheimer Friedens- und Freundschaftsvertrag in Wien *(30. April 1725.)*

abgeschlossen, kraft dessen Philipp V. versprach, dem Kaiserhaus den Besitz von Italien und Belgien nicht länger streitig zu machen, und der neubegründeten Ostindischen Handelsgesellschaft von Ostende manche Vergünstigungen einräumte, wogegen der Wiener Hof die Bourbonsche Succession in dem zu Utrecht festgesetzten Umfang anerkannte und für die Zurückgabe Gibraltars an Spanien sowie für die Wiedergewinnung der verlornen Orte und Landschaften an den Pyrenäen zu wirken sich verpflichtete. Auch in betreff des dereinstigen Anfalls von Parma und Piacenza an den ältesten Sohn der Königin Elisabeth, den Infanten Don Karlos, sowie über die Erbfolge in Toscana bei dem bevorstehenden Erlöschen des mediceischen Hauses und andre Eventualitäten wurden Verabredungen getroffen und wohl auch schon damals die Succession in Österreich für den Fall, daß Karl VI. ohne männliche Leibeserben aus der Welt gehen sollte, in Aussicht genommen.

Ministerwechsel in Frankreich. In diesem Bündnis lagen die Keime neuer kriegerischer Verwickelungen verborgen. England, das davon am nächsten bedroht war, suchte nicht nur die Allianz mit Frankreich festzuhalten, sondern schaute sich auch nach andern Verbündeten um. Vielleicht wäre es schon jetzt zu Feindseligkeiten mit Spanien und Österreich gekommen, wenn nicht um dieselbe Zeit, da der erwähnte Ripperda in Madrid die öffentlichen Angelegenheiten ganz nach dem Sinn und im Interesse der leidenschaftlichen Königin leitete, in Paris ein Ministerwechsel stattgefunden hätte. Im Vertrauen auf die Gunst der Königin Maria Leszczynska, die dem mächtigen Bourbon ihr ganzes Glück zu verdanken hatte und in den ersten Jahren der Ehe auf das Herz ihres Gemahls noch einigen Einfluß besaß, benahm sich der Minister anmaßend und übermütig und gestattete sich große Willkürhandlungen. Er lag nicht nur mit dem Parlament, das seinen Münzveränderungen, seinen neuen Steueredikten, seiner Wiederbelebung verjährter Gefälle und Taxen widerstrebte, in ewigem Hader, er verschärfte nicht nur die Religionsbedrückungen gegen die Jansenisten und die Strafgesetze gegen die Calvinisten und ihre „Versammlungen der Einöde", er griff nicht nur die Freiheiten und Privilegien des französischen Klerus an, er betrug sich auch herrisch und rechthaberisch gegen den König. Namentlich war er voll Eifersucht auf den Bischof Fleury von Fréjus, den frühern Lehrer Ludwigs. So oft er in das Kabinett des Königs kam, fand er den geistlichen Herrn vor, dessen Ansichten und Vorschläge auf seinen ehemaligen Zögling stets großen Eindruck machten. Er suchte den Nebenbuhler daher durch eine List zu beseitigen. Auf seinen Rat hielt einst die Königin ihren Gemahl so lange in ihren Gemächern zurück, bis die Stunde herangerückt war, da der Herzog dem König Vortrag halten sollte. Die Sitzung fand dann bei der Königin statt. Fleury, der im Kabinett vergebens gewartet hatte, merkte die Absicht und begab sich sofort auf sein Landhaus, um den Monarchen zu nötigen, zwischen beiden seine Entscheidung zu treffen. Er erreichte seinen Zweck. Ludwig, der den Rat seines Lehrers nicht missen wollte, ließ den Gekränkten sofort zurückkommen und

gab der Königin die Weisung, ferner nur den Worten des Bischofs Gehör zu schenken. Darauf wurde Bourbon, der „an Leib und Seele gleich häßlich" allgemein verachtet und gehaßt war, nebst der Marquise vom Hof verwiesen und Fleury in Juni 1726. den Staatsrat berufen, wo er bald die erste Stelle einnahm und mit dem König allein die Staatsgeschäfte besorgte. Noch in demselben Jahr erteilte der Papst dem geistvollen und mildgesinnten Staatsmann den Kardinalsrang.

Um in den häuslichen Angelegenheiten desto freiere Hand zu haben, war Fleurys Friedens-politik. Fleury zugleich bemüht, nach außen so lange als möglich den Frieden zu bewahren. In diesem Bestreben wurde er wesentlich unterstützt durch die auf dem Lustschloß Herrnhausen geschlossene „hannöversche Allianz", worin sich England, Frankreich und Preußen zur Erhaltung des Friedens auf Grund des Bestehenden die Hände reichten und zu gemeinsamem Vorgehen gegen jede Störung sich ver- Sept. 1725. pflichteten, eine Vereinbarung, der auch Holland, Schweden und Dänemark beitraten. Dieser neue Staatenbund bewirkte, daß man in Wien behutsamer auftrat und den unruhigen Ehrgeiz der spanischen Königin und ihres willfährigen Ministers Ripperda zu zügeln beschloß. Die beabsichtigte Wiedereroberung von Gibraltar schlug fehl, weil die versprochene kaiserliche Hilfe ausblieb. Kongresse wurden angeordnet, Gesandte und Agenten in Thätigkeit erhalten, alles nur um zu täuschen, um Zeit zu gewinnen, um unter dem Schein politischer Geschäftigkeit jede entscheidende Handlung zu vermeiden, durch diplomatische Spinngewebe das Schwert in der Scheide zu halten. In Madrid überzeugte man sich endlich, daß in Österreich kein guter Wille vorhanden sei. Der Unmut über die erlittene Täuschung drückte in dem Gemüt der Königin Elisabeth den Groll über die Beleidigung von seiten des französischen Hofes nieder und machte sie geneigt, als Fleury durch einen eignen Gesandten in feinen Worten Abbitte thun ließ, sich den Verbündeten wieder zu nähern. Nach längern Verhandlungen auf dem Kongreß von Soissons wurde der Wiener Vertrag aufgelöst und dafür in Sevilla ein neues Abkommen mit Frankreich und den Seemächten abgeschlossen, 9. Nov. 1729. das im wesentlichen den in dem Utrechter Friedenswerk geschaffenen Zustand als rechtsgültig bestehen ließ, der österreichischen Handelsgesellschaft von Ostende, die den Engländern wie den Holländern gleich verhaßt war, ein Ende machte und dem Infanten Don Karlos die Anwartschaft auf Parma und Toscana verlieh. Nach einigem Bedenken trat denn auch der Kaiser in einem neuen Wiener Traktat 16. März 1731. dieser Übereinkunft bei, als England sich bereit zeigte, seine pragmatische Sanktion hinsichtlich der Erbfolge in Österreich anzuerkennen.

3. Italien.

Der spanische Erbfolgekrieg griff tief in das Staatsleben Italiens ein. Italien u. der Kirchenstaat. Und so traten die alten Parteiinteressen für die bourbonische wie für die habsburgische Sache in den Einzelstaaten aufs neue scharf hervor. Wenn anfangs die französisch-spanischen Sympathien vorwiegend waren, so bewirkte das Waffen-

glück der Verbündeten mit der Zeit einen Umschwung, obschon Philipp V., um den Mut und die Widerstandskraft seiner Anhänger zu beleben, selbst in Mailand und Neapel als König und Herr auftrat. Als nach der Unterwerfung Oberitaliens die österreichische Armee unter General Daun nach Gaeta und Neapel vordrang, als die vereinten Flotten der Seemächte vor den Inseln Sizilien und Sardinien erschienen und die Küstenländer am Tyrrhenischen Meer bedrohten, erlangte die Sache Karls III. allmählich das Übergewicht. Selbst Papst Clemens XI., der schon als Kardinal Albani für Frankreich in die Schranken getreten war, der dann als Kirchenhaupt durch seine Entscheidung wesentlich bewirkt hatte, daß Karl II. den Bourbon zum Erben der gesamten spanischen Monarchie einsetzte, sah sich endlich genötigt, als kaiserliches Kriegsvolk an die Grenzen des Kirchenstaats vorrückte und Joseph I. mit der Abwerfung der Lehnshoheit des päpstlichen Stuhls über Neapel und der damit verbundenen kirchlichen Einkünfte drohte, den Habsburger Karl III. als König von Spanien samt den dazu gehörenden italienischen Staaten anzuerkennen. Es kam ihm schwer an, in eine Umgestaltung zu willigen, die hauptsächlich von protestantischen Mächten ausging, gegen einen König Partei zu nehmen, der sich die Förderung der katholischen Interessen so sehr angelegen sein ließ. Aber er konnte den Lauf der Dinge nicht hemmen. Als Karl III. nach seines Bruders Tod zur Übernahme seiner österreichischen Erblande und der bald darauf von den Kurfürsten ihm zuerteilten Kaiserkrone über Mailand reiste, regte sich in den italienischen Landen kein Widerspruch mehr gegen die Rechtmäßigkeit seiner Autorität. Die ausgeschriebenen Reichskriegssteuern, wie schmerzlich sie auch empfunden wurden, mußten entrichtet werden. Die Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt brachten in diese Verhältnisse insofern eine Wandlung, als der Herzog von Savoyen-Piemont
24. Dez. 1713. zum König von Sizilien erhoben und am Ende des Jahres in Palermo gekrönt ward. Wir wissen, daß diese Übereinkunft nicht von Dauer war, daß Viktor Amadeus einige Jahre nachher König von Sardinien wurde und Sizilien unter die Habsburgische Herrschaft zurückkehrte. Dem Papst wurde bei dieser Umwandlung keine Mitwirkung zugestanden. Ohne daß man nur seinen Rat begehrt hätte, wurden die beiden Inselstaaten, die er als seine Lehen betrachtete, an fremde Fürsten übertragen. Und so eigenmächtig griffen diese in die kirchliche Verfassung ein, daß der Nunzius wiederholt Neapel verließ und in Sizilien mehrere hundert Geistliche, die in dem zwischen Papst und König ausgebrochenen
1715. Streit Partei für Rom nahmen, von der Insel verjagt wurden. Und bald erlitt der päpstliche Stuhl noch eine weitere Beschränkung seines Einflusses über die italienischen Staaten. Es ist erwähnt worden, wie eifrig die spanische Königin Elisabeth von Parma bemüht war, für ihre Söhne selbständige Herrschaften zu erlangen. Da nun der Mannesstamm des Hauses Farnese dem Erlöschen nahe war, sah sich der Kaiser bewogen, die Anwartschaft des Infanten Don Karlos auf das Herzogtum Parma und Piacenza anzuerkennen und, als einige Zeit

nachher der Herzog Antonio ohne Kinder aus der Welt ging, das Land dem bourbonischen Fürsten wirklich zu Lehen zu geben (1731), also eigenmächtig über ein italienisches Gebiet zu verfügen, das zwei Jahrhunderte unter päpstlicher Oberherrlichkeit gestanden. Die Protestation des römischen Stuhles hatte keine Wirkung. Einige Zeit nachher wurde derselbe Infant Don Karlos König von Neapel und Sizilien, und nun übertrug der Kaiser das Herzogtum dem jüngern Bruder Don 1735.
Philipp, dessen Sohn Ferdinand mit dem päpstlichen Stuhl in einen Streit geriet, der wichtige kirchliche Reformen zur Folge hatte. Don Karlos regierte ein Vierteljahrhundert über das Königreich beider Sizilien, das kraft eines Familiengesetzes nie mit Spanien verbunden werden sollte, und war bemüht die alten Mißstände der spanischen Herrschaft durch zeitgemäße Reformen zu beseitigen oder zu mindern. Als er nach dem Tod seines Halbbruders zu dem spanischen Thron berufen wurde, übertrug er die Herrschaft über das vereinigte Königreich Neapel und Sizilien seinem minderjährigen Sohn Ferdinand IV., dessen ereignisvolle Regierungszeit die französischen Revolutionsstürme und die Restauration überdauerte. — Bei allen diesen Veränderungen in der Apenninischen Halbinsel war die römische Kurie wenig beteiligt; die weltbeherrschende Stellung des Pontifikats war vorüber, der Zeitgeist des achtzehnten Jahrhunderts wandte sich von den kirchlichen Interessen ab. Immer mehr entzogen sich die weltlichen Mächte dem Einfluß der Kirche. Diesem Streben leistete Clemens' XI., zweiter Nach- Benedikt XIII. 1724—1730.
folger Benedikts XIII., der auch auf dem päpstlichen Stuhl die Lebensweise eines Predigermönchs fortführte, Vorschub, indem er seinen Sinn ausschließlich religiösen Dingen zuwandte. Clemens XII., der nach dem Aussterben der Herzöge von Urbino dem päpstlichen Stuhl die Schutzherrschaft über die kleine Re- Clemens XII. 1730—1740.
publik San Marino erwarb, wendete, dem Beispiel seines zweiten Vorgängers gleichen Namens folgend, sein Augenmerk hauptsächlich auf die Vermehrung der Kunstschätze und auf die Bereicherung der vatikanischen Bibliothek durch wertvolle Handschriften, ein Bestreben, das auch sein Nachfolger Benedikt XIV. teilte, Benedikt XIV. 1740—1758.
ein gelehrter, wohlwollender und scherzhafter Herr von einfacher edler Sitte. Mit freiem Blick überschaute er das Verhältnis des päpstlichen Stuhls zu den europäischen Mächten und nahm wahr, was sich halten lasse, was man aufgeben müsse. Der politische Einfluß früherer Tage war dem Pontifikat durch die weltlichen Großstaaten entrissen worden. Benedikt mußte zufrieden sein, wenn es ihm gelang, die Würde der Kurie gegen die katholischen Fürsten durch verständiges Nachgeben aufrecht zu halten. So verzichtete er in einem Konkordat 1753.
mit Spanien auf die Vergabung der kleineren Pfründen, wogegen der König einwilligte, den Verlust der Kurie durch eine namhafte Geldentschädigung auszugleichen. Auch Portugal und der Kaiser erlangten Zugeständnisse. Dergestalt versöhnten sich die katholischen Höfe noch einmal mit ihrem kirchlichen Oberhaupt. Aber mehr und mehr kam der Zeitgeist in Widerspruch mit der pontifikalen Autorität. In der Wissenschaft wie im Staatsleben machten sich Ten-

denzen geltend, welche zu der Kirchenlehre in schroffen Gegensatz traten. Die
Jesuiten, die standhaftesten Verfechter der päpstlichen Allmacht, wurden überall
Clemens XIII. 1758–1769. angefeindet und verfolgt. Schon Clemens XIII. war außer stande, die Väter
gegen die Angriffe Pombals und der bourbonischen Höfe zu schützen; und sein
Clemens XIV. 1769–1774. Nachfolger Clemens XIV. Ganganelli, ein freisinniger Mann „voll Talent und
schöner Menschlichkeit", mußte die Aufhebung der Gesellschaft Jesu aussprechen.
Ein neuer Geist durchdrang die Welt.

Sardinien-Piemont. Niemand hatte in den schwierigsten Lagen seine politische Rolle so glücklich
und erfolgreich durchgeführt als Viktor Amadeus II. von Savoyen-Piemont.
Er hatte in dem Utrechter Frieden sein Gebiet durch wichtige Territorien abge-
rundet und gemehrt, er hatte sein Herzogtum zu einem Königreich Sardinien er-
weitert. Er verbesserte auch die Rechtspflege und beförderte Handel und Ge-
werbe; er entriß dem Adel die lange besessenen Domänen und mehrte die Ein-
künfte der Krone; er gründete die Universität Turin, hob den Schulunterricht und
ordnete die kirchlichen Verhältnisse durch ein Konkordat mit Rom, wobei der
3. Sept. 1730. Staat nicht zu kurz kam. In einem Alter von 64 Jahren übergab er seinem
Sohn die Regierung und vermählte sich mit der Gräfin San Sebastiano, die
erst Hofdame bei seiner Mutter, dann bei seiner Schwiegertochter gewesen; ver-
stimmt, daß man seinem Rat nicht in allem folgte, und von seiner ehrgeizigen
Gemahlin aufgereizt, widerrief er im nächsten Jahr seine Thronentsagung, weil
sein Sohn nicht fähig wäre zu regieren, wurde aber auf den Vorschlag des
Ministers d'Ormea durch einen Beschluß des Staatsrats gefangen weggeführt
und lebte dann noch dreizehn Monate, von aller Welt geschieden, kummervoll
und streng überwacht im Schloß von Rivoli. Geistig gebrochen, wurde er kurz
1. Nov. 1732. vor seinem Tod nach Moncarlier in Savoyen gebracht, wo er verschied. Die
Karl Emanuel III. Gräfin endete im Kloster, tief gekränkt in ihrer Ehre. Karl Emanuel III.
1730–1773. erwarb im österreichischen Erbfolgekrieg einige beträchtliche Landstriche vom Her-
zogtum Mailand und suchte durch geordneten Staatshaushalt und durch Bei-
ziehung der Geistlichkeit zu den Steuern des Landes die großen Ausgaben zu
decken, die ein übermäßiger, kostspieliger Militärstand unter adligen Offizieren
herbeiführte. Dabei war er auf Abstellung und Erleichterung der Feudallasten
bedacht und traf manche gute Einrichtung, ohne die reformierende Hast vieler
gleichzeitigen Fürsten und Minister zu teilen. Aber ein abgelebter Staat und
ein erschlafftes unmündiges Volk trug nicht die Kraft in sich, einem mächtigen
Stoß von außen zu widerstehen; als unter Viktor Amadeus III., der des Vaters
gute und fehlerhafte Maßregeln fortsetzte, die französische Revolution an die
Thore von Savoyen und Piemont schlug, wurde das Land bald eine Beute der
anstürmenden Nachbarn.

Genua und Corsica. Mühsam bewahrte die Seerepublik Genua ihre Selbständigkeit und ihre
autonome Verfassung gegen die Eroberungssucht Savoyens und Frankreichs wie
gegen die Umsturzversuche im Innern. Der Utrechter Frieden war dem Gemein-

wesen förderlich, indem er das Übergewicht der Habsburger, denen der Handels- und Geldstaat von jeher ergeben war, in der Apenninischen Halbinsel aufs neue begründete. Aber für republikanische Kleinstaaten war die Zeitrichtung ungünstig; die monarchische Staatsordnung mit ihrem strammeren zentralistischen Verwaltungssystem entsprach mehr dem Genius des Jahrhunderts; die lockeren und schlaffen Formen einer gegliederten Vielherrschaft, wobei oft persönliche selbstsüchtige Motive oder Parteiinteressen in den Vordergrund traten und die Politik beherrschten, reizten leicht zur Opposition und zu Neuerungsversuchen. Auch Genua hatte unter dieser Zeitrichtung zu leiden. Die Insel Corsica, die seit dem vierzehnten Jahrhundert unter der Herrschaft der Republik gestanden, wurde von den hartherzigen adligen Kaufherren, welche die Statthalterwürde und alle einträglichen Ämter in Besitz hatten und zu ihrem Vorteil ausbeuteten, schwer gedrückt. Die Unzufriedenheit wuchs und wurde durch Flüchtlinge und Verbannte genährt und verschärft. Endlich griffen die wilden kriegerischen Einwohner zu 1730.
den Waffen, verjagten ihre Dränger von der Insel und belagerten Bastia. Da suchte die Signorie Hilfe bei dem Kaiser. Karl sandte österreichisches Kriegsvolk unter Ludwig von Württemberg nach der Insel, welches die bedrohte Festung Bastia sicherte, aber im Innern während eines zweijährigen Kriegs große Ver- 1731. 1732.
luste durch die Insurgenten erlitt. Unter kaiserlicher Vermittelung kam endlich ein Friedensvertrag zwischen der Republik und den Führern der Aufständischen, Luigi Giafferi und Andrea Ciaccaldi, zu stande. Allein die Erbitterung der Gemüter dauerte fort und wurde noch gesteigert, als die Genuesen mehrere Häupter der Rebellen, welche im Vertrauen auf den abgeschlossenen Frieden sich in ihre Stadt wagten, ins Gefängnis warfen und nur auf nachdrückliches Verlangen des Kaisers sie wieder in Freiheit setzten. Bald nachher führte der über die polnische Königswahl ausgebrochene Krieg auch in Italien neue Kämpfe herbei, indem französisch-sardinische Truppen in das Mailändische vordrangen und Mantua und Parma bedrohten: aufs neue ward die lombardische Ebene von Kriegsheeren durchschritten, mit Blut getränkt. Die zwei kaiserlichen Heerführer, Graf Mercy und Ludwig von Württemberg, ließen ihr Leben in der Feldschlacht, der alte Marschall Villars starb auf der Heimreise in Turin. Auch Spanien mischte sich in den Streit und eroberte Neapel und Sizilien. Diese kriegerische 1735.
Aufregung warf ihre zündende Kraft auch nach der Insel Corsica und rief neue Aufstände und revolutionäre Kämpfe hervor. Bei dieser Gelegenheit trat eine historische Kuriosität zu Tage: ein deutscher Abenteurer, Baron Theodor von Neuhof aus Westfalen, der nach allerlei Schicksalen in spanischen Kriegsdiensten nach Afrika verschlagen worden und auf Empfehlung des Dei von Tunis, dessen Beistand die Corsicaner angerufen hatten, mit geringen Geldmitteln und einigen Mietsoldaten auf der Insel landete, wußte durch sein mysteriöses Auftreten und 1736.
Benehmen den Glauben zu verbreiten, daß ihm große Hilfsmittel zu Gebot ständen und auswärtige Potentaten ihn unterstützten. Er erlangte solches An-

sehen bei den Eingebornen, daß sie ihn zum König ausriefen. Aber seine Rolle war bald ausgespielt. Nach einigen Monaten, als die Corsicaner sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, kam der „König Theodor“ in solche Verlegenheit, daß er es geraten fand, sich als Mönch verkleidet durch die Flucht dem erbitterten Volk zu entziehen. Er ordnete eine Regentschaft an und begab sich nach den Niederlanden, um sich Geldmittel zu verschaffen. Es gelang ihm auch bei einigen Kaufleuten, denen er vorteilhafte Handelsbedingungen in Aussicht stellte, Unterstützung zu erlangen, so daß er mit Waffen und Kriegsvorrat noch einmal auf der Insel erscheinen konnte. Aber mit seinem Königtum war es vorbei. Er
1737. flüchtete sich nach England, wo er, von Gläubigern verfolgt, bald in die höchste Not geriet. Siebzig Jahre später erlebte die Welt ein andres Schauspiel: wie der Westfale Theodor Neuhof König von Corsica ward, so der Corse Jerome Bonaparte König von Westfalen. Die Geschichte liebt es manchmal in ihre ernsten Blätter Züge von Humor einzuflechten. Die corsicanischen Insurgenten setzten auch nach dem Abzug des deutschen Abenteurers den Kampf fort und brachten fast die ganze Insel in ihre Gewalt. Da riefen die Genuesen die Hilfe
1738. des Königs von Frankreich an, der dann auch einige tausend Mann unter dem Grafen von Boissieux nach Bastia schickte. Es kam zu einem Waffenstillstand, aber zu keiner aufrichtigen Aussöhnung mit den Genuesen. Als der österreichische Erbfolgekrieg die Apenninische Halbinsel mit neuen Stürmen heimsuchte, wurde auch Genua in Mitleidenschaft gezogen. Die Republik wurde von kaiserlichen Truppen besetzt und sollte gezwungen werden, die Landschaft Finale an Sar-
1743. dinien abzutreten. Allein die Genuesen erregten einen Aufstand und schlugen die Österreicher zu ihren Mauern hinaus; alle Anstrengungen der Feinde, die Stadt wieder zu erobern, waren vergeblich. Im Aachener Frieden erhielt die Republik ihr ganzes früheres Gebiet zurück. Nur Corsica konnte nicht behauptet werden. Die Insurgenten verteidigten sich mit solcher Standhaftigkeit und Tapferkeit, besonders seitdem der kriegskundige General Pasquale Paoli an ihrer Spitze stand, daß die Genuesen, auch als die französische Regierung ihnen neue Hilfstruppen sandte, der schwer zugänglichen Insel nicht Meister wurden. Alle Vermittelungsversuche von seiten Frankreichs scheiterten an dem Haß der heißblütigen Bevölkerung gegen die aristokratischen Handelsherren. Die Republik, erschöpft durch die langen Kämpfe und Anstrengungen und den Kostenaufwand erwägend, den die eignen Truppen und die Subsidien für die französische Hilfe der Staatskasse bereiteten, kam endlich zu dem Entschluß, den Franzosen, welche im Besitz einiger festen Orte waren, die Insel als Entschädigung für die
1768. aufgewendeten Kriegskosten kurz vor der Geburt Napoleon Bonapartes vertragsweise abzutreten. Nun schickte die französische Regierung eine größere Truppenzahl nach der Insel. Dieser gelang es allmählich, da mittlerweile unter den Insurgentenhäuptern selbst Zwietracht und Parteiung eingetreten war und die Vendetta der feindlichen Invasion Vorschub leistete, Corsica nach großen An-

strengungen zur Unterwerfung zu bringen. Paoli, „eine antike Gestalt, die sich in das achtzehnte Jahrhundert verirrt hatte", kam ins Gedränge, so daß, als die Franzosen Corte, den Hauptsitz der Insurgenten, einnahmen und viele seiner Genossen die Flucht ergriffen, auch er nicht länger auf dem heimischen Boden in Sicherheit weilen konnte. Er schiffte sich nach Livorno ein und suchte dann eine Zufluchtsstätte in England. Von der Zeit an war Corsica eine französische Besitzung. Die Seerepublik kam nicht mehr in die Lage, den Rückkauf, den sie sich vorbehalten, vorzunehmen. Sie mußte bald für ihre eigne Existenz kämpfen. Mai 1769.

Wir haben das Mediceische Haus in seinen letzten unwürdigen Sprößlingen früher kennen gelernt (S. 308 f.). Schon seit einer Reihe von Jahren lebte Giovan Gaston in Zerwürfnis mit seiner deutschen Gemahlin, die sich in Böhmen aufhielt; an Nachkommenschaft war nicht mehr zu denken. Ebenso fruchtlos war der Versuch, durch Verheiratung seines Bruders, des Kardinals Francesco Maria dem Mediceischen Haus einen Erben zu erwecken; wer dessen Jugendgeschichte kannte, glaubte an keinen Erfolg. Nur mühsam wurde er bewogen, unter Verzichtleistung auf einen großen Teil seiner reichen geistlichen Einkünfte mit Eleonore, der Tochter des Herzogs von Guastalla, eine Ehe zu schließen. Aber so verrufen waren die Mediceer wegen ihrer geschlechtlichen Ausschweifungen, daß die Vermählte aus Furcht vor Ansteckung jede eheliche Annäherung standhaft verweigerte. Nach zwei Jahren starb Francesco Maria de' Medici an der Wassersucht und nun war an dem baldigen Erlöschen des florentinischen Herrscherhauses nicht mehr zu zweifeln. Wie sollte es aber nach dem Tod Gastons gehalten werden? Von der Einsetzung eines fremden Fürsten durch den Kaiser wollten die Florentiner nichts wissen, weil Toscana, mit Ausnahme von Siena und Arezzo vom Reich gelöst war und sie nicht wieder unter die kaiserliche Lehnsherrlichkeit fallen wollten. Den Florentinern aber ein Selbstbestimmungsrecht einzuräumen, so daß sie entweder zu der altrepublikanischen Staatsform zurückkehrten oder einen neuen Großherzog unter den Verwandten der Medici von weiblicher Seite wählten, widerstrebte den politischen Anschauungen der Zeit. So blieb denn Jahrzehnte hindurch die Succession in Toscana eine schwebende Frage und je nach der politischen Lage Europas, nach dem vorwiegenden Einflusse dieses oder jenes Staates oder Fürsten tauchten eine Menge Projekte auf. Die meiste Aussicht hatte der spanische Infant Don Karlos, auch nachdem er schon in den Besitz des Farnesischen Erbes getreten war. Als demselben aber noch bei Lebzeiten Gastons die Krone von Neapel und Sizilien zu teil ward, konnte von seiner Succession in Florenz keine Rede mehr sein. Daher kamen die Großmächte in dem Wiener Präliminarfrieden überein, daß Herzog Franz Stephan von Lothringen, der junge Gemahl der Kaisertochter Maria Theresia, gegen Abtretung seines eignen Landes an Stanislaus Lesczczynski das Erbe der Mediceer als eignes, auf seine männlichen und weiblichen Nachkommen vererbbares Großherzogtum Toscana erhalten sollte. Zwei Jahre nach diesem

Toscana. 1709. 3. Febr. 1711. 1735. 9. Juli 1737.

Wiener Abkommen starb Gaston, und nun besetzten österreichische Truppen die
Arnostadt, unter deren Schutz dann die gesetzlichen Bestimmungen der Übertra-
Franz. 1737–1765. gung getroffen wurden. Ein Streit über die Mediceische Allodialverlassenschaft
und die Bezahlung der Landesschulden wurde durch die Vermittelung des Kaisers
1738. ausgeglichen, so daß der neue Großherzog Francesco in den vollen Besitz des
Jan. 1739. Landes Toscana gelangte. Zu Anfang des nächsten Jahres erschien er mit seiner
Gemahlin in Florenz und nahm die Huldigung entgegen. Doch verweilte er
nur einige Wochen in der alten Kunststadt am Arno und nahm auch in der Folge
nie seine dauernde Residenz daselbst. Der Palazzo Pitti stand verwaist; das
glänzende Hofleben von ehedem war nur noch eine historische Erinnerung; der
neue Großherzog besaß wohl den kaufmännischen Geist der Mediceer, aber nicht
den Sinn des Hauses für die idealen Güter der Kunst und Wissenschaft; auch
kam der Gewinn seiner volkswirtschaftlichen und großhändlerischen Unterneh-
mungen weniger seinem italienischen Land als dem Kaiserstaat zu gute, da die
florentinische Staatskasse in kritischen Momenten öfters den österreichischen Fi-
nanzen zu Hilfe kommen mußte. Trotz der pragmatischen Bestimmung, daß
das Großherzogtum Toscana nie mit der österreichischen Monarchie unter
einem Oberhaupt vereinigt werden, sondern stets eine Sekundogenitur des
Hauses Habsburg bleiben sollte, konnte das Land sich doch dem Einfluß des
Großstaats und des verwandten Wiener Hofes nicht entziehen. Auf Franz
Leopold. 1765–1790. Stephan folgte sein zweiter Sohn Leopold, unter dem das Großherzogtum
glücklichere Zeiten erlebte. Die Lasten, die durch eine Reihe mißtrauischer,
tyrannischer, geld- und luststüchtiger Fürsten auf die Schultern der Unterthanen
gewälzt worden waren, wurden vermindert; viele von Geschlecht zu Geschlecht
vererbte Mißstände und Rechtsungleichheiten durch verständige zweckmäßige
Reformen abgeschafft, Agrarverhältnisse, Gewerbwesen, Gemeindeordnungen,
Rechtspflege, Schule und Kirche, alle öffentlichen gemeinnützigen Anstalten
durch organisatorische Thätigkeit von alten Übeln befreit. Leopold selbst ver-
öffentlichte ein Compte rendu seiner Regierung, worin er seinen Unterthanen
gleichsam Rechenschaft ablegte von allem was unter ihm zur Ausführung ge-
kommen. „Dieses Compte rendu mußte die schönste Geschichte der Palin-
genesie des Landes werden. Er sorgte für das Wohl seines Volks oft selbst mit
der Totalsorgfalt, wie ein Hausvater für seine Familie, und seine Staats-
verwaltung war zum Teil auch das Resultat von Experimenten.“ Wir werden
dem trefflichen Fürsten, der im Geist seines Bruders Joseph handelte, nur mit
mehr Vorsicht, an einem andern Ort begegnen. Als er zur Übernahme des
Kaiserthrones nach Wien gerufen ward, übergab er Toscana seinem zweiten
Sohn Ferdinand Joseph.

4. Venedig und die Türkenkriege.

Die Pforte nach dem Karlowitzer Frieden.

Der Friede von Karlowitz war auf fünfundzwanzig Jahre abgeschlossen. Aber er dauerte nicht so lange. Die Türken konnten es nicht verschmerzen, daß sie ihren Feinden so große Zugeständnisse hatten machen müssen, daß Österreich Ungarn und Siebenbürgen gewonnen, daß die Republik Venedig den Peloponnes und mehrere wichtige Plätze in Dalmatien als Siegesbeute davongetragen, daß selbst der Zar von Moskau die Seestadt Asow an sein Reich gebracht hatte. Den Russen hatten sie, wie uns bekannt, durch den Frieden am Pruth die pontische Besitzung wieder abgenommen; sollten sie nicht auch die Marcusrepublik nunmehr aus der „usurpierten" Halbinsel vertreiben und die Alleinherrschaft über das Griechische Meer an die Pforte bringen? Die Griechen selbst, versicherte der kriegerisch gesinnte Großwesir Damad Ali Pascha im Diwan, wünschten sehnlich wieder unter die Herrschaft ihres alten Herrn, des Sultans, zurückzukehren. Noch war das Abendland mit seinen eignen Angelegenheiten vollauf beschäftigt und ein Kriegsbund der christlichen Staaten wie ehedem nicht zu befürchten. Die Kriegspartei trug den Sieg davon: ausgedehnte Rüstungen, Füllung der Arsenale und Vorratshäuser, Verstärkung der Grenzbefestigungen deuteten auf feindliche Absichten; die Besorgnisse der kaiserlichen Regierung in Wien suchte man auf diplomatischem Weg zu beruhigen. Venedig sollte isoliert und überwältigt werden, ehe europäische Vermittelungsversuche in die Aktion einzugreifen vermöchten. Nur der Papst stand der Signorie bei, indem er die italienischen Fürsten zur Unterstützung aufforderte und eine Besteuerung der venetianischen Kirchen und Klöster gestattete.

Der Kampf um Morea. 1714. 1715. 1. Veranlassung.

Eine Ursache zur Kriegserklärung wurde bald gefunden. Der slawische Volksstamm der Tschernagorzen oder Montenegriner, der in dem schwer zugänglichen Berg- und Thalland eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber der Pforte zu bewahren gewußt und unter einem geistlichen und weltlichen Oberhaupt, Wladika, in patriarchalischen Familien- und Gemeindeverbänden als kräftiges Krieger- und Jägervolk dahinlebte, strebte im Vertrauen auf das religionsverwandte Rußland, unter dessen Schutzherrschaft sich der Fürstbischof gestellt, jede Verbindung mit der Türkei abzustreifen. Von Nuuman Köprili, Pascha von Bosnien, bei Zwornik besiegt, suchten die Volkshäupter eine Zuflucht auf venetianischem Gebiet. Die Signorie gewährte den Flüchtlingen eine Freistätte in Cattaro und weigerte die verlangte Auslieferung. Dies gab der Pforte den willkommenen Anlaß zur Kriegserklärung; noch ehe dieselbe in Venedig bekannt war, eröffneten Dez. 1714. bereits türkische Seeräuber einen Piratenkrieg gegen die Handelsschiffe der Republik in der Adria. Im nächsten Frühjahr zogen die Türken unter der Führung des Großwesir zu Land und zu Wasser gegen Morea, die einzige größere Besitzung, welche die Republik noch aus den Zeiten ihrer Herrlichkeit in den griechischen Gewässern gerettet hatte. Die Signorie hatte es nicht verstanden, die

2. Morea unter venetianischer Herrschaft.

Kolonien des Mittelmeers mit festen Banden an die Republik zu knüpfen, der griechischen Bevölkerung Liebe und Anhänglichkeit einzuflößen. Nur bedacht, die auswärtigen Besitzungen zum Vorteil des Mutterlandes und der herrschenden Aristokratie auszubeuten, hatte sie überall Einrichtungen geschaffen, welche den Eingebornen fremdartig, drückend oder verhaßt waren und ihnen stets das Gefühl vor die Seele führten, daß sie ein unterworfenes, nicht als ebenbürtig und gleichberechtigt angesehenes Volk seien. Venetianische Beamten, Richter, Polizeimänner leiteten und überwachten das öffentliche Leben nach dem Vorbild und nach den Vorschriften und Gesetzen des Mutterlandes; ein Generalkapitän stand an der Spitze des Militärwesens; Mautbeamte, Zöllner und Scharwächter griffen in das bürgerliche und gewerbliche Leben ein und hemmten jeden Aufschwung des einheimischen Industrie- und Handelswesens; römisch-katholische Bischöfe und Geistliche, die in den Städten und Gemeinden eingesetzt wurden, verletzten durch Zelotismus und Bekehrungseifer die Anhänger der griechisch-orthodoxen Kirche, die mit so großer Pietät und religiöser Verehrung dem Patriarchen von Konstantinopel ergeben waren. Die einheimische Miliz war unzuverlässig und ohne Übung, die Klephthenbanden der Mainoten im Süden waren zu jedem Dienst bereit, der ihnen Vorteil, Sold und Beute versprach. So ließ sich denn voraussehen, daß das berühmte Gebirgsland im Süden des Korinthischen Isthmus und Meerbusens, das so oft von den ehernen Fußtritten feindlicher Kriegsvölker zertreten worden, in kurzem der türkischen Herrschaft verfallen würde, unter welche Hellas, Thessalien und die gesamte insularische Griechenwelt schon längst geraten war. Bedrohte doch sogar der Patriarch in Konstantinopel alle Rechtgläubigen, welche zur Verteidigung der römisch-katholischen Venetianer die Waffen ergreifen würden, mit der Exkommunikation. Die Festungen befanden sich in mangelhaftem Zustand und waren ungenügend armiert, die Mietsoldaten, welche die Hauptplätze beschützen sollten, beliefen sich auf 7000 Mann. So traf denn bald eine Schreckensbotschaft um die andre in Venedig ein.

3. Siegeszug der Türken. Juni 1715.

Die feste Insel Tine wurde von dem Provveditore Balbi so schnell übergeben, daß ihn die Signorie vor ein Kriegsgericht stellte, das ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilte. Ägina unterwarf sich, als die türkische Flotte vor der Insel erschien, und das feste Korinth, der Stützpunkt der venetianischen Herrschaft, wurde zur schimpflichen Kapitulation gezwungen. Die abziehende Mannschaft wurde von den Janitscharen, welche die Pulverexplosion in einem Magazin einer absichtlichen Brandstiftung zuschrieben, fast gänzlich niedergemacht, der Provveditore Minotto in Sklavenketten fortgeführt. Weit und breit sah man Flammen gen Himmel emporlodern, durch welche die verlassenen Dörfer und die Getreidefelder in Asche gelegt wurden. Die geängstigten Einwohner bargen sich in den Wäldern.

Juli 1715.

Im Juli zog der Großwesir mit einer Kriegsmacht von 100,000 Mann über Argos vor die Hauptstadt Napoli di Romania. Die starke Besatzung und der mutige Befehlshaber Alessandro Bono leisteten den tapfersten Widerstand. Aber die

morschen Mauern wurden bald niedergeworfen; die ganze Mannschaft, unter ihnen viele Nobili und der größte Teil der Bewohner, fiel unter den Säbeln der ergrimmten Janitscharen. Auch der Erzbischof war unter den Erschlagenen. Frauen und Kinder wurden auf den Sklavenmarkt geschleppt. Bono kam schwer verwundet in die Gewalt der Janitscharen und mußte in Ketten den Einzug des Großwesirs in die ausgemordete Stadt verherrlichen. Alle Gefangenen wurden niedergemacht, eine unermeßliche Beute weggeführt. Dem Fall der Hauptstadt folgten die übrigen festen Orte, zum Teil von den meuternden Besatzungstruppen dem heranziehenden Feind ohne Schwertstreich übergeben. So Modon, das Kastell von Morea, Malvasia. Der Befehlshaber dieser letzten Seeburg, an deren Namen sich so ruhmreiche Erinnerungen knüpften, büßte für seine Feigheit mit ewiger Gefangenschaft in finsterem Kerker. Vor Ende des Sommers war die ganze Halbinsel in der Gewalt der Türken. Im Herbst wurden dann von der türkischen Flotte auch die letzten Festungen, Suda und Spinalonga, welche die Republik noch auf Kandia besessen, nach tapferm Widerstand zur Kapitulation gezwungen. Auf Sta. Maura zerstörten die Venetianer selbst die Festungswerke, die sie nicht zu verteidigen vermochten, und retteten Geschütz und Mannschaft nach Korfu. Nur in Dalmatien hielt der heldenmütige Proveditore Balbi die Kriegsehre aufrecht. Im Dezember feierte der Großwesir an der Seite des Padischah seinen Siegeseinzug in Adrianopel, die Brust geschwellt von stolzen Entwürfen. Gegen den venetianischen Namen wurde mit unmenschlicher Härte gewütet: viele der angesehensten Nobili wurden in dunkeln Kerkern gehalten oder auf den Sklavenmarkt gebracht, der Verkauf venetianischer Waren im ganzen Reich verboten. 2. Dez. 1715.

Sollten denn aber die europäischen Mächte, sollte vor allem der Kaiserhof in Wien ruhig geschehen lassen, daß die Osmanen wieder die alten Eroberungskriege erneuerten? Es war kein Geheimnis, daß man im Divan wieder an einen Feldzug nach der Donau dachte, daß man endlich doch noch den Halbmond in Wien und Rom aufzupflanzen hoffte. Venedig war vor zwanzig Jahren in treuer Waffenbrüderschaft den Österreichern zur Seite gestanden und jetzt sollte man die Republik hilflos sich verbluten lassen? Im nächsten Frühjahr durfte man mit Sicherheit eine türkische Flotte vor Korfu erwarten; wenn diese Insel das nämliche Schicksal erfuhr wie Morea, wer hinderte dann den furchtbaren Feind, Neapel und Sizilien zu bedrohen, das Kaiserreich selbst in seinen entlegenen Provinzen anzufallen? Diese Erwägungen, denen Prinz Eugen, Präsident des Hofkriegsrats, durch seine Autorität Nachdruck verlieh, bewirkten bei der kaiserlichen Regierung einen Umschlag; der venetianische Gesandte, der den ganzen Winter über vergebens um Hilfe nachgesucht, fand ein geneigteres Gehör. Man erinnerte sich wieder der frühern Waffenbrüderschaft; und da seit dem Tod Ludwigs XIV. keine Gefahr von Westen zu drohen schien, so wurde der alte Bund zu Schutz und Trutz auf erweiterter Grundlage erneuert. Österreich ver- Österreich erneuert den Kriegsbund mit Venedig.

April 1716. sprach, den Türken Krieg zu erklären, weil sie den Frieden von Karlowitz gebrochen, die Signorie verpflichtete sich zu einer Bundeshilfe zu Wasser und zu Land für den Fall, daß die italienischen Staaten des Kaisers von Spanien oder einer andern Macht bedroht würden. Eine scharfe Note, worin die Pforte aufgefordert ward, von allen fernern Feindseligkeiten gegen Venedig abzustehen, die Eroberungen vom vorigen Jahr herauszugeben und der Republik Schadenersatz zu leisten, war die Einleitung zu einem Feldzug an der Donau. Wie rasch änderten sich jetzt die Dinge, als Prinz Eugen mit dem ihm eignen Feuer den Türkenkrieg in Angriff nahm und als kaiserlicher Oberbefehlshaber sein geniales Feldherrntalent von neuem leuchten ließ! Schon im Mai war der Großwesir selbst mit einem Heer von 100,000 Mann von Adrianopel über Nissa nach Belgrad vorgerückt, während der Seraskier Kara Mustafa mit einer Flotte gegen Korfu segelte und der Statthalter von Bosnien die dalmatische Grenze bedrohte. Rakoczy diente noch einmal den Feinden Österreichs. Was er nicht durch die Franzosen zu erreichen vermocht, hoffte er jetzt unter türkischem Beistand zu erreichen. In Konstantinopel trug man kein Bedenken, ihn wie einst Tököly als Klientelfürsten von Ungarn und Siebenbürgen anzuerkennen.

Korfu durch Schulenburg verteidigt. 1716. In Venedig war große Freude über den neuen Waffenbund; man hoffte die Verluste vom vorhergehenden Jahr wieder einzubringen und machte daher starke Anstrengungen. Die Flotte wurde vergrößert, die Festungswerke auf Korfu in bessern Verteidigungsstand gesetzt, die Landmacht durch neue Werbungen vermehrt. Dabei leistete ein deutscher Feldherr, den wir schon im nordischen Krieg als geschickten Militär kennen gelernt, Johann Matthias von der Schulenburg, vortreffliche Dienste. Durch die Vermittelung des Prinzen Eugen war es der Signorie gelungen, den ausgezeichneten Mann für die Republik zu gewinnen. Von dem Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben, übernahm Schulenburg als Feldmarschall und Generalkapitän den Oberbefehl über die venetianische Landarmee und traf energische Anstalten, die Kriegsmacht der Republik in bessern Zustand zu setzen. Korfu wurde nach seinen Angaben in eine Lage gebracht, daß die Juli 1716. Insel einem Angriff der Türken Widerstand leisten konnte. Dieser erfolgte bald genug. Im Juli bewerkstelligte der Kapudan Pascha, ohne von der venetianischen Flotte und ihrem päpstlichen und maltesischen Hilfsgeschwader gehindert zu werden, mit einer großen Armada die Landung an der Insel und lagerte sich vor der Hauptstadt. Aber wie viele Sturmangriffe die Türken im Laufe der nächsten Wochen gegen die Festungswerke unternahmen, Schulenburg schlug sie im heldenmütigen Verteidigungskrieg zurück, so daß der feindliche Anführer das Unter-
Sept. 1716. nehmen aufgeben mußte. Nach unermeßlichen Verlusten an Mannschaft, Geschütz und Kriegsvorräten ordnete Kapudan Pascha die Abfahrt an. So wurde die wichtige Insel der Republik erhalten und durch die Einnahme von Butrinto und Sta. Maura gegen neue Anfälle geschützt. Die Flotte hatte nichts zu diesen Erfolgen beigetragen; sie waren einzig und allein dem deutschen Feldmarschall zu

danken. Der glänzende Empfang bei seiner Rückkehr in Venedig war ein Beweis, daß die Marcusrepublik seine Dienste erkannte. Sein Standbild zu Pferde mit der ruhmvollen Inschrift sollte bei dem lebenden und dem nachgebornen Geschlecht das Andenken an seine Thaten erhalten.

Eugens Sieg bei Peterwardein. Temeswar erobert.

Die Aufhebung der Belagerung von Korfu wurde hauptsächlich durch die Nachrichten vom ungarischen Kriegsschauplatz so rasch herbeigeführt. Dort war nämlich der Großwesir mit einer Heeresmacht, die auf 150,000 Mann angegeben wird, über die Save gegangen und hatte die Belagerung von Peterwardein begonnen. Vor den Mauern dieser berühmten Festung wurde er von Prinz Eugen zu einer Schlacht gezwungen, die nach fünfstündigem blutigen Ringen mit einem (5. Aug. 1716.) vollständigen Sieg des kaiserlichen Feldmarschalls endigte. Mit unwiderstehlichem Ungestüm hatte die schwere Reiterei unter General Palfy die Reihen der Janitscharen durchbrochen. Das Lager mit unermeßlichen Vorräten und Geschütz wurde erbeutet; der Großwesir selbst tödlich verwundet vom Waffenfeld nach Karlowitz getragen, wo er verschied. Der Sieg von Peterwardein war ein neuer Zweig in dem Lorbeerkranz des großen Feldherrn; einen andern fügte er demselben durch die Einnahme von Temeswar hinzu, der letzten Festung, welche die Türken noch in Ungarn besaßen. Im Oktober wurde die tapfer verteidigte Stadt (13. Okt. 1716.) nach hartem Belagerungskampf vertragsweise den Österreichern übergeben, nachdem sie 165 Jahre lang ein Bollwerk der türkischen Herrschaft auf der Nordseite der Donau gewesen. Bis in die Walachei und Moldau unternahmen die Kaiserlichen Streifzüge, Bukarest und Jassy sahen deutsche Reiterscharen in ihren Mauern, bis die Tataren und Türken aus Belgrad herbeizogen und die verwegenen Fremdlinge zurücktrieben. Rakoczy vermochte mit den zusammengelaufenen Heerhaufen, die sich unter seiner Fahne gesammelt, nichts Namhaftes auszurichten.

Die Schlacht bei Belgrad. 1717.

Während des Winters versuchten die Seemächte England und Holland einen Frieden zu vermitteln. Da aber der Diwan dem Besitz von Temeswar nicht entsagen, das Wiener Kabinett das gewonnene Kleinod nicht wieder fahren lassen wollte, so begann der Krieg im nächsten Frühjahr aufs neue. Wie lange war Ungarn als „ein Friedhof der Deutschen“ ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens gewesen; jetzt sah man wie in vergangenen Zeiten Freiwillige aus allen Gauen des deutschen Landes nach der Donau ziehen. Der Türkenkrieg wurde unter Eugens Panier zu einem deutschen Krieg; er erhielt ein nationales und religiöses Gepräge. Die Hoffnungen sollten nicht getäuscht werden. Der neue Großwesir Chalil Pascha war mit einem Kriegsheer, dessen Stärke auf mehr als 150,000 Mann berechnet ward, von Adrianopel nach der Donau aufgebrochen und hatte vor Belgrad sein Lager aufgeschlagen. Dort lieferte ihm Prinz Eugen jene Schlacht von Belgrad, welche seitdem im Volksmund mit seinem (16. Aug. 1717.) Namen unmittelbar verknüpft blieb. Es war sein glänzendster Sieg, der nicht nur eine unermeßliche Kriegsbeute und 57 türkische Fahnen, sondern auch die

vielumstrittene Donaufestung selbst in die Hände der Kaiserlichen brachte. Der Großwesir führte den Rest seiner Truppen nach Nissa; die asiatischen Heerhaufen zogen aber eigenmächtig in die Heimat zurück. Selbst der Sultan vermochte sie nicht zurückzuhalten. Chalil Pascha wurde in Ungnade seines Amtes entsetzt.

Friede von Passarowitz. 1718. Nun fanden die Friedensvermittelungen im Diwan mehr Gehör. Allein die Forderungen Österreichs waren so weitgehend, daß die Pforte von solchen Bedingungen nichts hören wollte, neue Heere in die Gegend von Nissa und Widdin vorrücken ließ und zugleich den Venetianern im Archipel und in Dalmatien so standhafte Gegenwehr leistete, daß weder die Flotte unter Pisani noch Schulenburg namhafte Erfolge zu erringen vermochten. Das war um dieselbe Zeit, als der Minister Alberoni die erwähnten Unternehmungen gegen Sardinien und Sizilien machte und unter gleisnerischer Maske das ehemals spanische Italien wieder zu erwerben trachtete. Man stimmte daher in Wien die Friedensbedingungen herab, um die Hand frei zu bekommen. Doch sollte die Pazifikation nur in Gemeinschaft mit Venedig vorgenommen und der gegenwärtige Besitzstand als Grundlage der neuen Übereinkunft festgehalten werden. Und so geschah es auch. Nach langen Unterhandlungen zwischen Prinz Eugen, dem venetianischen Diplomaten Ruzzini, dem Großwesir Ibrahim und den Gesandten der vermittelnden Mächte
21. Juli 1718. wurde in Passarowitz ein neuer Friede auf vierundzwanzig Jahre geschlossen, infolgedessen Österreich die Festungen Temeswar und Belgrad mit einigen umliegenden Gebietsteilen behielt, die Türkei im Besitz von Morea verblieb, der Marcusrepublik Korfu und Sta. Maura sowie die eroberten Plätze in Albanien und Dalmatien belassen und die kleine Insel Cerigo zurückgegeben wurde. Doch mußte man der Pforte einen schmalen Landstrich einräumen, damit die Türken auf eignem Gebiet einen freien Zugang nach Ragusa und an das Adriatische Meer bekamen.

Von nun an waren Nissa, Widdin, Nikopoli und Sophia die Grenzfestungen des osmanischen Reichs gegen die Donau, während Belgrad und Orsowa mit starken Festungswerken versehen als uneinnehmbare Hochwachten des erweiterten Kaiserreichs gelten konnten. Die Türkei hörte jetzt auf ein Gegenstand der Furcht und der Beunruhigung für das christliche Europa zu sein. Rakoczy und seine Gefährten wurden preisgegeben, doch fanden sie ein Asyl auf türkischem Gebiet. Der siebenbürgische Fürst nahm seinen Aufenthalt in Rodosto am Marmarameer, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte, von einem spärlichen Jahrgeld der Pforte lebend und mit Eifer den religiösen Dingen sich widmend. Dort starb er im Jahr 1735. Seine Gemahlin war schon vor ihm in Paris aus der Welt gegangen. Graf Schulenburg blieb bis zu seinem Tod im Dienst der Republik Venedig und trug Sorge, daß der einst somächtige Handelsstaat nicht ganz von der Höhe seines weltgeschichtlichen Einflusses herabsank, daß die Festungen und die Kriegsmacht in gutem Stand gehalten wurden.

5. Das osmanische Reich unter Achmed III. und Mahmud I.

Die Türkei im Sinken.

In dem Krieg gegen Österreich trat es deutlich zu Tage, daß das türkische Heerwesen der westeuropäischen Kriegskunst nicht mehr gewachsen sei. Dennoch hielt man in Konstantinopel an dem alten System fest und trug dem neuen militärischen Geist keine Rechnung. Die Janitscharen waren eine Soldatenkaste, die in Friedenszeiten ihren bürgerlichen Gewerben nachging und nur dürftig die militärische Disziplin und Waffenübung aufrecht hielt; war Krieg zu führen, so zogen sie mißmutig ins Feld, da die Verluste in ihren Einnahmen durch den Sold nur spärlich ausgeglichen wurden, und machten dann durch Raub, Plünderung und Grausamkeit ihrem Ingrimm Luft. Die greuelvolle Eroberung Moreas war ebenso schmachvoll für die Pforte wie der Friede von Passarowitz; aber noch schmachvoller war der Ausgang des persischen Kriegs, welcher kurz nachher das Osmanenreich in seinen innersten Fugen erschütterte.

Die Perserkriege. 1. Sturz der Ssaffi-Dynastie.

Unter den verweichlichten Nachfolgern des Schah Abbas war der Hof von Ispahan in ähnlichen Verfall geraten wie die Serailherrschaft in Stambul, und Husain II. war ebenso schwach und unfähig wie sein Zeitgenosse Achmed. Da geschah es, daß die Afghanen, kriegerische Volksstämme sunnitischen Glaubens, welche die weiten Landschaften im Osten mit den alten Städten Kandahar, Ghasna und Kabul bewohnten und unter eignen Stammhäuptern in einem ähnlichen Vasallenverhältnis zu dem Schah standen, wie die Kosaken zu dem Zar der Moskowiter, die Oberherrschaft der schiitischen Perser unter ihrem schlauen und tapfern Hauptmann Mir Weis abwarfen. Dieser nahm den tyrannischen Statthalter gefangen und regierte mehrere Jahre als unabhängiger Fürst in Kandahar. Sein Nachfolger war sein Sohn Mir Mahmud, ein junger Mann von großer Kraft und leidenschaftlicher Grausamkeit, der über die Leiche seines Oheims zum Fürstenthron emporstieg und nicht zufrieden mit dem Errungenen auf den Sturz der ganzen Ssaffidynastie lossteuerte. Denn bereits waren auch andre Stämme, die Kurden, die Lesghier, die usbekischen Tataren im Osten des Kaspischen Meeres aufgestanden und hatten sich für unabhängig erklärt; und als ob auch die Natur an dem Zertrümmerungswerk mithelfen wollte, wurde die Stadt Tebris in Aserbeidschan durch ein Erdbeben heimgesucht, welches 100,000 Menschen den Untergang brachte. (26. April 1721.) Eine furchtbare Schlacht etliche Meilen von Ispahan, worin Mir Mahmud Sieger blieb, entschied über das Schicksal des Herrscherhauses der Ssaffi. Schah Husain entsagte dem Thron zu gunsten seines Sohnes Tahmasp und überlieferte sich und die Hauptstadt dem Afghanenfürsten. Am 22. Oktober des Jahres 1722 hielt Mir Mahmud seinen Einzug in Ispahan und bemächtigte sich des Thrones, den die Ssaffi über zwei Jahrhunderte innegehabt. (22. Okt. 1722.) Im nächsten Jahr ließ der Wüterich den gefangenen Husain und alle Angehörigen des Hauses, so viele in seine Gewalt fielen, grausam umbringen.

Länderteilung zwischen Rußland und der Pforte. Eschreff als Schah von Persien anerkannt.

Dies war der Anfang großer Zerrüttungen, Auflösungen und Teilungen für das Perserreich. Daß Zar Peter schon damals die Wichtigkeit der Länder am Kaspischen und Schwarzen Meer für die Zukunft seines Reichs ins Auge gefaßt, zeugt von seinem Scharfblick, mag auch das Testament, worin er seinen Nachfolgern die Erwerbung der pontischen Territorien als Hauptziel ihrer Politik empfohlen haben soll, immerhin unecht sein. Dieser Politik war es ganz entsprechend, wenn er den Thronstreit zwischen dem flüchtigen Schah Tahmasp und dem Usurpator Mir Mahmud benutzte, um von Astrachan aus

die Küstenländer Daghestan und Schirwan mit den Städten Derbent und Baku in
21. Juni 1724. Besitz zu nehmen und die Pforte zu einem Teilungsvertrag zu nötigen, nach welchem die ganze Ostküste bis zum Einfluß des Kur in den Aras zu Rußland, der westliche Teil von Tebris bis Eriwan und Tiflis zum Osmanenreich gehören und die Mitte und der Süden dem Perserschah Tahmasp verbleiben sollte. Dieser Teilungsvertrag, den die Pforte notgedrungen abgeschlossen, damit nicht das Ganze den Russen als Beute zufalle, brachte neue Kriegsstürme über das erschöpfte Osmanenreich. In Ispahan stürzte der gewaltthätige Eschreff seinen Verwandten Mir Mahmud von dem Herrschersitz, ließ ihn und alle seine Anhänger niedermachen und bemächtigte sich selbst des Reichs, das er wieder in seiner frühern Ausdehnung herzustellen beschloß. Er verlangte von dem Sultan die Rückerstattung der Landschaften und Städte, und als diese verweigert ward, rückte er ins Feld. Die türkischen Soldaten kämpften ungern gegen die sunnitischen Glaubensverwandten, welche die schiitische Herrschaft in Persien zu Fall gebracht; es gelang daher dem tapfern verschlagenen Eschreff dem Osmanenheer bei
20. Nov. 1726. Hamadan eine Niederlage beizubringen. Nun sah sich die Pforte genötigt, Eschreff
Okt. 1727. als Beherrscher von Persien unter der Oberhoheit des Sultan anzuerkennen. Auch
12. Dez. 1727. wurde mit Rußland der lange verschleppte Abgrenzungsvertrag zum Abschluß geführt. Von Tahmasp, der sich in Mazenderan, dem gebirgigen Küstenland im Süden
Sturz des Schah Eschreff. des Kaspischen Meeres aufhielt, war keine Rede mehr. Tahmasp gab jedoch die Hoffnung nicht auf, wieder in den Besitz des väterlichen Thrones zu gelangen. Er nahm den Nadirkouli, einen kühnen unternehmenden Bandenführer, der von einem tatarischen Hirten sich zum gefürchteten Heerführer aufgeschwungen und mit dem Afghanen schon manchen Strauß bestanden hatte, in seine Dienste und übertrug ihm den Kampf gegen Eschreff. Von der Zeit an führte Nadir den Namen Tahmas Koulichan. Eschreff sah sich bald aus dem Freudenleben, dem er sich in Ispahan hingegeben, aufgeschreckt. Das Heer, das er gegen den Schah und seinen Feldherrn ausschickte, wurde in drei
1729. Schlachten überwunden; er selbst fand, als er mit den zusammengerafften Schätzen nach Schiras entfloh, durch eine Tatarenhorde seinen Tod. Gegen Ende des Jahres hielt Schah Tahmasp an der Seite seines sieggekrönten Feldherrn seinen Einzug in Ispahan und begann sofort den Krieg gegen die Osmanen, die Räuber seiner Staaten.

Revolution und Thronwechsel in Konstantinopel. In Konstantinopel mußte man sich auf einen heftigen, durch die religiösen Gegensätze geschärften Kampf gefaßt machen und große Rüstungen vornehmen. Zu dem Zweck wurde eine neue Accise eingeführt, die besonders schwer auf den Kleinhandel drückte. Darüber erhob sich in Konstantinopel ein Aufruhr, welcher durch die Teil-
Sept. 1730. nahme der in ihrem Einkommen geschädigten Janitscharen in kurzem eine drohende Gestalt gewann. An der Spitze der Insurgenten stand der albanesische Kleidertrödler Patrona Chalil, ein Obsthändler Musluh und Emir Hali, ein unruhiger Mann, der Kaffee auf den Straßen schenkte. Anfangs war der Aufstand nur gegen den Großwesir und einige andre Glieder der Regierung gerichtet; da aber der unkräftige, meistens mit den Frauen verkehrende Sultan Achmed den drohenden Sturm nicht zu beschwören vermochte, so wurde bald der Ruf nach einem Thronwechsel laut. Und nun trat wieder eine jener Palastrevolutionen ein, wie sie in der Geschichte des osmanischen Reichs so oft zur Erscheinung kamen. Achmed wurde zur Abdankung gezwungen und in dieselben
Mahmud 1730–1756. Kerkerräume des Serail eingeschlossen, aus denen sein Neffe Mahmud, Mustafas Sohn, auf den Thron geführt ward, eine Änderung, die auf die Lage des Reichs wenig Einfluß übte. Der neue Sultan war ganz in der Gewalt des Insurgentenführers Patrona; er willigte in die Abschaffung der neuen Steuer und holte seinen Rat bei allen Regierungshandlungen ein. Die höchsten Ämter schienen dem ehemaligen Kleiderhändler und seinen Genossen als Preis der gelungenen Straßenrevolution zufallen zu sollen.

Soweit sollte es jedoch nicht kommen. Eines Tages wurden die drei Rebellenhäupter nach dem Diwan geladen, um, wie man sie glauben machte, den Kriegsberatungen beizuwohnen. Da wurden sie auf ein gegebenes Zeichen von Bewaffneten überfallen 25. Nov. 1730.
und niedergemacht. Doch war mit dieser Gewaltthat die revolutionäre Bewegung nicht zu Ende. Noch ein ganzes Jahr lang waren die Gemüter in Aufregung, die Janitscharen in drohender Haltung, Stadt und Land in Unsicherheit, statt der Gesetze Willkür und Terrorismus in Thätigkeit.

Die letzten Sprößlinge der Sfaffi. Nadir Schah.

Unter diesen Verhältnissen konnte der Perserkrieg nur geringen Fortgang haben; ja er würde ohne Zweifel zum großen Nachteil der Türken ausgeschlagen sein, wäre nicht Ispahan von ähnlichen innern Bewegungen erfüllt gewesen, wie Konstantinopel. Tahmas Koulichan war nicht lange zufrieden mit dem Rang eines Feldherrn des Schah; er trachtete die Herrschaft über Persien an sich und sein Haus zu bringen. Das Beispiel der Afghanenfürsten diente jedoch dem schlauen Tataren zur Warnung, daß er vorsichtig zu Werke ging. Er erklärte, daß Schah Tahmasp sich durch sein Verhalten gegen die Türken der Regierung unwürdig und unfähig gezeigt habe, nahm ihn gefangen und ließ dessen Sohn, Abbas Mirza, ein Kind von sechs Monaten, als Schah 1732.
ausrufen, um im Namen des Knaben selbst das Regiment zu führen. Ein furchtbarer Krieg mit den Osmanen war die nächste Folge der innern Umwälzung. Tahmas Koulichan strengte alle Kräfte an, um durch Siege seine Herrschaft zu befestigen. Die türkischen Heere wurden in zwei Entscheidungsschlachten aufs Haupt geschlagen, die 1733–1735.
beiden Oberfeldherren, der alte kriegsgeübte Topal Osman und sein Nachfolger Abdallah Köprili im Kampfgewühl getötet, die nordöstlichen Landschaften bis nach Tiflis und Kars mit den Städten Gendsche, Eriwan und Erzerum erobert. Unter dem Eindruck dieser Waffenerfolge berief Tahmas Koulichan, da mittlerweile das schwächliche Kind, das er unter dem Namen Abbas III. auf den Thron gehoben, in Ispahan aus dem Leben gegangen war, alle Heerführer und Statthalter zu einer glänzenden Tag- März 1736.
satzung bei der Mündung des Kur, um über die Zukunft des persischen Reichs eine Entscheidung zu treffen. Wer hätte gewagt, dem Gewaltigen die Herrschaft streitig zu machen? Die Versammlung rief den Sprößling der tatarischen Hirtenfamilie zum Schah von Persien aus und überreichte ihm Schwert und Diadem. Er fügte der Übernahme des Reichs die Bedingungen bei, daß das Zepter in seiner Familie forterbe und der schiitische Glaube mit dem sunnitischen vertauscht werde. Beides ließ er feierlich verkündigen, als er unter dem Namen Nadir Schah von dem persischen Thron Besitz nahm. Juli 1736.

Friede zwischen dem Schah und der Pforte.

Dieser Eifer für diejenige Glaubensform des Islam, zu der sich auch die Osmanen bekannten, brachte den Herrscher von Ispahan der Pforte näher und erleichterte die Friedensunterhandlungen. Doch mußten die Türken große Opfer bringen. Wenn auch der neue Schah von der anfangs gestellten Forderung einer hohen Kriegsentschädigung und der Überlassung von Bagdad abstand, so beharrte er um so standhafter auf der Rückerstattung aller eroberten Landschaften, welche die Türken einst durch den Teilungsvertrag mit den Russen im Osten der pontischen Gewässer in ihre Hände gebracht hatten.

Stellung zu Rußland.

Sie durften sich um so weniger sträuben, als ein neuer Krieg mit Österreich und Rußland drohte und sie nicht zu gleicher Zeit in Asien und in Europa gegen drei Großmächte streiten konnten. Die Freundschaft zwischen der Pforte und Rußland war nicht von Dauer gewesen; in Petersburg hatte man sich viel über Grenzverletzungen von seiten türkischer Tatarenhaufen zu beklagen und unter der Hand dem persischen Heerführer allenthalben Vorschub geleistet. Als der Chan der Krim im Dienst des Sultans mit zahlreichen Hilfstruppen durch Daghestan nach dem persischen Kriegsschauplatz ziehen wollte, wurde er von den Russen mit Gewalt zurückgetrieben. Die Vorgänge in Polen, wo das Petersburger und das Wiener Kabinett die Königswahl des Kurfürsten von

Sachsen August III. begünstigten und durchsetzten, während die Pforte durch den Einfluß der französischen Regierung bestimmt wurde, für Stanislaus Leszczynski Partei zu nehmen, vermehrten die Feindschaft. Schon damals waren die Blicke der Russen auf die Wiedereroberung von Asow und die Erwerbung der Halbinsel Krim gerichtet. Denn nur durch den Besitz dieser günstig gelegenen Plätze konnte Rußland zu einer gebietenden Stellung am Schwarzen Meer gelangen. Jeder Friede mit der Pforte wurde daher stets mit dem Hintergedanken geschlossen, denselben unter geeigneten Umständen zu brechen. Alle Friedensschlüsse waren nur Waffenstillstände von kürzerer oder längerer Dauer.

Graf Bonneval (1675—1747) und das türkische Wesen.

Damals erlangte der berüchtigte französische Abenteurer Graf Bonneval im Diwan einen gewissen Einfluß. Nach vielen rühmlichen Kriegsthaten in der französischen, dann in der österreichischen Armee und nach merkwürdigen Glückswechseln, die er sich durch sein unbändiges Wesen, seinen unruhigen Ehrgeiz, seine Ränkesucht zugezogen, hatte er sich nach Konstantinopel begeben, war zum Islam übergetreten und als Achmed Pascha unter die Würdenträger der Pforte aufgenommen worden. Beweglichen Geistes trug er sich mit allerlei Plänen und Entwürfen. Als General der Artillerie und Befehlshaber einer Heeresabteilung wollte er das Kriegswesen nach europäischer Weise umgestalten, die Verwaltung des Reichs durch Reformen nach französischem Vorbild verbessern, die Politik der Pforte dem Interesse und dem Einfluß Frankreichs zugänglich und dienstbar machen. Aber er konnte sich bald überzeugen, wie zäh die orientalische Natur am Herkömmlichen hängt. Während in Rußland die Schöpfungen und Reformen Peters des Großen allem Widerstand zum Trotz fortlebten und sich weiter entwickelten, beharrte die Türkei bei den veralteten und verlotterten Zuständen der Vergangenheit und ging mehr und mehr der Verödung und dem Absterben entgegen. Sein Fortbestehen und selbst zeitweise einige Erfolge verdankte das Osmanenreich nicht der eignen Kraft oder Intelligenz, sondern teils dem Fatumsglauben und den militärischen Tugenden der mohammedanischen Bevölkerung, welche die Nation trotz beständiger Kriege und Aufstände, trotz einer Kette von Unglücksfällen und Mißregierungen zum zähen Widerstand befähigten, teils aber und vor allem der Eifersucht der fremden Mächte untereinander.

6. Großbritannien.

Stuartsche Restaurationspläne.

So fest und sicher die Erbfolge in den britischen Reichen unter König Wilhelm geordnet worden (S. 752, 754), so war doch der Übergang der Krone von den Stuarts auf das hannöversche Kurhaus mit innern Unruhen und Kämpfen verbunden. Wir haben erfahren, wie angelegentlich Königin Anna, deren Kinder sämtlich vor ihr ins Grab gesunken waren, die Nachfolge ihrem Halbbruder Jakob III., den Ludwig XIV. als König von England anerkannt hatte, zuzuwenden wünschte und wie sehr die Successionsfrage in das Pazifikationswerk

hineinspielte. Das Toryministerium, vorab das Haupt desselben, Bolingbroke, ging ganz auf die Pläne und Wünsche seiner Gebieterin ein; bei seinen Friedensunterhandlungen mit Ludwig XIV. wurden zugleich Entwürfe besprochen, die auf Landesverrat hinausliefen; er stand mit dem Prätendenten in Verbindung und hoffte eine zweite Restauration zu erleben; die Thronerbin Sophie, die in ihren alten Tagen gern das Inselreich besucht hätte, wo ihre Vorfahren und Verwandten gelebt und gelitten hatten, das sie selbst oder doch ihre Nachkommen dereinst beherrschen sollten, wurde eifersüchtig von London ferngehalten, auch ihr Sohn, der Kurfürst Georg Ludwig durfte nicht das Land betreten, nicht den Sitz im Oberhaus einnehmen, zu dem er als Herzog von Cambridge berechtigt war.

Annas Tod u. Georgs I. Thronbesteigung.

Die Kurfürstin Sophie sollte die ihr bestimmte Krone nicht mehr erlangen; die geistreiche feingebildete Frau starb hochbejahrt in Deutschland (Juni 1714); wenige Wochen nachher folgte ihr Königin Anna ins Grab, ehe die torystisch-jakobitischen Kabalen noch zur Reife gediehen waren. Wäre der Prätendent nicht ein so schwacher beschränkter Mann gewesen und hätten nicht die beiden Minister Bolingbroke und Oxford in bitterer Feindschaft miteinander gelebt, so hätte vielleicht die Ankunft des deutschen Thronerben verhindert oder verzögert werden können; denn in den beiden Inseln waren Katholiken und Legitimisten in Gärung und Ludwig XIV. war ja noch am Leben und zur Hilfeleistung bereit. So aber konnte Georg I. ungehindert landen und noch in demselben Jahr gekrönt werden. 29. Sept. 1714. 31. Okt.

Die Whigs im Regiment. Bolingbroke u. der Jakobitenaufstand. 1715.

Der neue König war kein starker Geist und von den englischen Verhältnissen wenig unterrichtet; doch waren ihm die Stuartschen Umtriebe und ihre Urheber nicht unbekannt geblieben: er ernannte ein neues Ministerium aus der Partei der Whigs, an ihrer Spitze den praktisch klugen, nicht allzu gewissenhaften **Robert Walpole**, ließ die bisherigen torystischen Minister Bolingbroke, Oxford, Ormond wegen Übereilung des Utrechter Friedens und Begünstigung des Stuartschen Prätendenten als Staatsverräter anklagen, und gab die nötigen Anordnungen zur Einberufung eines neuen Parlaments, das am 28. März des folgenden Jahres eröffnet wurde. Dank der Thätigkeit Walpoles hatten darin die Whigs die Mehrheit, so daß Regierung und Gesetzgebung sich in den Händen derselben Partei befanden. Bolingbroke wurde des Verrats für schuldig erkannt und seiner Güter und Würden verlustig erklärt. Er war jedoch bereits nach Frankreich entflohen, ließ sich von dem Prätendenten, der damals in Lothringen weilte, zum Minister ernennen und setzte nun mit Ormond alle Hebel in Bewegung, seinem Stuartschen Gönner durch eine revolutionäre Erhebung in dem vereinigten Königreich die väterliche Krone zu verschaffen. Die Aufregung, die sich bald allenthalben kund gab, bewies, daß die Thätigkeit der Emigranten und Jakobiten nicht fruchtlos war: Jakob faßte den Plan, sich nach Schottland einzuschiffen und an die Spitze der Kriegsschar zu treten, die Graf Mar gesammelt

hatte. Aber der Tod Ludwigs XIV. wirkte lähmend auf die Unternehmung, während der hannöversche König an dem Herzog-Regenten einen Verbündeten erhielt. Der in strengkirchlichen Anschauungen sich bewegende, von klerikalen Einflüssen abhängige Prätendent hatte zu dem freigeistigen Bolingbroke kein Vertrauen und durchkreuzte insgeheim dessen Ratschläge und die mit ihm getroffenen Verabredungen, indes das englische Ministerium mit Entschlossenheit handelte, die Habeaskorpusakte suspendierte, die Milizen aufbot, die Papisten mit Strafgesetzen schreckte. Die unfähigen Jakobitischen Führer konnten gegen die Regierungstruppen das Feld nicht behaupten. Die Aufständischen wurden in Schottland bei Sherifmoor unweit Dumblaine und bei Preston in Lancashire aufs
22. Dez. 1715. Haupt geschlagen. Als Jakob bei Aberdeen landete und sich zum König ausrufen ließ, war seine Partei bereits geschlagen und Blut in Strömen geflossen. Er eilte nach Frankreich zurück; aber über seine Anhänger ergingen schwere Strafgerichte. Viele alte Familien kamen an den Bettelstab, weil man ihr Vermögen für die Kriegskosten einzog. Bolingbroke verließ den unfähigen beschränkten Stuart und machte mit der Regierung seinen Frieden. Es fiel dem gewandten Parteigänger nicht schwer, die Fahne zu wechseln und durch neue Dienste die alten Umtriebe in Vergessenheit zu bringen. König Georg und die Whigs sahen ein, daß sie den Gegnern nur durch einträchtiges Zusammengehen gewachsen wären: beide hielten daher fest zu einander, ein Bund, welcher dem Ausbau der englischen Verfassung zum Vorteil gereichte. Denn Georg besaß nicht die Eigenschaften, die ihm die Herzen und Sympathien des englischen Volks hätten gewinnen können: er war wenig begabt, so daß er nur notdürftig die englische Sprache lernte, und seine Lebensweise gab manchen Anstoß.

Noch als Kurprinz hatte Georg Ludwig eine Ehe geschlossen mit Sophia Dorothea, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und der schönen Eleonore d'Olbreuse, einer französischen Edeldame, um dadurch die Vereinigung der Lüneburgisch-Celleschen Lande mit Hannover zu sichern. Nachdem Sophia Dorothea ihrem Gemahl einen Sohn und eine Tochter geboren, die den Namen der Eltern führten und in der Folge in London und in Berlin eine Königskrone tragen sollten, ließ sie sich, von dem Gemahl, der die unebenbürtige Frau verachtete, verstoßen, in ein Liebesverhältnis mit dem Grafen von Königsmark ein, das nicht schuldlos genannt werden kann, wenn Sophia Dorothea auch das Schlimmste vermieden haben mag. Das Verhältnis ward entdeckt und Königsmark verschwand, als er eines Abends aus den Zimmern der Kronprinzessin in Wolfenbüttel trat, spurlos; wahrscheinlich ward er durch Trabanten ermordet (1. Juli 1694). Nach einigen vergeblichen Vermittelungsversuchen zwischen beiden Höfen wurde die Ehe geschieden, worauf Sophie bis zu ihrem Tod auf Schloß Ahlden unter Aufsicht gestellt ward. Dort lebte die Stammmutter der königlichen Häuser Hannover und Preußen noch über dreißig Jahre als Herzogin von Ahlden von der Welt geschieden. Auf ihren Gemahl hatte das häusliche Unglück wenig Eindruck gemacht. Als er in England anlangte, führte er, obwohl schon vierundfünfzig Jahre zählend, zwei Damen von Rang, die Baronin von Kielmannsegge und Melusine von Eberstein, in sein neues Königreich, lebte mit ihnen in ehelicher Gemeinschaft und ließ sie als Gräfin Darlington und Herzogin von Kendal unter die englische

Aristokratie aufnehmen. Dabei lebte der König in fortwährendem Hader mit dem Thronfolger gleichen Namens, der die Behandlung seiner Mutter mißbilligte.

Unter solchen Verhältnissen konnte König Georg I. nur dadurch eine dauernde und gesicherte Regierung schaffen, daß er sich ganz der Nation in die Arme warf, die Interessen des Landes und der Krone in die engste Verbindung setzte. Er ließ dem parlamentarischen Staatsleben freien Lauf, wodurch die Institutionen und das ganze Verfassungswesen des vereinigten Inselreichs solche Festigkeit erlangten, daß die persönlichen Eigenschaften der Herrscher wenig Einfluß auf die Politik und den Gang der öffentlichen Dinge übten. Die Könige wurden immer mehr abhängig von der Macht der öffentlichen Meinung und der nationalen Interessen, erschienen immer mehr als bloße Würdenträger eines von innern Kräften bewegten und im Gange erhaltenen Gemeinwesens. Um mehr Beständigkeit und Sicherheit in die Staatsgeschäfte und gesetzgeberischen Arbeiten zu bringen, wurde im nächsten Jahr durch ein Gesetz die Dauer der Parlamente von drei Jahren auf sieben verlängert und zugleich eine Mehrung der Landarmee beschlossen. Was man den Stuarts und dem Oranier so hartnäckig verweigert hatte, wurde jetzt ohne Bedenken einem König zugestanden, von dem keine Gefahr für die innere Freiheit zu befürchten war. Durch dieses Zusammenwirken der parlamentarischen und der monarchischen Gewalt war Georg I. instandgesetzt, auf die auswärtigen Dinge durch Allianzen und kriegerische Aktionen einen wesentlichen Einfluß zu üben und zugleich die revolutionären Bewegungen im Innern, die bei jeder Gelegenheit von neuem hervorbrachen, mit Erfolg niederzuschlagen. Um sich mehr mit den festländischen Angelegenheiten beschäftigen zu können, bewog er das Parlament, die Beschränkung, daß der König nur mit Erlaubnis der Lords und Gemeinen das Königreich verlassen dürfe, aus der Verfassung zu streichen. Dem Zusammengehen der Krone und des Parlaments war es zu danken, daß das politische Ränkespiel Alberonis vereitelt ward, daß die zweite Landung des Prätendenten in Schottland und die konspiratorischen Umtriebe des Grafen Görz mit den englischen Malkontenten zurückgewiesen werden konnten und daß Georg in die Lage kam, durch seine Einmischung in die nordischen Kriegsverwickelungen die Fürstentümer Bremen und Verden mit Hannover zu vereinigen. Es zeugt von dem praktischen Verstand und der innern Kraft der englischen Nation, daß sie in den Tagen schwindelhafter Geldspekulationen eine Gefahr überwand, die Großbritannien mit einem ähnlichen finanziellen Ruin bedrohte, wie die Lawschen Unternehmungen in Frankreich. Der gefährliche Plan des Direktors der Südsee-Kompanie, Sir John Blunt, welcher alle Staatsschulden für die Gesellschaft erwarb und dann ein ebenso gefahrvolles Spiel mit Aktien und Banknoten anfing wie Law in Paris, wurde noch rechtzeitig ohne erheblichen Schaden vereitelt und endigte mit der Flucht des verwegenen Projektenmachers.

Die Regierung Georgs I. 1714—1727. *1716.*

Wenn dem König im Anfang seiner Regierung das enge Bündnis mit dem Regenten von Orleans Vorteil brachte und die whiggistische Regierung instand-

England im Bund mit Frankreich.

setzte, allen Komplotten, die in Frankreich ihren Herd hatten, rechtzeitig zu begegnen und zu gerichtlicher Verfolgung der Jakobiten und torystischen Ultras zu benutzen, so war in den letzten Jahren die Friedensliebe Fleurys förderlich, das Ansehen Englands auf dem Kontinent fester zu begründen, der Nation einen größern Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Europas zu verschaffen. Über den Bemühungen, die spanisch-österreichischen Differenzen auszugleichen, ging Georg I. aus der Welt; aber die Vorbereitungen waren mit so sicherer Hand getroffen, daß der Sohn und Nachfolger Georg II. den bereits verabredeten Kongreß von Soissons zum Abschluß führte (S. 829) und in die Politik des Vaters einlenkend denselben gewandten Staatsmann Robert Walpole, der mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung seit der hannöverschen Succession an der Spitze des Ministeriums gestanden hatte, in dieser leitenden Stellung beließ.

Georg II. 1727–1760.

7. Die Niederlande.

Die statthalterlose Zeit.

Während England unter den hannöverschen Königen zu einer Großmacht ersten Ranges emporstieg, unter dem Schirm seiner freien Verfassung seine Kräfte dem Handel, der Industrie, dem See- und Kolonialwesen zuwandte und bald alle europäischen Staaten an Wohlstand und Bürgerglück überragte, stieg der niederländische Freistaat von seiner frühern Höhe herab. Im spanischen Erbfolgekrieg leuchtete das letzte Abendrot historischer Größe über den Wasserlanden an der Maas und Schelde. Heinsius war kein unwürdiger Nachfolger Jan de Witts; wie damals stand auch nach Wilhelms III. Tod kein Statthalter an der Spitze der Heere und der Verwaltung; denn wir wissen, daß sein nächster Verwandter Johann Wilhelm Friso, Sohn des verstorbenen Heinrich Kasimir Statthalters von Friesland und Gröningen, den Wilhelm an Kindesstatt angenommen und zu seinem Nachfolger empfohlen hatte, von den Generalstaaten, denen die Erblichkeit der Würde widerwärtig war, angeblich wegen zu großer Jugend, von der hohen Stelle entfernt gehalten ward. Aber Friso wandte darum der Republik doch nicht den Rücken, vielmehr hat er im Geiste seiner Ahnen als Kriegsheld sich hervorgethan; er hat an der Seite des Feldmarschalls Ouverkerk, eines Abkömmlings des Oraniers Moritz und eines Fräulein von Mecheln, des trefflichen Coehoorn, des General Fagel, Neffen des Ratspensionärs und andrer Führer in den Schlachten mitgekämpft, welche Marlborough in den Niederlanden den französisch-spanischen Heeren lieferte; er hat, nachdem Ouverkerk bald nach dem Sieg bei Oudenarde aus dem Leben geschieden, die erste Stelle im holländischen Heer eingenommen und in der blutigen Schlacht bei Malplaquet unter den Augen des ruhmgekrönten Lord sich vor allen hervorgethan. Aber es war ihm nicht beschieden, die Früchte seiner Anstrengungen zu ernten. Noch ehe der Friedenskongreß, der in der niederländischen Universitätsstadt Utrecht abgehalten ward, sein Werk vollenden konnte, ertrank der Oranier am Moerdyk, als ein Sturm das Fahrzeug umwarf, ein hoffnungsvoller Fürst, hervorragend durch

Juli 1711.

Kenntnisse und Bildung wie durch Tapferkeit und Kriegskunst. Erst nach seinem Tod gebar seine junge Witwe den nachherigen Statthalter der Niederlande 1. Sept. 1711. Wilhelm Karl Heinrich Friso.

Diese statthalterlose Zeit war trotz der ruhmvollen und ehrenhaften Haltung im Krieg und in der auswärtigen Politik keine Periode glücklicher innerer Zustände. Die öffentlichen Zustände. Wie ehedem standen die Aristokratie und die Volkspartei einander feindselig gegenüber und erregten bürgerliche Unruhen, indem eine der andern das Regiment streitig machte oder die Verfassung der Landschaften und Städte nach ihrem Sinn zu gestalten versuchte. In Nimwegen und Arnheim siegte die Demokratie und ließ den Altbürgermeister Roukens enthaupten, fünf seiner Anhänger an den Rathausfenstern aufknüpfen; zu Amersfort in der Provinz Utrecht wurden dagegen zwei Demokratenführer hingerichtet. Der Krieg selbst wurde, wie uns Aug. 1704. bekannt, durch die Energie und Standhaftigkeit des holländischen Ratspensionär Heinsius elf Jahre lang fortgeführt und der Versuch des französischen Königs, die Republik zu einem Separatfrieden zu bewegen, von der Hand gewiesen. Aber der Abfall der englischen Toryminister von der allgemeinen Allianz brachte sie um die Früchte ihrer Anstrengungen. Der unter Englands Vermittelung abgeschlossene Barrierevertrag von Antwerpen, welcher eine Vormauer gegen Frankreich aufrichtete, 14. Nov 1715. indem er den Generalstaaten das Recht einräumte, eine Reihe von Festungen in den österreichischen Niederlanden mit eignen Truppen zu besetzen, deren Unterhalt durch gemeinschaftlichen Aufwand bestritten werden sollte, war ein geringer Ersatz für die aufgewendeten Kosten und Kriegsopfer. Von der Zeit an stieg die Republik der vereinigten Niederlande von der Höhe herab, auf der sie im siebzehnten Jahrhundert gestanden; die Kraftentfaltung und Energie, wodurch sie so oft in die europäischen Verhältnisse entscheidend eingegriffen, wich einer Politik der Ruhe und Thatlosigkeit: in den Kolonien, in den auswärtigen Meeren, Inseln und Ländern gewinnen ihnen die Engländer den Vorsprung ab; die großartigen Entdeckungsfahrten früherer Jahre werden eingestellt; auf den Waren- und Geldmärkten machen ihnen andre Völker erfolgreiche Konkurrenz; in der Litteratur und Wissenschaft werden sie von Frankreich überholt; ihre Kunstübung verliert den Schwung der alten Meister und wird stationär; Eigensucht und Familieninteresse drängen den vaterländischen Geist zurück und lockern den Gemeinsinn und das Nationalgefühl; eine große Staatsschuld infolge des Kriegs macht Sparsamkeit im Militär, in der Marine, im Staatshaushalt notwendig, wodurch der ehemalige Einfluß auf die europäische Politik, die hervorragende Stellung im Rat der Großmächte, die Autorität bei den entscheidenden Fragen des Staaten- und Völkerlebens immer mehr dahinschwinden. Der militärische Geist erstickte unter dem Genuß eines friedlichen Lebens, die Disziplin verlor sich mit der Kriegslust; die Söhne der reichen Kaufherren scheuten die Gefahren der Waffen, die Anstrengungen des Dienstes; die Verteidigung des Landes und die auswärtigen Seekriege blieben fremden Soldtruppen überlassen.

Die Unionsbande gelockert. Der größte Nachteil erwuchs der Republik durch die immer mehr zunehmende Lockerung der Staatsbande. Wie in den Tagen der de Witt suchten die hochmögenden Herren in Amsterdam die Herrschaft über Holland ganz in ihre Hände zu bringen und hielten den Oranier Wilhelm Karl Heinrich Friso von Nassau-Dietz eifersüchtig von dem Staatsrat und allen Regierungsgeschäften fern, auch als derselbe schon zur Volljährigkeit gelangt war. Ein engherziges Aristokratenregiment leitete die öffentlichen Angelegenheiten in Holland: in den andern Provinzen ahmte man das Beispiel der hochmögenden Regenten in Haag und Amsterdam nach und suchte zugleich die eigne Selbständigkeit zu wahren und zu mehren, damit nicht die Generalstaaten, wo die Ratsherren von Holland die entscheidende Stimme zu führen pflegten, eine dominierende Autorität über die Magistrate und Landstände gewinnen möchten. So wurde der kurzsichtigste Partikularismus großgezogen und alle gemeinsame Staatsgewalt geknickt und gelähmt. Wie in Polen die Adelshäupter ein Vetorecht errangen, wodurch eine einzige Gegenstimme jeden Reichstagsbeschluß verhindern konnte, so in den Vereinsstaaten die einzelnen Provinzen. Vergebens suchte der verständige und rechtschaffene Ratspensionarius Simon von Slingelandt, der zweite Nachfolger des im Jahr 1720 verstorbenen Heinsius, den verlotterten Staatenbund zu kräftigen, das Unionsband durch die Errichtung eines allgemeinen Regierungsrats strammer anzuziehen: der engherzige Egoismus der Oligarchen und Dorfmagnaten in den Städten und Landschaften wollte von keiner Organisation hören, welche sie genötigt hätte, ihre persönlichen Interessen und Machtbefugnisse einer Zentralgewalt unterzuordnen. Vergebens legte der patriotische Staatsmann, der durch seine Mitwirkung bei dem Kongreß zu Soissons und den Verträgen von Sevilla und Wien die Generalstaaten wieder bei den andern Mächten in Erinnerung brachte, den regierenden Herren seiner Heimat einen von ihm entworfenen Plan zur Stärkung der Union und zur Sicherstellung der republikanischen Autonomie vor: er vermochte die partikularistischen Tendenzen nicht zu überwinden. Nach seinem Vorschlag sollte dem Prinzen durch die freie Wahl sämtlicher Staaten die Statthalterschaft übertragen, zuvor aber dessen Rechte durch einen freundschaftlichen Vergleich genau bestimmt und begrenzt werden. Auf diese Weise würde man den Charakter der Erblichkeit beseitigen, den man einst bei Wilhelm III. dem hohen Amt beigelegt, aber bei dessen Tod durch einen Verfassungsbruch unbeachtet gelassen hatte, und zugleich der Gefahr vorbeugen, daß in Tagen der Aufregung durch eine Volkserhebung oder einen Staatsstreich die Erbstatthalterwürde auf stürmischem Wege wiederhergestellt werden möchte. Allein die regierenden Herren hatten sich schon zu sehr in das verlotterte Wesen eingelebt, fanden die bestehenden Formen und Verhältnisse zu sehr den Sonderinteressen der Aristokratie und des partikularistischen Kleinlebens entsprechend, als daß sie Änderungen oder Reformen hätten begünstigen mögen.

IV. Der Norden und Nordosten nach Karls XII. Tod.

1. Der Staatsstreich in Stockholm und seine Folgen.

Der Erbprinz Friedrich von Hessen, der Gemahl von Karls XII. jüngster Schwester Ulrike Eleonore, befand sich auf einem Edelhof eine kleine Stunde von Frederikshald, als ihm der Tod des Königs gemeldet ward. Er sandte den von der Kugel durchlöcherten Hut an seine Gemahlin nach Stockholm, eilte in das Lager, wo die Führer des Heeres um die königliche Leiche versammelt waren, und ordnete sofort den Aufbruch an. Der tapfere General Dücker machte dem Neffen des Königs, Karl Friedrich von Holstein-Gottorf, der sich gleichfalls im Lager befand, den Antrag, ihn als den zunächst berechtigten Thronfolger von der Heergemeinde als König ausrufen zu lassen, aber der schwache, unmännliche Fürst bebte vor einem solchen Wagnis zurück; er verließ sich auf sein legitimes Recht. So zog denn das Belagerungsheer in den Weihnachts- und Neujahrstagen mit der königlichen Leiche nach Stockholm. Hier war schon alles für den Staatsstreich vorbereitet. Der Reichsrat faßte den Beschluß, Ulrike Eleonore durch eine Ständeversammlung als Königin proklamieren zu lassen, vorausgesetzt, daß sie zuvor in die beabsichtigte Veränderung der Verfassung willigen würde. Zugleich ließ er den Grafen Görz, der auf dem Weg nach Frederikshald war, um die Friedenspräliminarien dem König zur Bestätigung vorzulegen, verhaften und als Staatsgefangenen nach Örebro bringen. *Die ersten Anzeichen des Staatsstreichs.*

Wir haben auf S. 621 erfahren, wie sehr unter Karl XI. die ständischen Gewalten des Adels und Reichstags beschränkt und der souveränen Macht der Krone untergeordnet worden. Diese Gewalt sollte nunmehr umgestürzt und die alte ständische Verfassung mit der überwiegenden Herrschaft des hohen Adels wieder hergestellt werden. Dazu bedurfte man eines Staatsoberhaupts, das nicht vermöge seines angebornen Rechts, sondern durch den Willen der Nation in ihren dominierenden Häuptern die Krone trug. Der unter dem Einfluß der Aristokratie handelnde Reichstag, der im Februar in Stockholm tagte, gab zu der veränderten Staatsordnung seine Zustimmung. Nach dem neuen Grundgesetz mußte Ulrike Eleonore nicht nur der unumschränkten Königsmacht entsagen und zu der alten ständischen Verfassung zurückkehren, sondern sie mußte auch dem neuerrichteten aristokratischen Reichsrat, unter dem Vorsitz der fünf höchsten Reichsbeamten, eine so unabhängige weitgreifende Stellung einräumen, daß derselbe allmählich zu einer mitregierenden Staatsgewalt emporstieg, die sich auch ohne die Zustimmung der Königin „um die Rechte und Freiheiten des Reichs bekümmern" konnte. Denn als ständiger Ausschuß der Reichsversammlung, der die oberste Machtvollkommenheit und Staatshoheit beiwohnen sollte, behauptete er nur dieser verantwortlich zu sein. Und doch wurden die ständischen Rechte immer *Oligarchie u. Königtum.* *19. Febr. 1719.*

mehr verkümmert. Dies hatte zur Folge, daß nach und nach alle öffentliche Gewalt in die Hände des nach Stimmenmehrheit entscheidenden Reichsrats kam, die Ministerkollegien mit ihren fürstlichen Vorsitzern das Regiment führten und die Königswürde, die auch dem Gemahl der Königin, Friedrich von Hessen, beigelegt ward, zu einer machtlosen Ehre wie in der Republik Polen herabsank. Schwedens Verfassung wurde eine drückende Oligarchie. Der Reichsrat oder Senat, worin der Krone nur zwei Stimmen eingeräumt waren, entschied über alle Regierungssachen und besetzte die obersten Stellen im Heer, in der Justiz und in der Verwaltung.

Ein Justizmord. Das erste Opfer der zur Macht gelangten Adelspartei war Karls verhaßter Ratgeber, Graf Görz. Eine besondere Gerichtskommission unter dem Vorsitz des Reichstagspräsidenten Peter Ribbing, die in ihrer Zusammensetzung und in ihrem Verfahren an die blutigen Assisen von Lord Jeffreys erinnert (S. 498), übte das traurige Geschäft, die Annalen der schwedischen Geschichte mit einem Justizmord zu bereichern. Auf Grund einer willkürlich aufgestellten Klagschrift, die Görz in einer einzigen Sitzung stehend anhören mußte, ohne daß man ihm eine Vertheidigung zugestand, wurde der Graf von dem Bluttribunal zum Tode verurteilt und, nachdem der Reichsrat den Spruch bestätigt, auf grausame Weise
13. März 1719. öffentlich hingerichtet, „ein Opfer der Tyrannei und der Ungerechtigkeit" nach dem Urteil Gustavs III. Mit den Münzzeichen wurde zum Ruin von Tausenden auf die rücksichtsloseste Weise vorgegangen, der mit Rußland verabredete Frieden für ungültig erklärt.

Friedensschlüsse. Damit aber die herrschende Aristokratie die neuerrungene Gewalt in Sicherheit und Ruhe genießen und das Heer, dem man mehr Sympathie für das Königtum als für die Oligarchie zutraute, vermindern könne, wurden alsbald mit den übrigen gegen Schweden verbündeten Mächten Friedensschlüsse eingegangen, bei denen der Adel mehr seinen Eigennutz als den Vorteil und die Ehre des Landes berücksichtigte. Am ersten erreichte Georg von England seinen Zweck, weil sein Bevollmächtigter Carteret mit vollen Händen in Stockholm auftrat und den Unterhandlungen des hannöversch-holsteinischen Gesandten Bassewitz Nachdruck verlieh. Gegen Entrichtung einer Million Thaler an die schwedische Re-
Nov. 1719. gierung erhielt Georg für sein Kurfürstentum Hannover das Herzogtum Bremen und Verden. Auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen erlangte jetzt die
Febr. 1720. Früchte von Fehrbellin, die einst der Gewaltspruch Ludwigs XIV. seinem Großvater entrissen hatte. Er behielt die von ihm besetzte wichtige Handelsstadt Stettin und ganz Vorpommern bis an die Peene nebst den Inseln Usedom und Wollin, wofür er sich zur Bezahlung einer Summe von drei Millionen Thaler und einigen unwesentlichen Zugeständnissen verpflichtete. Auch mit Dänemark wurde unter englischer und französischer Vermittelung ein Abkommen getroffen: die zwischen beiden Nachbarstaaten herrschende alte Eifersucht und Rivalität erfuhr eine Abschwächung durch die Gemeinsamkeit des Hasses, den die beiden Souveräne in Stock-

holm und Kopenhagen gegen ihren Verwandten Karl Friedrich von Holstein-Gottorp hegten, und durch die Besorgnis, Zar Peter möchte als Rächer des verletzten Erbfolgerechts eintreten und dem Holsteiner die Krone von Schweden verschaffen. So kam denn Friedrich IV. in den Besitz der dem Herzog entrissenen Provinz Schleswig, nachdem seine Versuche, auch die holsteinischen Besitzungen an sich zu bringen, durch die Einsprache von Kaiser und Reich vereitelt worden. Im Widerspruch mit den alten Grundrechten, nach welchen Schleswig und Holstein vereint und ungeteilt bleiben sollten, verband Friedrich IV. das Herzogtum Schleswig mit seinen übrigen Kronlanden und unterwarf es widerrechtlich dem Königsgesetz. Prälaten, Ritterschaft und Besitzer adliger Güter wurden durch ein Patent einberufen, „ihrem nunmehr alleinigen souveränen Landesherrn den schuldigen Eid der Treue zu leisten". Seitdem unterblieb die Einberufung von Sept. 1721.
Landtagen und der dänische Absolutismus erstreckte sich auch über Schleswig. Die schwedischen Städte und Landschaften in Deutschland, welche die Dänen während des Kriegs in ihre Gewalt gebracht, Stralsund, Greifswald, die Insel Rügen, gaben sie gegen eine Geldentschädigung wieder heraus, wogegen Schweden auf die Befreiung vom Sundzoll, die es bisher genossen, verzichtete.

Bald fand sich eine Gelegenheit auch die Reichsgrafschaft Rantzau unter die Herrschaft der Krone Dänemark zu bringen. Von zwei Brüdern des Hauses wurde der eine nach einem unruhigen Leben erschossen, der andre als bei der That beteiligt von einem durch den König niedergesetzten Gericht zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt. Friedrich entging dabei nicht dem Vorwurf, bei dem eingehaltenen Verfahren ein solches Ziel im Auge gehabt zu haben.

Am längsten dauerte der Krieg mit Rußland. Da die neue Regierung den Zar und Reichsrat.
zwischen Görz und Ostermann auf Lofoe vereinbarten Friedensentwurf nicht annahm, so brachte sie neue Kriegsleiden über das erschöpfte Reich. Die russische Flotte landete an der schwedischen Küste und verheerte alles mit Feuer und 1720.
Schwert. Dörfer, Höfe, Mühlen wurden in Flammen gesetzt, die Waren aus den Magazinen weggeführt oder ins Meer geworfen, Wälder und Getreidefelder niedergebrannt. Um der Wiederholung solcher Szenen im nächsten Jahr vorzubeugen, traf endlich der Reichsrat, da er mit der herabgekommenen Armee und Flotte dem übermächtigen Feind keinen nachdrücklichen Widerstand zu leisten vermochte, auch mit Rußland ein Abkommen, wie es der Zar als Preis seiner Anerkennung der bestehenden Ordnung verlangte. In dem Nystädter Frie- 10. Sept. 1721.
den wurden die reichen Provinzen im Osten der Baltischen Meere, Ingermanland, Esthland, Livland und ein Teil von Karelien an Rußland abgetreten gegen die geringe Entschädigung von zwei Millionen Thaler. Nur Finnland sollte noch ferner bei Schweden verbleiben. Kurland war ein russischer Vasallenstaat, seitdem Peters Nichte Anna Iwanowna zuerst als Gemahlin des Herzogs Friedrich Wilhelm, dann nach dessen frühem Tode im eignen Namen das Herzogtum regierte. Den abgetretenen Provinzen wurde der Fortbestand ihrer ererbten

Rechte und Einrichtungen, ihrer Sprache und Religion, wie es ihnen der Zar schon früher verheißen, aufs neue feierlich garantiert. Der Gedanke, den Herzog von Holstein-Gottorp auf den schwedischen Thron zu bringen, mußte aufgegeben werden. Doch bewahrte Peter dem in seinen Rechten und Besitzungen gekränkten Fürsten trotz seiner Unfähigkeit, Sittenlosigkeit und Verschwendung stets Teilnahme und Interesse. Noch kurz vor seinem Tod verlobte er demselben seine älteste Tochter Anna. So hatte denn „die zwanzigjährige Schulzeit“ Peter zu einem glücklichen Ziel geführt. Von der Zeit an schied Schweden aus der Reihe der Großmächte, an seine Stelle trat Rußland. Bald war in Warschau, Stockholm und Kopenhagen der russische Einfluß vorherrschend. Senat und Synode legten dem in seine neue Hauptstadt einziehenden Sieger den Kaisertitel bei und der Erzbischof begrüßte ihn in der Dreifaltigkeitskirche als Vater des Vaterlands. In der ganzen Stadt erhob sich der tausendstimmige Ruf: „Es lebe der Vater des Vaterlands, der Kaiser, Peter der Große!“ Das Ausland gab teils sogleich, teils in den nächsten Jahren seine zustimmende Anerkennung.

2. Peter der Große in der zweiten Periode und seine Nachfolger.

a. Schöpfungen und Charakter des Zaren.

Peters Reformthätigkeit.

Nach der Beendigung des nordischen Kriegs stand Rußland als ein verjüngter Staat, als eine europäische Großmacht da. Der Zar, der sich nunmehr Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen nannte und selbst in Wien wenigstens als „Zarische Majestät“ anerkannt ward, hatte seinem Reich blühende kultivierte Länder erworben, seiner neugegründeten Seemacht zwei Meere erschlossen, die wenig bevölkerte Provinz Ingermanland durch erzwungene Übersiedelung volkreich gemacht, Petersburg, das der europäischen Kultur näher lag als Moskau, zum Sitz der Regierung und zur Hauptstadt des Reichs erhoben und durch großartige Anlagen und Bauwerke in Aufschwung gebracht, die hohen Adelsfamilien und reichen Kaufherren und Gutsbesitzer zur Übersiedelung nach der neuen Residenz bewogen und zur Errichtung ansehnlicher Häuser und Paläste angehalten. Durch Anlegung von Kanälen und Landstraßen erleichterte Peter den innern Verkehr seines unermeßlichen Reichs; mit den Seestaaten des Auslandes wurden direkte Handelsverbindungen angeknüpft und zu dem Ende Seehäfen angelegt und die Schiffahrt befördert, die Einwanderungen geschickter, gebildeter und geschäftserfahrener Ausländer fortwährend ermuntert und belebt. Gewerbe und Manufakturen erfreuten sich besonderer Begünstigungen, und neu erschaffene Bergwerke förderten den innern Reichtum des Landes zu Tage. Dies hatte zur Folge, daß am Ende des zweiundzwanzigjährigen Kriegs der russische Staat nicht nur schuldenfrei war, sondern das Finanzwesen, durch zweckmäßigere Steuereinrichtung, durch Verbesserung des Abgabesystems und

Vermehrung der Zolleinkünfte (S. 664) sich in so gutem Zustand befand, daß der Kaiser unmittelbar nachher einen Krieg gegen das durch innere Aufstände 1722–1724. und Abfälle zerrüttete Perserreich unternehmen konnte, um neue Handelsverbindungen zu schaffen und die längs des Kaspischen Meeres gelegenen Provinzen „zur Sicherung der russischen Grenzen" unter den Schutz des Kaisers zu stellen. Auch das ganze Staats- und Rechtsleben des Reichs bekam durch Peter eine neue Gestalt. An die Stelle des alten Bojarenhofs trat der vom Kaiser abhängige und von ihm ernannte Senat als oberste Reichsbehörde und Reichsgericht in Petersburg; und in den Ukasen wurde nicht mehr wie früher der Zustimmung der Bojaren zu dem Willen des Souveräns gedacht. Die alten Kanzleien (Prikas) in den einzelnen Landschaften wurden aufgehoben, und zehn neue Regierungskollegien mit bestimmtem Geschäftskreis leiteten die Verwaltung in den Provinzen. Die Verhältnisse der Leibeigenschaft wurden fest geregelt, wobei aber mehr der Kriegsdienst und der Vorteil des Staats als das Los der Knechte und Gutshörigen ins Auge gefaßt ward. Dem Bauer war die Freizügigkeit genommen und kein persönliches Eigentumsrecht an der von ihm bebauten Ackerstelle zugestanden, dem Herrn sogar die Befugnis gegeben, „die Bauern nicht bloß mit der Scholle zu verkaufen, sondern sie auch zu jeder beliebigen Haus- und Fabrikarbeit zu verwenden". Ohne Rechtsschutz und Eigentum war der russische Leibeigne somit ganz der Willkür des Erbherrn verfallen; die Mahnung, daß der Gutsherr den Bauer „nicht über seine Kräfte" belasten und in Anspruch nehmen solle, fand wenig Beachtung. Mehrmals versuchte Peter das Schicksal der Leibeignen zu mildern; aber die Verordnungen des vielbeschäftigten Selbstherrschers wurden nicht ausgeführt. Vielmehr wurde durch die Ausdehnung der Kopfsteuer und der Kriegspflicht auf alle „männlichen Seelen" in Stadt und Land der bisherige Unterschied zwischen Hofgesinde (Haussklaven) und Bauernschaften verwischt und beide dem gleichen Los drückender Knechtschaft preisgegeben. Nur auf den Gütern der Krone und der Kirche herrschte eine mildere Praxis. Auch für Hebung der Volksbildung durch Schulen und Lehranstalten war Peter der Große bedacht; von den Einkünften der Kirchen und Klöster sollte ein Teil für das Unterrichtswesen verwendet werden. Ja selbst eine Akademie der Wissenschaften wurde in Petersburg gegründet, von deren gelehrten Forschungen das rohe Volk freilich keinen Gewinn hatte. Von der Errichtung des „Hochheiligen Synod" an Stelle des aufgehobenen Patriarchats ist schon früher die Rede gewesen. Mit demselben verbunden war ein „geistliches Ökonomie- und Kammerkollegium", das über die Verwendung kirchlicher Güter und Einkünfte Bestimmungen traf und die Überschüsse an die Krone abzuliefern hatte. Von nun an stand in Rußland Kirche und Staat unter dem Regiment eines absoluten Kaisertums.

Aber wieviel Peter auch für Kultivierung seines Landes that, er selbst blieb Vater und Sohn. bis an das Ende seines Lebens ein der Völlerei und rohen Sinnengenüssen er-

gebener Despot. Eine zweite, in Begleitung der Kaiserin Katharina unternommene Reise durch Deutschland nach Holland und Frankreich bewies den abendländischen Völkern, wie weit die russische Kultur und Zivilisation hinter der europäischen zurückstand. Die Pariser Welt nahm an den Sitten und Lebensgewohnheiten des Kaisers und seiner Umgebung ebensoviel Anstoß wie hundertfünfzig Jahre später die Berliner an den Gesellschaftsformen des Schah von Persien. Besonders gab Peters Verfahren wider seinen erstgebornen Sohn Alexei, auf den er die Abneigung gegen dessen verstoßene Mutter übertragen, Zeugnis von der harten Gemütsart des Machthabers. Durch Trotz und störrisches Wesen hatte Alexei die Liebe des Vaters verscherzt, er hatte sich mißbilligend über die Neuerungen geäußert, hatte sich mit lauter Freunden des alten Zustandes umgeben und den Vorsatz ausgesprochen, seine Residenz einst wieder nach Moskau zu verlegen. Umsonst suchte Peter ihn durch Vermählung mit einer deutschen Fürstentochter, Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, Schwester der Gemahlin Kaiser Karls VI., der europäischen Kultur zu befreunden; der Zarewitsch, unter der Oberleitung von Menschikow schlecht erzogen, blieb bei seinem Sinn. Er haßte die Reformen des Vaters und hielt fest an den altrussischen Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten. Er haßte seine deutsche Gemahlin und behandelte sie mit solcher Härte, daß sie nach vierjähriger unglücklicher Ehe aus Gram und Verwahrlosung starb, nachdem sie dem Zarewitsch eine Tochter und einen Sohn geboren. Müde der väterlichen Strafreden und von schlimmen Ratgebern aufgereizt entwich endlich, als der Kaiser in Amsterdam weilte, Alexei aus dem Reich und begab sich von Königsberg nach Wien und Tirol, in der Absicht sich in ein neapolitanisches Kloster zurückzuziehen. Da schickte der Zar, besorgt um den Fortbestand seiner Einrichtungen, zwei Edelleute, Rumanzow und Tolstoy ab, um den Entflohenen in die Heimat zurückzubringen. Darauf wurde Alexei in Moskau vor einen aus geistlichen und weltlichen Kommissaren zusammengesetzten besonderen Gerichtshof
1717. gestellt und als Staatsverbrecher zum Tode verurteilt. Ob der Zarewitsch, wie behauptet wird, im Gefängnis von einem Schlagfluß betroffen vor der Vollstreckung des Urteils starb oder ob der Tod durch andre Mittel herbeigeführt ward, blieb in Dunkel gehüllt. Alle Teilnehmer und Mitschuldige der konspiratorischen Umtriebe wurden mit Tod, Verstümmelung, Verbannung und Güter-
5. Febr. 1722. verlust bestraft. Mehrere Glieder fürstlicher Häuser starben unter dem Henkerbeil. Einige Zeit nachher gab ein kaiserlicher Ukas die Bestimmung der Thronfolge dem Willen des regierenden Herrschers anheim. Dadurch verschwand aus dem russischen Reich der Begriff der Legitimität; die zarische Thronfolge wurde rechtlos, ein Spielball der kaiserlichen Laune und Willkür. Das neue Erbfolgegesetz wurde von der Geistlichkeit, dem Adel, der Beamtenschaft beschworen und der Metropolit Feofan Prokopowitsch verfaßte eine Schrift über „das Recht des Monarchenwillens“.

Am 28. Januar alten, am 8. Februar neuen Stils des Jahres 1725 ging Zar Peter der Große aus dem Leben. Seine geschichtliche Bedeutung für Rußland ist uns aus der bisherigen Darstellung seiner Thaten und Bestrebungen klar geworden: er hat das Moskowiterreich in die europäische Staatenfamilie eingeführt, dem russischen Volk das Gepräge und die äußern Formen europäischer Zivilisation verliehen und dem Absolutismus den schärfsten Ausdruck gegeben. Daß sein Hauptziel, die Kultivierung seines Reichs und Volks nur unvollkommen erreicht ward, daß vieles eine „unnatürliche Treibhauszivilisation" blieb, welche die Roheit und Barbarei nur dürftig verhüllte, war unvermeidlich. Wo die Elemente fehlten, an die man das Fremde hätte anknüpfen können, der Grund und Boden für die neue Bildung so unvorbereitet war, wie hätte da die zivilisatorische Mission des autokratischen Herrschers mehr als einen äußern Anstrich, einen oberflächlichen Schein kultivierter Lebensformen schaffen können? Dazu kam noch des Zaren eigne Natur, welche, wie früher bemerkt, die innere Barbarei und die rohen Triebe nur zeitweise zu überwinden vermochte, der mangelhafte Begriff von dem Wesen der Bildung, die ihm nicht als eine harmonische Veredelung des Geistes und Charakters erschien, sondern als eine Summe nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten für praktische Zwecke, und der heftige despotische Charakter, der alles Widerstrebende wie mit einer wilden Naturkraft zu Boden schlug. Peter wollte die Russen der höhern Stände zu einem gesellschaftlichen Leben nach europäischer Weise zwingen, urteilt Bernhardi, und anständige, selbst feine Sitte in ihrem Kreis einheimisch machen — und durchbrach dann beständig selbst, dem Zug seiner Leidenschaft folgend, in rohester Weise alle Schranken der Sitte. So bewegte sich das Leben an seinem Hof und in seiner Umgebung in den seltsamen Gegensätzen, von denen alle Auswärtigen mit Befremden sprachen. Die russischen Damen freilich, denen bis dahin der Vater an ihrem Hochzeitstag unter bedenklichen Reden die Peitsche gezeigt hatte, die er dann feierlich dem Bräutigam einhändigte, die fanden sich schnell genug in die neue Rolle, Königinnen ihrer Salons zu sein. Den Männern aber wollte es weniger gelingen, sich in die Formen ritterlicher Galanterie einzuleben, und fort und fort unterbrach der Zar selbst das mühsam eingelernte und durchgeführte Schauspiel durch wüste Trinkgelage, in denen doch auch er selbst sein eigenstes Behagen fand. Aber so sehr immer das Ausland Anstoß nehmen mochte an den ungezügelten Ausbrüchen seiner Leidenschaft und seiner Willkür, so sehr noch oft genug unter den Formen äußerer Zivilisation die Natur des Barbaren hervorbrach, wie einst in dem Benehmen gegen seine eigne Nichte, als diese ihn mit ihrem Mecklenburger Gemahl auf der Rückreise in Magdeburg begrüßte, so sehr er bei seinen Gelagen und gesellschaftlichen Vergnügungen seinen despotischen Launen, seinem Zorn, seiner Trunksucht, seinen ungestümen Trieben sich rückhaltlos hingab, eine große Herrschereigenschaft hat Peter unter allen Verhältnissen bewährt — er hat nie den Staatszweck aus dem Auge verloren, er hat nie in

Tod u. Charakter Peters des Großen.

der Befriedigung eines selbstsüchtigen Ehrgeizes, nie in der Verherrlichung seiner eignen Person, nie in Prunk und äußerlichem Fürstenglanz die Aufgabe des Herrschers erkannt, sondern stets die Ehre, Größe und Wohlfahrt seines Reichs und Volks in die erste Linie gestellt, bei allen Dingen den praktischen Nutzen vor Augen gehabt, nie nach Schein und falscher Würde getrachtet. Er war von einem hohen Pflichtgefühl beseelt; das war die ideale Seite seines Lebens. Von dieser Gesinnung gibt ein Brief Zeugnis, in welchem er im Jahr 1704 seinem damals vierzehnjährigen Sohn Alexei seinen Beruf klar macht: „Wir danken Gott für den Sieg, denn von ihm kommt er, aber wir sollen alle Kräfte anspannen, um den Sieg zu behaupten. Du hast gesehen, daß ich keine Arbeit, keine Mühe, keine Gefahr scheue. Heute oder morgen kann ich sterben, aber wisse, keine Freude wirst Du haben auf Erden, wenn Du meinem Beispiel nicht folgst. Du sollst lieben alles das, was zum Wohl und zur Ehre des Vaterlandes dient, du sollst die treuen Diener lieben, ob sie deine Landsleute oder Fremde sind, keine Mühe darfst du scheuen. Wenn du meinem Rat nicht folgst, bist du mein Sohn nicht, und ich werde zu Gott beten, daß er dich in diesem und in jenem Leben dafür strafe." Peter war eine mächtige Herrschernatur, in der Licht und Schatten gleich scharf hervortraten, ein Reformator von klarem Wissen und Wollen, der auf dem unangebauten Boden roher Grundstoffe und unentwickelter Volkselemente mit kühner Schöpferhand einen neuen Staatsorganismus aufrichtete. Die in seinen letzten Jahren durchgeführte Neugestaltung der gesellschaftlichen Rangordnung, nach welcher nicht Adel und Geburt, nicht Abstammung und Herkunft, sondern die hierarchische Stufenfolge in Amt und Dienst für die Stellung im Staat, am Hofe, im öffentlichen Leben maßgebend war, behandelte den ganzen gebildeten Teil der Nation wie einen Stoff, der erst durch den Willen und die organisatorische Thätigkeit des „Selbstherrschers" sein Gepräge und seine Geltung erhielt, dem nur die nähere oder entferntere Abstufung vom Thron seine Bedeutung gab, seine Klasse und seinen Standpunkt in der menschlichen Gesellschaft verlieh, eine Einrichtung und hierarchische Gliederung, die mit dem chinesischen Mandarinentum sich vergleichen läßt. Viele von Peters Schöpfungen waren nur Versuche und Probleme, die noch einer weiteren Entwickelung und Ausbildung bedurften; aber es waren Keime und Saatkörner, aus denen künftige Früchte mit Sicherheit erwartet werden konnten.

b. Rußland unter Peters Nachfolgern*).

Der unerwartete und rasche Tod Peters des Großen führte eine Reihe schwankender Regierungen und stürmischer Thronwechsel herbei, die an die Kaiserzeit von Rom und Byzanz erinnern. Der Zar hatte wohl früher die Bestimmung getroffen, daß seine Gemahlin Katharina nach ihm den Herscherthron besteigen solle, und sie zu dem Zweck als Kaiserin krönen lassen; aber in der letzten Zeit war sie wegen schweren Verdachts der Untreue in Ungnade gefallen: es hieß, Peter habe seine an den Herzog von Holstein-Gottorf verheiratete Tochter Anna zu seiner Nachfolgerin ernennen wollen. Aber er starb so schnell, daß er nicht einmal mehr seinen letzten Willen kund geben konnte und daß das Gerücht aufkam, er sei auf gewaltsame Weise aus der Welt geschafft worden, Menschikow habe ihn vergiften lassen, um einer ihm angedrohten Bestrafung zu entgehen. Kaum war der Tod bekannt, so versammelte sich die altrussische Partei, an ihrer Spitze die Fürsten Galizyn, Dolgorukij, Kurakin, Trubetzkoi, Repnin, der Großadmiral Apraxin u. a. in der Absicht, den zehnjährigen Sohn des Zarewitsch Alexei, der den Namen des Großvaters führte, zum Kaiser auszurufen und während seiner Minderjährigkeit eine Regentschaft zu bestellen, welche die alten Ordnungen wieder zurückführen möchte. Sie gedachten es zu machen, wie die schwedischen Adelshäupter nach Karls XII. Tod. Allein durch die Entschlossenheit Menschikows, der den Oberbefehl über die Truppen der Hauptstadt hatte und den im Fall eines Sieges der Gegenpartei das Los des Grafen Görz erwartete, und durch die Thätigkeit seiner Anhänger, zu denen auch der Holsteiner Bassewitz gehörte, wurde das Vorhaben vereitelt und Peters ursprünglicher Plan durchgeführt. Menschikow, der vom niedrigsten Stande zum Günstling des Kaisers und allmächtigen Minister emporgestiegen, aber durch Habgier und Veruntreuung seinen Namen befleckt hatte, verschaffte seiner ehemaligen Dienerin Katharina den Thron und führte dann in ihrem Namen als „durchlauchtigster Fürst" und vorsitzendes Haupt des „höchsten geheimen Rats", der über den Senat gestellt die oberste Regierungsbehörde bildete, ein unumschränktes Regiment. Menschikows Thätigkeit.

*) Stammtafel der Romanows:

Alexei † 1676.

- Feodor 1676—1682.
- Iwan III. 1682—1689.
  - Katharina, verm. mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin.
    - Anna, Gem. Ant. Ulr. v. Braunschweig.
      - Iwan IV. † 1764.
  - Anna, Gem. Friedrich Wilhelms, Herzog v. Kurland. 1730—1740.
- Peter I. 1689—1725. [handschriftlich: 2) Katharina 1725-1727]
  - 1) Alexei
    - Peter II. 1727—1730.
  - 2) Anna Gem. Karl Friedr. v. Holst.-Gottorf.
    - Peter III. † 1762.
  - 3) Elisabeth. 1741—1762.

Katharina I. 1725—1727. „Es fehlte der Kaiserin Katharina I. nicht an Entschlossenheit und natürlichem Verstand, sie hatte viel erlebt und erfahren und ihren Geist an große Verhältnisse gewöhnt. Lesen und Schreiben hatte sie gleichwohl nie gelernt. Ihre Tochter Elisabeth mußte für sie unterschreiben." Arbeitschen und dem Trunk ergeben folgte sie in allem den Weisungen Menschikows und machte dadurch die Altrussen zu ihren erbittertsten Feinden. Ihre kurze Regierung war daher mit Verschwörungen und Parteiumtrieben erfüllt, die nur durch strenge Bestrafung der malkontenten Adelshäupter niedergehalten wurden. Auch bei der Geistlichkeit gab sich ein reaktionäres Streben gegen die Allmacht des Staats und des „Hochheiligen Synod" kund; Feodosij Janowskij, der herrschsüchtige Erzbischof von Nowgorod, welcher für Wiederherstellung der alten Patriarchenwürde arbeitete, mußte für sein ränkevolles Treiben in enger Klosterhaft büßen.

17. (6.) Mai 1727. Schon nach zwei Jahren starb Katharina. In ihrem Testament, dessen Echtheit jedoch stark angezweifelt wurde, hatte sie den unmündigen Sohn des im Gefängnis gestorbenen Alexei, Peter II. Alexejewitsch, zu ihrem Nachfolger bestimmt, zum großen Verdruß der Holsteinschen Partei, welche der Großfürstin Anna Petrowna und ihrem herzoglichen Gemahl die Krone zugedacht hatte.

Peter II. 1727—1730. Menschikow war der Urheber dieser Thronfolge; unter dem unmündigen Fürsten hoffte der herrschsüchtige Staatsmann noch höher zu steigen; er riß nun die Regentschaft an sich, ließ sich zum Generalissimus der gesamten Kriegsmacht ernennen und gedachte durch die Vermählung seiner Tochter mit dem jungen Zaren die Kaiserwürde an seine Familie zu bringen. Der Herzog von Holstein-Gottorp, der als Mitglied des „geheimen Rats" trotz seiner geringen Fähigkeiten dem Emporkömmling im Wege sein konnte, wurde genötigt, mit seiner Gemahlin in seine deutsche Heimat zurückzukehren. Die Großfürstin Anna starb in dem fremden Land, nachdem sie einen Sohn geboren, der den Namen des Großvaters erhielt und in der Folge als Peter III. ein tragisches Ende hatte.

Menschikows Höhe und Sturz. Nun stand Menschikow auf der Höhe der Macht: um sich Freunde zu erwerben, gab er der Kirche die Selbstverwaltung ihrer Güter zurück zum großen Schaden der auf geistliche Einkünfte gewiesenen Schulen und räumte den Kosaken, welche von Peter dem Großen dem Senat unterworfen worden, wieder das Recht ein, ihren eignen Hetman zu wählen und wie ehedem als autonomer Staat unter der Schutzherrlichkeit des Zaren fortzubestehen. Aber seine hochfliegenden Pläne nahmen ein Ende mit Schrecken. Iwan Dolgorukij, einer mächtigen zahlreichen Adelsfamilie angehörend, war der stete Gefährte des jungen Zaren auf den Jagden, denen dieser im Übermaß ergeben war. Da benutzte er die Gelegenheit, dem leidenschaftlichen Fürsten den Glauben beizubringen, daß Menschikow ihn unwürdig behandle, ihn allzusehr überwachen lasse und ihn in seinen Ausgaben beschränke. Und nun erfolgte eine jener Palastrevolutionen, wie sie an despotischen Höfen von Zeit zu Zeit gleich einem Naturereignis eintreten und einen gänzlichen Umschwung des Bestehenden bewirken. Menschikow wurde

plötzlich verhaftet und mit seinem Sohn und der kaiserlichen Braut aus Petersburg in das innere Rußland und dann nach Sibirien abgeführt. Dort verbrachte er mit seiner Familie den Rest seiner Tage und von den Millionen, die er zusammengescharrt, blieb ihm nur ein spärlicher Unterhalt. Zwölf Jahre trug er das harte Los, bis Gram und Schwermut seinem Leben ein Ende machten, nachdem er noch den Tod seiner Tochter betrauert. Nach Menschikows Sturz Die Dolgorukijs und Peters Ende.
traten Iwan Dolgorukij und seine Brüder und Vettern an die Spitze der Geschäfte und wirkten im reaktionären altrussischen Sinn. Als Leiter des geheimen Rats geboten sie ebenso unumschränkt über den Senat und die Regierungskollegien, wie der verbannte Regent. Der altrussischen Idee getreu führten sie den Zaren nach Moskau zurück, suchten die Fremden aus dem Heer und der Verwaltung zu verdrängen, beschränkten den Verkehr mit dem Ausland. Das Moskowitervolk sollte wieder sich selbst gehören, von der alten Hauptstadt aus durch sich selbst regiert werden, und um ihren Einfluß für alle Zukunft sicherzustellen wollten die Dolgorukijs, wie vordem Menschikow, den jungen Zaren mit festen Banden an ihr Haus knüpfen. Iwan Dolgorukijs schöne Schwester Katharina wurde mit Peter kirchlich verlobt. Graf Milesimo, ein Kavalier von der österreichischen Gesandtschaft, dem die Fürstentochter ihr Herz zugewandt hatte, wurde nach Wien entsandt. Schon war der Hochzeitstag bestimmt, da erkrankte Peter II., der trotz seiner Jugend ein ausschweifendes Leben geführt hatte, um nie mehr zu genesen. In einer der letzten Januarnächte starb er zu Moskau in den Armen des deutschen 30. Jan. 1730.
General Ostermann, dem er stets gewogen war, noch nicht fünfzehn Jahre alt.

Wer sollte jetzt den Thron besteigen? Am Sterbelager hatten die Dolgorukijs Ein altrussischer Staatsstreich.
den Plan überlegt, ob man nicht ein Testament aufstellen sollte, in welchem der Zar seine Braut als Nachfolgerin einsetzte. Man wurde jedoch nicht einig; die Thronfolge blieb unbestimmt, bis die im Palast anwesenden Mitglieder des hohen Rats auf Anregung des Fürsten Dmitri Galizyn in dem Beschluß sich vereinigten, die jüngere Bruderstochter Peters des Großen, Anna Iwanowna, verwitwete Herzogin von Kurland, als Kaiserin zu „wählen“ und ausrufen zu lassen, ihr aber zugleich solche Bedingungen zu stellen, daß das bisherige Regierungssystem und dessen Träger ungefährdet fortbeständen. Wie der schwedische Reichsrat wollten somit auch die russischen Magnaten durch Umgehung der rechtmäßigen Thronfolge ihre Herrschaft für die Zukunft sicherstellen. Das nächste Anrecht besaß der unmündige Sohn von Peters des Großen Tochter, der Erbherzog von Holstein-Gottorp, und nach ihm die Herzogin von Mecklenburg, Annas ältere Schwester. Der konspiratorische Plan gelang: in einer feierlichen Versammlung, der die Mitglieder des hohen Rats, des Senats, des Synods und eine Anzahl von Großbeamten aus den Kollegien anwohnten, wurde Anna Iwanowna als Herrscherin anerkannt und zugleich eine Kapitulation aufgestellt, die der absoluten Zarengewalt Schranken setzen und das Reich in eine Wahlmonarchie und Adelsaristokratie verwandeln sollte.

Der Gegenschlag. Febr. 1730. Anna unterzeichnete die Urkunde, die ihr ein Kurier nach Mitau brachte und begab sich darauf nach Moskau. Da konnte sie denn bald bemerken, daß die Tendenzen der Magnaten viele Gegner hatten, daß der niedere Adel mit Neid auf die Übermacht der hohen Aristokratenfamilien und die neugeschaffenen oder wiederhergestellten Vorrechte derselben blickte, daß die Mehrheit der Geistlichkeit von einer oligarchischen Verfassung nichts wissen wollte, daß Volk und Heer eine Selbstherrschaft im Geist Peters des Großen verlangten, daß selbst unter den Machthabern Meinungsverschiedenheit und Zwietracht herrschte. Sie erkannte, „wie schwach das Spinngewebe sei, indem man sie eingefangen zu halten suchte", und faßte den Beschluß, die Kapitulation zu zerreißen, durch welche die Dolgorukijs und ihr Anhang ihr oligarchisches Regiment zu befestigen, die Errungenschaften der Reformthätigkeit zu gunsten ihrer eignen Privilegien und ihrer Machtstellung rückgängig zu machen gedachten. Gestützt auf eine Bittschrift vieler Herren vom Adel, die unumschränkte Macht ihrer Vorfahren zu übernehmen, zerriß sie die von ihr unterschriebene Urkunde und stellte die absolute Kaisermacht her. In allen Kirchen Rußlands wurde der „Selbstherrscherin Anna Iwanowna"
März 1730. ein neuer Eid der Treue geleistet.

Anna Iwanowna. 1730–1740. Damit war die altrussische Partei, die sich unter Peter II. der Regierung bemächtigt hatte, gestürzt, die Leitung des Staats kam in die Hände der Gegenpartei, die sich der europäischen Zivilisation zuwendete. „Von der Zeit an wurde die Selbstherrschaft ihr eigner Zweck, die Erhaltung ihrer selbst die eigentliche Aufgabe der unumschränkten Macht." Anna hatte versprochen, ihren Günstling, Ernst Johann von Bühren, Sohn eines kurländischen Gutsbesitzers, der sich den französischen Adelsnamen Biron beigelegt, nicht nach Moskau kommen zu lassen. Wenige Wochen nach der Revolution erschien derselbe in der Zarenburg und traf im Namen der Kaiserin, die dem thatkräftigen, durchgreifenden Mann die ganze Herrschergewalt überließ, alle Anordnungen, um das neue Regiment zu befestigen. Der hohe Rat wurde aufgehoben, der Senat wieder eingerichtet wie er zu Peters des Großen Zeiten bestanden, die eigentliche Regierung aber einem kaiserlichen Kabinett von wenigen zuverlässigen Männern übertragen, unter denen der zum Grafen erhobene Ostermann aus Bockum in Westfalen und der Feldzeugmeister Burkhard Christoph von Münnich aus Oldenburg das meiste Ansehen besaßen. Die Dolgorukijs und Galizyns wurden vom Hof entfernt und in der Folge, als sie neue Versuche machten, die über die Herrschaft der Deutschen sich kundgebende Unzufriedenheit zur Wiedererlangung ihrer verlornen Macht zu verwerten, mit ewiger Gefangenschaft oder mit Verbannung bestraft. Unbarmherzig warf der despotische Biron, dem die Kaiserin das Amt des Oberkammerherrn erteilte und, da sie selbst träg und arbeitscheu war, die Staatsgeschäfte überließ, alle Widersacher der neuen Ordnung nieder. Da die Preobraschenskysche Kaisergarde, in welcher sich viele Altrussen befanden, nicht ganz zuverlässig erschien, übergab Anna die Hut des Schlosses und ihrer Person

einem neuerrichteten Regiment, das sie nach einem Lustschloß das Ismailowsche nannte und das meistens aus Fremden zusammengesetzt unter deutscher Führung stand. Und um von den altrussischen Einflüssen befreit zu sein, machte die Zarin das halbverödete Petersburg wieder zur Residenz und zum Sitz der Reichsbehörden. 1732.

Kurland. Bald bot sich der Kaiserin eine Gelegenheit, ihren Günstling noch mehr zu erhöhen. Der letzte Sprößling des Kettlerschen Hauses in Kurland, Herzog Ferdinand, lebte während ihrer eignen Regierung in Mitau arm und kinderlos im Ausland. Der Kurfürst-König August II. wollte das Herzogtum als polnisches Lehen an sein Haus bringen. Die Ritterschaft wurde daher bewogen, den natürlichen Sohn desselben, Moritz von Sachsen, den ihm die Gräfin Aurora von Königsmark geboren, einen ritterlichen Mann von ausgezeichneten militärischen Talenten, zum Herzog zu wählen. 1726.
Anna hätte dem schönen jungen Mann gern ihre Hand und damit die Herzogswürde gegeben, aber sowohl die polnischen Magnaten, welche das Land wieder an die Republik knüpfen wollten, als Menschikow, der selbst nach dem Besitz trachtete, verhinderten den Plan. Vergebens suchte sich Moritz mit Waffengewalt zu behaupten; durch russische Truppen überwältigt mußte er das Land verlassen. Sein noch in demselben Febr. 1727.
Jahr erfolgter Sturz vereitelte Menschikows Plan; Kurland behielt seine eigne Verwaltung. Der abwesende legitime Erbe Ferdinand führte den Herzogstitel fort, aber Anna, die Witwe seines Neffen, regierte das Land, zuerst in Mitau, dann von Petersburg aus. Als nun der letzte Sprößling der Kettlerschen Dynastie in der Fremde starb, 1737.
brachte es Anna dahin, daß ihr Günstling Biron von der Ritterschaft zum Herzog gewählt ward. Kaiser Karl VI., damals aufs eifrigste beflissen, sich mächtige Allianzen zu verschaffen, begünstigte den Plan und auch der polnische Senat gab seine Zustimmung. So kam das Herzogtum Kurland an einen eingebornen Edelmann, der aber stets in Abhängigkeit von Rußland war. Seine Regierung, durch eine längere Verbannung unterbrochen, dann wieder hergestellt, war nur eine Übergangsperiode: Kurland teilte mit der Zeit das Schicksal von Livland und Esthland.

Die russische Regierung unter Birons Einfluß.

Mehr und mehr lenkte nun die russische Regierung wieder in die von Peter dem Großen vorgezeichneten Bahnen ein; manches Unvollendete wurde weiter geführt, die Staatsautorität über die Kirche fest begründet und das Klosterwesen reorganisiert, über Heerdienst und Grundbesitz Bestimmungen getroffen, welche den russischen Adel mit den Reformen aussöhnen sollten. Ostermann leitete mit Kraft und Umsicht die äußern Angelegenheiten im Kabinett, unterstützt von dem russischen Staatsmann Fürst Tscherkasski, der bei dem Staatsstreich wichtige Dienste geleistet hatte; Graf Münnich, ein talentvoller, in Eugens Schule gebildeter Militär gab, zum Generalfeldmarschall erhoben, der Kriegsmacht und dem Seewesen den frühern Glanz wieder. Aber die Abneigung gegen das „Fremdenregiment", gegen die meistens der protestantischen Konfession ergebenen Angestellten dauerte fort und hat noch in späterer Zeit in der russischen Geschichtschreibung ihren Nachklang gefunden. Besonders war Biron der Gegenstand des Hasses; er kannte diese Stimmung und begegnete ihr mit Härte und tyrannischer Strenge. Niemals hatte die „Kanzlei der geheimen Angelegenheiten" soviel zu thun als unter Annas Regierung. Mit grollender Seele beugte sich die altrussische Aristokratie unter die schwere Hand des Günstlings; sie richtete ihre

Blicke auf Peters jüngste Tochter Elisabeth, so sehr die Zarewna durch ihre Sittenlosigkeit und ihren anstößigen Lebenswandel ihren Stand schändete. Anna und Biron legten den Ausschweifungen der Kaisertochter nichts in den Weg; je tiefer sie sank, desto weniger gefährlich erschien sie ihnen; als aber ihr Liebhaber Schubin, Sergeant vom Semenowschen Garderegiment, sich unvorsichtige Äußerungen erlaubte, wurde er gefoltert, mit der Knute gezüchtigt und nach Kamtschatka verbannt. Die Thronerledigung in Polen und der neue Türkenkrieg wurden von Biron zu einem Bündnis zwischen Rußland und Österreich benutzt und trugen ihm die Würde eines deutschen Reichsgrafen ein. Ihrem vereinten Einfluß verdankte der Kurfürst August III. den polnischen Thron; und in dem Krieg gegen die Türken und Tataren, den wir später kennen lernen werden, entwickelte Münnich strategisches Geschick und kühnen Unternehmungsmut, so daß die russischen Soldaten ihn Sokol, den Falken, nannten und als die „Säule des russischen Reichs" bezeichneten. Zwischen den Festungslinien und Schanzwerken, welche die südliche Reichsgrenze Rußlands gegen feindliche Einfälle schützen sollten, und dem Schwarzen Meer mit der Krimschen Halbinsel lag eine unbebaute baum- und wegelose grüne Wüste, „in der nur die wenig zahlreichen Nogaier Tataren mit ihren Herden herumzogen, in der das oft mannshohe Gras den Marsch eines Heeres, besonders der Fuhrwerke, vielfach hinderte und die wenigen Brunnen dem Bedarf einer Armee nur für Stunden genügten". Trotz dieser Schwierigkeiten drang Münnich in das Küstenland vor, eroberte Asow zurück, erstürmte die Linien von Perekop, zog in die Krim ein, eroberte Otschakow an der Mündung des Dnjepr und zuletzt nach der siegreichen Erstürmung des türkischen Lagers bei dem Dorf Stawutschane das feste Chotin am Pruth; und wenn auch der von Kaiser Karl VI. mit der Pforte abgeschlossene Friede von Belgrad die Russen nötigte, die Eroberungen wieder herauszugeben, in die Schleifung der Festungswerke von Asow und in eine wenig günstige Grenzlinie zu willigen und zu gestatten, daß das Schwarze Meer noch ferner als ein „geschlossenes Binnenmeer unter türkischer Hoheit" erklärt ward, so hatte doch Münnich den Weg gezeigt, wo Rußland seine Grenzen ausdehnen könne.

Aug. 1739.

Konspiratorische Umtriebe.

Wenn man aber in Petersburg gehofft hatte, die auswärtigen Angelegenheiten würden einen nationalen Gemeinsinn erwecken und die Mißstimmung zerstreuen, so irrte man. Der altrussischen Partei lag wenig daran, daß der Verkehr mit dem Ausland durch Erwerbung der Seeküsten und Hafenorte erleichtert werde; sie brachte nur die unermeßlichen Verluste an Mannschaft in Anschlag, welche durch die kühnen Kriegsoperationen des fremden Feldmarschalls den russischen Heeren zugefügt wurden und neue Rekrutierungen nötig machten, sie berechnete nur die hohen Kriegskosten, welche durch die harte Eintreibung der laufenden und rückständigen Kopfsteuer aufgebracht werden mußten. Man war konspiratorischen Umtrieben russischer Malkontenten mit der Aristokratie in Stockholm und mit der Pforte auf die Spur gekommen; der schwedische Major

Sinclair, der als Zwischenträger diente, war auf Veranstaltung Birons und des Wiener Kabinetts auf kursächsischem Gebiet überfallen, seiner Schriftstücke beraubt und sogar, was vielleicht nicht beabsichtigt war, ermordet worden. Elisabeth sollte als Kaiserin ausgerufen, Anna samt ihren fremden Räten gestürzt werden; der Umstand, daß die kinderlose Zarin ihre Nichte Anna Leopoldowna, die Tochter ihrer verstorbenen Schwester in Mecklenburg nach Petersburg kommen ließ und sie mit Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern, einem nahen Verwandten des habsburgischen Hauses, vermählte, in der Absicht, ihr die Thronfolge zuzuwenden, vermehrte die Unzufriedenheit und die konspiratorischen Umtriebe. Aber die Argusaugen der „geheimen Kanzlei" entdeckten die Schuldigen und neue blutige Strafgerichte fällten die Häupter der altrussischen Partei. Der alte Wassilij Lukitsch Dolgorukij und seine zwei Söhne wurden in Nowgorod hingerichtet, der ehemalige Günstling Iwan sogar gerädert; Graf Wolynsky, ein talentvoller aber gefährlicher Mann von dunkler Vergangenheit, welcher nicht zufrieden mit der hohen Stellung eines Kabinettsministers, zu der er allmählich aufgestiegen war, in seinem verwegenen Ehrgeiz noch nach Höherem strebte, starb als Verräter und Aufruhrstifter auf dem Hochgericht; zahllose andre wurden eingekerkert oder verbannt. Okt. u. Nov. 1739.

Im Oktober 1740 fiel die Kaiserin in eine Krankheit, die bald eine solche Wendung nahm, daß keine Hoffnung zur Genesung war, obwohl Anna kaum siebenundvierzig Jahre zählte. Da trat Biron mit einigen Vertrauten, unter denen der verschlagene General Bestuschew sich befand, vor das Siechbett und bewog die kranke Herrscherin, daß sie nicht ihre Nichte gleichen Namens, sondern deren erst einige Wochen alten Sohn Iwan zur Nachfolge im Reich berief. Auch dem Vorschlag, daß während dessen Minderjährigkeit Biron, Herzog von Kurland, die Regentschaft führen sollte, gab sie ihre Zustimmung. Am 28. Oktober starb die Kaiserin und sofort übernahm der Günstling das hohe Amt. Er glaubte seiner Sache ganz sicher zu sein. Hatten denn nicht die ersten Würdenträger und Adelshäupter auf Bestuschews Betreiben ihn zum Regenten begehrt? Selbst Ostermann hatte nicht zu widerstehen gewagt. Die Herzogin Anna und ihr Braunschweiger Gemahl, zwei unbedeutende Personen von geringen Gaben, fügten sich, wenn auch widerwillig, in die untergeordnete Stellung. Aber der entschlossene Feldmarschall Münnich, welcher wußte, wie tief verhaßt der übermütige tyrannische Emporkömmling bei allen Ständen war, bewirkte durch einen Staatsstreich einen revolutionären Umschwung. Er ließ in der Nacht durch die Preobraschenskysche Garde den Herzog-Regenten in seinem Palast verhaften und nach Schlüsselburg bringen, worauf Anna Leopoldowna als „Großfürstin" die vormundschaftliche Regierung übernahm, ihren Gemahl Anton Ulrich zum Oberbefehlshaber der Landarmee und den Grafen Münnich zum „Premierminister" ernannte. Biron wurde von einer besonderen Gerichtskommission, welche aus denselben Männern bestand, die ihn vor kurzem von der sterbenden Kaiserin zum Regenten erbeten hatten, als Staatsverbrecher zum Tode verurteilt, ein Spruch, Annas Tod und Birons Sturz. 1740.

den die Großfürstin-Regentin in ewige Verbannung nach Sibirien mit Verlust seines Vermögens und aller Würden und Ämter verwandelte. Die Kaiserin ruhte erst drei Wochen in der Gruft, als ihr Günstling von der Höhe der Macht herabgestürzt war.

Iwan u. die Regentschaft. 1740—1741. Aber die neue Ordnung war ohne Dauer. Am Hof wie im Kabinett herrschte Zwietracht und Leidenschaft. Die Großfürstin-Regentin war träg und unselbständig; ohne Zuneigung für ihren Gemahl wendete sie ihre Gunst dem sächsischen Gesandten, Grafen Lynar zu, den sie, um seines Umgangs desto ungescheuter genießen zu können, mit Julie Mengden, ihrer livländischen Hofdame verlobte. Münnich aber, der sich eine diktatorische Gewalt anmaßte, lebte nicht nur mit dem Hof und den einflußreichen Gesandten von Sachsen und Österreich, Lynar und Botta, in ewigem Hader, sondern auch mit Ostermann und andern Mitgliedern des Kabinetts, so daß, als bei Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs eine seinen Ansichten widerstrebende Politik ergriffen ward, er seinen Abschied forderte und erhielt. Aus altem Groll wider Österreich wünschte Münnich nämlich den Anschluß an Preußen, während Ostermann, die Regentin und der Herzog Anton Ulrich für Maria Theresia Partei nahmen.

Die Palastrevolution vom Dezember 1741. Diese Zerwürfnisse begünstigten einen neuen Staatsstreich, bei dem der französische Gesandte La Chétardie insgeheim seine Hand im Spiel hatte. Es war der Pariser Regierung sehr viel daran gelegen, daß Rußland nicht mit der „Königin von Ungarn“ gemeinsame Sache mache. Sie wünschte daher das „Fremden-Regiment“, das der Mehrheit nach zu Österreich neigte, zu beseitigen oder doch durch innere Angelegenheiten so sehr zu beschäftigen, daß eine kriegerische Aktion an der Donau unmöglich wäre. Zu dem Ende wurde der Gesandte instandgesetzt, durch Geldspenden ein Komplott ins Leben zu rufen, und zugleich die schwedische Oligarchie veranlaßt, in den Baltischen Gewässern Feindseligkeiten gegen Rußland zu beginnen, um, wie ein an das russische Volk gerichtetes Manifest verkündete, „die russische Nation von dem unerträglichen Joch und der Grausamkeit zu befreien, mit der die fremden Minister seit geraumer Zeit die russischen Unterthanen unterdrückt hielten“. Man hoffte in Stockholm die verlornen Provinzen über der Ostsee wiederzugewinnen. Die schwedischen Waffen hatten jedoch kein Glück; das russische Heer focht siegreich unter der Führung des Irländers Lascy, des Schotten Keith und des Dänen Löwendal. Die Schlacht 3. Sept. 1741. bei Willmanstrand entschied gegen die Schweden. Um so erfolgreicher waren die konspiratorischen Umtriebe im Innern. In dem Augenblick, da Anna mit dem Gedanken umging, sich zur Kaiserin ausrufen zu lassen, gelang es den Intrigen und Verführungskünsten einiger Verschwornen in der Umgebung der Kaisertochter Elisabeth, an deren Spitze ihr Leibarzt L e s t o c q, ein im Hannöverschen geborner Abkömmling einer reformierten französischen Flüchtlingsfamilie, der Kammerjunker Woronzow und einige Bedienstete standen, eine Palastrevolution zustandezubringen, welche die jüngste Tochter Peters des Großen auf den russischen Thron

führte. Mit Hilfe der Preobraschenskyschen Garde, welche Elisabeth durch gemeine Vertraulichkeit gewonnen hatte und in einer dunkeln Dezembernacht aus der Kaserne nach dem kaiserlichen Winterpalast berief, wurde der Staatsstreich vollendet, der Elisabeth Petrowna auf den Thron, die bisherigen Machthaber ins Elend führte. Senat, Synod und Generalität gaben ihre Zustimmung ohne Widerstand. Iwan wurde nun nach Schlüsselburg gebracht, um in einem engen Kerker ohne Tageslicht sein elendes Dasein zu fristen, während seine Eltern zu Cholmogor im hohen Norden ihr Leben vertrauern mußten. Dort wurde Anna Leopoldowna fünf Jahre später in einem Alter von achtundzwanzig Jahren durch den Tod erlöst. Münnich, Ostermann, Golowkin und andre hochgestellte Männer, die bisher das öffentliche Leben geleitet, wurden als „Staatsverbrecher" durch ein Ausnahmegericht zum Tode verurteilt und erst auf dem Schafott zur Verbannung nach Sibirien begnadigt.

6. Dez. 1741.

Die Katastrophen am Petersburger Hof.

Ostermann starb nach sieben Jahren im Elend, der eiserne Feldmarschall Münnich trug sein hartes Schicksal zwanzig Jahre mit heroischer Fassung. Biron durfte zurückkehren und lebte fortan mit seiner Familie in leidlicher Verbannung zu Jaroslaw, bis ihm nach dem Tod der Elisabeth das Herzogtum Kurland, wo mittlerweile Augusts dritter Sohn, Prinz Karl, unter russischer Schutzherrschaft regiert hatte, infolge einer neuen Wahl der Ritterschaft zurückgegeben ward. Es wird erzählt, in Kasan wären die Schlitten aneinander vorbeigefahren, welche die alten Todfeinde den einen westwärts, den andern ostwärts führten. Mehr als irgendwo bewährte sich in Rußland der alte Spruch, daß vom Kapitol zum tarpejischen Felsen nur ein Schritt sei, und diese und die folgenden Vorgänge im Herrscherpalast zu Petersburg berechtigten zu dem schrecklichen Urteil: „die russische Verfassung ist despotisch, aber durch den Meuchelmord gemildert". La Chétardie kam bei dem neuen Kaiserhof zu Gunst und Einfluß und die Urheber und Helfer bei dem gelungenen Staatsstreich wurden belohnt und ausgezeichnet. Aber auch Lestocq erfuhr in der Folge die Wandelbarkeit des Schicksals. Als er während der Kriege zwischen Österreich und Preußen, die wir bald kennen lernen werden, im Interesse des Berliner Hofes wirkte, wurde er gestürzt und von der undankbaren Kaiserin nach Sibirien verbannt, worauf der vielgewandte ränkereiche Bestuschew die Regierung im österreichischen Sinn leitete, bis ein neuer Thronwechsel auch einen neuen politischen Umschwung herbeiführte.

Kaiserin Elisabeth. 1741—1762.

Unter der Kaiserin Elisabeth, deren Hang zu roher Sinnlichkeit wir schon früher angedeutet haben, erreichte die Unsittlichkeit am Petersburger Kaiserhof den höchsten Gipfel und das Laster, das bisher noch einen Schleier vorzuziehen gesucht, zeigte sich von nun an ohne alle Hülle in seiner natürlichen Häßlichkeit. Wie in Frankreich ein Mätressenregiment die Wohlfahrt und die sittlichen Grundlagen des Staats unterwühlte, so in Rußland eine Favoritenherrschaft. Die Finanzen gerieten in Unordnung, der Wohlstand sank, alle gemeinnützigen Anstalten verfielen. Elisabeth Petrowna überließ sich und das Reich ihren Günstlingen und folgte selbst in den wichtigsten Angelegenheiten ihren Leidenschaften. Übungen andächtelnder Frömmigkeit waren bei ihr mit Sinnenlust und Ausschweifungen verbunden.

3. Polen und Stanislaus Leszczynski.

Polen unter August II. Auch mit Polen schloß die schwedische Regierung Frieden und erkannte den Sachsen-Kurfürsten als König an. Doch sollte Stanislaus, dem Karl XII. in seinem pfälzischen Erblande Zweibrücken eine Zufluchtsstätte gewährt hatte, den Königstitel fortführen dürfen und für seine eingezogenen Güter eine Million Gulden erhalten, eine Bedingung, die sehr mangelhaft zur Ausführung kam. Nach dem Tod seines Gönners siedelte Stanislaus, der sich als eifriger Katholik und Jesuitenfreund mit dem calvinischen Herzog von Pfalz-Kleeburg, dem Neffen und Erben Karls XII., nicht vertragen konnte, nach dem Städtchen Weißenburg im Elsaß über, bis er durch den Gang der Dinge nochmals auf die Schaubühne des politischen Lebens geführt ward. — Nach seiner Wiedereinsetzung in Polen machte August II. von neuem den Versuch mit Hilfe seiner Sachsen und Bundesgenossen die polnische Königsmacht zu heben, der Adelsrepublik ein mehr monarchisches Gepräge, der Krone mehr Macht und Autorität zu geben. Aber sein Vorhaben scheiterte an dem Widerstand der Magnaten, und mit Riesenschritten ging die Zersetzung des in seinem sozialen, politischen und religiösen Leben ganz gebrochenen und absterbenden Reichs fort. Im Widerspruch mit dem Frieden von Oliva (S. 589) suchte die von den Jesuiten geleitete Adelsaristokratie den Dissidenten, welche die geistlichen Väter als Anhänger der Schweden zu verdächtigen wußten, die seit zwei Jahrhunderten genossenen kirchlichen und bürger-
1717. lichen Rechte zu entreißen. Ein auf einem außerordentlichen Reichstag verfassungswidrig durchgeführtes Gesetz verbot ihnen Kirchen zu bauen; und als in der protestantischen Stadt Thorn der allgemeine Haß gegen die friedenstörenden
1724. Umtriebe der Jesuiten sich in einem Auflauf wider das Jesuitenkollegium Luft machte, bewies der Orden seine Macht durch die furchtbare Rache, die er an dem Magistrat und der Stadt nahm. Die beiden Bürgermeister Rösner und Zernecke nebst mehreren der angesehensten Bürger starben auf dem Schafott, die Hauptkirche mußte den Katholiken eingeräumt werden, und nur durch Entrichtung einer hohen Entschädigungssumme vermochte die Bürgerschaft endlich den Groll der Väter zu versöhnen. Kurz vor dem Tod Friedrich Augusts II., der zu gunsten seiner ehemaligen Glaubensgenossen keine Schritte zu thun wagte, um nicht den Schein einer geheimen Anhänglichkeit an Luthers Lehre auf sich zu ziehen, wurden alle Dissidenten durch Reichstagsbeschluß sowohl von der Nationalrepräsentation als von allen Staatsämtern ausgeschlossen.

Zwiefache Königswahl. 1. Febr. 1733. Als der Kurfürst-König August II. unter den Vorbereitungen zu neuen großen Festlichkeiten aus dem Leben abgerufen ward, traten in Polen wieder die alten Wahlstürme ein. Seine Gegner waren nicht geneigt, dem Sohn des Verstorbenen, dem auf einer Reise in Italien gleichfalls zur katholischen Kirche übergetretenen Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, die väterliche Herrschaft zu übertragen; sie bildeten eine Konföderation und gaben sich das Wort, nur einen

Piasten zu wählen. Unter diesen Umständen fiel es der französischen Regierung, für welche die Polen von jeher große Sympathien hegten, nicht gar schwer, durch Geld und Intrigen die Mehrheit der Wahlberechtigten, vor allen den Fürsten Primas Potocki, zu bestimmen, daß sie den ehemaligen König Stanislaus Leszczynski wieder auf den Thron riefen. Wir wissen, welche Schicksale dieser Fürst nach dem Umschwung der Dinge in Polen erfahren hatte, bis die Vermählung seiner Tochter mit Ludwig XV. von Frankreich ihn aus aller Not befreite. Trotz der Bemühungen Österreichs und Rußlands, die für den sächsischen Bewerber einstanden, wurde Stanislaus von der Mehrheit der polnischen Adelsgemeinde auf dem rechtmäßigen Wahlfeld zu Wola als König ausgerufen. Aber auch die 13. Sept. 1733. Anstrengungen der rivalisierenden Mächte waren nicht erfolglos geblieben. Fünfzehn Senatoren und etliche hundert Adlige hatten sich bereit finden lassen, dem deutschen Bewerber ihre Stimmen zu geben. Unter dem Druck eines russischen Heeres, das General Lascy nach der Vorstadt Praga führte, wählten sie einige Wochen später an einem andern Ort den sächsischen Kurfürsten Friedrich August 5. Okt. 1733. zum König von Polen.

So war denn in der Republik wieder einer jener Wahlkonflikte eingetreten, Stanislaus in Danzig. bei denen das Schwert und das Ausland die Entscheidung geben mußten. Fleury wollte den Schwiegervater des Königs, der auf die Kunde von seiner Wahl nach Warschau aufgebrochen war, bei seiner gerechten Sache unmöglich im Stiche lassen. Aber Frankreich war fern und Rußland nahe. Während Fleury mit Spanien und Sardinien einen Bund schloß und auf die Weigerung des Kaisers, die polnische Königswahl anzuerkennen und dem sächsischen Mitbewerber jeden Vorschub zu versagen, seine Hauptangriffe gegen Österreich richtete, französische Heere über die Alpen und an den Rhein rücken ließ und erst im nächsten Frühjahr einige Schiffe mit Bewaffneten nach dem nördlichen Kriegsschauplatz schickte, war in Warschau Stanislaus' Schicksal schon entschieden. Außer stande, mit seinen polnischen Anhängern der von russischen Heeren unterstützten Gegenpartei erfolgreich widerstehen zu können, hatte er sich nach Danzig gezogen, wo er nicht Dez. 1733. nur an der Bürgerschaft und an der festen günstig gelegenen Stadt einen gesicherten Rückhalt fand, sondern auch der französischen Hilfe näher war. Allein weder die eignen Kriegsmannschaften, die seiner Fahne folgten, noch die geringen französischen Hilfstruppen, die endlich im Mai in dem Hafen von Danzig an- Mai 1734. langten, waren dem russische Heere gewachsen, mit denen der Feldmarschall Münnich vor die Mauern rückte. Nach einigen Gefechten sah sich Stanislaus zum Abzug genötigt; er floh in Bauerntracht nach Königsberg, von wo er sich durch Preußen nach Frankreich rettete; die französischen Truppen wurden in Kriegsgefangenschaft geführt, die Stadt Danzig zur Ergebung gezwungen und für ihre Juni 1734. Treue schwer gezüchtigt.

Nun konnte der sächsische Kurfürst als König August III. von der polnischen Erweiterung des Kriegs. 1734. Krone Besitz nehmen. So rasch sollte jedoch die angefachte Kriegsflamme nicht

gelöscht werden. Allmählich waren fast alle europäischen Staaten aus verschiedenen Gründen unter die Waffen getreten, und es entspann sich ein Nachspiel der beiden großen Kriege, welche das achtzehnte Jahrhundert eingeleitet hatten. Allein wie die Heerführer selbst, die bei dieser Gelegenheit noch einmal auf dem Kriegsschauplatz erschienen, Prinz Eugen und Mercy, Villars und Berwick nur noch die Schatten der frühern Heldengestalten waren, so trug auch der ganze Krieg einen kleinlichen geringfügigen Charakter. Frankreich war bloß bedacht, Österreich nicht allzumächtig werden zu lassen und am Rhein und in Oberitalien den alten Einfluß herzustellen; Rußland suchte die Republik Polen mehr und mehr in väterliche Zucht zu nehmen und in den Weichsel- und Dünagebieten seine Herrschaft und seinen Einfluß zu befestigen; das Deutsche Reich wollte sich den mürben Rand seiner westlichen Grenzlande nicht noch mehr zerbröckeln und abstoßen lassen; Spanien strebte nach Wiedergewinnung der schönen italienischen Besitzungen, die das Utrechter Friedenswerk von der alten Monarchie losgerissen; Sardinien hatte in den frühern Kriegen so glücklich mitgespielt, sollte es nicht den Versuch wiederholen, neue Gewinnste einzuthun, die Habsburger aus dem Mailändischen zu verdrängen? Am Rhein war der alte Feldmarschall Eugen, der den Oberbefehl über die Reichstruppen führte, nicht im stande, die Franzosen vom Überschreiten des Stromes, von der Besetzung Kehls und Philippsburgs abzuhalten. Zudem hatte die Zusicherung des französischen Ministers, daß er gegen das Reich nichts Feindseliges im Schilde führe, und der Befehl an die Armee, daß gegen die alten Freunde des Versailler Hofes mit der größten Schonung vorgegangen werden solle, die Kriegslust bedeutend herabgestimmt. Die Gewaltthätigkeiten, welche die brandenburgischen Reichstruppen in Franken, andre Soldatenhaufen an andern Orten verübten, waren auch nicht danach angethan, die alten Verbündeten Frankreichs, vorab die Wittelsbacher in Köln, in der Pfalz, in Bayern für Kaiser und Reich zu begeistern.

Italienische Waffengänge.

Am nachdrücklichsten wurde der Krieg in Italien geführt. Man war erstaunt, daß das bourbonische Spanien noch einmal eine Energie entfaltete, die an frühere Jahrhunderte erinnerte. Nach dem Bruch des spanisch-österreichischen Bündnisses war die Rolle Ripperdas ausgespielt; er begab sich nach Marokko, wo er in großer Dürftigkeit starb. An seine Stelle trat Patinho, der wieder zu Alberonis Politik zurückkehrte, aber mit mehr Ruhe und Sicherheit zu Werke ging und weniger ins Weite schweifte. Durch seine Thätigkeit wurden Heer und Flotte in solchen Stand gesetzt, daß die Spanier im Bund mit Frankreich und Sardinien bald allenthalben das Übergewicht auf der Halbinsel erlangten. Es wurde früher erwähnt, welche Erfolge das spanisch-bourbonische Haus davontrug: die Kriegsoperationen des Infanten Don Karlos und des Marquis von Montemar in Neapel und Sizilien wurden begünstigt durch die Sympathien der Bevölkerung für die alte spanische Herrschaft, durch die Unfähigkeit und Meinungsverschiedenheit der Heerführer und der obern Regierungsbehörden, durch die Zerfahrenheit der österreichischen Politik. Ein kaum zweijähriger Krieg ohne eine einzige größere Schlacht, ohne bedeutende Anstrengungen oder Wechselfälle führte Veränderungen in den politischen Staatenverhältnissen herbei, wie sie sonst nur die Folge erschütternder Ereignisse und Waffenthaten zu sein pflegen.

Die Staaten und Herrscher waren müde geworden, seitdem die alte Generation aus der Welt geschieden war oder dem Grab nahe stand, und sehnten sich nach Ruhe. Um Frankreich, das am Rhein und in Oberitalien die österreichischen Besitzungen am meisten bedrohte, vom Krieg abzulenken und seinen Beitritt zu der pragmatischen Sanktion zu erlangen, brachte Kaiser Karl VI. große Opfer. Wir haben die politischen Verhältnisse, welche durch den Wiener Präliminarfrieden geschaffen wurden, zum Teil an andern Orten bereits kennen gelernt. Der Wiener Hof willigte ein, daß Franz Stephan, Herzog von Lothringen, der sich bald darauf mit der Kaisertochter Maria Theresia vermählte, seinem Erbland zu gunsten des Polenkönigs Stanislaus Leszczynski entsagte mit der Bedingung, daß ihm bei dem bevorstehenden Aussterben des Mediceischen Hauses das Herzogtum Toscana zu teil werde. Nach dem Tod des Königs Stanislaus sollte dann das günstig gelegene Herzogtum Lothringen und Bar an die französische Krone fallen. Das Königreich beider Sizilien, das mit spanischen Waffen und Schiffen erobert worden war, sollte dem Infanten Don Karlos für sich und seine Nachkommen als selbständiges Reich überlassen bleiben, jedoch unabhängig von der spanischen Krone. Dennoch war der Madrider Hof nicht zufrieden; die Königin Elisabeth hatte auch noch Toscana für ihr Haus gewinnen wollen. Die spanische Regierung weigerte sich lange die Wiener Präliminarien anzuerkennen und auf das schöne florentinische Land zu verzichten. Erst als sie einsah, daß Fleury durchaus den Frieden wolle, daß Spanien und Sardinien allein nicht gegen die kaiserlichen Streitkräfte aufkommen könnten, fügte sie sich in die Notwendigkeit. Auch Karl Emanuel, der das Herzogtum Mailand als Preis seiner Mitwirkung davonzutragen hoffte, mußte sich mit einer geringeren Beute begnügen. Er erhielt Novara und Tortona und später noch siebenundfünfzig günstig gelegene Reichslehen. Bald darauf starb der letzte Mediceer und nun konnte die Wiener Übereinkunft in einen definitiven Frieden verwandelt werden. So wurde ein deutsches Reichsland ohne Mitwirkung der Fürsten und Stände an Frankreich abgetreten. Der Reichstag, dessen Einwilligung man nachträglich der Form wegen einholte, dankte dem Kaiser für seine „Fürsichtigkeit in diesem so nötigen als nützlichen und heilsamen Friedensgeschäft“ und dem Herzog von Lothringen für seine „aus Friedensliebe gefaßte großmütige Entsagung“. Frankreich aber erlangte ohne alle eignen Opfer das schöne Herzogtum, nach dem es seit zwei Jahrhunderten getrachtet hatte. Doch erst durch den Frieden von Lüneville wurden die letzten Verbindungsfäden Lothringens mit dem Deutschen Reich zerschnitten. — Noch neunundzwanzig Jahre regierte hierauf Stanislaus, ein großer Gönner der Jesuiten, mit dem Titel eines Königs in Lüneville und Nancy, geliebt und geehrt von seinen Unterthanen, ein Wohlthäter der Armen, ein Beförderer der Künste und Wissenschaften, ein Verschönerer der lothringischen Städte. Polen dagegen ging unter Friedrich August III. seiner völligen Auflösung entgegen. Der sogenannte Pazifikationsreichstag erklärte jeden für infam oder vogelfrei,

Ausgang des Kriegs. — *3. Okt. 1735.* — *1736.* — *1736.*

der fremde (also auch sächsische) Heere ohne besondere Bewilligung der Republik ins Königreich führen würde, und verschärfte die harten Dissidentengesetze. Da der König und sein Minister Brühl um Rußlands Gunst buhlten, so wurde der Einfluß dieses drohenden Nachbarstaats immer mächtiger.

4. Der österreichisch-russische Türkenkrieg und der Belgrader Frieden.

Ursprung des Kriegs. Der Bund zwischen Rußland und Österreich behufs der polnischen Königswahl dauerte noch fort, als August III. bereits sicher auf dem Thron saß. Er trat aufs neue in Wirksamkeit, als die Feindseligkeiten der Russen und Tataren, deren wir früher Erwähnung gethan und die seitdem nie ganz aufgehört hatten, zu einem neuen Türkenkrieg führten. Die Schutzherrlichkeit der Pforte über die kriegerischen Völkerstämme, welche die Halbinsel Krim und die Küstenländer im Norden des Schwarzen und des Faulen Meeres bewohnten, war nur eine Schattenhoheit: die Befehle des entfernten Großherrn in Konstantinopel wurden von dem Chan der Tataren sowenig befolgt, als seine eignen von den herumstreifenden Räuberhorden. Die Klagen über Gebietsverletzungen durch feindselige Überfälle waren daher von seiten der Russen ebenso häufig und gegründet als es der Pforte unmöglich war, ihnen abzuhelfen. In diesen Grenzfehden lag ein Zündstoff verborgen, der stets zur Kriegsflamme entfacht werden konnte. Wir wissen, daß seit Peters des Großen Tagen die Politik der Russen darauf gerichtet war, diese Landstriche mit den günstig gelegenen Seeküsten ihrem Reich beizufügen, die tatarischen Hirten- und Reitervölker in ein ähnliches Verhältnis zum großen Zaren von Moskau und St. Petersburg zu setzen wie die Kosaken in der Ukraine und am Don. Und konnte ein geeigneterer Zeitpunkt zur Ausführung dieses Planes gefunden werden? Die Türkei erschöpft durch die Perserkriege und im Innern gebrochen durch Aufstände und Mißregierungen: Rußland dagegen im Bund mit Österreich, Meister in Polen und unter einem Regiment, bei dem erfahrene und kluge Staats- und Kriegsmänner, wie Ostermann und Münnich, das entscheidende Wort führten.

Die Feldzüge vom J. 1737. So konnte es denn den russischen Waffen nicht an Trophäen fehlen; auch ist es uns bereits bekannt, welche Erfolge die Heere erlangten, als Münnich Otschakow eroberte und Lascy nach der Krim vordrang. Die Erfolge der Russen, die mit Blut und Eisen in das feindliche Gebiet einbrachen, über Leichenhaufen die Mauern und Wälle erstiegen, wären noch viel bedeutender gewesen, ja die Zarenherrschaft hätte vielleicht schon damals an den Mündungen des Dnjepr und des Dnjestr und auf der Landenge von Perekop aufgerichtet werden können, wäre das verbündete Österreich mit gleicher Energie aufgetreten, wie in den Tagen Eugens. Allein mit dem großen Feldmarschall, der am 21. April 1736 in seinem Wiener Prachtschloß aus dem Leben geschieden, war auch die strategische Kunst und der Kriegsruhm früherer Tage zur Gruft getragen worden und

es fehlte im Kriegsrat und im kaiserlichen Ministerium an einer Persönlichkeit, die durch ihre geistige Überlegenheit und Autorität die zwieträchtigen Elemente zu gemeinsamem Zusammenwirken vereinigt hätte. Abgesehen von den Fehlern, die sich der Oberbefehlshaber Graf von Seckendorf, welchem der kaiserliche Schwiegersohn Franz von Lothringen zur Seite gestellt war, beim Vorrücken in Serbien, sein Zögling, der unerfahrene Prinz von Hildburghausen, in Bosnien und der General Wallis in der Walachei zu schulden kommen ließen, bestand auch keine Einheit weder in der Heerverwaltung noch im Wiener Kabinett. Man konnte schon damals zwei Strömungen beobachten, von denen die eine vom Kaiser ausging, die andre von seiner Tochter Maria Theresia, und die nicht selten verschiedenen Impulsen folgten und verschiedene Richtungen einhielten; während auf der andern Seite die Pforte sich des Rates und der Unterstützung vieler französischen Offiziere erfreute, die in Verbindung mit Bonneval das Osmanenreich zivilisatorischen Reformen entgegenzuführen trachteten und deren Einfluß auf die strategischen Operationen bei der Armee nicht zu verkennen war. Die österreichischen Heere, die sich zu tief in feindliches Land vorgewagt hatten, Juli 1737. sahen sich bald zu einem verlustvollen Rückzug genötigt; die Belagerung von Widdin mußte aufgegeben, die gewonnene Festung Nissa wieder geräumt werden; der Angriffskrieg verwandelte sich in einen Verteidigungskrieg. In Wien geriet man in Schrecken. Man warf die Schuld auf die Anführer: General Doxat, welcher Nissa übergeben hatte, wurde durch kriegsrichterlichen Spruch zum Tode mit Güterverlust verurteilt und hingerichtet; der Feldmarschall von Seckendorf, Febr. 1738. Oheim des österreichischen Botschafters in Berlin, der schon als Ausländer und Lutheraner die ganze jesuitische und ultramontane Kamarilla am Kaiserhof gegen sich hatte, wurde gleichfalls in Untersuchung gezogen und bis zum Tod Karls VI. zu Graz in Haft gehalten. Wie stiegen jetzt die Ansprüche der Pforte! Der Friedenskongreß, der vor dem Ausbruch des Kriegs zu Nimirow auf polnischem Gebiet zusammengetreten war, wurde aufgelöst und dem Marquis von Villeneuve, welchen Kardinal Fleury als bevollmächtigten Friedensvermittler nach Konstantinopel gesandt, der Bescheid erteilt, daß die Pforte in keinen Friedensschluß willigen werde, wenn ihr nicht Temeswar und Belgrad zurückgegeben, Asow von den Russen geräumt und dem jungen Joseph Rakoczy, der nach dem Tod seines Vaters von Wien entflohen war und sich unter den Schutz des Sultans gestellt hatte, das Fürstentum Siebenbürgen und die Besitzungen seiner Ahnen in Ungarn zurückerstattet würden.

Bei solchen Ansprüchen konnte von einer Pazifikation vorerst keine Rede Das Kriegsjahr 1738/39. sein, daher denn während des Jahres 1738 der Krieg an der Donau und in dem pontischen Küstenland fortdauerte; auch Siebenbürgen, wo Rakoczy mit einigen zusammengelaufenen Heerhaufen den kleinen Gebirgskrieg eröffnete, mußte durch österreichische Truppen unter Lobkowitz geschützt werden. Die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauteten günstiger: wie triumphierte man in Wien,

daß durch die Entfernung des verhaßten Seckendorf wieder ein besserer Geist in die Armee eingezogen sei; daß der neue Oberbefehlshaber, Herzog Franz Stephan von Toscana, die Kriegslorbeeren des Vaters auch um sein Haupt schlingen werde und die Feldherren, die ihm zur Seite standen, der Feldmarschall und Präsident des Hofkriegsrats Graf von Königsegg und die Generale Wallis, Neipperg und Hildburghausen den verdunkelten Kriegsruhm wieder herstellen würden! Über Joseph Rakoczy und seine Anhänger wurde die kaiserliche Acht und der päpstliche Bann ausgesprochen, was auf den schwächlichen in der Verehrung gegen die Kirche erzogenen jungen Fürsten solchen Eindruck machte, daß er noch vor Beendigung des Feldzugs im achtunddreißigsten Lebensjahr ins Grab sank. Aber wie bald wurden die Siegeshoffnungen gedämpft! Während die französischen Friedensvermittelungen den Kriegsgang an der Donau lähmten, machten die Türken große Anstrengungen, um im nächsten Frühjahr mit bedeutenden Streitkräften ins Feld zu rücken und durch Waffenerfolge möglichst günstige Bedingungen zu erzielen. Als Franz Stephan nach Wien zurückkehrte, kam der Oberbefehl in die Hände des unfähigen, für Österreichs Kriegsruhm wenig empfänglichen Feldmarschalls Wallis. Als dieser in Erfahrung brachte, daß der Großwesir mit der Hauptmacht, bei welcher sich auch der zum Pascha ernannte Bonneval befand, durch Serbien nach der Donau vorrücke, setzte er über den Strom und bot dem übermächtigen Feind auf der ungünstigen Walstatt bei
23. Juli 1739. Krozka eine Schlacht an. Sie dauerte einen ganzen Tag und endete trotz der tapfern Haltung der österreichischen Soldaten, hauptsächlich infolge ungeschickter Aufstellung der einzelnen Truppenteile, mit einer Niederlage. Nach großen Verlusten an Toten und Verwundeten ordnete Wallis den Rückzug über die Donau an und gab die Festungslinien von Belgrad den Türken preis, die sofort zur Belagerung der wichtigen Grenzstadt vorgingen. Noch wäre dieselbe zu retten gewesen, da General Succow, der mit einem namhaften Besatzungsheer die Festung hütete und bald in General Schmettau einen geschickten und mutigen Gefährten erhielt, zur tapfern Verteidigung entschlossen war, wenn in den nächsten Tagen von der Hauptarmee Entsatzmannschaften zu Hilfe gekommen wären. Allein Wallis traf so verkehrte militärische Anordnungen, daß die Türken in ihren Belagerungsanstalten ungehindert fortfahren konnten und die Lage der Stadt mit jedem Tag schwieriger ward. Umsonst legte Schmettau dem Feldmarschall einen Plan vor, wie man die bedrängte Festung durch einen Angriff von außen und einen gleichzeitigen Ausfall der Besatzung retten könnte; Wallis zog es vor mit dem Großwesir Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Zu dem Ende sandte er den General Neipperg, der gleich ihm selbst von Wien aus die Vollmacht empfangen hatte, für den Fall, daß Belgrad nicht zu halten wäre, um jeden
Aug. 1739. Preis Frieden zu schließen, in das Hauptquartier des Großwesirs.

Der Friede von Belgrad. 18. Sept. 1739. Schon am 1. September schlossen die österreichischen Unterhändler in überraschender Eile mit dem Großwesir die Präliminarien eines Friedens ab, durch

welchen fast alles, was Österreich durch Eugens Tapferkeit und militärisches Genie in Passarowitz errungen hatte, wieder an die Türken zurückgegeben ward. Die Donau und die Save sollten wie ehedem die Grenze zwischen beiden Reichen bilden, Belgrad wieder das Bollwerk der Osmanen werden, die österreichischen Territorien in Serbien und in der Walachei an die Osmanen zurückfallen. Kaum daß Villeneuves Vermittelungsvorschlag, die neuen Festungswerke zu schleifen und die Stadt nur in ihrem alten Zustand den türkischen Gebietern auszuliefern, von dem übermütigen Großwesir angenommen ward. Schmettau empfand den größten Unwillen über den schmählichen Handel; er wollte die Festung nicht räumen. Erst als ihn Wallis für den Schaden verantwortlich machte, den die Fortsetzung des Kriegs über das Kaiserreich bringen könnte, fügte er sich in die Notwendigkeit. Nun konnte auch Rußland, trotz Münnichs Sieg bei Chotin, nicht länger unter den Waffen bleiben. Wir wissen, wie ungern man in Petersburg auf den Frieden einging, der das Gebiet von Asow nach Schleifung der Festungswerke wieder großenteils an die Türken brachte und die Schutzherrlichkeit des Sultans über den Tatarenchan der Krim fortbestehen ließ. Nicht ganz mit Unrecht setzten die Osmanen den Sieg bei Krozka der Schlacht von Mohacs an die Seite.

V. Preußen und das Deutsche Reich.

Litteratur: Zur Gesch. der Regierung Fr. Wilh. I. und der Anfänge Friedr. d. Gr. außer den oft angeführten Werken von Ranke, Droysen, Stenzel: Fr. Förster, Fr. Wilh. I., König von Preußen, 3 Bde., nebst Urkundenbuch, Potsd. 1834 f. und von demselben Verf.: Friedrichs d. Gr. Jugendjahre, Bildung und Geist, Berlin 1822. Th. v. Seckendorf, Versuch einer Lebensbeschreibung des Generalfeldm. von Seckend., Leipz. 1792 ff., 4 Bde.; K. F. von Benckendorf, Charakterist. aus dem Leben Fr. Wilh. I. Berlin 1787 ff.; die Memoiren von K. L. von Pöllnitz (Mém. pour servir à l'hist. des quatres derniers souverains de la maison de Brandeb. Berl. 1792) und der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth. (Brunsw., Par. et Lond. 1812. 2 Bde.); Preuß, Friedr. d. Gr., eine Lebensgesch., 4 Bde., Berlin 1832—1834; Derselbe, Fr. d. Gr. Jugend und Thronbesteigung, Berlin 1840; M. Duncker, Abhandlungen z. Preuß. Geschichte aus der Zeit Friedr. d. Gr. und Friedr. Wilhelms I. Leipz. 1876; E. Bratuscheck, Die Erziehung Friedr. d. Gr., Berl. 1885; R. Koser, Friedrich der Große als Kronprinz, Stuttgart 1886; Stadelmann, Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landeskultur Preußens (Publ. aus den Pr. Staatsarchiven 2. Bd.), Leipz. 1887. Mehr bei der Gesch. des siebenj. Kriegs. — Für die deutsche Spezialgeschichte: die schon mehrfach erwähnten Landesgeschichten von Häusser für die Pfalz; von Bader für Baden; von Sattler, Spittler, Pfaff für Württemberg; von Zschokke für Bayern; von Weiße und Böttiger für Sachsen; von Havemann und Schaumann für Hannover und Braunschweig; von Rommel für Hessen, und das ältere übersichtliche Handbuch der Gesch. der souveränen Staaten des Rheinbundes von Pölitz. Leipz. 1811; Berghaus, Deutschland vor hundert Jahren. Leipz. 1859. 4 Bde. u. a. W. — Zur deutschen Litteratur s. S. 665. Dazu noch Herm. Hettner, Gesch. der deutschen

Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. (Dritter Teil des Werkes: Litteraturgesch. des achtz. Jahrhunderts) Braunschweig 1862 ff. und seitdem in neuen Aufl.; Fr. K. Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Leipz. 1854—1858. Bd. 1 u. 2.

1. Preußen unter König Friedrich Wilhelm I. und Friedrichs des Großen Jugend.

Friedrich Wilhelm I. 1713—1740. geb. 4. Aug. 1688. Charakter des Königs und seines Regiments.

Unter Friedrich I. hatte der preußische Staat seine Kräfte zu sehr in den fernen Unternehmungen der großen europäischen Kriegspolitik zersplittert; die rühmliche, aber ziemlich unfruchtbare Teilnahme am spanischen Erbfolgekrieg, die kostspielige Verwaltung, der Prunk eines glänzenden Hofhalts, die Mißwirtschaft mehrerer Minister hatten dem Wohlstand des Landes schwere Wunden geschlagen. Dem ersten König Preußens ging der Schein häufig über das Wesen, und mit seinen Ansprüchen und seinem äußern Auftreten stand die innere Macht des Reichs nicht immer im Einklang. Es war Gefahr, daß der jung aufstrebende Staat durch die übermäßige Anspannung seiner materiellen Kräfte in ein frühes Siechtum gerate. Da war es nun ein Glück, daß der Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. so durchaus andre Sinnesart trug. Eine gesunde, derbe, rauhe Soldatennatur, allem äußern Schein und feinern Schmuck des Lebens abgeneigt, den Blick auf das Nächstliegende, Praktische gerichtet, voll einfach bürgerlicher Tugend, sparsamer Wirtschaftlichkeit und patriarchalischen Sinnes, in einer Zeit, da die frevelhafteste Volksbedrückung und wahnsinnigste Genußsucht als das gute Recht des Fürsten angesehen ward, ein Mann von nüchternster Realität, unzugänglich für die luftigen Gebilde einer weitausgreifenden Politik und die Lockungen eines schwindelhaften Ehrgeizes, so steht Friedrich Wilhelm I. vor uns, und die Frucht seiner Regierung ist die Sammlung der gediegenen Kräfte, die es dem preußischen Staat ermöglichten, bald darauf eine schwere entscheidungsvolle Prüfungszeit glücklich zu bestehen. Es waren redliche, wohlmeinende und rechtschaffene Absichten, die der König im Sinn trug und mit zäher Energie verwirklichte. Herrisch, durchfahrend, unbezähmbar heftig, rechthaberisch und eigensinnig, ein strenger Autokrat, der alles selbst beobachtet und leitet, von einer unermüdlichen Arbeitskraft, ein Feind aller Verweichlichung und Bequemlichkeit, setzte er seinen eisernen Willen allen Schwierigkeiten zum Trotz durch und verlangte den unbedingtesten Gehorsam aller seiner Unterthanen. „Gehorchen, und nicht räsonnieren!“ war sein beliebter Bescheid auf Eingaben und Vorstellungen. Alles zitterte vor dem zornigen Mann, der nicht den leisesten Widerspruch ertragen konnte, der mit seinen Untergebenen, vom Minister und General bis zum Lakaien und Soldaten, in der heftigsten Weise umging, wohl auch eigenhändig mit dem Stock dreinfuhr; die Straßen wurden öde und leer, wenn sich der gefürchtete König zeigte und selbst nachsah, ob seine polizeilichen Anordnungen befolgt wurden. Niemals gab es härtere Kriminalgesetze und nie wurden sie strenger vollzogen. Für Blutschuld Gnade zu üben, ging ihm geradezu gegen das Gewissen, aber auch auf Diebstahl, namentlich wenn es sich um Veruntreuung fiskalischer Gelder handelte, stand meist der

Galgen. Die ganze Justiz war im höchsten Grad patriarchalisch-willkürlich und summarisch; der König selbst griff beliebig in die Rechtsprechung ein und entschied nach seinen gesunden, oft freilich auch recht rohen und gewaltthätigen Begriffen; den schwerfälligen und verwickelten Formen der zünftigen Jurisprudenz war er äußerst abgeneigt. An die Arbeitskraft und Pflichttreue seiner Beamten, die er ohne Rücksicht auf Rang, Stand und Konfession auswählte, stellte er die höchsten Anforderungen. Wehe dem, der eine Sitzung ohne Grund versäumte oder zu spät auf dem Büreau erschien; unaufhörlich wurde betont, daß man die Beamten bezahle, damit sie arbeiten. Eine neue Behördenorganisation mit vom König selbst verfaßten Instruktionen, die Gründung des „Generaldirektoriums", eines Zentralkollegiums zum Zwecke größerer Einheit in der Verwaltung und einer systematischen Ordnung des Staatshaushalts, und die zahlreichen eigenhändigen, durch ihre lakonische Kürze und Derbheit berühmten, überall die Sache treffenden Randbemerkungen auf den amtlichen Berichten und Aktenstücken zeugen von der genauen Einsicht des Monarchen in alle Zweige der Verwaltung, von seinem praktischen Sinn und Sachverständnis. Am wenigsten Interesse hatte der König für die auswärtigen Angelegenheiten, die der gewandte, durchtriebene, oft doppelzüngige Ilgen leitete. Die falschen Künste der damaligen Diplomaten waren seinem geraden offenen Wesen zuwider und er vermochte ihren Schlangenwegen nicht zu folgen.

Volkswirtschaft, Finanzen, Industrie.

Dagegen hatte Friedrich Wilhelm I. ein außerordentliches Verständnis und eifrige Fürsorge für die materiellen Seiten der Staatsverwaltung, insbesondere das Finanzwesen. Die Erhöhung der königlichen Einkünfte und die Beschränkung der Ausgaben beschäftigte ihn sein ganzes Leben lang, und es waren gute und schlechte Mittel, die er zu diesem Zweck anwandte, die schonungsloseste und härteste Herabsetzung der Beamtengehälter, oft weit über das gebührende Maß hinaus, der Verkauf von Ämtern, Titeln und Auszeichnungen, hohe Steuern und drückende Accise und Eingangszölle. Durch Errichtung eines scharfen Schutzzollsystems, durch Ausschließung fremder Erzeugnisse dachte er die mangelhafte Industrie Preußens in die Höhe zu bringen, was ihm doch nur unvollkommen gelang und jeden Aufschwung des Handels niederhielt. Das Verbot der Einfuhr fremder Fabrikate führte er so schonungslos durch, daß er den Frauen auf der Straße ihre aus fremdem Baumwollenzeug verfertigten Kleider vom Leibe reißen und kattunene Bettvorhänge aus den Häusern wegnehmen ließ. Seine volkswirtschaftlichen Ideen waren auf das Nächstliegende gerichtet, und trotz mancher Mißgriffe wirkte er viel Wohlthätiges. Den Domänen insbesondere widmete er die sorgsamste Pflege, schaffte überall die Erbpacht ab, führte eine rationellere Bewirtschaftung ein und erhöhte so den Ertrag; bis in die kleinsten Einzelheiten sind eigenhändige Verordnungen des Königs über diese Dinge vorhanden. Für alle Verbesserungen der Landwirtschaft und Viehzucht, für Anbau wüster Plätze, für Gründung neuer Ansiedelungen, für das Gedeihen der bäuerlichen Arbeit hatte er Anregung, Förderung und auch eine offene Hand. Die durch Pest und Hungersnot entvölkerten Provinzen Preußen und Litauen, wo er aus Sumpf und Heide treffliches Ackerland schuf und die Zahl der Städte verdoppelte, verdanken ihm eine außerordentliche Hebung der Kultur und des Wohlstands. Freilich zeigte er auch hier nicht selten seine gewaltthätige Natur, so wenn er, um Berlin und Potsdam in die Höhe zu bringen, beliebigen

Leuten, die er für geeignet hielt, Häuserbauten an angewiesenen Orten befahl, ohne im mindesten auf ihre Neigung und finanzielle Fähigkeit Rücksicht zu nehmen, ein Verfahren, das manchen geradezu wirtschaftlich zu Grunde richtete. Fleißige und brauchbare Ansiedler fanden von überall her eine willkommene Aufnahme in Preußen. Der Religionsdruck, der in vielen Nachbarländern herrschte und dem preußischen Königreich so manche tüchtige Kraft zuführte, kam auch Friedrich Wilhelm I. zu statten; die Aufnahme der vertriebenen Salzburger Lutheraner, mehr als 15,000 fleißige und wohlhabende Bauern, die in den östlichsten Grenzlandschaften angesiedelt wurden, war eine sehr wertvolle Erwerbung. Und ebenso beförderte der König durch Unterstützungen und Steuererleichterungen den Zuzug kenntnisreicher Gewerbetreibender; die gesunkene einheimische Manufaktur zu heben, war sein eifriges Bestreben; für alle Zweige der Fabrikation ergingen die genauesten technischen Vorschriften. Ein tüchtiger Bauer und ein geschickter Handwerker waren eigentlich die einzigen Berufsarten, vor denen er neben dem Soldatenstand Achtung hatte. Die Fürsorge für diese untern Schichten der Gesellschaft, die Geringschätzung adliger Geburt und vornehmer Lebensstellung ist ein hervorstechender und wohlthuender Charakterzug Friedrich Wilhelms. Ein Domänenrat von Schlubhuth, von hochangesehener Stellung und gutem Adel, der Kolonistengelder veruntreut hatte, wurde sofort aufgeknüpft, ein Verfahren, das weithin Aufsehen und Schrecken verbreitete.

Militärwesen.

Die einzige kostspielige Neigung, die dieser sparsame, man kann sagen geizige König hatte, war seine Vorliebe für alles, was sich auf den Soldatenstand bezieht. Zur Vermehrung und besseren Ausrüstung seines Heeres war ihm keine Ausgabe zu hoch und jedem einzelnen seiner „lieben blauen Kinder" wandte er ein persönliches Interesse zu. Das Einexerzieren, die Sorge für Bekleidung, Verpflegung, Bewaffnung seiner Truppen war ihm die tägliche und am meisten am Herzen liegende Beschäftigung; er brachte gegen Ende seiner Regierung über 80,000 Mann zusammen, die schon damals jene vielbewunderte preußische Ausbildung im Dienst zeigten. In der Sicherheit und Schnelligkeit des Feuerns, die durch Einführung der eisernen Ladestöcke statt der hölzernen wesentlich erhöht wurde, in der Präzision der Gewehrgriffe und des Taktschritts, in der straffen Haltung, in der peinlichen Sorge für Waffen und Uniformen stand schon damals die preußische Armee einzig da. Unermüdlich ging dem König bei diesen Organisationen Leopold von Dessau zur Seite. Allerdings hielt mit den äußern Fertigkeiten, die vielleicht manchmal übertrieben waren, doch aber mit Unrecht als Gamaschendienst verspottet wurden, die innere Ausbildung und geistige Hebung des Heeres nicht Schritt. Beim Offizierkorps wurde auf ordentliche Führung, Gewissenhaftigkeit in allen Kleinigkeiten des Dienstes, persönliche Ehre und militärisches Standesgefühl gesehen; von kriegswissenschaftlicher Bildung aber hielt der König nicht viel, und noch weniger der „alte Dessauer". Eine gewisse Roheit galt fast als ein Ruhm des damaligen Offizierstandes; wer etwas gelernt hatte, wurde wohl als Federfuchser und Tintenklecker verspottet und man bezweifelte, ob er ein braver Soldat sein könne. Erst als unter Friedrich Wilhelms Nachfolgern die äußere Fertigkeit der Truppen mit der geistigen Ausbildung der Führer verbunden wurde, erlangte die preußische Armee jene innere Tüchtigkeit, die sie zum unerreichten Muster gemacht hat. Das Heer Friedrich Wilhelms war noch zum größten Teil durch Werbungen, oft auch gewaltsame Pressungen zusammengebracht. Im Jahr 1733 wurde daneben das „Kantonssystem" eingeführt, das Reich wurde nach Bezirken eingeteilt und diese den einzelnen Regimentern zur Ergänzung angewiesen, mit der Bestimmung, daß jeder Bürger und Bauer mit gewissen Ausnahmen und mit Berücksichtigung der Abkömmlichkeit beim bürgerlichen Gewerbe und dem Landbau kriegsdienstpflichtig sei. Wer und wie viele wirklich ausgehoben wurden,

war gänzlich willkürlich und unbestimmt, und die unvollkommene Einrichtung hatte sehr viele Mißbräuche und Unbilligkeiten im Gefolge, war aber immerhin ein verheißungsvoller Anfang, an Stelle des Söldnerwesens ein nationales Wehrsystem zu setzen. Und dieses große Heer erforderte keine fremden Subsidien, sondern war lediglich auf die Erträge des Landes gegründet, und vermöge des Barschatzes jeden Augenblick schlagfertig. Eine wahre Manie und seltsame Leidenschaft des Königs war die Vorliebe für großgewachsene Soldaten. Um „lange Kerle" für die Armee zu gewinnen, wurden Millionen ausgegeben und die schnödesten Gewaltthaten nicht gescheut. Ein Mann von sechs Fuß und darüber war nirgends, er mochte preußischer Unterthan sein oder nicht, davor sicher, in den Soldatenrock gesteckt zu werden. Mit List und Gewalt wurden die langen Leute selbst im Ausland aufgegriffen und mehr als eine ernste politische Verwickelung ist wegen solcher rechtsverletzenden Pressungen entstanden. Wer den König am sichersten gewinnen wollte, machte ihm ein Geschenk mit hochgewachsenen Soldaten. In ganz Europa waren die preußischen Werbeoffiziere gefürchtet und gehaßt, und wer einmal den blauen Rock trug, für den war es kaum mehr möglich loszukommen. Dem König soll auf der Welt nichts so nahe gegangen sein, als der Tod eines langen Grenadiers; seine gesamte Leibkompanie ließ er in Lebensgröße abmalen, fast das Einzige, womit er die Kunst unterstützte. Es war eine Art Geisteskrankheit des Königs; das Heer gewann durch diese seltsame Spielerei nichts. Es ist begreiflich, daß eine solche, aus aller Herren Ländern zusammengebrachte, oft genug aus dem Auswurf der Nationen bestehende Truppe nur durch die härteste Zucht und Strenge in Ordnung zu halten war; auf Desertion, Insubordination und Vergehen gegen die militärische Disziplin standen die schärfsten und entehrendsten Strafen, gewöhnlich der Tod. So war das Heer beschaffen, welches Friedrich Wilhelm mit gutem Grund als seine eigenste Schöpfung betrachtete. Merkwürdig, daß bei dieser außerordentlichen Vorliebe für alles Militärische der König doch den Krieg scheute. Seine Regierung ist friedlicher verflossen, als die seiner meisten Vorgänger und Nachfolger. Wir kennen die Beteiligung Preußens an dem nordischen Krieg, welche den Besitz von Stettin und den Odermündungen, das alte Ziel des großen Kurfürsten, einbrachte (S. 810, 854). Das und eine kurze Teilnahme an dem unfruchtbaren Reichskrieg gegen Frankreich in den Jahren 1734 und 1735 waren aber auch die einzigen Feldzüge während der Regierung Friedrich Wilhelms. In jener rheinischen Kampagne lernte Friedrich der Große zum erstenmal den Krieg kennen, brachte noch dem damals freilich schon altersschwachen Prinzen Eugen seine Huldigungen dar und bildete sich über den Wert des kaiserlichen Heerwesens ein für die Folgezeit maßgebendes Urteil. Die Früchte der militärischen Organisationen und der gewaltigen Steigerung der preußischen Wehrkraft sollte erst der Nachfolger Friedrich Wilhelms pflücken.

Unter den veränderten Militärverhältnissen, wie sie durch die Notwendigkeit der stehenden Heere begründet wurden, war der ritterliche Dienst des Adels, der auf dem Lehnsverband beruhte, nicht mehr zu gebrauchen. Es lag nicht in der praktischen Natur Friedrich Wilhelms I., Einrichtungen, die in der Neuzeit keinen Zweck mehr hatten, aus bloßer Ehrfurcht vor ihrem Alter aufrecht zu erhalten. Er beschloß die „Lehnspferde" und die sonstigen auf den Lehnsgütern haftenden Leistungen ganz aufzuheben, den Lehnsbesitz in freies Erb- und Allodialgut zu verwandeln, den Vasallen die beliebige Verfügung über ihren Besitz, Veräußerung und Belastung desselben einzuräumen, den Heimfall abzuschaffen. Dafür sollte der Lehnsadel eine jährliche Abgabe zahlen. Trotz vielfachen Widerspruchs der Ritterschaft wurde im Laufe der Jahre die neue Einrichtung, mit Überredung und Zwang, allenthalben durchgeführt. Damit war ein Werk von der größten Bedeutung gelungen, die Kräfte des Adels zu dem allgemeinen

Auflösung des Lehnsnexus.

Zweck der Landesbewaffnung herbeizuziehen, ohne denselben doch zu vernichten. Seitdem fand auch der preußische Adel seine Stelle unter den veränderten militärischen Verhältnissen: das Offizierkorps in dem Heer Friedrich Wilhelms I. bestand ganz überwiegend aus dem einheimischen Adel, nicht wie anderwärts aus fremden Dienstsuchenden, ein Umstand, der den nationalen Charakter dieses Heeres, seinen moralischen Gehalt und seine Ergebenheit an den Kriegs- und Landesherrn wesentlich erhöhte.

Häusliches Leben. Wie des Königs öffentliche Waltung, so war auch sein häusliches Leben und seine Erholung: rauh, derb, urkräftig und unverdorben. An die Stelle der glänzenden Hoffeste traten Wachtparaden und Musterungen, an die Stelle der prunkenden Gastmähler Hausmannskost und bürgerliche Geselligkeit; die Juwelen und kostbaren Gerätschaften, die der Vater mühsam erworben, verkaufte der Sohn; alles was an Luxus grenzte, wurde vom Hof verbannt, die Dienerschaft aufs Notwendigste beschränkt; die Königin und ihre Töchter mußten sich mit Handarbeiten und häuslichen Verrichtungen befassen. Wo sich nur irgend etwas sparen ließ, machte der König Abstriche und richtete seine persönliche Aufmerksamkeit bis herab auf den Küchenzettel und die kleinsten Einzelheiten der Mode und Kleidertracht. Jetzt gab es keine Schauspiele und Konzerte, keine Soireen und geistreichen Zirkel mehr. Dafür besuchte der König das berühmte „Tabakskollegium“. Hier versammelte er seine Generale, Minister und Diplomaten und führte bei Bier und Tabak eine zwanglose Unterhaltung über ernste und scherzhafte Dinge, wobei freilich auch Roheiten und Ausgelassenheiten nicht selten waren. Auch in der wildesten Parforcejagd in den Wäldern von Wusterhausen suchte er in seinen kräftigen Jahren Erholung; als er dieser Leidenschaft wegen großer Beleibtheit entsagen mußte, unterhielt er sich in seinem Zimmer mit Drechseln und Handarbeiten. In seinem ganzen Thun und Lassen glich er einem derben Landjunker. An dem bürgerlich-einfachen Hof zu Berlin und Potsdam war keine Spur von jener sonst an den Fürstenhöfen überall herrschenden Nachahmung des französischen Wesens, von jener Verschwendung und Prunksucht, jener Üppigkeit und Mätressenwirtschaft.

Religion und Geistesleben. Unter der übermäßigen Bescheidenheit und Schmucklosigkeit dieses Lebens litten am meisten die Künste und Wissenschaften, wenn der König nicht sofort ihren praktischen Nutzen erkannte; Gelehrte und Künstler, die unter den vorigen Regierungen mit Mühe und Kosten waren herangezogen worden, wurden einfach entlassen oder in ihren Gehältern aufs äußerste beschränkt; wir wissen bereits, daß Christian Wolff, dessen Philosophie den Rechtgläubigen anstößig war, den Befehl erhielt, „bei Strafe des Stranges“ innerhalb vierundzwanzig Stunden Halle zu verlassen (S. 706). Allem Sektenwesen und rationalistischer Aufklärung war Friedrich Wilhelm von Herzen feind, wenn er auch nicht von der bereits traditionellen Duldsamkeit der preußischen Monarchen abwich. Ein guter Protestant und ein Mann von festem Glauben, kränkte er doch auch andre Konfessionen nicht in ihren Rechten; dafür verlangte er aber auch, daß seine Glaubensgenossen anderswo nicht mißhandelt würden, und trat sehr energisch für die Protestanten ein, wo immer sie gedrückt und in ihren Rechten verkürzt wurden. Wie wenig der König von höherer Geistesbildung hielt, das zeigte sich namentlich in der unwürdigen Behandlung der Universitäten und andrer wissenschaftlichen Institute. Die Akademie

in Berlin, die prunkvolle Schöpfung seines Vaters, war nahe daran, völlig einzugehen; man mußte dem König vorstellen, sie lasse sich zur Ausbildung von Wundärzten benutzen, damit sie nur notdürftig ihr Dasein fristen konnte. Zum Präsidenten wurde Jakob Paul Gundling, ein Bruder des angesehenen Staatsrechtslehrers und Historikers in Halle, ernannt, ein Mann nicht ohne Kenntnisse, der dem König auch als Zeitungsreferent diente, aber wegen seiner Trunksucht und seiner pedantischen dünkelhaften Gelehrtenmanieren der ganzen Residenz und insbesondere dem „Tabakskollegium" eine unerschöpfliche Quelle des Ärgernisses und des Spottes. Er und seine Nachfolger, darunter auch Faßmann, der Biograph des Königs, mußten es sich gefallen lassen, geradezu als Hofnarren, lustige Räte und als Zielscheibe der plumpsten Späße behandelt zu werden. Das waren die Nachfolger von Leibniz! So geringschätzig Friedrich Wilhelm die gelehrten Prunkanstalten behandelte, so sehr er es liebte, sich über die steife, hochmütige und unnütze Professorenweisheit lustig zu machen, so bereitwillig erkannte er auf der andern Seite den Wert des niedern Volksunterrichts an, der den Leuten Bibelkunde, Rechnen, Schreiben und andre brauchbare Kenntnisse beibrachte. Des Königs Fürsorge war überall vorzugsweise auf die untern Schichten des Volks gerichtet; er haßte den gesellschaftlichen und geistigen Firnis der höhern Welt.

So eifersüchtig und mißtrauisch Friedrich Wilhelm die Selbständigkeit seiner Entschlüsse und Handlungen zu wahren suchte, so war er doch abhängig und lenkbar, wenn man ihn geschickt zu behandeln verstand. Einen dauernden und mächtigen Einfluß übte der General und Minister Friedrich Wilhelm von Grumbkow, ein jovialer Lebemann, gewandt und geschmeidig, aber auch höchst intrigant, selbstsüchtig und, um die Mittel zu seinem Aufwand zu bestreiten, bestechlich, deshalb auch zuletzt in Ungnade entlassen. Die Thronbesteigung Friedrichs II., zu dessen Mißverhältnis mit dem Vater er so viel beigetragen, erlebte er nicht mehr. Neben ihm wußte der kaiserliche Gesandte, Graf Friedrich Heinrich von Seckendorf, ein tüchtiger General und feiner verschlagener Diplomat, aber voll Habsucht und Falschheit, in den entscheidendsten Jahren auf des Königs auswärtige Politik bestimmend einzuwirken. Die angesehenste Person am Hofe, recht ein Mann nach des Königs Herzen, war der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, unter dem Namen des „alten Dessauer" eine der volkstümlichsten Figuren der preußischen Geschichte. Das derbe, alle feine Bildung und Sitte mit offenem Hohn verschmähende, dabei aber leutselige und biedere Wesen des tapfern Kriegsmannes, der gleich dem König nur für den Soldaten ein Herz hatte und an der Verbesserung des Heerwesens unermüdlich und erfolgreich arbeitete, der im schwedischen und im spanischen Erbfolgekrieg Proben eines hervorragenden Feldherrntalents und eines schneidigen Mutes abgelegt hatte, prägte sich der Erinnerung der Zeitgenossen und Nachkommen tief ein als der Typus der guten alten preußischen Soldatenart. Von seiner rauhen, selbst rohen und doch wieder leutseligen Weise, seinem naturwüchsigen Witz, seinen genialen Kraft- und Kernworten wußte das Volk noch in späten Zeiten einen reichen Schatz von Anekdoten zu erzählen, und auch der Soldatenaberglauben heftete sich an den alten Helden, der kugelfest und gefeit in so vielen Schlachten gefochten. Dabei

Des Königs Umgebung und Familie.

Leopold von Dessau. 1676–1747.

war Leopold von Dessau von viel natürlichem Verstand und angeborner Schlauheit keineswegs so ungebildet, wie er sich selbst den Anschein gab, sogar litterarisch thätig; er wußte einen sehr nachhaltigen und tiefgehenden Einfluß vermöge seiner Herrschsucht und geistigen Überlegenheit auf seinen königlichen Verwandten auszuüben. Die politischen und persönlichen Ziele und Interessen dieser hochstehenden Männer kreuzten sich meistens mit denen der Königin Sophie, Tochter Georgs I. von Hannover-England, einer feingebildeten Frau und trefflichen Mutter, die unter der häuslichen Tyrannei des Königs und seiner oft rauhen Behandlung viel zu leiden hatte. Die entgegengesetzte Einwirkung der feindlichen Hofparteien, der angesehensten Günstlinge und der Königin, auf den Monarchen, der von augenblicklichen Einflüssen und Eindrücken, von wechselnden Gefühlsaufwallungen abhängig, trotz seines Argwohns leicht zu gewinnen, aber auch schwankend und unsicher war, erzeugte oft recht unerquickliche Intrigen und Umtriebe, die in die großen Fragen der auswärtigen Politik wie in die persönlichen Verhältnisse der königlichen Familie bestimmend eingriffen. Bei der innigen Wechselbeziehung zwischen den häuslichen und politischen Angelegenheiten bestand die Aufgabe eines Grumbkow und Seckendorf oft geradezu in der Stiftung von Familienhader, und sie haben sich dieser Aufgabe mit viel Erfolg erledigt.

Das englische Vermählungsprojekt. Verbindung mit Österreich. Die Königin strebte mit zäher Ausdauer nach einer engern Verbindung der ihr so nahe stehenden Häuser Preußen und England-Hannover; eine Doppelheirat zwischen ihren beiden ältesten Kindern, dem Kronprinzen Friedrich und dessen Schwester Wilhelmine und den Kindern ihres Bruders Georg II., war der Lieblingsgedanke ihres Herzens, und in der That gelang es ihr, die Eheverabredung zwischen den beiden Höfen zustandezubringen. Hand in Hand damit ging der Abschluß der Herrenhauser Allianz
3. Sept. 1725. (S. 829) mit England und Frankreich gegenüber dem Bund Österreichs und Spaniens. Den preußischen König in das österreichische Interesse zu ziehen, war nun das eifrigste Anliegen Seckendorfs und seines Genossen Grumbkow, und es gelang diesen verschlagenen Männern bald, dem Monarchen schwere Bedenken gegen den englisch-französischen Bund einzuflößen. In dem verschlungenen Gewebe der auswärtigen Politik, das er nicht durchschaute, konnte sich Friedrich Wilhelm nicht zurechtfinden; schwankend und unbeständig neigte er bald dahin, bald dorthin. Seine natürliche Unsicherheit und sein Mißtrauen war vor Jahren noch gesteigert worden durch die verräterischen Umtriebe des ränkesüchtigen diplomatischen Abenteurers Clement, der seltsame Anzettelungen zwischen den Höfen von Berlin, Wien und Dresden gestiftet hatte. Der König haßte die Franzosen als deutscher Patriot, hatte vor dem Kaiser trotz mancherlei Spannungen eine tiefeingewurzelte Ehrfurcht, war seinem stolzen englischen Schwiegervater niemals zugethan und noch ärgerlicher über ihn, als er wahrnahm, daß jener wenig Ernst und Eifer hatte, die Doppelheirat wirklich zum Vollzug kommen zu lassen. Zudem war er unklar, bedenklich und mißtrauisch über die eigentlichen Ziele des Bundes. So war es
12. Okt. 1726. denn nicht schwer, den König zu dem Wusterhauser Vertrag zu bringen, der gegen die preußische Anerkennung der österreichischen Erbfolgeordnung eine ziemlich nichtige und später offenkundig verletzte Zusicherung hinsichtlich der Erwerbung des Herzogtums Berg nach dem bevorstehenden Erlöschen der pfalz-neuburgischen Linie gewährte, ein Ziel, das bei Friedrich Wilhelm im Vordergrund aller politischen Berechnungen stand. Die Trennung des Königs von den Westmächten war ein Meisterstück Seckendorfs. Bald

darauf verlor freilich die Situation, die um jene Zeit unmittelbar zum europäischen Krieg zu führen schien, viel von der Spannung, und damit sank auch die Bundesgenossenschaft Preußens im Wert; doch aber war die österreichische Politik sorgfältig bestrebt, den König Friedrich Wilhelm bei dem Bündnis festzuhalten, ihn von den Westmächten zu trennen und besonders mit England zu verfeinden. Dies gelang auch vollständig. In dem Berliner Vertrag wurden die Wusterhauser Abmachungen erneuert, 23. Dez. 1728. Preußen gab sich zum hauptsächlichsten Bürgen der Gewährleistung der kaiserlichen Erblande und der pragmatischen Sanktion her, versprach dem künftigen Gemahl der österreichischen Erbtochter seine Stimme bei der Kaiserwahl, wogegen dem König Friedrich Wilhelm das Herzogtum Berg aufs neue zugesichert wurde. Allein wir werden sehen, daß diese Zusage nie ernstlich gemeint war und nie erfüllt wurde. Zu spät erkannte der König, daß er sich durch die österreichischen Umtriebe hatte bethören lassen. Hand in Hand mit der politischen Entfremdung zwischen Preußen und England ging die persönliche der Monarchen. Die jahrelang fortgesetzten Heiratsprojekte, die in ganz Europa als eine Staatsaktion ersten Ranges behandelt wurden, stießen auf die mannigfachsten Hindernisse; von englischer Seite suchte man diese Angelegenheit immer zu politischen Kombinationen auszubeuten und der König von Preußen fürchtete, eben dadurch in die Abhängigkeit von dem mächtigeren England zu geraten und in eine Richtung gedrängt zu werden, die seiner dermaligen Ergebenheit gegen den Kaiser widersprach. Es kam hinzu die Abneigung gegen den hochfahrenden Schwager, der die Heirat fast als eine Gnade angesehen wissen wollte, das Hetzen der kaiserlich gesinnten Hofpartei, die mannigfachsten Bedenken politischer und persönlicher Natur. Das Eheprojekt wurde immer aussichtsloser, und als endlich der englische Hof Ernst machte und den Ritter Hotham zu einer förmlichen Werbung nach Berlin sandte, zugleich aber auch mit dem April 1730. Auftrag, den Minister Grumbkow als Verräter anzuklagen, seine Entfernung zu verlangen, die kaiserlichen Intrigen zu zerreißen, da fühlte sich der König aufs tiefste verletzt, daß man in seine Angelegenheiten eingreifen, ihm in seinem Haus Gesetze vorschreiben wolle. Im Zusammenhang mit diesen Vorgängen wurden die häuslichen Verhältnisse am Berliner Hof von Tag zu Tag unerfreulicher, die Entfremdung zwischen Vater und Sohn wuchs mehr und mehr. Endlich wurden die Unterhandlungen mit London durch eine traurige Katastrophe in der preußischen Königsfamilie völlig abgebrochen.

Die erste Erziehung des Kronprinzen Friedrich, wie auch bereits die des Jugend und Erziehung des Kronprinzen Friedrich, geb. 24. Jan. 1712. Vaters hatte die würdige Frau von Rocoulles geleitet, eine geflüchtete Hugenottin, aus deren Umgang der Knabe namentlich die Vorliebe für die französische Sprache zog, die er zeitlebens bewahrte. Dann war der General Graf Finckenstein als Oberhofmeister eingetreten, ein rauher militärisch strenger Mann, der nach des Königs eigner Instruktion seinem Zögling Gottesfurcht und Sittlichkeit, Ruhmbegierde, guten protestantischen Glauben und besonders auch Sparsamkeit und Ordnung einprägen sollte, von den Wissenschaften aber eine gewandte Schreibart im Französischen und Deutschen, die Rechenkunst, Ökonomie, Historie und Geographie; sein eigentlicher Präzeptor war ein französischer Emigrant Duhan de Jandun, ein feingebildeter, aufgeklärter, von Friedrich zeitlebens hochverehrter Mann, der dem Knaben die Ahnung eines höhern geistigen Lebens aufgehen ließ, als man es in den rauhen Kreisen des Vaters gewöhnt war. Vor allen Dingen sollte dem Kronprinzen die wahre Liebe zum Soldatenstand ein-

geflößt und jede Verzärtelung vermieden werden. Bis auf die Minute war die Beschäftigung des Prinzen geregelt; in der strengen Disziplin und dem wenig anregenden Lehrplan nahmen die Andachtsübungen und der christliche Unterricht eine übermäßige Stelle ein. Die ganze Lebens- und Lehrordnung widerstrebte bald dem begabten, geistreichen Prinzen. Er fand an den stundenlangen Predigten und Katechisationen ebensowenig Gefallen als an dem geistlosen Mechanismus des Soldatendienstes und an der peinlichen Ordnung, Wirtschaftlichkeit und Sittenstrenge, in die man seine überschäumende Lebenskraft zwingen wollte. Sein freier Sinn ließ sich in die beschränkten Gesichtskreise des Vaters nicht bannen; die strenge Zucht und die pedantische Erziehungsmethode forderten nur seinen Widerstand und seinen Spott heraus. Der Vater glaubte bald zu erkennen, daß der Prinz Hang zum Unglauben und Atheismus in sich trage, daß er Neigung zur Verschwendung, zu einem regellosen Leben, zu unordentlicher Wirtschaft besitze, und daß er auch nicht das Zeug zu einem guten Soldaten habe; dagegen gab er sich mit schönen Künsten, mit Zeichnen und Flötenspiel, mit der französischen Litteratur und andern unnützen Dingen ab, suchte die Gesellschaft geistreicher und lebenslustiger Männer, machte Schulden und wandelte auch im Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht nicht immer die ehrbaren Wege des sittenstrengen Vaters. Früh gewöhnte sich der König daran, in dem Thronfolger einen verlornen Sohn zu sehen, der der Familie und dem Staat nur Schande machen werde. Die Kälte und Entfremdung nahm mit den Jahren zu, und je strenger der Vater die anders gearteten Neigungen des Sohnes zu brechen suchte, je rauher er ihm begegnete, je gewaltsamer der auferlegte Zwang wurde, desto mehr erweiterte sich die Kluft zwischen den beiden Herzen. Es kam soweit, daß der König den Sohn nicht mehr erblicken konnte, ohne in Scheltworte und oft genug auch in körperliche Mißhandlungen gegen ihn auszubrechen. Und ebenso erging es seiner ältesten Schwester Friederike Wilhelmine, die mit dem Bruder viele geistigen Züge gemeinsam hatte und treulich zusammenhielt, und sich in der Folge für den erlittenen Druck durch höchst boshafte und pietätlose Memoiren rächte.

Fluchtversuch Friedrichs. Die rauhe Hand des despotischen Königs lag erdrückend schwer auf der jugendlichen Entwickelung des Prinzen. Er fühlte sich unglücklich, lebensüberdrüssig, hoffnungslos. „Ich bin in der äußersten Verzweiflung,“ schrieb er einmal seiner Mutter, „der König hat ganz vergessen, daß ich sein Sohn bin, und mich wie den gemeinsten Menschen behandelt. Ich trat diesen Morgen wie gewöhnlich in sein Zimmer, er sprang sogleich auf mich los, schlug mich mit seinem Stock so wütend, daß er nicht eher als vor eigner Ermattung aufhörte. Ich habe zu viel Ehrgefühl, um eine solche Behandlung auszuhalten, bin aufs Äußerste gebracht und entschlossen, dem auf die eine oder die andre Weise ein Ende zu machen.“ Er trug sich seitdem mit dem Gedanken einer Flucht nach England oder Frankreich, der ihn nicht wieder verließ. Mit seinen Vertrauten, dem Leutnant von Katte, einem talentvollen und geistreichen jungen Mann mit einem starken An-

flug von genialer Wüstheit, und dem Leutnant Kait wurde der Plan nach allen Richtungen besprochen. Auf einer Reise, die Vater und Sohn zum Besuch einiger süddeutschen Fürstenhöfe unternahmen, schien sich die Gelegenheit zu Juli 1730.
bieten, das Vorhaben auszuführen. In dem Dorf Steinfurt unweit Mannheim wurde der Versuch gemacht zu entfliehen; allein an der Wachsamkeit der Umgebung, der schon vorher allerlei Warnungen zugekommen, scheiterte der unbesonnen angelegte Plan; und als man nun nach Mannheim kam, warf sich der Page Kait, des Leutnants Bruder, der dem Prinzen die Pferde hatte liefern wollen, reuevoll dem König zu Füßen und bekannte alles. Der König schäumte vor Wut; er ließ den Kronprinzen in sichern Gewahrsam nehmen und nach Wesel, dann nach Berlin schaffen; er war entschlossen, die volle Strenge der Kriegsartikel gegen ihn als Deserteur in Anwendung zu bringen. Es war ganz in des Königs soldatischer Art, auch diese traurige Familienkatastrophe vom Standpunkt des militärischen Ungehorsams und der Fahnenflucht zu betrachten. Schrecken und Bestürzung herrschten allenthalben; bei dem unbezähmbaren Zorn des Königs mußte man auf das Äußerste gefaßt sein; man zog bange Vergleiche mit dem Untergang der Söhne Phlipps II. und Peters von Rußland. Alle Mitwisser und Förderer des Planes wurden verbannt, in Haft gebracht, aus dem Heer gestoßen, des Dienstes entlassen. Der Kronprinz wurde des Offiziersranges verlustig erklärt und als Staatsgefangener zu strenger Haft nach Küstrin gebracht. Ein Kriegsgericht sollte über ihn und Katte aburteilen; der ältere Kait war glücklich entkommen. Über den Prinzen weigerten sich die Offiziere des Kriegsgerichts einen Spruch zu fällen; es gezieme ihnen als Unterthanen nicht, über Vorfälle in der königlichen Familie zu erkennen. Das Todesurteil ist nicht, wie vielfach behauptet wurde, ausgesprochen worden, noch hat solches der König verlangt. Die Verwendungen des Kaisers und andrer nahestehender Höfe, die Bitten wohlmeinender Freunde und die wiederkehrende Ruhe nach der ersten Aufwallung stimmten auch den König mit der Zeit milder. Ein Opfer aber mußte fallen. Katte war von dem Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt worden, der König aber verschärfte den Spruch und ließ den hochverräterischen Offizier vor den Fenstern des Kronprinzen in Küstrin mit dem Schwert richten. Friedrich, 6. Nov 1730.
der vergebens alle Schuld auf sich zu nehmen und den Freund zu retten gesucht hatte, war aufs tiefste erschüttert; seine Widerstandskraft und sein Trotz waren gebrochen, Ergebung und Schwermut an ihre Stelle getreten. Auch der Vater war milder geworden, und als Friedrich jetzt einen Eid schwor, des Königs Befehlen künftig wie ein treuer Diener, Unterthan und Sohn nachleben zu wollen, wurde die Strenge der Haft verringert. Doch durfte der Prinz noch ein ganzes Jahr die Festung Küstrin nicht verlassen und mußte auf der Kriegs- und Domänenkammer arbeiten, eine Beschäftigung, in der er sich die genaue Bekanntschaft mit allen Zweigen der Verwaltung aneignete, die seiner Regierung später so sehr zu gute kam. Die völlige Versöhnung und Begnadigung, die

Wiederaufnahme in das Heer wurde erst vollzogen, als die dem König so verhaßten englischen Heiratspläne, an denen die Königin bis zur letzten Stunde festgehalten, endgültig aufgegeben wurden, als die Prinzessin Wilhelmine sich mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth, und bald darauf der Kronprinz mit
Juni 1733. Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern vermählte, einer einfachen, verständigen, gutherzigen Dame, die freilich weder die sinnlichen, noch die geistigen Ansprüche des jungen Fürsten zu befriedigen vermochte und stets unter dem traurigen Geschick zu leiden hatte, ein Opfer der Politik und peinlicher persönlichen Verhältnisse zu sein. Der Gedanke einer Vermählung mit Maria Theresia ist höchstens ganz flüchtig einmal aufgetaucht, konnte aber im Ernst, schon wegen der Religion, gar nicht gehegt werden.

Die Rheinsberger Zeit. Das geistige Leben um Friedrich. Nach der Vermählung kaufte sich der Kronprinz in dem Städtchen **Rheinsberg** bei Neuruppin an, baute sich an einem waldbekränzten See ein Schloß und konnte hier zum erstenmal, von dem strengen Vater entfernt, ungestört seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen, seinen litterarischen Arbeiten, dem Verkehr im angeregten geistreichen Freundeskreis leben. Hier versenkte sich der Kronprinz in die Geisteswerke aller Zeiten; hier sammelte er feingebildete und anregende Männer um sich (Jordan, Keyserling, Chazot, Lamotte-Fouqué, den bekannten Memoirenschreiber Pöllnitz u. a.); hier wurden Komödien und Konzerte aufgeführt; die leichte Muse der Dichtkunst, wie das ernste Studium der Philosophie, der Geschichte und Kriegswissenschaft wurden hier gepflegt. Friedrich las die Werke der Alten in französischen Übersetzungen und schöpfte daraus die edle Ruhmbegierde, an Großthaten und Geistesbildung den griechischen und römischen Helden nachzustreben; er bewunderte die französische Litteratur und unterhielt mit den berühmtesten Gelehrten aller Orten einen anregenden Briefwechsel. Er faßte für Voltaire eine solche Verehrung, daß er ihm die schmeichelhaftesten Briefe schrieb und den persönlichen Umgang mit einem so großen Geist als das höchste Glück pries. Der berühmte Franzose, dessen Umgang der Kronprinz vor dem Vater stets geheimhalten mußte, besuchte nach dem Regierungswechsel den König und nahm später sogar auf längere Zeit seinen Aufenthalt in Berlin; aber der persönliche Verkehr, der die eigennützige, selbstsüchtige und eitle Natur des Franzosen, sowie sein von Neid und Bosheit erfülltes Herz, seine Streitlust und vor allem seine schmutzige Erwerbsucht ans Licht brachte, benahm dem König viel von seiner frühern Bewunderung. Ein so spottsüchtiger Mann wie Voltaire, der nie einen Witz oder einen pikanten Einfall, wie verletzend sie auch sein mochten, unterdrücken konnte, war nicht zum Umgang mit einem Fürsten von ähnlicher Natur geschaffen. Besser eigneten sich dazu minder bedeutende Geister, wie der wegen seiner bis zum Materialismus freisinnigen Denkungsart aus Frankreich verwiesene La Mettrie, der Philosoph d'Argens, der italienische Schöngeist und Polyhistor Algarotti u. a., die sich nach der Thronbesteigung in dem neuerbauten Lustschloß bei Potsdam um den „Philosophen von Sanssouci" sammelten. Der französische Mathematiker Maupertuis wurde zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt, die sich jetzt wieder aus der Erniedrigung erhob. Auch die Zeitungen, die unter Friedrich Wilhelm sehr beschränkt, zeitweilig ganz unterdrückt gewesen, durften sich jetzt freier entwickeln; auf Friedrichs eigne Veranlassung erschienen gleich nach seiner Thronbesteigung zwei neue Blätter in Berlin, darunter die „Spenersche Zeitung" als „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", wofür der König wohl selbst hier und da Beiträge lieferte. Friedrichs fruchtbare litterarische Wirksamkeit werden wir an einem andern Ort im Zusammenhang überblicken.

Friedrichs religiöse Ansichten.

Auf das schöne geistige Stillleben in dem weltabgelegenen Städtchen sah Friedrich noch in späten Jahren mit freundlicher Erinnerung zurück. Es überkam ihn damals in Rheinsberg wohl der Wunsch, fern von den Geschäften des Staats für immer dem Dienst der Musen sich widmen zu können. Sein ganzes Leben hindurch, im Getümmel des Feldlagers, unter den Sorgen der Regierung hat er Trost und Erholung in den Büchern gesucht. Es war nicht etwa bloß die leichte Unterhaltung eines dilettantischen Geistes, sondern ernstes wissenschaftliches Streben, der Drang nach Erkenntnis und Belehrung, was diesen Studien zu Grunde lag. Mit ganz besonderer Hingebung erfaßte er die Richtung der Zeit auf das Religiös-Philosophische; er beschäftigte sich eingehend mit den höchsten Problemen des menschlichen Denkens, er ergründete die Leibniz-Wolffsche Philosophie in allen ihren Tiefen und suchte seinen großen französischen Freund für diese Weltweisheit zu gewinnen. Freilich wurde dabei sein positives Christentum mehr und mehr von aufklärenden Ideen der Zeit verdrängt; aber seine negative Richtung entsprang nicht flacher Frivolität, sondern dem ernstesten Drang nach Erkenntnis, dem Streben, sich über die höchsten Fragen des Seelenlebens klar zu werden. Die Bethätigung seiner freisinnigen religiösen Ansichten war denn auch das erste Anliegen Friedrichs, als er zur Regierung gelangt war. Der Philosoph Wolff wurde von Marburg nach Halle zurückgerufen; „ein Mensch, der die Wahrheit sucht und liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wert gehalten werden", bemerkte der König dazu. Ein andermal gab er auf eine Anfrage wegen Beibehaltung der römisch-katholischen Schulen für die Soldatenkinder den berühmten Bescheid: „die Religionen müssen alle toleriert werden; hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden". Das war freilich der traditionelle Geist der preußischen Politik, doch aber war unter keinem andern Regenten der Grundsatz, daß die staatsbürgerlichen Rechte von einem bestimmten Bekentnis nicht abhängig sein dürften, daß keine Religion auf alleinigen Staatsschutz Anspruch machen könne, so bewußt und konsequent durchgeführt worden, wie es unter diesem freien und starken Geist geschah.

Friedrichs II. Thronbesteigung. 1740.

In den letzten Jahren hatte sich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn freundlich, fast zärtlich gestaltet, und als der alte König am 31. Mai 1740 starb, pries er Gott, daß er ihm einen so braven und würdigen Sohn geschenkt, und Friedrich stand mit aufrichtiger Anerkennung, Liebe und Dankbarkeit an dem Sterbelager; er hat auch in seinen Briefen und Werken des Vaters stets mit Verehrung gedacht und mit dem vollen Bewußtsein, wieviel der preußische Staat diesem urwüchsig-genialen, ehrenfesten Fürsten verdanke. Schon ein Blick auf den wohlgefüllten Schatz und das stattliche Heer bewies die Gediegenheit der Grundlagen dieses „spartanischen" Staatsbaus, doppelt wertvoll in einer Zeit, da gewaltige Entscheidungen am politischen Horizont aufstiegen. Überall waren die natürlichen Hilfsquellen erschlossen, die Ertragsfähigkeit gehoben, der Wohlstand und die Kultur gesteigert. Von dem aufgeklärten, einsichtigen und wohlwollenden Sinn des neuen Königs durfte man eine gesegnete Zeit für Preußen erwarten. Im Ganzen konnte das System der Staatsverwaltung des Vaters fortgesetzt werden. Des Königs humaner Geist zeigte sich aber u. a. alsbald in der Milderung der barbarischen Kriminaljustiz, in der Aufhebung der Folter, die damals noch überall ein wesentlicher Bestandteil des Strafprozesses war. Am meisten wußte Friedrich die militärischen Leistungen des Vaters zu schätzen. Wohl

wurden auch hier mancherlei Äußerlichkeiten und Spielereien, wie das große Leibregiment, abgeschafft; allein an dem Wesen der trefflichen Armeeorganisation hielt Friedrich fest und baute auf den bewährten Grundlagen im Geist des Vaters fort. Wir werden den Staat Friedrichs des Großen an einem andern Ort kennen lernen; zunächst war es mehr der Feldherr als der Staatsordner, der seinen gefeierten Namen durch die Welt erschallen ließ.

2. Das Reich und die deutschen Fürstentümer.

a. Allgemeines.

Mit der Thronbesteigung Maria Theresias und Friedrichs II. im Jahr 1740 tritt die Geschichte der deutschen Nation in eine neue Periode ein, die bisherige Staatenkonföderation gewinnt mehr und mehr eine dualistische Gestalt unter der Hegemonie von Österreich und Preußen; die im Westfälischen Frieden geschaffenen oder vielmehr konservierten Ordnungen werden vollends zu einem morschen Gehäuse, dem der Odem des Lebens entflieht. Nur wer europäische Macht behauptete oder errang, konnte unter den deutschen Mächten sich selbst erhalten. Denn die Fremden blieben Herren im deutschen Lande; die Konstellationen der europäischen Politik kreuzten sich alle in dem Zentrallande Europas. Es war daher die folgerichtige Entwickelung, wenn das deutsche Volk, soweit es nicht in den brandenburgisch-preußischen oder in den habsburgisch-österreichischen Staatskörper inbegriffen war, nur im Gefolge andrer Nationen, gleichsam als Trabant größerer Gestirne auftrat. So ist die Geschichte der Staaten, die unter dem Zepter der Wittelsbacher standen, mit der Geschichte Frankreichs verflochten; so sind die sächsischen Kurlande mit der Republik Polen in Verbindung, in eine Art politischer Lebensgemeinschaft gesetzt worden; so wurde das braunschweig-hannöversche Kurfürstentum durch sein Herrscherhaus an den englischen Staat, so Schleswig-Holstein an Dänemark geknüpft. Die Geschichte Gesamt-Deutschlands ist in dieser Epoche der Zersetzungsprozeß des mittelalterlichen Reichsorganismus. Aber in den kleineren Kreisen, die sich aus dem Zerfall des Ganzen emporarbeiteten, waltete doch eine Fülle organisatorischer politischer Arbeit und wie vor dem großen Krieg (XI, 726 ff.) so lebte auch jetzt noch ein biederes, treuherziges Volk in Stadt und Land, arbeitsam und pflichtgetreu, genügsam in ärmlichen Verhältnissen, voll Frömmigkeit und Gottesfurcht, voll Hingebung und Gehorsam gegen Fürsten und Obrigkeit, tapfer und kampfbereit in allen Kriegen, die zum großen Teil mit deutschen Waffen ausgefochten wurden, und unverdrossen die Beschwerden des Lebens ertragend. Freilich war auch von den territorialen Gewalten eine große Zahl der politischen Nichtigkeit verfallen. Eine Menge kleiner Höfe, die in äußerer Pracht und verschwenderischem Aufwand den glänzenden Königssitz in Versailles nachahmten, übten auf das öffentliche Leben, auf Sitten und Ansichten vielfach verderblichen Einfluß. Die

Residenzstädte und fürstlichen Lustorte mehrten sich mit jedem Jahr. Solche Fürsten, unter denen die Kursachsen, die Hessen die Württemberger, und die geistlichen Herren am Rhein und Main sich besonders hervorthaten, hielten ihre Truppen vielfach mehr zum Soldatenspiel als zum ernsten Waffendienst, dazu Scharen von Lakaien, Hofbedienten, Stallburschen, Kammerdienern und Gesinde aller Art; ein Heer von Hofräten, Beamten und Schreibern füllte die Hauptstädte und nährte sich vom Mark des Landes; Mätressen und Günstlinge, Schauspielerinnen und Sängerinnen umschwärmten die Höfe, übten den unheilvollsten Einfluß auf die Regierung und bereicherten sich durch Stellenhandel und durch Verkauf von Ämtern, Gunst und Protektion. Bürger und Bauern aber wurden durch Steuerdruck, durch Abgaben und Leistungen, durch Zölle und Sporteln in Armut gestürzt, durch gewissenlose Amtleute, Advokaten und Richter zur Verzweiflung gebracht, ohne daß ihnen irgend ein Weg der Abhilfe oder der Klage offen gestanden hätte. Französischer Witz und französische Leichtfertigkeit führten das Wort; in Mode und Sprache, in Litteratur und bildenden Künsten ward das Vorbild des großen Hofes von Versailles nachgeahmt und nachgeäfft; und tief genug drang immerhin dieses Wesen von den Höhen in die breiteren Schichten der Nation. Dabei in den katholischen Gebieten oft noch der glühendste und rücksichtsloseste Bekehrungseifer und die Intoleranz des reformatorischen Zeitalters. Dennoch aber darf man weder das Volk noch die Regierenden durchaus nach diesen Kreisen beurteilen. Denn auch in den Territorialverwaltungen Deutschlands war vielfach, und nicht bloß in Preußen, eine Fülle von Wohlwollen und Aufklärung, von Arbeit und Uneigennützigkeit thätig, und die Nation selbst war von der französischen Sitte doch nur an der Oberfläche berührt; in der Tiefe lebten, besonders in den protestantischen Gebieten, die ernstesten sittlichen Kräfte, meist in den strengen konfessionellen Formen gebunden, aber voll zuversichtlicher und der Zukunft sicherer Energie.

b. Pfalz. Baden. Hessen.

Wie freute sich Johann Wilhelm von der Pfalz (S. 562), daß durch die Gnade Gottes nicht nur die rheinische, sondern auch die sächsische Kurwürde wieder in katholische Hände gekommen war, daß durch seine eigne agitatorische Thätigkeit um dieselbe Zeit die Ryswykische Klausel dem Friedensinstrument beigefügt und damit die reformierte Pfalz dem Bekehrungseifer und der Verfolgungssucht der Jesuiten schutzlos preisgegeben ward! Er widerstrebte aus allen Kräften der Aufnahme des evangelischen Herzogs von Hannover in das Kurkollegium. Es machte ihm wenig Kummer, daß Frankreich seine Grenzen über pfälzische Ortschaften ausdehnte und drückende Zollstätten errichtete; konnte er doch unter der Beihilfe des „unvergleichlichen Monarchen“ von Versailles in kurpfälzischen und zweibrückischen Orten die Kirchen ausschließlich dem römisch-katholischen Kultus einräumen, in mehr als hundert andern die reformierten Gemeinden zwingen, ihre Gotteshäuser mit einer kleinen Zahl eingewanderter oder angesiedelter Katholiken zu teilen und allenthalben Klöster und Ordenshäuser als Werk-

1. Pfalz. Johann Wilhelm. 1690—1716.

stätten der Bekehrung errichten! Auch von der Heil. Geistkirche in Heidelberg wurde der Chor durch eine Scheidewand von dem Schiff getrennt und den Katholiken übergeben. So konsequent wurde dieses Verfahren während der ganzen Regierung Johann Wilhelms eingehalten, daß, wie die Jesuiten triumphierend rühmen konnten, dem katholischen Kultus 240 Kirchen geöffnet wurden, ohne daß bei einer einzigen katholischen die Reciprozität stattgefunden. Und wie mit den kirchlichen Gebäuden so wurde es auch mit dem Kirchenvermögen und den geistlichen Einkünften gehalten. Mit Militär und Polizei wurden die Protestanten gezwungen, die katholischen Feiertage zu beobachten, den Prozessionen und Zeremonien durch Kniebeugen ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Der Geschichtschreiber der Pfalz bezeichnet diese Periode als die Jahre des „kirchlichen Terrorismus". Erst als während des spanischen Erbfolgekriegs die wider Frankreich verbündeten reformierten Staaten sich der bedrängten Konfessionsverwandten annahmen und die preußische Regierung mit Repressalien gegen die Katholiken drohte, wurde durch die „Religionsdeklaration" vom Jahr 1705 den Gewaltthätigkeiten Einhalt gethan und Gewissensfreiheit gewährt. Aber von Rückerstattung der Kirchen und geistlichen Güter war keine Rede. Und da man nur dem äußern Zwang nachgab, dem Recht gewaltsamer Bekehrung keineswegs entsagte, so traten auch nach dieser Zeit häufig genug Fälle des rekatholisierenden Systems und des ungerechtesten Teilungsverfahrens ein. Die Entzweiungen zwischen Lutheranern und Calvinisten, die untereinander ebenso erbitterte Kämpfe der Intoleranz führten, wie gegen die Romanisten, arbeiteten der katholischen Regierung in die Hände. Wie uns bekannt, trug Johann Wilhelm als Frucht seiner habsburgischen Politik in dem erwähnten Krieg bei der Achtserklärung
1708. seines Wittelsbacher Verwandten Max Emanuel die Oberpfalz davon, die im Dreißigjährigen Krieg dem rheinischen Kurfürsten entrissen worden war; aber er erfreute sich dieser Erwerbung nicht lange; in den Friedensschlüssen von Rastatt und Baden wurde der Bundesgenosse Ludwigs XIV. wieder in alle seine ehemaligen Besitzungen hergestellt. Dafür hatte denn der Pfälzer die Freude, daß die „Ryswyker Klausel" aufs neue anerkannt ward! — Glücklicher war Johann Wilhelm in seinen Bemühungen, durch Verträge mit dem Bischof von Worms, seinem Bruder, und dem Markgrafen von Baden mehrere Territorien und Städte, deren Besitz bisher streitig gewesen, an die Pfalz zu bringen, so daß die Ämter Ladenburg und Kreuznach mit einer Anzahl umliegender Ortschaften den Kurlanden beigefügt wurden. Aber die Bezeichnung „fröhlich Pfalz" konnte nicht mehr auf die schönen Territorien am Neckar und Rhein angewendet werden. Das Neuburger Fürstenhaus fühlte sich nicht heimisch in dem calvinischen Land; der Hof weilte lieber in Düsseldorf, in dem katholischen Berg-Kleveschen Land, wo die absolutistisch-jesuitische Regierung auf keine kirchenrätliche Opposition stieß, wo der Luxus, das Freudenleben, die prunkende Hofhaltung, die Genüsse und Lustbarkeiten, an denen Johann Wilhelm gleich dem französischen Monarchen so großes Gefallen fand, nicht durch Mißtöne und unliebsame Erinnerungen gestört wurden. Während das Heidelberger Schloß mehr und mehr verödete, trat Düsseldorf in die Reihe der glänzenden fürstlichen Residenzen ein, wo Lustschlösser, Prachtbauten, Kunstsammlungen und Gemäldegalerien den vornehmen aristokratischen Eindruck hervorbrachten, auf den jene Zeit so hohen Wert legte. Manche niederländische Meisterwerke, die jetzt die Bildersäle Münchens schmücken, zierten einst die kurfürstliche Residenz Düsseldorf. So stellte sich Johann Wilhelm den Höfen zu Versailles, Dresden, Braunschweig, Kassel an die Seite; der Weihrauch, den ihm Jesuiten, Höflinge und Künstler streuten, mußte ihm freilich den verkümmerten Zustand seiner pfälzischen Besitzungen verhüllen. Wenn er allenthalben in dem Land Jülich durch fürstliche Freigebigkeit den mächtigen Monarchen zur Schau trug, wenn er Düsseldorf durch

glänzende Bauten, namentlich durch die Anlage der Neustadt, vergrößerte, so war das Grund genug, daß man ihm dort eherne Statuen setzte und ihm bei Lebzeiten mit der Hoffnung auf Unsterblichkeit schmeichelte; in der rheinischen Pfalz freilich gab es nach den Kriegsjahren von 1689 und 1693 Größeres zu thun, als Lustschlösser zu bauen und Bildergalerien anzulegen.

Als Johann Wilhelm trotz zweimaliger Vermählung kinderlos aus der Welt ging, Karl Philipp. 1716—1742.
folgte ihm sein Bruder Karl Philipp in einem Alter von fünfundfünfzig Jahren. Dem geistlichen Stand, zu dem der Fürst anfangs bestimmt war, hatte er entsagt und war in österreichischen Kriegsdiensten zum Feldmarschall und Statthalter von Tirol emporgestiegen. Die ersten Maßregeln des neuen Regenten erfüllten die Pfälzer mit der Hoffnung besserer Zeiten: die drückenden Auflagen wurden ermäßigt, die Hofhaltung und die Leibgarde vermindert, viele entfremdete Kammergüter zurückgefordert. Wie bald sollten jedoch diese Hoffnungen zerrinnen! „Leute, so in ihrer Jugend nicht gar ordentlich gelebt haben und alt werden," schrieb Elisabeth Charlotte an die Raugräfin, „denen machen die Pfaffen die Hölle heiß." Dieses Urteil war bei Karl Philipp zutreffend. Er lenkte ganz in die Bahn des Bruders ein, wendete Geistlichen und Mönchen sein Vertrauen zu und umgab sich mit einer Schar von geheimen Räten, „Konferenzministern", Hof- und Amtleuten, die mit serviler Devotion seinen Befehlen und Wünschen nachkamen. Er ließ ein Gebot ausgehen, daß der Heidelberger Katechismus außer Gebrauch gesetzt würde, gab die Kirche zum Heil. Geist in Heidelberg den Katholiken, stellte protestantischen Bürgern, die in gemischten Ehen lebten, die Alternative, ihre Kinder katholisch zu erziehen oder auszuwandern. Die Klagen der Pfälzer Reformierten über Druck und Beeinträchtigung bildeten einen stehenden Artikel auf dem Reichstag zu Regensburg, wo die Gesandten der protestantischen Stände, das Corpus Evangelicorum, eine machtlose Schutzbehörde bildeten gegenüber der von Kaiser und Papst unterstützten katholischen Mehrheit. Als im Jahr 1720 eine Anzahl evangelischer Regierungen, England, die Niederlande, Preußen sich der bedrängten Calvinisten Heidelbergs annahmen und es dahin brachten, daß der Kurfürst Karl Philipp die Heil. Geistkirche wieder herausgeben, den Fortgebrauch des Heidelberger Katechismus gestatten und einen Teil des entfremdeten Kirchenvermögens den reformierten Religionsverwandten zurückstellen mußte, rächte sich derselbe dadurch, daß er seine Residenz und den Sitz der Regierung nach Mannheim verlegte. Die Stadt soll zu einem Dorf werden, sprach der zürnende Fürst, und Gras vor ihren Häusern wachsen.
Im Frühjahr wandte Karl Philipp dem alten Stammschloß der Pfalzgrafen bei Rhein April 1720.
auf immer den Rücken und vertauschte die bewaldeten Hügel mit der sumpfigen Rheinebene von Mannheim und Schwetzingen. Die riesenhafte neue Residenz am Ufer des Stromes mit ihren dichten Steinmassen, das Kaufhaus, die Jesuitenkirche und so manches andre Bauwerk gaben der neuen Hauptstadt in kurzem ein stattliches Ansehen. — Von Kaiser Karl VI. glaubte sich der Kurfürst in seinen religiösen Streitigkeiten nicht genügend unterstützt, er neigte sich daher zu Frankreich. Als infolge der polnischen Succession der neue Krieg zwischen den Habsburgern und Bourbonen ausbrach, schlossen die Wittelsbacher Höfe von München, Mannheim und Köln einen Neutralitätsbund, welcher den Kriegsoperationen der französischen Heere am Rhein von erheblichem Vorteil war, dem Pfälzer Land aber neue Leiden und Drangsale brachte. Während Kaiser und Reich mit Frankreich im Krieg lag, fanden die hohen adligen Feldherren und Offiziere Ludwigs XV. an dem Mannheimer Hof glänzende Aufnahme und Bewirtung. Denn Karl Philipp suchte seine Ehre und Vergnügen im Prunken und in Festen, so zeichnet Schlosser mit scharfen Zügen den rheinischen Kurfürsten, verfolgte die Reformierten, errichtete Bauwerke, stellte große Jagden an, ward an-

gestaunt und verehrt vom hohen Adel, der bei ihm Bewirtung und Zeitvertreib fand; denn er bewirtete diesen mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit, während der Bauer vor seinen Augen unterging". Dieses Bündnis führte die Pfalz auch im österreichischen Erbfolgekrieg auf die Seite des bayrischen Prätendenten und seiner Beschützer und bewirkte, daß der langjährige Streit zwischen Preußen und der Pfalz über einige Territorien in Jülich, Kleve, Berg zu gunsten des Erbnachfolgers von Karl Philipp, des Pfalzgrafen Karl Theodor von Sulzbach ausgeglichen ward. Während dieses Kriegs
21. Dez. 1742. starb Karl Philipp im einundachtzigsten Lebensjahr, ein Fürst, der wie sein Vorbild Ludwig XIV. von Schmeichlern und Höflingen viel gepriesen ward. „Karl Philipp war ein Fürst wie die meisten dieser Zeit," heißt es bei Häusser, „frivol und dabei unduldsam, genußsüchtig und doch bigott, ohne ernstlichen Sinn für das Regieren und doch voll stolzer Einbildung auf seine angestammte Regentenwürde. Er besaß die äußern Gaben eines Hof- und Weltmannes in hohem Grade; in seiner frühern Zeit ein schöner und galanter Herr, wußte er noch in seinem Alter zu imponieren; und wenn er in den öffentlichen Audienzen mit liebenswürdiger Milde und Freundlichkeit den Untergebenen sich nahte, mochte man in ihm nicht den Fürsten vermuten, der zum Wohl seines Landes so wenig, zum Unheil so vieles beigetragen hat."

Karl Theodor. 1742–1799. Mit Karl Philipp erlosch das Neuburgische Fürstenhaus und das schöne Erbe fiel an Karl Theodor, den jungen Sprößling der Sulzbacher Nebenlinie, der mehrere Jahre in Mannheim erzogen worden war und kurz vor dem Tod des hochbetagten Kurfürsten sich mit dessen Enkelin Elisabeth vermählt hatte. Wie die Neuburger waren auch die Sulzbacher Pfalzgrafen einst dem evangelischen Glaubensbekenntnis zugethan, aber der Großvater Karl Theodors hatte der Zeitströmung gehuldigt, und die Jesuiten, denen Karl Philipp die Erziehung seines künftigen Erben übertragen, hatten dafür gesorgt, daß der Enkel fest zu der Fahne Roms hielt und den Lehren und Ratschlägen der Ordensbrüder ein williges Ohr lieh. Wir werden diesem Fürsten, der am Neujahrstag 1743 als achtzehnjähriger Jüngling die Herrschaft der Rheinpfalz antrat, nach vierunddreißig Jahren auch noch das Wittelsbacher Erbe in Kurbayern erlangte und am Ende des Jahrhunderts in München aus der Welt ging, noch öfters begegnen. Nicht ohne Wohlwollen und Gutmütigkeit und empfänglich für Bildung und für die Künste des Friedens, war Karl Theodor in seinen jungen Jahren von der Volksgunst getragen, so großen Anstoß auch das genußreiche üppige Leben des wollüstigen und leichtsinnigen Fürsten geben mochte und so sehr die Neigung zu Kunst und Litteratur, die er während seiner ganzen Regierung an den Tag legte, nur ein Stück eitler oberflächlicher Prachtliebe war. Und noch lange betrachteten die Pfälzer die Regierung Karl Theodors, womit ihr selbständiges Staatsleben zu Ende ging, als das goldene Zeitalter, als das letzte Abendrot eines sonnigen Tages. Die Gutachten und Instruktionen, welche die jesuitischen Ratgeber dem jungen Fürsten erteilten, lassen den Gang und Charakter seiner Regierung erkennen. Pater Seedorf führt den Gedanken aus, daß die Fürsten mit größtem Fuge die Götter dieser Welt genannt würden, stellt alle einzelnen Fürstenpflichten mit den Eigenschaften Gottes, wie sie die Dogmatik erfand, in Parallele und hält dieses theologisch-pedantische Ideal eines alttestamentlichen Königs seinem Zögling als Fürstenspiegel entgegen. Die materielle Wohlfahrt seines Landes läßt er ihm als höchstes Ziel erscheinen, Geld und Kredit als den Prüfstein einer guten Regierung, und ihm selbst gibt er die gefährliche Lehre, daß der Landesherr verwenden und dispensieren dürfe, was er wolle, wenn das Geld nur im Land bleibe. Ein andrer gab dem Regenten Anweisungen, wie er sich in religiösen Dingen verhalten möge. Er sollte für Erweiterung und Fortpflanzung der katholischen Kirche sich thätig erweisen, dabei aber alle „öffentlichen Ärgernisse" vermeiden, alle höhern Ämter nur mit Katho-

liken besetzen, im übrigen aber gegen die Protestanten milde verfahren, damit die andern Regierungen keine Veranlassung zu Beschwerden oder Interventionen erhielten, „bis die katholischen Potentaten durch göttliche Schickung die Oberhand gewännen". In der auswärtigen Politik wird das Verhalten Karl Philipps zur Nachahmung empfohlen: notdürftige Erfüllung der Reichspflichten, enges Anschließen an Bayern und gutes Einvernehmen mit Frankreich, in Kriegsfällen soviel als möglich Neutralität. Diesen Grundzügen entsprach die ganze Regierung Karl Theodors: die französische Politik blieb vorherrschend und der Kurfürst ließ sich seinen Beistand im österreichischen Erbfolgekrieg und im Siebenjährigen Krieg mit Subsidiengeldern lohnen; und wie sehr das Hof- und Gesellschaftswesen der französischen Hauptstadt, die monarchische Pracht und Herrlichkeit von Versailles, die Üppigkeit und das Lust- und Freudeleben der höhern Kreise des Nachbarreichs in den rheinischen Landen zum Vorbild diente, davon geben noch jetzt die Prachtgebäude und Gartenanlagen in Schwetzingen mit den Wasserkünsten, den Alleen, den mythologischen Bildwerken, den Marmorköpfen weiblicher Schönheiten, das Theater in Mannheim und so manche Anstalt für Kunst und Genüsse Zeugnis. Wie sollte auch in einem Zeitalter, da die französische Nation in allen Dingen von dem ganzen gebildeten Europa nachgeahmt wurde, unter einem so genußsüchtigen Fürsten wie Karl Theodor die Pfalz sich von französischen Einflüssen frei halten! So darf man sich nicht wundern, wenn in dem Kurfürstentum alle Schäden und Gebrechen der Gesellschaft und des Staatslebens zur Erscheinung kamen, wie sie in dem linksrheinischen Reich der Revolution vorangingen: eine glänzende Hofhaltung mit einer zahlreichen Hofdienerschaft verschiedenen Ranges, kostspielige Hof- und Adelsjagden, Vorrechte und Steuerbefreiung der höhern Stände, Verkauf von Ämtern und Anwartschaften, von Pfarr- und Schulstellen mit allen daran geknüpften Korruptionen, Mißbräuchen und Bedrückungen, Vererbung einträglicher Hof- und Regierungsstellen oder Professuren in gewissen Familien. „So wie es in Frankreich Stabsoffiziere in den Windeln oder Äbte und Domherren in der Wiege gab, so bildeten auch in der Pfalz manche Dikasterien eine patriarchalische Folge von Söhnen und Schwiegersöhnen; das Hofgericht z. B. zählte lange Zeit so viele Minderjährige, daß man es spottend das „jüngste Gericht" nannte und es war keine Fabel, daß mancher zum Professor an der Heidelberger Universität designiert war, bevor er seine Schulstudien absolviert hatte." Besonders dienten solche Bevorzugungen zu religiösen Zwecken: nie war das System der Bekehrungen so sehr in Blüte als unter der Regierung Karl Theodors und seines Ministers, des Marquis d'Itter. Nur ging man behutsamer und vorsichtiger zu Werke als unter den vorhergehenden Regierungen: gewaltsame Reaktionen und Gewissenszwang widerstrebten dem Zeitgeist; um so eifriger betrat man die Wege der Verführung: die Richter- und Verwaltungsstellen, selbst die Gemeindeämter wurden nur an Katholiken vergeben; eine Bekehrungskasse gewährte wie in den Zeiten Ludwigs XIV. die Mittel zur Erkaufung Armer und Leichtsinniger; Auszeichnungen, Versorgungen mit Hof- und Regierungsstellen, mit militärischen Ämtern waren für Ehrgeizige lockende Preise zum Übertritt. Der Jesuitenorden in Heidelberg, der in den sechziger Jahren auf mehr als vierzig Glieder stieg, hatte ein fruchtbares Arbeitsfeld. „Hundertfach verschlungen waren die Fäden, aus denen sie das Netz ihrer Seelenfischerei flochten." Die häufigen Auswanderungen aus dem schönen Land, über die schon Schlözer seine Verwunderung aussprach, hatten ihre Hauptquelle in den religiösen Bedrängnissen. Und trotz aller dieser grellen Schlagschatten sprach die folgende Generation: „Unter Karl Theodor war die Pfalz in Flor!" Noch jetzt prangt sein stattliches Standbild auf der von ihm erbauten Neckarbrücke und die Heidelberger Bürgerschaft errichtete ihm zu Ehren das Karlsthor in Form eines Triumphbogens: im Schloßkeller zu Heidelberg wird noch jetzt den

Fremden das große Faß als Wahrzeichen des damaligen Reichtums gezeigt. Diese Verherrlichung hatte ihren Grund nicht nur in der historischen Sentimentalität, in dem partikularistischen Vaterlandsgefühl, womit jedes Volk auf seine Geschichte, auf seine untergegangene staatliche Selbständigkeit zurückblickt, die Regierung Karl Theodors hatte auch einige rühmliche Seiten aufzuweisen, wenigstens in den frühern Jahren, ehe er nach München übersiedelte und Weiber, Günstlinge und Pfaffen gänzlich Meister über ihn wurden. Wie schon erwähnt teilte er mit der französischen Aristokratie die Liebe für Kunst, für wissenschaftliche Bildung, für Verschönerung und Bereicherung des Lebens. Der Ackerbau und die gesamte Landwirtschaft erfreute sich einer sorgfältigen Pflege; in Frankenthal erhoben sich blühende Fabriken; der Fluß- und Landhandel wurde gefördert. Und wenn auch die Universität Heidelberg unter dem Einfluß der Ordensgeistlichen, welche die meisten Lehrstühle inne hatten, sich nicht zu dem frischen geistigen Leben aufzuschwingen vermochte, das damals in Deutschland seine Schwingen zu regen begann, so hat doch Karl Theodor, der mit Voltaire in brieflichem Verkehr stand und die französische Bildung bewunderte, durch Gründung von wissenschaftlichen Anstalten nach dem Muster des Nachbarstaats auch die Pfalz in den Kreis der Kultur und Zeitbildung zu ziehen gesucht. So entstand die pfälzische Akademie, durch welche die ältere Landeskunde vielfach gefördert ward; so trug die physikalisch-ökonomische Gesellschaft, die in der Folge als staatswirtschaftliche hohe Schule neben die Heidelberger Universität trat, viel zur Hebung des Landbaues und der Kameralwissenschaft bei; so nahm die „deutsche Gesellschaft“ in Mannheim teil an der litterarischen Bildung der Nation. Die Sternwarte, die Hofbibliothek, die wissenschaftlichen Sammlungen aller Art, die Bildergalerien und Kunstkabinette, das Theater für Oper und Schauspiel erfreuten sich eines großen Rufs. Von den trefflichen Gipsabgüssen haben Goethe und Schiller die ersten Eindrücke antiker Kunstidealität empfangen. Wir werden im nächsten Band erfahren, wie eng der große dramatische Dichter aus Schwaben in den achtziger Jahren mit der Mannheimer Hofbühne verbunden war. Alle diese Schöpfungen rechnete das Volk dem Verdienst des Kurfürsten an; das Schlimme, das unter ihm geschah, wurde seinen Ratgebern und Beamten zugeschrieben. Daß der junge sinnlich angelegte Fürst sich mit Mätressen und Schauspielerinnen vergnügte, war die damalige Welt gewöhnt. Bei Karl Theodor lag noch ein Entschuldigungsgrund vor, weil die Kurfürstin nach einer schweren Entbindung den festen Entschluß gefaßt hatte, sich fortan alles ehelichen Umgangs zu enthalten. Der Fürst von Brezenheim, auf dem des Vaters hohe Gunst ruhte, hatte die zur Gräfin von Haydeck erhobene Schauspielerin Seyffert zur Mutter.

2. Baden. Auch die Territorien, die südwärts von der Pfalz vielfach zerrissen und getrennt, in unendlichen Parzellierungen sich bis zum Oberrhein und den Vorhöhen des Schwarzwaldes ausdehnten und dem Markgrafen von Baden-Baden und Baden-Durlach gehörten, waren den politischen und religiösen Einwirkungen der beiden Großmächte Frankreich und Österreich ausgesetzt. Beide Linien leiteten ihren Ursprung von den Zähringern ab (VI, 616), verfolgten aber in den entscheidenden Lebensfragen verschiedene Wege. Während Markgraf Philipp II. von Baden-Baden unter der Einwirkung seiner bayrischen Verwandten und Vormünder von dem evangelischen Glaubensbekenntnis, dem beide fürstlichen Häuser beigetreten waren, der katholischen Kirche wieder zugeführt ward und in allen seinen Gebietsteilen den Gottesdienst nach den Vorschriften des Tridentinum einrichten ließ, beharrten die Nachkommen Karls II. von der Pforzheim-Durlacher Linie, des Erbauers der Karlsburg, die von der Durlacher Berghöhe niederschaut, bei dem evangelischen Lehrbegriff. Der Versuch seines zweiten Sohnes Jakob, eines wissenschaftlich gebildeten Fürsten, die katholische Religion, für die er

Philipp II. von Baden-Baden. 1575–1588.

Karl II. von Baden-Durlach. 1553–1577.

(Jakob III. von Hochberg † 1590.)

durch den eifrigen Konvertiten Joh. Pistorius und durch Verwandte vom Hause Wittelsbach gewonnen worden, auch seiner Markgrafschaft Hochberg aufzuzwingen, scheiterte an dessen frühem Tod († 1590) und dem Erlöschen seines Hauses. Den jüngsten Sohn Karls II., den Markgrafen Georg Friedrich, der nicht bloß die sämtlichen Besitzungen seines Vaters, Pforzheim-Durlach und Hochberg erbte, sondern auch den größten Teil der Baden-Badenschen Lande von dem leichtsinnigen verschwenderischen Verwandten Eduard Fortunatus an sich brachte, haben wir früher als tapfern Vorkämpfer der evangelischen Sache zu Anfang des Dreißigjährigen Kriegs kennen gelernt (XI, 831).

Georg Friedr. von Baden-Durlach. † 1638.

Eduard von Baden-Baden. † 1600.

Um seinen kriegerischen Neigungen ungehindert folgen zu können, hatte er bei seinem Auszug seinem Sohn Friedrich V. die Regierung übertragen, daher auch die Markgrafschaft, als jener nach mannigfachen Schicksalen und Kriegsthaten bei der Union und Christian von Dänemark, in Straßburg starb, seinem Haus erhalten blieb.

Friedrich V. von Baden-Durlach. † 1659.

Doch wurde die obere Markgrafschaft Baden-Baden, die Georg Friedrich kurze Zeit besessen hatte, durch kaiserlichen Machtspruch dem Sohn Eduards, dem streng katholischen Wilhelm zurückerstattet (XI, 994 f.). Eduard und Wilhelm führten ein vielbewegtes Leben.

Wilhelm von Baden-Baden. † 1677.

Der erstere hatte in den Niederlanden, wo er viele Jahre in spanischen Diensten gegen die calvinischen Holländer focht, eine unebenbürtige Ehe geschlossen, daher sein Sohn, als Eduard nach vielen Unthaten und Gewaltstreichen durch einen Treppensturz in einem Birkenfeldschen Schlosse sein Leben verlor, nicht für successionsfähig anerkannt ward. Erst nach der Wimpfener Schlacht wurde er durch Ferdinand II. in das väterliche Erbe eingesetzt. Dafür begünstigte er die Jesuiten, die in Baden und Ettlingen reich ausgestattete Kollegien errichteten, und gründete mehrere Klöster. Nach mancherlei Wechselfällen in den letzten Kriegsjahren wurden im Westfälischen Frieden die beiden markgräflichen Häuser wieder in den alten Territorien hergestellt und die konfessionelle Trennung beibehalten. Als die Rodemachernsche Nebenlinie ausstarb, fielen auch die Besitzungen derselben im Luxemburgischen an Wilhelm. Er erreichte ein Alter von vierundachtzig Jahren und hatte seinen Enkel Ludwig Wilhelm, den uns wohlbekannten Reichsfeldmarschall, zum Nachfolger, gleich dem Vater ein getreuer Anhänger des Kaiserhauses und der katholischen Kirche. Auch Friedrich VI., von der Durlacher Linie, der in demselben Jahr mit Wilhelm starb, bethätigte seine Tapferkeit und seinen kriegerischen Sinn als Reichsfeldherr in den Ungarnkriegen.

Friedrich VI. von Baden-Durlach. † 1677.

Dagegen war sein Sohn und Nachfolger Friedrich Magnus, im Gegensatz zu seinem gleichzeitigen Vetter Ludwig, dem Erbauer des Residenzschlosses in Rastatt, mehr den Künsten des Friedens zugethan. Doch hatten beide Grenzländer viel von dem bösen Nachbar zu leiden. Als Freunde des Kaisers und Reichs fühlten sie in allen Kriegen die ersten Schläge. Mit den zwei Söhnen Ludwig Wilhelms, Ludwig Georg und August Georg, welche nacheinander die Regierung in der obern Markgrafschaft führten und der politischen und religiösen Richtung des Hauses treu blieben, erlosch die Linie Baden-Baden, worauf das Land kraft einer im Jahr 1765 geschlossenen Erbverbrüderung an die verwandte Linie Baden-Durlach fiel, doch so, daß die im Westfälischen Frieden festgesetzten religiösen Bestimmungen fortbestanden.

Ludwig von Baden-Baden. † 1707.

Friedrich Magnus von Baden-Durlach. † 1709.

Ludw. Georg † 1761.

Aug. Georg † 1771. von Baden Baden.

Damit begann für das Land Baden eine neue Ära. Denn wie sehr auch Karl Wilhelm, der Sohn und Nachfolger von Friedrich Magnus, bemüht war, die Wunden zu heilen, welche die Kriege zwischen Frankreich und dem Reich den Durlachschen Landen geschlagen, durch Anlegung der neuen Hauptstadt Karlsruhe (1718), durch Verbesserung des Gerichtswesens und der Verwaltungskollegien, durch Errichtung gemeinnütziger Anstalten in Pforzheim in neue Bahnen einzulenken, so konnte doch erst sein Enkel und Nachfolger Karl Friedrich, nachdem er sämtliche Besitzungen der Zähringer-Badenschen Markgrafen unter seinem Zepter vereinigte, eine Wirksamkeit entfalten, deren segensreiche

Karl Wilhelm. † 1738.

Karl Friedrich seit 1738.

Früchte auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sich kund gaben. Wir werden diesem hervorragenden Fürsten, der unter der vormundschaftlichen Leitung seiner verständigen Mutter, einer Oranierin, trefflich herangebildet ward und seine natürlichen Anlagen durch Studien und Reisen fruchtbar entwickelte, in der Folge noch öfters begegnen. Ein warmer und thätiger Freund aller Fortschritte und Reformen seiner Zeit, hat er zuerst, seitdem er im Jahr 1746 die selbständige Regierung in Baden-Durlach angetreten und dann im Jahr 1771 die markgräflichen Lande von Baden-Baden damit vereinigt hatte, seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, sein Land und Volk zu heben und es für die höhern Aufgaben, die ihm von dem Schicksal bestimmt waren, heranzubilden und zu befähigen. Durch unermüdliche Fürsorge hat er während seiner langen Regierung ein kleines Land mühsam aus dem Rohen herausgearbeitet, um dann auf einem beinahe zehnfach vergrößerten Raum die gleiche Thätigkeit fruchtbringend zu entfalten. Nicht nur daß er auf dem Gebiet der Bodenkultur und der Industrie neues Leben schuf, das Handels- und Verkehrswesen durch Beseitigung hemmender Schranken in Aufschwung brachte, auch Gerichtswesen, Administration, Unterricht und Bildung wurden im Geist der Humanität und der neuen Zeitrichtung gefördert.

3. Hessen. — Wilhelm von Kassel. † 1592. — Georg von Darmstadt. † 1596.

Unter den Söhnen des Landgrafen Philipp des Großmütigen wurden die unter seiner Herrschaft vereinigten Länder in der Art geteilt, daß sein Erstgeborner Wilhelm IV. der Stifter der Kasseler Linie ward, indes sein vierter Sohn Georg die obere Grafschaft Katzenelnbogen zum Erbteil erhielt und Darmstadt zu seiner Residenz wählte. Die übrigen Teilfürstentümer, welche die beiden andern Söhne Philipps gründeten, die Linie Marburg und die Linie Rheinfels in der niedern Grafschaft Katzenelnbogen, erloschen frühzeitig, und ihre Länder gingen nach vielen Kämpfen, Verträgen und Ausgleichungen in jenen beiden Hauptlinien auf. Doch wurde von dem Darmstädter Gebiet im siebzehnten Jahrhundert die Homburgische Seitenlinie ausgeschieden, aus welcher mehrere bedeutende Feldherren hervorgingen, und aus dem Kasseler die Nebenlinien Rotenburg und Philippsthal. — Während des Dreißigjährigen Kriegs verfolgten die Glieder des Hauses Hessen eine verschiedene Politik:

Moritz von Kassel. † 1632. — Ludwig V. v. Darmstadt. † 1626.

während Wilhelms IV. Sohn Moritz „der Gelehrte“, ein eifriger Bekenner der calvinischen Lehre, die er auch in dem ihm zugefallenen Marburgischen Landesteil einführte, zu der Union hielt, schloß sich Georgs Sohn Ludwig V. an den Kaiser an. Er stiftete 1607 die Universität Gießen, um den von Marburg vertriebenen lutherischen Professoren einen neuen Wirkungskreis ihrer Lehrthätigkeit zu eröffnen. Wir haben im elften Band dieses Werkes der treuen Anhänglichkeit gedacht, welche der Sohn

Wilhelm V. von Kassel. † 1637.

und Nachfolger von Moritz, Wilhelm V. und seine Witwe, die hochsinnige Landgräfin Amalia Elisabeth aus dem Haus Hanau während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Wilhelm VI. an die Sache der protestantischen Konfessionsverwandten und ihrer schwedischen Verbündeten bewiesen. Aber wir wissen auch, daß Hessen-Kassel im Westfälischen Frieden das im Dreißigjährigen Krieg an die feindliche Linie von Darmstadt verlorne Marburg zurück und eine Landvergrößerung an der Weser erhielt (XI, 994). Zwei Jahre nach dem Frieden legte Amalia Elisabeth die Regierung nieder,

Wilhelm VI. von Kassel. † 1663. — Georg II. von Darmstadt. † 1661.

die dann ihr Sohn Wilhelm VI. „der Gerechte“ übernahm, der Wiederhersteller der 1623 von den Darmstädtern aufgehobenen Marburger Universität, ein Fürst von häuslichen Tugenden aber ohne hervorragende Eigenschaften. — Doch ging auch Georg II. von Darmstadt, welcher der Politik seines Vaters treu auf seiten des Kaisers blieb und in den Prager Frieden eintrat, in Münster nicht leer aus. Sein Land wurde durch die niedere Grafschaft Katzenelnbogen vergrößert. Zugleich erhielt der Landgraf, der mitten im Krieg das Darmstädter Gymnasium gründete, die Anwartschaft auf die Grafschaft Isenburg. Um die Zeit des Westfälischen Friedens wurde in beiden Land-

grafschaften die Primogenitur eingeführt und damit weitern Landesteilungen vorgebeugt. Georgs Bruder Friedrich machte, zur katholischen Religion übertretend, eine glänzende Laufbahn als Großprior des Malteserordens, als Kardinal und Fürstbischof von Breslau, wo er 1682 starb.

Wilh. VII. von Kassel. † 1670.

Unter **Wilhelm** VII. wurde mit Lippe-Schaumburg ein Übereinkommen getroffen, infolgedessen die Universität **Rinteln** ausschließlich an Hessen überlassen ward.

Karl von Kassel. † 1730.

Als Landgraf Wilhelm auf einer Reise zu Paris starb, trat sein Bruder **Karl** nach einer ungewöhnlichen Verlängerung der mütterlichen Vormundschaft die Regierung in Kassel an, ein unternehmender, gebildeter und freisinniger Fürst, der an den kriegerischen Vorgängen seiner Zeit thätigen Anteil nahm, ein ehrbares häusliches Leben führte und über der Jagdluft, der er leidenschaftlich ergeben war, die Staatsgeschäfte nicht vernachlässigte. Im Gegensatz zu der Politik seiner Vorgänger schloß er sich an das Haus Österreich an, nahm an den Kriegen gegen die Türken und Franzosen teil, wobei seine beiden jüngern Söhne Maximilian und Georg die höchsten militärischen Ehren erlangten, und gestattete nach der Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtigen Hugenotten eine Zufluchtsstätte in seinem Land. In Genf erzogen, war Landgraf Karl stets ein standhafter Bekenner der calvinischen Lehre und der Toleranz. —

Friedrich II. von Hessen-Homburg. 1679–1708.

Ähnlich verfuhr sein stammverwandter Zeitgenosse **Friedrich** II. „mit dem silbernen Bein“ von Hessen-Homburg, der Kriegsheld unter Karl X. und bei Fehrbellin, der die beiden Dörfer Friedrichsdorf und Dornholzhausen mit ausgewanderten Reformierten aus Frankreich bevölkerte. —

Ludwig VI. † 1678

Ernst Ludwig † 1739 v. Darmstadt.

Auch die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, insbesondere **Ludwig** VI., ein edler, frommer, friedfertiger Fürst, von dessen Liebe für Wissenschaft und Bildung die Universität zu Gießen, das Gymnasium und die Hofbibliothek in Darmstadt viele Beweise erhielten, und sein Sohn **Ernst Ludwig** standen in den Kriegen gegen Frankreich treu zu Kaiser und Reich, wofür ihr Land, insbesondere die Bergstraße, mehr als einmal von dem feindlichen Nachbar mit schwerer Kriegsnot heimgesucht ward. Von den Thaten des Prinzen **Georg** von Darmstadt, zweiten Sohnes Ludwigs VI., der dem Ruf Leopolds und der römischen Kirche folgte und kaiserlicher Feldmarschall wurde, haben wir früher gehört (S. 773, 774). Zu den Kriegsleiden gesellte sich unter Ernst Ludwig noch eine verschwenderische Hofhaltung, welche die Mittel des kleinen Landes erschöpfte und eine beträchtliche Schuldenlast herbeiführte, die seinen Nachfolgern manche Verlegenheiten bereitete. —

Friedrich von Kassel. † 1751.

Wilhelm VIII. von Kassel. † 1760.

In Hessen-Kassel folgte auf Karl sein ältester Sohn **Friedrich**, den wir früher als Gemahl der Schwedenkönigin Ulrike Eleonore kennen gelernt haben. Während seiner Abwesenheit in Stockholm führte sein Bruder **Wilhelm**, der sich im Ausland zum Kriegs- und Staatsmann herangebildet und in den Niederlanden hohe Ämter bekleidet hatte, die Verwaltung in der Landgrafschaft und nach dessen Tod regierte er im eignen Namen. Beide standen in den Kriegen zwischen Maria Theresia und Friedrich II. auf der Seite Preußens und die hessischen Regimenter bewährten ihre anerkannte Tapferkeit in mancher Schlacht.

Friedrich II. von Kassel. † 1785.

Dieselbe Politik verfolgte auch sein zum katholischen Bekenntnis übergetretener Sohn und Nachfolger **Friedrich** II., ein prachtliebender thätiger, doch auch sinnlicher und selbstsüchtiger Fürst, der für die Verschönerung und Vergrößerung der Hauptstadt und ihrer Umgebung durch Anlegung des Augartens und des Karlsbergs, nachmals Wilhelmshöhe genannt, für Hebung der Künste und Wissenschaften durch Gründung einer Akademie und gelehrten Gesellschaft, durch Erweiterung und Vervollkommnung des vom Landgrafen Karl gestifteten Gymnasium Karolinum u. a. sich verdient machte und in die Staatsverwaltung mancherlei Reformen im Geiste der Zeit einführte, aber seiner Regierung einen dunklen Flecken anheftete durch den Soldatenhandel, den er schwungvoller betrieb als irgend ein andrer deutscher Fürst. Sandte er doch im Jahr 1776 für englische Subsidien, die in die landgräfliche Kasse flossen, 12,000 Hessen

nach Amerika. Aber die Reichtümer, die er in seinem Haus ansammelte, gereichten weder dem Land noch der Dynastie zum Segen und Vorteil. Seinem Sohn gleichen Namens, welcher im Jahr 1803 kurz vor der Auflösung des Deutschen Reichs die Würde eines Kurfürsten erwarb, werden wir in der Folge begegnen. — Die Darmstädter Linie hielt, den Traditionen des Hauses getreu, in den Kriegen zwischen Österreich und Preußen zum Reich. Ludwigs VIII. Truppen teilten die Niederlage bei Roßbach und sein Land hatte während des Kriegs mancherlei Drangsale zu erleiden. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig IX., ein wunderlicher Fürst, der nur für Militärwesen Sinn hatte und mit seinen hochgewachsenen Grenadieren meistens in dem entlegenen Städtchen Pirmasens sich aufhielt, das ihm mit der Grafschaft Hanau-Lichtenberg zugefallen war, suchte der großen Finanznot zu steuern, die durch die Kriege und die Verschwendung und Jagdliebe seines Vaters über das Land gekommen war. Er stellte den Freiherrn Karl von Moser an die Spitze der Verwaltung und erteilte ihm hohe Vollmachten. Aber der Minister stieß bei seinen durchgreifenden Reformen auf solchen Widerstand, daß nur wenige seiner Entwürfe zur Ausführung kamen und er sogar wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt von seinen Gegnern in Anklagestand gesetzt ward. Der geistreichen Gemahlin des Landgrafen, Karoline, und seines Sohnes und Nachfolgers Ludwig X., des ersten Großherzogs, werden wir an einem andern Ort gedenken. Die Nebenlinie von Hessen-Homburg hat eine Reihe Fürsten aufzuweisen, welche in allen Kriegen des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts teils in österreichischen teils in preußischen Diensten hervorragende Stellungen einnahmen und sich ebenso sehr durch militärisches Talent wie durch vaterländische Gesinnung auszeichneten.

Wilhelm IX. seit 1785.

Ludwig VIII. v. Darmstadt. † 1768.

Ludwig IX. † 1790.

Friedrich V. von Hessen-Homburg seit 1751 und seine fünf Söhne.

c. Württemberg und Bayern.

1. Herzogtum Württemberg.

Das Herzogtum Württemberg hatte aus den vielen Stürmen und Schiffbrüchen, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sein Staats- und Kirchenwesen erschüttert, manches edle Gut in die Neuzeit gerettet. Seit dem Tübinger Vertrag (X, 136) besaßen die Landstände und ihre Vertreter, die ständigen Landesausschüsse, das Recht, gemeinschaftlich mit der Regierung die Gesetze zu beraten, die Steuern zu bewilligen und für des Landes Bedürfnisse zu sorgen. Durch das gemäßigte und verständige Walten des Herzogs Christoph, der uns als Freund Maximilians II. und als aufrichtiger Anhänger der reformatorischen Lehren eines Johannes Brenz und Jakob Andreä hinlänglich bekannt ist, waren die evangelischen Kirchenorgane und Schulanstalten in der schweren Zeit der Gegenreformation ausgebaut und gegen Arglist und Vergewaltigung geschützt, ein neues allgemeines Landrecht hauptsächlich auf römischer Grundlage geschaffen und für die politische und religiöse Freiheit wie für die geistige und sittliche Wohlfahrt des Volks manche zweckmäßige Einrichtung getroffen worden. Das mit der Universität Tübingen verbundene theologische Stift hat als fruchtbare Pflanzschule hervorragender Geister durch alle Zeiten fortgedauert. Heute erinnern noch an den hervorragenden Fürsten viele Schlösser und Paläste in allen Teilen des Herzogtums, die seine Baulust schuf. Der einzige Sohn, der den Herzog Christoph überlebte und nach einer längern vormundschaftlichen Regierung dem Vater nachfolgte, Herzog Ludwig, war durch schlechte Erziehung frühe auf Abwege geführt worden. Der große Eifer, mit dem er die Bibel und die theologischen Schriften studierte, weshalb man ihm den Beinamen des „Frommen" gab, hielt ihn nicht von der Trunksucht zurück, durch die er seine geistigen und physischen Kräfte vor der Zeit verzehrte. Wohl ahmte auch er in

Ludwig. 1568—1593.

manchen Stücken des Vaters Beispiel nach, wie in der Gründung eines, besonders für die Söhne des Adels bestimmten Fürstenkollegium in Tübingen und des großen „Lusthauses“ in Stuttgart, aber es fehlte ihm an Charakterfestigkeit und Einsicht. Wie sehr er von dem Einfluß seiner Günstlinge und Räte abhängig war, erfuhr der lateinische Dichter und Philolog Nikodemus Frischlin aus Waiblingen. Ein witziger, geistreicher aber streitsüchtiger Mann, hatte er sich mit den Professoren von Tübingen, insbesondere dem gelehrten Crusius verfeindet und den Adel durch die Satire „Lob des Landlebens“, worin er die Härte und Roheit der Gutsherren geißelte, tödlich beleidigt. Angeklagt und verfolgt von seinen mächtigen Gegnern wurde er als Gefangener nach der Feste Hohenurach gebracht. Dort machte er einen Fluchtversuch, wobei er durch einen Sturz über die Felsenwände seinen Tod fand (1590). Eine Aristokraten- und Gelehrtenoligarchie, in welcher die Familie Osiander, Abkömmlinge des uns bekannten Theologen der Reformationszeit, den ersten Rang einnahm, bekleidete die höchsten Stellen in Kirche und Staat. „In der ganzen theologischen Litterärgeschichte gibt es keine solche Familie, wo der Vater immer einen noch größern Polemiker zog, als er selbst war, und bei welcher die ansehnlichsten geistlichen Stellen in ununterbrochener Reihe solange erblich geblieben sind.“ Wie Lukas Osiander, der Schwager von Jakob Andreä, unter Ludwig, so übten seine Söhne und Nachkommen mehrere Generationen hindurch unter den folgenden Herrschern den größten Einfluß in Kirche und Wissenschaft, streitbare Kämpfer für die evangelische Sache.

Als Herzog Ludwig am 8. August 1593 kinderlos aus der Welt ging, folgte ihm sein nächster Verwandter Friedrich I. von Mömpelgard in der Regierung, ein Friedrich I. 1593–1608.
Mann von ganz anderm Schlag als der Verstorbene, energisch, unternehmend und gebieterisch. Durch Studien gebildet, durch Reisen welterfahren, ergriff Friedrich die Zügel der Herrschaft mit fester Hand. Herzog Ludwig hatte ihm das Versprechen abgenommen, alle geistlichen und weltlichen Räte und Beamten in ihren Ämtern zu lassen und in dem bisherigen System fortzuregieren; aber Friedrich kehrte sich wenig daran. In kurzem waren die bisherigen Machthaber entfernt, selbst Lukas Osiander, als er gegen die Zulassung der Juden in das Herzogtum eiferte und mit seinen seelsorglichen Ermahnungen dem neuen Herrn beschwerlich fiel, seines hohen Kirchenamtes entsetzt. Die Bestätigung des Tübinger Vertrags wurde von Jahr zu Jahr verschoben und Österreich durch den Prager Vertrag zum Aufgeben seiner Afterlehnherrlichkeit gegen eine hohe Geldentschädigung bewogen (X, 505), denn der Herzog wollte keine Macht neben oder über sich anerkennen. Der landständische Ausschuß war zurückhaltend mit seinen Bewilligungen; denn Friedrich brauchte viel Geld für seine Schulden, für seine Verträge, Unternehmungen und Güterkäufe, für seine Hofhaltung und stehende Garde, für seine Goldmacher und Alchimisten. Mit Seufzen und innerem Widerstreben bewilligte der Landesausschuß die Forderungen, um größere Gewaltstreiche abzuwenden. Der Tübinger Professor des römischen Rechts, Matthäus Enzlin, den Friedrich zu seinem Kanzler machte, war ein dienstwilliges Werkzeug für die absolutistischen Tendenzen seines Herrn. Als der Herzog endlich zur Einberufung eines Landtags schritt, um bei 1607.
der kriegsdrohenden Zeitlage größere Geldbewilligungen zu erlangen, verfuhr er und Enzlin wie später in England Karl I. und sein Minister Strafford. Nach einer fünfzehnjährigen Regierung voll innerer Kämpfe starb Friedrich I. plötzlich am Schlage, ein Fürst, dessen unruhige Neuerungssucht, Reformversuche, rechtsverletzende Willkürhandlungen an die absolutistischen Bestrebungen eines Richelieu und der Stuarts erinnern. Den aus Österreich vertriebenen Protestanten gewährte der eifrig evangelische Fürst auf dem schwäbischen Schwarzwald eine Zufluchtsstätte, aus welcher die „Freudenstadt“ erwuchs.

Johann Friedrich. 1608—1628. Die Revolution, die Friedrich angefangen, verschwand „wie ein Irrwisch", als sein Sohn Johann Friedrich die Regierung übernahm. Der Vater hatte es nicht fehlen lassen, den Erbprinzen durch gute Erziehung und Reisen zu seinem Beruf heranzubilden. Er war in den theologischen Studien wohl bewandert und der lutherischen Lehre ebenso zugethan, wie Friedrich; aber sein Geist war beschränkt und anstatt der unruhigen neuerungssüchtigen thätigen Natur, die den Vater von Projekt zu Projekt trieb, besaß er ein phlegmatisches und lenksames Temperament. Er hatte viele Jahre gebraucht, ehe er sich zur Verheiratung mit Sophia Barbara von Brandenburg entschloß und als der Krieg zwischen Union und Liga ausbrach, „schrieb er Buß- und Bettage aus, wo vielleicht sein Vater mit einer Armee ausgerückt sein würde". Die alten Räte und Beamten, die von Friedrich beseitigt worden, kamen wieder zu Einfluß und Ansehen und bildeten eine Partei der Rache gegen die bisherigen Machthaber. Enzlin wurde wegen Amtsmißbrauch, Unterschleif und staatsverbrecherischer Handlungen angeklagt und zu lebenslänglichem Gefängnis, dann wegen neuer Umtriebe seiner Verwandten zum Tode verurteilt und auf dem Markt zu Urach enthauptet. 22. Nov. 1613. Allein das neue Regiment brachte dem Land weder Ehre noch Vorteil. Während der Tübinger Vertrag samt den Landesprivilegien hergestellt, die Stände häufiger als je zuvor einberufen wurden, geriet die Finanzwirtschaft in die höchste Verwirrung, verschlang die verschwenderische Hofhaltung und die Ausstattung der zahlreichen Brüder und Schwestern des Herzogs unermeßliche Summen, mußten innerhalb vier Jahren über eine Million neuer Schulden vom Land bezahlt werden. Dem entsprach es, daß die lutherischen Streitpfaffen, wie die Tübinger Theologen Osiander und Thumm, gegen die böhmische Unternehmung des Pfälzer Kurfürsten und alles was nach Calvinismus schmeckte, von Kanzeln und Lehrstühlen zeterten. Es ist uns bekannt, welch klägliches Ende die Union durch die Gleichgültigkeit, die Spaltung und Teilnahmlosigkeit der Mitglieder genommen hat: zum Dank für die parteilose Haltung erlebte Johann Friedrich, daß kaiserliches Kriegsvolk in Württemberg Quartiere bezog und von dem Land unterhalten werden mußte, daß die Jesuiten die Klöster des Herzogtums für die katholische Kirche in Anspruch nahmen. Kummer und Furcht und Ärger über seine getäuschte Treuherzigkeit drangen dem guten Herzog endlich so zu Gemüte, daß er krank wurde und starb (18. Juli 1628).

Und doch war das bisherige Elend nur ein Vorspiel des kommenden. Das Restitutionsedikt sollte für das Kaiserhaus ein Mittel sein, Württemberg schließlich doch wieder an Österreich zu bringen. Kaum hatte nämlich Ludwig Friedrich, der Bruder des verstorbenen Herzogs die vormundschaftliche Regierung über den vierzehnjährigen Eberhard III. 1628—1674. Sohn desselben, Eberhard III. übernommen, so erging der Befehl, daß alle geistlichen Besitzungen, selbst solche, die schon vor dem Augsburger Religionsfrieden säkularisiert worden waren, der katholischen Kirche zurückgegeben werden müßten. Wallensteinsche Soldaten gaben dem Gewaltstreich Nachdruck: Mönche, Nonnen und fremde Katholiken nahmen Besitz von den alten Klöstern und Kirchengütern und huldigten dem Kaiser als ihrem einzigen Oberhaupt. Dem Herzog-Administrator ging das Elend des Landes sehr nahe; er zog nach Mömpelgard, wo er kurz darauf starb (26. Jan. 1631). Seine Stelle übernahm sein Bruder Julius Friedrich. Bald kamen die Schweden ins Land und machten den Restitutionen ein Ende; aber die schwedische Einquartierung brachte neue Leiden. Und als nach der Schlacht von Nördlingen der junge Herzog Eberhard, der kurz zuvor selbst die Regierung übernommen hatte, aus Furcht die Flucht ergriff und zu seiner Mutter nach Straßburg eilte, wurde Württemberg von kaiserlichem Kriegsvolk überschwemmt und unbarmherzig mißhandelt. Unaussprechlich war der Jammer, der das Land über sieben Jahre wie eine Todesnacht be-

deckte. Wenige Jahre reichten hin, um das einst blühende wohlbevölkerte Land in Armut und Verödung zu stürzen. Glücklich wer das Leben durch die Flucht nach der Schweiz zu retten vermochte! Unterdessen vergaß der Herzog in den Armen der schönen Wild- und Rheingräfin von Salm, mit der er sich mitten im Krieg vermählte, in Straßburg die Not seines Landes (XI, 995). Die Restitution des Herzogtums war eine der schwierigsten Aufgaben der westfälischen Friedensverhandlungen. Nicht genug, daß die katholische Kirche die Klöster und Stifter, die sie über ein Jahrzehnt in Besitz gehabt und ausgesogen, nicht wieder herausgeben wollte, die bedeutendsten Schlösser und große Landstriche waren von dem Kaiser an katholische Fürsten, Edelleute, Generale und Minister verschenkt worden und Österreich und Bayern hatten sich günstig gelegene Territorien angeeignet. Aber dank der patriotischen Thätigkeit des württembergischen Bevollmächtigten Varnbüler, der mit dem Vizekanzler Löffler sich eng an Oxenstierna angeschlossen und die Sache seines Vaterlandes und Fürsten mit Eifer und Geschick führte, wurde Eberhard wieder in alle Besitzungen und Rechte eingesetzt, welche seine Voreltern besessen hatten. Die okkupierten Schlösser und Territorien wurden geräumt, die Klöster und Stifter dem Staat zurückgegeben. Nun begann für Württemberg eine Zeit des Wiederaufbauens des verfallenen staatlichen, kirchlichen, wirtschaftlichen und geistig-sittlichen Lebens; und bei diesen umfassenden Arbeiten zeigte Eberhard mehr Einsicht und guten Willen, als man von seiner bisherigen Haltung erwarten konnte. Obwohl auch er der allgemeinen Richtung folgte, die seit dem Westfälischen Frieden durch den Einfluß Frankreichs bei allen Höfen und fürstlichen Residenzen herrschend ward, so geschah es doch mit Mäßigung und mit Rücksicht auf die Überlieferungen und Sitten des Landes. Die Finanzwirtschaft und das Steuerwesen, die wichtigste Angelegenheit des zerrütteten Staats, wurde mit Zuziehung der Landstände nach und nach in einen erträglichen Zustand gebracht; eine Kanzleiordnung schärfte den Beamten ein, in allen Dingen den württembergischen Rechten und Ordnungen gemäß Bescheid zu geben; und wenn der Herzog auch eine kleine stehende Armee unterhielt und von dem Landesausschuß einige Beiträge zu Festungsbauten verlangte, so bürgte doch seine friedliebende, mehr dem häuslichen Vergnügen zugewandte Natur dafür, daß kein andrer Kriegsaufwand gemacht werden würde als zur Landesverteidigung oder Erfüllung der Reichspflichten erforderlich war. Verständige Verordnungen suchten das gesunkene Kirchen- und Schulwesen wieder aufzurichten, Sittsamkeit und bürgerliche Zucht zu heben, in die Erbfolge und Apanage eine feste Ordnung einzuführen. Und trat auch die Lust an Jagd und Fuchsprellen und an Wildgehege zeitweise mehr hervor, als mit einer sparsamen Haushaltung und mit den Zwecken der Landwirtschaft vereinbar schien, so wurde doch das Fest- und Freudeleben am Hof und der Hang für das Weidwerk nicht mit solcher Verschwendung und Leidenschaft betrieben, wie in den meisten andern deutschen Fürstentümern. In den Kriegen zwischen Habsburg und Bourbon suchte sowohl Eberhard als sein gleichgesinnter Sohn und Nachfolger Wilhelm Ludwig eine neutrale Stellung zu be- Wilhelm Ludwig.
haupten; doch konnten sie dadurch neue Kriegsleiden und Kriegsbedrückungen nicht 1674–1677.
von ihrem Land fern halten, und Ehre war bei solcher Zurückgezogenheit nicht zu erwerben. Nur in fremden Diensten bewährten einzelne Glieder des zahlreichen Fürstenhauses die alte schwäbische Tapferkeit und Kriegslust.

Nach dreijähriger Regierung starb Wilhelm Ludwig plötzlich zu Hirschau an Eberhard Ludwig.
einem Schlage, mit Hinterlassung eines kaum einjährigen Sohnes Eberhard Lud- 1677–1733.
wig. Es war ein großes Unglück für das Herzogtum, daß in den Jahren, da Ludwig XIV. in den Reunionen und dem darauf folgenden großen europäischen Krieg seinem Übermut die Krone aufsetzte, ein vormundschaftliches Regiment unter dem

Oheim und der Mutter des Thronerben bestand. Denn weder der Herzog-Administrator Friedrich Karl noch die „Mitobervormünderin" Magdalena Sibylla von Hessen-Darmstadt vermochten die Sicherheit und die Ehre des Landes in den schweren Zeiten der Türken- und Franzosennot zu wahren. Wir wissen, daß bei Gelegenheit des Pfälzisch-Orleansschen Kriegs die französischen Verheerungen und Bedrückungen sich auch über Schwaben erstreckten (S. 561); Georg von Mömpelgard wurde zur Flucht nach Basel getrieben und das Herzogtum von Ludwigs Heeren besetzt. Der Administrator hätte wohl gern energischer in die Kriegspolitik eingegriffen; aber die Landstände wiesen die Kosten zur Aufstellung eines Heeres zurück, „weil dadurch der Verfassung und dem unfürdenklichen Herkommen ganz entgegengehandelt werde". Man wollte keinen Helden und keinen Staatsmann zum Herzog. Je mehr er vom schlichten Hausvater hatte, desto bessere Regierung konnte man hoffen. Als Friedrich Karl bei Ötisheim unweit
17. Sept. 1692. Maulbronn in französische Kriegsgefangenschaft geriet, wurde diese Gelegenheit ergriffen, den Erbprinzen für volljährig zu erklären und der Regentschaft ein Ende zu machen. Bis zum Ryswyker Frieden hielt die neue Regierung bei der bisherigen Politik fest, so daß noch vier Jahre lang das Herzogtum durch Einquartierung und Durchmärsche zu leiden hatte. Der siebzehnjährige Eberhard Ludwig stand unter dem Einfluß seines Ministers Kulpis, eines talentvollen aber nicht fleckenlosen Staatsmannes. Die Ryswyker Klausel, die er aus Eitelkeit oder im Rausch mit unterzeichnete, brachte dem evangelischen Württemberg manche Nachteile und Verdrießlichkeiten und trug dem Gesandten so viele üble Nachrede ein, daß er bald aus Scham und Ärger starb. Neben der Pfalz empfand Mömpelgard am meisten die schlimmen Folgen des Ryswyker Fallstricks. Einen Ersatz für die während des Kriegs verminderte Bevölkerung gewährte die von dem Herzog und der Regierung begünstigte Einwanderung verfolgter Salzburger und Waldenser. Der Waldenser Anton Seignoret machte sich um die Einführung des Kartoffelbaues verdient. — Der junge Herzog, ein lebensfroher, nach Auszeichnung strebender Fürst, fand kein Gefallen an der passiven Haltung, die dem Land weder Ehre noch Vorteil gebracht: als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, schloß er sich an die Verbündeten an, errichtete zum großen Leidwesen der Stände eine stehende Armee und erwarb sich die Würde eines Reichsfeldmarschalls. Wir wissen, daß Schwaben mehrmals ein Hauptschauplatz des Kriegs war; aber seine Opfer und Thaten blieben unbelohnt, das Herzogtum hatte sich auch in Rastatt und Baden keines Dankes vom Hause Österreich zu erfreuen. Und wenn es doch wenigstens nach dem Frieden einer guten, haushälterischen und sittsamen Regierung genossen hätte! Aber mit den Jahren schlug Eberhard Ludwig ganz in die genußsüchtige, sittenlose, leichtfertige Zeitrichtung ein, die von Versailles ihre Impulse und Beispiele empfing. Nicht nur daß der Herzog einen glänzenden Hofstaat einrichtete, daß großartige Feste und Jagden veranstaltet, Leibgarden und Soldaten unterhalten, fremde Adlige in Dienst genommen wurden: der Herzog setzte sich über die Gebote der Zucht und Ehrbarkeit weg; die evangelische Geistlichkeit, deren strenge Moralpredigten dem Hof lästig waren, wurde mehr und mehr zurückgedrängt und ihres Einflusses auf Staat und Regierung beraubt; die Mätressenwirtschaft trat in Stuttgart in der anstößigsten Weise zu Tage. Die Schwester eines mecklenburgischen Edelmannes, der in Stuttgart Kammerjunker geworden, Christiane Wilhelmine von Grävenitz, eine nicht ganz verblühte Schönheit, wußte durch Buhlkünste den sinnlichen Fürsten so sehr in ihre Netze zu ziehen, daß er sich von ihr völlig beherrschen ließ. Die Herzogin, die er einst unter großen Festlichkeiten von Durlach eingeholt, lebte verschmäht und verlassen in Stuttgart. Der Hofprediger, die Räte, das ganze Land lagen dem Herzog an, das Ärgernis abzustellen; sie erfuhren aber, „daß gerade widersprochene und verbotene Liebe am meisten reizt". Als endlich

sogar der Wiener Hof sich einmischte und die Entfernung der Dame unvermeidlich ward, folgte der Fürst ihr nach Genf, um dort das Freudenleben fortzusetzen. Als ihn die Geldnot zurücktrieb, ersann er ein andres Mittel, die Geliebte in seiner Nähe zu halten. In Wien wurde ein verschuldeter böhmischer Graf von Würben aufgetrieben, der sich für Geld und den Titel eines „Landhofmeisters" zu einer Scheinheirat bereit finden ließ und bald nach der Trauung wegzog. Und nun folgten Jahre der tiefsten Schmach und Erniedrigung. Die Buhlerin bewog den Herzog, ein geheimes Staatskabinett zu errichten, in dem sie selbst und ihre Verwandten und Kreaturen über alle Angelegenheiten entschieden. „Alles war bei ihr um Geld feil und alles stand doch in ihrer Hand. Ämter und Bedienungen erhielt nicht der Würdigste, sondern der Meistbietende." Wer der allmächtigen „Frau Landhofmeisterin Exzellenz" nicht huldigen wollte, wurde, wie der Hofmarschall von Forstner, Eberhard Ludwigs Jugendfreund, der geheime Rat von Hespen u. a. abgesetzt und mit Anklagen verfolgt. Ihre Herrschsucht und ihre Habgier überstiegen alle Grenzen. Der Herzog, den die Gräfin in einer Verblendung hielt, die man einer Zauberei hätte zuschreiben mögen, überschüttete sie mit Gnadenerweisungen und Geschenken und gewährte alle ihre Wünsche. Es ist eine bekannte Erzählung, daß, als sie verlangte, in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, der Prälat Osiander ihr zur Antwort gab: das geschehe jedesmal, wo man bete: „Erlöse uns vom Übel". Um ungestörter zu sein, zog Eberhard Ludwig mit der Buhlerin nach Ludwigsburg, das von der Zeit an als zweite Residenzstadt angesehen ward. Zwanzig Jahre dauerte die Herrschaft des schamlosen Weibes. Als dem Herzog endlich die Augen aufgingen und er die durch Alter und Wollust häßlich gewordene Mätresse, deren Launenhaftigkeit und moroses Wesen unerträglich war, zuerst vom Hof verwies und sie dann aus dem Land jagte, hatten die Übelstände schon eine Höhe erreicht, daß sie unter seiner Regierung nicht mehr geheilt werden konnten. Bald nachdem die Gräfin mit Schätzen und mit dem Fluche des Volks beladen das Württemberger Land verließ, schied Eberhard Ludwig aus der Welt, nachdem er noch seinen einzigen Sohn Friedrich Ludwig hatte kinderlos ins Grab sinken sehen. Die Hoffnung, daß die wieder mit dem Gemahl ausgesöhnte Herzogin einen neuen Thronerben gebären würde, erwies sich als trügerisch.

Nach Eberhard Ludwigs Tod eilte sein Vetter Karl Alexander, Sohn des früheren Administrators, aus Belgrad, seiner Statthalterschaft, herbei, um die Regierung seines Heimatlandes zu übernehmen. Es war um die Zeit des neuen Kriegs zwischen Österreich und Frankreich, und in Wien war man sehr erfreut, daß ein Fürst, der von Jugend auf in den kaiserlichen Heeren gedient und sich durch seine Tapferkeit die Würde eines Generalfeldmarschall erworben hatte, den herzoglichen Thron bestieg. Auch nahm Karl Alexander sofort Anteil an den Feldzügen und stellte eine Armee von 12,000 Mann zu dem Reichsheer. Daß auch nach hergestelltem Frieden eine größere Truppenzahl unterhalten wurde als je zuvor, ließ sich von der kriegerischen Neigung des Herzogs erwarten. Und doch war der Aufwand, der dadurch dem Land erwuchs, das kleinste Übel: bald trat eine Mißregierung zu Tage, welche der frühern Weiberherrschaft an Schmach, Unrecht und Bedrückung in nichts nachstand. Nicht nur daß Karl Alexander, der in Österreich zur katholischen Kirche übergetreten war, trotz seiner feierlichen Erklärung, keine Veränderung in der Verfassung und Religion des Landes vorzunehmen, den ultramontanen Bekehrungskünsten allen Vorschub leistete und die konspiratorischen Pläne einer papistisch-jesuitischen Partei zur Beseitigung der Religions-Reversalien und Kirchengesetze begünstigte, er bediente sich auch zur Mehrung seiner Einkünfte ähnlicher Mittel und Wege wie sein Vorgänger, und wendete sein Vertrauen und seine Gunst einer Persönlichkeit zu, welche der Grävenitz vollkommen ebenbürtig

Karl Alexander. 1733–1737.

war. Der Herzog hatte aus dem verwildernden Kriegsdienst und dem wüsten Lagerleben des Kaiserstaats lasterhafte Sitten und Hang zu Verschwendung heimgebracht. Dazu bedurfte er größerer Summen als die laufenden und gesetzlichen Einnahmen eintrugen. Da erlangte denn der Hofjude Süß Oppenheimer aus Heidelberg, der dem Herzog früher in Frankfurt aus Geldverlegenheiten geholfen, großen Einfluß. Zum „geheimen Finanzrat" erhoben, setzte er alle Hebel der Erpressung ein, um dem Herzog Geld für seine Hoffeste, Opern, Theater, Sängerinnen, sich selbst aber unermeßliche Reichtümer zu verschaffen. Die Kirchen- und Staatsämter wurden an die Meistbietenden vergeben, geringhaltige Münzen geprägt, Monopole verkauft, Gerichts- und Verwaltungsbescheide zum Vorteil eines neuen „Fiskalamts" besteuert. „Weg mit Freiheiten, Rechten und Ständen," sagte Süß Oppenheimer; „der Herzog ist Herr und alles was die Unterthanen haben, gehört dem Herzog." Der plötzliche nach einem schwelgerischen Fest in
12. März 1737. Ludwigsburg eingetretene Tod Karl Alexanders befreite das Land von dem Juden wie von der zur Katholisierung des Herzogtums angelegten Verschwörung, indem die durch Geheimrat und Landschaft angeordnete vormundschaftliche Regierung, an deren Spitze zuerst der hochbetagte Karl Rudolf von Württemberg-Neuenstadt, dann Karl Friedrich von Württemberg-Öls stand, in andre Bahnen einlenkte. „Jud Süß", wie ihn das Volk nannte, wurde auf den Asperg gebracht und nach einem Prozeß, bei dem Willkür, Leidenschaft und Volkshaß auf das Urteil einwirkten, zum Tode verurteilt und in einem eisernen Käfig an den Galgen gehängt.

Karl Eugen. a. Die Zeit der Minderjährigkeit. 1737—1744. Durch die patriotische Thätigkeit des verständigen und erfahrenen Bilfinger waren die Jahre der Minderjährigkeit des neuen Herzogs Karl Eugen ein Segen für das Land; und die hohen Gaben und Fähigkeiten des Prinzen, die sich durch eine gute Erziehung trefflich entwickelten, ließen eine bessere Zukunft erwarten. Die drei letzten Jahre bis zu seiner Volljährigkeit (1744) verlebte Karl Eugen in Berlin, um am Hof Friedrichs II. sich in der Staats- und Kriegskunst auszubilden. Als er zur Übernahme der selbständigen Regierung nach Stuttgart zurückkehrte, legte ihm der König, mit dessen Nichte Elisabeth Sophie von Brandenburg-Baireuth sich der siebzehnjährige Fürst verlobte, in einem Aufsatz seine Regentenpflichten mit allem Ernst ans Herz. „Glauben Sie nicht, hieß es darin, daß das Land Württemberg um Ihretwillen geschaffen sei, sondern daß die Vorsehung Sie in die Welt kommen ließ, um Ihr Volk glücklich zu machen. Setzen Sie daher stets sein Wohlergehen höher als Ihre Vergnügungen."

b. Selbständige Regierung. 1744—1793. Anfangs ließ sich das neue Regiment gut an: Karl Eugen bestätigte die Landesverträge und Religionsreversalien, „im Worte der Wahrheit, bei fürstlichen Würden, Ehren und Treuen". Das Finanzwesen wurde unter Hardenberg umsichtig und zweckmäßig geleitet; an der Spitze der Regierungsgeschäfte standen Bilfinger, Zech, Georgii, die mit Treue für des Landes Wohl sorgten; die Rechte der Landschaft, deren Konsulent Johann Jakob Moser war, wurden gewahrt und geachtet; das Heer wurde vermindert, der Heimfall von Mömpelgard nach langem Streit mit Frankreich
1748. durch einen Vertrag geordnet. Aber bald trat eine Wandlung ein, und das Maß der Leiden und Bedrückungen wurde für das Württemberger Volk größer als zuvor; die Lehren und Mahnungen Friedrichs hatten auf die sinnlich und despotisch angelegte Natur des Herzogs keine nachhaltige Wirkung. Kriegsliebend, genußsüchtig, ehrgeizig wurde Karl Eugen, dessen treffliche Anlagen durch Leidenschaft, Willkür und Herrscherstolz niedergedrückt wurden, die Geißel des Volks. Alle Mißbräuche früherer Tage, Steuerdruck, Ämterverkauf, verderbliche Finanzkünste kehrten mit neuen Übeln vermehrt und in tyrannischer Weise angewendet in erhöhtem Umfang zurück. Die alten Räte wurden entlassen und durch despotische und gewissenlose Männer, wie den Ober-

sten und geheimen Kriegsrat Phil. Friedr. Rieger und den Staats- und Kabinettsminister Sam. Fr. von Montmartin ersetzt, denen der Wille und die Gunst ihres Herrn als höchstes Gebot und Lebensziel galt, kriechend nach oben und tyrannisch gegen Untergeordnete. Wir werden an einem andern Ort erfahren, wie sich der Herzog und seine Werkzeuge durch den schmachvollsten Soldatenhandel schändeten, der ein Heer von Laster, Gewaltthat und Unsittlichkeit zur Folge hatte. Seine Kunstliebe, die ihn zum Bau von Lustschlössern in Ludwigsburg, Solitude, Hohenheim u. a. O. sowie zu verschwenderischen Ausgaben für Opern, Ballette, Konzerte und andre Vergnügungen führte, war dem Wohlstand des Landes nicht minder verderblich, als seine schwelgerische Hofhaltung, seine üppigen Feste und seine Wollust. Und wie wurde durch die zahlreichen Buhlerinnen, durch die Schwärme italienischer und französischer Künstler, Sänger, Schauspieler und Gaukler die bürgerliche Ehrbarkeit und Sitte untergraben! Die Herzogin verließ Gemahl und Land, um nicht Schmach, Zurücksetzung und Mißhandlungen ertragen zu müssen. Der Dichter Dan. Schubart, der in seiner „Fürstengruft" ein tief einschneidendes Bild von den an diesem Hof herrschenden Zuständen entwarf, mußte seinen Freimut durch zehnjährige Haft auf dem Asperg unter der strengen Zucht eines engherzigen, pietistisch beschränkten Kommandanten büßen, und dem Landschaftskonsulenten Moser zog sein unparteiischer Rechtssinn in einem Streit zwischen dem Herzog und den Landständen eine fünfjährige Festungsstrafe auf Hohentwiel zu, wo er seine Gedanken und Gefühle mittels einer Lichtschere auf die Wände seines Gemachs und auf die weißen Stellen seiner Bibel eingrub. Schiller entging vielleicht einem ähnlichen Schicksal durch die Flucht. Selbst die Günstlinge hatten von der tyrannischen Laune des Herzogs zu leiden. Montmartins Schlauheit und verleumderische Zunge brachte es dahin, daß Rieger vier Jahre lang in Gefangenschaft gehalten ward. Rechtswidrige Steuern wurden durch militärische Exekutionen eingetrieben. Erst im Jahr 1770 trat eine Wendung zum Bessern ein: in dem sogenannten „Erbvergleich" versprach der Herzog die Abstellung der ärgsten Beschwerden und Mißstände, wogegen die Landschaft die Schulden übernahm. Aber wie oft trat noch in der Folge Willkür und Gewaltthat an die Stelle des Rechts! Einen wohlthätigen Einfluß übte die Gräfin Franziska von Hohenheim, mit der sich der Herzog nach dem Tod seiner Gemahlin vermählte. Am Abend seines Lebens, nachdem die Leidenschaften ruhiger geworden, widmete sich Karl Eugen ernstlicher seiner Regentenpflicht und rief manche zweckmäßige und segensreiche Schöpfung ins Leben. Vor allem hat er durch die Stiftung der „Hohen Karlsschule" oder „Militärakademie" zuerst auf der Solitude, dann in Stuttgart, seinen Namen auf die Nachwelt gebracht.

Bayern hat im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wiederholt den Versuch gemacht, sich zu einer deutschen Großmacht aufzuschwingen, bald an der Seite Österreichs, bald mit Hilfe Frankreichs. Diese Versuche gingen jedoch lediglich von zwei unternehmenden aufstrebenden Fürsten aus, ohne im Volk selbst eine kräftige Unterstützung zu finden. Altbayern war eine zu schwache und unsichere Unterlage für einen größern Staatsbau, der geistige Horizont des Volks zu beschränkt, die religiöse Bildung zu engherzig, der patriotische Aufschwung zu partikularistisch und höherer Zwecke unfähig. Maximilian I., der dem Herzogtum den kurfürstlichen Rang erwarb und die Oberpfalz nebst der Grafschaft Cham als Preis seiner kriegerischen Anstrengungen davontrug, hat während seiner langen Regierung in der tiefbewegten Zeit des Dreißigjährigen Kriegs hauptsächlich diesen engherzigen Gesichtskreis geschaffen, und eine geistige Richtung genährt und großgezogen, die für höhere Ziele, für einen humanen, weitherzigen Geistesschwung keinen Raum ließ. Das System des Jesuitenordens ging dem Bayernherzog Maximilian I. in Fleisch und Blut über, und wie in seinem Privat-

2. Kurfürstentum Bayern.

Maximilian I. † 1651.

leben, so verwirklichte er es in seiner Regierung mit einer Energie, Konsequenz und Strenge, welche in ihrer Kälte und Leidenschaftlosigkeit einen fast unheimlichen Eindruck machen. Sein Sohn und Nachfolger **Ferdinand Maria** blieb der Politik und Geistesrichtung des Vaters treu; doch teilte er nicht dessen kriegerische Neigungen. Von dem großen Koalitionskrieg, der während seiner Regierung gegen Ludwig XIV. geführt ward, hielt er sich fern, da seine Gemahlin Adelheid Henriette, Tochter des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen und einer französischen Prinzessin, welcher der Kurfürst großen Anteil an den Regierungsgeschäften gestattete, Sympathien für Frankreich in ihm nährte. In der innern Politik folgte er dem väterlichen Vorbild. Doch war er dabei zugleich ein guter Wirt: er verminderte die Auflagen, beförderte den Ackerbau und suchte durch Sparsamkeit dem erschöpften Staat aufzuhelfen. Die Schicksale seiner Söhne, von denen der ältere **Maximilian Emanuel** die kurfürstliche Würde in Bayern ererbte, der jüngere Joseph Klemens den kurfürst-erzbischöflichen Stuhl in Köln bestieg und damit noch die Bistümer Lüttich und Hildesheim verband, sind uns aus frühern Blättern hinlänglich bekannt. Wir wissen, daß Maximilian Emanuel in den zwei ersten Jahrzehnten seiner Regierung treu zu Österreich hielt, gegen die Türken vor Wien und Belgrad kämpfte, zum Dank für seine Dienste und für die großen Opfer an Geld und Mannschaften, welche Bayern für die Sache des Kurfürsten und des Kaisers brachte, die Tochter Leopolds Maria Antonia in die Ehe erhielt. Von dem spanischen Habsburger zum erblichen Statthalter der Niederlande ernannt, nahm Max Emanuel lebhaften Anteil an dem zweiten Koalitionskrieg wider Frankreich, der mit dem Frieden von Ryswyk endigte. Wenn schon während dieser Zeit das bayrische Volk für die Ruhm- und Ehrbegierde seines Kurfürsten Gut und Blut hingeben mußte: wie mußten erst die Anstrengungen wachsen, als Max Emanuel einen so thätigen Anteil an dem spanischen Erbfolgekrieg nahm! Der bayrische Kurfürst glaubte durch seinen Anschluß an Frankreich mehr in seinen ehrgeizigen und dynastischen Interessen befriedigt zu werden als durch die Allianz mit Habsburg. Wir wissen, welche Leiden und Mißgeschicke sein Tiroler Feldzug, seine Niederlage bei Höchstädt, seine Abwesenheit in Brüssel über sein Land und sein Haus brachten. Anstatt einer Königskrone, die er seiner Dynastie zu gewinnen hoffte, wurde ihm und seinem Bruder die Reichsacht zu teil und anstatt eines neuen Ländergewinnes, worauf sein Sinn gerichtet war, mußte er erleben, daß sein eignes Stammland unter österreichische Verwaltung genommen und zu fremden Zwecken nach dem Eroberungsrecht ausgebeutet ward. Wie einst in Würtemberg, so wurden jetzt in Bayern Städte, Herrschaften, Territorien an Diener und Anhänger des Kaiserhauses verliehen. Die Söhne des Kurfürsten lebten als Grafen von Wittelsbach auf österreichischem Gebiet; seine Gemahlin floh nach Italien; die Oberpfalz nebst der Grafschaft Cham ward von Bayern losgerissen (S. 769). Nach dem Frieden von Baden wurde der Kurfürst wieder in seine Länder und Würden eingesetzt, aber mit den hochfliegenden Plänen war es vorbei. Doch hatte er die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß das bayrische Volk treu zu dem Wittelsbacher Herrscherhaus stand und Not und Widerwärtigkeit mit ihm zu teilen bereit war. Der Unionsvertrag, den Max Emanuel zwei Jahre vor seinem Tod mit Kurpfalz abschloß, kraft dessen bei dem Erlöschen der einen Linie der Wittelsbacher die andre in den gesamten Ländern nach den Hausverträgen succedieren sollte, konnte als Versuch gelten, das Band der Anhänglichkeit zwischen Dynastie und Volk zu befestigen und zu erhalten.

Max Emanuels Sohn und Nachfolger **Karl Albrecht** hatte während der österreichischen Okkupation mehrere Jahre in Graz verlebt und war erst nach der Restitution seines Vaters nach München zurückgekehrt, ein Jüngling von achtzehn Jahren, mangelhaft erzogen und von mäßigen Geistesgaben. Die feindselige Gesinnung zwischen Habs-

Randnotizen: Ferdinand Maria. † 1679. — Max Emanuel. † 1726. — 1724. — Karl Albrecht. 1726–1745.

burg und Wittelsbach verlor sich allmählich; als der neue Türkenkrieg in Ungarn entbrannte, gestattete Max Emanuel seinem Erstgebornen bayrische Hilfstruppen in die Donauländer zu führen, die bei der Eroberung von Belgrad mitwirkten. Wie einst der Vater so erhielt auch Karl Albrecht zum Dank für seine Dienste die Hand einer Habsburgerin. Maria Amalia, die zweite Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph I., wurde seine Gemahlin. Bei ihrer Vermählung unterzeichneten sie die pragmatische Sanktion. Vier Jahre später trat Karl Albrecht die Regierung an. Er fand ein Land, das durch den Krieg tief verschuldet, durch die Macht und den vorherrschenden Einfluß des Klerus jedes geistigen Schwunges beraubt war, wo Wallfahrten, prunkende Kirchenfeste und werkheilige Religionsdienste Aberglauben und Trägheit nährten und kaum ein Strahl der Aufklärung, die anderwärts die Welt zu erleuchten begann, in das Volksleben eindrang. Und wie sollte der neue Fürst, der getreu den Traditionen und dem politisch-kirchlichen System seines Hauses sich von Jesuiten und Geistlichen leiten ließ, von der Weltlage nur dürftige Kenntnisse besaß und der Richtung der Zeit gemäß die Würde und Ehre der Herrschaft in äußerem Glanz und Schimmer, in Prunk und Hoffesten erblickte, in diese träge und geistlose Masse Wandel bringen, die Seele auf höhere Dinge lenken, dem Volksleben einen würdigeren Inhalt geben, Thätigkeit und Erhebung schaffen? Und doch lenkte auch Karl Albrecht in die ehrgeizigen Bahnen ein, auf denen sein Vater zu einer deutschen Großmacht emporzusteigen gesucht, erneuerte das französische Bündnis, das unter Max Emanuel dem bayrischen Land und Fürstenhaus so tiefe Wunden geschlagen, und unternahm einen Kampf gegen Habsburg, zu dem weder er selbst die nötigen Kräfte und Eigenschaften noch das Land die zureichenden Truppen und Geldmittel besaß. Wir werden bald die klägliche Rolle kennen lernen, welche Frankreichs Ehrgeiz und Herrschsucht den bayrischen Kurfürsten in dem österreichischen Erbfolgekrieg gegen Maria Theresia spielen ließ.

Als Karl Albrecht, der den Kaisertitel mit seiner Freiheit und seinem Lebensglück erkaufte, vor Beendigung des Kriegs kummervoll in die Grube fuhr, lenkte sein Sohn und Nachfolger Maximilian Joseph wieder in bescheidenere Bahnen ein und entsagte den hochfliegenden Träumen und der überspannten Politik des Vaters und Großvaters. Nachdem er durch den Frieden von Füßen in den Besitz der Kurlande getreten, war er nach Kräften bemüht, die Wunden, die der Krieg geschlagen durch zweckmäßige Einrichtungen zu heilen, den gesunkenen Wohlstand zu heben, viele Mißstände zu beseitigen, geistiges Leben zu wecken, eine würdigere Gesetzgebung anzubahnen. Der Ackerbau wurde verbessert und durch Einführung des Klee-, Hopfen- und Kartoffelbaues vervollkommnet; die Industrie gewann durch neuangelegte Manufakturen und Fabriken; der Bergbau wurde gehoben. Ein neues Gesetzbuch, durch den Kanzler Kreitmayr redigiert, trat ins Leben, Justiz und Gerichtswesen wurden verbessert, gegen Bettler und Landstreicher, deren Zahl zu einer erschrecklichen Höhe gestiegen war, wurden strenge Strafverordnungen erlassen und dem Müßiggang gesteuert; die Schulen erhielten eine zweckmäßige Organisation. Doch konnten die Nachwirkungen der frühern Mißregierungen auch durch Max Joseph nicht beseitigt werden. Wohl suchte er die Universität Ingolstadt aus dem Zustand der Roheit und Barbarei, in die sie seine Vorgänger hatten geraten lassen, emporzuheben, aber die Jesuiten blieben nach wie vor im Alleinbesitz der akademischen Stellen und beherrschten den Beichtstuhl und die Erziehung der vornehmen Jugend. Wohl beförderte er Künste und Wissenschaften durch die Gründung der Münchener Akademie (1759), durch den Bau eines Schauspielhauses, durch Errichtung einer Kapelle und einer Maler- und Zeichenschule: aber in dem von Geistlichen und Mönchen geleiteten, von der Nacht des Aberglaubens bedeckten Bayern blieb die Volksbildung stets zurück und die Wissenschaft ohne praktische

Maximilian Joseph. 1745–1777.

Wirksamkeit. Die Finanzunternehmungen des wohlmeinenden Kurfürsten wurden unter den Händen hartherziger und eigennütziger Amtleute eine Quelle neuer Bedrükkungen, und was halfen alle Anordnungen zur Hebung und Besserstellung des Bauernstandes, wenn der Kurfürst das Jagdwesen und den Wildstand unverändert fortbestehen ließ, damit er selbst und der rohe Landadel sich an dem gewohnten Weidwerk ergötzen könnten? Als Maximilian Joseph kinderlos aus der Welt ging, vereinigte kraft der Karl Theodor. 1777—1799. Wittelsbacher Haus- und Erbverträge der uns bekannte **Karl Theodor** das Kurfürstentum Bayern mit der Rheinpfalz. Wir werden die Irrungen und Streitigkeiten, welche bei dem Thronwechsel zwischen Österreich und Bayern entstanden, an einem andern Ort kennen lernen: für Bayern war die Regierung des leichtsinnigen verschwenderischen Fürsten ein Rückschritt zu den alten traurigen Zuständen. Für seine Kunstliebe bot das damalige München keinen geeigneten Boden; die Aufhebung des Jesuitenordens brachte dem bayrischen Land keinen Vorteil, da der Kurfürst die eingezogenen Güter hauptsächlich der Stiftung einer bayrischen Zunge des Malteserordens zuwandte und durch die Verfolgung der Illuminaten, durch Preßterrorismus und durch die strenge Überwachung alles geistigen Lebens in der Schule und im Staat deutlich genug erkennen ließ, daß er dem jesuitischen Geist nach wie vor ergeben blieb und von dem Reformeifer seiner Zeit sich fern hielt. Am Ende seiner Regierung, heißt es bei einem neuern Geschichtschreiber, war das Land erschöpft und ohne Kredit, das Heer in der elendesten Verfassung, die Stellen in der Armee wie im Zivildienst durch Gunst verliehen oder verkauft, der größte Teil des Adels arm, der begüterte meist tief verschuldet, die Geistlichkeit unwissend, die Religion ein totes Formenwesen, der Unterricht vernachlässigt, die Städte durch Magistrate niedergehalten, die jede freie Regung und Bewegung in Handel und Verkehr hemmten, das Landvolk unwissend und roh und durch die Bestechlichkeit der Beamten tief entsittlicht, in der Verwaltung die Herrschaft schrankenloser Polizeiwillkür.

d. Sachsen und Braunschweig-Hannover.

1. Kursachsen. Kein deutsches Land hat wohl so viele Leiden und Drangsale aufzuweisen als das Kurfürstentum Sachsen unter **Friedrich August II., dem Starken** (S. 645), und seinem Sohn Friedrich August III. Beide sind uns aus der Geschichte Polens zur Genüge bekannt. Wir wissen, daß der erstere seiner Sinnenlust, seiner Prachtliebe, seinem Ehrgeiz den Glauben seiner Väter, die Liebe seiner Unterthanen und den Wohlstand seines Landes zum Opfer brachte, daß er durch seinen Religionswechsel die Stellung Kursachsens als Haupt des protestantischen Deutschlands verscherzte, um die leere Würde eines polnischen Wahlkönigs zu erlangen. Wir haben erwähnt, wie sehr der leichtsinnige, gewissenlose Fürst über Opern und Konzerten, über Festlichkeiten und Lustschwelgereien, über Buhlereien und Jagdgetöse die Thränen seines Landes während des schwedischen Kriegs und die Leiden des gedrückten schwerbesteuerten Volks übersah. Im Jahr 1708 legte der ständische Ausschuß dem Kurfürst-König die Not ans Herz, welche durch die Naturalverpflegung des Militärs entstanden: „daß selbige, wenn sie auch aufs vorsichtigste und sparsamste eingerichtet würde, dennoch alle Geldverwilligungen übersteige, und in manchen Dörfern kein Brot mehr vorhanden sei, sondern das von den Kindern zuvor erbettelte den Soldaten gereicht werden müsse“. Alle waffenfähige Mannschaft vom 20. bis zum 40. Jahr wurde zum Kriegsdienst aufgeboten, während die Ritterschaft sich durch ein Donativ von dem ihr obliegenden Roßdienst loskaufen durfte. Die Steuern und Auflagen für Kriegskosten und Militär, für die Landesregierung und die Hofhaltung, für Prachtbauten wie Elbbrücke, Zwinger u. a., für die

von August II. begründete, von dem Nachfolger vermehrte Kunstsammlung überstiegen die Kräfte des Landes: man mußte durch Konsumtionssteuern, durch Verpfändungen, durch Anlehen, durch Veräußerung von Domanialgut, durch hohe Verpachtung der Regalien und andre drückende und verderbliche Mittel die Einnahmen vermehren. Der damalige Hof, heißt es in der kursächsischen Geschichte von Weiße, war einer der glänzendsten in Europa, und sein Aufwand, der durch die Freigebigkeit des Königs gegen seine Günstlinge noch mehr vergrößert wurde, den Kräften des Staats sowenig angemessen, daß er eine Hauptquelle der vielen Schulden und Abgaben wurde, welche das Land unter dieser und den folgenden Regierungen drückten. Schon das gewöhnliche Privatleben des Königs war auf einem Fuß eingerichtet, der bisher an den meisten Höfen unbekannt gewesen war und bloß an dem Hof Ludwigs XIV. ein Vorbild fand. Noch mehr aber suchte er seine Zeitgenossen an Pracht und Luxus bei außerordentlichen Feierlichkeiten zu übertreffen. Eine der berühmtesten ist das Lustlager bei Zeithain, wo außer dem König von Preußen und dessen Kronprinzen 47 Fürsten gegenwärtig waren und welches 968,780 Thaler kostete. Hier wollte der König nicht nur seine Armee, die er in den Jahren 1726—1730 sehr verstärkt und durch französische Taktik geübt hatte, mustern und bewundern lassen, sondern auch seine Gäste durch Lustbarkeiten jeder Art in Erstaunen setzen." Von seinen Liebschaften und natürlichen Kindern erzählte man fabelhafte Dinge. Am bekanntesten im Mund des Volks waren die schöne Aurora von Königsmark und ihr Sohn Moritz von Sachsen, der in der Folge als französischer Marschall sich durch seine Kriegsthaten wie durch seine Ausschweifungen berühmt und berüchtigt machte.

Nicht minder traurig waren die öffentlichen Zustände Sachsens unter dem Sohn und Nachfolger gleichen Namens, den wir schon als König August III. von Polen Friedrich August III.
kennen gelernt haben. Die Leiden und Bedrängnisse des Kurfürstentums in den großen 1733—1763.
Kriegen zwischen Preußen und Österreich, die wir in einem andern Zusammenhang erfahren werden, wurden durch die innere Mißregierung noch vermehrt. Der stumpfsinnige arbeitscheue Kurfürst-König, der nur für Kunstgenüsse, Jagdgetöse und gesellige Unterhaltung Empfänglichkeit hatte, überließ die Regierung und die Sorge für die Finanzen gänzlich der Leitung des Grafen Heinrich von Brühl, welcher seinen Dienern und Kreaturen Titel und Stellen verlieh, mit Kirchen- und Staatsämtern den schmählichsten Handel trieb und das Land mit Schulden und drückenden Steuern und Auflagen belastete. Während die Unterthanen darbten, das Militärwesen und die heimische Industrie in Verfall gerieten, schwelgte Brühl, der gleich seinem Herrn zur katholischen Kirche übergetreten war, in Luxus und Pracht, ließ Modewaren und Leckerbissen aus Paris kommen, baute auf der nach ihm benannten Terrasse über der Elbe einen prachtvollen Palast, erwarb sich durch Ausbeutung der königlichen Gunst Güter und Reichtümer und opferte die Ehre und Wohlfahrt des Staats seinem Eigennutz auf. Um sich dem König gefällig und unentbehrlich zu machen, veranstaltete er Feste, Lustbarkeiten und Jagdpartien, sorgte für Theater und Kapelle und vermittelte die Anschaffung von Kunstwerken, Kleinodien und Prachtstücken. Der Tod des Königs, dem der des Ministers rasch folgte, befreite das Land von der verderblichen Verwaltung.

Unter Augusts III. Sohn Friedrich Christian wurden durch die Minister Fritsch Friedrich Christian.
und Einsiedel Mittel und Wege gesucht, die unermeßliche Landesschuld, die auf dreißig 5. Okt. — 17. Dez.
Millionen Thaler gestiegen war, allmählich zu mindern und den gesunkenen Kredit des 1763.
Staats herzustellen. Zum Unglück des Landes starb der wohlgesinnte Kurfürst schon nach einigen Wochen; doch war sein Bruder Xaver, welcher während der Minderjährigkeit des Erbprinzen Friedrich August an der Spitze der vormundschaftlichen Regierung stand, kein unwürdiger Nachfolger. Schon in diesen Jahren wurde in die

Friedrich August IV. seit 1768.

Bahnen eingelenkt, die dann der neue Kurfürst **Friedrich August IV.** während einer langen Regierung verfolgte. Unter ihm erlebte Sachsen glückliche und glänzende Zeiten und manche Wunde konnte vernarben; aber nach einigen Jahrzehnten trafen die Schläge des Unglücks mit neuer Gewalt Haupt und Glieder, Land und Volk. An dem Aufschwung, den zu jener Zeit Kunst, Litteratur und Wissenschaft in Deutschland nahmen, hatte Sachsen und Thüringen keinen geringen Anteil; das Schulwesen erfuhr große Verbesserungen, die Rechtspflege wurde musterhaft gehandhabt und die Friedenszeit in den siebziger und achtziger Jahren wirkte wohlthätig auf Handel, Gewerbsamkeit und Ackerbau; die regsamen, häuslichen und sparsamen Bewohner der Städte und Dörfer gelangten wieder zu Glück, Wohlstand und Zufriedenheit.

2. Braunschweig-Hannover. a. Lüneburg u. Kalenberg.

Die welfischen Besitzungen zwischen Elbe und Weser wurden nach zahllosen Teilungen und Zerstückelungen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in die zwei ungleichen Hälften vereinigt, die als **Hannover** und **Braunschweig** eine geschichtliche Existenz erhielten. Doch fehlte viel, daß durch ein Hausgesetz die Unteilbarkeit der Lande oder die Erbfolge nach der Primogenitur wäre festgestellt worden; vielmehr wurde sowohl der größere Länderkomplex, der in der Folge zu dem Kurfürstentum Hannover verbunden ward, als der kleinere, der als Herzogtum Braunschweig noch bis zur Stunde einen deutschen selbständigen Kleinstaat bildet, im siebzehnten Jahrhundert noch häufig genug unter verschiedene Linien geteilt. Herzog **Georg**, der während des Dreißigjährigen Kriegs sich durch Tapferkeit und politische Klugheit hervorthat, traf bei seinem Tod 1641 die testamentarische Bestimmung, daß die hannöverschen Lande in die beiden Herzogtümer **Lüneburg** (**Celle**) und **Kalenberg** (**Hannover**) geschieden, diese aber nicht weiter geteilt werden sollten. Demgemäß regierte nach dem Tod seines Bruders Friedrich vom Jahr 1648 ab von Georgs vier

Christian Ludwig von Lüneburg. 1648—1665. Georg Wilh. von Kalenberg bis 1665 dann in Lüneburg. † 1705.

Söhnen der älteste **Christian Ludwig**, ein friedliebender für die Wohlfahrt und Bildung seiner Unterthanen eifrig besorgter Fürst bis zu seinem Tod 1665 in Celle, während der zweite **Georg Wilhelm**, der sich durch Studien und Reisen höhere Bildung erworben und in der Schule Wilhelms von Oranien sich kriegerische Erfahrungen gesammelt hatte, seine Residenz in Hannover aufschlug. Aber die von der Kulturwelt entlegene, damals noch kleine Stadt gewährte dem Herzog wenig Interesse: er übertrug die Regierung seinem geheimen Rat und reiste nach Italien, um mehrere Jahre in der Wunderstadt Venedig zu verleben und sich an den Belustigungen des Karnevals zu ergötzen. Als er im Jahr 1665 zurückkehrte, erfuhr er auf der Reise, daß sein älterer Bruder Christian Ludwig kinderlos gestorben sei. Georg Wilhelm verlangte nunmehr das Erbe des Erstgebornen, Kalenberg dagegen sollte dem dritten Sohn des Herzogs Georg, Johann Friedrich zufallen. Dieser, der bisher gleichfalls meistens in Italien gelebt hatte, trotz aller Vorstellungen der Familie und der Stände in Rom 1651 zur katholischen Kirche übergetreten war und auch andre aus seiner Umgebung, wie den Hofmarschall von Moltke, den Freiherrn von Knigge, den Professor Blume von Helmstedt zu dem gleichen Schritt gebracht hatte, erhob jedoch Ansprüche auf Lüneburg; beide riefen die Unterstützung der Großmächte an und es schien, als ob ein verderblicher Bruderkrieg über die hannöverschen Lande hereinbrechen sollte. Doch wurde in dem Hildesheimer Rezeß schließlich eine Ausgleichung erzielt: Georg Wilhelm erhielt Lüneburg, gab aber zu, daß Grubenhagen davon getrennt und mit Kalenberg vereinigt,

Johann Friedrich bis 1679.

somit das Herzogtum Johann Friedrichs vergrößert wurde. Leicht hätte unter der Regierung dieses energischen, klugen und gelehrten Fürsten, der wie die Fürstenberge in Ludwigs XIV. Sold und Schutz stand und mit dem Eifer eines Neophyten den Meß- und Reliquiendienst, Mönche und Jesuiten liebte und begünstigte, die Rekatholisierung Hannovers große Fortschritte machen können, hätten nicht der geheime

Rat Grote und der Superintendent Gerhard Molanus gewaltsame Schritte hintertrieben und wäre nicht der Herzog im Jahr 1679, als er seine fünfte Reise nach Italien angetreten, in Augsburg ohne männliche Nachkommen gestorben. Nach seinem Tod trat sein jüngster Bruder Ernst August, Inhaber des Bistums Osnabrück, an seine Stelle, derselbe Fürst, den wir bereits als Gemahl der Pfalzgräfin Sophie kennen gelernt haben (S. 552 f.). Die Prinzessin war ursprünglich mit Georg Wilhelm verlobt gewesen; dieser trug jedoch mehr Gefallen an einem freien ungebundenen Leben, um ungestörter seiner Reiselust sich hingeben zu können, und bewog daher seinen jüngsten Bruder an seine Stelle zu treten, indem er sich zugleich schriftlich verpflichtete, keine Ehe zu schließen. Er blieb seiner Zusage lange treu, da er bei näherer Bekanntschaft mit seiner geistreichen Schwägerin für Sophie selbst große Neigung empfand, welche von dieser geteilt wurde. Als er aber einst bei einem Besuch auf dem Schloß zu Iburg eine französische adlige Dame von hoher Schönheit, Eleonore d'Olbreuse kennen lernte, bereute er sein Versprechen. Er bewog die Geliebte, die Seine zu werden und schloß nach einiger Zeit ein Ehebündnis mit ihr, und als sie im Jahr 1666 eine Tochter, Sophie Dorothea, gebar, bewirkte Georg Wilhelm am kaiserlichen Hof, daß dieselbe legitimiert und die Mutter, die bisher als Madame de Harbourg bekannt war, als Gräfin von Wilhelmsburg anerkannt ward (1674). Sie erhielt eine standesmäßige Ausstattung und einen Hofstaat, der hauptsächlich aus Franzosen bestand. Doch sollte das geltende Successionsrecht dadurch keine Änderung erleiden. Unter dieser Bedingung gab die Familie die Zustimmung, daß die Reichsgräfin von Wilhelmsburg zur Herzogin, ihre Tochter zur Prinzessin von Braunschweig und Lüneburg erhoben würde (1680). Diesem folgte zwei Jahre später noch ein weiterer Familienvertrag, kraft dessen Georg Ludwig, der älteste Sohn Ernst Augusts von Kalenberg, sich mit Sophie Dorothea vermählen und zugleich die Primogenitur eingeführt werden sollte. Dadurch wurde die Vereinigung der beiden Herzogtümer nach dem Tod Georg Wilhelms bewirkt. Seitdem wuchs das hannöversche Haus wie ein Palmenbaum empor. Wir wissen, daß Ernst August, dem seine kluge Gemahlin Sophie und verständige Räte wie Platen, Grote, Voß ratend zur Seite standen, den Rang eines Kurfürsten des Reichs erlangte und daß derselbe Sohn Georg Ludwig als Georg I. den Thron von Großbritannien bestieg. In den drei letzten Jahrzehnten, als die unruhige Leidenschaft sich gelegt, zeigte sich Georg Wilhelm als trefflichen Regenten, gleich bedacht für die Wohlfahrt seines Landes wie für eine würdige Stellung nach außen. Zum Kreisobersten des niedersächsischen Kreises ernannt, nahm er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ernst August teil an dem Krieg des Reichs wider Frankreich; aber sein Versuch, bei der Gelegenheit die schwedischen Besitzungen von Bremen und Verden an das welfische Haus zu bringen, wurde durch Ludwig XIV. vereitelt. Wie Pommern, so mußten auch die Territorien an der Weser im Nimweger Frieden zurückerstattet werden. In dem zweiten Koalitionskrieg stand er dem Oranier und den Generalstaaten zur Seite. Bei dem kinderlosen Tod des Herzogs Julius Franz von Sachsen-Lauenburg (1689) machte Georg Wilhelm die Rechte des welfischen Hauses kraft einer alten Erbverbrüderung geltend und bahnte den Anfall dieses Herzogtums an das Kurhaus Hannover an. Auf seine Anregung wurde die Stadt Braunschweig, die gegenüber dem Herzog Rudolf August von Wolfenbüttel fast reichsstädtische Rechte in Anspruch nahm, in die Stellung gewiesen, die den übrigen Welfenstädten entsprach. Das Kirchen- und Schulwesen wurde in liberalem Sinne reformiert, eine Witwen- und Waisenkasse gegründet.

Ernst August bis 1698 in Kalenberg.

Nicht ohne innere Kämpfe gelangte der jüngste Bruder Ernst August von Kalenberg zu dem Ziel, das ihm sein staatskluger Ehrgeiz eingegeben. Sein jüngerer Sohn

Erwerbung der Kurwürde.

Maximilian Wilhelm suchte durch konspiratorische Umtriebe das Gesetz der Unteilbarkeit und Primogenitur umzustürzen und ließ sich in staatsverräterische Verbindungen ein, die dem Zwischenträger Moltke einen gewaltsamen Tod auf dem Schafott, ihm selbst Haft und freiwillige Verbannung brachten. Mit Maximilian Wilhelms Auswanderung entging Hannover zum zweitenmal der Gefahr einer Religionswandlung; denn auch er stand mit Wien und Rom in vertraulichen Beziehungen und trat, wie früher sein Oheim und Moltke, zur katholischen Kirche über. Erst zwei Jahre vor dem Tod Ernst Augusts erlangte das Primogeniturgesetz allseitige Anerkennung (1696), nachdem vorher der Herzog die Kurwürde erworben. Diese Rangerhöhung konnte nur nach jahrelangen Unterhandlungen, unter großem Widerstand der übrigen Kurfürsten mit Ausnahme Brandenburgs, erzielt werden. Das ganze katholische Deutschland wehrte sich gegen die Mehrung der protestantischen Stimmen im Kurkollegium: und selbst die jüngere oder Wolfenbüttelsche Linie des Welfenhauses erhob aus Stammeseifersucht Einsprache gegen die Bevorzugung des verwandten Hauses. Nur für den Fall wollten sie die Würde zulassen, daß dieselbe für das braunschweig-lüneburgische Gesamthaus nachgesucht und dann stets von dem Ältesten des ganzen Welfenhauses repräsentiert werde. Dieses Senioratsrecht nahm dann aber wieder die wolfenbüttelsche Linie speziell für sich in Anspruch, weil sie von dem ältern Sohn Ernst des Bekenners, Heinrich († 1598), die kalenbergische aber nur von dem jüngern Wilhelm († 1592) abstammte. Die Deduktionen in diesem Geist wuchsen wie Pilze aus der Erde. Erst als Ernst August dem Kaiserhaus in seiner Bedrängnis gegen die Türken im Osten und gegen Frankreich im Westen namhafte Unterstützungen in Aussicht stellte, wurde endlich die Opposition überwunden. Nachdem durch den Reichstag die Erhebung Hannovers zu der Kurwürde beschlossen (17. Oktober 1692), erfolgte in Wien die feierliche Belehnung (9. Dezember). Aber noch immer kamen die Gegner nicht zur Ruhe; auch auf dem Friedenskongreß zu Ryswyk konnte die allgemeine Anerkennung der europäischen Mächte nicht erzielt werden. Erst nach Ernst Augusts Tod gelangte endlich sein Sohn **Georg Ludwig** zum Ziel, nachdem er in Gemeinschaft mit seinem Oheim und Schwiegervater Georg Wilhelm von Celle den widerspenstigen Vetter Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel durch Drohungen und Versprechungen zum Aufgeben seines Protestes gebracht und nach dem Tod Georg Wilhelms (28. August 1705) alle hannöverschen Lande unter seinem Zepter vereinigt hatte. Nunmehr erfolgte die feierliche Aufnahme Georg Ludwigs in das Kurfürstenkollegium und die Übertragung des Reichsamtes eines Erz-Schatzmeisters (September 1708). Unter welchen Umständen der Kurfürst auf den Thron von England gelangte, sowie die häuslichen Zerwürfnisse mit seiner Gemahlin Sophia Dorothea von Celle, haben wir früher kennen gelernt (S. 848). Wie der Vater Ernst August zum großen Schmerz seiner sittenreinen Gemahlin mit der Frau seines geheimen Rats Platen im ehebrecherischen Umgang lebte, so der Kurprinz mit dem Fräulein von der Schulenburg und mit mehreren andern hochgestellten Damen. Übrigens war Georg Ludwig ein willensstarker weltkluger Mann von großer Arbeitskraft, aber wortkarg und verschlossen. — Die Verbindung mit England gereichte dem Land Hannover nicht zum Nachteil. Die englischen Könige behandelten ihr deutsches Stammland stets mit Vorliebe und wendeten ihm von ihrem Überfluß manches zu. Georg I. verweilte lieber in Deutschland als in England, wo er sich immer fremd fühlte; er bewirkte daher, wie erwähnt, die Beseitigung der Bestimmung, daß der König nicht ohne Erlaubnis des Parlaments den englischen Boden verlassen dürfe, aus der Successionsakte und benutzte dann jede Veranlassung, um sein Stammland zu besuchen. Auf einer solchen Reise starb er am 22. Juni 1727 und wurde in Hannover begraben. Unter Georg II., dem Sohn Georg Ludwigs und der

Georg Ludwig. 1698 (1705) —1727.

unglücklichen Sophia Dorothea auf Schloß Ahlden, deren unverdientes Schicksal er dem Vater nie vergeben konnte, wurde auf Betreiben und unter Mitwirkung des hochsinnigen hannöverschen Ministers Gerlach Adolf von Münchhausen im Jahr 1737 die Universität Göttingen gegründet, eine weithinstrahlende Leuchte im nördlichen Deutschland. Aber die Vorteile, die das Kurfürstentum durch die Verbindung mit der Großmacht erhielt, bezahlte es mit demüthigender Unterordnung und dem Aufgeben alles selbständigen politischen Lebens. Hannover sank zu einem von einer dünkelhaften Aristokratie willkürlich geleiteten deutschen Kleinstaat herab, der von London aus seine Impulse erhielt.

An Größe und äußerer Machtstellung blieb das Herzogtum Braunschweig- b. Braunschweig-
Wolfenbüttel hinter dem andern welfischen Stammland zurück; dafür erlangte Wolfenbüttel.
sein Fürstenhaus die höchsten militärischen Ehren. Als der eigentliche Gründer der
Braunschweig-Wolfenbüttelschen Linie ist Herzog August der Jüngere zu betrachten, August der Jüngere.
ein durch Studien und weite Reisen gebildeter Fürst, der nach Kräften bemüht war † 1666.
die Wunden zu heilen, die der große deutsche Krieg dem Land geschlagen, und neben
der Verbesserung des Gerichtswesens besonders auf Hebung des Unterrichts und der
Volksbildung bedacht war. Die Wolfenbütteler Bibliothek ist hauptsächlich seine
Schöpfung. Auch er suchte durch Einführung der Primogenitur weitern Teilungen
vorzubeugen: allein die Absicht wurde nur mangelhaft durchgeführt: nicht nur daß
sein Erstgeborner Rudolf August, dem die Staatsgeschäfte zur Last waren, seinen Rudolf August.
Bruder Anton Ulrich zur Mitregierung in Braunschweig-Wolfenbüttel berief, sein † 1704.
jüngster Bruder Ferdinand Albrecht I. vereinigte einen nahmhaften Teil der Be- Anton Ulrich. † 1714.
sitzungen zu einem eignen Herzogtum Braunschweig-Bevern und wurde der Ferdinand Albrecht von
Stifter einer besonderen Linie, der eine große Zukunft beschieden war. Unter Rudolf Br.-Bevern.
August wurde, wie erwähnt, durch die Veranstaltung des gesamten Welfenhauses die 1687.
Stadt Braunschweig gezwungen, ihre Ansprüche auf Autonomie aufzugeben und dem Juni 1671.
Herzog Huldigung zu leisten. Obwohl später zur Hauptstadt des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel erhoben, gelangte sie nie wieder zu dem Glanz, in dem sich die alte Hansestadt gezeigt hatte. Von den beiden regierenden Brüdern war der zweite, Anton Ulrich, weitaus der bedeutendere. „Er war ein stattlicher Mann, gebieterisch und gleichzeitig durch Freundlichkeit gewinnend, prachtliebend, weltklug, nicht ohne Neigung für Intrige und rasch in der Ausführung, von fein berechneten Entwürfen.“ Durch Studien und Reisen mit Künsten und Wissenschaften befreundet, hat er sich besonders die Hebung der Bildung seines Landes angelegen sein lassen. Von seiner Liebe für die Wissenschaften giebt die Wolfenbütteler Bibliothek, die er bedeutend vermehrte, Zeugnis, von seinen litterarischen Arbeiten ist S. 729 die Rede gewesen. Dort wurde auch erwähnt, daß er noch in seinem hohen Alter zur katholischen Kirche übertrat. Es geschah dies um dieselbe Zeit, als seine Enkelin Elisabeth Christine bei ihrer Vermählung mit dem Erzherzog Karl von Österreich gleichfalls die Religion wechselte (S. 789). Er hoffte sich dadurch am Wiener und Versailler Hof in Gunst zu bringen und die Erhebung Hannovers zur Kurwürde, gegen die er viele Jahre selbst mit konspiratorischen Mitteln vergeblich gearbeitet hatte, zu hintertreiben oder rückgängig zu machen. Da der ältere Bruder Rudolf August, der keine Söhne besaß und nach dem Tod seiner Gattin ein unebenbürtiges Ehebündnis mit „Madame Rudolphine“, der Tochter des Chirurgen Menthe von Minden geschlossen hatte, im Jahr 1704 starb, so übernahm Anton Ulrich allein die Regierung in Braunschweig-Wolfenbüttel, die bei seinem Tod
(1714) auf seinen Sohn August Wilhelm überging, einen lebensfrohen freundlichen August Wilhelm.
Herrn, dem es aber an Charakterfestigkeit und Menschenkenntnis gebrach. Um seinem † 1731.
Hang zu glänzender Hofhaltung und seiner Baulust fröhnen zu können, wozu die

Kammereinkünfte nicht hinreichten, schloß er mit England einen Subsidienvertrag, worin er sich gegen eine Summe von 25,000 Pfd. St. zur Lieferung von 5000 Mann verpflichtete. Unwürdige Günstlinge genossen und mißbrauchten sein Vertrauen. Obwohl dreimal verheiratet, starb August Wilhelm kinderlos, und nun übernahm sein Bruder Ludwig Rudolf, der bisher die Grafschaft Blankenburg besessen, die Regierung, ein einsichtsvoller kräftiger Fürst, welcher die unter seinem Bruder eingerissenen Unordnungen zu beseitigen und den gesunkenen Wohlstand zu heben bemüht war. Aber schon nach vier Jahren ging auch er kinderlos aus der Welt und nun gelangte der Sohn jenes Ferdinand Albrecht, des Stifters der Bevernschen Linie, der den Namen des Vaters trug, zum Besitz der gesamten Braunschweigschen Lande. Ferdinand war ein tapferer Soldat, der sich in den kaiserlichen Heeren während der Türken- und Franzosenkriege ausgezeichnet hatte. Aber er starb noch in demselben Jahr und hatte seinen Erstgebornen Karl zum Nachfolger. Den zweiten Sohn Anton Ulrich haben wir früher als Gemahl der russischen Kaiserin Anna kennen gelernt (S. 867). Dem dritten Sohn Ludwig Ernst, der die kriegerische Laufbahn einschlug, die dem Geschlecht so hohen Ruhm eintragen sollte, werden wir später als Generalkapitän der Republik Holland und Vormund des Erbstatthalters Wilhelm V. begegnen. Die drei jüngern Söhne, Ferdinand, Albrecht und Friedrich Franz, dienten unter Friedrich II., dessen Gemahlin Elisabeth Christine ihre Schwester war, in den preußischen Heeren mit Ruhm und Auszeichnung. Wir werden des tapfern Feldherrn Ferdinand und seines Neffen und Großneffen gleichen Namens noch des öftern gedenken müssen. Bei so nahen Beziehungen zu Preußen wurde das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel in die Geschicke dieses Staats verflochten und teilte mit demselben die Tage des kriegerischen Ruhmes wie die des Unglücks und der Leiden. Während sein Bruder, der ältere Ferdinand, sich in den Schlachten des Siebenjährigen Kriegs Lorbeern erkämpfte und dann auf seinem Schloß zu Vechelde in der Zurückgezogenheit des Privatlebens seine spätern Tage verbrachte, richtete der mit einer preußischen Königstochter vermählte Herzog Karl, der sich für den Zwang und die Enthaltsamkeit, die ihm eine rigorose Erziehung in der Jugend auferlegt, durch Hingebung an eine schrankenlose Freiheit und Eigenwilligkeit zu entschädigen suchte, in Braunschweig Hof und Regierung in einer Weise ein, wie sie der neuen glänzenden Rangstellung des Hauses zu entsprechen schien. Ein Mann von unternehmendem Geist, von Bildung und Einsicht, hat er manche zweckmäßige Einrichtungen ins Leben gerufen, das Schulwesen gehoben, unter dem Beirat des Abtes Jerusalem das Collegium Carolinum gegründet, und an der Reformthätigkeit seiner Zeit regen Anteil genommen. Aber diese Lichtseiten wurden durch große Schatten verdunkelt. Leidenschaftlich, genußsüchtig, verschwenderisch gab er sich den Freuden des Hoflebens im Übermaß hin; Braunschweig, die neue Residenzstadt, sollte ein kleines Versailles darstellen. Ein prachtvolles Theater, das einen Zuschuß von jährlich 70,000 Thalern erforderte, die glänzende Hofhaltung, der großartigste Aufwand, die Unterhaltung schöner Frauen, kostspielige Reisen, leidenschaftlicher Hang zum Glücksspiel, die Vermehrung des Militärs, Karls Projektenmacherei und seine alchimistischen Versuche verschlangen unermeßliche Summen und machten die Lage des Landes trauriger denn je. Die Ausgaben überschritten die Einnahmen um jährlich 80,000 Thaler und die Schuldenmasse des Herzogtums erhöhte sich bis auf fast zwölf Millionen. Der Minister von Schliestädt hatte seine liebe Not, bei solchen Finanzverhältnissen noch immer Geld beizuschaffen, und doch ward es täglich von ihm verlangt. Von dem Hofe Karls hat Lessing die Züge für sein Drama Emilia Galotti entlehnen können. Dann und wann schnitt dem Fürsten die Not des Volks ins Herz, dann sann er auf Abhilfe und wollte die Lasten vermindern. Aber es fehlte ihm an der erforderlichen Thatkraft. Mit

Ludwig Rudolf. † 1735.

Karl. † 1780.

Heftigkeit ging er auf die ihm vorgelegten Pläne ein, um sie ebenso rasch über einem neugebotenen Sinnengenuß wieder zu vergessen. Als später der Erbprinz Wilhelm Ferdinand an der Regierung teilnahm, wurden manche Schäden und Mißstände beseitigt; daß aber auch er in dem englisch-amerikanischen Krieg an dem Soldatenhandel sich beteiligte, um die Finanzlage zu bessern, hat auf seinen berühmten Namen einen düstern Schatten geworfen.

3. Kirchliche und religiöse Zeitrichtungen.

Wenn im siebzehnten Jahrhundert von seiten der Jesuiten und Ultramontanen die gegenreformatorischen Versuche auch noch nach dem Westfälischen Frieden andauerten, das Herüberziehen der protestantischen Konfessionsverwandten in die römisch-katholische Kirche, sei es mit Gewalt oder durch Überredung und Verführung, ein Hauptanliegen des päpstlichen Klerus bildete, so fand man sich im achtzehnten Jahrhundert mehr und mehr in die Notwendigkeit, mit den gegebenen Faktoren zu rechnen, das Bestehende zur Basis und zum Ausgangspunkt religiöser Thätigkeit und Bestrebungen zu machen. Da traten denn vorzugsweise zwei Tendenzen zu Tage, je nachdem man nach einer Versöhnung der konfessionellen Gegensätze, nach einer Ausgleichung der Unterscheidungslehren strebte und neben dem Beharren auf der Autorität der Kirche auch für einige Reformen und dogmatische Milderungen Raum ließ, oder im Schoß der eignen Bekenntnisse nach Heilmitteln für einseitige bedenkliche Richtungen suchte. Es war ein edles Bestreben der Helmstädter Hochschule, die scharfen Glaubenssätze der Bekenntnisschriften abzuschwächen, eine weitherzige Gleichberechtigung und Verwandtschaft der verschiedenen Religionsgesellschaften an die Stelle rechtgläubiger Ausschließlichkeit und Verketzerungssucht zu setzen und auf einen Zeitpunkt zurückzugehen, wo der Entwickelungs- und Ausbildungsprozeß des Christentums noch nicht zu Formen und Dogmen erstarrt war, mit denen Vernunft und Natur nicht vereinbar sind: aber die realen Gewalten waren stärker als die irenischen und humanistischen Bestrebungen. Ein so vornehmer Geist wie Leibniz mochte von seiner wissenschaftlichen Höhe herab wohl an die Möglichkeit einer idealen Weltversöhnung unter der Fahne Christi glauben, selbst wenn die Nachfolger des ersten Apostels dieselbe emporhalten würden; aber die praktischen Vorkämpfer der Kirche verstanden unter einer Union nur die Rückkehr des verlornen Sohnes in das Vaterhaus. Für den gelehrten Bischof Bossuet gab es schließlich doch nur eine Kirche, wie sie das Tridentiner Konzil geschaffen. Der Abfall einiger hervorragenden Persönlichkeiten vom evangelischen Glauben wurde nicht ganz mit Unrecht als Zeichen gedeutet, welche Konsequenzen der Ultramontanismus aus der idealen Seelenrichtung im feindlichen Heerlager zu ziehen wisse. — Für die orthodoxen Lutheraner in Leipzig und Wittenberg, welche von vornherein alle Unionsgedanken von sich wiesen, war das Fehlschlagen der liberalen und latitudinarischen Bestrebungen eine Veranlassung, den starren Dogmatismus und

Gegensätze in der evang. Kirche.

Symbolglauben noch schroffer auszubilden, das Himmelreich an den Buchstaben und die Ausdrücke der Konkordienformel zu knüpfen; die Sittenlehre und die unmittelbare Hingebung der Seele an das Göttliche gering zu achten und die Religionsübung in einen Lippendienst zu verwandeln. Luther hatte die Menschheit aus dem Joch der Tradition erlöst, sagte Lessing von den Theologen dieser Zeit, seine Nachfolger luden ihr dafür das noch unerträglichere Joch des Buchstabens auf. Wie aber jede Übertreibung den Widerspruch als Heilmittel hervorruft, so trat der Leipziger Orthodoxie eine Richtung entgegen, welche von Spener, Francke und ihren Gesinnungsgenossen ausgebildet, das Christentum als Sache des Herzens und Willens betrachtete, dessen Frucht die Heiligung sei oder die innere Wiedergeburt des Menschen durch den Beistand der Gnade Gottes. Diese Richtung, welche auf der Universität Halle ihr siegreiches Banner aufpflanzte, trat dem unfruchtbaren kalten Verstandeswerk der Orthodoxen mit einer Religion der Gottesliebe, der Frömmigkeit im Leben, des werkthätigen Christentums entgegen, den Spott und die Verleumdung der Gegner, die ihnen den Namen „Pietisten" erteilten, durch ihr Thun und ihre Wirksamkeit widerlegend. Aber auch der Pietismus trug krankhafte Keime in seinem Schoß, diese traten mehr und mehr hervor, als der Gegensatz, durch dessen Bekämpfung die Häupter der pietistischen Richtung Bedeutung und Popularität erlangt hatten, allmählich unter der Macht des Zeitgeistes verschwand oder gemildert ward. Als die Polemik gegen eine rohe Glaubenstyrannei gegenstandslos geworden, waren die Pietisten bald nur noch am Streben nach Absonderung von der Welt und an einer recht dünkelhaften Selbstgerechtigkeit zu erkennen. Nur in der Sekte der Herrnhuter lebt der werkthätige praktisch-religiöse Geist eines Spener und Francke, aus deren Kreis der Stifter der „Brüdergemeinde" Graf Zinzendorf hervorgegangen war, noch bis zur Stunde fort. Ähnlich in Ursprung und Entwickelung mit den Pietisten und Herrnhutern war der englische Methodismus, wogegen die Swedenborgsche Sekte, die auch in Deutschland einige Ausläufer hat, mehr in die mystisch-theosophischen Spekulationen eines Jakob Böhme einlenkte.

Die kathol. Kirche. Wie in der evangelischen Kirche tiefere Gemüter auf andre Weise als die herrschende Theologie vorschrieb, ihr religiöses Bedürfnis zu befriedigen strebten, so suchten auch in der katholischen Kirche ernstere Naturen durch verschärfte Askese oder wissenschaftliche Studien der religiösen Erschlaffung und Verflachung entgegenzuwirken. Waren jene beflissen, gleichgesinnte Seelen in Konventikeln und Sekten um sich zu sammeln, so glaubten diese durch Gründung neuer Orden und Genossenschaften innerhalb der Kirche dem zunehmenden Indifferentismus entgegenarbeiten, die religiöse Abspannung durch geistliche Übungen anreizen, das katholische Bewußtsein schärfen und beleben zu müssen. Frankreich war der fruchtbarste Boden für diese Bestrebungen. Gegenüber dem Jansenismus von Port Royal und dem Quietismus, die eine von der Papstkirche abweichende Richtung nahmen, suchten andre durch Stärkung und Wiederbelebung älterer

Ordensregeln den altkatholischen Instituten eine den Bedürfnissen der Zeit mehr entsprechende Organisation zu geben. So lebte der wissenschaftliche Geist des Benediktinerordens in der Kongregation von St. Maurus wieder auf. Aus dem Schoß der von Bénard gegründeten Religionsgenossenschaft der Mauriner gingen bedeutende Werke gelehrten Forschungs- und Sammelfleißes auf geschichtlichem und sprachlichem Gebiet hervor. Man braucht nur an die großartigen Arbeiten von Mabillon, von Montfaucon, von Ducange, an die Art de vérifier les dates, an die trefflichen Ausgaben älterer Kirchenschriftsteller zu erinnern. Anderseits war der von dem französischen Abt La Rancé († 1700) in dem Kloster La Trappe erneuerte Trappistenorden, in welchem der Stuart Jakob II. Ruhe vor den Weltstürmen suchte, eine Wiederherstellung des ursprünglichen Cistercienserordens mit erhöhter Enthaltsamkeit und Abgeschlossenheit; denn selbst der Trost des Gesprächs und der Wissenschaft war ihnen versagt. Der Abbé de la Salle (1724) gründete den Orden der Brüder der christlichen Schulen (Ignorantins), vornehmlich zur Bildung künftiger Lehrer im Geiste der Gesellschaft Jesu. Auch die „Genossenschaft vom allerheiligsten Erlöser“ oder Redemptoristen, gestiftet von dem Neapolitaner Alfons Maria Liguori († 1787), „dem der Wille des Papstes der Wille Gottes war“, sollte neben der Armen- und Krankenpflege dem Volksunterricht dienen. Der Redemptoristenorden war eine Abart der Jesuiten, deren Tendenzen und Grundsätze in den Tagen der Bedrängnis im Schoß der befreundeten Brüderschaft Schutz suchten. — Um der Macht geistiger Aufklärung, welche im Gefolge der Reformation über die Welt zog, entgegenzuwirken, wendete die römische Kirche der Erziehung und dem Unterricht im Geiste katholischer Gläubigkeit mehr Sorgfalt zu. Zu dem Ende wurden auch Vereine ohne Gelübde gegründet. Von der Art waren die Schwesterschaften „zur Anbetung des Herzens Jesu und Marias“, die von den Jesuiten auf Anregung liebeschwärmender Nonnen empfohlen und von Rom nach einigem Bedenken gestattet wurden.

1. Bekehrungen und Religionswechsel.

Die Bestimmungen des Westfälischen Friedens hinderten die Jesuiten und Römlinge nicht, nach wie vor die Bekehrung der Protestanten mit allen Mitteln zu betreiben und das friedfertige Nebeneinanderleben der verschiedenen Konfessionen zu stören. Einige katholische Regierungen fuhren fort, ihren andersgläubigen Unterthanen die Ausübung ihres Gottesdienstes und den Genuß der Sakramente zu versagen und dadurch allmählich die kirchliche Einheit in ihren Erbstaaten zu begründen. Besonders wurden in Österreich, wo die Evangelischen nicht in die Toleranzbestimmungen des Westfälischen Friedens inbegriffen waren, die Bedrückungen akatholischer Gemeinden und die Bekehrungen hervorragender Anhänger der Augsburgischen oder Helvetischen Konfession mit Erfolg fortgesetzt. War doch der Übertritt von der protestantischen zur katholischen Kirche der sicherste Weg zu Ämtern und Würden, wie die kaiserlichen Räte Bartenstein, Wiesenhüter, der Feldmarschall Traun und so viele andre bewiesen. Wo die Glaubenstreue dem Bekehrungseifer und den Verlockungen widerstand, schritt man, wie in Schlesien u. a. O., zu Landesverweisungen. Die Zugeständnisse, die der Schwedenkönig Karl XII. erzwang (S. 799 f.), wurden nach seinem Fall vergessen. Siebenbürgen ward den österreichischen Evangelischen Freistätte und Exil, seitdem in Ungarn die politische und kirchliche

Reaktion unter den Magnaten große Fortschritte machte (S. 432, 439). In Salzburg waren seit dem sechzehnten Jahrhundert stille Gemeinden Evangelischgesinnter als fleißige
1729. Unterthanen geduldet worden, bis der Erzbischof Leopold Anton Graf von Firmian sie mit Gewalt bekehren wollte. Sie sollten die Bibeln, die sie in ihren Häusern zu lesen pflegten, und ihre Gebets- und Andachtsbücher abliefern, die Messe besuchen und den katholischen Gruß bieten. Ihre Weigerung wurde als Empörung gegen die Obrigkeit erklärt und zur Anwendung von Gewalt benutzt. „Da schwuren hundert Älteste auf die Hostie und geweihtes Salz in einer einsamen Kluft der Schwarzach unter der Sonntagsmorgendämmerung dem dreimaleinigen Gott Treue am evangelischen Glauben und
31. Okt. 1731. einander ein brüderlich Herz im Unglück." Das erzbischöfliche Emigrationspatent vertrieb sie unter den härtesten Bedingungen von Haus und Hof; an 17000, welche in ihrer Heimat an Hab und Gut noch über $2^1/_2$ Millionen Gulden zu fordern hatten, fanden Gastfreundschaft in Preußen, wo ihre Abkömmlinge noch heutzutage mitten unter litauischer Bevölkerung ungemischt fortbestehen. Die Vermögenderen unter ihnen kauften sich Freigüter, die Unbemittelten erhielten Kossätenhöfe, die sie auf ihre Kinder
1732. vererben konnten. Dreihundert wurden im nächsten Jahr mit englischer Hilfe nach der damals neuen Kolonie Georgia gebracht und mit Grundbesitz versehen. Ihre Nachkommen haben sich durch Fleiß, Sparsamkeit und häusliche Tugend Wohlstand erworben. Unter welchen Bedrückungen die Reformierten in der Pfalz seit der Ryswykschen Klausel zu leiden hatten, ist früher erwähnt worden (S. 892 ff.). Ihre Klagen und Beschwerden auf dem Regensburger Reichstag bildeten eine ununterbrochene Leidensgeschichte. — Nächst den Bedrückungen der Evangelischen war besonders das Herüberziehen einzelner Fürsten zur katholischen Kirche ein Mittel zur Beförderung des Katholizismus und der Erhaltung der Uneinigkeit in Deutschland. Wir haben in der Geschichte der deutschen Staaten gesehen, daß es kaum ein protestantisches Fürstenhaus gab, aus dem nicht einzelne Glieder dem Glauben ihrer Väter entrissen wurden. Sachsen erhielt dauernd, Braunschweig in Anton Ulrich, Hannover in Johann Friedrich, Württemberg in Karl Alexander vorübergehend katholische Regenten; das pfalz-zweibrückensche Fürstenhaus, das in der Folge den bayrischen Königsthron bestieg, trat gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zur katholischen Kirche über; Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels suchte bei der päpstlichen Autorität Zuflucht gegen die Zweifel und Entzweiungen in den protestantischen Konfessionen und bemühte sich, auch Leibniz zu demselben Schritt zu bewegen. Man hat bändereiche Werke verfaßt, in denen die Vorkämpfer des Papismus die Triumphe und Eroberungen ihrer Kirche als Beweise der siegreichen Kraft der katholischen Lehre vorführten. Den einen lockte der Ehrgeiz und die Aussicht auf Rang, Ämter und Würden, den andern künstlerische Neigungen und Liebe zu Pracht und Zeremonien. Und seitdem der Übertritt zum Modeton gehörte und als Zeichen feiner vornehmer Bildung galt, mehrten sich in den aristokratischen Kreisen die Abfälle.

2. Unionsversuche. Wie sehr auch immer durch den Bekehrungseifer der Jesuiten und andrer Ordensgeistlichen die konfessionelle Spaltung vergrößert, wie sehr durch die Intoleranz der orthodoxen Lutheraner innerhalb der protestantischen Kirche selbst der religiöse Hader genährt und geschürt ward, so fehlte es doch auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht an Versuchen, auf friedlichem Wege durch Ausgleichung der Unterscheidungslehren eine kirchliche Einigung herbeizuführen; doch waren alle diese Versuche sowenig von Erfolg begleitet als im Reformationszeitalter, ja sie führten gewöhnlich zu neuen theologischen Entzweiungen und Streitigkeiten. Besonders waren die Braunschweiger Lande, wo von jeher eine liberalere Auffassung heimisch war und die Konkordienformel nie Eingang gefunden, der Boden solcher Vereinigungsbestrebungen. So suchte während des

Dreißigjährigen Kriegs Georg Calixtus (Callisen) aus dem Schleswigschen, ein edler, vorurteilsfreier, durch Studien und Reisen vielseitig gebildeter Mann, als Professor der Universität Helmstedt der Theologie eine freiere Haltung zu geben, indem er im Geiste Melanchthons die irenischen Bestrebungen förderte und eine Vereinigung der verschiedenen Konfessionen als möglich darstellte, wenn alle auf die Konzilienbeschlüsse der fünf ersten Jahrhunderte zurückgingen und sich damit begnügten. Alle christlichen Kirchen, lehrte er, seien im Grunde des Glaubens einig und alle Glieder derselben, welche auf diesem Glaubensgrund ständen, würden einst der Seligkeit teilhaftig werden. Er meinte, man könne den päpstlichen Primat unter gewissen Beschränkungen einräumen, das Abendmahl als Opfer, außerdem auch die Gebete für die Toten gelten lassen. In Wittenberg und Leipzig nannte man freilich solches Streben Religionsmengerei (Synkretismus), schalt den Calixt einen geheimen Papisten, und als er im Auftrag des Kurfürsten von Brandenburg dem Religionsgespräch in Thorn beiwohnte (1645), wo eine Verständigung zwischen Katholiken und Dissidenten und zwischen Lutheranern und Reformierten angebahnt werden sollte, kündigten ihm die orthodoxen Zeloten, an ihrer Spitze der streitbare Zionswächter Abraham Calovius und der Dresdener Oberhofprediger Jakob Weller, die Gemeinschaft mit ihrer Kirche auf; ja sie bewogen sogar den Kurfürsten von Sachsen, daß er den Braunschweiger Hof zu Maßregeln der Strenge aufforderte. Calixtus fand jedoch Schutz bei seinem Fürsten, Anerkennung bei seinen Helmstedter Kollegen, insbesondere bei Herm. Conring, dem größten Gelehrten seiner Zeit, und Achtung bei den höhern Ständen des In- und Auslandes. Aber der Übertritt einiger seiner Schüler zur katholischen Kirche rechtfertigte das Mißtrauen und die Furcht seiner Widersacher über die Wirkungen einer religiösen Richtung, die unter dem Schild der Milde und Verträglichkeit gegen andre Lauheit und Gleichgültigkeit gegen die eigne Sache in sich berge. Der synkretistische Streit hielt die Geister noch lange in Bewegung und die latitudinarischen Ideen, die dabei zu Tage traten, weckten neue Unionsbestrebungen in beiden Heerlagern. Wenn die ewige Seligkeit unter allen Glaubensformen erzielt, der Papst nicht als der Antichrist verworfen, die altchristliche bischöfliche Kirchenverfassung zugelassen werden konnte, sollte da nicht eine Grundlage gefunden werden, auf welcher eine Lebensgemeinschaft bestehen könnte, bis eine allgemeine Kirchenversammlung, auf welcher auch die Protestanten Sitz und Stimme hätten, eine neue Entscheidung treffen würde? Mit solchen Absichten bereiste Christoph Rojas de Spinola, Bischof von Wiener-Neustadt, im Auftrag des Papstes und des Kaisers insgeheim verschiedene deutsche Länder, um bei den protestantischen Höfen und Geistlichen in diesem Sinn zu wirken. In Hannover und Braunschweig, wo man eine Annäherung an das Kaiserhaus suchte und die Calixtinischen Ansichten die konfessionellen Gegensätze abgeschwächt hatten, waren die Bemühungen nicht ganz erfolglos. Nicht nur, daß der erste Geistliche des Landes, Gerhard Molanus, die kirchliche Vereinigung für möglich und wünschenswert hielt, auch ein so bedeutender Gelehrter wie Leibniz beschäftigte sich mit dem Plan einer Union zur Versöhnung der Welt und zur Förderung der Wissenschaft. Er trat in Unterhandlung mit Bossuet, welcher Priesterehe, Kelch und die Messe in der Volkssprache zugestand, während Leibniz die katholische Kirchenverfassung als menschliche Einrichtung für annehmbar achtete und mit dem Spiel seiner Gedanken sich auch in das katholische Dogma hineindachte. Aber als der französische Prälat die Tridentiner Beschlüsse als die unwandelbare Grundlage der Kirche in Gegenwart und Zukunft erklärte, überzeugte sich Leibniz, daß jedes irenische Streben erfolglos sei, solange man in Rom die Protestanten als verirrte Abtrünnige ansehe, die nur durch reumütige Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche Versöhnung erlangen könnten. Er brach die Unterhandlungen ab „mit dem Vertrauen, daß einst

Calixtus † 1656.

die Sache sich von selbst vollbringen werde". Der Übertritt mehrerer fürstlicher Personen des braunschweig-hannöverschen Hauses, dessen wir früher gedachten, wurde diesen Unionsbestrebungen und dem Calixtinischen Synkretismus der Helmstädter Schule zugeschrieben. Das Gutachten eines gelehrten Professors dieser Universität, Johann Fabricius, soll den Religionswechsel der Braunschweiger Fürstentochter Christine Elisabeth, Gemahlin Karls VI. und ihres Großvaters gefördert haben. Als er von dem Haß und der Verachtung seiner Konfessionsverwandten getroffen sein Lehramt aufgab, wurde er zur Entschädigung mit der Aufsicht der Landesschulen betraut. — Nicht viel erfolgreicher waren die Bestrebungen, eine Vereinigung der beiden protestantischen Konfessionen zu erzielen, so sehr auch durch den Ryswyker Frieden eine Verbrüderung aller akatholischen Religionsgenossenschaften dringend geboten war. Die Bemühungen des brandenburgisch-preußischen Herrscherhauses, durch mildere Fassung der Unterscheidungslehren eine Vereinigung anzubahnen, scheiterten an dem Eifer der lutherischen Geistlichkeit, welche die Hoffnung, daß auch die Calvinisten selig werden könnten, für „teuflische Eingebung" erklärte, und an der Hartnäckigkeit der evangelischen Landstände (S. 578). Doch trat endlich die durch viele Einwanderungen von Calvinisten vermehrte reformierte Kirche gleichberechtigt neben die lutherische. Im übrigen waren alle die mannigfachen Versuche, durch Aufhebung oder Abschwächung der Unterschiede die Einheit der christlichen Kirche herzustellen, fast spurlos vorübergegangen — und doch eine Weissagung.

3. Die lutherische Orthodoxie und der Pietismus. Die schlimmste Wirkung der synkretistischen Streitigkeiten war der übergroße Eifer, mit dem die orthodoxen Lutheraner die Unterscheidungslehren vortrugen. An die sittlichen Wirkungen des Christentums wurde nicht nur in diesem Streit nicht gedacht, sondern auch in den Predigten fast ausschließlich dogmatisiert und polemisiert. Die Theologie entartete zu einer neuen Scholastik ohne den philosophischen Scharfsinn der alten; Folge war „eine Erstarrung des Geistes, die nur in Streit und Verketzerung auflebte". Bei einer solchen Richtung der protestantischen Religionslehre war Gefahr vorhanden, daß über der dürren Orthodoxie und dem Glauben an den Buchstaben der symbolischen Bücher, die das Evangelium allmählich aus der Kirche verdrängt hatten, das christliche Leben und die Wärme des religiösen Gefühls ganz zu Grunde gehe, über der Reinheit der Lehre die Reinheit der Sitte und die Frömmigkeit des Herzens abhanden komme. Beides durch Wiederbelebung des Bibelstudiums zu erwecken, alle Christen zu einem allgemeinen Priestertum zu erziehen, die Güter, welche Luther dem deutschen Volk errungen, aus der Verdunkelung zurückzuführen, war das Streben

Spener. 1635—1705. Philipp Jakob Speners aus dem Elsaß, der in Straßburg fromm erzogen, in Frankfurt als Senior der evangelischen Geistlichen und in Dresden als Oberhofprediger thätig war und als Propst in Berlin starb. Seine Freunde und Anhänger wurden zwar von ihren Gegnern wegen übertriebener Kundgebung ihrer Frömmigkeit im äußern Leben und wegen ihres Drängens auf werkthätiges Christentum gegenüber der herrschenden Lehr- und Bekenntnisgerechtigkeit als „Pietisten" verunglimpft, haben aber durch ihr Thun den Namen im Anfang ihrer Wirksamkeit zu Ehren gebracht. Die Hausversammlungen oder Bibelstunden, Collegia pietatis genannt, welche Spener einrichtete und seine Jünger in seinem Geist fortführten, weckten eine innige und gewissenhafte Religiosität durch erbauliche Auslegung der Heil. Schrift und durch christliches Gespräch. Seine „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche" forderten zu einer Reformation des religiösen Lebens auf: durch die Schrift sollte die Kirche wieder erbaut und der geistliche Stand zur Gottseligkeit erzogen werden, damit das Christentum, in apostolischer Einfalt gepredigt, wieder die Religion des Herzens und der That werde. Spener suchte, unter großer Anfeindung der Orthodoxen, durch Wort und That, durch Predigt, Katechisation

und Erbauungsschriften und besonders durch die im Jahr 1686 unter seinem Einfluß von jüngern Gelehrten in Leipzig gegründete Gesellschaft zur Auslegung und frommen Nutzanwendung der Heil. Schrift religiöses Gefühl, christliche Gesinnung und Glaubensinnigkeit zu erwecken und den theologischen Wortkram zu verdrängen.

Unter Speners Jüngern zeichnete sich besonders aus August Herm. Francke, A. Hermann Francke.
welcher in Lübeck geboren, in Gotha herangebildet nach einigen erfahrungsreichen Lehr- 1663—1727.
jahren sich in Leipzig als Magister niederließ, wo er für eine tiefere Religiosität des Herzens und Lebens thätig war. Seine von Studenten und Bürgern fleißig besuchten Vorlesungen zur Erklärung der Heil. Schrift zogen ihm jedoch bald den Neid und die Feindschaft der rechtgläubigen Eiferer zu, so daß sie seine Vertreibung aus Leipzig bewirkten. Die Übersiedelung Franckes und des gleichfalls aus Leipzig ver- 1690.
drängten freisinnigen Christian Thomasius nach Halle gab Veranlassung zur Gründung dieser Universität, wo Francke eifrig bemüht war, durch Predigten, Bibelauslegungen und Erbauungsschriften einen frommen Sinn, ein gottseliges Leben zu schaffen, die Heil. Schrift in die Hände des Volks zu bringen und in Schule und Haus christliche Gesinnung einzuführen. Das von ihm gegründete Waisenhaus ist „ein Siegesdenkmal des Gottvertrauens und der Menschenliebe“. Einen mystischen Zug brachte in den zunächst rein praktisch gerichteten Pietismus Gottfried Arnold, der in seinen geist- Arnold. 1666—1714.
lichen Liedern religiöses Gefühl der leeren Glätte der Franzosen entgegensetzte und in seiner „unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ das bestehende Kirchensystem und die orthodoxe Schuldogmatik bekämpfte, indem er zu beweisen suchte, daß die beherrschende Kirche zu allen Zeiten weniger vom wahren Geist des Christentums beseelt gewesen sei, als die verfolgten und unterdrückten Sekten. Dieses in herzlicher Sprache und frommer Gesinnung verfaßte Buch, „eine Schutzschrift für Ketzer und Mystiker“, erregte einen Sturm des Beifalls und des Widerspruchs. Die Streitschriften für und wider füllen einen starken Folioband. In seinem „Leben der Gläubigen“ und in seiner „Historie und Beschreibung der mystischen Theologie oder geheimen Gottesgelahrtheit“ zeigt Arnold, wie reich das gottbegeisterte Leben derer ist, die nach einem höhern religiösen Ziel
streben. Arnolds kirchengeschichtliche Erzählungen regten den gelehrten Mosheim zu Lorenz von Mosheim.
ähnlichen Forschungen an, woraus die erste wissenschaftliche Kirchengeschichte ihre Ent- † 1755. Johann Kon-
stehung nahm. Auch Konrad Dippel aus dem Darmstädtischen, ein wegen seiner rad Dippel.
wechselvollen Lebensschicksale wie wegen seiner vielseitigen literarischen Thätigkeit 1673—1734.
viel genannter Schriftsteller, bewegte sich lange in den Ideen und Empfindungskreisen der Pietisten; aber sein beweglicher Geist führte ihn bald zu Widersprüchen und Inkonsequenzen, so daß seine Schriften und sein Leben ein eigentümliches Gemisch von Mystizismus und Rationalismus, von Pietismus und Freigeisterei darstellen.

Anfangs war das Streben und die Wirksamkeit der Pietisten höchst wohlthätig. Sie redeten in der Sprache der Bibel zum Gemüt des Volks, erlösten dasselbe von dem Druck der Schultheologen und Konsistorien und waren redlich bemüht für Erweckung wahrer Religiosität im Herzen des Volks; als aber ihre Gegner, überwunden vom Geist der Zeit, endlich verstummten, da verlor der Pietismus mit dem freien reformatorischen Geist seine Energie und erschien als „mattherzige Gefühlsreligion, welche nächst der Scheu vor jeder weltlichen Freude und Herrlichkeit das Christentum unter dem alleinigen Gesichtspunkt des natürlichen Sündenelends und der Rechtfertigung durch den Versöhnungstod auffaßte“. Ein hochmütiger Sektengeist trat an die Stelle der frühern Herzenseinfalt und Christenliebe und bewirkte, daß der Pietismus die großen Grundgedanken der Reformation in einem sittlich entnervenden Sündenbewußtsein ohne freudige Glaubenssicherheit, in einseitiger Pflege eines ängstlichen und weltflüchtigen Lebens verlor und verspielte. Den wissenschaftlichen Studien abgewandt drang er als

Sektenglauben in einzelne religiös angeregte Laienkreise, wo er in den mittlern und untern Volksschichten durch „Konventikel" sich fortpflanzte, aber auch mitunter in der aristokratischen Welt an Fürsten- und Grafenhöfen als eine Art Modesache gepflegt und von „schönen Seelen" auch ästhetisch schmackhaft befunden wurde. In der Stille des Hauses und der Konventikel verfiel der Pietismus bald der weinerlichen Gefühlsseligkeit und der eitlen Selbstbespiegelung der Auserwählten.

4. Herrnhuter, Methodisten, Swedenborgianer. Zinzendorf. 1700—1760. 1722.

Unter der Form einer Gemeindeverfassung erscheint der Pietismus in der vom Grafen von Zinzendorf gegründeten Herrnhuter Brüdergemeinde. Böhmische und mährische Brüder, die, vor Österreichs Religionsverfolgungen flüchtend, sich auf des Grafen Gütern in der Lausitz niedergelassen und das Dorf Herrnhut gegründet, bildeten die Grundlage der von Zinzendorf selbst eingerichteten Religionsgemeinschaft, die sich dem Lehrbegriff nach der Augsburgischen Konfession anschloß, aber eine eigentümliche kirchlich-politische Verfassung annahm und eine auf genauer Kenntnis aller Mitglieder beruhende strenge Kirchenzucht einführte. Die sanfte, tändelnde, mit sinnlichen Bildern und Gleichnissen überfüllte Sprache der Herrnhuter gab ihren Reden und Liedern, die der unmittelbare Erguß des Herzens sein sollten, ein mattes, süßliches Gepräge. Um den verschiedenen protestantischen Konfessionen den Zutritt zu erleichtern, gestattete Zinzendorf drei Arten (Tropen) des Lehrbegriffs, den mährischen, lutherischen und reformierten; denn das Wesen der Brüderunität sollte nicht in einem besondern Lehrbegriff, sonden in der christlichen Färbung und religiösen Gemütlichkeit und in der traulichsten Liebe zum Heiland bestehen. Das deutsche Element in der Brüdergemeinde bildete mehr das heimatliche Stillleben aus, das mährische aber, dem Leiden und Wirken für den Herrn zur andern Natur geworden war, ergriff die Pilgerschaft, um dem Heiland Seelen zu gewinnen. Glaubensboten (Missionäre) trugen die Ideale der Herrnhuter ins Ausland und unter die Heiden Westindiens, Afrikas und Amerikas; die Heidenmission wurde ein wesentlicher Bestandteil ihres Gemeindelebens. Die Herrnhuter verpflanzten ihr stilles Haus-, Familien-, Handwerker- und Industrieleben unter die heidnischen Naturvölker, um ihnen erst Beispiel und Grundlage für ein höher gestiftetes, nach göttlicher Anordnung eingerichtetes Christenleben mit Familie und Arbeit darzubieten.

Die Verfassung der Herrnhuter Kirchengemeinde ist den ersten Christengemeinden nachgebildet. Älteste, Bischöfe und Diakonen bilden die Vorsteher der Gemeinde, die aus mehreren (nach Alter, Geschlecht und ehelichem Stand getrennten) Chören besteht. Jeder Chor hat einen eignen Chorherrn zur Leitung der Seelsorge und Andachtsübungen. Die ganze Brüder-Unität wird durch die von der Generalsynode ernannten und alle vier bis zehn Jahre ergänzten Ältesten-Konferenzen verwaltet. — Die Kirchenzucht wird streng gehandhabt. Unsittliche werden zuerst durch ernste Ermahnungen zur Besserung aufgefordert; bleiben diese wirkungslos, so erfolgt Ausschließung vom Abendmahl und endlich Ausstoßung aus dem Gemeindeverband. Strenge, auf häufiger Andachtsübung und Kommunion beruhende Kirchlichkeit, verbunden mit Arbeitsamkeit, Reinlichkeit, Fernhaltung weltlicher Mode- und Spielsucht und Lustbarkeit sind die Mittel zur Bewahrung kirchlichen Sinns und eines sittlichen Wandels. Die Geschlechter werden getrennt gehalten und die Ehen nur mit Bewilligung der Ältesten geschlossen. Handel, Gewerbfleiß und Sparsamkeit erzeugen Wohlstand. Eine unter der Leitung der Ältestenkonferenz stehende Gemeindekasse dient zur Unterstützung der Missionen und zur Beförderung der Unitätsinteressen. — Für Erziehung der Jugend zu frommen, sittlichen und thätigen Menschen ist die Brüdergemeinde mehr bedacht als für wissenschaftliche Ausbildung.

Eine ähnliche Erregung wie der deutsche Protestantismus durch die Pietisten und Herrnhuter, erfuhr die englische Kirche durch die Methodisten. Ursprünglich ein

Verein frommer Studenten, die sich zu Oxford um John Wesley sammelten und wegen ihres „pedantisch heiligen Lebens" Methodisten genannt wurden, erlangten sie durch ihre religiöse Tiefe, durch ihren sittlichen Wandel und durch ihre Sorge für die Geringen im Volk in England und Amerika bald eine große Wirksamkeit. Neben Wesley war der eifrige Prediger Whitefield Gründer und Träger des methodistischen Christentums. Die Methodisten schieden nicht aus der englischen Episkopalkirche aus, sondern suchten vielmehr derselben ein „Sauerteig gegen Erstarrung" zu sein; nur wo ihnen die Landeskirchen verschlossen wurden, predigten sie im Freien oder erbauten sich eigne Bethäuser, Tabernakel genannt. Von den anglikanischen Geistlichen vielfach verfolgt, gründeten sie zuletzt einen eignen Gemeindeverband mit strenger Kirchenzucht unter Synoden und Superintendenten. Die Verderbnis des natürlichen Menschen, die Erlösung durch Christi Tod und die Buße und Wiedergeburt bilden die Grundlehren der Methodisten. Als Anfang eines neuen gottseligen Lebens fordern sie eine „im Bewußtsein bemerkte, gern auch leiblich stürmisch verkündete Zeit des Durchbruchs zur Gnade". Mit den Herrnhutern haben sie die Gliederung der Gemeinde in Klassen und Unterabteilungen gemein. In der Ansicht von der Gnadenwahl trennten sie sich in calvinistische Whitefieldianer und in arminianische Wesleyaner. Die Methodisten nahmen sich des armen verwahrlosten Volks an und brachten den Sklaven in Westindien und Amerika den Trost des Evangeliums und die Hoffnung der Erlösung. Wilberforces heiliger Kampf für die Freiheit ist vom Methodismus ausgegangen.

John Wesley 1703—1791. *Georg Whitefield. 1714—1770.*

Um dieselbe Zeit stiftete Emanuel von Swedenborg, ein vielseitiger, durch gründliche Schriften über Mechanik und Bergbaukunde ausgezeichneter Gelehrter von Stockholm, die Kirche des neuen Jerusalem. Dieses Forschen nach den Geheimnissen der Natur, innere religiöse Kämpfe und das Studium der mystischen Schriften von Jakob Böhme und andern Geistesverwandten führten ihn zum Glauben, des Umgangs mit Geistern gewürdigt zu sein, zu denen er, wahrscheinlich in magnetischen Zuständen, bald in den Himmel, bald in die Hölle verzückt wurde. Das dort im Geist Erschaute gab er der Welt sinnreich kund, ehe er sich durch eine vom Herrn selbst ausgehende Offenbarung berufen fühlte, „zur Rettung aus dem Verfall des Christentums seit der Synode von Nicäa die Kirche des neuen Jerusalem zu gründen, als das dritte Testament und die geistige Wiederkunft Christi". In Schweden sind seine Ansichten weit verbreitet, in Württemberg fand der nordische Seher einige eifrige Anhänger, in England und Nordamerika bildeten sich einzelne Kirchengemeinschaften nach seinen Grundsätzen, die auf einen „phantastischen Rationalismus" hinausgehen, daher einige seiner Anhänger sich zu den geheimnisvollen Erscheinungen der Natur und des Geisteslebens hinneigten, andre das Christentum als Vernunftreligion auffaßten.

Swedenborg. 1688—1772.

4. Bewegungen auf dem Gebiet der Litteratur.

1. Allgemeines.

Der Übergang vom siebzehnten ins achtzehnte Jahrhundert trug mancherlei Keime eines neuen litterarischen Lebens in seinem Schoß. Wir haben bereits den Mann genannt, in dessen Auftreten ein tiefer reformatorischer Zug zu erkennen ist: Christian Thomasius (S. 738). Sein ganzes Leben war ein Kampf gegen das pedantische Verharren bei abgelebten Formen und veralteten Anschauungen. Wir wissen, wie tief die Professorenkreise erregt wurden, als er sich in Schriften und Vorlesungen der deutschen Sprache zu bedienen begann,

Reformatorische Bestrebungen.

das Verfahren der Franzosen zur Nachahmung empfahl und nach dem Vorbilde von Bayle und Le Clerc eine deutsche kritische Litteraturzeitung begründete, mit satirischen und polemischen Ausfällen auf die Erscheinungen des Tages. Schon vorher hatte er nach dem Vorgang von Hugo Grotius und Pufendorf das Naturrecht aus der eingebornen sittlichen Anlage des Menschen herzuleiten gesucht, nicht aus der Heil. Schrift und aus aristotelisch-scholastischen Begriffsbestimmungen. Seit seiner Übersiedelung nach Halle machte er gemeine Sache mit Hermann Francke und den Pietisten, weniger aus innerer Übereinstimmung mit ihren religiösen Tendenzen und Zielen, als weil er in ihnen aufrichtige und begeisterte Streiter gegen einen gemeinschaftlichen mächtigen Feind erblickte. Er kam sich vor wie „ein Überläufer, welcher wider einen Tyrannen, der die Freiheit der Republik unterdrücken will, die Waffen ergreift“. Die Wut der Leipziger, welche die neue Universität ein „höllisches“ Institut nannten und meinten, es gebe daselbst nur „Halloren und Hallunken“, war ein ohnmächtiger Aufschrei gegen eine neue Zeitrichtung, die auf verschiedenen Wegen eindringend die Ketten der Vorurteile zu zerreißen bestrebt war und Lehr- und Gewissensfreiheit als Menschenrecht forderte. Die Leibniz-Wolffsche Philosophie, die wir früher in ihren Grundzügen und Richtungen kennen gelernt haben, wirkte anregend und befruchtend auf das Denkvermögen und den Forschungstrieb des Zeitalters; sie führte zu einer freieren Auffassung und unbefangenen Prüfung der Glaubenslehren und der Heil. Schriften, zur Emanzipation der philosophischen Spekulation von der kirchlichen Dogmatik. Wir werden an einem andern Ort die englischen Freidenker kennen lernen, die auf den Entwickelungsgang dieser religions-philosophischen Gedankenthätigkeit in Deutschland zurückwirkten. Schon bei Dippel war eine Einwirkung des englischen Deismus zu erkennen. Noch bemerkbarer war dessen Einfluß bei Joh. Christ. Edelmann aus Weißenfels (1698—1767), der in seinen Schriften („Die Göttlichkeit der Vernunft“, „Der unbekannte Gott“, „Moses mit aufgedecktem Angesicht“) eine Religion verkündete, die losgerissen von Bibel und Kirchenlehre sich aus der Vernunft und der Betrachtung der Natur ergebe. Jeder Mensch sei ein „unvollständiges Organ des Allgeistes und göttlichen Logos“, Christus selbst wahrer Mensch, aber mit ausnehmenden Gaben und Tugenden ausgerüstet, die Bibel ein menschliches Schriftwerk, unzulänglich für die Gotteserkenntnis. Von Armut gedrückt wanderte er in Sachsen und Preußen umher, angefeindet, verachtet und verfolgt. Von der innern Verbindung der Freidenker und Pietisten zeugt auch die tiefironische Schrift „über die Unnötigkeit guter Werke zur Seligkeit“, die man lange dem Satiriker Liscow zugeschrieben hat.

Einflüsse der englischen Litteratur. Auch auf andern Gebieten empfing das deutsche Volk, das noch unsichern Schrittes einherging und im politischen wie im geistigen Leben seine Blicke nach dem Ausland gerichtet hielt, Anregungen und Impulse aus England. Die Verbindung des königlichen Hauses mit Hannover und Preußen belebte und erleichterte den Verkehr und den Austausch der Ideen. Die Romanschriftstellerei, die

schon im siebzehnten Jahrhundert ihre Vorbilder aus der Fremde entlehnt hatte (S. 729 f.), ergriff mit Begierde den neuen Stoff, der durch Defoes Robinson Crusoe verbreitet ward. Nicht nur daß eine Menge Übersetzungen und Bearbeitungen des Buches unternommen wurden, die „Robinsonaden“ bildeten eine eigne Gattung wundersüchtiger Reise- und Abenteurergeschichten, welche allmählich die ältern Schelmenromane, die „Geschichtgedichte“ eines Birken und die breite „Exzerptenpoesie“ eines Lohenstein, Ziegler, Happel u. a. zurückdrängten. Auf diesem Boden erwuchs „Die Insel Felsenburg“, ein Roman, der in ungelenker Sprache und pedantisch- unbehilflicher Form eine Welt voll Gemütlichkeit, Seelenfrieden und praktischer Tugend schildert, ein idyllisches Gemälde voll Natur, Unschuld und Freiheit, um so wirksamer, je weniger die dargestellten Züge dem wirklichen Leben glichen*). Nicht minder machte sich der englische Einfluß auf andre Gattungen der Poesie bemerkbar. Wir wissen, daß Brockes in seiner Naturmalerei mit eingestreuten religiösen und philosophischen Reflexionen englische Vorbilder vor Augen hatte (S. 736). Denselben Charakter und dieselbe naturfromme Tendenz tragen auch die Dichtungen von K. Fr. Drollinger aus Durlach an sich. Wie der Hamburger Poet verband auch der in Basel wohnhafte süddeutsche Dichter die Eigenschaften des Malerischen, Musikalischen und Lehrhaften in seinen auf höhere, meistens religiöse Gegenstände gerichteten Naturgesängen, und sein Freund- und Geistesverwandter Haller aus Bern, der durch seine vieljährige Wirksamkeit an der Universität Göttingen den englischen Schriftstellern näher gerückt war, hat in seinem trefflichen Natur- und Sittengemälde „Die Alpen“ dieser Richtung den edelsten Ausdruck gegeben. Von der Zeit an wurde die Schweiz ein Hauptsitz jener Dichtungsgattung, welche der Natur und dem Göttlichen zugewandt, mehr Wert legte auf ernsten würdigen Inhalt, als auf kunstreiche Form, ihre Meister mehr in der englischen als in der französischen Litteratur suchte, neben dem Verstand die Welt der Empfindung und des Gefühls

---

*) Der weitschweifige Titel bezeichnet den Inhalt in folgender Weise: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsen, welcher in seinem achtzehnten Jahr zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch selbvierter an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Übersteigung das schönste Land entdeckt, sich selbst mit seiner Gefährtin verheiratet, aus solcher Ehe eine Familie von mehr als dreihundert Seelen erzeuget, das Land vortrefflich angebauet, durch besondere Zufälle erstaunenswürdige Schätze gesammelt, seine in Deutschland ausgekundschafteten Freunde glücklich gemacht, am Ende des 1728sten Jahres, als in seinem hunderten Jahre, annoch frisch und gesund gelebt und vermutlich noch zu dato lebt, entworfen von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne Monf. Eberhard Julio, kurieusen Lesern aber zum vermutlichen Gemütsvergnügen ausgefertigt, auch par Commission dem Druck übergeben von Gisandern.“ Der zweite Teil vom Jahr 1732 enthält „Fortgesetzte Geschichtsbeschreibung Alberti Julii und seiner auf der Insel Felsenburg errichteten Kolonien“, der dritte und vierte aus den Jahren 1737 und 1743 die Geschichte und Lebensbeschreibungen der von den ersten Ansiedlern abstammenden und der inzwischen von außen eingewanderten Inselbewohner. Hettner, D. Litteraturgesch. I. (III.) S. 324.

zur Geltung kommen ließ und mehr der epischen und schildernden Lehrdichtung als der dramatischen Poesie ihr Interesse und ihre Thätigkeit widmete. Wir werden sogleich erfahren, zu welchen litterarischen Kämpfen diese Gegensätze führten, als die Schweizer in Klopstock, der in die von Milton gewiesene Bahn einschlug, einen mächtigen Bundesgenossen erhielten. Auch der lyrische Dichter Hagedorn, wie verschieden er immer in seinen Gedichten und Lebensanschauungen von Haller und dessen Nachahmern (Creuz, Triller, Dusch u. a.) sein mochte, war von englischen Einflüssen angeregt und durchdrungen, ging aber seine eignen Wege.

Der französische Kunstgeschmack.

Ohne Zweifel entsprach diese innerliche Poesie, die in den beiden Zürichern Bodmer und Breitinger ihre Vorfechter hatte, mehr der Zeitrichtung und Gemütsanlage des deutschen Volks, namentlich in den Ländern protestantischer Konfession; allein Frankreichs Litteratur und Kunstgeschmack wurzelten zu tief, als daß dieselben nicht noch längere Zeit das Feld hätten behaupten sollen. Wir wissen ja, wie sehr das französische Wesen, die Bildung, Mode und Sprache der vornehmen Gesellschaft von Paris und Versailles die Herrschaft in Deutschland, ja in ganz Europa erlangt hatten. Gegenüber dieser von Hof- und Adelskreisen begünstigten aristokratischen Bildung und Litteratur konnte die bürgerliche Lehr- und Naturdichtung von christlich-gläubiger Färbung, mit moralischen und teleologischen Tendenzen nur mühsam in die Höhe kommen. Wie in der Politik Frankreich das gebietende oder doch ein sehr gewichtiges Wort führte, so auf dem Feld der Ästhetik und des Geschmacks die formgewandten klassischen Dichter und Schriftsteller aus der Glanzperiode der beiden Ludwig. Die dramatische Dichtung, die dort vorzugsweise ausgebildet und gepflegt wurde, entsprach auch in den deutschen Haupt- und Residenzstädten am meisten den vornehmen Kreisen. Dazu kam noch, daß die französische Kunstübung von einem Mann empfohlen und begünstigt wurde, der fast zwei Jahrzehnte hindurch als höchste Autorität im Reich des Schönen galt und Geschick und praktische Gewandtheit genug besaß, seine Ansichten und Doktrinen in den weitesten Kreisen zur Geltung zu bringen. Dieser Mann war Joh. Christoph Gottsched in Leipzig, der durch seine eignen zahlreichen Schriften wie durch seine Schüler und Freunde eine Litteratur zu begründen oder zu erhalten suchte, die ihre Formen und Gesetze aus den klassischen Vorbildern Frankreichs entlehnte, in der korrekten Regelrechtigkeit ihre Vorzüge suchte. Wenn auch nicht ohne Verdienste und anregende Wirksamkeit, besaß doch Gottsched nicht die geistige Befähigung zu einer ästhetischen und kritischen Diktatur, wie er sie anstrebte. „Er war zu kurzsichtig und engherzig, zu sehr eigenmächtiger Pedant, um nicht alsbald bei den Einsichtigen mancherlei Bedenken, dann entschiedenen Widerspruch zu erregen und zuletzt sich Hohn und Verachtung zuzuziehen.“ Eine Poetik, die im wesentlichen auf eine „Anleitung Gedichte zu fertigen“ hinauslief, bewegte sich auf einem zu niedrigen Standpunkt für eine strebsame Zeit. Breitingers Dichtkunst hatte zwar auch kein hohes Ideal im

Auge, doch stellte sie Gemüt und Phantasie über die Verstandesarbeit des sächsischen Ästhetikers. Ein Verdienst bleibt jedoch Gottsched unbestritten: er hat die Idee einer Gesamtlitteratur gefaßt und die deutsche Sprache ausgebildet und in alle Kreise zu verbreiten gesucht. In dem Streben, die in den Kurialstil festgefrorne deutsche Sprache in Fluß und Bewegung zu bringen, hielt er mit Wolff und Thomasius gleichen Schritt. Daß die Häupter der beiden Richtungen in einen heftigen Kampf geraten würden, war vorauszusehen. Der Ausgang dieses Kriegs bezeichnet den Anfang einer neuen Periode der deutschen Litteratur und Poesie, aus welcher die herrlichsten Blüten entsprießen sollten. Ein Kreis von jüngern Schriftstellern, zu dem Gellert, der Dichter vielgelesener Fabeln, Kirchenlieder und Schauspiele, Rabener, der Satiriker und Briefsteller und Zachariä, der Verfasser komischer Heldengedichte, gehörten, vereinigte sich zu einer litterarischen Zeitschrift „Bremer Beiträge" genannt und suchte neue Wege. Ihnen gesellte sich in der Folge Klopstock bei, der Bahnbrecher und Führer des großen klassischen Kunstlebens in Deutschland.

2. Ausführungen.

1. Haller und Hagedorn. Der bedeutendste unter den Lehrdichtern, die wie Brockes in die Fußstapfen der Engländer traten, war Albrecht von Haller (geb. in Bern 1708, Professor der Medizin in Göttingen, gest. als Direktor der Salzwerke zu Bex im Kanton Wallis 1777), einer der größten Gelehrten aller Zeiten und als wissenschaftlicher Schriftsteller (über Medizin und Botanik) nicht minder berühmt wie als Dichter, Romanschreiber und Geschichtskenner. In dem historischen Roman „Usong" beschrieb er das Leben des Turkmenenfürsten Usunhasan (IX, 244) wie Xenophon in der Kyropädie das Leben des Cyrus. Haller war ein ernster, ja zuweilen finsterer und schwermütiger Mann, der in christlicher Strenggläubigkeit die Ruhe seiner Seele suchte und als warmer Apologet der christlichen Lehre auftrat. Kraft und Gewandtheit der Sprache sind seine Vorzüge, wenngleich das Streben nach Kürze und Gedrungenheit seinen Stil zuweilen unklar machte. Betrachtender Verstand beherrschte bei ihm die Einbildungskraft. Sein berühmtestes Werk ist das weitverbreitete Lehrgedicht „Die Alpen", worin die Naturansichten jener großartigen Schweizergegend malerisch beschrieben, die schlichten Sitten des Volks geschildert und die Reize eines einfachen Naturlebens gepriesen werden, kräftig und würdig, wenn auch in ungelenken Versen. Sein philosophisch-religiöses Gedicht vom Ursprung des Übels kann als Vorläufer der Messiade gelten. Ebenso bedeutend für die neue Gestaltung der Dichtkunst wie Haller, wenngleich an Charakter und Richtung der Gegensatz zu ihm, ist Friedrich von Hagedorn aus Hamburg. Stößt Haller durch seinen Ernst und seine Verschlossenheit zurück, so zieht Hagedorn durch seine gutmütige, heitere und gesellige Natur und durch seine sokratische Lebensansicht an, so daß sich dieser ebensoviele Freunde erwarb, als Haller Anfechtungen und Kämpfe zu bestehen hatte. Haller hielt sich lediglich an die Engländer und an Virgil, der feine Weltmann Hagedorn dagegen ging auch bei den eleganten französischen Schriftstellern in die Schule; er nahm in der Fabel und poetischen Erzählung Lafontaine zum Vorbild, im heitern Lied und in der Epistel dagegen hatte er Horaz vor Augen, ein Meister in der leichtern „Poesie der Grazien".

Haller. 1708—1777.

Hagedorn. 1708—1754.

Gottsched. 1700—1766. 2. Gottsched. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts übte im nördlichen Deutschland ein Mann von untergeordneten Talenten aber vielseitiger Thätigkeit eine diktatorische Gewalt über Litteratur und Geschmack — Johann Christoph Gottsched aus der Provinz Preußen, Professor an der Universität Leipzig. Durch Menke, bei dem er anfangs Hauslehrer war, kam er in die 1728 gegründete deutsche Gesellschaft, wurde bald Haupt derselben und übte durch sie mächtigen Einfluß auf die vielen ähnlichen Verbindungen in den sächsischen und preußischen Städten, die sich an die Leipziger Genossenschaft anlehnten. Geleitet von der Idee einer deutschen Gesamtlitteratur, welche der Litteratur fremder Völker sich ebenbürtig an die Seite stellen sollte, gründete er in Leipzig eine deutsche kritische Zeitschrift, die unter verschiedenen Namen („Die vernünftigen Tadlerinnen", „Der Biedermann", Kritische Beiträge", „Neuer Büchersaal" u. s. w.) lange Jahre bestand und eine Menge Nachahmungen in den Provinzialstädten hervorrief, die Auszüge aus jener enthielten. Als Verehrer von Opitz und den Schlesiern hatte er die zahlreichen Anhänger dieser Schule auf seiner Seite; als Lehrer der Poesie und Redekunst bildete er Schüler, die nach seinem Beispiel und Vorgang die vaterländische Sprache aus ihrem Verfall zu heben bemüht waren und ihm Beifall und Anerkennung in reichlichem Maße zollten. Die Anhänger der Leibniz-Wolffschen Philosophie gewann er dadurch, daß er nach ihrem System seine „kritische Dichtkunst" entwarf; aus diesem Werk, wie aus seiner Redekunst, Sprachkunst u. a. verfertigte er für die sächsischen Schulen Lehrbücher, die allgemeine Geltung erhielten. Als Verehrer der französischen Dichter, deren Regeln er neben den Mustern der Alten als maßgebend für die formelle litterarische Bildung ansah und deren Werke er und seine, ihm an Geschmack und Talent weit überlegene Frau (Luise geb. Culmus) um die Wette ins Deutsche übersetzten, erlangte er die Gunst der vornehmen Welt, der er bei jeder Gelegenheit seine Huldigung darbrachte; durch Widerstand gegen die hereinbrechende Freigeisterei erwarb er sich das Zutrauen der Frommen und durch Loben und Anpreisen mittelmäßiger Talente gewann er sich einen Schwarm von Freunden und Verehrern. Er war der allgemein gefeierte Kunstrichter; sein Urteil galt als unfehlbares Gesetz des Geschmacks, so daß er die Dreistigkeit hatte, in seiner Redekunst seine eignen Werke als Muster neben die Alten zu stellen. Ohne Begriff von einem freien Wachstum der Poesie glaubte er, daß man bloß die Gesetze und Regeln der Dichtkunst zu erfinden brauche, um poetische Werke machen zu lernen, und trat daher keck nicht nur als Geschmacksrichter, sondern auch als Musterdichter und Wiederhersteller der dramatischen Poesie auf. Die feierliche Verbannung des Harlekin (Hanswursts) vom Leipziger Theater war das Signal, daß die bisherigen Volksschauspiele mit ihren gemeinen Späßen und die abenteuerlichen „Haupt- und Staatsaktionen" mit ihrem „Mordspektakel" und ihrem Schwulst und Schmutz von der Bühne verschwinden sollten; kunstgerechte französische Dramen, in deutsche Alexandriner gekleidet, traten an die Stelle, bis Gottsched selbst eine regelrechte Tragödie in französischem Geschmack: „Der sterbende Cato", nach Addisons frostigem Stück als Muster eines deutschen Originalschauspiels aufstellte. Dieses wertlose Drama, das in der von ihm veranstalteten deutschen Schaubühne an die Spitze gestellt ward, erlebte in kurzem zehn Auflagen. Doch war es den Bemühungen Gottscheds und der mit ihm befreundeten Schauspielerin Frau Karoline Neuber, deren Mann die Leipziger Bühne leitete, zuzuschreiben, daß die Kluft geschlossen ward, welche solange zwischen der Dichtkunst und Schauspielkunst, zwischen der höhern Bildung und dem volkstümlichen Theater lag.

3. Gottsched und die Schweizer. Während im deutschen Norden Gottscheds Worte wie Orakelsprüche verehrt wurden, erhob sich in der Schweiz gegen den pedan-

tischen Geschmacksrichter ein gewaltiger Sturm, der zur Folge hatte, daß sein Truggebäude umgestürzt und er mit Hohn von dem angemaßten Posten vertrieben wurde. In Zürich nämlich scharten sich um **Joh. Jak. Bodmer**, einen beweglichen witzigen Bodmer. 1698–1783.
Schriftsteller von vielen, wenn auch nicht gerade tiefen Kenntnissen und von großer Belesenheit, eine Anzahl strebsamer Männer, unter denen **Joh. Jak. Breitinger** Breitinger. 1701–1776.
durch Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn hervorragte. Diese waren ebenso tiefe Bewunderer der englischen Litteratur, wie Gottsched der französischen, daher bald Reibungen zwischen beiden entstanden. Die Züricher, die einen litterarischen Verein gebildet, gingen in ihren „Diskursen der Maler“ den Wochenschriften und Zeitungen, die in Gottscheds Diensten standen, zu Leibe. Dies ärgerte den Leipziger Professor und er trat daher, als Bodmer Miltons Verlornes Paradies übersetzte, gegen den englischen Dichter und dessen religiöse Poesie in seinen kritischen Beiträgen mit scharfem Tadel auf. Diese Kritik war der Anfang eines folgenreichen litterarischen Kampfes, worin man mit Ernst und Gelehrsamkeit, wie mit Spott und Satire das Wesen und Ziel der Dichtkunst zu ergründen und festzusetzen suchte. Zu den Schweizern gesellte sich der kräftige, durch klassische und englische Litteratur gebildete **Christian Ludw. Liscow** (aus Liscow. 1701–1760.
dem Schwerinschen), der mit einer bis dahin unerhörten Schärfe des Spottes und der Ironie und in einer musterhaften deutschen Prosa bald gegen die orthodoxen Theologen, bald gegen die pedantischen Gelehrten und Schulmänner, bald gegen die erbärmlichen Schriftsteller und kritischen Wochenschriften zu Felde zog („Von der Vortrefflichkeit und Notwendigkeit elender Skribenten“). Die derben Satiren eines Mannes, der als diplomatischer Agent des Herzogs Leopold von Mecklenburg, dann als Sekretär der Minister Danckelmann und Brühl mit der vornehmen Welt vertraut war, mußten, da sie mit ihren Angriffen auf Gottscheds Günstlinge den Meister selbst trafen, das Ansehen des gravitätischen Kunstrichters gewaltig erschüttern. Von den zahlreichen Schriften, die innerhalb fünfzehn Jahren von den Schweizern gegen Gottsched und seine Ansichten gerichtet wurden und eine gänzliche Niederlage desselben zur Folge hatten, ist vor allem Breitingers kritische Dichtkunst zu erwähnen, in welcher ein den Gottschedschen Grundsätzen entgegengesetztes System aufgestellt ward. Entwickelt auch Breitinger in diesem System Ansichten, die beweisen, daß er von Kunst und Ideal keinen Begriff hatte, indem er die Fabel, weil sie zugleich nütze und ergötze, als die höchste Dichtungsgattung hinstellt, so wird darin doch Phantasie und schöpferische Kraft als das Wesen der Dichtkunst der trockenen, auf Regeln aufgebauten Verstandespoesie Gottscheds entgegengesetzt. — Zugleich suchte Bodmer durch die Herausgabe der Minnesänger, der Nibelungen, des Parzival und andrer mittelalterlichen Dichtungen das Ansehen Gottscheds, der das Romantische gänzlich verwarf, bei der Nation herabzusetzen. Ihr Zweck wurde erreicht. Gottsched, übermütig und durch den lange genossenen Beifall verwöhnt, verkannte die Richtung der Zeit und glaubte durch Schmähungen und Verdächtigungen seiner Gegner den Sturm beschwichtigen zu können. Aber er erlitt eine vollständige Niederlage; und als er sich nachher in thörichter Verblendung auch gegen Klopstocks Messiade erklärte und das von der Nation mit Begeisterung aufgenommene Gedicht durch das elende Machwerk eines seiner Anhänger („Hermann, oder das befreite Deutschland“ von Christoph Otto Freiherr von Schönaich) zu verdunkeln meinte, verlor er so sehr alles Ansehen, daß er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens fast in Vergessenheit zubrachte. Sein Plan einer Übersiedelung nach Wien, um dort für die deutsche Bühne zu wirken, mißlang; sein Landsmann Pyra bewies in einer kritischen Abhandlung, „daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe“; seine Zeitschriften konnten sich nicht mehr halten; seine Lehrbücher wurden durch bessere verdrängt; in der akademischen Wirksamkeit wurde er von Gellert u. a. überflügelt;

sein Cato ward von der Schauspielerin Neuber, die ihn früher in seinem Streben für kunstmäßige Bühnenstücke thätig unterstützt hatte, mit der er aber zerfallen war, so lächerlich dargestellt, daß das Publikum nunmehr verspottete, was es früher bewundert hatte, daß Oper und Volkslustspiel wieder auf die Bühne zurückkehrten und somit auch seine ernsten und anerkennenswerten Bestrebungen um die deutsche Dramatik, die er durch mehrere Sammelwerke wesentlich gefördert („Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst von 1450 an“ und „Die deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten“), in Dunst aufgingen. Wäre nicht sein Anhänger, der dramatische Dichter Joh. Elias Schlegel so früh aus der Welt gegangen, so hätte Gottsched auch in ihm einen Gegner gefunden, denn Schlegel hatte bereits in mehreren Abhandlungen dem englischen Drama, insonderheit Shakespeare den Vorzug vor den klassischen Bühnenstücken der Franzosen eingeräumt. Ja sogar Gottscheds unbestreitbare Verdienste um die deutsche Sprache, für deren Verbreitung und Veredelung er nach Kräften gearbeitet, wurden in Frage gestellt.

4. Die Verfasser der Bremer Beiträge. Nun wendeten sich Gottscheds begabteste Schüler von dem Meister und seinem treuen Schildträger Schwabe, dem Herausgeber „der Belustigungen des Verstandes und Witzes“, ab, und gründeten eine eigne Zeitschrift: Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, die von dem Druckort Bremen „Bremer Beiträge“ genannt und von dem feinen Kritiker

Gärtner. 1712—1791. Chr. Gärtner aus Freiberg geleitet wurde. Die Mitarbeiter dieser Zeitschrift, eine Anzahl talentvoller junger Männer, traten zu Leipzig in einen Bund zusammen, der nach Hagedorns Vorbild heitere Geselligkeit und erlaubten frohen Lebensgenuß, der steifen Gelehrtensitte Gottscheds entgegen, als Zweck aufstellte. Das Band inniger Freundschaft umschlang alle, und so verschieden auch die spätern Schicksale und Richtungen der einzelnen Mitglieder waren, so gedachten doch alle stets liebevoll dieser Jugendzeit und beklagten in vielen Gedichten die Trennung von den Freunden und das Aufhören jener frohen Geselligkeit. Später wurde Klopstock, der Hochgefeierte, die Seele des Leipziger Bundes. Dies hatte zur Folge, daß eine elegisch-sentimentale Stimmung an die Stelle der ursprünglichen Heiterkeit trat, und daß ein Ton der Schwermut in die lyrischen Gedichte Eberts, Gieseckes u. a. einkehrte, eine Stimmung, die in der von Ebert übersetzten Lehrdichtung „Nachtgedanken“ des englischen Geistlichen Young ihren beredtesten Ausdruck erhielt. Tiefes Gefühl für Freundschaft war der vorherrschende Zug dieses von Klopstock in der Ode Wingolf poetisch geschilderten Dichterkreises und Kampf gegen die einreißende Freigeisterei die einzige Polemik ihrer sonst friedfertigen Gedichte. Es waren Männer von mäßigen Talenten, die keinen höhern Flug nahmen, sondern sich verständig nahe an der Erde hielten; aber ihre Schriften, breit, redselig und populär, drangen in die bürgerlichen Kreise ein, die sie für edlere Bildung, für Sittlichkeit und christliche werkthätige Tugend zu erwärmen verstanden. Unter den Mitgliedern dieses litterarischen Kreises waren Rabener, Gellert und Zachariä die hervorragendsten.

Rabener. 1714—1771. Gottl. Wilh. Rabener aus Wachau bei Leipzig ist als heiterer Gesellschafter, tüchtiger Beamter (Steuerrevisor) und edler uneigennütziger Mann höher zu achten, denn als Schriftsteller in seinen Satiren. Statt nämlich, wie der echte Satiriker sollte, die moralischen Fehler und Gebrechen der Zeit, die den Entwickelungsgang der Nation hemmten, zu züchtigen, die fressenden Schäden der Gesellschaft anzugreifen, wendete sich Rabeners zahme Satire gegen die Äußerlichkeiten des bürgerlichen Lebens und die Thorheiten des geselligen Verkehrs der mittlern Klassen und statt seine Geißel über die höhern Stände zu schwingen und die Quelle des Verderbnisses dem Volk kenntlich zu machen, richtete der vorsichtige, kluge Mann seine Angriffe gegen rohe Landjunker,

gegen klatschende Frauen, gegen pedantische Schulmeister u. dgl. m. und zog, um ja jede persönliche Anspielung zu verhüten, alles ins Breite und Allgemeine. Bodmer sagte, Liscow habe der Habichte Schnäbel und Fittiche beschnitten, Rabener nur Elstern und Hähne verfolgt. Ohne Phantasie und Verstandestiefe, ohne Kühnheit und Schärfe, klebte Rabener an der langweiligen Alltäglichkeit des bürgerlichen Lebens. Darum blieb auch der friedliebende, gutmütige Mann ruhig und unangefochten in seinem Steueramt, selbst unter Brühls Verwaltung, indes Liscow einige Zeit im Gefängnis schmachten mußte und seiner Stelle entsetzt wurde. Die Leute waren freilich damals so empfindlich gegen jede Stichelei und Anspielung, daß Rabener nicht wagen durfte, kühner aufzutreten. Hatte ja doch sogar der sanfte, bescheidene, von christlicher Demut, Frömmigkeit und Tugend durchdrungene Christian Fürchtegott Gellert durch sein Lustspiel „Die Betschwester" Anstoß gegeben. — *Gellert*, Sohn eines Predigers aus Hainichen in Gellert. 1715–1769. Sachsen, war ein fruchtbarer, vielgelesener und vielbewunderter Dichter und Schriftsteller, der sich in allen Gattungen der Poesie versuchte. Schwermut und Ernst, die Folge einer pedantisch-strengen Erziehung und eines siechen Körpers, machten ihn für die Genüsse des Lebens unempfänglich und trieben ihn zu Andachtsübungen, zu ängstlichen Selbstprüfungen und Selbstquälereien, die seine guten Stunden verkümmerten. Von diesen Stimmungen geben seine Gedichte und Erzählungen Zeugnis, sie tragen einen moralischen Charakter an sich und hatten gerade deshalb und wegen der leichten gefälligen Sprache eine große Wirkung und Verbreitung. Gellerts Schriften, sagt Goethe, seien lange Zeit das Fundament der sittlichen Kultur der Deutschen gewesen. Selbst dem nach den Vorbildern Richardsons angelegten Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin von G." liegt eine moralisierende Tendenz zu Grunde, so bedenklich auch die Wege sind, auf denen das Pflichtgefühl zum Sieg schreitet. Mit den Jahren nahm Gellerts Sittenrichterstrenge und sein christlicher Eifer zu, er ging auf Seelenrettungen aus, verdammte selbst seine unschuldigsten Jugendgenüsse, seine Beschäftigungen mit der Fabel und dem Lustspiel, und widmete seine litterarische Thätigkeit hauptsächlich dem geistlichen Lied. Als Lehrer an der Universität Leipzig war Gellert von der größten Wirksamkeit. Er las über Dichtung, Beredsamkeit und Moral, verband mit seinen Vorlesungen stilistische Übungen und ließ sich zu diesem Behuf von seinen Zuhörern Gedichte, Briefe, Reden und Abhandlungen einreichen, die er mit Bescheidenheit und Sorgfalt durchging und beurteilte. Nicht bloß bei den Studenten, die sich in großer Zahl um ihn scharten, sondern bei allen Ständen war Gellert in höchstem Ansehen, er wurde von jedermann um Rat angegangen, seinen Empfehlungen schenkte man blindes Vertrauen, und die Briefe, die er zu schreiben hatte, waren unzählig. Ganz Deutschland trauerte über seinen Tod, die Klagelieder bildeten eine ganze Sammlung. Gellerts *geistliche Lieder*, worin Innigkeit des Gemüts mit lehrhaften Verstandesbetrachtungen gemischt ist, sind noch jetzt ein wesentlicher Bestandteil der evangelischen Kirchengesangbücher: seine *Fabeln und Erzählungen* waren und sind zum Teil noch ein Lieblingsbuch des Volks. In der Fabel betrat Gellert die Bahn der Franzosen, besonders Lafontaines; die kurze äsopische Fabel von angeborner Kraft und natürlicher Derbheit konnte einem Geschlecht von gekünstelter Bildung nicht behagen; daher wurde der Ton verfeinert, die Erzählung breiter und an die Stelle der derben Natur traten sittsame Scherze und moralische Bemerkungen. Gellerts Beispiel diente den meisten übrigen Fabeldichtern als Richtschnur. Unter diesen sind am bekanntesten *Magnus Gottfr. Lichtwer* aus Wurzen, dessen Fabeln jedoch mehr Lichtwer. 1719–1783. Lebendigkeit und Eigentümlichkeit beurkunden, als die Gellertschen, und *Gottl. Konr. Pfeffel* aus Kolmar im Elsaß. Ein großer Teil der Lichtwerschen Fabeln Pfeffel. 1736–1809. wurde, ohne Wissen und Willen des Verfassers, von Ramler und Lessing umgearbeitet

und unter seinem eignen Namen als verbesserte Ausgabe bekannt gemacht, was natürlich einen heftigen litterarischen Streit zur Folge hatte. Manche seiner Fabeln, z. B. „Die seltsamen Menschen", „Die Katzen und der Hausherr", sind durch lebendige Darstellung ausgezeichnet. Pfeffel, der mit Gemütsruhe und Heiterkeit das große Leiden einer fünfzigjährigen Blindheit ertrug, lehnte sich noch näher als seine Vorgänger an die französischen Fabeldichter Lafontaine und Florian an und ahmte sie auch in der glatten Form und zierlichen Darstellung nach. Erst Lessing suchte der Fabel wieder den antiken Charakter der gedrungenen Kürze zurückzugeben. Auch Fr. W. Zachariä aus Frankenhausen gehörte dem Leipziger Verein an. Er hat mehrere komische Epopöen, worin ein kleiner Gegenstand in dem großen Stil des ernsten Epos behandelt wird, verfaßt (Renommist, Phaethon, Das Schnupftuch, eine Nachahmung von Popes Lockenraub, Murner in der Hölle u. a.), die, so arm sie auch an Erfindung sind, doch als Zeit- und Sittenschilderung Bedeutung haben und eine Menge Nachahmungen hervorriefen, besonders als die feierliche Seraphendichtung in der Messiade zu Parodien aufforderte. Die Freude am Heimischen und Selbsterlebten hat dem „Renommist", dessen Gegenstand frisch aus dem Leben und der Gegenwart genommen ist, lange die Gunst der deutschen Leserwelt erhalten.

Zachariä. 1726–1777.

Einer der geistreichsten Schüler Gottscheds war der Mathematiker und Epigrammendichter Abrah. Gottl. Kästner aus Leipzig, dessen „Sinngedichte" voll treffenden Witzes dem Bedeutendsten beizuzählen sind, was jene Zeit hervorbrachte. In dem litterarischen Streit zwischen Gottscheb und den Schweizern behauptete er eine unabhängige Stellung und richtete seine Pfeile nach beiden Seiten.

Kästner. 1719–1800.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Weber, Georg, 1808-1888

Allgemeine Weltgeschichte

Bd.: 12

Leipzig 1887